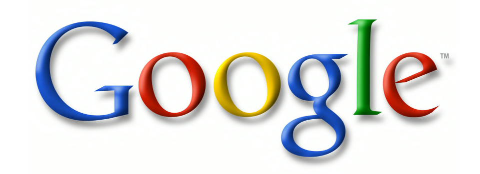
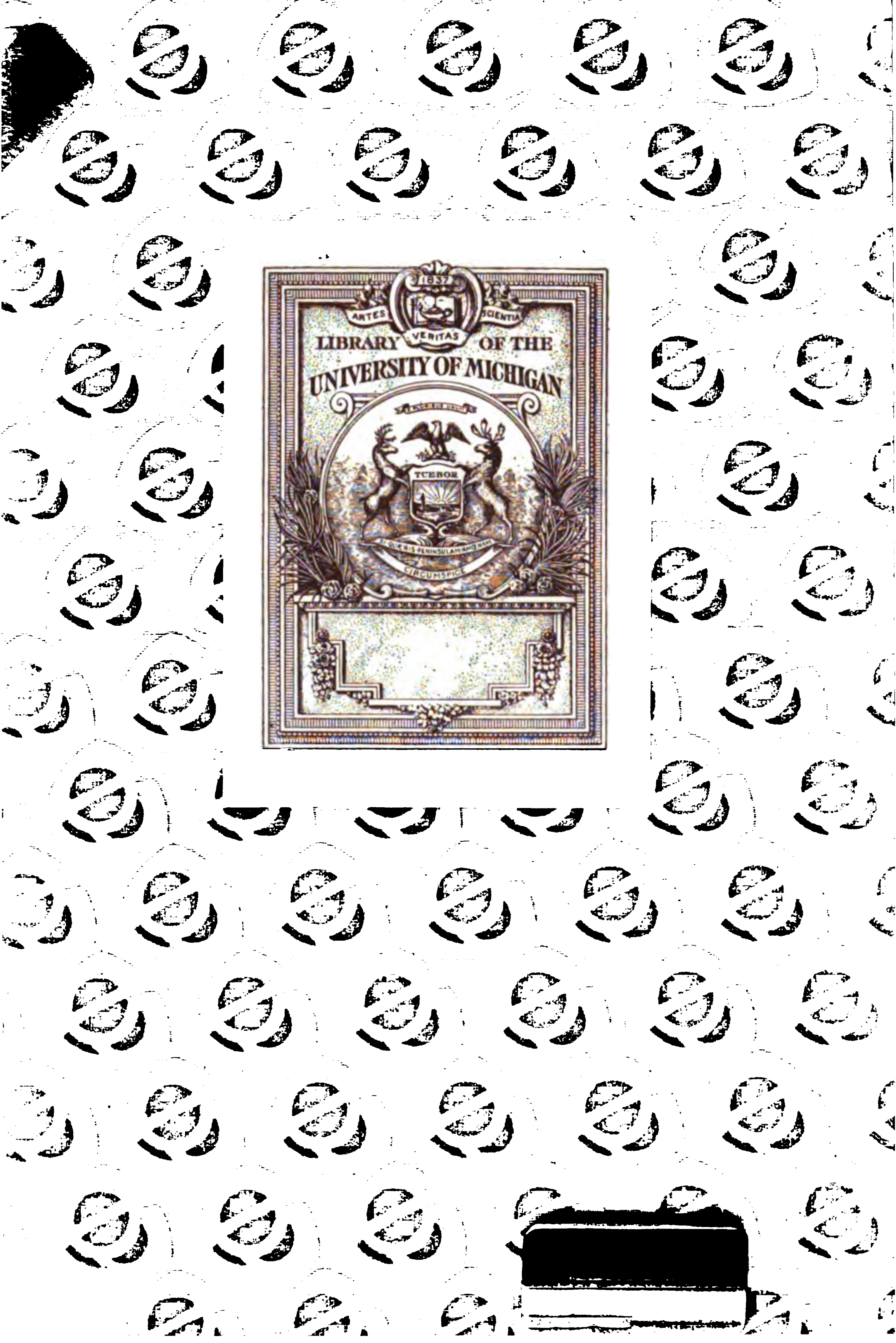





1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Allgemeine Weltgeschichte.

von

Theodor Flathe, G. F. Hertzberg, Ferd. Justi, J. von Pflugk-Harttung, M. Philippson.

Mit kulturhistorischen Abbildungen, Porträts, Beilagen und Karten.

IX. Band.

Die Neuere Zeit.

Dritter Teil.

Von Dr. Martin Philippson.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1889.

Geschichte

der

Neueren Zeit.

Von

Dr. Martin Philippson,
Professor an der Universität Brüssel.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

Dritter Teil.

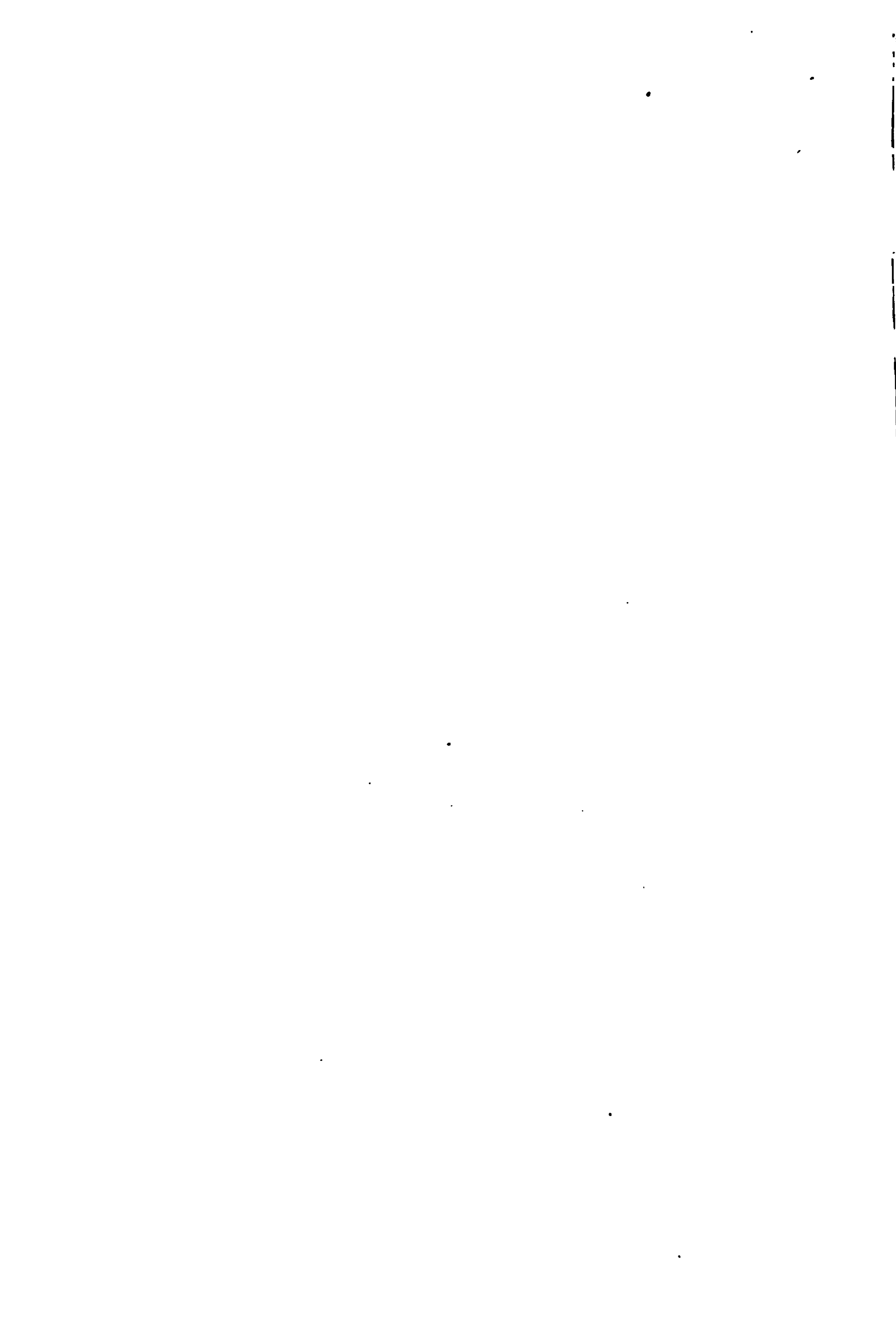
Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1889.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Sechstes Buch.

Die Zeit des europäischen Gleichgewichtes.



Erstes Kapitel.

Die Regentschaft.

In dem langen Zeitraume, den die Geschichte unserer abendländischen Völker durchmessen hat, machen sich einzelne Perioden bemerkbar durch die ganz besonders tiefe und dauernde Einwirkung, welche sie auf den gesamten ferneren Verlauf der Weltgeschicke geübt haben. Sie tragen ein vorzüglich charakteristisches Gepräge, indem sie eine einzige und eigenartige Rolle in der großen historischen Entwickelung spielen; ihre bloße Erwähnung genügt, um eine Reihe von bestimmten und scharf begrenzten Vorstellungen in uns wach zu rufen. Derart sind, unter anderen, das Jahrhundert der Völkerwanderungen; die Zeit Karls des Großen; das sechzehnte Jahrhundert als das der kirchlichen Umgestaltung. Diesen vorzugsweise merkwürdigen und hervortretenden Epochen reiht sich nun das achtzehnte Jahrhundert an als die Periode der Aufklärung, der Beseitigung trennender kirchlicher Schranken, des Vorherrschens der Vernunft über Tradition und gewohnheitsmäßiges Denken und Empfinden. Eine neue Welt erhebt sich über der alten; die Menschheit beschreitet andere, ungeahnte Bahnen, und sie thut es in dem Bewußtsein und festen Willen, mit der Überlieferung zu brechen.

In letzter Reihe ist diese Richtung des achtzehnten Jahrhunderts ein Ergebnis des Westfälischen Friedens und der auf diesen folgenden Ereignisse, welche die tausendjährige Kircheneinheit des Abendlandes endgültig zerstört, die internationale Gleichstellung und gegenseitige Anerkennung der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse herbeigeführt hatten. Diese Vorgänge mußten den stärksten Einfluß auch auf die außerpolitischen Richtungen im Leben der europäischen Völker üben. Bis dahin war der kritische Geist, welchen die Renaissance im Abendlande neu erweckt hatte, durch das überhand nehmende religiöse Element vielfach zurückgedrängt, auch mit Gewalt unterdrückt worden. Jetzt, wo erst in einigen, dann in immer mehr Staaten die Regierungen dem Kirchentume den weltlichen Arm entzogen, erwachte jene Tendenz in früher unbekannter Stärke und Schärfe, in bewußtem Gegensatze zu den bisher geltenden religiösen Formen. Da diese überhaupt an Volkstümlichkeit viel eingebüßt hatten, durch die Schrecknisse der Bürger- und Völkerkriege zahlreichen Menschen verdächtig

geworden waren, verbreiteten sich die kritischen, ja skeptischen Anschauungen mit großer Schnelligkeit und unbezwinglicher Kraft über den ganzen Erdteil. Man fand, daß die konfessionellen Unterschiede nicht des Schweißes und Blutes wert seien, die für sie vergossen worden. Man begann vielfach, das Sonderbekenntnis als ein rein zufälliges Gewand zu betrachten, das nur äußerlich an uns hafte, und das man bei irgend einer Veranlassung ohne Bedenken wechseln dürfe: daher die zahlreichen Übertritte seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Geistlichen selbst, zumal die höheren und unterrichteteren, wurden ruhiger in ihrer Gesinnung, jedem Fanatismus feind, vor allem milder Auffassung und heiterem Sinnengenuß zugethan. Die Religion sollte nicht mehr die freie Prüfung behindern. Überall wurden die alten Schranken gesprengt, die Autorität verworfen, Vernunft und praktische Erfahrung als alleinige Richterinnen über Wahrheit und Unwahrheit, über Recht und Unrecht, über Ehre und Schande aufgestellt und anerkannt. Dieser Eifer überstürzte sich vielfach; man verwarf zum Teil das Alte, nur weil es alt war; aber er brach doch auch nach allen Seiten hin neue Pfade. Das Geistesleben entfaltete sich mit einer Macht, wie sie bisher unbekannt gewesen war. Die Philosophie erhob sich in einer Anzahl genialer Männer zu einer seitdem nicht wieder erreichten Höhe und ist die Führerin und Wegweiserin auch der Epigonen geworden. Die Geschichtsdarstellung verließ, zumal in England und Frankreich, die bisherige Oberflächlichkeit und Trockenheit, um tief gedachte und künstlerisch geformte Werke von unsterblichem und typischem Werte zu schaffen. Die Naturwissenschaften wurden gänzlich umgestaltet, auf exakte Forschung begründet und überall auf die Wege geleitet, welche sie noch heute verfolgen. Dem regen Forschungseifer und der vermehrten Einsicht entsprangen ganz neue Wissenszweige, wie die Nationalökonomie, die Staatswissenschaft, die Kunstgeschichte, die Chemie, welche alle bald in hervorragenden Vertretern kräftig erblühten. Man darf ohne Bedenken sagen: kein früheres Jahrhundert hatte so bedeutende Erfolge auf szientifischem Gebiete aufzuweisen, wie das achtzehnte, und niemals waren die Fortschritte in den verschiedenen Arten der menschlichen Kenntnisse so große gewesen. Was ferner diese Epoche in der Litteratur geschaffen, wie sie in allen Kulturländern Schriftsteller und zumal Dichter ersten Ranges und von unvergänglichem Verdienste hervorgebracht hat, das anzudeuten ist kaum erforderlich. Alle diese großartigen und merkwürdigen Ergebnisse waren Folgen des freieren, der kirchlichen Fesseln entledigten Geistes, der seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts seinen Triumphzug durch den Erdteil hielt.

Auch die Industrie fühlte seine fördernde Einwirkung. Überall frisches, reges Leben, begünstigt durch die ersten Erfindungen, die bestimmt waren, durch mechanische Vorrichtungen die Arbeit der menschlichen Hand zu ersetzen; begünstigt ferner durch den in ungeahnter Ausdehnung sich entfaltenden Handel. Des letzteren Entwickelung aber hängt mit der Neugestaltung des Kolonialwesens aufs engste zusammen.

Das Kolonialsystem der Neuzeit unterscheidet sich wesentlich von dem des

Altertums und Mittelalters.[1]) In den früheren Perioden waren die Kolonien zum größten Teile Privatgründungen, ohne Teilnahme des Staates, gewesen und hatten deshalb auch nur in loser, hauptsächlich religiöser Verbindung mit der Mutterstadt gestanden. Staatliche Kolonisationen zu politischen und militärischen Zwecken bildeten damals nur eine verschwindende Minderheit unter den Neugründungen. Anders verhält es sich mit den Kolonien, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Europa aus in den fremden Erdteilen angelegt werden; sie werden gleich anfangs oder später von den Regierungen geleitet und entwickelt. Die Entdeckungen und Ansiedelungen erfolgen im Namen des Königs. Zunächst hatte freilich der transozeanische Handel mehr den abenteuerlichen Charakter des Konquistadorentumes, ja der Seeräuberei, des Krieges aller gegen alle getragen; bekanntlich galt noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in den amerikanischen und asiatischen Gewässern lediglich das Recht des Stärkeren und hatten in Europa geschlossene Friedensverträge auf jene keine Anwendung. Dadurch war der solide Handel gezwungen worden, sich meist auf nahegelegene Punkte zu beschränken. Allmählich aber wird dies anders. Die schnell zunehmende Bevölkerung der überseeischen Kolonien durch Einwanderung von Europa aus, sowie deren endgültige Verteilung unter die verschiedenen europäischen Seevölker machen dem wilden gesetzlosen Treiben ein Ende. Der Staat übt einen entscheidenden Einfluß auf das Kolonialleben, bestimmt dasselbe ausschließlich und macht besonders Handel und Industrie vom Mutterlande abhängig, indem er den Fremden den Zutritt versagt. Das Monopol, mit den Kolonialländern zu verkehren, nahm fast jede Regierung für die eigenen Unterthanen in Anspruch; auch sonst unterwarf man die Kolonialländer großen Beschränkungen und beutete sie rücksichtslos zu gunsten der Metropole aus. Man gestattete den Handelsbetrieb nach den Kolonien entweder einer oder mehreren privilegierten Gesellschaften, die sodann eifrig darauf bedacht waren, den Preis der Produkte im Erzeugungslande möglichst herabzudrücken, in Europa aber künstlich zu steigern. Andere Staaten beschränkten den Verkehr mit den Kolonien auf bestimmte Städte, aus denen die Schiffe, in Flotten vereint, nur zu gewissen Zeiten auslaufen durften. So befestigten sich die kommerziellen Beziehungen mit jenen fernen Gegenden, wurde jedes der schiffahrttreibenden Länder Europas der Markt für die Erzeugnisse seiner Kolonien. Eine Menge bisher unbekannter Genüsse und Nahrungsmittel wurde in unseren Weltteil eingeführt. Im südlichen Europa fand der amerikanische Mais Eingang, in Portugal, dann in Italien der Orangebaum; in Holland wurde seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Tabakbau versucht. Die Kartoffel verbreitete sich, zuerst in Großbritannien und Irland, dann in Frankreich, Böhmen, Deutschland; allgemeines Nahrungsmittel wurde sie erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Während die

1) Vgl. die schönen Bemerkungen Ad. Beers in seiner „Allg. Geschichte des Welthandels," Bd. II (Wien 1862), S. 44 ff.

englische Mitbewerbung den von den Holländern bisher hoch gehaltenen Preis der Gewürze drückte, so daß dieselben bald auch in der bescheidensten Haushaltung nicht mehr fehlten, kamen an Getränken Kaffee bei Deutschen und Franzosen, Thee bei den Engländern, Chokolade bei allen romanischen Völkern in Gebrauch. Die Bedürfnisse wurden mannigfaltiger, die Sitten verfeinert, das Leben der Armen trotz der schnellen Volkszunahme erleichtert, durch die neuen Genußmittel das Dasein angenehmer gemacht und überdies die höheren Klassen in den Stand gesetzt, den gesteigerten Anforderungen geistiger Thätigkeit zu genügen. Alle diese Faktoren vermehrten den Volkswohlstand und förderten schon damit Gesittung, Bildung und Muße für ideale Interessen. Die enge Beschränktheit des Mittelalters, das stets nur das örtlich und zeitlich Naheliegende im Auge gehabt hatte, wurde für immer beseitigt durch die genaue Bekanntschaft mit den fernsten Ländern, mit der ganzen Ausdehnung der Erdkugel. Damals, im achtzehnten Jahrhundert, tauchte der letzte der großen Kontinente, tauchte Australien aus dem Dunkel des Weltmeeres empor, und sein Auffinden beschloß die Reihe der entscheidenden maritimen Entdeckungen. Der Blick gewöhnte sich, weitere Verhältnisse zu umfassen und zu erkennen, er schärfte sich in allen Klassen und Kreisen der Gesellschaft. Die Fülle des Neuerlebten und täglich Neuerfahrenen machte jenem dumpfen Konservatismus ein Ende, der, jeder Belehrung und Aufklärung unzugänglich, immer nur an das Althergebrachte als das einzig Richtige und Wahre sich anklammert.

Durch die reißend schnelle Vermehrung des beweglichen Kapitals gewannen dessen hauptsächliche Inhaber und Benutzer, die Kaufleute und Fabrikanten, an Reichtum, Einfluß und Geltung in der Gesellschaft. Um so ungeduldiger ertrug dieses höhere Bürgertum das Vorwalten der Grundbesitzer, des Geburtsadels, im Staate, da doch dieser Stand längst nicht mehr das Vorrecht des Vermögens und der politischen Bildung inne hatte. Unmutig stürmte es in Wort und Schrift und durch seinen bedeutenden Anhang in den Massen gegen Privilegien an, die ihm allen Grund verloren zu haben schienen; während die bevorrechteten Klassen in der Theorie allerdings solche Gleichheitsforderungen anerkannten, thatsächlich aber sich mit nur desto hochmütigerem Stolze gegen die finanziellen Eindringlinge abschlossen. Bekanntlich ist der reiche Bürgerstand der zuerst führende und leitende, bald freilich überholte und beseitigte Faktor der französischen Revolution geworden.

Das siebzehnte Jahrhundert ist durch eine allgemeine Erniedrigung und Abschwächung der Charaktere, als natürliche Folge der übermäßig heftigen Kämpfe der Reformationszeit, durch ein allseitiges Ruhebedürfnis und Unterwerfung unter den nackten Despotismus bezeichnet. Im achtzehnten Säkulum beginnt eine neue Erhebung der Geister. Man empfindet Ekel vor der Knechtschaft, der man sich unterzogen hatte, und wie zweihundert Jahre früher um religiöse Reform, so kämpft man seitdem um die Freiheit, um Denk- und politische Freiheit. Zuerst ist dieses Streben nur einer geistig hochstehenden Minderheit eigen — dann aber ergreift es immer breitere und tiefere Schichten

unter den festländischen Nationen. Freilich, vom Standpunkte der Jetztzeit ist es leicht, an dem achtzehnten Jahrhundert vielfache Schwächen zu entdecken und hervorzuheben. Manche Kreise des Volkes — und nicht allein die unteren — wollten sich in das neue regere Leben nicht finden und klammerten sich nur um so ängstlicher und pedantischer an althergebrachte Ordnung und Sitte. Besonders in Deutschland war dies der Fall, wo man sich ganz langsam und allmählich zu freieren Anschauungen und Bestrebungen erhob. Daher der Beigeschmack des Lächerlichen, der gerade in diesem Lande der „Zopfzeit" geblieben ist.[1]) Weit häufiger pflegt jenes Jahrhundert von der entgegengesetzten Seite angegriffen zu werden; und zwar, sagen wir dies gleich im voraus, mit größerem Rechte. Man schilt es als eine Zeit der Zerstörung und des Niederreißens, als eine Zeit der Gottlosigkeit, der Vernichtung aller guten Überlieferungen, voll revolutionärer Gärung, des Materialismus und der Feindschaft gegen die Religion. Schriftsteller, die es als eine Epoche der trockenen Pedanterie lächerlich gemacht haben, sprechen anderseits über dasselbe die Verdammnis aus als über eine „trostlose Periode, wo aus der Familie die Sitte, aus der Kirche der Glaube gewichen war."[2]) Kein Zweifel, daß diese Vorwürfe in gewissem Umfange begründet sind. Aber der Übelstand ist ja mit jeder großen Bewegung verbunden, daß sie zunächst über das richtige Maß hinausschießt und erst allmählich in die gebührenden Grenzen eingedämmt wird, daß sie viel Trübes mit sich führt, was jedoch im Laufe der Zeit zu Boden fällt und dann die Oberfläche klar zurückläßt. Nichts Bedeutendes wird erreicht, ohne daß mit dem Gedanken sich der Affekt verbindet; dieser aber verhindert das ruhige und unparteiische Urteil und führt deshalb den Gedanken leicht in das Schrankenlose. Später verliert sich die leidenschaftliche Teilnahme für die neue Geistesrichtung, dieselbe wird als etwas Gewohntes dem Gemüte gleichgültiger und findet dann ihre angemessene Stelle in dem geistigen und sozialen Schatze der Menschheit. Gewiß erkennen wir jetzt vieles als übertrieben, grotesk, unmöglich, was die hervorragendsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts dachten und forderten: allein ebenso wenig dürfen wir verkennen, daß wir im großen und ganzen lediglich auf den Bahnen wandeln, welche das achtzehnte Jahrhundert uns vorgezeichnet hat. Damals wurden die Ziele aufgestellt, die Aufgaben erdacht: jetzt arbeiten wir mit mühevollem und peinlichem Fleiße, in harter und oft unlohnender Anstrengung an deren Verwirklichung. Alle unsere politisch-gesellschaftlichen Ideale hat bereits das vorige Jahrhundert

---

1) Und zwar nirgendwo anders, als gerade in Deutschland. Um so übertriebener und schiefer ist das Urteil, welches Fr. Förster in der Vorrede zum 1. Bande seiner „Höfe und Kabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert" (Potsdam 1836) über jene Zeit ausspricht: „Wir finden weder in der Kunst und Litteratur den edlen Stil klassischer Schöpfungen, noch in der Wissenschaft den Ernst tiefer Gedanken; der Sinn des gesamten Volkes ist auf das Kleinliche gerichtet." Er meint, daß der „Weltgeist das achtzehnte Jahrhundert wie eine verschrumpfte Schlangenhaut abgestreift hat;" und was der Verkehrtheiten mehr ist.

2) Fr. Förster, a. a. O.

geschaffen: ebenso wie die Gewissens- auch die staatliche und soziale Freiheit aller Individuen. Vor dieser Zeit hatte es zwar ständische Freiheiten gegeben, aber die Freiheit für jedermann ist eine Neuerung des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht weniger verfocht es die Sonderung des kirchlichen von dem staatlichen Gebiete, die Befreiung des Gewerbfleißes und des Handels von alten drückenden Fesseln, das gute Recht der Massen gegenüber einer bevorrechteten Minderheit. Ähnlich steht es auf dem Felde der Wissenschaften: auch hier zeichnete das vorige Jahrhundert in allgemeinen Umrissen die Skizzen vor, die wir jetzt, bei sorgfältiger Durchführung im einzelnen, selbstverständlich als vielfach oberflächlich und ungenau verurteilen, und die uns doch allerorten zum Muster dienen. Undankbar, wie man meist gegen diejenigen ist, auf deren Schultern man steht, verkennen viele die unendlichen Verbindlichkeiten, welche das achtzehnte Jahrhundert uns auferlegt hat. Dieselben nachzuweisen, wird zum Teile die Aufgabe unserer Darstellung sein. Wir werden sehen, daß vielleicht in keiner Zeit eine solche Fülle hervorragender und bestimmender Intelligenzen zugleich vorhanden und thätig gewesen ist, wie in der zweiten Hälfte jenes Zeitraumes. Zunächst aber ging die Bewegung der Geister von zwei Ländern aus: von Frankreich und England.

Die beispiellos lange Regierung Ludwigs XIV. hatte in der französischen Bevölkerung eine tiefgehende Mißstimmung zurückgelassen, die für die Zukunft des Landes und seiner Institutionen recht bedrohlich war.[1]) Nichts ist bezeichnender als die Verse, die damals verbreitet und allgemein mit Begier gelesen wurden; man hat sie Voltaire zugeschrieben, während sie in Wahrheit von einem gewissen Anton Ludwig Lebrun herrühren. „Ich sah tausend Gefängnisse mit wackeren Bürgern und treuen Unterthanen angefüllt. Ich sah das Volk seufzend unter grausamer Knechtschaft. Ich sah den Soldaten, voll

1) Mémoires du Maréchal duc de Richelieu (Paris 1790, 9 Bde.): nach Anleitung und unter Benutzung der Papiere dieses langlebigen Generals und Ministers zusammengestellt von J. L. Soulavie; von großer Bedeutung für die gesamte Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. — Nouveaux Mémoires du duc de Richelieu, redigiert von Ch. de Lescure, zum Teil nach Aktenstücken aus dem Nachlaß des Herzogs, zum Teil aber willkürlich nach anderweiten Quellen (2 Bde. Paris 1869). — Mémoires sur la Régence (von Piossens, 3 Bde. 1729). — J. Buvat, Journal de la Régence (herausgeg. von Em. Campardon, 2 Bde. Paris 1865): trockene Chronik eines Kopisten der königl. Bibliothek. — Ch. Duclos, Mémoires secrets sur le règne de Louis XIV et de Louis XV (2 Bde. Paris 1791; Michaud et Poujoulat III, X): wohl unterrichtet, obwohl etwas zu medisant. — Mém. du duc de St. Simon. — P. E. Lemontey, Histoire de la Régence et de la minorité de Louis XV (2 Bde. Paris 1832): beruht auf guten Studien, aber ist allzu ungünstig für das ancien régime, und im deklamatorischen Tone der Republik und des ersten Kaiserreichs abgefaßt. — Alph. Jobez, La France sous Louis XV (Paris 1864 ff.), B. I. II: nicht ohne Verdienst, allein in vielfacher Beziehung noch ungenügend. — Man vergl. überhaupt zu diesem Bande: W. Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen (2 Bde. Berlin 1881, 82).

Zorn, hinsiechen an Hunger, Durst, Kummer und Wut. Ich sah die Beamten alle Städte mit übertriebenen Steuern und ungerechten Gesetzen quälen. Ich sah einen Dämon in Frauenkleidern (die Maintenon) uns beherrschen; sie opferte ihren Gott, ihren Glauben, ihre Seele, um den Geist eines leichtgläubigen Königs zu verführen. Ich sah diesen schändlichen Menschen (den Polizeiminister d'Argenson), mit den Waffen in der Hand, in Paris eine verabscheuenswürdige Polizei üben. Ich sah die Ehrenmänner verfolgt und verbannt, während die Finanzpächter unbestraft blieben. Ich sah den Irrtum überall triumphieren, die Wahrheit verraten und den Glauben wanken. Ich sah die Bischofswürde im Handel und als einen Preis des Truges. Ich sah die Ämter den Unwissenden überliefert, Unwürdige an höchster Stelle. Ich sah heilige Prälaten Opfer des göttlichen Feuers werden, das sie beseelte. O Zeiten, o Sitten! Ich sah, in diesem verfluchten Jahrhundert, den Kardinal (von Noailles[1]), die Zierde Frankreichs, größer und heiliger, als man es sagen kann, die Wirkungen einer scheußlichen Rache (der Jesuiten) erdulden. Ich sah den Heuchler geehrt, den Jesuiten angebetet, und das sagt genug. Ich sah diese Übel unter der verderblichen Herrschaft eines Fürsten, den vor Zeiten der Zorn des Himmels unseren glühenden Wünschen als Strafe bewilligte.[2]) Ich habe alle diese Übel gesehen und bin doch erst zwanzig Jahre alt." Man bemerkt, daß, was bisher in dem royalistischen Frankreich höchstens zur Zeit der Liga erhört gewesen war, diese Epigramme ihre Spitze unmittelbar und auf das schärfste gegen den König selbst kehren. Ja, der offizielle Fastenprediger des Hofes, der berühmte Massillon, wagte vor dem Nachfolger Ludwigs XIV. dessen Ruhm mit einer Eiterbeule zu vergleichen, die nur Ansteckung und Schande verbreite.

Es ist ersichtlich, daß eine solche Stimmung im Volke den überaus willkürlichen letztwilligen Verfügungen Ludwigs XIV. nicht gerade eine lange Dauer verhieß, wenn sich nur jemand fand, der es unternahm, dieselben umzustoßen. Und solches war in der That die Absicht des neuen Regenten, Philipps von Orleans.

Philipp war damals einundvierzig Jahre alt, von Mittelgröße und ziemlich beleibt; er war kurzsichtig, sein Antlitz durch das Übermaß geistiger Getränke gerötet. Allein diese physischen Nachteile wurden ganz in den Schatten gestellt durch den sanften und edlen Ausdruck seiner Züge, durch die unnachahmliche Anmut seiner Bewegungen, durch die bestrickende und doch vornehme Liebenswürdigkeit, deren Zauber sich niemand, der in seine Nähe kam, zu entziehen wußte. Seine Bildung ging weit über das Gewöhnliche hinaus, und zumal den Naturwissenschaften lag er mit Eifer ob. „Er wußte alles und sprach wie ein Engel," sagt von ihm ein Zeitgenosse.[3]) Aber außer

1) S. Bd. VIII, S. 652 f.

2) Man weiß, daß Ludwig XIV. erst nach mehr als zwanzigjähriger Ehe seiner Eltern geboren wurde.

3) Barbier, Journal (Paris 1857) I, 183.

mit dem Tiegel des Chemikers beschäftigte er sich auch mit der Palette des Malers; dann warf er sich wieder auf das Schneiden von Gemmen und Kameen, oder komponierte eine Oper. Zu allem hatte er Geschick, in nichts hatte er Ausdauer. Über Kunst, Wissenschaft, Krieg, Verwaltung wußte er mit gleichem Witze und gleich oberflächlicher Kenntnis zu reden, übrigens ohne sich selbst allzu ernst zu nehmen, und dem Widerspruch stets zugänglich. Als Soldat hatte er nicht nur einen geradezu tollkühnen Mut, sondern auch das richtige und scharfe Urteil gezeigt, das ihm jederzeit zu Gebote stand, wenn er sich nur die Mühe geben wollte, nachzudenken und seine Meinung auch im Kampfe der Ansichten zur Geltung zu bringen. Allein mehr und mehr vermied er die Anstrengung der Überlegung und des festen Entschlusses: eine Folge der schranken- und haltlosen Liederlichkeit, die schließlich jeden besseren Keim in ihm überwucherte und erstickte. Sie war freilich zum guten Teile durch die traurigen Erfahrungen seiner Jugend groß gezogen worden. Sein Vater, ein mürrischer und untergeordneter Geist, der seine Tage inmitten der Dienerschaft zubrachte, hatte ihn dem Familienleben, sein Oheim Ludwig XIV., der ihm übel wollte, hatte ihn dem Hofe entfremdet. Die Heuchelei, die in dem damaligen offiziellen Frankreich die ärgsten Laster mit dem Mantel christlicher Frömmigkeit und eifriger Kirchlichkeit verdeckte, war seinem geraden und mutigen Sinne aufs äußerste zuwider. So hatte er sich, den Lehren und dem Beispiele schändlicher Erzieher, zumal des Abbé Dubois folgend, bedenklicher Gesellschaft und jeder Art materiellen Genusses überliefert. Hier fand er sich frei und ungezwungen, hier konnte er laut und schrankenlos seinem kritischen Geiste, seinem Abscheu gegen Dogmen- und Formelwesen Ausdruck geben. Je deutlicher und allgemeiner der Tadel war, den sein Benehmen in den höfischen Kreisen fand, um so mehr reizte es ihn, seine Liederlichkeit zu steigern und möglichst öffentlich zu betreiben. Er hegte eine tiefe Menschenverachtung: er hielt alle ohne Unterschied für Schurken, nur daß die einen Geist, Heiterkeit und Witz besäßen, die anderen nicht; mit den ersteren wollte er sich umgeben, möchten sie sonst so nichtsnutzig sein, wie sie wollten.

Vielleicht hätte er sich nach dem Tode Ludwigs XIV. aus Trägheit und Unentschlossenheit den beschränkenden Klauseln des königlichen Testamentes unterworfen. Allein man stellte ihm vor, daß solches ihm als Feigheit ausgelegt werden würde, und dieser Vorwurf war der einzige, den er scheute. Außerdem haßte er die Bastarde, welche sich in die Reihen der königlichen Prinzen drängen wollten, und ganz besonders den heuchlerischen und boshaften Herzog von Maine, dem Ludwig auf Kosten des nominellen Regenten das Wesen der Macht zugedacht hatte. Endlich war das Kind Ludwig XV. schwach und kränklich, und man glaubte, dasselbe sei zu frühzeitigem Tode bestimmt. Dann stand aber zwischen der Krone und Philipp von Orleans nur noch Philipp V. von Spanien. Es war ersichtlich, daß derselbe in solchem Falle sich an die ihn vom französischen Throne ausschließende Bestimmung des Utrechter Friedens



Herzog Philipp II. von Orleans.
Nach dem Kupferstiche von Nicolas Edelinck (1680—1768).

nicht kehren und alles aufbieten würde, um sein Erbrecht in Frankreich zu wahren. Sollte Orleans diesem alten Nebenbuhler weichen, mit dem er schon seit seinen spanischen Feldzügen bitter entzweit war?[1]) Den glänzenden Preis der Krone konnte er aber nur zu erringen hoffen, wenn er als thatsächlicher Herr Frankreichs dessen Macht wirklich in Händen hatte. Er entschloß sich also, das Testament des verstorbenen Königs umzustoßen; sicher, dazu den Beistand der gegen Ludwig XIV. erbitterten öffentlichen Meinung und vorzüglich des höchsten Gerichtshofes des Reiches, des Pariser Parlamentes, zu finden, in dessen feierlicher Sitzung jenes wichtige Aktenstück verlesen und einregistriert werden mußte. Das Parlament, das von Ludwig XIV. grundsätzlich gedemütigt und in seiner Geltung gemindert worden war, brannte vor Begier, durch Umwerfung des Testamentes und Einsetzung einer anders gearteten Regentschaft mit einem Schlage seine frühere politische Bedeutung wieder zu erlangen.

Schleunigst wurden in diesem Sinne die Dinge für den Tag nach dem Tode Ludwigs, den 2. September 1715, verabredet. Der Regent, der Herzog von Maine, alle königlichen Prinzen, die Pairs des Reiches, sämtliche Räte des Parlamentes wohnten der Versammlung bei, die zunächst und vielleicht auf immer über die Geschicke Frankreichs entscheiden sollte. Orleans trat hier mit großer Bestimmtheit und Sicherheit auf und erklärte, daß die Anordnungen des Testamentes betreffs der Regentschaft unmöglich zu erfüllen und übrigens dem Verstorbenen in halber Bewußtlosigkeit von interessierter Seite entrissen seien; er selber müsse volle Herrschergewalt haben, wenn er zum Besten des Königs und des Staates die unbedingt notwendigen Reformen durchführen solle. Diese Verheißung entscheidet alle Anwesenden, seine Erklärung mit lautem Beifall aufzunehmen; der unfähige Maine gerät bei der offenbaren Abneigung der Versammlung gegen ihn in Verwirrung, stottert, entschuldigt sich; ohne ihn viel zu beachten, stimmt man ab. Das Testament Ludwigs XIV. wird durch eine sogenannte authentische Erklärung in allen wesentlichen Punkten aufgehoben, Orleans mit der ganzen königlichen Gewalt betraut. Maine behält nur die Verpflichtung, über die persönliche Sicherheit des jungen Königs zu wachen. Der Regent befahl übrigens, derselbe solle nicht, wie sein Urgroßvater es angeordnet hatte, in Vincennes, sondern, inmitten seines getreuen Volkes von Paris, in den Tuilerien seinen Aufenthalt nehmen. Die Hauptstadt, die seit einem Jahrhundert ihren König kaum gesehen hatte, begrüßte diesen Entschluß mit Jubel. Überhaupt war zunächst die Regentschaft sehr populär. Man fand Philipp liebenswürdig, herablassend, offen und loyal. Man gedachte mit Bewunderung seiner Feldzüge, seines tollkühnen Mutes, eine Eigenschaft, die man in dem damaligen Frankreich über alles schätzte. Große Dinge erwartete man von dem Herzoge.[2])

---

1) S. Bd. VIII, S. 608 f.

2) Mém. de Richelieu I, 53 (Ausg. von Barrière, Paris 1858).

Orleans schien voll Eifer für die Geschäfte, denen er sich an jenem denkwürdigen 2. September unterzogen. „Mein Sohn nimmt sich der Sachen so abscheulich an, daß er weder Nacht noch Tag mehr Ruhe hat,“ schrieb seine Mutter damals nach Deutschland.[1]) Die Richtung, die diese Thätigkeit einschlug, mußte notwendig eine den Ideen seines Vorgängers feindliche sein. Dahin trieb ihn die traurige Lage des Staates, die dringend Reformen verlangte; dahin die Stimme der ganzen Nation; dahin seine eigene Neigung, da er naturgemäß Ludwig XIV. nicht minder haßte, als dieser ihn gehaßt hatte, und da er überhaupt Zwang und Willkür nicht liebte und vielmehr einer größeren Denk- und Gewissensfreiheit zuneigte. Früher hatte er oft seine Vorliebe für den englischen Parlamentarismus ausgesprochen: die blieb jetzt, wo er wirklich die Macht in Händen führte, allerdings mehr platonisch, aber immerhin wollte Orleans dem zuletzt unerträglich gewordenen politischen und religiösen Despotismus, wie sein Vorgänger ihn geübt, ein Ende machen.

Die Jansenisten standen im Grunde dem in Glaubenssachen ganz skeptischen Regenten nicht näher, als die Jesuiten. Allein sie besaßen die Gunst der öffentlichen Meinung und waren von Ludwig XIV. verfolgt worden, während die Jesuiten letzteren zu allen Gewaltmaßregeln angetrieben hatten. So nahm Philipp sich der Jansenisten und der Gallikaner mit Eifer an. Die Thore der Bastille und anderer Gefängnisse öffneten sich für die Geistlichen, die dort, zum Teil seit langen Jahren, schmachteten, weil sie für Port-Royal oder Quesnel geschrieben oder auch die Bulle Unigenitus angegriffen hatten. Sie wurden von der Bevölkerung im Triumphe aufgenommen, mit Teilnahme und kostbaren Gaben überhäuft. Es wurde mit Entzücken die Fabel verbreitet, der Nuntius des Papstes habe den Befehl erhalten, das Königreich sofort zu verlassen.[2]) Man sah im absolut regierten Frankreich zum erstenmal den vollständigen und lauten Sieg einer Opposition gegen den königlichen Willen: ein gefährliches Beispiel für die Zukunft! Der hervorragendste Widersacher jener Bulle, der Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris,[3]) wurde zum Vorsitzenden des Gewissensrates ernannt, welcher mit freier Machtvollkommenheit über die Besetzung der französischen Prälaturen zu bestimmen hatte. Diese Maßregel wurde das Zeichen zur allgemeinen Auflehnung gegen die päpstlichen Ansprüche. Die Sorbonne erklärte, sie habe die Bulle Unigenitus nie anerkannt. Geistliche, die von ihrem Bischofe exkommuniziert worden, weil sie die Bulle nicht hatten annehmen wollen, appellierten von diesem Spruche an das Parlament, das denselben als mißbräuchlich aufhob. Zahlreiche Domkapitel empörten sich gegen ihre eigenen Bischöfe, weil sich letztere jenem Kirchengesetze unterworfen hätten. Die Sorbonne, sowie die dreihundert Pfarrer und eine große Anzahl Ordensgeistlicher der Diözese Paris verhießen öffentlich dem Kardinal von Noailles ihre

1) W. L. Holland, Briefe der Herzogin Elis. Charl. v. Orleans 1707—1715 (Tübingen 1871), S. 620.
2) Buvat I, 94. 96. 158.
3) E. de Barthélemy, Le cardinal de Noailles (Paris 1886).

Ergebenheit und Unterstützung, wenn er fortfahre in der Verteidigung der Reinheit des Glaubens und der Freiheit der gallikanischen Kirche. Man sandte an den Papst Abgeordnete, um denselben zu einer Milderung seiner Vorschriften zu bewegen. Als Klemens XI. dies entrüstet zurückwies und weiteren Widerstand mit Kirchenstrafen bedrohte, appellierten vier französische Bischöfe, darunter ein Colbert de Croissy, vom Papste an ein zukünftiges allgemeines Konzil; und zahlreiche Domkapitel sowie geistliche Häuser folgten ihrem Beispiele, ermutigt von den Parlamenten, welche die Prälaten, die ihre widerspenstigen Untergebenen zu exkommunizieren wagten, mit weltlichen Strafen belegten. Fünf Bischöfe, die früher die Bulle angenommen hatten, suspendierten jetzt deren Ausführung; und endlich schloß sich auch Noailles nebst vielen anderen Bischöfen den „Appellanten" an das zukünftige Konzil an. Der Regent seinerseits verbot den Prälaten, irgend eine päpstliche Verordnung anzunehmen, ohne vorher seine eigene Gutheißung nachgesucht zu haben. Die Mitglieder von Noailles' Domkapitel sowie der Sorbonne folgten fast einstimmig seinem Beispiele. Wirklich war Klemens derart eingeschüchtert, daß er die von der Regierung neu ernannten französischen Bischöfe bestätigte, ohne von ihnen eine Erklärung zu gunsten der Bulle zu verlangen. Der Jansenismus schien einen endgültigen Sieg davongetragen zu haben. Die öffentliche Meinung, zumal der Hauptstadt, begrüßte jubelnd den Triumph einer liberaleren Richtung im Staatsleben.

Die Jesuiten nahmen den Sturz ihrer Macht nicht ruhig auf. Einige von ihnen hatten es versucht, die Bevölkerung gegen die neue Richtung der Dinge und gegen den Regenten selbst zu fanatisieren, hatten aber damit nur sich selbst strenge Bestrafung durch die Gerichtshöfe zugezogen. Unter den gebildeten Klassen, und zumal in den Parlamenten, die stets den Verteidigern kurialer Allmacht feindlich gewesen waren, zeigte sich lebhafter Widerwille gegen die Loyoliten, der bereits in einzelnen offiziellen Maßregeln der Verfolgung und Ausschließung dieses Ordens zum Ausdrucke kam. Der Jesuit Le Tellier, der letzte Beichtvater Ludwigs XIV., dessen Fanatismus und Bosheit allgemein verhaßt waren, mußte sich auf Befehl des Regenten in das Profeßhaus von Amiens zurückziehen. Man berechnete, daß die Jesuiten nicht weniger als eine halbe Million Livres jährlich aus ihrem Grundbesitz in Frankreich zögen,[1] und nahm ihnen einige Güter ab, die sie anderen religiösen Institutionen entwendet hatten. Die Pariser Universität beschloß, keinem von den Jesuiten unterrichteten Studenten mehr die akademischen Grade zu erteilen.

Allein wenn die Jesuiten auch für den Augenblick unterlagen, so haben sie doch auf die Dauer ihren Zweck erreicht. Indem sie das laute und einstimmige Konzert der Lobsprüche, das Orleans umrauschte, mit ihren Gegenrufen unterbrachen, machten sie denselben stutzig. Indem sie die Streitigkeiten erneuerten, die er geschlichtet zu haben glaubte, machten sie seinen blasierten Geist, sein müdes Wesen einem Frieden um jeden Preis geneigt. Bald wurde dem

1) Buvat I, 159.

Regenten der Lärm, der sich beständig über die Bulle Unigenitus erhob, zu laut und störend. Sein Eifer in den öffentlichen Geschäften hatte bereits nachgelassen, und so befahl er (Oktober 1717), daß über diese Frage von allen Seiten ein vollständiges Stillschweigen beobachtet werden solle. Allein er konnte den empörten Wogen nicht mehr Ruhe gebieten. Noailles zog es vor, seine Entlassung als Vorsitzender des Gewissensrates zu geben, um nur seinen Appell gegen die Bulle veröffentlichen zu können. Dadurch gereizt, ließ der Papst (März 1718) durch die römische Inquisition ein Dekret ergehen, welches den Erzbischof geradezu des Schisma, ja der Ketzerei beschuldigte und die Berufungen der anderen französischen Bischöfe sowie die Beschlüsse der theologischen Fakultäten von Paris, Reims und Nantes als Schmähschriften bezeichnete. Die Parlamente ließen es sich wiederum nicht nehmen, dieses Dekret als den Freiheiten der gallikanischen Kirche zuwiderlaufend für ungültig zu erklären, und die Regierung sandte es in uneröffnetem Paket nach Rom zurück. Hierauf that die Kurie noch entschiedenere Schritte, indem sie alle diejenigen, die nicht unbedingt der Bulle sich unterwürfen, exkommunizierte. Es erhob sich unter den Bedrohten nur um so größerer Lärm, es erfolgten von ihrer Seite nur um so schärfere Angriffe auf den päpstlichen Hof.

Unstreitig war diese heillose Verwirrung der kirchlichen Angelegenheiten zum großen Teile eine Wirkung des unentschiedenen und schwankenden Benehmens des Regenten in dieser Frage. Hätte er den Bahnen Ludwigs XIV. gefolgt, so würden die der Bulle Widerstrebenden sich bald unterworfen, hätte er mit Entschlossenheit den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, würde der schwache Klemens XI. nachgegeben haben. So aber handelte die Regierung niemandem zu gefallen und büßte überdies die Popularität ein, die ihre ersten Schritte gegen Ultramontanismus und Jesuitismus ihr eingebracht hatten; denn diese gewannen offenbar wieder an Boden. Der Führer der Appellanten, der Kardinal von Noailles, war ein ehrenhafter, aber schwacher und beschränkter Mann, ohne sichere Grundsätze und im Grunde den Frieden mit der Kurie wünschend. Anderseits ist es ersichtlich, wie diese beständigen Zänkereien der verschiedenden geistlichen Autoritäten, die sich mit den in solchen Fällen gebräuchlichen schweren Beschuldigungen und Scheltworten überhäuften, sie insgesamt verächtlich machen und die schon bestehende Neigung zum Unglauben verstärken mußten.

Eine gleiche Unsicherheit zeigte der Regent gegenüber den unglücklichen Resten des Protestantismus in Frankreich. Zuerst hatte er denselben völlige Freiheit gelassen, so daß sogar eine Anzahl Neubekehrter wieder zu ihrem früheren Glauben zurückkehrte und gottesdienstliche Versammlungen abhielt. Dann schritt die Regierung plötzlich wieder ein; im März 1719 verhaftete man siebzig Personen, meist den höheren Ständen angehörig, welche sich an den „Predigten" beteiligt hatten.[1]) In den Provinzen begann eine förmliche

1) Buvat I, 118. 359.

Jagd auf Versammlungen der Protestanten, die häufig selber den sie angreifenden Soldaten psalmensingend entgegen gingen. Die Männer wanderten auf die Galeeren, die Frauen in immerwährendes Gefängnis. Hier und da begnadigte der Regent einige dieser Unglücklichen; im ganzen war er viel zu gleichgültig und träge, um sich einer Klasse Verfolgter anzunehmen, deren Unschuld er doch vollkommen anerkannte.

In keiner Angelegenheit hat sich aber die Unfähigkeit und der Leichtsinn dieser Regierung klarer gezeigt und ist von verhängnisvolleren Folgen gewesen, als in der finanziellen.

Wir wissen,[1] in wie gänzlicher Zerrüttung der Staatshaushalt sich bei dem Tode Ludwigs XIV. befand, wie man durchaus nicht mehr imstande war, die Verpflichtungen des öffentlichen Schatzes zu erfüllen. Noch für das Jahr 1715 betrugen die Ausgaben 147 Millionen, die wirklichen Einnahmen nur 69 Millionen, da etwa der gleiche Betrag durch Antizipationen vorweggenommen war.[2] Hier mußte vor allem Wandel geschafft werden; aber wie? Das war die schwerste und drückendste Frage des neuen Regimes. Orleans hatte sofort einen Finanzrat gebildet, an dessen Spitze er ein anderes Mitglied der Familie Noailles, den Herzog dieses Namens, seinen Günstling, stellte. Der Herzog von Noailles ähnelte dem Regenten allzu sehr, um ihm nicht zu gefallen. Er war ein lebhafter, geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, höchst liebenswürdig in seinem Benehmen. Eine Fülle von Projekten jagte sich in seinem Kopfe, und seine unerschöpfliche Beredsamkeit stellte dieselben stets in das günstigste Licht. Leider fehlte ihm ebenso, wie seinem Herrn, die Stetigkeit und Gründlichkeit; er verstand alles und nichts und sprang mit der größten Leichtigkeit von einem Gedanken zum anderen, von einer Überzeugung zur anderen über: kurz, er war gerade das Gegenteil dessen, was man zur Ordnung der verwirrten Finanzen des Reiches nötig gebraucht hätte. Man versuchte es zunächst mit Ersparungen. Man schaffte einen großen Teil des königlichen Marstalls ab, was eine Minderausgabe von 900 000 Livres jährlich herbeiführte. Etwa 25 000 Soldaten wurden entlassen, eine Anzahl Ämter unterdrückt. Allein das waren doch zu beschränkte Maßregeln, um eine gründliche Besserung zu bewirken. Der Herzog von St. Simon meinte, nur ein vollständiger Staatsbankerott könne Rettung bringen, indem der Ruin der Staatsgläubiger immer noch dem des ganzen Landes vorzuziehen sei. Eine so radikale Maßregel wurde allerdings nicht angenommen, wohl aber unter verschiedenen Vorwänden ein teilweiser Bankerott ins Werk gesetzt. Man richtete ein sogenanntes Visabureau ein, welches alle die unter den verschiedensten Namen umlaufenden Titel der schwebenden Schuld prüfen und in einheitliche „Staatsbilletts" umwandeln sollte. Das „Visabureau" ging aber bei seiner „Prüfung" so willkürlich zu Wege, daß es von den 600 Millionen

1) Bd. VIII, S. 654 f.

2) Über die finanziellen Zustände und Maßnahmen dieser Zeit vergl. man das vortreffliche Werk von Forbonnais, Finances de la France (Paris 1758), Bd. II.

ihm eingelieferter Effekten weniger als die Hälfte, 250 Millionen, anerkannte; auch diese sollten nur zu dem damals ganz ungewöhnlich niedrigen Fuß von vier Prozent verzinst werden und sanken infolge dessen sofort auf einen Kurs von sechzig Prozent, so daß sie nicht mehr als 150 Millionen wert waren. Es waren also bei dieser Umwandlung der schwebenden Schuld in eine konsolidierte die Gläubiger um mehr als zwei Drittel ihrer Forderungen betrogen. Der Zins der sonstigen Staatsrenten wurde nicht minder willkürlich von acht auf fünf Prozent herabgesetzt. Endlich war es höchst ungerecht, obwohl für das Volk im ganzen wohlthätig, daß man abermals eine Menge Ämter abschaffte, welche deren Inhaber doch mit beträchtlichen Summen erkauft hatten. So wurden alle diejenigen, die mit dem Staate Finanzgeschäfte abgeschlossen hatten, auf das empfindlichste geschädigt: man kann sich vorstellen, welche Folgen ein solches Verfahren für die Zukunft des Staatskredits haben mußte. Wenigstens hatte die neue Regierung feierlich versprochen, nicht wieder zu dem das Verkehrsleben so empfindlich schädigenden Mittel der Veränderung des Münzwertes greifen zu wollen. Zwei Monate darauf zog sie die Louisdor und Silberthaler ein; anstatt 16 oder 4 Livres, die sie vorher galten, wurde auf dieselben Stücke die Bezeichnung 20, bezüglich 5 Livres geprägt. Man hatte dabei die Menge dieser Stücke auf tausend Millionen Livres, den Gewinn auf zweihundert Millionen berechnet. Anstatt dessen wurden nur 380 Millionen Livres eingeliefert, von denen man 76 Millionen Gewinn zog: den Rest hatte die einheimische und fremde Spekulation an sich genommen und selber umgeprägt, um den Unterschied des Wertes in die eigene Tasche zu stecken. Der Zorn der geprellten und in ihrem redlichen Verkehr gestörten Unterthanen war nicht minder groß als der Spott, den die Regierung davon trug.

Der Herzog von Noailles war über das Scheitern dieser Maßregel sowie über den Widerstand und Tadel, welchen seine finanziellen Vornahmen im allgemeinen fanden, auf das äußerste entrüstet. Er schrieb die Schuld an diesem Mißerfolge zum großen Teile den Geldmännern zu, die für Rechnung des Staates zu arbeiten pflegten, und beschloß, sich an ihnen zu rächen, indem er auf ihre Kosten den Schatz fülle. Hierbei wußte er sich im Einklange mit der öffentlichen Meinung; denn vom Grand-Seigneur bis zum letzten Arbeiter hinab haßte alles den prahlerischen Luxus dieser oft übel berüchtigten Emporkömmlinge. Man schuldigte sie an, durch ihre Veruntreuungen und Spekulationen die Not des Staates veranlaßt zu haben. Noailles ließ also ein Edikt des Jahres 1625 wieder aufleben, welches die regelmäßige Einsetzung eines Untersuchungsgerichtes für alle mit dem Staate verkehrenden Geldmänner nach Verlauf von je zehn Jahren verordnete: eine herrliche Einrichtung, welche offenbar jeden Financier, der auf seine Würde und Ruhe hielt, von Geschäften mit dem Staate fern hielt und dadurch wirklich den letzteren ausschließlich unbedenklichen und listigen Spitzbuben überlieferte! Die Kammer wurde also im März 1716 eröffnet, mit rückwirkender Gewalt bis zum

Jahre 1689; die Ordonnanz klagte ohne weiteres alle Lieferanten, Steuerpächter, Einnehmer und Bankiers des Staates als Diebe und Wucherer an und bedrohte sie mit der Rache des Volkes und der Gerechtigkeitspflege. Jeder, der Klagen oder Denunziationen gegen Männer jener Art einzureichen gedachte, wurde unter den besonderen Schutz des Königs gestellt, ihm auch ein Fünftel der Geldstrafen und ein Zehntel der durch seine Hilfe aufgefundenen versteckten Schätze und Kostbarkeiten zugesagt. Den Bedienten und Angestellten der Bedrohten ward sogar anheim gestellt, unter falschem Namen ihre Aussagen zu machen. Derart appellierte diese gierige und geistesträge Regierung an die niedrigsten und gemeinsten Leidenschaften der Menschen, um sich auf ebenso leichte wie schändliche Weise zu bereichern. Unter dem Namen der Gerechtigkeit begann nun eine Plünderung der Finanzleute, an der auch die Richter der „Justizkammer“ für ihren eigenen Nutzen nach Herzenslust teilnahmen. Mit roher Grausamkeit wurden überdies die Unglücklichen zu entehrenden Strafen verurteilt und der Rache des Pöbels preisgegeben, der an ihnen seinen Neid durch persönliche Beschimpfungen und Mißhandlungen aller Art kühlte. 4410 Personen wurden zusammen zu 220 Millionen Livres Geldstrafen verurteilt. Aber es kamen davon nur 70 Millionen dem Staate wirklich zu gute. Für den Rest wußten die Verurteilten sich abzufinden, indem sie den Schutz irgend eines Höflings oder, noch besser, einer Mätresse des Regenten oder seiner Minister erkauften. Schamlos machte sich die Niederträchtigkeit des ganzen offiziellen Frankreich geltend, als jeder, der am Hofe Einfluß zu haben glaubte, Jagd auf die bedrohten Finanzmänner machte, um denselben seinen Schutz möglichst teuer aufzudrängen; auch die Richter der Justizkammer und deren Unterbediente nahmen an diesem einträglichen Sport fröhlichen Anteil. Und das nannte der Regent und seine Gesellschaft Gerechtigkeit! Ebenso wohl um diesen nichtsnutzigen Schacher fortsetzen zu können, wie zur Füllung der durch ihn abermals geleerten Staatskassen begann die „brennende Kammer,“ wie man sie zur Bezeichnung ihrer furchtbaren Gewalt nannte, ihre Operationen auch auf solche Reichen auszudehnen, die mit den öffentlichen Dingen nie das Mindeste zu thun gehabt hatten. Indes ein so ruchloses Verfahren brachte allmählich einen völligen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor. Man fing an, die Familien der noch vor kurzem verwünschten Finanzleute zu beklagen, und der Unwille des Volkes wendete sich von ihnen ab gegen ihre Plünderer. Die Parlamente, die Rechnungskammer, die Pariser Stadtbehörden empörten sich geradezu gegen die Justizkammer, indem sie ihren ausführenden Beamten jede Unterstützung der letzteren untersagten. Kein Mensch wollte mehr irgend ein Geschäft mit dem Staate unternehmen, keiner dessen Steuern einziehen. Die ganze Verwaltung drohte auseinander zu fallen. So mußte der Regent im März 1717, nach einjähriger Wirksamkeit, die Justizkammer schließen, indem er dabei behauptete, „es habe sich herausgestellt, daß das ganze Volk allzu sehr von Verderbnis durchdrungen sei, als daß man einzelne bestrafen könne.“ Und diese Anklage wagten

gegen die Nation eine Regierung und ein Hof zu schleudern, die auch bei dieser Gelegenheit ein deutliches Zeugnis ihrer eigenen Verderbnis, der schlimmsten und folgenschwersten unter allen, abgelegt hatten!

So hatte man für den Preis einer verhältnismäßig unbedeutenden Verminderung der öffentlichen Schuld Elend und Kummer über hunderttausend Familien von Staatsgläubigern und Staatsbeamten gebracht, den öffentlichen Kredit furchtbar gestört, Handel und Verkehr zum Stocken gebracht und die Staatsgewalt in einem noch nicht dagewesenen Umfange zum Gegenstande nicht allein des allgemeinen Hasses, sondern auch der allgemeinen Verachtung gemacht. Ludwig XIV. hatte man gefürchtet, den Regenten schätzte man gering.

Orleans war sich des Scheiterns seiner finanziellen Pläne wohl bewußt, und in seiner gänzlichen Verlegenheit war er geneigt, auch das verzweifeltste Mittel zu ergreifen, das ihm die Möglichkeit eröffnete, die Staatseinkünfte von der Last der auf ihnen haftenden Zinszahlungen zu befreien und so der Regierung die nötigen Geldmittel zu beschaffen. Ein schottischer Abenteurer, Johann Law, verhieß, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne daß die öffentlichen Kassen nur einen Sou auszulegen hätten.[1])

Dieser Johann Law war der Sohn eines Edinburger Goldschmieds (geboren 1671). Er hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, sich hauptsächlich in Mathematik und Rechnungswesen ausgebildet. Vielfache Reisen auf dem Kontinente dienten dazu, ihn mit den Geld- und Kreditverhältnissen der hauptsächlichsten Handelsländer vertraut zu machen. Hochstrebender und ehrgeiziger Gesinnung, bildete er umfassende Pläne zur Neugestaltung des öffentlichen Kreditwesens, Pläne, die auf gesunde Gedanken und genaue Berechnung gegründet waren, sich aber bald in das Schrankenlose verloren. In dem nüchternen und praktischen Großbritannien fand er damit keinen Anklang, und ebenso vergeblich versuchte er es bei dem Herzoge von Savoyen. Gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. erschien er endlich in Paris. Hochgewachsen, von angenehmen Gesichtszügen und guten Manieren, beredt, auch in der französischen Sprache, die er vollkommen beherrschte, fand er hier um so günstigere Aufnahme, als er sich eine vornehme Abkunft andichtete und das Geld, zumal beim Spiel, mit vollen Händen ausgab. Mit den Karten war er übrigens merkwürdig glücklich, was er, nach der eigenen Behauptung, tiefen mathematischen Berechnungen verdankte. So gewann er allerorten Zutritt in den wenig bedenklichen Salons des damaligen Paris, welche allen denjenigen offen standen, die sich als Edelleute ausgaben, Manieren hatten und reich schienen. Seine Bekanntschaften benutzte er, um sich durch sie plötzlich an den Regenten mit dem Versprechen zu wenden, der Not des Staates mit einem Male ein Ende machen zu wollen. Nun dürfte man ihn doch nicht schlechthin für einen bloßen Abenteurer nehmen; die Ansichten vom Geldwesen, wie er sie in seinen Eingaben an das

1) Levasseur, Recherches historiques sur le système de Law (Paris 1854). — Horn, Jean Law, ein finanzgeschichtlicher Versuch (Leipzig 1858).

schottische Parlament sowie in seinem Buche „Beobachtungen über das Münzwesen“ ausgesprochen hat, enthalten viel Wahres und Neues. Er suchte im Kredit, im Papiergelde einen Ersatz für die den Bedürfnissen der Neuzeit an Menge nicht mehr genügenden metallenen Umsatzmittel und erkannte in jenem die wichtigste Münze der Zukunft; er wollte ferner die kleinen Kapitalien durch Vereinigung zu einer großen und fruchtbaren Macht erheben. Zunächst forderte er nur und erhielt ohne Mühe die Genehmigung zur Errichtung einer Bank auf Aktien (Mai 1716), deren Kapital einstweilen auf sechs Millionen festgesetzt und die zu Wechsel- und Inkassogeschäften sowie zur Ausgabe von Banknoten befähigt wurde. Die Bank, deren Geschäftsführung übrigens eine sehr angemessene und billige war, kam vorzüglich in Schwung, als (April 1717) ihren Noten die Annahme bei den Staatskassen zugesichert ward. Bald konnte Law seinen Aktionären eine halbjährige Dividende von sieben Prozent zahlen. Indes mit diesen Erfolgen gab der kühne Schotte sich nicht zufrieden. Der Widerstand, welchen die bisherigen Leiter des Finanzwesens seinen kühnen Plänen entgegenstellten, wurde durch deren Sturz beseitigt; der Regent, der völlig für Law gewonnen war, ließ selbst seinen bisherigen Günstling, den Marschall von Noailles, fallen; auch die Parlamente mußten schließlich ihre Opposition aufgeben. Im März 1718 wurde dann die Bank zur königlichen erhoben, die Aktionäre erhielten ihre Einlagen zurück. Die Banknotenpresse versprach unerschöpfliche Schätze: binnen kurzem wurden für 110 Millionen Livres gedruckt. Amtliche Bekanntmachungen redeten den Unterthanen vor, daß Papiergeld überhaupt ein viel sichreres und vorteilhafteres Zahlungsmittel sei, als Metallmünzen. Alle öffentlichen Kassen sollten in Zukunft nur bis zu gewissen, enggezogenen Grenzen Gold und Silber in Zahlung annehmen.

Zu gleicher Zeit schuf Law ein anderes, nicht minder umfassendes Unternehmen. Bisher waren alle Versuche, im Mississippigebiete französische Kolonien anzulegen, mißglückt. Nunmehr erhielt der Schotte ein Privileg zur Gründung einer „Westlichen Gesellschaft,“ welche das Kolonisationsgeschäft auf eigene Rechnung betreiben und daneben die vermeintlichen Goldlager Louisianas und die Jagd auf Pelztiere ausbeuten sollte. Dafür übernahm die Gesellschaft 100 Millionen der Staats-Tresoranweisungen, die ihr mit nur vier Prozent jährlich verzinst werden sollten. Bald kaufte diese Kompanie das Tabaksregal an, dann auch die Senegal-, die afrikanische, ostindische und chinesische Gesellschaft und erhielt seitdem den Namen der „Kompanie beider Indien.“ Sie beherrschte nun rechtlich und thatsächlich den gesamten auswärtigen Handel Frankreichs, wie die königliche Bank das Kredit- und Geldwesen monopolisierte. Beide Institute aber waren durch die gemeinsame Leitung Laws vereint und bildeten ein Ganzes, in das alle und jede wirtschaftliche Thätigkeit der Nation aufgehen sollte. Immer umfassender, immer schwindelerregender wurde die Thätigkeit Laws. Seine „Indische Gesellschaft“ erwarb vom Staate das Münzregal sowie die Generalpacht der indirekten Steuern und übernahm es für diese sehr gewinnbringenden Geschäfte, dem Könige zur Tilgung seiner sämtlichen

Schulden ein Darlehen von 1200 Millionen Livres zu machen, die nur mit drei Prozent verzinst zu werden brauchten. Dem Staate erwuchs hieraus ein Vorteil von etwa 20 Millionen jährlich, da er bisher selbstverständlich seinen Gläubigern einen weit höheren Zins gezahlt hatte.

Zur Bestreitung aller dieser Unternehmungen bedurfte die Gesellschaft ungeheurer Mittel; dieselben wurden durch Ausgabe neuer Aktien beschafft: nach den „Müttern" gab man „Töchter" und „Enkelinnen" aus. Mit allen Künsten fachte man die Spekulationswut des Publikums an, das sich von der Gesellschaft goldene Berge versprach. Je mehr Aktien ausgegeben wurden, um so höher stieg deren Kurs, der sich bis auf 3000 Prozent, also dreißigmal den Nominalwert, steigerte. Die ursprünglichen Besitzer der älteren Aktien machten glänzende Geschäfte, was dann alle Welt zur Nacheiferung anspornte. Eine wahnsinnige Spekulationswut bemächtigte sich aller Stände. Die Rue Quincampoix, in welcher die Geschäftsräume der „Indischen Kompanie" lagen, waren beständig der Schauplatz des wüstesten Treibens, das an den Tagen, wo neue Aktien ausgegeben wurden, zum furchtbaren Drängen und Stoßen, zu einem Kampfe der Habgier ausartete, bei welchem mehrere Menschen erdrückt wurden. Adel und Geistlichkeit beteiligten sich nicht minder als der Bürgerstand; aus der Provinz, ja aus dem Auslande strömte man massenhaft nach der Rue Quincampoix. Ein Buckliger, der dort seinen Rücken den Aktienzeichnern zum Schreibpulte bot, erwarb mit dieser einfachen Industrie binnen einem Jahre ein Vermögen von 150 000 Livres. Ganz ungleich größer waren die Gewinne des Regenten, der königlichen Prinzen, der Eingeweihten unter den Hofleuten. Inzwischen ließ Philipp von Orleans die Notenpresse fleißig arbeiten; seine Habgier, die für sich und seine männlichen und weiblichen Günstlinge ungezählte Summen verlangte, hat auf ebenso verbrecherische wie thörichte Weise die gesunden und richtigen Grundgedanken Laws mißbraucht und schließlich zum Verderben umgewandelt. Inzwischen wurden feile Dirnen aus den Gefängnissen und Vagabunden von der Landstraße her auf Schiffe gebracht und als Kolonisten nach Louisiana geschafft. Man kann sich vorstellen, welchen Vorteil dieses Land aus solchen Bewohnern zog.

Der Schwindel stieg auf seine Höhe, als Law, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, zum Generalkontrolleur der Finanzen, d. h. Finanzminister ernannt wurde. Nun schien er vollends unumschränkter Herr aller Hilfsquellen des Staates geworden zu sein. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede (Januar 1720).

Da mußte man mit Erstaunen bemerken, daß Law und seine Vertrauten begannen, ihre Aktien zu verkaufen und die dafür erhaltenen Noten in liegenden Gründen und Häusern anzulegen. Das Publikum wurde stutzig und begann Mißtrauen zu fassen. Eine immer wachsende Anzahl Aktieninhaber schlug nun ihren Besitz zu stets niedrigerem Preise los. Wie man früher Aktien hatte erwerben wollen, es koste, was es wolle, so vertauschte man nun dieselben auch mit großem Verluste gegen Landbesitz. Man erkannte zu spät, daß die „Indische

Gesellschaft“ niemals imstande sein werde, für die ungeheure Höhe, zu der ihre Aktien getrieben worden waren, irgend entsprechende Dividenden zu zahlen.



Holländisches Satirenblatt auf John Law.

So übermäßig, wie früher die Zuversicht, wurde nun das Mißtrauen. Law mußte die gänzliche Entwertung, ja den Zusammenbruch der Kompanie fürchten.

Um denselben zu verhindern, faßte er den Plan, die letztere auf das engste mit der Bank zu verschmelzen und die Noten dieses Instituts durch Gewaltmaßregeln an Stelle des Metallgeldes zu setzen; so hoffte er den Banknoten vollen Wert und durch sie der „Indischen Gesellschaft“ Rettung zu verschaffen. Die Bank wurde also mit der Kompanie vereinigt, während die Krone sich nur ein Überwachungsrecht vorbehielt. Dann setzte man den Wert jeder Aktie der „Indischen Kompanie“ auf 9000 Livres in Noten fest. Nun bestürmten die Aktionäre die Kasse, ihre Aktien für Noten abzugeben; um die Zahlungen leisten zu können, ließ Law die Notenpresse derart arbeiten, daß der Betrag des Papiergeldes auf drei Milliarden stieg, alle Papiermühlen Frankreichs Tag und Nacht für dasselbe thätig sein mußten. Eine solche Flut von Banknoten stimmte aber mißtrauisch; jetzt kam die Reihe des Sinkens an diese, und sie waren bald nur noch fünfzig Prozent ihres nominellen Betrages in Edelmetall wert.

Mit Schrecken sah Law die letzte Säule seiner Schöpfungen wanken; doch wollte er sie um jeden Preis stützen. Die Entwertung der Banknoten sollte künstlich aufgehalten werden. Die Regierung befahl also, daß sämtliche Zahlungen über 300 Livres in Noten geschehen sollten, denen willkürlich ein Agio von fünf Prozent zudiktiert wurde. Dann setzte man den Preis des Louisdors herab, verbot den Ankauf von Diamanten, Perlen, Gold- und Silbergeräten, untersagte, mehr als 500 Livres in Metallgeld zu besitzen. Der Rest sollte gegen Noten an die Kompanie abgeliefert werden. Da begann eine wahre Jagd auf Münzen. Die Beamten der Kompanie durchsuchten jedes beliebige Haus, um solche aufzustöbern und sie zu konfiszieren; indem man dem Denunzianten ein Drittel des Gewinnes versprach, öffnete man der Angeberei Thür und Thor. Es war eine furchtbare Zeit allgemeiner Angst und Entrüstung, der Plünderung aller Besitzenden durch eine tyrannische Macht. Allein nichts verschlug; im Gegenteil, der Zwang, welchen Law anwendete, verriet lediglich seine Hilflosigkeit und Erregung. Nur 44 Millionen an Münze gelangten in die Kasse der Kompanie, der Rest wurde verborgen, bis auf bessere Zeiten vergraben. Da griff Law zu einem verzweifelten Mittel: die Goldmünzen wurden überhaupt für ungültig erklärt, der Gebrauch des Silbers nur auf Scheidemünze beschränkt (Mai 1720). Allein nun stürmte man erst recht die Bureaus der Gesellschaft, um die Noten von 10 Franken für Kleingeld umzuwechseln. In einer Nacht strömten 15000 Personen in die Straße Quincampoix, wobei mehr als ein Dutzend Menschen erdrückt wurden. Law wehrte sich mit aller Macht gegen den drohenden Bankerott, aber vor der Gewalt der Thatsachen versagten die Hilfsmittel seines erfinderischen Geistes. Das Parlament weigerte den königlichen Finanzedikten die Einregistrierung — man verbannte es dafür nach Amboise, aber was half das? Auch daß Law seine Entlassung als Finanzminister nahm, konnte die Wut des Volkes gegen den Mann nicht mindern, dem allein es die Schuld beimaß, daß Hunderttausende an den Bettelstab gebracht worden. Die Noten sanken auf zehn Prozent: endlich fiel der ent-

scheidende Schlag, und am 10. Oktober 1721 wurden die 3071 Millionen Livres Banknoten mit einem Male außer Kurs gesetzt. Welch furchtbarer Bankerott! Nun konnte sich Law in Frankreich nicht mehr halten. Das Volk schlug seinen Wagen in Stücke, und mit Not entging er dem Tode durch die Fäuste der aufgeregten Menge. Am 14. Dezember verließ er Paris, dann Frankreich, nur 800 Louisdors mit sich führend. Er begab sich nach Genua und Venedig, beständig mit Finanzoperationen beschäftigt. Im Jahre 1724 ist er gestorben.

Es handelte sich nun darum, seine Hinterlassenschaft zu regeln. Tüchtige Finanzmänner der alten Schule, die Gebrüder Paris, wurden mit der Leitung dieser Angelegenheit betraut. Sie zahlten von Staatswegen den Besitzern von Banknoten den dritten Teil des Nominalwertes aus; die Indische Kompanie blieb bestehen, aber mit einer äußerst umfassenden Reduktion ihres Aktienkapitals.

Das Ergebnis war, daß der Regent, die Prinzen, einige glückliche Spekulanten enorm gewonnen, der Staat gewissenloserweise seine Schulden auf die Hälfte herabgesetzt hatten, eine große Anzahl von Familien aber ganz oder zum größeren Teile zu Grunde gerichtet war. Elend und Jammer herrschten überall im gesegneten Frankreich. Neben Law traf der Fluch der Unglücklichen die Regierung, welche all das Unheil herbeigeführt und durch ihre Begünstigung der Agiotage recht eigentlich bewirkt hatte. Wenn sich auch der Groll nicht unmittelbar in einer Revolution Luft machte — ein Umstand, der viele Zeitgenossen mit Staunen erfüllte —, hat doch die entsetzliche Erschütterung der Lawschen Krisis dem Ansehen des Königtums und der königlichen Verwaltung einen gründlichen Stoß gegeben, dessen Wirkungen nicht wieder verwunden sind. Nach solchen Vorgängen fand der Absolutismus keine Rechtfertigung mehr! — —

Erfolgreicher als die Finanzverwaltung war die äußere Politik des Regenten. Auch sie schlug völlig neue Bahnen ein. Im Gegensatze zu Ludwig XIV. trat Philipp als Widersacher Spaniens auf und schloß sich deshalb auf das engste an Frankreichs bisherigen Antipoden, England, an. Freilich lag die Veranlassung zu dieser völligen Schwenkung der französischen Politik weniger in Paris selbst als in Madrid.

In letzterer Hauptstadt regierten unumschränkt die neue Königin und ihr Günstling Alberoni. Elisabeth Farnese, eine schöne Frau von vollen, üppigen Formen, geistvoll und thatkräftig, beherrschte ihren schwachen und liebebedürftigen Gemahl vollständig. Sie widersprach demselben nie, begleitete ihn auf die Jagd, sein Lieblingsvergnügen, trennte sich niemals von ihm, erheiterte seinen stets melancholischen Sinn: kurz sie machte sich zu seiner Sklavin, um ihn desto unbedingter zu leiten. Sie glaubte wiederum in dem Manne, der so schlau und glücklich ihre Heirat herbeigeführt hatte, das geeignetste Werkzeug zur Ausführung ihrer unruhigen, ehrgeizigen Pläne zu finden. Giulio Alberoni[1])

---

1) Bersani, Storia del Cardinale G. Alberoni (Piacenza 1862). — Mod. Lafuente, Hist. gen. de España, Bd. XVIII. — W. Coxe, Hist. of Spain under the Bourbons (Bd. I, London 1813): zumal über die diplomatische Geschichte von Alberonis Regierung ausgezeichnet unterrichtet.

(geb. 1664) war der Sohn eines Gärtners in der Nähe von Piacenza. In der Schule der Barnabitermönche dieser Stadt zeichnete der Knabe sich derart aus, daß der päpstliche Vizelegat von Ravenna auf ihn aufmerksam wurde und ihn in Rom zum Geistlichen erziehen ließ. Der gewandte und fein gebildete junge Abbé kam dann in die Umgebung seines angestammten Landesherrn, des Herzogs von Parma, der ihn bald zu allerlei diplomatischen Geschäften brauchte und endlich zum Konsul in Madrid ernannte. Der Zufall wollte, daß gerade im Augenblicke, wo Philipp V. nach einer zweiten Gemahlin Umschau hielt, der parmesanische Ministerresident von Madrid abwesend war, dessen Stelle interimistisch von Alberoni versehen wurde. Wir wissen, wie vorzüglich er dieses Zusammentreffen der Umstände auszubeuten wußte. Nun war er, der italienische Gärtnerssohn, der Herr Spaniens geworden. Er war einer so hohen Stellung nicht unwürdig. In diesem kleinen, durch ungeheure Fettleibigkeit entstellten Körper lebte ein eiserner Wille, ein schmiegsamer Geist, eine leichte und glückliche Auffassung, eine unermüdliche Arbeitskraft. Früher nur zu sehr der Liederlichkeit und Schwelgerei ergeben, arbeitete er jetzt achtzehn Stunden des Tages und schloß sich von jedem Vergnügen, jeder Erholung ab. Was er leistete, indem er an die Thätigkeit der Fürstin Orsini und des Marquis von Orry anknüpfte, ist geradezu wunderbar. Binnen kurzem waren die Finanzen Spaniens geordnet, sein Heer auf 100 000 Mann, seine Kriegsflotte auf 70 Linienschiffe gebracht; es schien von neuem dazu berufen, eine große Rolle in Europa zu spielen. Selbst die katalonischen und aragonischen Miquelets, die vor kurzem noch gegen die Bourbonen gefochten hatten, ja sogar die Schmuggler der Sierra Morena wußte der neue Minister für den Dienst des Staates zu gewinnen und in regelmäßigen Regimentern zu organisieren. Aber er sah ein, daß dafür eine umfassende Neugestaltung des verrotteten spanischen Staates und Volkslebens nötig sei. Er verjagte also die habgierigen Faullenzer aus der Verwaltung; er ließ, zumal aus Holland, geschickte Werkmeister und Handwerker kommen, bei denen er arme spanische Knaben in die Lehre gab; er errichtete Fabriken und verbesserte die Wasserstraßen; er gründete Seemannsschulen und Magazine; er reinigte die Justizpflege von ihren schreiendsten Übelständen. Spanien begann ein ganz neues Aussehen zu gewinnen, Industrie und Handel nahmen in ungeahntem Maße zu. Mit einiger Überhebung, aber nicht völlig grundlos, sagte Alberoni zu König Philipp: „Ew. Majestät gebe mir nur vier Jahre Frieden, und ich mache Sie zum gefürchtetsten Monarchen Europas zu Wasser und zu Lande."

Allein es wurde zum tragischen Geschicke für Alberoni und für Spanien, daß jenem die verlangten vier Jahre eben nicht zugedacht waren. Der ruhelose und überspannte Ehrgeiz Elisabeths ließ sie sofort nach dem Tode Ludwigs XIV. den Plan fassen, Philipp von Orleans aus der Regentschaft Frankreichs zu verdrängen und damit, nach dem in kurzem zu erwartenden Tode des schwächlichen Kindes Ludwig XV., ihrem eigenen Gemahle den Thron Frankreichs zu verschaffen, trotz der Utrechter Verträge und der feierlichen

Verzichtleistung Philipps V., welche dieser selbst auf das Sakrament und zwar während des Abendmahls beschworen hatte.[1]) Ohne Zögern begann Philipp seine Ansprüche zu erheben und in Frankreich selbst Intriguen wider den Regenten anzuspinnen. Dieser, von seinen zahlreichen persönlichen Gegnern, von der gesamten ultramontanen Partei und von den Anhängern des Königs von Spanien angegriffen und bedroht, suchte bei England Hilfe.

Dabei wurde er trefflich von einem Manne beraten, der bald zu hervorragender Rolle berufen war: vom Abbé Dubois — einem Emporkömmling gleich Alberoni.[2]) Geboren 1656, als Apothekerssohn, zu Brives-la-Gaillarde im Limousin, war dieser geistreiche und feingelehrte Südfranzose durch einen Freund bei dem Gouverneur des jungen Philipp von Chartres, des späteren Herzogs von Orleans, eingeführt worden. Der Gouverneur, durch seine Kränklichkeit behindert, hatte Dubois zu seinem Gehilfen angenommen, und als jener bald darauf



Kardinal Alberoni.
Nach dem Kupferstich von G. P. Busch.

1) Alfr. Baudrillart, Les prétentions de Philippe V à la couronne de France; Compte-rendu de l'Acad. des sciences mor. et polit., Bd. LXXVII (1887), S. 728 f.

2) De Sévelinges, Vie du cardinal Dubois (2 Bde., Paris 1715). — Graf v. Seilhac, Vie de l'abbé Dubois (2 Bde., Paris 1862). — Ch. Aubertin, Un diplomate au XVIIIe siècle, Revue des deux Mondes, 1er mai 1872, S. 152 ff.

starb, wollte Philipp keinen anderen Erzieher haben, als den liebenswürdigen, von Esprit und Laune übersprudelnden und dabei so gefälligen Abbé. In der That war Dubois, trotz seines geistlichen Gewandes, der cynischste und unmoralischste aller Menschen, der seinen Zögling in dessen schlechten Neigungen bestärkte und bediente und dessen ungläubige Spöttereien noch überbot. Aber wenn er sich mit Vorliebe in dem Schmutze der Gesellschaft wälzte, so bewahrte er dabei doch eine Kraft und Elastizität des Geistes, die unter diesen Umständen doppelt bewundernswert sind, und besaß einen großen Scharfsinn und viel Einsicht in die Geschäfte. Auch war er auf seine Weise seinem ehemaligen Schüler und nachherigen Herrn treu ergeben. Dubois denkt nie an das Interesse oder die Größe seines Landes, er betrachtet sich stets als den „alten Diener" des Regenten, für dessen besonderen Vorteil er alle Hilfsquellen seines reichen Geistes entfaltet. Er kannte Philipp von Orleans hinreichend, um zu wissen, daß er auf diese Weise auch am besten für sein eigenes Fortkommen sorgte: denn er war eifrigst bestrebt, zur höchsten Macht im Staate zu gelangen. Der Regent ernannte ihn zunächst nur zum Staatsrat; aber in dieser verhältnismäßig untergeordneten Stellung wußte Dubois bald durch seine Intelligenz und Thatkraft bedeutenden Einfluß zu gewinnen. Er überzeugte den Herzog, daß nur ein Bündnis mit England ihn vor den Intriguen seiner zahlreichen Gegner retten könne. Unter fremdem Namen wurde Dubois im Juli 1716 nach Holland und Hannover gesandt, wo sich damals der englische Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, Stanhope, aufhielt. Nachdem er diesen für den vollständigsten Wechsel in der äußeren Politik Englands gewonnen hatte, glückte es den geschickten und einschmeichelnden Diplomaten nicht weniger bei König Georg I. Der bisherige leitende Whigminister, Townshend, welcher dem französischen Bündnis feindlich war, wurde durch Dubois' und Stanhopes vereinten Einfluß bei dem Könige zu Falle gebracht. Daheim hatte der Abbé den Widerstand des französischen Leiters der auswärtigen Angelegenheiten, des Marschalls von Huxelles, zu überwinden, welcher der englischen Allianz durchaus feindlich war. Aber seine Beharrlichkeit und unerschöpfliche Gewandtheit triumphierten über alle seine Gegner. Selbst des Regenten bisheriger Freund und Hauptberater, der Herzog von Noailles, mußte vor ihm das Feld räumen und wurde, da er sich Dubois nicht unterordnen wollte, schließlich vom Hofe verbannt. Am 10. Oktober 1716 schloß er mit England ab, und am 4. Januar 1717 trat Holland dem Bündnis bei, das man von nun an die Tripelallianz nannte. Dieselbe verpflichtete Frankreich, den Stuartschen Prätendenten aus seinem gesamten Machtbereich zu vertreiben, ihn nie zu unterstützen, vielmehr das protestantische Herrscherhaus in England, wenn es bedroht werde, mit zehntausend Mann zu verteidigen; ferner die Häfen von Dünkirchen und Mardyke unter englischer und holländischer Aufsicht völlig zu zerstören. Für diese freilich wenig rühmlichen Opfer erhielt der Herzog die Anerkennung seines Thronfolgerechts für den Fall von Ludwigs XV. Tode, sowie die Zusage einer Hilfe von zehntausend



Abbé Dubois.

Nach dem Kupferstiche von C. Roy; Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

Engländern und fünftausend Holländern, wenn er von einer fremden Macht angegriffen werde.

Die Tripelallianz brachte allerdings Frankreich als solchem geringen oder gar keinen Nutzen; um so mehr befestigte sie die Stellung des Regenten inner- und außerhalb Frankreichs. Sie sollte bald ihre Zuverlässigkeit in einer großen europäischen Krisis bewähren.



Elisabeth von Parma, Königin von Spanien.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

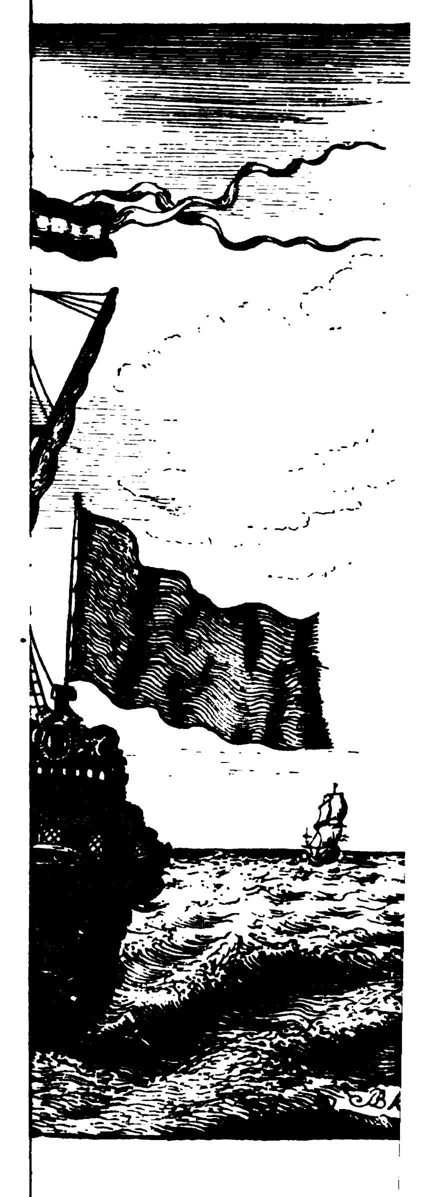
Im Beginne des Jahres 1716 hatte Elisabeth Farnese ihrem Gemahl einen Sohn, Don Carlos, geboren, dem bald ein zweiter, Don Felipe, folgte. Da aber auch aus des Königs erster Ehe Söhne vorhanden waren, wollte Elisabeth ihren Nachkommen außerhalb Spaniens Reiche verschaffen. Zu diesem Behufe wünschte sie den Umstand zu benutzen, daß Kaiser Karl VI. noch immer nicht formell Frieden mit Spanien geschlossen hatte, um des letzteren ehemalige

Besitzungen in Italien von Österreich zurückzuerobern. Daß der Kaiser damals durch einen Krieg mit den Türken vollauf beschäftigt war, schien der Königin eine vorzügliche Gelegenheit zum Losschlagen. Frankreich fürchtete sie wenig: sie gedachte entweder den in seinen Absichten stets unsicheren Regenten zu gewinnen und von der Tripelallianz abzuziehen, oder aber ihn durch Intriguen zu stürzen; schmeichelte sie sich doch mit der Hoffnung, daß nie französische Soldaten auf die Truppen des Enkels Ludwigs XIV. schießen würden. Vergebens widersetzte sich Alberoni dem sofortigen Ausbruche des Kampfes, da seine Vorbereitungen noch nicht beendet seien; dem Ungestüm der Königin und dem Willen des von ihr durchaus abhängigen Monarchen mußte er weichen. Im Grunde wünschte auch er Italien von der österreichischen Fremdherrschaft zu befreien, es unter spanischen Sekundogenituren wieder unabhängig hinzustellen. So stark wirkte schon damals selbst in der Seele eigensüchtiger Ehrgeiziger das italienische Nationalgefühl und die Abneigung gegen die Barbaren! Unter dem Vorwande, die Türken bekämpfen zu wollen, unternahm er fieberhafte Rüstungen; und als er wirklich einige Schiffe in die levantischen Gewässer sandte, welche die Türken von der Belagerung Korfus verjagen halfen, erlangte er nebenbei von Papst Klemens XI. die lange ersehnte Erhebung zum Kardinal. Wie dann aber die große spanische Kriegsflotte, mit zahlreichen Regimentern besetzt, im August 1717 auslief, wandte sie sich nicht gegen die Türken, sondern gegen die dem Kaiser gehörige Insel Sardinien. Als Vorwand für diesen kecken Angriff mitten im Frieden führte man die Thatsache an, daß der spanische Generalinquisitor, bei dem die österreichischen Behörden wichtige Papiere zu finden gehofft, auf einer Reise durch das Mailändische verhaftet worden war. Da die Kaiserlichen schlecht gerüstet waren, wurde wirklich Sardinien in wenigen Monaten vollständig erobert. Der Papst war außer sich vor Zorn und klagte, daß Alberoni ihn vor den Augen ganz Europas getäuscht und verhöhnt habe. Allein er war ohnmächtig in seinem Grimme.

Die Staaten der Tripelallianz, die durchaus die Wiedereröffnung des kaum beendeten Krieges zu vermeiden wünschten,[1]) suchten freilich zwischen Spanien und Karl VI. zu vermitteln. Aber der leichte Erfolg in Sardinien hob den Mut Elisabeths und Alberonis. Sie gingen nur zum Scheine auf jene Verhandlungen ein, in Wahrheit dachten sie lediglich an die Fortsetzung ihrer italienischen Eroberungen. Mit staunenswerter Keckheit suchten sie die übermächtigen Gegner zu entwaffnen; es war das wenigste, daß sie wider den Kaiser Türken und Ungarn aufzuhetzen strebten; viel gefährlicher waren ihre Intriguen in England und Frankreich. Alberoni betrieb mit größtem Nachdruck die Verwirklichung eines kecken Planes des schwedischen Ministers Görtz, den Frieden zwischen Karl XII. und dem Zaren Peter zustande zu bringen und die vereinigten schwedisch-russischen Streitkräfte zur Wiedereinsetzung der Stuarts

1) O. Weber, Die Quadrupelallianz vom Jahre 1718 (Leipzig 1887).

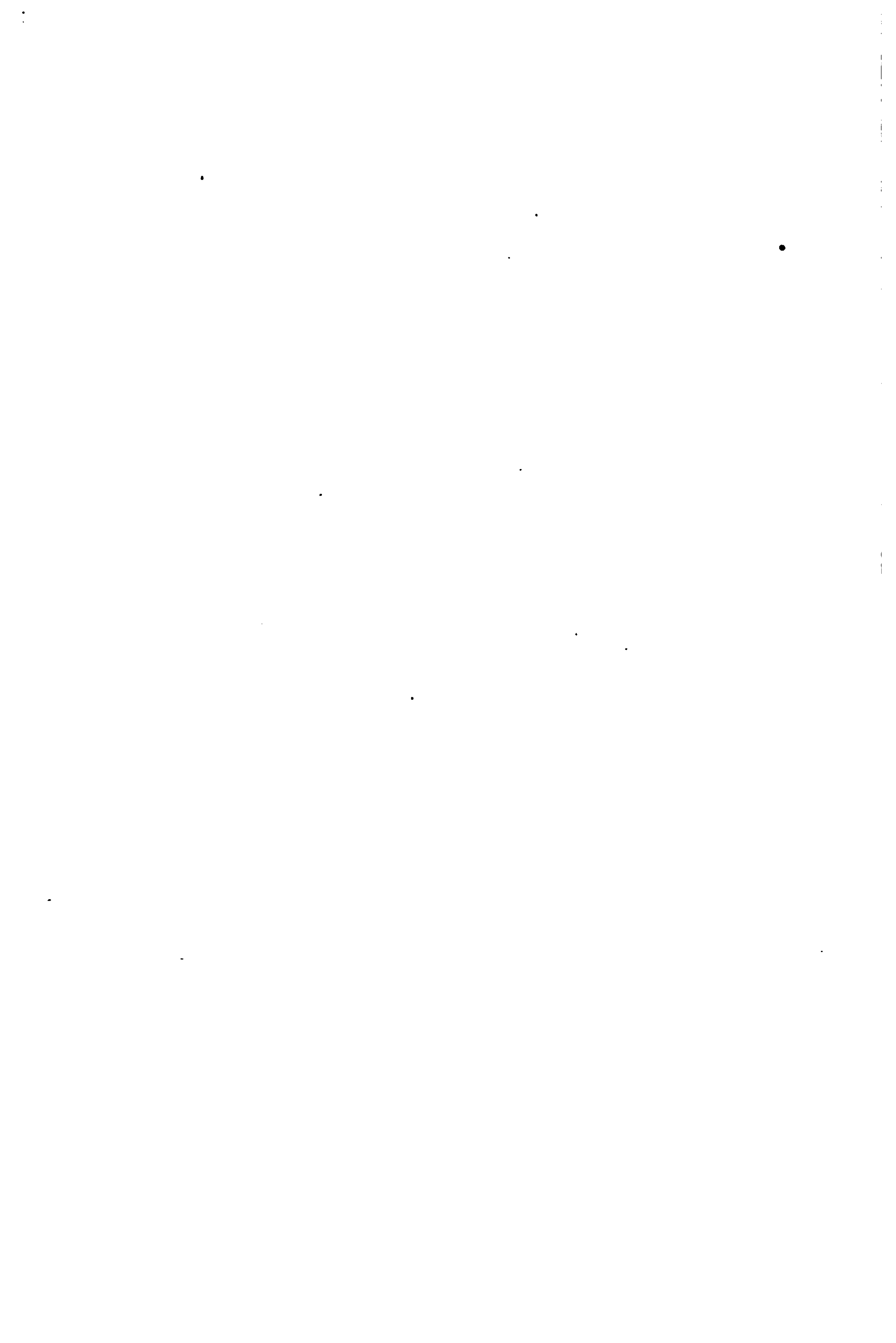




Hälfte des 17. Jahrhunderts. Facs



[...]imile zweier Radierungen von Ludolf Bak[...]



in England zu benutzen. Gleichzeitig bereitete Alberoni eine jakobitische Expedition nach Schottland vor, zu der er den „Prätendenten“ nach Madrid berief. Den Regenten Frankreichs aber suchte er durch glänzende Anerbietungen von der Tripelallianz abzuziehen. Doch Philipp von Orleans blieb seinen Verpflichtungen getreu. Da setzte Alberoni eine großartige Verschwörung gegen denselben in Szene. Der spanische Gesandte in Paris, Fürst von Cellamare, vereinigte um sich alle Unzufriedenen unter den französischen Großen: den Herzog von Maine, der seine Niederlage vom September 1715 noch nicht vergessen hatte, den Kardinal von Polignac, den jungen Herzog von Richelieu, sowie viele andere Anhänger der Politik Ludwigs XIV. und Gegner des englischen Bündnisses. Man wollte sich der Person Orleans' bemächtigen, denselben als Gefangenen nach Spanien führen und Philipp V. als Regenten ausrufen, als dessen Statthalter Maine die Leitung der französischen Angelegenheiten zu übernehmen hatte. „Im Notfalle,“ rief die leidenschaftliche Herzogin von Maine aus, „werde ich, wie Jael, den Herzog von Orleans mit eigener Hand töten und ihm einen Nagel ins Gehirn treiben.“ Der Adel der Bretagne, welcher Gründe hatte, mit der Regierung unzufrieden zu sein, schickte sich zur Empörung an.

Auf alle diese Veranstaltungen vertrauend, schlug Alberoni von neuem los. Eine große spanische Flotte, mit 35000 ausgesuchten spanischen Soldaten besetzt, landete im Juli 1718 in Sizilien, um den Savoyer für seine Abweisung des spanischen Bündnisses zu bestrafen. An vielen Orten empörten sich die Sizilier gegen die piemontesische Herrschaft, die sich binnen kurzem gründlich verhaßt gemacht hatte. Messina und seine Zitadelle, zahlreiche andere Städte wurden in der That ohne große Mühe eingenommen.

Aber gerade damals trat eine Reihe von Ereignissen ein, welche bewiesen, wie luftig alle die kecken Berechnungen und Unternehmungen Alberonis gegenüber der Macht der Thatsachen waren.

Unter englischer Vermittelung schloß der Kaiser zu Passarowitz mit den Türken Frieden und trat dann (August 1718) zu London dem Dreimächtebunde bei, der hierdurch zur „Quadrupelallianz“ wurde. So groß war die Friedenssehnsucht und Mäßigung der Mächte, daß sie, zum großen Kummer des Kaisers,[1]) der die Bourbonen bitter haßte, ein für Spanien immerhin noch vorteilhaftes Programm aufstellten und demselben anboten. Alberoni, auf seine Umtriebe vertrauend, wies es mit Zorn und Verachtung zurück. Die Strafe dafür blieb nicht aus. Eine überlegene englische Flotte unter Admiral Byng griff die spanische bei dem Vorgebirge Passaro, in der Nähe von Syrakus an und vernichtete sie vollständig (22. August 1718); nur zehn Schiffe entkamen. Die spanischen Truppen auf Sizilien waren damit vom Vaterlande abgeschnitten. Und wie die militärischen Unternehmungen Alberonis, so scheiterten auch seine Intriguen. Schon im Juli hatte Dubois durch die englische Regierung genau

1) A. Beer, Zur Gesch. der Politik Karls VI., Hist. Zeitschr. LV (1886), S. 18 ff.

Kunde von der Verschwörung Cellamares erhalten;[1]) einige Monate darauf enthüllte ihm ein Schreiber, welchen der spanische Gesandte verwendet hatte, alle Einzelheiten. Im Dezember wurden sämtliche Häupter der Verschwörung verhaftet, Cellamare des Landes verwiesen.[2]) Schon vorher waren die Unruhen in der Bretagne mit Leichtigkeit unterdrückt worden. Die Bekanntmachung dieser Ereignisse erregte in ganz Frankreich einen lebhaften Unwillen gegen die spanische Regierung und ertötete alle Sympathien, die man dort noch für Philipp von Anjou gehegt hatte. Zu gleicher Zeit gingen durch den Tod Karls XII. vor Frederikshal (Dezember 1718) Alberoni die schwedisch-russischen Hoffnungen verloren. Und wie denn selten ein Unglück allein kommt, so scheiterte auch die spanische Heerfahrt nach England vollständig. Die Flotte, welche 5000 Soldaten und Waffen für 30 000 Mann nach Schottland führen sollte, wurde im biscayischen Meerbusen vom Sturme so arg mitgenommen, daß sie schleunig in die heimischen Häfen zurückkehren mußte (März 1719); nur 300 Spanier gelangten nach Schottland, wo sich ihnen 2000 Bergbewohner anschlossen, die aber nach wenigen Wochen im Glenshielthale sämtlich von den königlichen Truppen getötet oder gefangen wurden.

So fand Spanien sich ganz allein, und zwar bereits mit bedeutend verminderten Hilfsmitteln, der starken Koalition seiner Widersacher gegenüber. 50 000 kaiserliche Soldaten rückten aus Ungarn nach Italien und überwältigten, nach tapferem Widerstande, das aller Hilfsmittel entblößte spanische Heer auf Sizilien. Frankreich und England erklärten an Philipp V. den Krieg. Eine englische Flotte plünderte die Küsten der Pyrenäenhalbinsel und nahm Vigo, den Haupthafen der Provinz Galicien. Eine französische Armee, unter demselben Marschall Berwick, der einst die spanische Krone für Philipp V. gerettet hatte, marschierte nun gegen diesen Monarchen. Dessen Hoffnungen, die französischen Truppen würden zu ihm abfallen, wozu er sie in einem schwülstigen Manifeste aufgefordert hatte, erwiesen sich als völlig eitel. Im Gegenteil gingen ohne allzu großen Widerstand Fuentarabia und San Sebastian zu dem Marschall über und die Schiffswerften an der Nordküste wurden von seinen Streifkorps in Flammen gesetzt. Es gab kein spanisches Heer, keine spanische Flotte mehr.

Alle Pläne und Hoffnungen Elisabeths und Alberonis waren wie Kartenhäuser zusammengefallen, alle die außergewöhnlichen Kraftanstrengungen Spaniens waren vergeblich gewesen und hatten nur bitterste Enttäuschung herbeigeführt. Der Grimm des Volkes richtete sich vornehmlich gegen den fremden Emporkömmling; seine zahlreichen Neider wiesen schadenfroh auf ihn als den Verderber des Staates; und auch Philipp und Elisabeth fanden es sehr bequem, die Schuld, die vornehmlich sie traf, auf Alberoni abzuwälzen. Am 5. Dezember

1) Aubertin a. a. O. S. 181.

2) Lafuente ist naiv genug (XVIII, 425), das angebliche Einladungsschreiben der drei Stände Frankreichs an Philipp V. ernst zu nehmen; als ob die Stände seit 1614 überhaupt nur versammelt gewesen.

1719 erhielt der Kardinal seine Entlassung aus allen Ämtern und den Befehl, in kürzester Frist den spanischen Boden zu verlassen. Die Bitte, den König oder die Königin nur einmal noch sehen zu dürfen, wurde ihm rundweg abgeschlagen. Ja, die Regierung, welche Alberoni bis vor kurzem geleitet hatte, verfolgte ihn auch nach Italien und zwang ihn, sich in den Bergen des Apennin verborgen zu halten. Später, als die Leidenschaften sich beruhigt, konnte er in Rom seine Stellung als Kardinal einnehmen. Als solcher stritt er sich mit mehreren Päpsten herum und blieb stets eines der unruhigsten und unternehmendsten Mitglieder des heiligen Kollegs. Erst 1752, im Alter von 88 Jahren, ist er gestorben. Man darf sagen, daß er größer war als seine Erfolge; unter günstigeren Umständen wäre er der Richelieu Spaniens geworden.

Mit seinem Sturze nahm der Krieg Spaniens gegen die Quadrupelallianz ein Ende. Am 17. Februar 1720 trat der Gesandte Philipps V. im Haag der letzteren ganz einfach bei und nahm so deren Programm an, das für seinen Herrn noch günstig genug war. Derselbe verzichtete auf die französische Krone und alle früheren Besitzungen Spaniens in Italien; dafür wurde er vom Kaiser als König von Spanien und Indien anerkannt, und seinen und Elisabeths Söhnen Karl und Philipp, nach dem nahe bevorstehenden Aussterben der männlichen Herrscherlinien von Toskana und Parma, die Nachfolge in diesen Herzogtümern versprochen. Er willigte auch in einen für den Kaiser sehr vorteilhaften Tausch: Karl VI. erhielt nämlich Sizilien von dem Herzoge von Savoyen, dem er dafür das diesem näher gelegene und deshalb leichter zu verteidigende, aber öde Sardinien überließ, an welches nunmehr der Königstitel geknüpft wurde. Seit dem Jahre 1720 also datiert das Königreich Sardinien.

Es war zweifelhaft, ob dieses Ergebnis der Quadrupelallianz den wahren Interessen Frankreichs entsprach, unzweifelhaft dagegen, daß es nach innen die bisher schwankende Stellung des Regenten befestigte. Er vermochte alle Ämter mit seinen Geschöpfen zu besetzen; Dubois ward Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, dann erster Minister, endlich, trotz der Schande seines Privatlebens, trotz langen, rühmlichen Widerstrebens des Papstes, Kardinal der römischen Kirche. So endigte der Wettkampf zwischen Dubois und Alberoni mit dem völligen Siege des ersteren. Als Politiker erwarb derselbe sich übrigens auch fernerhin beträchtliche Verdienste. Dieser Lüstling arbeitete jeden Tag, selbst Sonntags, von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends. Er wußte Spanien mit Frankreich zu versöhnen und dadurch einen der größten Übelstände der bisherigen Situation wieder gut zu machen, indem er im Jahre 1721 die vierte Tochter des Regenten mit dem Prinzen Ludwig von Asturien, dem spanischen Thronfolger, vermählte, die fünfte mit dem Infanten Karl verlobte und ebenso die Infantin Maria Anna nach Frankreich kommen ließ, wo sie — noch ein Kind — zur dereinstigen Gattin Ludwigs XV. erzogen wurde. So ward die Eintracht zwischen den beiden bourbonischen Königreichen wieder hergestellt, der hochpolitische Gedanke Ludwigs XIV. von neuem anerkannt und verwirklicht.

Es war die Schuld des Regenten, wenn, trotz der Erfolge der äußeren Politik, seine Herrschaft bei dem französischen Volke allmählich immer verhaßter und verächtlicher wurde. Zunächst trugen dazu der schmähliche Zusammensturz der Lawschen Spekulationen und das widerwärtige Benehmen bei, welches Philipp während derselben gezeigt hatte; dann auch seine schamlosen, Anstand und Sitte frech verhöhnenden Ausschweifungen.[1]) Er verbrachte seine Nächte, indem er Paris in Mietwagen durchfuhr, bald bei dem einen, bald bei dem anderen seiner Gefährten soupierte; oder im Palais-Royal mit seinen Mätressen, seiner legitimen Tochter, der Herzogin von Berry, einer Schar kecker Operntänzerinnen und einem Dutzend männlicher Genossen, die er selber öffentlich seine „Roués," seine „Geräderten" nannte, weil sie alle das Rad verdient hätten. Bei diesen Soupers des Regenten blieben die Thüren fest geschlossen und durften sich selbst vor den wichtigsten Angelegenheiten nicht öffnen. Man redete da über alles, ohne den mindesten Zwang, stets mit cynischstem Spott, aber auch mit Geist und Witz. Je frecher die Rede war, um so willkommener. Man betrank sich erst in Champagner, und dann begannen die schamlosesten Ausschweifungen. Die Lieblingstochter des Regenten, die Herzogin von Berry, die schon zu fünfzehn Jahren sich bei festlichen Gelegenheiten sinnlos zu berauschen pflegte, beging in Wort und That solche Ungeheuerlichkeiten, daß man sie nur durch Wahnsinn erklären kann. Dazwischen zog sich die Herzogin auf Zeit in das Karmeliterinnenkloster in Paris zurück, fastete, betete, kasteite sich in nächtlichen Kultusübungen: bis das Bedürfnis sinnlicher Genüsse sie wieder erfaßte und sie wie eine aus dem Grabe Auferstandene von neuem unter den Genossen ihrer Vergnügungen erschien. Als Ludwig XV. heranwuchs, machte Philipp der Schicklichkeit das Zugeständnis, daß er seine Orgien aus dem Palais-Royal nach St. Cloud verlegte, also fort aus der unmittelbaren Nachbarschaft des jungen Monarchen. Die zahlreichen unehelichen Kinder Orleans' gingen mit dessen ehelichen Kindern ganz ungescheut blutschänderische Verbindungen ein. Hätten diese Greuel vielleicht noch vor dem großen Publikum sich verbergen können, so erfand man ein Mittel, sie demselben recht absichtlich zu zeigen. Man eröffnete Bälle in der Großen Oper, deren Besuch jedem gegen Bezahlung frei stand: hier zeigten sich öffentlich der Regent und seine Roués mit ihren Geliebten, die Herzogin von Berry mit ihren verwerflichen Günstlingen, oft niedrigster Art, ihre Schwester, die Prinzessin von Valois, mit ihrem Liebhaber Richelieu. In allen Ständen verbreitete sich die grauenhafteste Immoralität. Der lange Zeit unbescholtene Bischof von Beauvais fuhr dann doch, geputzt und fein frisiert, mit seiner Mätresse in den Straßen der Hauptstadt umher, bis der Pöbel seinen Wagen mit Steinen bewarf. Man verachtete geradezu als Spießbürger diejenigen, die noch an die Gattin oder den Gatten die Anforderung ehelicher Treue stellten. Der Schleier, welchen das

1) S. Näheres bei Ed. de Barthélemy, Les filles du Régent (2 Bde., Paris 1874).

prächtige und stolze Zeremoniell Ludwigs XIV. über seine und seines Hofes Laster gebreitet hatte, ward nun zerrissen. Die Verletzung der ehelichen Treue, die Besudelung der heiligsten Sittenvorschriften, die Verspottung jeder Schranke und jedes geistigen und moralischen Elementes wurden von höchster Stelle als Grundsätze verkündet.

Für diese schändlichen Vergnügungen wurde das Geld, das man den Opfern Laws abgenommen hatte, mit skandalöser Freigebigkeit vergeudet. Die Herzogin von Berry unterhielt achthundert Diener; ihre Ringe allein wurden auf 600 000 Livres geschätzt. Als sie im Juli 1719 starb, steigerte der Regent die Kopfsteuer in der Steuerprovinz Paris um zwanzig Prozent, um die nachgelassenen Schulden seiner Tochter zu bezahlen. Die „liberale" Gesinnung dieses Fürsten hinderte ihn also nicht, gerade wie Ludwig XIV. die Unterthanen nur als eine Schafherde zu betrachten, die man nach dem Belieben und zum Vorteil der regierenden Familie scheren dürfe.

Die Üppigkeit und wollüstige Pracht des Hofes stand im schärfsten Gegensatze zu dem Elend, welches der Zusammenbruch des Lawschen Systems herbeigeführt hatte, und zu dem Jammer, welchen im Jahre 1720 eine furchtbare Pest hervorbrachte, die in Marseille von 90 000 Einwohnern 50 000 tötete und darauf die ganze Provence verheerte. Der Grimm des Volkes war allgemein und mit Heftigkeit gegen eine Regierung gerichtet, welche nichts zur Beschwörung jenes Elends gethan hatte. Blutige Satiren gegen den Regenten liefen um, ihn der scheußlichsten Verbrechen beschuldigend. Ein neuer Skandal erhöhte den Zorn der Menge. Im Jahre 1720 wurde Dubois, der überhaupt noch keine Weihen empfangen hatte, vom Regenten zum Erzbischof von Cambrai ernannt. Dieser in Liederlichkeit und Gotteslästerung alt gewordene Sünder nahm den Stuhl Fenelons ein! An einem Tage empfing er die Weihen als Unterdiakon, Diakon und Priester; „haben Sie nicht auch die Taufe noch nötig," soll ihn der Bischof, der sich dieser geistlichen Arbeit unterzog, dabei gefragt haben. Man nannte ihn den „Bischof Sacre-Dieu;" man verglich ihn nicht allein mit Sejan, dem Günstling Tibers, sondern auch mit dem Pferde, das Caligula zum Konsul gemacht hatte.[1])

Ohne sich weiter um diese Angriffe zu kümmern, die ihm eben nur bewiesen, daß er ohne Gefahr aller Welt trotzen könne, bemühte Dubois sich um die Kardinalwürde, die er im Jahre 1720 noch nicht erhalten hatte, indem er den Papst durch Vernichtung des Widerstandes der Gallikaner gegen die Bulle Unigenitus zu gewinnen suchte; und der Regent, dieser cynische Religionsfeind, der einst selber die Jansenisten ermutigt hatte, stand, auf Veranlassung Dubois', nun auf Seiten des schärfsten Ultramontanismus. Wo sollte die Achtung vor einer so schwankenden Regierung, vor einem so schwachen Herrscher herkommen, der eben zu frivol war, um auch nur seinen eigenen Grundsätzen Wichtigkeit beizumessen? Genug, mit Hilfe des berühmten Massillon ließ er

1) Buvat II, 8. 442.

ein Lehrgebäude ausarbeiten, welches die Jansenisten mit den offiziellen Doktrinen Roms auszusöhnen bestimmt war, sowie eine Reihe von Erklärungen aufstellen, unter denen die bisherigen Gegner der Bulle Unigenitus dieselbe annehmen könnten; die Kurie hatte vorher ihre Zustimmung um so lieber gegeben, als die Beschränkungen, die hier der Bulle auferlegt wurden, viel mehr dem Schein als dem Wesen nach Wert besaßen. Rom, das mit einer solchen Lösung sehr wohl zufrieden war, kam Dubois mit seiner gewöhnlichen diplomatischen Kunst zu Hilfe. Es handelte sich vor allem darum, die Appellanten ihres durch Geburt und Stellung hervorragenden Führers, des Kardinals von Noailles, zu berauben. Die Kurie wußte durch eine bewundernswert geschickte Mischung von Milde und Drohungen den friedensbedürftigen Prälaten von einer Konzession zur anderen zu führen, bis er, ganz erschüttert, unsicher, von der steten Aufregung und Spannung körperlich und geistig geschwächt, sich einem Kompromiß unterwarf, der einem Siege seiner Gegner verzweifelt ähnlich sah.[1]) Die große Mehrzahl der französischen Bischöfe folgte diesem Beispiele (1720). Nur zwölf von ihnen, an deren Spitze die Bischöfe von Boulogne und Montpellier sich befanden, wagten den Widerstand fortzusetzen. Nach solchen Erfolgen erließ der Regent ein Dekret, welches die Bulle, unter den von dem Kardinal angenommenen Erklärungen und Beschränkungen, abermals als Staatsgesetz verkündete, jede Opposition oder Appellation gegen dieselbe untersagte. Er hatte die Genugthuung, diese Ordonnanz bald von allen Parlamenten, auch dem Pariser, registriert zu sehen, da man allgemein dieser theologischen Zänkereien überdrüssig geworden war. Vergebens zeigten ein Teil des Pariser Pfarrklerus und der Doktoren der Sorbonne, sowie einige Diözesankapitel eine größere Festigkeit: die mutigen Priester wurden durch Lettres de cachet in entlegene Orte verbannt und ihre Thätigkeit lahmgelegt. Das Bündnis zwischen Dubois und den Jesuiten wurde immer enger, er verschaffte letzteren wieder das Vorrecht, den Beichtiger für den Monarchen zu stellen. Man begann von neuem die Verfolgungen gegen die Jansenisten, denen die Absolution verweigert und die massenhaft mit Verbannung und Kerker bestraft wurden. Die einzige, die offenen Widerstand zu leisten wagte, war — eine Tochter des Regenten, die Äbtissin von Chelles, die, auf ihren Rang vertrauend, kühn die Verteidigung der verfolgten Jansenisten gegen die Jesuiten übernahm.[2]) Nachdem Dubois, dieser alte Sünder, solche Proben seiner „Frömmigkeit“ gegeben hatte, durfte er ungescheut eine grenzenlose Habsucht entfalten. Außer 250 000 Livres Einkommen aus weltlichen Ämtern verschaffte er sich mehr als 300 000 Livres aus kirchlichen Würden, die er sich aneignete: kurz, seine jährlichen Bezüge entsprachen etwa drei Millionen Franken nach heutigem Geldwerte. Erzbischof,

1) Graf E. Barthélemy, trotz seiner klerikalen Gesinnung, setzt in seinem schon zitierten Buche über den Kardinal die Schlangenpolitik des römischen Hofes in allen Einzelheiten auseinander; freilich nimmt er alle freundlichen Versicherungen des schlauen Papstes Benedikt XIII. für bare Münze.

2) Mém. de Richelieu I, 81 ff.

Kardinal, erster Minister, ließ er sich dann auch, obwohl jedes litterarischen Verdienstes ermangelnd, zum Mitgliede der französischen Akademie ernennen. Allein er genoß nicht lange seines Triumphes: ein Blasenleiden, das ihn furchtbar marterte, setzte am 17. August 1723 seinem Leben ein Ziel. Ein Mann von Geist und scharfem Verstande, ein geschickter Diplomat, nicht gerade bösen Charakters, hat er doch durch seine Eigensucht und durch sein Liebäugeln mit dem in Frankreich durchaus verhaßten Ultramontanismus dem Königtume tiefe Wunden geschlagen.

Sein Herr, der Regent, überlebte ihn nur wenige Monate. Die letzten Jahre dieses Fürsten sind durch den Zusammensturz aller seiner Schöpfungen bezeichnet. Das Lawsche System litt nicht weniger Schiffbruch, als die kirchlich freisinnigen Bestrebungen, welche Philipp im Beginne seiner Herrschaft verfolgt hatte. Er hatte jede Achtung und Zuneigung eingebüßt. Über das alles tröstete er sich durch immer ausschließlichere Hingabe an die frivolsten Ausschweifungen, obwohl dieselben sichtlich seine geistigen und körperlichen Kräfte mehr und mehr zerstörten. Dieser blasierte Fürst legte gar kein Gewicht darauf, sein Leben zu verlängern; er wollte sich nur amüsieren, solange es ging, und dann, ohne irgend ein vorhergehendes Leiden, eines schnellen Todes sterben. Darauf hatte er es abgesehen, und er erreichte seinen Zweck. Am 2. Dezember 1723 machte, in Gegenwart einer seiner Mätressen, ein Schlaganfall seinem Leben ein plötzliches und durch die begleitenden Umstände wenig rühmliches Ende. Man sagte, mit Anspielung auf seine letzte Geliebte, die Herzogin von Falari, er sei unter Assistenz seines ordentlichen Beichtvaters gestorben. Er fuhr zur Hölle, sang man, um Proserpina zu verführen und Luzifer den Thron zu stehlen. Ein anderer Nachruf lautete:

„Man sagt, er glaubte nicht an Gott.
„Wie ungerecht ist solcher Spott:
„Der heiligen Dreifaltigkeit galt stets sein Glauben
„Von Plutus, Venus und dem Gott der Trauben.“ [1])

Obwohl dem Namen nach großjährig, dachte doch der vierzehnjährige König nicht einen Augenblick daran, die Regierung selber zu übernehmen. Auf die Empfehlung seines Erziehers, Herkules Fleury, Bischofs von Fréjus, übertrug er dieselbe dem nächstberechtigten Prinzen von Geblüt, dem Herzoge Heinrich von Bourbon, dem Haupte des Hauses Condé.

Das starre, autokratische Regierungssystem Ludwigs XIV. hatte das französische Volk in eiserne Fesseln geschlagen. Dieselben drückten freilich schmerzhaft genug, man murrte und beklagte sich, aber man wagte nicht zu hoffen, daß man sich derselben werde entledigen können. Indem der Regent dem Gedanken, der Presse und den Handlungen eine größere Freiheit gewährte, hatte er selber die Geister in die politische Arena berufen. Der tapfere und edle Massillon wagte damals von der Kanzel der Hofkirchen herab den jungen

1) Journal historique et anecdotique de Barbier (Ausg. von de Villegille, Paris 1847 ff.) I, 198.

König zu belehren, daß er seinen Völkern eine freie und streng gesetzliche Regierung schulde; daß er nicht über Sklaven, sondern über ein freies und tapferes Volk herrsche. Ja, Massillon sprach bereits vor dem Könige den schönen und zukunftsreichen Satz aus: „Sire, Sie sind nur der Diener und der erste Vollstrecker der Gesetze.“ Wie wenig aber fanden sich solche Anschauungen unter der Regierung eines Philipp von Orleans verwirklicht! Hätte damals ein ebenso fester wie aufgeklärter, ein ebenso pflichtbewußter und achtungswerter wie feingebildeter Herrscher die Dinge geleitet, würde eine schönere, hoffnungsvollere und fruchtbarere Epoche sich mitten aus den veränderten Umständen für das französische Königtum entwickelt haben. Indem aber Philipp von Orleans nur schamlosen Cynismus, unbegrenzte Selbstsucht, einen gänzlichen Mangel an Sicherheit und Folgerichtigkeit zeigte; indem er die Unterthanen nicht weniger ausbeutete, als Ludwig XIV., und zu minder großen und bedeutenden Zwecken; indem er die Schranken zwischen Thron und Volk nur niederriß, um jenen der Welt von allen Lastern befleckt zu zeigen: hat er, da die Liebe zum Herrscher verschwunden war, auch die Achtung und Furcht vor demselben zerstört, hat er die Krone nur als nutzlose, ja verderbliche Last für die Nation erscheinen lassen, und dabei als eine Institution, die von ihrem Träger selbst nicht mehr ernst genommen wurde.

Keine einzige dem Regenten günstige Stimme erhob sich in der Bevölkerung oder in der immer zahlreicheren und leidenschaftlicheren Flugschriftenlitteratur, welche sich im Gegenteil auf das heftigste gegen Philipp von Orleans richtete. Im September 1720, als die Spekulationen Laws bereits zu wanken begannen, ließ ein Herr von Lagrange-Chamel fünf „Philippiken“ in Versen erscheinen.[1]) „Schändliche Heliogabale,“ heißt es hier, „eure Zeit kehrt unter uns zurück; wollüstige Sardanapale, Philipp übertrifft euch alle.“ Die Herzogin von Berry wird offen der Unzucht mit ihrem Vater, dem Regenten, beschuldigt. Kein Verbrechen, keine Tyrannei, die diesem und seinen Ministern nicht vorgeworfen würde. — Anonyme Zettel forderten zu einer Bartholomäusnacht gegen Law und seine Beschützer auf, warfen dem französischen Volke seine Feigheit und Thorheit vor, daß es Menschen dulde, die es mit Schande gänzlich zu Grunde richteten. Höhnische und feindselige Verse fand der Regent an seine eigene Kammerthür genagelt. Es nutzte ihm wenig, daß er und Dubois die Litteratur nach Kräften begünstigten und ihr eine verhältnismäßig große Freiheit gewährten: die Schriftsteller ließen sich nicht von diesen höfischen Freundschaftsbezeigungen gewinnen. Ein kräftiger, männlicher Geist durchzog die damalige Autorenwelt. So frivol auch die Epoche der Regentschaft im gewöhnlichen Leben war, man könnte aus ihr kein cynisches und liederliches Buch nennen. Kein einziges redet der damaligen Regierungsweise das Wort, gegen die sich vielmehr alle mit ebenso viel Geist wie Schärfe wenden. Übersetzungen der Werke Newtons führten den Franzosen die bahnbrechenden Entdeckungen dieses großen Forschers

1) Vollständig mitgeteilt bei Buvat II, 126—154, 469—477.

und die strenge Gesetzmäßigkeit der Natur vor Augen, während die Übertragung von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand“ die skeptische und positivistische Philosophie bei ihnen entwickelte. Der liebenswürdig schwärmerische Abbé Charles von St. Pierre (geboren 1658 [1]), der vielfach höfische Stellungen inne gehabt hatte, veröffentlichte nun als Sechzigjähriger seine „Abhandlung über die Mehrheit der Ratsversammlungen,“ in der er die Schäden des persönlichen Regiments, wie es unter Ludwig XIV. geherrscht hatte, überzeugend darlegte und dringend die Dezentralisation empfahl. In anderen Schriften bekämpfte St. Pierre, nach dem Muster Vaubans und Boisguilleberts, die Ungerechtigkeit der bestehenden, zum Nachteil der Armen geordneten Steuerverteilung, sowie die Übelstände des erblichen Adels und der Käuflichkeit der Ämter. Die herrschenden Kreise erkannten so gut St. Pierres Gegnerschaft wider die damaligen Zustände und seine Gefährlichkeit, daß man ihn seines Sitzes in der Akademie beraubte. Weniger Beachtung fanden seine wohlgemeinten, aber leider schwer zu verwirklichenden Träume von einem allgemeinen Weltbunde, in welchem die einzelnen Staaten ihre Zerwürfnisse durch ein einmütig anerkanntes Schiedsgericht schlichten sollten („Entwurf eines Universalfriedens,“ 1713). Freilich haben später edle, wenn auch unpraktische Männer gerade diese Bestrebungen des Abbé von St. Pierre wieder aufgenommen. — Größer noch oder doch unmittelbarer war die Wirkung von Montesquieus „Perserbriefen,“ die im Jahre 1721 unter dem Schleier der Anonymität erschienen. Mit geistvoller Ironie geißelt der Verfasser unter der Maske eines Europa besuchenden Persers die Zustände Frankreichs, die religiösen ebenso gut wie die politischen. „Der König ist dort ein großer Zauberer: er übt seine Herrschaft selbst über den Geist der Unterthanen. Wenn er nur eine Million Thaler in seinem Schatze hat und glauben machen will, er habe deren zwei, so braucht er ihnen nur einzureden, ein Thaler sei zwei wert, und sie glauben es; oder er hat ihnen nur in den Kopf zu setzen, daß ein Stück Papier Geld sei, und sie sind davon überzeugt. Allein es giebt in Frankreich einen Zauberer, der noch stärker ist als der König, und der nennt sich der Papst, das ist ein altes Götzenbild, das man aus Gewohnheit beräuchert. Die Bischöfe sind Justizleute, die ihm untergeben sind, aber meist nichts zu thun haben, als von der Erfüllung der Gesetze zu dispensieren.“ Der Adel besteht aus „Leuten, die den König sehen, mit den Ministern sprechen, Vorfahren, Schulden und Pensionen haben;“ er rekrutiert sich aus der „achtungswerten Körperschaft der Bedienten.“ So verspottet Montesquieu jeden Stand in Frankreich; aber er geht auch zu positiven Vorschlägen zur Besserung über. Das große Heilmittel für alle Übel sieht er — in der Freiheit. Selbst die Größe und Macht der Staaten wird mit ihrer Freiheit wachsen. „Man kann als Grundsatz aufstellen, daß in jedem Staate die Ruhmbegier mit der Freiheit der Unterthanen zu- und abnimmt; der Ruhm ist nie der Gefährte der Knechtschaft.“ Gegner aller müßigen Untersuchungen

1) Molinari, L'abbé de St. Pierre (Paris 1861).

über den Ursprung und die Gründe einer Gesellschaftsordnung, die in der Notwendigkeit der menschlichen Natur begründet liegt, suchte Montesquieu ein praktisches, historisch gegebenes Muster für den besten Staat, welcher das absolute, ultramontane und feudale Königtum in Frankreich ersetzen sollte. Dieses Muster fanden schon die Lettres persanes in England mit seiner weisen und gesetzmäßigen Freiheit, die sich der Verfasser freilich etwas idealisierte.

Die Lettres persanes mit ihren scharfen und verächtlichen Angriffen auf das offizielle Regierungssystem und die offizielle Kirche machten den tiefsten Eindruck. Hatte diese Kirche nicht den härtesten Despotismus gebilligt und unterstützt? Hatte sie nicht einen skrupellosen Ehrgeizigen, wie Alberoni, einen Sodomiten, wie Dubois, in ihren höchsten Senat berufen? Hatten nicht ihre französischen Vertreter diesen verworfenen Dubois zum Präsidenten ihrer Versammlung erkoren? Die Gebildeten, ohnehin von Bayles und Lockes Auseinandersetzungen beeinflußt, lasen die Lettres persanes mit Begierde und Beifall; aber selbst die unteren Klassen wurden von dem Unglauben der höher Stehenden ergriffen. Die große Heiligen- und Rosenkranzfabrik von Saumur klagte seit dem Jahre 1721 über völliges Stocken ihres Absatzes, und die Lokalbehörden schreiben ihren Verfall der Erkaltung des religiösen Eifers zu.[1]

Weniger wirksam war damals noch der junge Voltaire in dem Sinne der religiösen und politischen Befreiung seines Volkes. Geboren am 20. November 1694 zu Paris, als Sohn des Finanzbeamten Arouet, war Franz Maria in einer jener wohlhabenden Bürgerfamilien aufgewachsen, die damals ihre Muße mit eifriger Lektüre und Besprechung des Gelesenen ausfüllten. Sein Pate, der Abbé de Châteauneuf, hatte ihn in die geistreiche, blasierte und skeptische Gesellschaft eingeführt, die sich um die alternde, aber noch immer anziehende Buhlerin Ninon de l'Enclos versammelte. In solcher Umgebung legte er den Grund zu der Richtung, die er dann in Denken und Handeln während seines ganzen Lebens verfolgt hat. Seine Sucht, sich vorzudrängen, seine unbedachten Liebesintriguen und Hofkabalen hatten ihm schon wiederholt empfindliche Freiheitsstrafen zugezogen; allein als Verteidiger der Aufklärung und Gleichheit war er noch nicht aufgetreten. Man kannte ihn als Oden- und Epistelndichter, als Verfasser des Trauerspieles „Ödipus," das seit 1718 mit großem und bleibendem Beifall aufgeführt wurde. Aber als politischer Streiter rüstete der junge Arouet de Voltaire, wie er sich zu nennen begann, erst die Waffen, die aller Überlieferung in Staat und Kirche so gefährlich werden sollten.

Eine entschlossene Opposition machte sich in Frankreich gegen die Erbschaften Ludwigs XIV. und des Regenten durch alle Volksklassen geltend. Die Zukunft des Königtums hing davon ab, ob dasselbe neue und bessere Bahnen einzuschlagen verstehen werde. Inzwischen erhob sich im Osten Europas immer mächtiger Frankreichs alter Gegner Österreich.

---

1) Jobez II, 287.

Zweites Kapitel.

Kaiser Karl VI. und die Seemächte.[1])

Karls VI. Persönlichkeit schien viel zu versprechen für die Zukunft des Hauses Österreich. Geboren 1685, stand der Kaiser am Ende des spanischen Erbfolgekrieges in der Vollkraft der Jahre; er war eine Erscheinung von männlicher Schönheit und Stärke, voll Bewußtsein seiner Würde, übrigens der Jagd, der Musik, den bildenden Künsten und den Freuden des gesellschaftlichen Lebens durchaus ergeben; er hat sogar selber eine Oper komponiert. Seine Frömmigkeit war musterhaft. Nicht nur seine Höflinge, auch die fremden Gesandten mußten ihn bei seinen endlosen Devotionen in Kirchen und Kapellen begleiten. Von Palmsonntag bis Mittwoch nach Ostern, also während elf Tage, hatte z. B. der französische Botschafter Richelieu hundert Stunden Gottesdienst mit ihm durchgemacht, täglich neun Stunden![2]) Seine loyalen Österreicher hatten ihn mit Begeisterung empfangen. Die „treuen gehorsamsten Stände" von Niederösterreich meinten „den Gipfel des Glücks erstiegen zu haben, daß sie sich zu Eurer Majestät Füßen legen dürfen," und scheuten nicht vor der Überzeugung zurück, „daß die ehemaligen goldenen Zeiten eisern seien gegen diese, da uns die Sonne einer lebenden Glückseligkeit vor Augen schwebt."

In der That nahm Karl in den ersten Jahren seiner Regierung mit Eifer an den Geschäften teil und zeigte sich von guten Vorsätzen beseelt. Zumal in Ungarn folgte er den Grundsätzen seines verstorbenen Bruders und suchte dieses Land durch Güte und aufrichtige Verfassungstreue zu gewinnen. Er überließ dessen Verwaltung den Eingeborenen und bewährte selbst den dortigen Protestanten gegenüber viele Milde, so daß es sich allmählich mit der habsburgischen Herrschaft versöhnte. Allein bald wurde dem Kaiser die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten allzu mühsam. Er nahm sich

---

1) Fr. Förster, Die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jahrh. Bd. I, II (Potsd. 1836. 1837). — W. Coxe, History of the house of Austria; deutsche Übers. von Dippold u. Wagner, Bd. III (Leipz. u. Altenburg 1817). — v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, Bd. III.

2) Brief Richelieus an den Kard. Polignac; Mém. de Richelieu (Ausg. Barrière) I, 209.

seitdem nicht mehr die Mühe, zu einem selbständigen Urteile zu gelangen; es war lediglich eine Folge derselben Geistesträgheit, daß, wenn man ihm einmal einen Gedanken annehmlich gemacht hatte, er nicht mehr von ihm abzubringen war. Eigensinn und Urteilslosigkeit erwuchsen bei dem Kaiser aus der gleichen Wurzel. Je schwächer er sich fühlte, je unbedingter er sich fremdem Rate überließ, um so mißtrauischer war er gegen alles, was äußerlich einer Bevormundung gleich sehen konnte. Diese beschränkte Hartnäckigkeit und dieses quälende Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit brachten dann wieder die leidenschaftliche Überstürzung hervor, mit der er flüchtig gefaßte, noch unreife oder überhaupt schädliche Pläne betrieben hat.

In den Jahren nach den Friedensschlüssen von Rastatt und Baden ließ er zunächst, abgesehen von den Fragen, welche Spanien und Italien betrafen, den Prinzen Eugen gewähren. Dieser leitete die auswärtige Politik Österreichs mit demselben Erfolge, den er schon bisher als Krieger und Diplomat davongetragen hatte. Eugen hoffte, die Scharten, die sein siegreiches Schwert im Kampfe gegen Villars empfangen, am leichtesten und nützlichsten an dem sinkenden osmanischen Reiche wieder auswetzen zu können.

In diesem herrschte damals Achmed III. (1703—1730). Der Beginn seiner Regierung war nicht ohne Verdienst gewesen. Er hatte das Steuerwesen und das Heer verbessert, einige Festungen erbaut, manches für Bildung und Gesittung gethan, die erste türkische Druckerei angelegt. So zählt man von seiner Zeit die Einführung europäischer Kulturmomente in das bis dahin streng gegen den christlichen Westen abgeschlossene Osmanentum. Allein bald verkam Achmed, wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger, in den entnervenden Freuden des Harems. Sein ehrgeiziger Großwesir Damad Ali, der nach Baltadschis Sturz (s. Bd. VIII, S. 640) die Regierung völlig unumschränkt führte, gehorchte mit Freuden der allgemeinen Stimme des Heeres, welche die Rückeroberung des im Frieden von Karlovicz den Venezianern abgetretenen Morea (Peloponnes) forderte. Ein solches Unternehmen hatte freilich große Aussicht auf Erfolg. Die Republik hatte es verstanden, sich bei den Griechen gründlich verhaßt zu machen. Die Nobili mißhandelten dieselben mit nicht minderer Verachtung und Grausamkeit, als früher die türkischen Paschas; und während diese wenigstens die Religion der Unterworfenen unangetastet ließen, betrieben die Venezianer grundsätzlich eine römisch-katholische Interessen- und Verfolgungspolitik. Auch kommerziell suchten sie das Land auszubeuten. Der Sympathie der Griechen sicher, erklärte die Pforte 1714 den Venezianern den Krieg, und in acht Monaten (1715) nahm sie denselben mit Hilfe der Einwohner Morea unter furchtbarem Blutvergießen ab.

Ein Schrei der Entrüstung über diese Grausamkeit der Ungläubigen gegen die Venezianer durchhallte ganz Europa. Papst Klemens XI. predigte den Kreuzzug gegen die Osmanen. Allein wirklich zum Handeln bereit zeigte sich nur Österreich.

Im Grunde war dasselbe der Pforte zu großem Danke verpflichtet.



Kaiser Karl VI.

Nach dem Kupferstiche, 1728, von Andreas und Joseph Schmuzer (1700—1741).

Getreu dem Karlovicer Frieden hatte letztere sich während des spanischen Erbfolgekrieges durchaus ruhig verhalten und zumal alle Anerbietungen Rakoczys und der ungarischen Insurgenten abgelehnt: obwohl es ihr doch besonders in den Jahren 1702—1704 ein Leichtes gewesen wäre, alle ihre im letzten Kriege erlittenen Verluste wieder einzubringen. Aber Dankbarkeit war niemals eine politische Tugend. Als Venedig die Einmischung Österreichs in dessen Eigenschaft als Mitbürge der Karlovicer Verträge anrief, zögerte der Wiener Hof nur so lange, als er einen Angriff Spaniens in Italien fürchtete.[1]) Aber nachdem der Papst und Frankreich den Kaiser für eine solche Eventualität beruhigt hatten, schloß Österreich im Frühjahr 1716 mit der Republik ein Schutz- und Trutzbündnis, das die Pforte mit Recht, unter lauten Beschwerden über des Kaisers Friedensbruch, als eine Kriegserklärung auffaßte. Doch nicht immer ist das Glück mit der gerechteren Sache. Mit einem trefflichen Heere von 60 000 Mann ging der Prinz über die Donau und besiegte bei Peterwardein (5. Aug. 1716) das doppelt so zahlreiche türkische Heer vollständig; der Großwesir selber befand sich unter den Toten. Die Frucht dieses glänzenden Sieges war die Eroberung des starken Temesvar, der letzten osmanischen Festung in Ungarn, sowie fast des ganzen Banates. Der nächste Feldzug (1717) galt der wichtigsten Feste der unteren Donau, Belgrad, gegen welche Eugen nicht weniger als 90 000 Mann führte. Freilich war die Stadt von 30 000 Türken verteidigt, und 120 000 eilten zu ihrem Entsatze herbei. Kühn beschloß Eugen diese letzteren anzugreifen, ohne doch die Belagerung zu unterbrechen. Am 16. Juli 1717 trug er wirklich von neuem den Sieg, bei Belgrad selbst, davon: die Türken hatten nicht weniger als 20 000 Mann, darunter ihren neuen Großwesir Arnaud Chalil, und 200 Geschütze eingebüßt. Wenige Wochen später, am 1. August, räumte die türkische Besatzung die Stadt, welche nun das starke Ausfallthor der kaiserlichen Macht gegen das osmanische Reich wurde.

Mit dieser Eroberung endete freilich die Reihe der kaiserlichen Erfolge, da gerade damals der Angriff Spaniens auf die kaiserlichen Besitzungen in Italien die Herstellung des Friedens mit der Pforte durchaus nötig machte, um dessen Vermittelung England sich längst bemühte. Nach mehrmonatlichen Verhandlungen wurde am 21. Juli 1718 zu Passarowitz der Friede unterzeichnet, zugleich für den Kaiser und Venedig. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie wenig die Erhaltung des venezianischen Besitzstandes der wahre Zweck Österreichs bei dem Beginne dieses Kampfes gewesen, wie vielmehr dasselbe nur auf eigene Vergrößerung bedacht war. Die einfachsten Pflichten internationalen Anstandes wurden der Republik gegenüber verletzt, welche Morea in den Händen der Türken lassen mußte, während ihr Verbündeter, der Kaiser, alle seine glänzenden Eroberungen behielt: Temesvar und den Banat, ganz Serbien mit Belgrad, die Walachei bis an die Aluta,

---

1) A. Beer, Zur Gesch. der Politik Karls VI.; Hist. Zeitschr. LV (1886), S. 11 ff.

Türkisch-Slavonien und einen Teil von Bosnien und Kroatien. Der Friede von Passarowitz bezeichnet die Epoche der größten Ausdehnung Österreichs, dessen Besitzungen nun von der Nordsee und dem westlichen Mittelmeere bis zum Timok und fast zum Delta der Donaumündung reichten.

Die herrlichen Erfolge der beiden Türkenfeldzüge umgeben den Namen Eugens mit dem strahlendsten Ruhme und haben ihn erst zum Helden des deutschen Volksliedes gemacht. Unablässig war der Prinz auch nach Herstellung des allgemeinen Friedens im Jahre 1721 bestrebt, die kaiserliche Armee zu heben, die verderblichen Unsitten des Stellenkaufes und des Protektionswesens zu verbannen, die wissenschaftliche Bildung der Offiziere zu bessern, die Soldaten kriegstüchtig zu erhalten. Aber seine Bemühungen scheiterten zum großen Teile an dem einmal in Österreich herrschenden Systeme der Gunsternennungen, an dem unbedingten Vorwiegen des Hochadels, sowie endlich an den widrigen Verhältnissen des Wiener Hofes.

Karl VI. hatte sich stets dem überlegenen Geist und Charakter des Prinzen von Savoyen gegenüber unbehaglich gefühlt und gefürchtet, dieser werde ihn selbst völlig in den Schatten stellen. Um so lieber hörte er auf die Einflüsterungen eines selbstsüchtigen und listigen Günstlings, des Grafen Althan, der ihm beständig vorstellte, welcher Ruhm es für ihn sein würde, keinen ersten Minister und vorzüglichsten Berater zu haben; ja er wußte Karl geradezu das schwärzeste Mißtrauen gegen Eugen einzuflößen und diesen des Verrates verdächtig zu machen. Zahlreiche Generäle und hohe Staatsbeamte, die längst des großen Mannes Ruhm und Macht beneidet hatten, standen Althan in seinen Umtrieben bei. Solange der Krieg dauerte, hatte der Kaiser den Prinzen gewähren lassen; aber als jener kaum beendet war, fanden Althans Kabalen gute Aufnahme, und man stand auf dem Punkte, Eugen die Leitung des Kriegswesens aus der Hand zu winden. Indes wurde der Prinz rechtzeitig von diesen Intriguen unterrichtet und vereitelte sie durch die Drohung, Österreich verlassen zu wollen; denn Karl fürchtete über alles, der berühmte Feldherr werde hierauf seinen Degen den bourbonischen Mächten zu Gebote stellen. Durch sein rechtzeitig festes Auftreten führte Eugen den Sturz seiner Gegner herbei, mit Ausnahme Althans, von dem ihn jedoch bald der Tod befreite. Trotzdem mußte der Prinz erkennen, daß man seinen Ratschlägen an maßgebender Stelle immer weniger Gewicht beilegte, und hielt nun mit denselben in gerechter Vorsicht möglichst zurück. Schon dadurch wurden viele der von Eugen geplanten Reformen im Keime erstickt. Andere scheiterten an dem steten Geldmangel der Wiener Regierung, die mit chronischem Defizit wirtschaftete. Nicht wenig trug zu solchem die Verschwendung des Kaisers bei, der große Summen an seine Günstlinge ausgab, während Beamte und Soldaten ihre Bezahlung nur unregelmäßig erhielten und dadurch zur Unzufriedenheit und zu unrechtmäßigem Gelderwerb veranlaßt wurden.[1])

1) Relation des venezian. Gesandten Daniel Bragadin (1733).



Die Schranne (das Stadtgericht) am hohen Markt zu Wien im Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach J. Delsenbachs Original von 1719.

Äußerlich sah es allerdings in den rein deutschen Provinzen des Kaisers und zumal in der Hauptstadt Wien glänzend genug aus. Die vierzehn Friedensjahre von 1720—1734 waren hier eine Zeit des materiellen und künstlerischen Aufschwunges. Die Leiden der Reformationsepoche und der Türkenkriege waren nun verwunden. Der überaus reiche Adel entfaltete auf seinen von Marmor und Gold strotzenden Schlössern ein frohes schimmerndes Leben. Mit Verwunderung sahen die Fremden die lange Reihe glänzender Empfangsäle, die mit gediegenem, fürstlichem Luxus ausgestattet waren, die kostbaren Gemälde, die reichen Tafelaufsätze von chinesischem Porzellan und die mächtigen Kronleuchter von Bergkrystall. Bei großen Diners wurden bis zu fünfzig Gängen auf Silber serviert und achtzehn verschiedene Sorten der feinsten Weine herumgereicht.[1]) Der Bürger und Bauer, denen das blühende Land die Mittel zu behaglichem Dasein gab, wurden in ganz Europa wegen ihres redlichen, freundlichen, gemütlich gastfreien Charakters gepriesen. Der Hof ward mehr als der Versailler der glänzendste des Festlandes: jeder Musiker, jeder Maler von Talent war sicher, an ihm beste Aufnahme zu finden, während er Kavalieren und Damen eine ununterbrochene Reihe rauschender und künstlerisch verschönter Feste bot. Das alte finstere Wien, mit seinen 50 000 Einwohnern, begann ein neues Aussehen zu gewinnen. Nicht nur nahm es an Ausdehnung zu, es erhoben sich auch in seinem Innern zahlreiche Paläste vornehmsten Stiles, während vor den Mauern sich Villen und Lustgärten fröhlich aneinander reihten. Große Straßen, die der Kaiser anlegen ließ, verbanden die Hauptstadt mit den Provinzen und zumal mit Triest.

Leider entsprach dieser glänzenden Außenseite die geistige und staatliche Entwickelung des Landes und Volkes sehr wenig. Karl VI. sorgte dafür, daß der strengste und ausschließlichste Katholizismus in seinen deutschen Erblanden der allein herrschende blieb. Noch 1734 wurden alle protestantischen Bauern des Erzherzogtums aus dem Lande vertrieben und mußten in Siebenbürgen eine Zuflucht suchen. In Schlesien, wo der Westfälische Friede und die Verträge von Altranstädt die Evangelischen vor derartigen Gewaltmaßregeln sicher stellten, wurden sie doch von den kaiserlichen Behörden auf jede Weise bedrückt und benachteiligt.[2]) Eine Folge dieser unduldsamen Gesinnung an höchster Stelle war auch die Abwehr der geistigen Bewegung, die im protestantischen Norddeutschland immer lebhafter um sich griff. Leibniz, Thomasius, Wolf und Gottsched waren für das damalige Österreich nicht vorhanden. Ein bequemes, selbstgefälliges, beschränktes Phäakentum drohte die reichen Gaben des ostbajuvarischen Volksstammes zu ersticken.

Dabei blieb der Kaiserstaat seiner inneren Form und dem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher, föderativ-feudaler Patrimonialstaat. Es gab keine einheitliche Verfassung, kein gemeinsames Recht, keine gleichmäßige Verwaltung.

1) Briefe der Lady Montague, zitiert bei Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, I, 361.

2) Näheres bei K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, X, 164 ff.



Der neue Markt in Wien im Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach J. Delsenbachs Original von 1719.

Die Provinzen bildeten drei große Gruppen: Deutschösterreich, Böhmen mit Mähren und Schlesien, Ungarn mit seinen Nebenländern. Jede dieser Gruppen hatte ihre eigene Rechtspflege, Administration und Wehrpflicht, ja sogar eigene Zollgesetze und Zollinien; gemeinsam waren nur das Herrscherhaus und einzelne Zweige der Regierung, wie die Staatskanzlei für die auswärtigen Angelegenheiten, die Hofkammer für die Reichsfinanzen und der Hofkriegsrat für das Heer. Zwischen den Zentral- und Provinzialverwaltungen war der Geschäftskreis durchaus schwankend und unsicher, die Befugnisse und die Aufgaben wechselnd und unregelmäßig. Diese Behörden, zumal der Spanische Rat und die Deutsche Ministerkonferenz, lagen in beständigem Hader, und trotz aller Bitten war der Kaiser nicht dazu zu bewegen, daß er durch sein Machtwort diesem Zwiste ein Ende bereitete. Die Folge davon war, daß alle Geschäfte verwirrt und mit unerträglicher Langsamkeit betrieben wurden. Die Einkünfte des Gesamtstaates betrugen nur 22 Millionen, da aus Italien fast gar nichts einkam: die ganzen Erträgnisse dieser reichen Provinzen gingen in Schuldzins, Pensionen, innerer Verwaltung auf.[1]) Die Verwirrung in der Finanzgebarung war überhaupt grenzenlos, da jede Provinz ihre eigenen Kassen, Einnahmen und Ausgaben besaß.[2]) Die untere Administration lag meist in den Händen feudaler Gewalten, die für den Staatszweck weder Interesse noch Verständnis hatten und möglichst ihre eigenen Wege gingen, ohne vielen Zusammenhang mit den landesherrlichen Behörden. Die Ständeversammlungen, aus denen man Bürger und Bauern völlig verdrängt hatte, besaßen freilich keinen maßgebenden Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten, wirkten aber durch Einspruchs- und Steuerveranlagungsrechte vielfach hemmend auf die Absichten der Regierung. Überhaupt stützte sich diese mit Vorliebe auf den Hochadel, der durch Reichsfürsten- und Reichsgrafentitel, sowie durch Stiftung zahlreicher umfassender Majorate gerade damals bedeutend erweitert und verstärkt wurde. Selbst in den Städten erfüllten die Besitzungen des Adels und des Klerus mehr als drei Achtel des Raumes innerhalb der Ringmauern.[3]) Ihm waren sämtliche hohen Verwaltungs- und Justizämter, Militärkommandos und Bischofssitze vorbehalten, er führte unter und neben dem Regenten die öffentlichen Geschäfte, er hatte völlig freie Hand über seine „Unterthanen": und doch zeichnete er sich keineswegs durch geistige Veranlagung oder Weite des Blicks aus; auch als Generale waren diese Herren, wenn man einen Daun und Guido Starhemberg ausnimmt, wenig wert.

Die Zahl der Geistlichen und zumal der Mönche und Nonnen nahm in

---

1) Relazione di Giov. Priuli (venezian. Gesandten in Wien), 1722; A. v. Arneth, Die Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich im achtzehnten Jahrhundert (Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXII [Wien 1863]), S. 42 ff. — Die Summe von 40 Mill. Gulden, die Priuli angiebt, ist viel zu hoch gegriffen und muß nach der Relation des Daniel Bragadin von 1733 (ebendas. S. 72 f.) verbessert werden.

2) Relaz. di Franc. Donado (1725); ebendas. S. 58.

3) A. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich, II (Wien 1880), S. 359.



Die Freiung oder der Schottenplatz zu Wien im Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach J. Delsenbachs Original von 1719.

Diese Ostindische Gesellschaft erregte aber sofort den Zorn und die Eifersucht der Seemächte. Mit aller Kraft traten England und Holland gegen sie in die Schranken.

Die Vereinigten Provinzen freilich bewahrten nur noch den Schatten der früheren Macht. Es half ihnen nichts, durch die Sperrung der Schelde den südlichen Nachbarn die Lebensader zu unterbinden: ihr eigener Handel und Gewerbfleiß nahmen nichtsdestoweniger unaufhaltsam ab. Trägheit, Genußsucht, Gleichgültigkeit gegen jeden Fortschritt machten sich geltend. Auch in geistiger Beziehung ging es rückwärts mit Holland. Von den großen Malern hat fast keiner das Jahr 1700 überlebt. Die bedeutenden Vertreter der Staatswissenschaft verschwinden; nur die Philologie und die Medizin haben noch namhafte Lehrer. Schon beginnen die Holländer fremde Kommis herbei zu wünschen, weil ihnen selbst die erforderlichen Kenntnisse mangeln.[1]) Man sucht mehr ängstlich zu konservieren, als vorwärts zu schreiten; man hat gewissermaßen das Gefühl, daß es mit der Glanzzeit des Vaterlandes vorüber sei. Diese Zurückhaltung wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß Holland gegen das Ende des zweiten Jahrzehntes des achtzehnten Säkulums nicht minder durch das wütende Spekulationsfieber heimgesucht worden war, als Frankreich und, wie wir sogleich sehen werden, England.[2]) Im Sommer 1720 wurden in den Vereinigten Provinzen binnen sechs Wochen dreißig Aktiengesellschaften gegründet, mit dem ungeheuren Kapital von zusammen fünfhundert Millionen Gulden, von denen freilich nur der zehnte Teil bar eingezahlt ward. Nach wenigen Monaten waren die meisten dieser schwindelhaften Unternehmungen wieder verschwunden, zahlreiche Ruinen zurücklassend. Seitdem wurde man in Handelsgeschäften nur um so bedächtiger.

Und wie in kommerzieller, so versumpfte die Republik auch in politischer Beziehung. Seit dem Tode Wilhelms III. war zum zweiten Male die Statthalterwürde abgeschafft, mit Ausnahme der entlegenen Provinzen Friesland, Groningen und Gelderland, wo Wilhelm von Nassau-Dietz zum Statthalter ernannt wurde. Die wichtigeren Provinzen aber und die gesamte Republik verfielen wieder der ausschließlichen Leitung der aristokratischen Partei, welche bei ihrer Politik lediglich auf kleinliche Familieninteressen, auf Ersparnisse und Ruhe bedacht war. Die öffentlichen Ämter schienen nur geschaffen zu sein, um die Verwandten der „Herren Regenten“ zu versorgen.

Unter diesen Umständen wäre die Opposition der freien Niederlande gegen die Ostindische Kompanie kaum sehr gefährlich gewesen, wenn sie nicht hierbei die eifrige Unterstützung Englands gefunden hätte.

Das achtzehnte Jahrhundert ist in England das des unbedingten Vorwaltens der Aristokratie.[3]) Der englische Adel hatte es in hohem Maße ver-

---

1) Laspeyres, Gesch. der volkswirtschaftlichen Anschauungen, S. 154.

2) Beer, Gesch. des Welthandels, II, 214 ff.

3) Lord Mahon (Graf Stanhope), History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles (1713—83); Leipzig, Tauchnitz edition,

standen, sich die Gunst der Nation und dadurch eine bedeutende politische Vertrauensstellung, gewissermaßen als Mandatar des Volkes, zu gewinnen. Seit der Herrschaft der Plantagenetkönige, seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts hatte er nicht, wie der Adel des Kontinents, sein Heil darin gesucht, sich sklavisch der Krone unterzuordnen, um mit dieser in Gemeinschaft die übrigen Klassen zu unterdrücken; sondern er hatte hochherzig mit der Verteidigung der eigenen Gerechtsame auch die Verfechtung der populären Freiheit gegen die Tyrannei des Souveräns übernommen. Schon in der Magna charta, welche die Lords im Jahre 1215 Johann ohne Land abgetrotzt hatten, ist von den Rechten aller freien Männer ebenso viel die Rede, wie von den Privilegien der Barone. Noch in anderer Beziehung unterschieden letztere in England sich vorteilhaft von ihren Standesgenossen auf dem Kontinente. Während hier alle Söhne eines Edelmannes wieder Edelleute waren und so die adeligen Familien sich mit einer unübersteiglichen Schranke von der Masse des Volkes absonderten: war in England der Adel an den wirklichen Besitz eines adeligen Gutes geknüpft, so daß nur der Erbe eines solchen, meist nur der älteste Sohn eines Edelmannes, den Adel bewahrte. Die jüngeren Söhne tauchten in der Masse des Volkes unter. Anderseits wurden nirgends so häufig wie in England tapfere Soldaten, große Kaufherren, ausgezeichnete Juristen, hervorragende Politiker in den Adelstand erhoben. So sehen wir zwischen Nobility und Gentry, zwischen Adel und höherem Bürgerstande, einen beständigen Austausch sich vollziehen, der selbstverständlich dazu dient, beide Klassen auf das engste aneinander zu fesseln, sie gegenseitig mit ihrem besten Blute und ihren schönsten Vorzügen zu durchdringen. Der englische Adel hat stets die Pflichten gefühlt und erfüllt, welche ihm seine hohe Abstammung, seine politischen Vorrechte und sein bedeutender Grundbesitz auferlegten. Er hat dem Vaterlande getreulich gedient, in den kleinen Geschäften der Lokalverwaltung ebenso gut, wie in den ersten Stellungen der Politik und Verwaltung des Heeres und der Flotte. Ein erbliches administratives und staatsmännisches Talent bildete sich durch diese lange Übung in öffentlicher Thätigkeit aus und wurde allseitig und bereitwillig vom Volke anerkannt. In der That hatte er redlich dazu beigetragen, England aus einem kleinen Staate zweiten Ranges zu einer der wichtigsten Großmächte zu erheben. Der altererbte Einfluß der Aristokratie wurde dann nicht wenig durch die Revolution von 1688 erhöht, die zum größten Teile ihr Werk war. Deshalb ging auch die Mehrzahl ihrer Familien zur whiggistischen, hannöverschen, entschieden antijakobitischen Partei über; das Oberhaus blieb derselben treu, als die Majorität der Gemeinen Tories war; der Triumph der protestantischen Erbfolge war vorzugsweise ein Triumph der großen adeligen Whigfamilien. Kein Wunder, daß dieselben sich anschickten, ihn zu ihren Gunsten auszubeuten, aus dem Siege der von ihnen unter

7 Bde. — Will. Edw. Hartpole Lecky, History of England in the eighteenth century; 6 Bde. (3. Aufl. London 1883–87). — Hallam, Constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II., Bd. IV.

den unvorteilhaftesten Umständen verteidigten Sache auch praktischen Nutzen zu ziehen.

Eine solche Tendenz ist zu tief in der menschlichen Natur begründet, als daß man der englischen Aristokratie aus deren Bethätigung einen besonders schwerwiegenden Vorwurf machen dürfte. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie damit Mißbrauch getrieben hat. Die große Erregung früherer Zeiten, in denen es sich um das Dasein oder den Untergang des protestantischen Glaubens und der verfassungsmäßigen Freiheit gehandelt hatte, war verschwunden. Der Sieg der Reformation und der Volksvertretung war ein- für allemal entschieden. Es war kein Grund mehr da zu hoher politischer Begeisterung, da es sich nur noch um nebensächliche Dinge, ja fast ausschließlich um das Parteiinteresse handelte. Die Charaktere erschlafften, fielen zusammen; faktiöse und persönliche Gesichtspunkte erhielten die Oberhand. Warum sollte man sich denselben nicht hingeben, da Größeres ja nicht auf dem Spiele stand? Deshalb ist die Herrschaft der Aristokratie in England während des achtzehnten Jahrhunderts eine Zeit nichtsnutziger Intriguen, Bestechungen und Verderbnis geworden, ohne höhere Gesichtspunkte, ohne Segen für das Land, die flachste und inhaltsloseste Periode der englischen Verfassungsgeschichte: ja noch mehr, eine Zeit der Ausbeutung des Volkes durch die großen Familien. Niemals hat der britische Adel eine so würdelose Stellung eingenommen, wie — mit geringen Ausnahmen — im achtzehnten Jahrhundert. Aber deshalb hatte er auch am Ende desselben abgewirtschaftet und dem Eindringen der Demokratie Thür und Thor geöffnet.

Die Whigaristokratie hätte kaum auf längere Zeit die Oberhand behaupten können ohne die eifrige Unterstützung der handeltreibenden Klasse und der Fabrikanten, kurz der Vertreter dessen, was man damals das „Geldinteresse“ nannte und heute als das bewegliche Kapital bezeichnen würde; die Zahl der Kaufherren hatte bei dem raschen industriellen und kommerziellen Aufschwunge Englands seit drei Jahrzehnten bedeutend zugenommen. Das ganze Kreditwesen des Landes, die großen Banken, die erneute Ostindische Kompanie, die sich sämtlich auf Grund von Gesetzen entwickelt hatten, welche seit der Revolution von 1688 erlassen worden waren, schienen mit derselben stehen oder fallen zu müssen. So kam es, daß die bloße Existenz eines Toryministeriums, trotz seiner eminent friedlichen Bedeutung, starke Kursstürze herbeigeführt hatte. Nicht nur die Jakobiten, sondern auch die mittleren Landbesitzer sprachen bei jeder Gelegenheit ihre Abneigung gegen die „Geldverleiher“ aus und verkündeten laut ihre Absicht, die Bank von England aufzuheben. Selbstverständlich schloß der Handelsstand, dessen aufgeklärte und freisinnige Richtung ihn ohnehin mehr den Whigs als den Tories näherte, sich nun mit doppelter Begeisterung den ersteren an.

Endlich fanden sie natürlicherweise Unterstützung bei den protestantischen Dissenters, die von der Unduldsamkeit der Tories alles zu fürchten hatten. Freilich fiel dieser Teil der englischen Bevölkerung mit dem Handelsstande



König Georg I. von England.
Nach dem Schwarzkunstblatt von John Smith (1654 bis nach 1727); Originalgemälde von Gottfried Kneller (1646—1723).

Georgius R

vielfach zusammen, da er auf dem flachen Lande nur sehr wenig vertreten war. Die nicht-anglikanischen Protestanten erfreuten sich vollkommener Duldung und auch des aktiven Wahlrechts, blieben aber, trotz aller Bemühungen Wilhelms III., ihnen bedingungslose Gleichberechtigung zu verschaffen, von öffentlichen Ämtern und der Wählbarkeit ausgeschlossen. Die Dissenters zeichneten sich übrigens nicht nur durch Betriebsamkeit und Wohlhabenheit, sondern auch durch eine ganz hervorragende Intelligenz aus.

Das waren die Elemente, welche den Whigs während eines halben Jahrhunderts die Herrschaft sicherten, obwohl sie die große Mehrheit der Volksmasse gegen sich hatten. Die Unpopularität der Whigs nahm zu mit der immer allgemeineren Unpopularität des Königs. Dieser schwere, plumpe, ungeschickte Georg I., mit seinen kontinentalen Anschauungen von der göttlichen Würde des Fürstentums, der es schon als eine Anmaßung scheute, wenn sein Volk ihm Beifallszeichen zu teil werden ließ; der nur für sein Hannover und nicht für England Sinn hatte und sein dortiges Königtum lediglich als fette Sinekure betrachtete; dieser beschränkte Geist, für den entschieden „England zu groß" war; der nicht ein Wort in der Sprache seiner Unterthanen reden konnte — dieser Monarch ward Gegenstand allgemeiner Abneigung und Geringschätzung. Das Volk wütete, wenn es ihn das schöne englische Geld an seine hannöverschen Günstlinge und Mätressen austeilen sah. Hatte er nicht England beinahe in einen Krieg mit Schweden verwickelt, um seinem Kurfürstentume die schwedischen Provinzen Bremen und Verden zu verschaffen? Lebte nicht die hannöversche Armee zum großen Teile auf Kosten Englands? Man rief mit leidenschaftlicher Übertreibung aus, Hannover sei das Hauptland, das britische Reich nur ein annektierter Distrikt. Nicht allein in den Provinzen, sondern auch in London selbst illuminierte man am Jahrestage der Stuartschen Restauration von 1660, verbrannte man die Bilder Wilhelms III. und Georgs I. auf offener Straße, griff man diejenigen an, die den Geburtstag des gegenwärtigen Königs feierten, oder die auch nur des Dissentertums verdächtig waren.

So verlor das Königtum jeden Einfluß; aber nur um so unumschränkter gebot, ohne jede Rücksicht auf die populären Strömungen, die Whigaristokratie. Der Reichtum der adeligen Familien, der Bankiers und Großindustriellen wurde mit Erfolg zum Stimmenkauf in den alten heruntergekommenen Wahlflecken verwendet. Es war die Einleitung zu dem großartigsten parlamentarischen Korruptionssystem, das die Welt je gesehen hat. Um sich den Besitz der Macht länger zu sichern, die Unterhausmitglieder auf Jahre hinaus bestechen zu können und die ungeheueren Wahlkosten seltener zu machen, setzten die Whigs 1716 eine Bill durch, welche die regelmäßige Existenz jedes Parlamentes von drei auf sieben Jahre verlängerte. Einige Zeit nach dieser „Siebenjahrs-Bill," welche den Whigs jedenfalls bis 1722 die Herrschaft im Unterhause versprach, machten sie den Versuch, das Oberhaus noch gründlicher für die Partei zu sichern, indem sie durch die „Pairschaftsbill" (1719) dem Souverän

das Recht nehmen wollten, mehr als sechs Mitglieder durch Neuerhebung in den Pairstand dem Hause hinzuzufügen. Indes dieser kühne Eingriff in die bestehende Verfassung, welcher jede Möglichkeit einer politischen Einwirkung der Regierung auf das Oberhaus beseitigt und der Zukunft nur die Wahl zwischen Allmacht der Lords oder revolutionärer Vernichtung ihrer altererbten Rechte gelassen hätte, wurde schon bei den Gemeinen abgewehrt, da die öffentliche Stimmung sich allzu laut dagegen erklärte.

Anderseits kam die Lage der auswärtigen Ereignisse den Whigs nicht wenig zu statten. Der Beitritt Frankreichs zur englischen Allianz, der Abschluß des Viererbündnisses, die schnelle Demütigung Spaniens, die Bewahrung des allgemeinen Friedens, das abermalige Scheitern einer jakobitischen Verschwörung waren große Siege der äußeren Politik der Whigs und stärkten ihre Stellung nicht weniger als die der neuen Dynastie. Da der Erfolg mehr und mehr für das Haus Hannover und für die herrschende Partei sich aussprach, fielen ihnen, wie die Dinge nun einmal gehen, immer zahlreichere Anhänger zu.

Die Whigs wurden so stark, daß sie sich den Luxus innerer Spaltungen erlauben durften, ohne die Herrschaft ihrer Partei dadurch zu gefährden. Im Jahre 1717 mußte Townshend der Regierung entsagen, deren Leitung zunächst der Freund Dubois', Graf Stanhope, übernahm, ein wackerer, gerader Charakter, ein Mann von tüchtigen militärischen und diplomatischen Fähigkeiten, aber zur Führung des Parlamentes und zur Verwaltung der Finanzen völlig ungeeignet. Seine Stellung wurde endlich unmöglich gemacht durch den Zusammenbruch einer Reihe von schwindelhaften Spekulationen und Gründungen, die zur selben Zeit, wie in Frankreich und Holland, auch in England den öffentlichen Kredit tief erschütterten und die öffentliche Meinung von Grund aus erregten. Man sieht, daß Laws Unternehmung keineswegs vereinzelt dastand, daß, wie in neueren Zeiten, auch damals, gerade infolge des schnellen kommerziellen Aufblühens, eine glühende Gier nach eiliger und müheloser Bereicherung die hauptsächlichsten Kulturvölker ergriffen hatte.

Wie man in Frankreich die übertriebensten Vorstellungen von dem unerschöpflichen Reichtum der Mississippi-Länder hegte, so in England von den Schätzen Perus. Die Thaten Drakes und Raleighs im spanischen Amerika erschienen in der nationalen Überlieferung in goldigem Glanze. Diese Wahngebilde benutzte das Toryministerium Oxfords im Jahre 1711, als die durchaus whigistische Bank von England ihm ihre finanzielle Unterstützung zur Konsolidierung der ungeheueren schwebenden Schuld von zehn Millionen Pfund versagte. Die Regierung gründete also eine „Südsee-Gesellschaft," der das Monopol des Verkehrs mit dem spanischen Amerika übertragen werden sollte; und um das Publikum anzulocken, erging sie selber sich offiziell in geheimnisvollen Versprechungen von ausschließlichen Handelsvorteilen, welche Spanien im Utrechter Vertrage den britischen Kaufleuten werde gewähren müssen. Diese Verheißungen fanden nun freilich keine Verwirklichung. Allein da der Gesell-

schaft eine Reihe von Eingangszöllen überlassen wurde, konnte sie doch prosperieren und ohne Schwierigkeit die schwebende Schuld des Staates auf ihre Aktivforderungen übernehmen.

Da erweckte Laws Projekt der Rückzahlung der fundirten Staatsschuld durch seine Mississippi-Bank den Wunsch in England, zu einer ähnlichen Operation zu schreiten. Die Südsee-Kompanie erbot sich zum Aufkauf sämtlicher Staatsrenten, die ihr die Regierung im Beginn mit fünf, später gar nur mit vier Prozent zu verzinsen habe. Als die Bank von England, auf die erhöhte Bedeutung der neuen Gesellschaft eifersüchtig, sich gleichfalls um das Geschäft bewarb, bot letztere die ungeheuere Summe von $7^1/_2$ Millionen Pfund, wenn ihr der Zuschlag bleibe. Der Staat genoß also den doppelten Vorteil, daß er seine Schuld zu einem wesentlich niedrigeren Satze, als bisher, zu verzinsen hatte, und daß er überdies nicht weniger als 150 Millionen Mark bar ausgezahlt erhielt. Selbstverständlich stellte man den bisherigen Rentnern frei, ihre Entschädigung in Anteilscheinen der Südsee-Kompanie zu erhalten. Sie drängten sich mit Eifer zum Austausch ihrer guten Staatspapiere gegen das Spekulationspapier. Mußte nicht der Schuldenaufkauf der Kompanie ein vorzügliches Geschäft sein, da sie es so hoch bezahlte? Ließ die Regierung nicht durchblicken, gegen Rückgabe Gibraltars und Minorcas werde Spanien die Goldminen von Peru der Gesellschaft überlassen? Die neuen Aktienzeichnungen, die notwendig wurden, damit letztere ihren Verpflichtungen den Staatsgläubigern gegenüber nachkommen könne, hatten einen beispiellosen Erfolg. Man schlug und stieß sich, um zu der Zeichenstelle zu gelangen. Exchange-Alley, wo dieselbe gelegen, wurde zum Schauplatze ähnlicher Szenen, wie die Rue Quincampoix sie geboten hatte. Man verkaufte alles, was man besaß, um nur Südsee-Aktien zu erwerben. Die Direktoren versprachen fünfzig Prozent Dividende. So stiegen die Aktien von 130, wie sie im Winter gestanden hatten, im August 1720 bis auf tausend Prozent.

Das Spekulationsfieber ergriff die weitesten Kreise: neue Gesellschaften zu den verschiedensten, oft abenteuerlichsten Zwecken wurden gegründet. Die ersten Adeligen des Reiches, ja der Thronerbe Prinz von Wales stellten sich an die Spitze solcher Schwindelunternehmungen. Da gab es Gesellschaften „für das Auffischen von Wracks an der irischen Küste" — „Versicherung gegen Verluste durch Dienstboten" — „um Salzwasser süß zu machen" — „um Öl aus Sonnenblumen-Samen zu bereiten" — „zur Verbesserung von Malz-Liqueuren" — „um Silber aus Blei zu ziehen" — „zur Umwandlung von Quecksilber in ein hämmerbares Metall" — „zur Einfuhr großer Affen aus Spanien" — „für Handel in Menschenhaar" — „für ein perpetuum mobile." Zweihundert solcher neuer Aktiengesellschaften entstanden mit einem Kapital von zusammen dreihundert Millionen Pfund oder sechstausend Millionen Mark! Doch die beste war die „für ein Unternehmen, das zu geeigneter Zeit bekannt gegeben werden soll." Jeder, der hierfür zwei Guineen zeichnete, sollte eine Aktie von hundert erhalten nebst einer Aufklärung über den Zweck;

und dieses Anerbieten erschien so verlockend, daß an einem Vormittage sich tausend Zeichner einfanden, mit deren Beiträgen sich der Unternehmer selbstverständlich am Nachmittage aus dem Staube machte.

Das Unwesen wurde so arg, daß endlich die Gerichte dagegen einschritten. Sofort verschwanden die am meisten Kompromittierten. Das Publikum begann unruhig zu werden und zu verkaufen. Das einmal erwachte Mißtrauen brachte die Besinnung zurück, und diese riet, sich so schnell wie möglich des unsicheren Besitzes zu entledigen. Jeder schlug seine Aktien, auch die der Südsee-Gesellschaft, los, um jeden Preis. Die Nachrichten von dem Sturze Laws beschleunigten den Vorgang. Ende September standen die Südsee-Aktien nur noch 175, um bald auf 135 zu sinken. Ein furchtbarer Zusammenbruch! Tausende von Familien waren zu Grunde gerichtet, Zehntausende um den besten Teil ihres Vermögens gebracht. Da war nirgends ein Halt mehr. Die Minister, der Hof waren selber beteiligt; die Bankiers und Goldschmiede machten einer nach dem anderen Bankerott. Alles rief nach Rache, nach Bestrafung der Gründer und zumal der Südsee-Direktoren, die doch mindestens ebenso sehr Opfer der Leichtgläubigkeit des Publikums waren, wie dieses Opfer der Spekulationswut jener.

Bei diesen Umständen wäre die herrschende Whigpartei wahrscheinlich unter allgemeinen Verwünschungen gefallen, hätte nicht eben jene Spaltung des Jahres 1717 sie gerettet. Dieselbe hatte einen Teil der Whigführer aus der Regierung gedrängt, und diese Männer konnten jetzt an Stelle der heillos kompromittierten Minister treten. An ihrer Spitze stand Robert Walpole, der nun — Februar 1721 — erster Lord des Schatzes und damit überhaupt erster Minister, bald der allein Ausschlaggebende wurde.

Robert Walpole [1]) war im Jahre 1676 geboren. Er stammte aus einer altadeligen, mäßig begüterten, aber politisch einflußreichen Familie der Grafschaft Norfolk. Ursprünglich der Kirche bestimmt, erhielt er eine gelehrte Erziehung, bis der Tod seines älteren Bruders ihn in die politische Laufbahn warf, in der er sich sofort den Whigs zugesellte. Sein Ehrgeiz, seine außergewöhnliche Arbeitskraft, sein ausgezeichnetes Verständnis für die Staatsgeschäfte, sein Reichtum an Hilfsmitteln, seine rednerische Schlagfertigkeit, die ihm viel mehr eigen war, als wirkliche Beredsamkeit, verschafften ihm frühzeitig Eintritt zu den Ministerien seiner Partei. Bei dem Platzen der „Südsee-Blase“ war er der einzige, welcher die Besinnung nicht verlor. Er milderte die Strenge der gegen die Direktoren ergriffenen Maßregeln; doch wurde ihr ganzes Privatvermögen, das zusammen zwei Millionen Pfund betrug, zu gunsten der Aktionäre eingezogen. Dann suchte Walpole den öffentlichen Kredit wieder herzustellen, indem er rettete, was noch zu retten war. Man erließ der Gesellschaft die $7\frac{1}{2}$ Millionen, die sie dem Staate versprochen hatte; man wurde

1) W. Coxe, Memoirs of the life and the administration of Sir Robert Walpole (3 Bde. London 1789. 1816). — Ewald, Sir Rob. Walpole (London 1877).

mit dem Gelde, das sich in ihren Kassen vorfand, allen ihren Verpflichtungen gerecht und konnte noch den Aktionären ein Drittel ihres Kapitals zurückgeben.

Walpoles feste, ruhige und im ganzen wohlthätige Dazwischenkunft in dieser Zeit leidenschaftlicher Aufregung und drohendster Krise hat ihn zum Herrn der Lage gemacht; und diese Stellung hat er zwanzig Jahre hindurch zu bewahren gewußt. Freilich verdankte Walpole solchen außerordentlichen Erfolg nicht allein seinem Scharfsinn, seiner Geistesklarheit, seinem hohen praktischen Verständnis und Takte, seiner großen Einsicht in ökonomischen



Robert Walpole.
Nach dem Schwarzkunstblatt 1715, von G. White (1671—1734).

Fragen, seiner unerschütterlichen Friedens= und Ordnungsliebe. Ungünstigere Eigenschaften seines Charakters dienten ihm dabei in nicht geringerem Maße. Ohne Erhebung der Seele, ohne originellen Gedanken, jeder gründlichen Reform abhold, nur bedacht, durch alle, auch die verwerflichsten Mittel die Maschine in Gang und sich selbst an der Regierung zu erhalten, hat er das politische Leben Englands zu seinem und seiner Partei Nutzen in schmachvoller Weise beeinflußt. Nicht als ob er der Erfinder der Bestechung zu politischen Zwecken gewesen wäre: dieselbe hatte ihren Eingang gefunden mit dem Augenblick, wo das Unterhaus der maßgebende Faktor des Staatslebens geworden war. Schon

Wilhelm III. hatte sich derselben als eines unvermeidlichen Übels bedienen müssen. Allein Walpole hat den Frevel begangen, sie geradezu zum obersten Regierungsgrundsatze zu erheben, aus ihr den Schlußstein des ganzen politischen Gebäudes zu machen. In seiner cynischen Weise rühmte er sich zu wissen, auf welchen Preis ein jeder zu schätzen und wofür er zu haben sei. Er verspottete alle Unabhängigkeit und Redlichkeit der Gesinnung als kindische Ideologie; „wie, Sie wollen ein alter Römer, ein Patriot sein," sagte er wohl, „davon werden Sie bald zurückkommen und verständiger werden." Er nannte jeden Redlichen einen „Spartaner," einen „dummen Jungen." Mit Ämtern, Geldzahlungen, Pensionen erkaufte er regelmäßig die reichliche Hälfte der Unterhausmitglieder. Selbst die königliche Familie bestach er zu seinen Gunsten, indem er ihr von seinen Anhängern Erhöhung der Zivilliste und gelegentliche Nationalgeschenke verschaffte. Ihm persönlich kann man gröbere Verschuldungen nicht vorwerfen, er hat sich durch keine anderen Mittel bereichert, als die öffentliche Moral sie damals jedem Staatsmanne gestattete, während sie heute freilich zum Teile als unehrenhaft betrachtet würden. Allein anderer Habsucht und Käuflichkeit nicht nur auszunutzen, sondern auch zu erwecken und anzuregen, machte er sich kein Bedenken. Er hat geradezu eine ganze Generation von Staatsmännern moralisch vergiftet. Es ist jetzt Sitte, ihn zu entschuldigen, indem man sagt, er habe die Menschen genommen, wie sie eben gewesen seien. Indes sollte man nicht vergessen, daß es allerdings stets schändliche Leidenschaften im menschlichen Herzen giebt, und daß es ebenso leicht wie niederträchtig ist, auf dieselben zu spekulieren; daß es aber ein wahres Verbrechen ausmacht, die Regierung einer großen Nation auf ihnen aufzubauen. Weder die Vorgänger noch die großen Nachfolger Walpoles haben derart gehandelt: er war also nicht dazu gezwungen, sondern hat es gethan aus Eigennutz, und weil er fühlte, daß ihm die wahre Berechtigung des Genies mangelte, ein Vierteljahrhundert die Schicksale eines der ersten Staaten Europas zu lenken. Er zog es vor, den öffentlichen Geist von Grund aus zu verderben und zu entsittlichen, um nur nicht die Stelle als erster Minister aufgeben zu müssen. Denn er sah ein, daß irgend ein Mann von großem rednerischen Talent oder weitem staatsmännischen Blicke, der neben ihm aufkäme, ihm sofort die leitende Macht aus den Händen nehmen müsse. Deshalb hielt er alle Begabten von sich und der öffentlichen Gewalt fern und regierte durch frivolste Bestechung.

Seine Verdienste um das materielle Wohl Großbritanniens sollen damit keineswegs geleugnet werden.

Dies ist die Zeit, wo die britischen Kolonien in Nordamerika ihren ersten mächtigeren Aufschwung nahmen an Bevölkerungszahl und an Reichtum. 3000 Seemeilen von der Heimat entfernt, wuchsen inmitten der Urwälder und an den Mündungen nie befahrener Ströme diese jungen Gemeinwesen empor, bewohnt von einer kräftigen, freiheitsdürstenden Bevölkerung und begünstigt durch Privilegien, die ihnen eine beinahe vollständige Unabhängigkeit von dem Mutterlande gewährten. Während sonst meist moralisch schiffbrüchige oder

doch bedenkliche Elemente die Scharen der Auswanderer ausmachten, waren es hier sittenstrenge Puritaner oder idealgesinnte Republikaner, welche die nordamerikanischen Kolonien erfüllten. Man wird kaum zu weit gehen, wenn man diese Ansiedler für den mutigsten, ehrenhaftesten und thatkräftigsten Teil einer Nation erklärt, der je seinen Platz in der Geschichte eingenommen hat. Nicht durch Zufall sind die angelsächsischen Gründungen im mittleren Nordamerika zu unvergleichlicher Größe und Macht emporgewachsen, sondern durch die Reihe außergewöhnlich günstiger Umstände, unter denen sie sich entwickeln konnten.

Sehr langsam war zunächst die Zunahme gewesen, seitdem am 26. April 1607 die ersten Auswanderer an der Chesapeakbucht den Grund zur Kolonie Virginien, „der alten Herrschaft,“ gelegt, seitdem, im Dezember 1620, die „Maiblume“ die ersten puritanischen „Pilger“ nach Neu-England brachte.[1]) Im Süden hatten sich Hugenotten in Süd-Karolina niedergelassen. In Neu-England entstanden neben Massachusetts das kleine Rhode-Island, das die Ehre hat, zuerst die Grundsätze der Gewissensfreiheit ausgesprochen und verwirklicht zu haben, sowie Maine und New-Hampshire. Erst die religiösen und politischen Kämpfe des Mutterlandes unter den beiden letzten Stuarts führten den Kolonien eine größere Menge Bewohner zu, so daß deren Zahl zur Zeit der Revolution des Jahres 1688 auf 200 000 gewachsen war — während man die Zahl der französischen Ansiedler des ganzen Kontinents offiziell auf 11 249 anschlug! Die Niederländer waren 1667 aus der Nähe der englischen Kolonien vertrieben, Neu-Amsterdam war zu New-York geworden. Freilich beutete das Mutterland die amerikanischen, wie alle überseeischen Gründungen kommerziell aus, aber dafür forderte es auch von denselben keinerlei Abgaben. Der litterarische Aufschwung Englands erstreckte sich in bescheidenem Maße ebenfalls auf die Kolonien. Schon 1638 war zu Cambridge, in Massachusetts, das Harvard-Kolleg gestiftet worden, die noch jetzt bedeutendste Hochschule Nordamerikas, und 1701 folgte die an Rang zweite, Yale-Kolleg in New-Haven, Connecticut. Zahlreiche Freischulen bedeckten das Land. 1704 erschien in Boston die erste Zeitung.

Von kolonialem Standpunkte, als rein erobertes und nutzbringendes Gebiet ward auch Irland von der englischen Regierung fortgesetzt behandelt.[2]) Die offizielle Kirche, für die selbst der Ärmste bezahlen mußte, war die der fremden englisch-protestantischen Minderheit, während der Kultus der weit überwiegenden katholischen Mehrheit von der Regierung mit offener Feindschaft verfolgt wurde. Noch immer waren die katholischen Geistlichen aller Rangstufen mit den härtesten Freiheits-, ja Lebensstrafen bedroht. Von Zeit zu Zeit wurden förmliche Jagden auf die Priester abgehalten, die freilich bei den Gläubigen unverbrüchliche Treue und meist sicheres Versteck fanden. Die reich

1) K. F. Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Bd. I (Berlin 1863).

2) Vgl. darüber Lecky, Teil II, S. 197—437.

bezahlten anglikanischen Bischöfe Irlands aber hatten, wie einer von ihnen selbst sagte, „nichts zu thun, als zu essen, zu trinken, fett und reich zu werden und zu sterben." Sie und ihr Klerus kümmerten sich nicht im mindesten um die Pflichten ihrer Stellung und residierten meist außerhalb ihrer Gemeinden. Schulunterricht gab es nur für die Protestanten, die Katholiken waren von demselben gesetzlich ausgeschlossen. Man bot den katholischen Eltern an, ihre Kinder zu gebildeten und geschickten Staatsbürgern zu erziehen, aber unter der Bedingung, daß sie dieselben dem Protestantismus auslieferten und auf ihre Elternrechte überhaupt verzichteten. Neun Zehntel des Landeigentums war den Iren abgenommen und Schotten und Engländern übertragen worden, die in den Eingeborenen die schlimmsten Feinde sahen und großenteils die Einkünfte ihrer Besitzungen außerhalb des Landes verzehrten. Auf beinahe eine Million Pfund schätzte man die Summen, die durch diesen „Absentismus" jährlich dem Lande unwiederbringlich verloren gingen. Aber selbst diese Grundherren konnten ihres Eigentums nicht froh werden. Englische Gesetze, während der Restaurationszeit zum Schutze der heimischen Viehzucht erlassen, verboten die Einfuhr aller irischen Erzeugnisse des Tierreiches in England. Nicht minder ward jeder direkte Handelsverkehr Irlands mit den Kolonien verboten, damit die prächtigen Häfen der Insel gänzlich verödet und nutzlos gemacht. Die Irländer legten sich dann auf Erzeugung von Wolle und auf deren Fabrikation zu Stoffen. Allein die englischen Industriellen wollten eine solche Konkurrenz nicht dulden, und ein Gesetz von 1699 untersagte jedwede Ausfuhr wollener Stoffe aus Irland nach irgend einem Lande. So durchschnitt man absichtlich, aus kleinlichem Egoismus, jede Wurzel des Wohlstandes für Irland. Systematisch wurde das unglückliche Volk daran verhindert, aus Schmutz und Armut sich zu einem menschenwürdigen Zustand emporzuarbeiten. Kein Wunder, daß von den dortigen Protestanten ebenso wohl wie von den Katholiken ein jeder, der etwas Selbstbewußtsein und Thätigkeitsdrang verspürte, auswanderte, um unter günstigeren Umständen sein Glück zu suchen. Gerade die besten und tüchtigsten Elemente verließen das armselige Land, das so immer größerer moralischer und materieller Verkommenheit anheimfiel. Die Katholiken begaben sich nach Frankreich, Österreich, Spanien, unter deren Kriegern und Staatsmännern sie die höchsten Auszeichnungen erlangten. Die irischen Protestanten schifften sich in wachsender Zahl nach Amerika ein. So vernichtete England selbst die Möglichkeit, in Irland den Katholiken in einer wohlhabenden, patriotischen und strebenden protestantischen Bevölkerung ein Gegengewicht zu schaffen. 42 000 Familien wurde allein durch die Zerstörung der Wollenmanufaktur der weitere Aufenthalt auf der Insel unmöglich gemacht. Die Armut auf derselben war gräßlich; halbnackt und krank vor Hunger hauste die elende Bevölkerung in Hütten ohne Rauchfang und Fenster, eher Schweineställen als menschlichen Wohnungen ähnlich. Sobald eine Kornteuerung eintrat, gingen Tausende und Zehntausende aus Mangel zu Grunde; ganze Dörfer wurden da entvölkert. Der irische Bauer stand sich viel schlechter, als der

Hörige des Mittelalters; er hatte kein Anrecht an dem Boden, den er baute; mindestens zwei Drittel der Erzeugnisse seines Fleißes mußte er dem Landherrn abgeben, der nichts, aber auch gar nichts für ihn that und ihn jeden Augenblick nach Belieben wegjagen durfte. Dies geschah bald in großem Umfange, da die Grundbesitzer es vorteilhafter fanden, die Äcker in Weideland zu verwandeln, das von wenigen Hirten ausgenutzt werden konnte. Die unglückliche Bevölkerung, aus ihren Hütten vertrieben, wanderte von Ort zu Ort, um ein wenig Arbeit und Unterhalt zu suchen, und gewöhnte sich notgedrungen Vagabundieren, Betteln und Stehlen an. Swift, der sich mit einem Edelmut und einer Beharrlichkeit, die viele seiner sonstigen Sünden wieder gut machen, zum Verteidiger seiner unglücklichen irischen Landsleute aufwarf, veröffentlichte in furchtbarer Ironie den „bescheidenen Vorschlag zur Verhütung, daß die Armen Irlands eine Last für ihre Verwandten und Mitbürger werden" (1729): man solle jedes Jahr 100 000 Irenkinder mästen, nach einjähriger Fütterung schlachten und als Braten verkaufen. Kann man sich bei solchen Zuständen wundern, daß nicht nur die Katholiken, sondern auch die Protestanten England als den Erbfeind der Insel zu betrachten und zu hassen lernten? Man bemerkte mit Staunen und Ärger, daß zahlreiche Abkömmlinge englischer Familien zu dem Glauben und der Nationalität der unterdrückten Iren übergingen. Selbst Cromwells und Wilhelms III. Soldaten, die man in Irland ansässig gemacht hatte, um es zu anglisieren und zu entkatholisieren, wurden binnen kurzer Zeit in der allgemeinen Atmosphäre des Hasses gegen alles Englische zu wahren und leidenschaftlichen Irländern.



Jonathan Swift.
Nach dem Kupferstich von Joh. Friedr. Bolt (1769—1836).

Es gab freilich ein irisches Parlament, allein dasselbe hatte nicht den geringsten Zusammenhang mit dem Willen der ungeheuren Mehrheit der Iren. Den Katholiken war jedes aktive und passive Wahlrecht entzogen; kaum minder vollständig war der Ausschluß der prostetantischen Dissenters. Die Wahlflecken befanden sich in der Hand der großen weltlichen und geistlichen anglikanischen Landbesitzer: von den 300 Mitgliedern des Unterhauses wurden 176 von Einzelindividuen bezeichnet, darunter zusammen fünfzig von zehn Grundherren. Den größten Einfluß hatten die Bischöfe. Und dies also verstümmelte Parlament stand in völliger Abhängigkeit von dem großbritannischen, das jeden seiner Beschlüsse umstoßen und ohne seine Genehmigung Gesetze geben konnte, die für Irland bindende Kraft hatten. Die Versammlung in Dublin hatte also mehr beratende als wirklich bindende Gewalt. Die heimische Regierung

benutzte ihr Übergewicht, um dem armen Lande Pensionen für ihre Günstlinge aufzuerlegen oder aus irischen Staatsämtern fette Sinekuren zu machen, deren Einkünfte englische Politiker in England selbst verzehrten, ohne sich im mindesten um die Insel zu kümmern, die zu verwalten sie angeblich verpflichtet waren.

Die Iren rächten sich an ihren Unterdrückern schon damals durch das einzige Mittel, das ihnen freistand: durch Raub und Mord. Bewaffnete Scharen, die man „Tories“ oder auch „Rapparees“ nannte, und welche von der eingeborenen Bevölkerung in jeder Weise begünstigt wurden, führten gegen die „Sachsen“ einen wilden Guerillakrieg. Sie töteten, stahlen oder erhoben doch schwere Abgaben. Mit wie grausamen Strafen die Regierung auch gegen sie vorging, die Übel, an denen Irland litt, waren allzu bleibende und tief einschneidende, als daß sie sich nicht stets von neuem gezeigt hätten. In manchen Grafschaften des Westens, wo rauhe Berge und verräterische Sümpfe die Kommunikationen erschwerten, herrschten völlig gesetzlose Zustände. Seit 1711 wurde eine förmliche Verschwörung zur Vernichtung alles Viehes, das Nichtkatholiken gehörte, organisiert und mit ebenso vielem Geschick wie Thatkraft durchgeführt.

Indes mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts trat wenigstens nach einer Seite eine leise Besserung in diesen traurigen Verhältnissen ein. Die religiöse Aufklärung, die sich mehr und mehr in Großbritannien verbreitete, milderte auch in Irland die Hitze der Verfolgung gegen die katholische Kirche. Allmählich fielen die Strafgesetze gegen den römischen Kultus und die römische Geistlichkeit in Vergessenheit, wurden allzu eifrige Magistrate von ihren Vorgesetzten selbst desavouiert und zur Duldsamkeit angehalten. Man sah ein, daß es unmöglich war, vier Fünftel der Bevölkerung Irlands ihres Glaubens zu berauben, zumal die anglikanische Geistlichkeit so gar nichts that, um jenen die Tröstungen der alten Religion zu ersetzen. Die Tyrannei begann zu erlahmen und dem Mitleide Platz zu machen.

Ganz anders, als in Irland, hatten sich inzwischen in Schottland die Dinge gestaltet, seit jener segensreichen Union, die dasselbe im Jahre 1706 mit dem großen südlichen Nachbarvolke untrennbar verband. Keine Periode der schottischen Geschichte ist so wichtig, wie die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die Kaledonien aus einem halb barbarischen, armen, unwissenden, anarchischen Lande in ein hochzivilisiertes verwandelte. Im Beginne des Jahrhunderts herrschte in den Hochlanden eine Anarchie, die schlimmer war als die im irischen Connaught; die Bevölkerung war in Clane geteilt, welche keine andere Autorität anerkannten, als die ihres Häuptlings, und keine andere Beschäftigung liebten, als Jagd und Räuberei; sie lebten in derselben primitiven Weise wie die Indianer Amerikas. Im schottischen Niederlande herrschten gesetzlichere Zustände, aber die langen Kriege mit England, die beständigen Plünderungen der Hochländer auf der einen, der Grenzleute auf der anderen Seite, die heftigen religiösen Verfolgungen der Stuarts, der Ausschluß von allem

englischen Handel und englischem Verkehr erhielten es in äußerster Armut, in Schmutz und geistiger Beschränktheit. Jede schlechte Ernte hatte eine Hungersnot im Gefolge. Das gesamte öffentliche Einkommen Schottlands betrug jährlich nicht mehr als 160 000 Pfund (3 200 000 Mark), zu einer Zeit, wo das englische auf 5 700 000 Pfund (114 Millionen Mark) gestiegen war. Hunderttausend oder, in Hungerjahren, gar die doppelte Anzahl von Vagabunden, bei einer Gesamtbevölkerung von wenig mehr als einer Million, bettelten und stahlen rings im Lande.

Der Whigregierung unter den beiden ersten Georg ist es zu danken, wenn die Schotten, selbstverständlich mit Hilfe ihrer eigenen hohen nationalen Begabung, aus diesen entsetzlichen Zuständen sich zur ersten Stelle im großen britischen Reiche aufschwangen. Zunächst wurde jeder Versuch aufgegeben, einem eifrig presbyterianischen Volke den anglikanischen Episkopalismus aufzuzwingen. Der Glaube der ungeheuren Mehrheit wurde nun endlich die amtliche Religion des Reiches. Jede Art religiöser Verfolgung hörte auf, und damit nahm von selbst der finstere, fanatische Glaubenseifer der Schotten eine mildere und versöhnlichere Gestalt an. Dies hatte wieder einen sehr glücklichen Einfluß auf die bisher so unlenkbare, widerspenstige, aufrührerische politische Gesinnung des Volkes. Eine andere Maßregel, die in jeder Hinsicht von den segensreichsten Folgen für Schottland gewesen ist, trug mit zu dieser Umwälzung bei: die Errichtung von Volksschulen in jeder Pfarrgemeinde. Alle Beobachter bezeugen einstimmig die bewundernswerte Weise, in welcher binnen wenigen Jahrzehnten die Intelligenz aller Klassen sich durch den allgemeinen Volksunterricht — eine damals ganz vereinzelte Erscheinung — entwickelte. Da jeder die Elemente des Wissens kannte, sahen die höheren Stände, um ihre Überlegenheit zu behaupten, sich genötigt, eine gründlichere, ja gelehrte Bildung zu erwerben. In dieser Beziehung übertrafen, nach der einstimmigen Angabe der Zeitgenossen, die Schotten weit ihre südlichen Nachbarn. Das wurde um so wichtiger, als die Union jenen den Mitbewerb mit den Engländern auf allen Gebieten des Gewerbfleißes und Verkehrs eröffnete. Der Fortschritt war augenblicklich und staunenswert. Glasgow, von dem 1716 das erste schottische Schiff auslief, das je über den Ozean gefahren ist, besaß 1735 schon sechsundsechzig große Fahrzeuge und begann bald mit den bedeutenden englischen Häfen zu wetteifern. Paisley wuchs aus einem armseligen Dorfe zu einer beträchtlichen Fabrikstadt an. Die Leinen- und Wollenmanufaktur nahm großen Aufschwung. Die erstere verdoppelte sich in den Jahren 1728—1738. Der Überschuß der Produktion über den Verbrauch an Leinen betrug 1728 zwei Millionen, 1738 aber 4 666 000 Ellen; man versorgte damit England, Westindien sowie andere Kolonien.[1]) Und das war nicht alles. Tausende auf Tausende strömten aus dem armen Schottland in das reiche England, drangen in die Kontore der großen Kaufleute Londons und Bristols, erfüllten die

1) Beer, II, 339.

Fabriken von Manchester und Sheffield, unternahmen gewinnbringende Reisen nach fernen Kolonien. Die Überlegenheit des gebildeten, beharrlichen, schlauen und mäßigen Schotten wurde bei den Engländern geradezu ein Gegenstand der Furcht und des Neides. So reichlich wurden die Schotten für die Aufgabe ihrer besonderen Nationalität entschädigt, so innig wurden die Beziehungen beider vereinten Völker, daß jene schon dreißig Jahre nach der Union jeden Groll wegen derselben abgestreift hatten — abgesehen von einer Art romantischen Bedauerns, das kaum in unseren Tagen völlig verschwunden ist.

Die Reihe wohlthätiger Maßregeln, durch welche die Verhältnisse Schottlands von Grund aus umgestaltet und gebessert wurden, wird beschlossen durch die Einführung geordneter Zustände in die Hochlande. Schon die Errichtung zahlreicher Schulen, in denen englische Sprache und englische Anschauungen gelehrt wurden, in diesen Gegenden, mit Hilfe einer besonders dazu bestimmten Gesellschaft, übte einen großen Einfluß. Ein Netz von ausgezeichneten Straßen wurde über die bisher pfadlosen Berggegenden geworfen und trug ungemein zur moralischen, materiellen und politischen Zivilisierung derselben bei. Die allgemeine Entwaffnung der Clane, welche das Gesetz längst anbefohlen hatte, konnte nun endlich mit Erfolg durchgeführt werden. Die Edelleute, von den Truppen umlagert, mit schweren Strafen bedroht, wenn sie selbständige Akte der Jurisdiktion ausübten, wandten sich lieber nach London, um im Hause der Lords zu sitzen und Ämter von der Regierung zu erhalten: so entfremdeten sie sich mehr und mehr ihren Clanen. Freilich hatte dieser Prozeß die üble Folge, daß die Häuptlinge auf jede herzliche Verbindung mit ihren Untergebenen verzichteten, den Clansbesitz als ihren eigenen, die Clansleute als rechtlose Pächter zu behandeln anfingen und so die schändliche und unerträgliche Lage der ländlichen Bevölkerung Nordschottlands begründeten. Das ist ein tiefer, aber glücklicherweise auf einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Nation beschränkter Schatten in dem sonst so lichtvollen Bilde schottischer Entwickelung unter der Whigregierung.

Das Hauptaugenmerk der englischen Verwaltung und zumal ihres damaligen Leiters, Walpole, war jedoch selbstverständlich auf das eigentliche England gerichtet. Hier befolgte der erste Minister eine Politik der Milde und Versöhnlichkeit, die außerordentlich viel dazu beitrug, die Leidenschaften und den Parteihaß der Revolutionszeit zu verringern und die verschiedenen Klassen und Faktionen der Bevölkerung einander auf dem gemeinsamen Boden der Verfassung und der hannöverschen Dynastie zu nähern. Er trug den Interessen der ländlichen Grundbesitzer allerwegen Rechnung und setzte zumal die Grundsteuer auf fünf Prozent des Reinertrages herunter; dadurch wurde die Abneigung dieser zahlreichen Klasse gegen die neue Ordnung der Dinge nicht wenig verringert. Ebenso freundlich und tolerant zeigte er sich in den kirchlichen Angelegenheiten. Die Dissenters wurden von den intellektuellen und politischen Beschränkungen, welche die Gesetzgebung der Königin Anna ihnen auferlegt hatte, befreit. Die „Indemnitäts-Akte,“ die zuerst 1727 durchging

und dann regelmäßig wiederholt wurde, ermöglichte ihnen, trotz der Testakte, den Zutritt zu öffentlichen Ämtern. Ihre Lage in Irland wurde durch die „Toleranzakte“ wesentlich verbessert. Die religiösen Bedenken, welche die Sekte der Quäker gegen jede Eidesleistung hegte, fanden in einem besonderen Gesetze Berücksichtigung, das ihre Versicherung an Eides Statt einem solchen gleich setzte. Selbst die Freidenker erlitten von der Regierung keinerlei Belästigung. In der Verwaltung der anglikanischen Kirche selbst begünstigte Walpole grundsätzlich den duldsamen Latitudinarismus. In der äußeren Politik endlich gab er den ausschließlich protestantischen Gesichtspunkt vollständig auf und schloß seine Bündnisse nicht weniger mit katholischen als mit glaubensverwandten Mächten. Dieses sanfte, schonende Verfahren glättete unmerklich die durch so viele Stürme tief aufgewühlte See der popularen Gefühle und hat England einen wesentlichen Nutzen geschafft, der sich noch bis zu den jüngsten Zeiten geltend macht. Von der ungelehrigsten, unzufriedensten, aufrührerischsten Nation Europas wurden die Engländer die gesetzlichste, gleichmäßigste, weiseste und beharrlichste.

Vorzüglich erfolgreich aber war Walpole in der Finanzverwaltung, in welcher er einen hohen Grad von Geschicklichkeit besaß. Zur Abtragung der Staatsschuld, die damals 54 Millionen Pfund (1080 Millionen Mark) betrug, gründete er aus den durch Zinsherabsetzung gemachten Ersparnissen einen Tilgungsfonds, der freilich oft zur Deckung anderweitiger, unvorhergesehener Ausgaben diente. Auch sonst zeigte er, wo es sich nicht um seine parlamentarischen Zwecke handelte, die größte Sparsamkeit, welche, verbunden mit großer Gewandtheit in finanziellen Geschäften, die Lage des englischen Staatsbudgets zu einer sehr glänzenden machte. Die Regierung mischte sich in Handel und Gewerbe nur mit großer Vorsicht und vielem Verständnis. So nahmen jene einen beträchtlichen Aufschwung. Geld war in Menge vorhanden, der Kredit leicht und billig, die Zinsen zwischen drei und vier Prozent. Die britische Handelsflotte vergrößerte sich jährlich um 40 000 Tonnen. Von 1708 bis 1730 wuchs der Wert der Einfuhr von 4 700 000 auf 7 800 000, der Ausfuhr von sieben auf zwölf Millionen Pfund. Parlamentsherrschaft, Freiheit, Friede und Wohlstand erschienen endlich als Dinge, die sich miteinander wohl vertrugen.

Es ist leicht begreiflich, daß eine Regierung, die so großen Nachdruck auf die materiellen Interessen legte, wie die englische, dem Versuche Karls VI., durch seine Indische Kompanie in Belgien eine rivalisierende Handelsmacht zu gründen, mit nicht größerem Gleichmute zuschauen konnte, als die nächstbeteiligten Vereinigten Provinzen.[1]) Beide Staaten, und mit ihnen Frankreich, verboten ihren Unterthanen bei strengster Strafe, an dem Ostender Handel in irgend einer Weise teil zu nehmen. Englische und holländische Behörden in den Kolonien sprachen der kaiserlichen Flagge Hohn, indem sie die unter der-

1) Vergl. J. N. Pasquini, Histoire de la ville d'Ostende (Brüssel 1842), S. 205 ff. — Ad. Levae, Recherches historiques sur le commerce des Belges aux Indes pendant le XVII[e] et le XVIII[e] siècle (Brüssel 1842), S. 19—198.

selben fahrenden Schiffe wegnahmen und deren Besatzungen mißhandelten und gefangen hielten. Endlich verlangten die Seemächte in Wien geradezu die Aufhebung der Gesellschaft, deren Dasein den Verträgen zuwiderlaufe. Um dies zu begründen, führten sie eine Reihe von Argumenten an, von denen eines immer willkürlicher, ja abenteuerlicher war als das andere. Die beiden protestantischen Mächte verstiegen sich so weit, sich auf die Teilung der überseeischen Länder zwischen Spanien und Portugal durch Papst Alexander VI. zu berufen und sich als Rechtsnachfolger der Portugiesen auszugeben, um den Belgiern den Handel mit den unabhängigen Fürsten Indiens zu untersagen. Der Kaiser aber, unterstützt von der öffentlichen Meinung und den Ständen Belgiens, blieb allen Vorstellungen der Seemächte unzugänglich. Die Gesellschaft durfte jedes Jahr Schiffe nach Indien entsenden, die ihr vorzüglichen Nutzen brachten, und bald rüstete sie eine ganze Flotte aus. Trotz aller Belästigungen und Verluste durch Engländer und Holländer zahlte sie jedes Jahr zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent Dividende, so daß das Einlagekapital binnen kurzem völlig zurückgezahlt war. Aber je mehr Vorteil sie einerntete, um so eifersüchtiger und unwilliger wurden England und Holland. Ihr Handelsstand erfüllte ganz Europa mit seinen Klagen und Beschwerden. Es war offenbar, daß diese Staaten eher einen Krieg unternehmen, als die immer bedeutendere Konkurrenz der flandrischen Seeleute zulassen würden. Die Kompanie unterdrücken, hieß aber für den Kaiser nicht nur, seinen Unterthanen einen empfindlichen Schaden zufügen, sondern auch ihnen gerechten Grund zur Unzufriedenheit geben und, nach allen seinen Versprechungen und Proklamationen, seine eigene Würde empfindlich schädigen.

So von den Seemächten bedroht, suchte Karl VI. eifrig die Allianz einer Macht, mit der er bisher in steter Feindschaft gelebt hatte: nämlich Spaniens.[1])

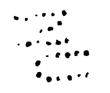
König Philipp V. und seine Gemahlin Elisabeth waren bisher ihres Zutritts zu der Quadrupelallianz nicht eben froh geworden. Der erstere verlangte von England beharrlich die Rückgabe von Gibraltar und Minorca, welche Georg I. ihm in der That 1718 versprochen hatte, wenn er sich jener Allianz unterwerfen wollte. Aber nun konnte er die Erfüllung jener Zusage nicht erlangen, da die Engländer mit Recht darauf hinwiesen, daß Spanien ja nur durch Anwendung offener Gewalt zum Beitritt gezwungen worden sei. Noch feindseliger aber war das Verhältnis des Madrider Kabinetts zu Österreich. Der Kaiser war entschlossen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, daß Spanien wieder Fuß in Italien fasse, und deshalb, trotz der Verträge von London und dem Haag, die Nachfolge spanischer Infanten in Parma und Toskana unmöglich zu machen. Freilich beriefen Frankreich und England schon 1721 zu Cambrai einen Kongreß ein, der diese Frage regeln sollte. Aber zunächst sandte Karl VI. keine Bevollmächtigten zu demselben; und als sie endlich (Februar 1722) dort eintrafen, erhoben sie

1) Mod. Lafuente, Bd. XVIII.



Philipp V. von Spanien.

Originalgemälde von Louis Michel van Loo (1707—1771). Nach einem Kupferstiche, von welchem G. F. Schmidt (1712—1775) das Gesicht, J. G. Wille (1715—1808) die übrigen Partieen des Porträtbildes ausgeführt hat. Urheber der Komposition und des Stiches der Umrahmung ist unbekannt.



die größten Schwierigkeiten. Sie bedienten sich mit Geschick der Abneigung, welche Großherzog Kosmus III. gegen die spanische Nachfolge hegte, sowie der angeblichen Suzeränitätsrechte des heiligen Stuhles über Toskana, Parma und Piacenza. Wirklich bewog man den Papst, daß er gegen jede Regelung der Erbfolgefrage, die ohne sein Zuthun geschehen werde, im voraus feierlich Protest einlegte. Endlich brachte der Kaiser auch die Rechte des Reiches zur Sprache und behauptete, nichts ohne die Beistimmung der Regensburger Versammlung thun zu können. So schleppten sich in Cambrai die Verhandlungen ohne das geringste Ergebnis hin. Inzwischen starb, im Oktober 1723, Kosmus III., und sein Nachfolger Johann Gaston, der letzte Medici, war ein unfähiger und den schlimmsten Lastern ergebener Fürst, von dem man keinerlei Nachkommen erwartete. Die Ungeduld der Spanier wurde immer größer.

Da kam ihnen der Tod der Herzogs von Orleans und seine Ersetzung durch Bourbon zu gute. Dieser Fürst, der aus Feindschaft gegen das Haus Orleans engen Anschluß an Philipp V. suchte, ließ unverzüglich die Kaiserlichen wissen, daß die französischen Gesandten Cambrai verlassen und sie für den Abbruch der Verhandlungen verantwortlich machen würden, wenn Österreich nicht die sofortige Anerkennung der spanischen Erbfolge in den Herzogtümern aussprechen würde. So mußte Karl VI. sich in dieser Frage seufzend unterwerfen.

Aber Spanien ist zu allen Zeiten das Land der unerwarteten Wendungen, der Überraschungen gewesen. Man mußte plötzlich zu allgemeinem Staunen hören, daß König Philipp V. am 10. Januar 1724 seine Krone niedergelegt habe, zu gunsten seines ältesten, noch kaum siebzehnjährigen Sohnes Ludwig I.

Damals und später sind die verschiedensten Ansichten über die Gründe ausgesprochen worden, die Philipp zu diesem auffallenden Schritte veranlaßt haben. Man hat, wie so oft, höchst abenteuerliche Veranlassungen gesucht, ohne die natürlichsten zu beachten. Philipp war immer schwachen Geistes gewesen, zur Melancholie geneigt; das Herannahen des Alters hatte ihm jede Arbeit unerträglich und seinen Körper kränklich gemacht. Schon seit Monaten lebte er zurückgezogen im Schlosse von La Granja, ohne mit seinen Räten zu konferieren. So zog er es endlich vor, in seiner prächtigen Schöpfung, dem Schlosse von St. Ildefons, einer Nachahmung von Versailles, lediglich einer mit allem Glanz umgebenen Bequemlichkeit und seinem Hauptvergnügen, der Jagd, zu leben.

Dieser Entschluß Philipps V. war dem Herzoge von Bourbon höchst unangenehm, da er ihn seines besten Bundesgenossen gegen das verhaßte Haus Orleans zu berauben drohte. Der Herzog aber war ebenso hartnäckig und kleinlich, wie beschränkt und unwissend. Für ihn gab es nur persönliche Fragen, die allgemeinen Interessen verstand er nicht einmal. Er hatte mit dem Regenten in Feindschaft gelebt, und deshalb kannte er nur einen Gedanken: zu verhindern, daß nach dem Tode des kränklichen Königs die Nachkommen Orleans' zur Herrschaft kämen. Aus Abneigung gegen das Andenken des letzteren verfolgte er

inzwischen die Protestanten, denen der Regent eine wenigstens verhältnismäßige Duldung hatte zu teil werden lassen. Die Bestimmungen der unter Ludwig XIV. gegen die unglücklichen Reformierten erlassenen Dekrete wurden noch verschärft: freilich wurden sie bei weitem nicht von allen Beamten ausgeführt, da der Geist des Jahrhunderts sich zur Milde und religiösen Duldung neigte. Es versteht sich von selbst, daß die Regierung auch gegen die Jansenisten neue Verfolgungen anordnete, die freilich ebenso wirkungslos blieben, wie alle früheren. Zugleich sandte man den Marschall von Tessé nach Spanien, mit einem doppelten Auftrage: er sollte Philipp V. zur Wiederergreifung der Regierung bestimmen und dabei das spanische Königshaus bewegen, seine Ansprüche auf die Erbfolge in Frankreich von neuem zu erheben. Tessé scheiterte mit beiden Absichten.

Der junge Ludwig I.[1]) fuhr fort, dem Namen nach zu herrschen, aber thatsächlich kümmerte er sich herzlich wenig um die öffentlichen Angelegenheiten. Er genoß vielmehr seine absolute Macht, indem er sich in allerhand Knabenstreichen gefiel: wie nächtlicherweile durch die Straßen Madrids zu laufen, in seinen eigenen Gärten Obst zu stehlen, und was dergleichen Kindereien mehr waren. Inzwischen gab seine Gemahlin Elisabeth von Orleans zu noch üblerer Nachrede Anlaß. Diese fünfzehnjährige Frau litt zweifellos, wie alle Töchter des Regenten, an einer Art geschlechtlichen Wahnsinns. Sie benahm sich mit einer Leichtfertigkeit, die mit der strengen Etikette und der höfischen Überlieferung Spaniens in schreiendstem Gegensatze stand. Eines ihrer Hauptvergnügen war, sich nackend auszuziehen inmitten ihrer Damen, die sich in denselben Zustand versetzen mußten. Neid und nationale Abneigung zogen aus solchen Vorgängen die schlimmsten Verleumdungen. Plötzlich ließ der König seine Gemahlin verhaften; freilich gab er ihr schon nach wenigen Tagen die Freiheit wieder: allein da er jenes Ereignis allen Höfen offiziell hatte anzeigen lassen, so war damit die Stellung Elisabeths ganz unmöglich geworden.

Die Thorheiten des jungen Herrscherpaares benutzte die Stiefmutter Elisabeth Farnese, um die Regierung in Wahrheit an sich zu reißen. Die Minister handelten nach wie vor auf die Befehle hin, die ihnen von der Königin-Mutter zukamen. „Der König Philipp V. ist noch nicht tot,“ sagte einer von ihnen zum Marschall von Tessé, „und ich auch nicht.“ Bisweilen lehnte sich Ludwig I. gegen diese Beeinflussung auf, und dann gab es ärgerliche Streitigkeiten zwischen dem jungen und dem alten Hofe.

Dieser Tragikomödie wurde indes ein Ende gemacht, als Ludwig plötzlich an den Blattern schwer erkrankte. Da die Ärzte ihn in damals beliebter Weise mit steten Aderlässen behandelten, starb der junge Monarch schon nach zwölftägigem Leiden, am 31. August 1724; seine Herrschaft hatte kaum acht Monate gedauert. In seinem Testamente hatte er die Krone dem Vater wieder

1) Lafuente, Bd. XIX.

zugesprochen. Philipp weigerte sich lange, dieselbe noch einmal zu übernehmen; erst den angestrengten Bemühungen Elisabeth Farneses und Tessés gelang es, seine Trägheit und seine religiösen Bedenken zu überwinden. Philipp opferte sich also schließlich, wie er sagte, dem Wohle seines Volkes und ergriff dem Namen nach die Regierung wieder.[1])

Sofort legte ihm Tessé seinen zweiten Auftrag vor: er möge seine Rechte auf die französische Krone wieder geltend machen. Philipp, der zunächst keine neuen kriegerischen Abenteuer wünschte, wies das Anerbieten durchaus zurück. Darauf drohte Tessé, unter solchen Umständen würde die Vermählung Ludwigs XV. mit der jungen Infantin unterbleiben, weil man, zur Verhütung einer Erbfolge der Orleans, baldigst Nachkommen des Königs haben wolle, was bei dem kindlichen Alter Maria Annas unmöglich sei. Philipp gab auf so brutale Eröffnungen nur eine trockene Erwiderung, indem er die Verantwortlichkeit für alle Verwickelungen der französischen Regierung überließ.

Der verneinende Bescheid des spanischen Monarchen versetzte Bourbon in helle Wut.[2]) Als im Februar 1725 Ludwig XV. abermals erkrankte, hörte man den Herzog murmeln: „Wenn er stürbe, was sollte aus mir werden? Ich setze mich dem nicht mehr aus; wir müssen ihn verheiraten.“ Seine Geliebte, die Marquise von Prie, deren Gemahle der spanische Hof nicht die Grandenwürde hatte verleihen wollen, bestärkte ihn in diesem Entschlusse. Im März 1725 wurde die Infantin kurzer Hand, ohne irgend welche vorhergehende Anzeige, nach Spanien zurückgesandt.

Eine so rücksichtslose Beleidigung, eine so schnöde Mißhandlung erregte den ohnehin empfindlichen Nationalstolz der Spanier auf das heftigste; kaum konnte der Madrider Pöbel an Niedermetzelung aller in der Hauptstadt weilenden Franzosen verhindert werden. Elisabeth Farnese, so ehrgeizig für ihre Kinder, konnte ihren Zorn nicht bemeistern. „Dieser einäugige Schurke,“ rief sie mit Anspielung auf ein Gebrechen Bourbons aus, „schickt mir meine Tochter zurück, weil der König den Mann seiner Dirne nicht zum Granden von Spanien hat ernennen wollen;“ und Philipp fügte hinzu: „Alles Blut Spaniens reicht nicht hin, um eine solche Schmach auszuwaschen.“ Es war das mindeste, daß man sofort die Witwe des Königs Ludwig I. und die Braut des Infanten Karl nach Frankreich zurücksandte; daß man die französischen Diplomaten und Konsuln aus dem Lande vertrieb; daß man die spanischen Gesandten aus Cambrai abberief. Elisabeth wollte eine gründlichere Rache nehmen an Frankreich, Rache auch an England, das ihre Anerbietungen zu einem Bündnis gegen das Kabinett von Versailles kühl zurückgewiesen hatte. Sie hatte die Mittel zu einer solchen Revanchepolitik wirklich in der Hand.

---

1) Elisabeth von Orleans hatte ihren Gatten während dessen tödtlicher Krankheit mit der größten Hingebung gepflegt. Nach seinem Hinscheiden erhielt sie die Erlaubnis der Rückkehr nach Paris. Dort führte sie ein skandalöses Leben, bis sie sich zur Buße in ein Karmeliterinnenkloster zurückzog, wo sie schon 1742 starb.

2) Jobez, II, 388 ff. — Coxe, II, 326 ff.

Das spanische Volkstum war derartig erschöpft, seine intellektuelle Begabung so tief gesunken, daß es die Leitung der nationalen Angelegenheiten nun schon seit einem Vierteljahrhundert Ausländern überlassen mußte. Nach der Fürstin Orsini, nach Orry, Alberoni, hatte der Marchese Grimaldi, in Biscaya geboren, aber von neapolitanischer Abstammung, die Stellung als führender Staatsmann eingenommen. Bald aber wurde er wieder durch einen anderen Fremden, einen Abenteurer gleich Alberoni ersetzt. Das war Johann Wilhelm Baron Ripperda, ein Holländer aus Groningen, der anfänglich den Generalstaaten im Felde und in der Diplomatie gedient hatte. Sie schickten den gewandten und ökonomisch gründlich unterrichteten Mann als Gesandten nach Madrid, wo er sich freilich auch fremden Mächten für gute Bezahlung nützlich zu machen wußte und sich ganz besonders an Alberoni anschloß. Als dieser erster Minister wurde, beschloß sein Freund Ripperda ihn nachzuahmen, legte sein Amt als holländischer Gesandter nieder, trat unbedenklich zum Katholizismus über und ließ sich zum Oberintendanten des Fabrikwesens ernennen. Ohne daß er amtlichen Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten geübt hätte, trat er doch in enge Verbindung mit der Königin, die in dem kühnen, skrupellosen, von ehrgeizig hochfliegenden Plänen erfüllten Holländer einen dem ihrigen verwandten Geist fand. Er rühmte ihr, im Gegensatz zu der gesamten bisherigen Politik Spaniens, ein Bündnis mit dem Kaiser an, den er selber sich früher durch wesentliche Dienste verpflichtet hatte, und der allerdings den Söhnen Elisabeth Farneses eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen konnte.

Kaiser Karl VI. hatte von seiner Gemahlin, der schönen Elisabeth von Braunschweig, keine Söhne, sondern nur drei Töchter: Maria Theresia (geboren 1717), Maria Anna und Maria Amalie. Unter diesen Umständen wäre nach dem Familientraktat von 1703 zunächst die weibliche Nachkommenschaft Kaiser Josephs I. erbfolgeberechtigt gewesen. Allein Karl wünschte die österreichisch-ungarischen Länder auf alle Fälle seinen eigenen Kindern zu sichern und erließ schon im Jahre 1713 die sogenannte pragmatische Sanktion, welche denselben das Vorrecht vor den Töchtern Josephs zuerkannte. Dieser pragmatischen Sanktion und damit der Erbfolge seiner Töchter die allgemeine Anerkennung zu verschaffen, ward seit der Geburt derselben das hauptsächliche Streben Karls VI., ein Ziel, dem er jede andere Rücksicht unterordnete. Die Zustimmung der erbländischen Landtage und des ungarischen Reichstages erlangte er ohne Schwierigkeit in den Jahren 1720—1724. Allein Karl VI. schien die Garantie der großen Körperschaften des eigenen Reiches für den Bestand der pragmatischen Sanktion noch nicht genügend, und er faßte den verhängnisvollen Beschluß, derselben auch die völkerrechtliche Garantie in der ausdrücklichen Zustimmung aller fremden Mächte zu erwerben. Vergebens suchte Prinz Eugen ihn davon zu überzeugen, daß solche papierne Sicherheiten nicht den mindesten Wert hätten, und daß die beste Gewähr für die unbestrittene Nachfolge Maria Theresias in der Schaffung eines gefüllten Schatzes und eines

zahlreichen und gutgeübten Heeres bestände. Karl opferte in thörichter Beschränktheit den Anerkennungsverträgen, die doch das Pergament nicht wert waren, auf denen sie standen, die wesentlichsten Interessen der österreichischen Politik.

Der Umstand nun, daß Maria Theresia und, nach ihr, ihre Schwestern die Anwartschaft auf die weiten österreichisch-ungarischen Länder besaßen, eröffnete Elisabeth Farnese die Perspektive, durch Verheiratung derselben mit ihren Söhnen den letzteren Reiche zu verschaffen, die doch eine ganz andere Bedeutung besaßen, als Toskana und Parma oder selbst Neapel und Sizilien. Kaum war sie durch den Tod ihres Stiefsohnes Ludwig wieder zur Regierung gelangt, als sie mit Eifer auf die Vorschläge Ripperdas einging, zumal schon damals Tessés Eröffnungen einen Bruch mit Frankreich in Aussicht stellten. Der Baron verband übrigens mit diesem Plan, der im Grunde nur dem Herrscherhause Vorteil bot, noch einen anderen, der für Spaniens Wohl bestimmt war. Mit Hilfe Österreichs sollte man nicht allein Frankreich, sondern auch England bekämpfen, demselben Gibraltar und Minorca entreißen, vorzüglich aber seinem Handel mit den spanischen Kolonien ein Ende machen, um ihn den Spaniern selbst vorzubehalten und so letzteren wieder einen kommerziellen und industriellen Aufschwung zu ermöglichen.

Großer Entwürfe voll begab Ripperda sich sofort nach Wien, wo er im November 1724 anlangte. Allein hier fand er zunächst unerwartete Schwierigkeiten. Der Kaiser freilich, der den Seemächten wegen ihrer Feindschaft gegen die Ostendische Kompanie zürnte und dabei durch mächtige Bündnisse am ehesten die allgemeine Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion zu ertrotzen hoffte, war zu allem bereit; aber seine einsichtigen Räte, und vornehmlich Eugen von Savoyen, warnten ihn vor der Allianz mit dem fernen und unzuverlässigen Spanien. So war noch nichts geregelt, als die schmähliche Rücksendung der Infantin aus Frankreich das spanische Königspaar mit heller Wut erfüllte. Ripperda erhielt die Weisung, auf jede Bedingung hin mit Österreich abzuschließen. Der Baron ließ also zunächst die Heiratspläne, die letzteres für immer an Spanien gekettet hätten, fallen, und nun war auch der Kaiser, trotz Eugens und anderer Minister Warnungen, zum Unterzeichnen bereit (30. April, 1. Mai 1725). Ein ostensibler Vertrag bestätigte alle Festsetzungen des Utrechter Friedens und der Quadrupelallianz, vorzüglich auch die spanische Erbfolge in den italienischen Herzogtümern, und sprach die Bürgschaft Spaniens für die pragmatische Sanktion aus. Ein nicht minder öffentlicher Handelsvertrag erkannte die Ostendische Kompanie an und räumte derselben sowie den Unterthanen des Kaisers überhaupt beträchtliche Vorteile in Spanien und dessen Kolonien ein. Daneben wurde aber noch ein geheimer Vertrag vereinbart, der ein Verteidigungsbündnis enthielt; der Kaiser sollte im Falle eines feindlichen Angriffes Spanien mit 20 000 Mann zu Fuß und 10 000 Pferden unterstützen, der katholische König Österreich mit gleichfalls 20 000 Infanteristen und fünfzehn Linienschiffen.

Dies war der Wiener Vertrag, dessen öffentliche Bestimmungen bereits das größte Aufsehen erregten. Die beiden Mächte, die sich seit einem Vierteljahrhundert auf das erbittertste bekämpften, hatten sich nicht allein gütlich vertragen, sondern auch klärlich zu gemeinsamer politischer Aktion zusammen geschlossen. Ripperda, dieser phantasiereiche und unzuverlässige Projektenmacher, versprach überdies mündlich dem Kaiser und dessen Ministern reichliche Subsidien aus dem angeblich unerschöpflichen spanischen Schatze. Seine grenzenlosen Prahlereien brachten es dahin, daß der Kaiser im Sommer 1725 einen neuen, vierten, Vertrag unterzeichnete, in welchem er wirklich zwei seiner Töchter den beiden Infanten zweiter Ehe sowie seine bewaffnete Unterstützung zur Eroberung Gibraltars versprach, Spanien ihm dagegen jährliche Subsidien im Betrage von drei Millionen Gulden zusagte.[1]) Beide Mächte verständigten sich über gegenseitige Unterstützung in allen Fällen und eventuell umfassende Eroberungen auf Kosten Frankreichs. Dieses Übereinkommen schien in der That die Wünsche Elisabeths der Verwirklichung um vieles näher zu bringen — aber es schien auch nur so. Die Königin begehrte die Vermählung ihrer Söhne mit den beiden ältesten Töchtern Karls VI., die ihnen die Anwartschaft auf die gesamten österreichischen Lande als Mitgift bringen sollten. Der Kaiser aber war im Grunde des Herzens entschlossen, seine Erbstaaten dem gehaßten Hause Bourbon nicht zu überliefern; er hoffte immer noch auf einen Sohn und war jedenfalls gewillt, nur die beiden jüngeren Erzherzoginnen nach Spanien zu verheiraten, nicht jedoch Maria Theresia, welche, in Ermangelung eines Bruders, die alleinige und ausschließliche Erbin zu werden bestimmt war. So herrschte in dem gegenseitigen Verhältnisse Österreichs und Spaniens eine Zweideutigkeit, die einst die bittersten Früchte bringen sollte. Einstweilen freilich waren beide Staaten der größten Entwürfe voll und suchten nur, einen weiteren mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen, der ihnen einen starken Rückhalt zu gewähren schien, nämlich Rußland — dieses Rußland, das aus der Regierung Peters I. als europäische Großmacht hervorgegangen war.

1) Die Existenz dieses Vertrages, dessen Wortlaut übrigens unbekannt geblieben, der aber Aug. 1725 ratifiziert worden ist, hat Arneth entdeckt; Prinz Eugen von Savoyen, III, 181 ff. — Vgl. Ad. Beer, Zur Gesch. der Pol. Karls VI.; a. a. O. 26 ff.

Drittes Kapitel.

Der Norden Europas um das Jahr 1725.

Nicht leicht war es Peter dem Großen geworden, sein Reich mit den Anfängen europäischer Zivilisation und mit den Elementen europäischer Macht auszurüsten.[1]) Während er mit den Schweden um den Besitz der baltischen Küsten rang, die ihm den Zugang zum Abendlande eröffnen und erhalten sollten, hatte er im Inneren seines Staates zugleich mit der heftigen und beharrlichen Opposition aller Anhänger des Alten und Überlieferten zu kämpfen.

Die grausame Niedermetzelung der Strelitzen hatte das Volk mit Abscheu gegen den gekrönten Henker erfüllt. „Was will man auch," hieß es da wohl, „von einem Unchristen, wie der Zar einer ist, Gutes erwarten; er ist ein Heide oder Türke geworden; er ißt ja des Mittwochs und Freitags Fleisch; er ist ein Jude geworden und kann keinen Tag leben, ohne Blut zu trinken." Zahllose Bestrafungen wegen Lästerung des Zaren sind vorgenommen worden. Besonders erbittert waren Geistlichkeit und Volk über das Gebot, die Vollbärte abzuschneiden; man hielt das geradezu für einen Frevel gegen die Religion. Endlich verbreitete sich unter dem Volke die Mär, der wirkliche Zar sei von Aufrührern in ein Faß gesteckt und ins Meer gerollt worden; der jetzt regiere, sei der Antichrist. Ein Schriftsteller, Grigorij Talizkij, forderte das Volk auf, diesen Antichrist zu ermorden. Manche zogen umher und predigten den Aufstand gegen den gottlosen Herrscher, der mit dem Teufel im Bunde sei. Regierung und Volk bedrohten sich gegenseitig mit Gewaltthätigkeit.

Indes im eigentlichen Rußland fehlte es zu sehr an sozialer und politischer Gruppierung, als daß hier ein größerer Aufstand möglich gewesen wäre. Anders war es unter den wilden, noch halb unabhängigen, mit Tatarenblut gemischten Völkern des Südostens. Im Jahre 1705 erhoben sich die Männer von Astrachan gegen die neuen Steuern, den Götzendienst, die „Deutschen;" man ermordete die Beamten. Peter wollte diesmal gegen die Irregeleiteten wirklich Milde walten lassen, aber sie wiesen jede Aussöhnung zurück und ließen es auf eine Schlacht ankommen, die gegen sie entschied. Astrachan

1) Al. Brückner, Peter der Große (Berlin 1880). — E. Herrmann, Rußland unter Peter d. Gr. (Leipzig 1872). — Derselbe, Gesch. Rußlands, Bd. IV. — Th. v. Bernhardi, Gesch. Rußlands, II, II (Leipzig 1875).

mußte erstürmt werden. Nun wurden an vierhundert Menschen, zum Teil unter furchtbaren Foltern, hingerichtet. Zwei Jahre später empörten sich die Baschkiren, die man von den mit ihnen verfeindeten Kalmücken unterwerfen ließ. Um dieselbe Zeit brachen die donischen Kosaken los. Sie waren längst ergrimmt über die zentralisierenden Eingriffe der zarischen Regierung in ihre Freiheiten, zahllose Flüchtlinge, Unzufriedene und Geknechtete aus allen Teilen Rußlands erhöhten ihren Grimm. Als Peter den Fürsten Dolgoruki mit Soldaten sandte, um die Auslieferung jener Flüchtlinge zu erzwingen, fielen die Kosaken unter dem Hetman Kondrati Bulawin über die Truppen Dolgorukis her und machten sie samt dem Fürsten nieder. Andere Scharen, welche die Behörden gegen die Aufständischen schickten, gingen zu denselben über. Bulawin sandte an den Sultan eine Bitte um Unterstützung — es war die Zeit, wo Karl XII. von Westen her in das russische Reich eindrang (1708). Allein endlich gewannen doch auch hier die Regierungstruppen die Oberhand, zumal Bulawin sich ebenso unfähig wie habgierig und grausam zeigte und viele seiner Anhänger ihn deshalb verließen. Der Hetman entzog sich durch Selbstmord der Strafe. Um den Preis des Lebens ungezählter Tausende waren Ruhe und Unterordnung in diesen Gegenden wieder hergestellt.

Da mußte Peter erleben, daß ihm aus der Mitte seiner Familie, von dem seinem Throne und seiner Person am nächsten Stehenden eine grundsätzliche Opposition erwuchs.

Der Zarewitsch Alexei stammte aus Peters erster Ehe mit Eudoxia Lapuchin, die, allen Neuerungen abhold, eben deshalb in ein Kloster im entlegenen Susdal verbannt worden war. Auch hier blieb sie der Mittelpunkt der altrussischen Oppositionspartei, die auf sie und ihren Sohn rechnete, welchem die Mutter im Kindes- und ersten Knabenalter ihre eigenen Gesinnungen eingeimpft hatte. Vergebens suchte Peter den Geist des Sohnes durch deutsche Lehrer in andere Bahnen zu lenken; da der Zar durch seine Kriege und sonstigen Arbeiten an der gleichmäßigen und zielbewußten Leitung dieser Erziehung gehindert wurde, vermochten die Geistlichen den Prinzen in ihren Banden zu erhalten und sowohl durch seine Mutter auf ihn zu wirken, als auch durch Peters Schwester Maria Alexejewna, die alles Europäische mit leidenschaftlicher Bitterkeit haßte. Alexei empfand wohl das Bedürfnis nach Bildung, nach Lektüre; aber da warf er sich auf die Theologie und auf scholastische Spitzfindigkeiten, wie das russische Volk sie sehr liebt, die ihn aber nur immer weiter auf den Weg der Mystik, der geistigen und politischen Reaktion führen konnten. Während sein Vater mit übermenschlicher Mühe und unter steten Gefahren Rußland zur leitenden Großmacht des Nordens erhob, dabei unermüdet Naturwissenschaft, Mechanik, Ballistik studierte, vertiefte Alexei sich träumerisch in Heiligenbiographien und Kirchenhistorie. Anstatt mit dem Zaren zu arbeiten und zu schaffen, verbrachte er seine schönsten Jünglingsjahre unter beschränkten Mönchen, die seinen Vater für den Antichrist hielten, es aber für keine Sünde erachteten, sich samt dem Zarewitsch sinnlos zu

betrinken. Der Unglückliche gestand seinem Beichtiger, er wünsche dem Vater den Tod, und jener bestärkte ihn nur in solchen Gedanken: „wir alle wünschen ihm den Tod, weil das Volk so schwere Lasten trägt;“ aber auf ihn, den Zarewitsch, hoffe jeder Gutgesinnte. Aus Zaubersprüchen berechnete man, daß der glückliche Augenblick des Thronwechsels bald eintreten müsse. In solchen



Zarewitsch Alexei Petrowitsch.
Nach G. F. Dinglingers Originalgemälde auf Emaille im Grünen Gewölbe zu Dresden.

verbrecherischen Thorheiten gefiel sich die Umgebung Alexeis, zu einer thatsächlichen Opposition fehlte ihr der Mut.

Peter suchte den Sohn zu politischen und militärischen Geschäften anzuhalten, mußte aber zu seinem Verdrusse bemerken, daß derselbe immer bald in träumerische Unthätigkeit zurückfiel. Alles, was der Vater unternahm, war dem Sohne ein Ekel; ja er verwundete sich lieber die Hand, als mit dem Zaren

zusammen zu arbeiten. Endlich beschloß der letztere, in Alexeis Lebensweise eine völlige Änderung eintreten zu lassen. Er sandte ihn nach Deutschland und vermählte ihn dort selber mit der Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel, einer Schwester der Kaiserin (1712). Einige Monate lang herrschte zwischen den jungen Gatten ein freundliches Verhältnis; aber bald begann der Großfürst die „Deutsche“ zu hassen, sich immer wüsteren Trinkgelagen und unwürdigeren Liebschaften zu überlassen. Unter solchen Umständen war es ein Glück für die junge Prinzessin, daß sie schon 1715, unmittelbar nach der Geburt eines Knaben, des nachmaligen Kaisers Peter II., starb.

Einen Tag nach ihrer Bestattung schenkte die zweite Gemahlin des Zaren, Katharina, demselben gleichfalls einen Sohn. Peter stand nun Alexei freier gegenüber, da er einen zweiten Erben hatte. Er forderte seinen Erstgeborenen in einem Schreiben auf, sich zu bessern oder sein Thronfolgerecht aufzugeben, weil er böse, träge, eigensinnig und unfolgsam sei. Alexei antwortete mit der Bitte, auf seine Rechte verzichten zu dürfen, denn zum Regieren sei ein anderer erforderlich, als ein so „verfaulter“ Mensch, wie er selber. Wie tief schon das Mißtrauen gegen den Sohn im Geiste des Zaren Wurzel gefaßt hatte, beweist ein zweites Schreiben desselben, wo er seinen Unglauben an die Aufrichtigkeit der Verzichtleistung ausspricht; jedenfalls würden die „Bartmänner“ d. h. die Geistlichen ihn hinterdrein umstimmen; er müsse sich wirklich ändern oder sich zum Mönche scheren lassen. Auch zu letzterem erklärte Alexei sich bereit, weil seine Freunde ihm sagten, „die Kutte sei ja nicht an den Menschen angenagelt.“ Dann aber benutzte er eine Reise des Vaters ins Ausland, um nach Wien zu entfliehen (Sept. 1716). So hoffte er sich und seine Rechte bis zu dem baldigen Tode des häufig kränkelnden Vaters in Sicherheit zu bringen.

Kaiser Karl VI. geriet in äußerste Verlegenheit. Weder wollte er den Flüchtling dem erzürnten Zaren ausliefern, noch den letzteren gegen sich aufbringen. Er ließ also Alexei in das Fort St. Elmo bei Neapel verschwinden. Allein die russischen Emissare kundschafteten endlich das Geheimnis aus. In Peters Auftrag begab sich Peter Tolstoi nach St. Elmo und wußte den Unglücklichen durch Drohungen und Versprechungen zur Rückreise nach Rußland zu bewegen. Alexei wollte fernerhin mit seiner Geliebten, der Finnin Affrosinja, nur als Privatmann leben. Am 3. Februar 1718 verzichtete er auf seine Thronrechte, wurde sein kleiner Stiefbruder Peter Petrowitsch als Kronerbe proklamiert.

Dem Zaren, der soeben von einer zweiten großen europäischen Rundreise zurückgekehrt war, genügte dieser Rücktritt Alexeis nicht. Er fürchtete, daß die altrussische Partei bei passender Gelegenheit denselben für ungültig erklären, seinen Sohn als Gegenzar wider ihn aufstellen würde. Deshalb faßte er den Entschluß, diese drohende Opposition im Blute von Alexeis Freunden zu ersticken. Dem schwachen Zarewitsch ward alles, was er wußte, entlockt; die Folter that bei den von ihm Angegebenen das Übrige; dann wurde gerädert, gespießt, geknutet, verstümmelt. Das erstere Schicksal traf u. a. den Erzbischof Dosifei von Rostow. Die ehemalige Zarin Eudoxia, die Zarewna Maria

Alexejewna erhielten engen Gewahrsam. Es hatte sich bei den Verhören die ganze Größe der Abneigung Alexeis gegen seinen Vater und die Bestimmtheit seiner Absicht herausgestellt, alle dessen Schöpfungen umzustoßen, sobald er selber zur Herrschaft gelangt sein würde. Peter meinte nicht nur sich, sein Weib und sein Kind, sondern auch seinen Staat vor der Gegnerschaft Alexeis schützen zu müssen. Derselbe wurde nun auch gefoltert, durch ein Gericht von 127 Personen als Aufrührer zum Tode verurteilt. Wahrscheinlich an den Folgen der Folterung ist der Unselige am 26. Juni 1718 gestorben. Offiziell schrieb man seinen Tod einem Schlagflusse zu. Das Volk glaubte, der Zar habe ihn mit eigener Hand getötet. Sicheres hat man trotz aller Mühewaltung darüber nicht in Erfahrung bringen können.

Wer gedächte bei dem traurigen Schicksale dieses Kaisersohnes nicht des ähnlichen Verhängnisses, das Don Carlos betroffen? Beide fielen als Opfer der politischen Überzeugungen ihrer Väter, die fürchteten, daß das Werk ihres Lebens, daß die Ziele, die sie für ihrem Staate allein ersprießlich hielten, durch den Sohn vernichtet würden. Beide hatten sich selber lieb- und ehrfurchtslos in bewußten Gegensatz zu dem Vater gestellt und dadurch ihr furchtbares Ende zum großen Teile verdient. Doch war Alexei Petrowitsch nie so weit in der Verschuldung gegangen, wie Karl, der Sohn Philipps II.

Man darf anderseits bei der allgemeinen Beurteilung von Peters Handlungsweise nicht vergessen, daß er es mit einem durchaus rohen, nur von den Trieben der Sinnlichkeit und höchstens noch eines fanatischen Aberglaubens bewegten, sklavisch gesinnten, wenn auch kräftigen und schlauen Volke zu thun hatte. Auf eine solche Nation konnte nur durch drastische, gewaltsame Mittel, nur durch Strenge und Härte eingewirkt werden. Bei dem Widerstande, den er überall und selbst bei seinen Nächsten fand, ist es natürlich, daß sein ganzes Staatsgebäude auf dem Grunde straffster Zentralisation beruhte, daß er sich bemühte, jede Gewalt neben derjenigen der Staatsregierung aufzuheben und zu zerstören. Übrigens hat auf seine Ideen und Einrichtungen nicht geringen Einfluß der große Leibniz geübt, mit dem er in bleibendem Verkehre stand. Verkannt darf freilich nicht werden, daß bei Peters Feuereifer manches Übereilte, bei seiner Verachtung der geschichtlichen Tradition viel Gewaltsames und Unnatürliches in seine Schöpfung aufgenommen wurde.

Den stärksten Widerstand gegen seine Neuerungen hatte er stets bei der Geistlichkeit gefunden. Er suchte also dieselbe unschädlich zu machen, indem er sie durchaus der Staatsgewalt unterordnete. Zu diesem Behufe schaffte er schon im Jahre 1700 die Patriarchenwürde völlig ab und beraubte dadurch die russische Kirche ihres geistlichen Hauptes; wahre Hinneigung zu der nationalen Religion hegte der aufgeklärte, naturwissenschaftlich gebildete Mann überhaupt nicht. Den Patriarchat ersetzte er durch eine Behörde, die nur von dem Zaren abhängig und mit weltlichem Geiste durchtränkt war: den „hochheiligen dirigierenden Synod,“ zu dem nicht nur Geistliche, sondern auch Staatsbeamte, und zwar alle durch kaiserliche Ernennung, berufen wurden.

Dann sollte die ganze Kirche einer durchgreifenden Reform unterworfen werden. Unter seiner eigenen Inspiration arbeitete sein Vertrauter, der freisinnige Metropolit von Pskow, Feofan Prokopowitsch, der sich im Abendlande seine Bildung geholt und sich auch als Dichter bewährt hatte, das sogenannte „geistliche Reglement“ aus. Dasselbe verurteilte alle weltliche Macht des Klerus und schrieb die Einrichtung von Seminarien vor, in denen ein jeder junge Geistliche wenigstens mit den Elementen des Wissens bekannt gemacht und zu sittlichem Leben und treuer Erfüllung seiner seelsorgerischen Pflichten erzogen werden sollte. Die Klöster, bisher Sitze der Unwissenheit und des mystischen Fanatismus, befahl das „geistliche Reglement“ von Grund aus neu zu ordnen. So entstand, unter Peters Einwirkung, in der russischen Geistlichkeit eine Reformpartei, die in Anschluß an die deutschen Protestanten sich fast zu modern-rationalistischen Anschauungen bekannte. Allen Ausländern ward Freiheit der Religionsübung zugesichert. Aber so aufgeklärt auch Peter persönlich war, so gern er gestand, daß über die Gewissen Christus allein die Herrschaft zustehe — für das Inland trat er doch dem Sektenwesen, dem Raskol, mit Strenge entgegen, schon aus politischen Rücksichten, weil die gesamte Kirche eben als Staatsanstalt betrachtet und behandelt wurde, die Sektierer also als Ungehorsame gegenüber dem Staate erschienen und sich dessen Aufsicht und Leitung in der That entzogen.

Wie die Geistlichkeit, hatte auch der alte Adel sich mit Hartnäckigkeit der Reformarbeit Peters widersetzt. Dieser nahm deshalb den Rangstufen des Geburtsadels jede Geltung für den Staatsdienst, für welchen nur eine nach militärischem Systeme genau geordnete Reihenfolge der Beamtenkategorien bestehen sollte. Die Beamtenwelt ward in vierzehn Klassen — den Tschin — geteilt, von denen die obersten acht, ebenso wie die Militärämter vom Stabsoffizier an, den erblichen Adel verliehen. Als des letzteren Hauptvorrechte blieben die Befugnisse, Majorate zu stiften und Leibeigene zu besitzen und die Freiheit von der Kopfsteuer; dafür mußte aber jeder Edelmann im Heere oder in der Zivilverwaltung dem Staate dienen. Mit dem altüberkommenen Adel hörte auch der Bojarenrat auf zu existieren; seit dem Jahre 1700 finden wir ihn nicht mehr erwähnt. An seiner Stelle schuf Peter im Jahre 1711, nach Leibniz' Vorschlag, eine neue Behörde, welche zu der bedeutendsten und umfassendsten Wirksamkeit berufen war: den Senat. Derselbe war zunächst zur Beaufsichtigung der gesamten Rechtspflege und Verwaltung bestimmt, über deren Thätigkeit er dem Zaren regelmäßig Bericht zu erstatten hatte. Aber er wurde auch mit den Funktionen eines Staatsrates betraut, indem er die vom Kaiser beabsichtigten Gesetze, „Ukase,“ auszuarbeiten und demselben zur letzten Entscheidung vorzulegen beauftragt war. Ferner gingen alle Rangbeförderungen und die höheren Anstellungen im Zivildienste vom Senate aus, der — abgesehen von der Armee — in jeder Beziehung die Person des Herrschers vertrat. Es war eine Einrichtung, die offenbar nicht nur den letzteren entlasten, sondern auch eine gewisse Stetigkeit und grundsätzliche Gleichförmigkeit in der inneren

Administration des Reiches bewirken, die Übel des absoluten, persönlichen Regiments verhüten sollte. Für die einzelnen Zweige der Verwaltung waren dann, immer nach Leibniz' Entwurfe, der die kollegiale Form der Einzelentscheidung vorzog, wiederum Kollegien eingerichtet, die nur dem Kaiser und dem Senate unterstanden, neun an der Zahl; zahlreiche mit technischen Kenntnissen besser als die Russen ausgestattete Ausländer wurden bei ihnen angestellt. Diese Zentralbehörden sollten den Erbfehlern der bisherigen russischen Verwaltung: der persönlichen Willkür, der Bestechlichkeit, dem Vetterntum und Cliquenwesen abhelfen. Das gesamte Reich wurde in zehn Gubernien eingeteilt, die wieder in 43 Provinzen zerfielen; die ersteren leitete je ein Gouverneur, die letzteren je ein Wojwode. Doch wurden des Zaren vortreffliche Absichten nur zum kleinen Teile verwirklicht, da die Unredlichkeit, Trägheit, Unkenntnis und Uneinigkeit der Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, jede ersprießliche Thätigkeit der neuen Behörden lähmte. Die harten Strafen, die Peter von Zeit zu Zeit über hunderte, auch der angesehensten, Staatsdiener verhängte, vermochten einem Übel nicht wirksam zu steuern, welches von der ungeheuren Ausdehnung des Reiches allzu sehr begünstigt wurde. Es zeigte sich wiederum, wie wenig der beste Wille einer einzelnen Persönlichkeit, so mächtig und genial sie auch sein mag, in der Lage ist, altüberkommene Nationalmißstände zu beseitigen.

Die schöpferische Thätigkeit des Zaren erstreckte sich auch auf das Bürgertum, das er wahrscheinlich nach abendländischem Muster zu organisieren und mit einer Art Selbstverwaltung auszustatten suchte. Die Städtebewohner teilte er in drei Klassen: die erste Gilde, zu welcher Großhändler, Ärzte und Künstler, die zweite, zu welcher die Krämer, und die dritte, zu der Tagelöhner und Handarbeiter jeder Art gehörten. Der eigentliche Stadtmagistrat wurde nur von der ersten Gilde gewählt, doch hatte jede Klasse ihre eigenen Ältesten oder Starosten. Auch hier kam überall das kollegiale Prinzip zur Geltung. Die freien Bauern zerfielen gleichfalls in mehrere Klassen; neben ihnen gab es dann die Leibeigenen, von denen am besten die Kronbauern und nächst ihnen die Bauern der Geistlichkeit gestellt waren, während auf den vielen Millionen Adelsbauern nicht nur die Hauptmasse der Staatslasten, sondern auch die drückende Despotie der einzelnen Herren ruhte. Ein Leibeigener, der ein Gewerbe gelernt hatte, konnte sich jedoch für fünfzig Rubel freikaufen. — Die Ausländer, die Peter in großer Zahl herbeizuziehen wünschte, genossen in jeder Beziehung ansehnliche Vorrechte.

Die Kriminalgesetzgebung war, wie sich bei einem solchen Volke und der Gesinnung des Herrschers leicht voraussetzen läßt, drakonisch, zumal wo es sich um politische Vergehungen handelte. Aufwiegler wurden gehenkt, wer die Waffen gegen den Zaren ergriff, gevierteilt; selbst auf schriftliche Beleidigung des Zaren stand der Tod durch das Beil. Wer nur das mindeste gegen die öffentliche Ordnung unternahm, ging des Vermögens und überhaupt aller bürgerlichen Rechte verlustig. Den Geistlichen wurde anbefohlen, alle in der

Beichte ihnen eröffneten Anschläge gegen die Sicherheit der kaiserlichen Familie oder des Reiches sofort zur Anzeige zu bringen.

Das Zivilrecht wurde von dem unermüdlichen Fürsten einer vollkommenen Neuordnung unterzogen, der Instanzenzug auf das beste geregelt. Personen geistlichen, adeligen und bürgerlichen Standes hatten je ihre besondere Gerichtsbarkeit.

Ohne Zweifel ist Peter der Schöpfer des russischen Heeres gewesen, dessen ganze innere Einrichtung ebenso wie die Benennung der Offiziersgrade übrigens den Deutschen entlehnt war. Eine regelmäßige Rekrutierung wurde eingeführt; jeder Soldat konnte durch gutes Benehmen in den Offiziersstand aufsteigen, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen Offizier und Soldaten damals ein viel geringerer war, als jetzt, da man an den ersteren bei weitem weniger Ansprüche stellte. Und nicht minder als das regelmäßige Heer, verdankt die Kriegsflotte Rußlands dem großen Zaren ihre Entstehung. Ihr gewaltiges Anwachsen, bis auf 48 Linienschiffe und gegen 800 kleinere Fahrzeuge mit zusammen 28 000 Mann Besatzung, erregte die Bewunderung Europas. Sie war wirklich die Lieblingsschöpfung Peters, der sie stets begünstigte und ihr zahlreiche Vorzüge vor dem Landheer einräumte. Sie wurde nach dem Muster der Holländer organisiert, die immer noch als die ersten Seeleute der Welt galten.

„Das Geld ist die Arterie des Krieges,“ pflegte auch Peter der Große zu sagen, und er hat seinem Volke schwere Steuern auferlegt. Freilich blieb deren Nominalbetrag gering, doch muß man bedenken, daß in den verkehrsarmen, von dem westlichen Europa fast ganz abgeschlossenen Rußland das Geld damals einen weit höheren Wert besaß, als im Abendlande. Der Betrag der Gesamteinnahmen der Krone stieg nie über zehn Millionen Rubel, von denen mindestens zwei Drittel auf Heer und Flotte, der Rest auf Beamtengehälter verwendet wurden. Allerdings bezogen die Angestellten außerdem meist beträchtliche Naturaleinkünfte von den Unterthanen. Der Zar selber begnügte sich mit einer sehr bescheidenen Zivilliste von 50 000 Rubel jährlich. Er sah eben in der Herrscherwürde nicht ein nutzbares Recht, sondern eine mit schwerer Verantwortlichkeit belastete Pflicht.

Auf wirtschaftlichem Gebiete war Peter ein unbedingter Anhänger des Merkantilsystems und der mit diesem auf das engste zusammenhängenden eingehenden Überwachung und Leitung der Gewerbe durch den Staat. Dem damaligen russischen Volke gegenüber war eine solche auch sicher bei weitem besser angebracht, als bei den Franzosen oder den Deutschen. Er schrieb vor, wie man die Dächer zu konstruieren und die Öfen anzulegen, wie man Wege zu bauen und Korn zu schneiden habe; welche Art von Nachen zu gebrauchen und wie breit die Leinwand zu weben sei. In alles mischte er sich, eine wahre irdische Vorsehung. Er war „der erste Forstwirt Rußlands,“ und er machte durch strenge Gesetze der barbarischen Holzvergeudung und Waldverwüstung ebenso ein Ende, wie er zur Anlegung neuer Forsten schritt. Mit großen Kosten wurden, „um nicht so viel Geld an das Ausland zu zahlen,“ fremde Manufakturen nach Rußland verpflanzt, der Versuch unternommen, den uner-

schöpflichen Reichtum des Landes an Metallen, Mineralien, Farbstoffen zu verwerten. Indes nur wenige dieser Industrien, wie z. B. die Leinenmanufaktur, nahmen befriedigenden Aufschwung. Im ganzen waren die Intelligenz und die Geschicklichkeit sowie der Kapitalbesitz des Volkes nicht genügend entwickelt, auch die Straßenverbindung in allzu üblem Zustande, als daß die Großindustrie Rußlands die erwünschten Fortschritte gemacht hätte. Peter legte wohl mit dem ihm eigenen Feuereifer und mit seiner hohen praktischen Einsicht den Grund zu einem großartigen Kanalsystem, allein es fehlte ihm die Zeit, solches in umfassender Weise schon selber durchzuführen. Ebenso wenig gelang es ihm, trotz zahlloser Maßregeln und Gesetze, den russischen Handel auf die Höhe zu bringen, auf der sich derselbe bei den westlichen Völkern befand. Er selber ging mit gutem Beispiele voran, indem er Spekulationen und weit ausschauende kommerzielle Unternehmungen betrieb; er errichtete Konsulate in auswärtigen Häfen und Handelskammern im Inlande, ließ Preisverzeichnisse der besonderen Waren der wichtigsten europäischen Märkte veröffentlichen. Aber das Ziel blieb unerreicht. Die russischen Kaufleute riefen nach wie vor durch rohe Trunksucht und grenzenlose Übervorteilung den Spott und die Abneigung der fremden Völker hervor. Mit derartig sprödem Material war wenig anzufangen, und solches Mißlingen erklärt zum guten Teile die Gereiztheit, mit der Peter sein eigenes Volk zu behandeln pflegte.

Besondere Gunst ließ er dem Seehandel widerfahren, und um diesen hat er sich allerdings das größte Verdienst erworben, indem er die Ostsee für Rußland erschloß. Ganz vorzüglich wurde des Zaren Lieblingsschöpfung, St. Petersburg, gefördert, zu dessen Schutz er schon 1703 auf den Inseln vor der Newamündung die starke Festung Kronstadt angelegt hatte. Zuerst mußten Hunderttausende von Arbeitern, aus allen Teilen des Reiches mit Gewalt herbeigetrieben, an der Entsumpfung der Newaufer schaffen, auf denen sich die neue Hauptstadt erheben sollte; Zahllose gingen dabei am Sumpffieber zu Grunde. Dann wurde den hohen Adeligen, Beamten und Geistlichen bei Strafe der Gütereinziehung befohlen, sich dort steinerne Häuser zu bauen; damit die letzteren schneller vollendet würden, ward eine Zeitlang für das ganze übrige Rußland der Bau gemauerter Häuser untersagt. Der Sitz der höchsten Reichsbehörden wurde nach Petersburg verlegt. Die angesehensten Kaufleute von Archangel mußten nach der Hauptstadt übersiedeln, welcher das ausschließliche Stapelrecht der wichtigsten russischen Exportartikel erteilt wurde. Wirklich betrug im Jahre 1724 die Zahl der in Petersburg angekommenen Schiffe bereits mehr als siebzehnhundert. „Sein Paradies“ nannte der Zar seine Gründung.

Wenn die Kulturbestrebungen Peters im russischen Reiche Bestand und weiteren Fortgang haben und wenn eine wahrhaft tüchtige und vertrauenswerte Verwaltung begründet werden sollte, mußte vornehmlich auf Herstellung eines allgemeinen und umfassenden Unterrichtes aller Grade Bedacht genommen werden. „Aus Griechenland und Italien,“ sagte Peter im Jahre 1714 in öffentlicher Rede, „haben Wissenschaften und Künste sich über Deutschland nach Polen

verbreitet. Auch an uns wird nun die Reihe kommen, wenn ihr mich in meinem ernstlichen Vorhaben unterstützen und nicht nur mit blindem Gehorsam, sondern aus freiem Entschluß das Gute annehmen und das Böse ablegen wollt. Dann könnt ihr versichert sein, daß ihr vielleicht noch bei unseren Lebzeiten andere gesittete Länder beschämen und den Ruhm Rußlands zu höchster Erhebung bringen werdet." Freilich faßte Peter, dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend, die Bildung in durchaus utilitaristischer Weise auf: besonders auf Entwickelung der technischen Fertigkeiten, nicht auf die Veredelung des Geistes und die Erweiterung der Anschauung war es abgesehen; brauchbare Offiziere und Ingenieure wollte er sich schaffen. In diesem Sinne wurden die Unterrichtskurse eingerichtet, die er in sämtlichen Provinzen anordnete, und zu deren Besuch einstweilen die Söhne aller Beamten und Adeligen genötigt wurden. Die letzteren sollten in Zukunft, wenn sie weder lesen und schreiben, noch in einer fremden Sprache mit Leichtigkeit sich ausdrücken könnten, des Erbrechtes verlustig gehen. Fremde Gelehrte wurden herbeigezogen, Bibliotheken gegründet. Wie die Verwaltung im Senate, die Kirche im Synod, so erhielt der Unterricht seine leitende Behörde in der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Sie sollte zugleich als höchste Schule des Reiches fungieren. Allein welcher Zusammenhang konnte zwischen den dürftigen Realschulen, die im Grunde die ganze Volksbildung Rußlands vorstellten, und einer solchen hochwissenschaftlichen Anstalt existieren? Diese Schöpfung war voreilig, künstlich, mehr des äußeren Glanzes, als des inneren Bedürfnisses wegen ins Leben gerufen. Am meisten Nutzen zog Rußland in geistiger Beziehung doch von den vielen Hunderten von Jünglingen, die Peter zu ihrer Ausbildung in die westlichen Staaten entsandte.

Aber nicht bloß auf die Jugend, sondern auch auf die Erwachsenen erstreckte der Zar seine erziehliche Thätigkeit. Er wollte seinem Volke, und zumal den höheren Ständen, die abendländische feinere Sitte und elegante Geselligkeit beibringen. Man stellte Reglements der Wohlanständigkeit zusammen, gleichsam eine Theorie der gesellschaftlichen Verpflichtungen. Vor allem suchte der Herrscher die Frauen, die bisher nach orientalischer Sitte abgeschieden und eingeschlossen gelebt hatten, in den Verkehr der Männer zu ziehen, dadurch zu gleicher Zeit den letzteren zu veredeln und die Stellung des Weibes zu heben. Seine Großwürdenträger und Günstlinge mußten mit dem Beispiele gemischter „Assembleen" vorangehen, abendländische Tänze wurden in denselben geübt, Peter, seine Frau, seine Töchter beteiligten sich lebhaft an allem dem. Noch ging es unter den feingekleideten Herren und Damen dieser Feste roh genug zu, allein sie legten doch den Grund zu der feinen und geistvollen Geselligkeit, wie sie sich ein halbes Jahrhundert später in St. Petersburg entwickelt hat; und, was wichtiger war, auf diese Weise wurde die Frau aus Knechtschaft und Verkommenheit zu einem dem Manne gleichberechtigten Wesen erhoben. Diese einzige Thatsache würde genügen, um dem Andenken Peters die größte Dankbarkeit bei seinem Volke zu sichern.

Während aller dieser Sorgen um die Hebung der inneren Zustände Rußlands war der Zar auch auf Ausdehnung der Grenzen und des Einflusses seines Staates unabläßig bedacht. Zumal weihte er die Richtung der russischen Politik auf Vergrößerung in Zentralasien ein; schon Peter hat es auf die Beherrschung des Kaspischen Meeres abgesehen. Dabei leistete ihm die seit dem Tode Abbas des Großen (1627) in Persien eingetretene Anarchie den



Gordon.
Original in der Galerie Peters des Großen; Winterpalast zu St. Petersburg.

größten Vorschub. Die Räubereien einiger persischer Nomaden zum Vorwande nehmend, führte Peter in den Jahren 1722 und 1723 Krieg mit den Persern, der ihm den Gewinn der Provinzen Derbent, Baku, Ghilan, Masenderan und Asterabad, also des gesamten Süd- und Südwestufers des Kaspischen Meeres, einbrachte. Sofort ging er an die militärische Sicherung und industrielle Ausbeutung der neu erworbenen Länder. Es entsprach lediglich der Bedeutung des Reiches, wenn Peter sich, anstatt Zar von Moskovien, von nun an Kaiser

von Rußland nannte. Freilich vermochte er für den neuen Titel sich nur die Anerkennung Preußens und Hollands zu erringen; Peter mußte es seinen Nachfolgern überlassen, durch thätige Teilnahme an den Geschicken Europas denselben auch den anderen Staaten aufzunötigen.

Wenn man zu einem gerechten Urteil über die Gesamtthätigkeit Peters des Großen gelangen will, darf man den Umstand nicht außer Augen lassen, daß derselbe weder bei seinem Volke Verständnis noch bei der Mehrzahl seiner Beamten Treue, Redlichkeit und Einsicht vorfand. Die unsäglichen Schwierigkeiten, die jeder seiner Schritte ihn kostete, erklärt sowohl seinen Zornmut und seine Grausamkeit, wie auch die nur geringe Wirksamkeit vieler seiner Maßregeln. Ein russischer Landwirt, der ausnahmsweise den Reformen des Zaren großes Interesse widmete, schrieb damals: „Unser Monarch zieht mit etwa zehn Menschen den Berg hinan; den Berg hinab aber ziehen Millionen; wie soll da seine Sache gedeihen?“

Die frühesten Helfer und Vertrauten Peters waren Ausländer, wie der Schotte Gordon und der Genfer Lefort; später aber traten den Deutschen Ostermann und Münnich, die sich um Rußland die größten Verdienste erworben haben, auch Eingeborene zur Seite. Viele von diesen beschworen durch Geldgier und Treulosigkeit das Verderben über sich herauf, nur wenige haben das Vertrauen des Zaren bis zu dessen Lebensende besessen. So der allseitig gebildete, rührige, arbeitsame Tatischtschew, zugleich Offizier, Finanzmann, Bergdirektor, Diplomat, Schriftsteller, in allen Fächern eifrig strebend und Tüchtiges wirkend. So Tolstoi, den freilich hohe Einsicht und Klugheit in der äußeren Politik mehr empfahlen, als Redlichkeit. Keiner aber stand dem Zaren so nahe, wie Alexander Danilowitsch Menschikow. Der Sohn eines Stallknechts, kann Menschikow sehr wohl, wie man es so oft erzählt hat, in seiner Jugend auf der Straße Pasteten verkauft haben. Der schöne stattliche Jüngling trat dann in die Garde ein, in welcher er sich bald durch Tapferkeit und Intelligenz derart auszeichnete, daß er Leforts Aufmerksamkeit auf sich zog und an sich fesselte. Der Genfer wurde selbst sein Lehrer und empfahl ihn dem Zaren, dessen Zuneigung er durch Geist, Menschenkenntnis, natürliche Beredsamkeit, Arbeitskraft und militärischen Mut erwarb und dauernd bewahrte. Nach Leforts Tode (1699) wurde Menschikow der vertraute Günstling des Zaren. An geistigen Eigenschaften seinem Lehrer weit überlegen, stand als Charakter Menschikow demselben um vieles nach. Seine grenzenlose Habsucht und die Gewaltthätigkeit, mit welcher er dieselbe auch schuldlosen Privatleuten gegenüber bethätigte, haben oft den Zorn des Zaren erregt. „Menschikow wird sein Leben als Verbrecher beschließen,“ schrieb einst Peter; „bessert er sich nicht, so muß er seinen Kopf verlieren.“ Aber er verzieh ihm doch immer wieder und überhäufte ihn mit Ehren und Würden: teils weil er den aufgeklärten und eifrigen Mitarbeiter aufrichtig liebte, teils infolge der Dazwischenkunft und den dringenden Vorstellungen der treuen Freundin Menschikows, der Zarin Katharina.



Franz Lefort.
Nach einem 1698 in Holland gemalten Bilde.

Diese merkwürdige Frau war, gleich Menschikow, von niedrigster Herkunft; sie stammte aus einer litauischen Bauernfamilie, die nach Livland übergesiedelt war. Geboren 1684, wurde Martha Skawronskij von einem litauischen Geistlichen, Glück, in dessen Glauben erzogen, indes ohne daß sie auch nur die Elemente eines sonstigen Unterrichtes empfangen hätte. Ihre Schicksale während des russisch-schwedischen Krieges um Livland sind von der Legende vielfach ausgeschmückt worden; gewiß ist, daß sie durch mancherlei Hände gegangen war, ehe Peter sie 1702 in Menschikows Hause kennen lernte und auf dessen Empfehlung zur Geliebten nahm. Sie trat zum griechischen Glauben über und wußte des Zaren Gunst ganz zu gewinnen, da sie sich ihm als einsichtige Ratgeberin, geistvoll heitere Freundin erwies und sich hütete, seinen Ausschweifungen auch nur im mindesten entgegen zu treten. So unentbehrlich machte sie sich ihm, daß er sich 1711 mit der livischen Bauerndirne offiziell vermählte, sie dann 1724 als Kaiserin krönen ließ.

Wenige Monate später, am 28. Januar (8. Februar) 1725, starb Peter, erst dreiundfünfzig Jahre alt. Anstrengungen, Aufregungen und Ausschweifungen hatten diesen eisernen Körper vor der Zeit abgenutzt.

Es giebt wohl im gesamten Verlaufe der Geschichte keinen Reformator, der so entscheidend nicht nur in die äußeren Schicksale, sondern auch in die innerste Gestaltung seines Volkes eingegriffen hätte, wie Peter der Große. Für die ganze Zukunft hat er demselben neue Bahnen vorgezeichnet. Nach seinem Tode oft bekämpft und zurückgedrängt, noch heute verlästert und geschmäht, haben seine Schöpfungen doch eine zähe Lebenskraft bewiesen, sein ganz barbarisches Volk zu einer wenigstens halb zivilisierten Nation, seinen asiatischen Staat zu einer europäischen Großmacht umgeschaffen. Alles war gigantisch an diesem Manne, seine Laster wie sein Genie und seine Thatkraft. Aber die ersten konnten nur vorübergehenden Schaden bereiten, während die letzteren die ganze Zukunft Rußlands segensreich beeinflußten. Vieles war künstlich, antinational in seinen Einrichtungen, allein nur für den Augenblick; später, bei größerer Reife seines Volkes, hat auch das, was zuerst verkehrt und unnatürlich erschien, sich als weise und angemessen gezeigt und reichliche Früchte getragen. Man darf sich nicht durch die unleugbare Thatsache verstimmen lassen, daß seine Wirksamkeit sich, was die innere Entwickelung seines Volkes betrifft, erst in unserem Jahrhundert voll bewährt hat. Während der ersten Jahrzehnte nach seinem Tode zeigen freilich die Zustände der russischen Volksseele alle üblen Erscheinungen, die mit kulturgeschichtlichen Übergangsepochen unzertrennlich verbunden sind, und die sich bei dem Aufeinandertreffen antiker Kultur mit germanischer Roheit ganz ebenso einfanden, wie bei dem ersten Auftreten der Europäer unter Indianern Amerikas oder afrikanischen Negern. Die plötzliche Reform hatte in ein barbarisches Land vor allem die Lüste und Reize einer ohnehin gerade damals höchst sittenlosen Zivilisation verpflanzt, und Peters ungezügelte Leidenschaften hatten noch besonders ein trauriges Beispiel gegeben. In allen ihren überkommenen

Anschauungen und Gewohnheiten waren die Russen erschüttert und unsicher geworden, das Neue aber blieb ihnen rein äußerlich, war ihnen nur brutal aufgezwungen worden. So bot das russische Leben in den höheren Ständen zeitweise das Bild eines von allem Raffinement der modernen Kultur korrum-



Peter der Große; nach der Totenmaske.
Nach einem Kupferstiche in der Öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

pierten Barbarentums, überdeckt mit deutschem und französischem Salonfirnis. Endlich wurden die höheren Klassen durch ihre rein ausländische Bildung oder Scheinbildung gänzlich von der Masse des Volkes getrennt, ihr scharf gegenüber gestellt, und so verharrte die letztere um so mehr in sklavischer Roheit und Unwissenheit, wie eine ganz andere Art Geschöpfe fühlend, denkend

und — mißhandelt. Die inneren Vorgänge Rußlands in den ersten Jahrzehnten nach Peters Tode geben überaus traurige Belege zu diesen Wahrnehmungen.

Ein in den letzten Jahren Peters erlassenes Gesetz verlieh dem jeweiligen Herrscher das Recht, seinen Nachfolger selber zu bezeichnen. Allein Peter hatte von dieser Befugnis keinen Gebrauch gemacht. Sein und Katharinas Sohn Peter Petrowitsch war in frühester Kindheit gestorben, und so wäre nach den Satzungen der natürlichen Erbfolge sein Enkel Peter, der Sohn des unglücklichen Alexei, zum Throne berufen gewesen, freilich noch ein Kind. Gerade deshalb wünschte die altrussische Partei seine Krönung. Sie hoffte, während seiner Minderjährigkeit sich der höchsten Gewalt bemächtigen und dieselbe zur Vernichtung der Schöpfungen und der Günstlinge des verstorbenen Zaren, die sie mit gleichem Hasse umfaßte, benutzen zu können. Die alten Adelsgeschlechter, die Bojaren, sollten herrschend in Rußland werden. Schon um sich vor dem Verderben zu sichern, mußte die Reformpartei, Menschikow an der Spitze, einen anderen Thronkandidaten aufstellen. Sie fanden denselben in der Zarin Katharina, die ja durch ihre feierliche Krönung und Salbung ein Anrecht zur Herrschaft erlangt zu haben schien. Außerdem behauptete man, der sterbende Peter habe sie noch im letzten Augenblick zu seiner Nachfolgerin bezeichnet. So viel zahlreicher auch die Gegner waren, die Reformpartei hatte die Machtmittel der Regierung in den Händen. Es wurde also ohne Widerstand die livische Bäuerin Kaiserin von Rußland, als Katharina I. Entschlossenheit und natürlicher Verstand fehlten ihr nicht, sie hatte viel erlebt und erfahren und ihren Geist an große Verhältnisse gewöhnt. Lesen und schreiben hatte sie gleichwohl nicht gelernt; ihre Tochter Elisabeth mußte für sie die Unterschrift vollziehen.

Die eigentlich entscheidende Gewalt erhielt der Mann, der von jeher so vieles zu Katharinas Größe beigetragen und deshalb in vollem Maße ihre Gunst erfahren hatte: Menschikow. Indessen entfaltete derselbe nun, wo er die strenge Aufsicht des Herrn nicht mehr zu fürchten hatte, alle die üblen Eigenschaften seines Charakters. Anstatt das Reformwerk Peters des Großen fortzusetzen, dachte er an nichts als an die Erhaltung und Vergrößerung seiner persönlichen Macht, mißbrauchte dieselbe auf alle Weise und verfolgte mit schändlicher Grausamkeit alle diejenigen, die er fürchten zu müssen glaubte. Sein eigener Schwager, der Polizeiminister Devier, sowie jener Graf Peter Tolstoi, der einer der bedeutendsten Gehilfen des verstorbenen Zaren gewesen war, wurden gefoltert und nach Sibirien verbannt. Es war ein Parteiregiment der schlimmsten Art, ohne wahren Sinn für die genialen Schöpfungen Peters des Großen. Der Hof und die Kaiserin beschäftigten sich nur mit ihren Vergnügungen, mit rohen Trinkgelagen und unerschöpflichen Kabalen und Intriguen. So wurde in Bevölkerung, Verwaltung und Heer allgemeine Unzufriedenheit erzeugt.

Nur in einer Beziehung machte die Kaiserin, auch gegen Menschikows Wunsch, ihren Willen geltend. Peters und ihre Lieblingstochter, die schöne Anna Petrowna, war an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp

verheiratet. Dieser Fürst aber konnte es nicht verschmerzen, daß durch den schwedisch-dänischen Frieden von 1720 der gottorpische Anteil von Schleswig an Dänemark abgetreten worden war; und in seinem Wunsche, denselben



Katharina I.
Originalgemälde in der Romanow-Galerie; Winterpalast zu St. Petersburg.

wiederzuerlangen, fand er bei seiner Schwiegermutter, der Zarin, kräftigen Beistand. „Für mich selbst," sagte sie zu dem englischen Gesandten, „könnte ich zufrieden sein mit Kleidern, die mich warm halten, und mit meinem täglichen Brote. Aber ich bin entschlossen, meinem Schwiegersohne zu seinem

Rechte zu verhelfen, und um seinetwillen würde ich nicht zögern, mich selbst an die Spitze eines Heeres zu stellen." [1]) Er verlangte offiziell die Rückgabe seiner schleswigschen Besitzungen von Dänemark; eine russische Flotte erschien in der Ostsee, um dieser Forderung Nachdruck zu geben.

In Dänemark [2]) herrschte damals noch Friedrich IV. (1699—1730), ein milder und wohlgesinnter Fürst, der seinem Volke Wohlstand und Glück verlieh. Unter ihm beginnt auch der glänzende Aufschwung der dänischen Nationallitteratur, durch den geistvollen Ludwig Holberg (1684—1754), aus Bergen in Norwegen gebürtig. Aus Armut und Verlassenheit hat sich Holberg durch hohes Talent und eifrige Arbeit zum bewunderten Liebling seiner Nation emporgeschwungen. In dem komischen Heldengedichte Peter Paars, in seinem satirischen Roman „Niel Klims unterirdische Reise," besonders aber in seinen Lustspielen hat er mit scharfer Beobachtungsgabe, mit lebendiger, kräftiger Laune, mit derbem Scherze und origineller Gestaltungskraft das Thun und Treiben des Mittelstandes seiner Zeit in mustergültiger Weise geschildert. Übrigens hat er sich auch als Historiker verdient gemacht. Er wurde der Gründer einer Schule echt nationaler Schriftsteller. Inzwischen hatte der König die politischen und sozialen Zustände des dänischen Volkes auf das einsichtigste und wohlwollendste gefördert. Er hatte die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, wenn denselben auch die Freizügigkeit noch verwehrt blieb. Anderseits war er auf die Hebung der Wehrkraft seines kleinen Reiches eifrig bedacht gewesen. Er hatte ein System der Landmiliz begründet, das, ohne große finanzielle Opfer für den Staat, dessen Verteidigungsfähigkeit bedeutend steigerte. Gegen die drohende Vergewaltigung durch Rußland rief er die Hilfe Englands an, das in der That zu seinem Schutze eine der russischen überlegene Flotte zu den dänischen Kriegsfahrzeugen in der Ostsee stoßen ließ.

Über diese Parteinahme Englands auf das höchste erzürnt, suchte Rußland Anhalt an dessen Gegnern. Schon zu wiederholten Malen hatte Peter der Große dem Wiener Hofe ein Bündnis angeboten; jetzt erneuerte Katharina I. diese Bestrebungen, und Österreich, im Begriffe, mit den Seemächten und Frankreich sich völlig zu überwerfen, ging mit Freuden auf dieselben ein. Die Zarin und Karl VI. schlossen einen Bündnisvertrag defensiver Natur: würde eine der kontrahierenden Mächte angegriffen, sollte die andere ihr mit einem Heere von 30 000 Mann, ja im Notfalle mit ihren gesamten Streitkräften zu Hilfe kommen. Einstweilen gingen zur Füllung der leeren Kassen des Kaisers bedeutende Summen von St. Petersburg nach Wien; man behauptet, 1 300 000 Pistolen (etwa 20 Millionen Mark) in vierzehn Monaten.

So nahmen die Wiener Verträge eine immer größere Ausdehnung. Elisabeth Farnese wurde durch diese Ereignisse und die prahlerischen und übertreibenden Meldungen Ripperdas in stolze Aufregung versetzt. Sie plante

1) Lord Mahon, II, 85 (Tauchnitz edition).

2) Ed. Holm, Danmark-Norges indre Historie under Enevaelden, Bd. II (Kopenhagen 1886).

nur noch Mittel, den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten herbeizuführen, Spanien wieder zur ersten Macht Europas zu erheben. Ihr Staatssekretär Grimaldo mußte in amtlicher Weise den englischen Gesandten Stanhope zu sofortiger Rückgabe Gibraltars auffordern. Selbstverständlich wurde dieses Verlangen kühl zurückgewiesen. Aber die englische Regierung täuschte sich nicht über die Thatsache, daß hiermit der Ausbruch eines Krieges mit den Wiener Verbündeten entschieden sei. So friedfertig auch Walpole war, er mußte sich gleichfalls nach Alliierten umsehen. Frankreichs war er sicher; es gelang ihm auch, Preußen für sich zu gewinnen.

Die Nachwelt ist dessen damaligem Könige Friedrich Wilhelm I. wenig gerecht geworden. Bis vor kurzem dachte man sich diesen Herrscher als einen halb wahnsinnigen, prügelnden und fluchenden Despoten, als einen gemeinen Korporal, dessen Hauptbeschäftigung das Drillen der „langen Kerls" von Potsdam gewesen, als einen Tyrannen seiner Unterthanen und einen Tyrannen seiner Familie. Es ist ein Verdienst der neuesten Geschichtsschreibung, eine angemessenere Würdigung dieses harten und grobkörnigen, aber redlichen, aufrichtigen und einsichtigen Fürsten herbeigeführt zu haben.[1]) Sie knüpft dabei an dessen großen Sohn selber an, welcher, trotz alles Haders, der ihn vom Vater trennte, die Darstellung von dessen Regierung mit vollkommener und sachgemäßer Anerkennung in die Worte zusammenfaßt: „Wenn man mit Recht sagt, daß man den Schatten der Eiche, die uns schützt, der Kraft der Eichel dankt, die jene hervorgebracht, so muß alle Welt zugestehen, daß man in dem arbeitsvollen Leben dieses Fürsten und den weisen Maßregeln, die er ergriffen, den Grund der Machtentwickelung findet, deren sein Haus sich nach seinem Tode erfreute." In der That, wie anders hinterließ Friedrich Wilhelm sein Land, als er es bei seinem Regierungsantritt gefunden! Anstatt des Bankerottes, der bei seines leichtfertigen Vorgängers Tode den preußischen Finanzen gedroht, einen Schatz von zehn Millionen Thaler; anstatt nicht ganz zwei mehr als zweiundeinhalb Millionen Unterthanen, anstatt 38 000 mehr als 80 000 Soldaten; anstatt eines liederlichen und gewissenlosen ein treffliches, streng gezogenes und treues Beamtentum. Hätte Friedrich Wilhelm I. kein anderes Verdienst, als Friedrich II. die Wege geebnet zu haben, so würde das wahrlich schon ausreichen für seinen Ruhm. Ohne dieses Heer, ohne diesen Schatz, ohne dieses Pflichtbewußtsein in allen Klassen der Bevölkerung hätte es

1) Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, 2 Bde., im 2. Bde. Urkundenbuch (Potsdam 1834. 35). — K. H. S. Rödenbeck, Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., Tl. I (Berlin 1836). — J. G. Droysen, Friedrich Wilhelm I. (2 Bde., Leipzig 1869). — R. Stadelmann, Friedr. Wilh. I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens (Leipzig 1879 Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven, Tl. II.). — C. Bornhak, Gesch. des preuß. Verwaltungsrechtes (3 Bde., Berlin 1884—86). — G. Schmoller, Die Verwaltung Ostpreußens unter Friedr. Wilh. I., Hist. Zeitschr. XXX (1873), S. 40 bis 71. — Derselbe, Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I.; Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landesk. VIII, 521—568; X, 275—333. 537—588.

Friedrich II. nicht wagen können, mit seinem kleinen Staate, dem dreizehnten Europas seiner Seelenzahl nach, kühn das zehnmal so mächtige Österreich anzugreifen.

Auf drei Dingen beruht die Größe Preußens: auf seiner zahlreichen, vorzüglich organisierten, unbedingt dem Kriegsherrn ergebenen und doch volkstümlichen Armee; auf seiner sorgfältigen, umsichtigen und sparsamen Landes- und Finanzverwaltung und auf der allgemeinen Bildung seiner Bürger. In allen drei Beziehungen ist Friedrich Wilhelm I. schöpferisch aufgetreten.

Dieser ungebildete, aber praktische und klarblickende Fürst hat im Jahre 1717 den Schulzwang in seinem ganzen Staate eingeführt. In der einzigen Provinz (Ost-)Preußen hat er elfhundert Schulen neugegründet! Der zukünftige Theologe oder Staatsdiener fand alles für ihn Wissenswerte auf den vier Landesuniversitäten, zumal in Halle, das von fast zweitausend Studierenden besucht wurde. Der Schulzwang, der allgemeine Unterricht zeichneten damals Preußen vor ganz Europa aus und machten es bald zum geistigen Führer Deutschlands.

Noch bedeutender vielleicht war die Neuordnung der Verwaltung, die erst dieser König zu einer einheitlichen gestaltet hat. Bis dahin war die gesamte Administration zwiefach geteilt: auf der einen Seite die Zentralverwaltung der königlichen Domänen, das Finanzdirektorium, mit den Domänenkammern in den einzelnen Provinzen; auf der anderen das General-Kriegskommissariat mit seinen Unterbehörden, welche die Erhebung der für die Armee nötigen Steuern, der indirekten — Accise — in den Städten, des Hufschosses — Kontribution — auf dem flachen Lande besorgten. Das Finanzdirektorium vertrat den König als großen Grundbesitzer, das Kriegskommissariat vertrat ihn als allgemeinen Landesherrn: kein Wunder, daß die Interessen beider Behörden sich oft feindlich berührten, daß die eine gegen die andere verfügte — um so unerträglicher, als jede, nach damaligem Kanzleigebrauch, dekretierte: „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden." Unter diesem partikularen Wesen mußte das Ansehen der Krone ebenso leiden wie die Ordnung im Lande, die Einheit und Wirksamkeit der Verwaltung. Da wurde es von höchster Wichtigkeit, daß im Januar 1723 der König die streitenden Behörden miteinander verschmolz, indem er als Zentralstelle in Berlin das „General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domänendirektorium," in jeder Provinz eine Kriegs- und Domänenkammer schuf. Dadurch wurde eine einheitliche, alle staatlichen Interessen umfassende Verwaltung überhaupt erst möglich. Aber ausdrücklich schrieb dieser als Barbar und Tyrann verrufene König dem Generaldirektorium vor, nicht nur „Sr. Königl. Majestät Nutzen und Bestes," sondern auch „die Konservation der Unterthanen sowohl auf dem Lande als in den Städten menschenmöglichst zu befördern;" bis ins einzelnste setzte er jenem eigenhändig auseinander, wie Landbau, „Kommerzien" und Manufakturen zu bessern und zu heben seien.

Friedrich Wilhelm I. wußte wohl, daß selbst die trefflichsten Verord-

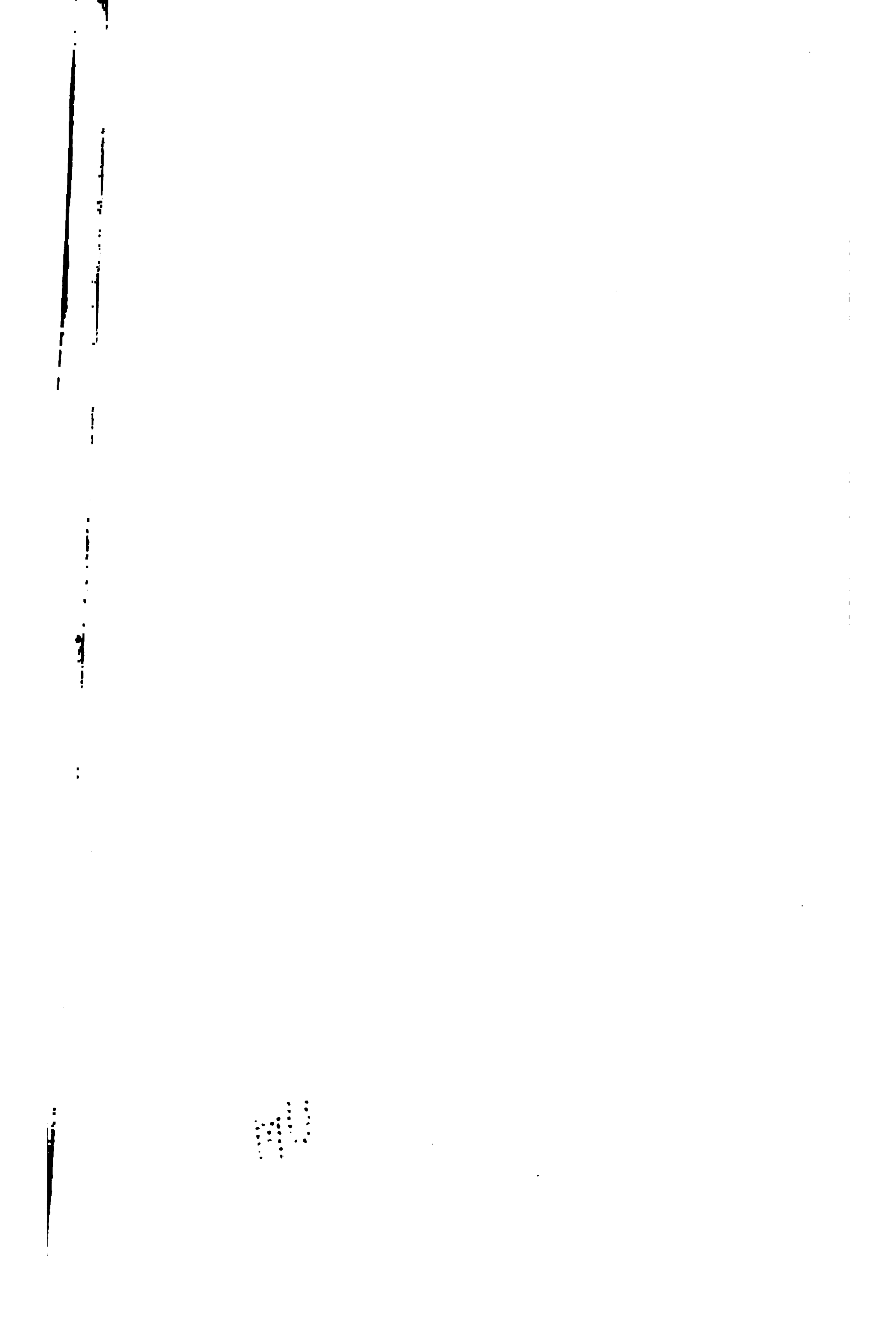


Transskription zu dem Facsimile

des Schlußsatzes von Friedrich Wilhelms I. eigenhändigem Entwurf der Instruk
für das General-Direktorium.

Originalgröße. Berlin, Kgl. Geh. Staats-Archiv.

tuhlMeier soll auch in der zuletzte ordre setzen, das ich sie es versicherte vor Gott,
diese Neue verfassung alleine von mir kehme, und ich es selber aufgesetzet hette
keine intrige darunter wehre, nur ich mein beste, der Lender und leutte und befesti
der armée und kron, den ich persuadieret wehre, das durch diese combinacion es
gesetzet werde, woferne sie wolten treue und unferdrossen den stranck zugleich zi
tuhllMeier soll dieses recht schön aufsetzen.



und — mißhandelt. Die inneren Vorgänge Rußlands in den ersten Jahrzehnten nach Peters Tode geben überaus traurige Belege zu diesen Wahrnehmungen.

Ein in den letzten Jahren Peters erlassenes Gesetz verlieh dem jeweiligen Herrscher das Recht, seinen Nachfolger selber zu bezeichnen. Allein Peter hatte von dieser Befugnis keinen Gebrauch gemacht. Sein und Katharinas Sohn Peter Petrowitsch war in frühester Kindheit gestorben, und so wäre nach den Satzungen der natürlichen Erbfolge sein Enkel Peter, der Sohn des unglücklichen Alexei, zum Throne berufen gewesen, freilich noch ein Kind. Gerade deshalb wünschte die altrussische Partei seine Krönung. Sie hoffte, während seiner Minderjährigkeit sich der höchsten Gewalt bemächtigen und dieselbe zur Vernichtung der Schöpfungen und der Günstlinge des verstorbenen Zaren, die sie mit gleichem Hasse umfaßte, benutzen zu können. Die alten Adelsgeschlechter, die Bojaren, sollten herrschend in Rußland werden. Schon um sich vor dem Verderben zu sichern, mußte die Reformpartei, Menschikow an der Spitze, einen anderen Thronkandidaten aufstellen. Sie fanden denselben in der Zarin Katharina, die ja durch ihre feierliche Krönung und Salbung ein Anrecht zur Herrschaft erlangt zu haben schien. Außerdem behauptete man, der sterbende Peter habe sie noch im letzten Augenblick zu seiner Nachfolgerin bezeichnet. So viel zahlreicher auch die Gegner waren, die Reformpartei hatte die Machtmittel der Regierung in den Händen. Es wurde also ohne Widerstand die livische Bäuerin Kaiserin von Rußland, als Katharina I. Entschlossenheit und natürlicher Verstand fehlten ihr nicht, sie hatte viel erlebt und erfahren und ihren Geist an große Verhältnisse gewöhnt. Lesen und schreiben hatte sie gleichwohl nicht gelernt; ihre Tochter Elisabeth mußte für sie die Unterschrift vollziehen.

Die eigentlich entscheidende Gewalt erhielt der Mann, der von jeher so vieles zu Katharinas Größe beigetragen und deshalb in vollem Maße ihre Gunst erfahren hatte: Menschikow. Indessen entfaltete derselbe nun, wo er die strenge Aufsicht des Herrn nicht mehr zu fürchten hatte, alle die üblen Eigenschaften seines Charakters. Anstatt das Reformwerk Peters des Großen fortzusetzen, dachte er an nichts als an die Erhaltung und Vergrößerung seiner persönlichen Macht, mißbrauchte dieselbe auf alle Weise und verfolgte mit schändlicher Grausamkeit alle diejenigen, die er fürchten zu müssen glaubte. Sein eigener Schwager, der Polizeiminister Devier, sowie jener Graf Peter Tolstoi, der einer der bedeutendsten Gehilfen des verstorbenen Zaren gewesen war, wurden gefoltert und nach Sibirien verbannt. Es war ein Parteiregiment der schlimmsten Art, ohne wahren Sinn für die genialen Schöpfungen Peters des Großen. Der Hof und die Kaiserin beschäftigten sich nur mit ihren Vergnügungen, mit rohen Trinkgelagen und unerschöpflichen Kabalen und Intriguen. So wurde in Bevölkerung, Verwaltung und Heer allgemeine Unzufriedenheit erzeugt.

Nur in einer Beziehung machte die Kaiserin, auch gegen Menschikows Wunsch, ihren Willen geltend. Peters und ihre Lieblingstochter, die schöne Anna Petrowna, war an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp

verheiratet. Dieser Fürst aber konnte es nicht verschmerzen, daß durch den schwedisch-dänischen Frieden von 1720 der gottorpische Anteil von Schleswig an Dänemark abgetreten worden war; und in seinem Wunsche, denselben



Katharina I.
Originalgemälde in der Romanow-Galerie; Winterpalast zu St. Petersburg.

wiederzuerlangen, fand er bei seiner Schwiegermutter, der Zarin, kräftigen Beistand. „Für mich selbst," sagte sie zu dem englischen Gesandten, „könnte ich zufrieden sein mit Kleidern, die mich warm halten, und mit meinem täglichen Brote. Aber ich bin entschlossen, meinem Schwiegersohne zu seinem

Rechte zu verhelfen, und um seinetwillen würde ich nicht zögern, mich selbst an die Spitze eines Heeres zu stellen." [1]) Er verlangte offiziell die Rückgabe seiner schleswigschen Besitzungen von Dänemark; eine russische Flotte erschien in der Ostsee, um dieser Forderung Nachdruck zu geben.

In Dänemark [2]) herrschte damals noch Friedrich IV. (1699—1730), ein milder und wohlgesinnter Fürst, der seinem Volke Wohlstand und Glück verlieh. Unter ihm beginnt auch der glänzende Aufschwung der dänischen Nationallitteratur, durch den geistvollen Ludwig Holberg (1684—1754), aus Bergen in Norwegen gebürtig. Aus Armut und Verlassenheit hat sich Holberg durch hohes Talent und eifrige Arbeit zum bewunderten Liebling seiner Nation emporgeschwungen. In dem komischen Heldengedichte Peter Paars, in seinem satirischen Roman „Niel Klims unterirdische Reise," besonders aber in seinen Lustspielen hat er mit scharfer Beobachtungsgabe, mit lebendiger, kräftiger Laune, mit derbem Scherze und origineller Gestaltungskraft das Thun und Treiben des Mittelstandes seiner Zeit in mustergültiger Weise geschildert. Übrigens hat er sich auch als Historiker verdient gemacht. Er wurde der Gründer einer Schule echt nationaler Schriftsteller. Inzwischen hatte der König die politischen und sozialen Zustände des dänischen Volkes auf das einsichtigste und wohlwollendste gefördert. Er hatte die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, wenn denselben auch die Freizügigkeit noch verwehrt blieb. Anderseits war er auf die Hebung der Wehrkraft seines kleinen Reiches eifrig bedacht gewesen. Er hatte ein System der Landmiliz begründet, das, ohne große finanzielle Opfer für den Staat, dessen Verteidigungsfähigkeit bedeutend steigerte. Gegen die drohende Vergewaltigung durch Rußland rief er die Hilfe Englands an, das in der That zu seinem Schutze eine der russischen überlegene Flotte zu den dänischen Kriegsfahrzeugen in der Ostsee stoßen ließ.

Über diese Parteinahme Englands auf das höchste erzürnt, suchte Rußland Anhalt an dessen Gegnern. Schon zu wiederholten Malen hatte Peter der Große dem Wiener Hofe ein Bündnis angeboten; jetzt erneuerte Katharina I. diese Bestrebungen, und Österreich, im Begriffe, mit den Seemächten und Frankreich sich völlig zu überwerfen, ging mit Freuden auf dieselben ein. Die Zarin und Karl VI. schlossen einen Bündnisvertrag defensiver Natur: würde eine der kontrahierenden Mächte angegriffen, sollte die andere ihr mit einem Heere von 30 000 Mann, ja im Notfalle mit ihren gesamten Streitkräften zu Hilfe kommen. Einstweilen gingen zur Füllung der leeren Kassen des Kaisers bedeutende Summen von St. Petersburg nach Wien; man behauptet, 1 300 000 Pistolen (etwa 20 Millionen Mark) in vierzehn Monaten.

So nahmen die Wiener Verträge eine immer größere Ausdehnung. Elisabeth Farnese wurde durch diese Ereignisse und die prahlerischen und übertreibenden Meldungen Ripperdas in stolze Aufregung versetzt. Sie plante

---

1) Lord Mahon, II, 85 (Tauchnitz edition).

2) Ed. Holm, Danmark-Norges indre Historie under Enevaelden, Bd. II (Kopenhagen 1886).

nur noch Mittel, den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten herbeizuführen, Spanien wieder zur ersten Macht Europas zu erheben. Ihr Staatssekretär Grimaldo mußte in amtlicher Weise den englischen Gesandten Stanhope zu sofortiger Rückgabe Gibraltars auffordern. Selbstverständlich wurde dieses Verlangen kühl zurückgewiesen. Aber die englische Regierung täuschte sich nicht über die Thatsache, daß hiermit der Ausbruch eines Krieges mit den Wiener Verbündeten entschieden sei. So friedfertig auch Walpole war, er mußte sich gleichfalls nach Alliierten umsehen. Frankreichs war er sicher; es gelang ihm auch, Preußen für sich zu gewinnen.

Die Nachwelt ist dessen damaligem Könige Friedrich Wilhelm I. wenig gerecht geworden. Bis vor kurzem dachte man sich diesen Herrscher als einen halb wahnsinnigen, prügelnden und fluchenden Despoten, als einen gemeinen Korporal, dessen Hauptbeschäftigung das Drillen der „langen Kerls“ von Potsdam gewesen, als einen Tyrannen seiner Unterthanen und einen Tyrannen seiner Familie. Es ist ein Verdienst der neuesten Geschichtsschreibung, eine angemessenere Würdigung dieses harten und grobkörnigen, aber redlichen, aufrichtigen und einsichtigen Fürsten herbeigeführt zu haben.[1]) Sie knüpft dabei an dessen großen Sohn selber an, welcher, trotz alles Haders, der ihn vom Vater trennte, die Darstellung von dessen Regierung mit vollkommener und sachgemäßer Anerkennung in die Worte zusammenfaßt: „Wenn man mit Recht sagt, daß man den Schatten der Eiche, die uns schützt, der Kraft der Eichel dankt, die jene hervorgebracht, so muß alle Welt zugestehen, daß man in dem arbeitsvollen Leben dieses Fürsten und den weisen Maßregeln, die er ergriffen, den Grund der Machtentwickelung findet, deren sein Haus sich nach seinem Tode erfreute.“ In der That, wie anders hinterließ Friedrich Wilhelm sein Land, als er es bei seinem Regierungsantritt gefunden! Anstatt des Bankerottes, der bei seines leichtfertigen Vorgängers Tode den preußischen Finanzen gedroht, einen Schatz von zehn Millionen Thaler; anstatt nicht ganz zwei mehr als zweiundeinhalb Millionen Unterthanen, anstatt 38 000 mehr als 80 000 Soldaten; anstatt eines liederlichen und gewissenlosen ein treffliches, streng gezogenes und treues Beamtentum. Hätte Friedrich Wilhelm I. kein anderes Verdienst, als Friedrich II. die Wege geebnet zu haben, so würde das wahrlich schon ausreichen für seinen Ruhm. Ohne dieses Heer, ohne diesen Schatz, ohne dieses Pflichtbewußtsein in allen Klassen der Bevölkerung hätte es

1) Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, 2 Bde., im 2. Bde. Urkundenbuch (Potsdam 1834. 35). — K. H. S. Rödenbeck, Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., Tl. I (Berlin 1836). — J. G. Droysen, Friedrich Wilhelm I. (2 Bde., Leipzig 1869). — R. Stadelmann, Friedr. Wilh. I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußens (Leipzig 1879 Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven, Tl. II.). — C. Bornhak, Gesch. des preuß. Verwaltungsrechtes (3 Bde., Berlin 1884—86). — G. Schmoller, Die Verwaltung Ostpreußens unter Friedr. Wilh. I., Hist. Zeitschr. XXX (1873), S. 40 bis 71. — Derselbe, Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I.; Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landesk. VIII, 521—568; X, 275—333. 537—588.

Friedrich II. nicht wagen können, mit seinem kleinen Staate, dem dreizehnten Europas seiner Seelenzahl nach, kühn das zehnmal so mächtige Österreich anzugreifen.

Auf drei Dingen beruht die Größe Preußens: auf seiner zahlreichen, vorzüglich organisierten, unbedingt dem Kriegsherrn ergebenen und doch volkstümlichen Armee; auf seiner sorgfältigen, umsichtigen und sparsamen Landes- und Finanzverwaltung und auf der allgemeinen Bildung seiner Bürger. In allen drei Beziehungen ist Friedrich Wilhelm I. schöpferisch aufgetreten.

Dieser ungebildete, aber praktische und klarblickende Fürst hat im Jahre 1717 den Schulzwang in seinem ganzen Staate eingeführt. In der einzigen Provinz (Ost-)Preußen hat er elfhundert Schulen neugegründet! Der zukünftige Theologe oder Staatsdiener fand alles für ihn Wissenswerte auf den vier Landesuniversitäten, zumal in Halle, das von fast zweitausend Studierenden besucht wurde. Der Schulzwang, der allgemeine Unterricht zeichneten damals Preußen vor ganz Europa aus und machten es bald zum geistigen Führer Deutschlands.

Noch bedeutender vielleicht war die Neuordnung der Verwaltung, die erst dieser König zu einer einheitlichen gestaltet hat. Bis dahin war die gesamte Administration zwiefach geteilt: auf der einen Seite die Zentralverwaltung der königlichen Domänen, das Finanzdirektorium, mit den Domänenkammern in den einzelnen Provinzen; auf der anderen das General-Kriegskommissariat mit seinen Unterbehörden, welche die Erhebung der für die Armee nötigen Steuern, der indirekten — Accise — in den Städten, des Hufschosses — Kontribution — auf dem flachen Lande besorgten. Das Finanzdirektorium vertrat den König als großen Grundbesitzer, das Kriegskommissariat vertrat ihn als allgemeinen Landesherrn: kein Wunder, daß die Interessen beider Behörden sich oft feindlich berührten, daß die eine gegen die andere verfügte — um so unerträglicher, als jede, nach damaligem Kanzleigebrauch, dekretierte: „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden." Unter diesem partikularen Wesen mußte das Ansehen der Krone ebenso leiden wie die Ordnung im Lande, die Einheit und Wirksamkeit der Verwaltung. Da wurde es von höchster Wichtigkeit, daß im Januar 1723 der König die streitenden Behörden miteinander verschmolz, indem er als Zentralstelle in Berlin das „General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domänendirektorium," in jeder Provinz eine Kriegs- und Domänenkammer schuf. Dadurch wurde eine einheitliche, alle staatlichen Interessen umfassende Verwaltung überhaupt erst möglich. Aber ausdrücklich schrieb dieser als Barbar und Tyrann verrufene König dem Generaldirektorium vor, nicht nur „Sr. Königl. Majestät Nutzen und Bestes," sondern auch „die Konservation der Unterthanen sowohl auf dem Lande als in den Städten menschenmöglichst zu befördern;" bis ins einzelnste setzte er jenem eigenhändig auseinander, wie Landbau, „Kommerzien" und Manufakturen zu bessern und zu heben seien.

Friedrich Wilhelm I. wußte wohl, daß selbst die trefflichsten Verord-

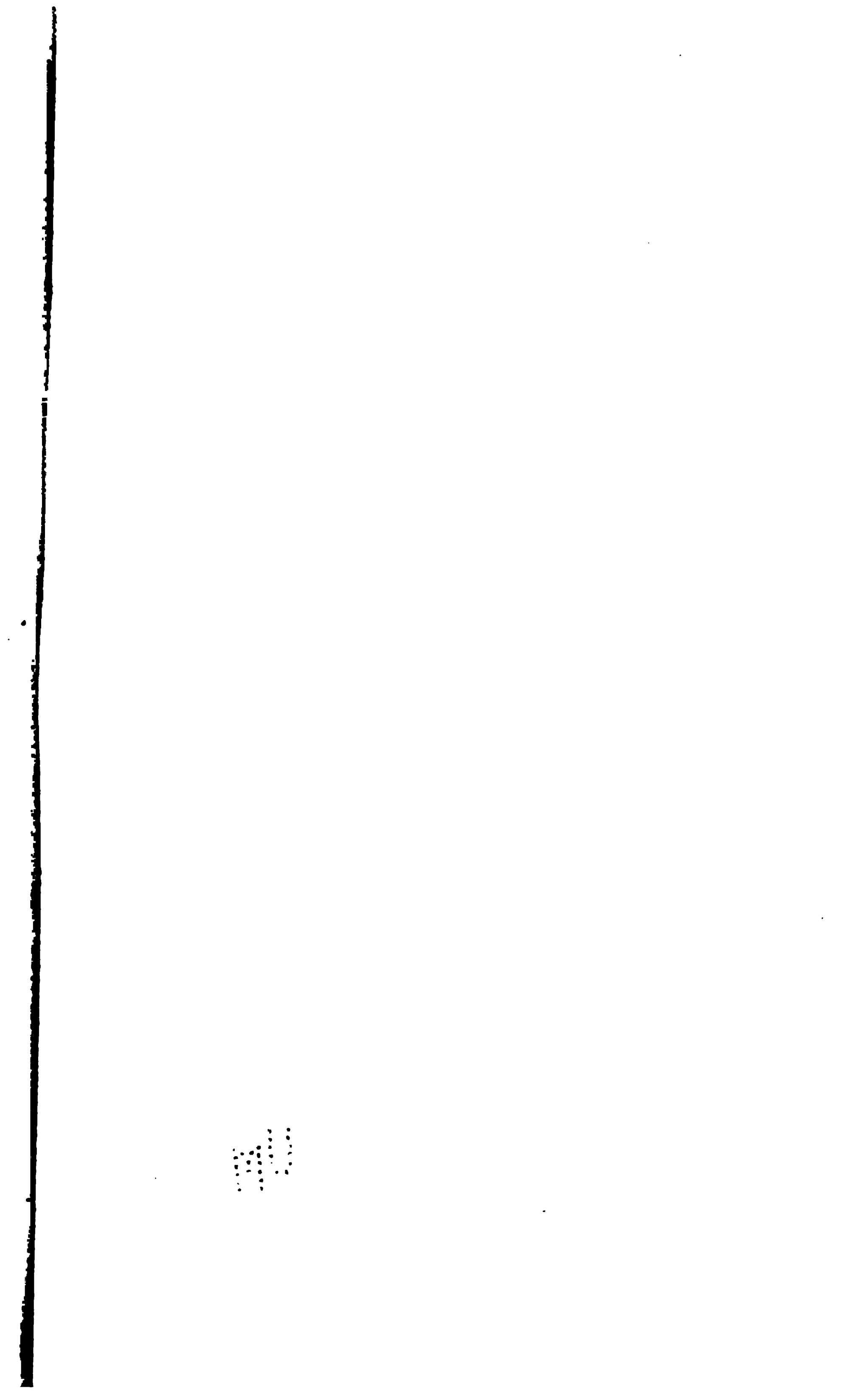


Transskription zu dem Facsimile

des Schlußsatzes von Friedrich Wilhelms I. eigenhändigem Entwurf der Instruktion
für das General-Direktorium.

Originalgröße. Berlin, Kgl. Geh. Staats-Archiv.

tuhlMeier soll auch in der zuletzte ordre setzen, das ich sie es versicherte vor Gott, da
diese Neue verfassung alleine von mir kehme, und ich es selber aufgesetzet hette un
keine intrige darunter wehre, nur ich mein beste, der Lender und leutte und befestigun
der armée und kron, den ich persuadieret wehre, das durch diese combinacion es fes
gesetzet werde, woferne sie wolten treue und unferdrossen den stranck zugleich ziehe
tuhllMeier soll dieses recht schön aufsetzen.





nungen nutzlos bleiben, wenn man nicht für ihre Beobachtung sorgt, und das war doppelt notwendig bei dem Schlendrian, dem faulen, ja unredlichen Wesen, das während der schlaffen und zerfahrenen Regierung des ersten Königs unter den preußischen Beamten eingerissen war. Unermüdlich war er darauf bedacht, den Mißbräuchen abzuhelfen. Eine strenge militärische Ordnung ward auch dem Beamtentum aufgeprägt und die Fiskale des Königs beaufsichtigten auf das genaueste Gerichte und Kammern. Da regnete es Drohungen mit Kassation, Festungsstrafe und Galgen — bisweilen in ihrer Strenge ungerecht, aber selten ganz ohne Grund. Eine heilsame Scheu vor dem nie ruhenden Auge des Königs durchzog die ganze Verwaltung, und man sah schließlich ein, daß Pflichttreue und Fleiß auch die beste Klugheit seien. Der Herrscher bereiste unaufhörlich den Staat, um darauf zu sehen, daß das öffentliche Interesse nicht durch Sorglosigkeit oder Unredlichkeit der Beamten benachteiligt werde, um den Stand der Domänen und Wälder zu beaufsichtigen, aber auch um zu untersuchen, wie den Unterthanen aufzuhelfen sei; denn dieser rauhe Fürst, der nur an seine Soldaten zu denken schien, hegte lebhaften Sinn für das Wohl seines Volkes, das er mit der finanziellen Entwickelung des Staates als gleichbedeutend ansah. Weit zärtlicher als jetzt war man zu jener Zeit darauf bedacht, durch das Militärsystem das Vermögen der Familien und die Kultur des Landes nicht zu schädigen: vom Soldatendienste waren die selbständigen Hauswirte, die ältesten oder einzigen Söhne, die Bergleute, die gewerbfleißigen Bewohner der größeren Städte ausgenommen.

Ewig unvergessen wird bleiben, was dieser Friedrich Wilhelm I., der sich persönlich fast das Notwendige absparte, für die durch Krieg, Pest, Mißwachs und Adelswillkür materiell und sittlich tief verkommene Provinz Preußen that. Die adelige Cliquenwirtschaft beseitigte er dort, indem er die mit Edelleuten besetzten Landgerichte in Jurisdiktionen rechtsgelehrter Richter verwandelte, die Regierung der vier „Regimentsräte“ durch seine Kammern ersetzte. Das Indigenatsrecht des preußischen Provinzialadels, wonach kein Fremder sich dort ansiedeln oder Beamter werden konnte, wurde gebrochen, fast nur nicht-preußische Beamten in Preußen, preußische fast nur in den anderen Provinzen angestellt. Dann ward die gleichmäßige Hufensteuer in eine nach dem Ertrage jedes Gutes abgestufte umgeschaffen. Man siedelte Handwerker aller Art und Tausende von Bauern an, begründete verschiedene neue Industriezweige, besserte und vermehrte die Wege zu Wasser und zu Lande. 332 Dörfer und elf Städte wurden in Ostpreußen neu angelegt. Tüchtige Landwirte mußten eine rationellere Weise des Ackerbaues lehren. Binnen weniger Jahre wurden zehn Millionen Thaler auf die Provinz verwandt. So kam es, daß sie bei dem Tode Friedrich Wilhelms I., anstatt 440000, wieder 600000 Einwohner zählte. Der König und sein tüchtiger Oberpräsident Karl Heinrich Graf Truchseß von Waldburg hatten sie vom Rande des sittlichen und wirtschaftlichen Ruins, vor der Untreue an deutscher Nationalität, vor oligarchischer Korruption und Mißverwaltung gerettet. Es war ihnen gelungen, das wichtige Land

dem Deutschtume dauernd zu erhalten und wirklich dem Staate einzuverleiben, den unteren Klassen dort eine menschenwürdige Stellung zu geben, dem Adel eine selbstlose patriotische Gesinnung einzuflößen.

Trotz seiner eifrigen protestantischen Überzeugung hat Friedrich Wilhelm, in damals seltener großherziger und verständiger Auffassung, völlige Religionsfreiheit bewilligt. Nur um so mehr bot er allen wegen ihres Bekenntnisses verfolgten Evangelischen zu ihrer Versorgung und zugleich zur Verbesserung der preußischen Landeskultur eine Zuflucht in seinem Staate an. Etwa zweitausend Böhmen ließen sich in Berlin nieder; neuerdings ausgewanderte französische Reformierte kamen nach Königsberg und Stettin; 20 000 von ihrem Erzbischof vertriebene protestantische Salzburger wurden mit großen Opfern aufgenommen und füllten die Lücken der ländlichen Bevölkerung. Auch sonst lockte man durch Privilegien, Güteranweisung und Steuererleichterung Tausende von Handwerkern und Bauern ins Land. In den bedeutendsten Provinzen wurde mindestens der fünfte Teil der Einwohnerschaft auf die seit vierzig Jahren eingewanderten Fremden und deren Nachkommen gerechnet.

Für das Landvolk im allgemeinen sorgte der König in seiner Weise, indem er den Getreidepreis nie unter eine bestimmte Höhe sinken ließ. Dafür speicherte er aber auch in billigen Jahren große Massen von Kornfrüchten auf, die er in Jahren der Hungersnot ohne Vorteil verkaufte. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, das er nach guter Ernte zurückgab. Strenge Verordnungen, die freilich nicht immer den gewünschten Erfolg hatten, untersagten dem adeligen Gutsbesitzer, die abhängigen Bauern von den Höfen zu treiben und letztere zu eigener Bewirtschaftung einzuziehen.[1] Verhältnismäßig noch mehr als für den Ackerbau sorgte Friedrich Wilhelm für die Industrie und den Handel, selbstverständlich nach den Grundsätzen des damals allein herrschenden Merkantilsystems. Er meinte, „Manufakturen im Lande könnten ein rechtes Bergwerk genannt werden." Eine strenge und konsequente Protektion, welche die meisten fremden Industrieerzeugnisse gänzlich verbot oder doch mit Prohibitivzöllen belegte und die Ausfuhr von Rohmaterial eine Weile völlig untersagte, hat ohne Zweifel die erste Schöpfung einer preußischen Industrie gegenüber der weit überlegenen Konkurrenz des Auslandes ermöglicht und befördert. Dabei kam der König dem noch unerfahrenen und kapitalarmen Gewerbestande durch Vorstreckung von Geld und Rohprodukten, durch Einführung fremder Muster und Fabrikanten, durch staatliche Aufträge wirksam zu Hilfe. Bald wurde die ganze preußische Armee nur in einheimisches Tuch gekleidet. Freilich mußte die Industrie diese Vorteile erkaufen, indem sie sich strenger Aufsicht und steter Einmischung der Behörden, die oft recht verkehrt und tyrannisch verfuhren, unterwarf. Aber die Fabrikation kam doch in die Höhe: schon gingen die Brandenburger Tuche in die Ferne, und die russische Armee

1) G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens (Leipzig 1887) II, 33 f.

bezog dieselben zu ihrer Ausrüstung. „Vor diesem schickten wir Geld außer Landes, und jetzt kommt aus anderen Ländern Geld ins Land," jubelte Friedrich Wilhelm bereits im Jahre 1722. Die städtische Bevölkerung der Kurmark wuchs während seiner Regierung auf mehr als das Doppelte. Berlin allein zählte 70000 Einwohner, abgesehen von 16000 Mann Garnison. Eigentümlicherweise hatten damals die Städte gegenüber der Gesamtbevölkerung schon ziemlich dieselbe Bedeutung, wie heute, und betrug in der Mehrzahl der preußischen Territorien das städtische Element bereits über ein Drittel der ganzen Seelenzahl. Freilich waren die Städte zum großen Teil Ackerstädte, selbst in den größeren fehlten die Ackerbürger und ihre Tagelöhner nicht.

Das ganze Land hob sich sichtlich an Zahl und Wohlstand der Einwohner. Das wirkte selbstverständlich wieder auf die Finanzverwaltung ein, die, mit strenger Sparsamkeit und vieler Umsicht geleitet, bald zu glänzenden Ergebnissen führte. Es gelang diesem Könige zum erstenmal, den Unterhalt des Heeres lediglich auf die Einkünfte des eigenen Staates — ohne fremde Hilfsgelder — zu begründen, obwohl jenes unter ihm dreimal so groß war, wie unter seinem Großvater, doppelt so groß wie unter Friedrich I. Er erreichte dies ebenso durch die Zunahme der Bevölkerung und ihres Wohlstandes, wie durch seine Finanzoperationen, unter denen die bessere Verteilung der Kontribution auf dem flachen Lande obenan stand, durch Erhöhung der Stempelgebühren und durch die seit dem Jahre 1726 von ihm ins Werk gesetzte Einführung des Systems der Generalzeitpacht der Domänen. Dasselbe ermöglichte es ihm, mit einer geringen Anzahl tüchtiger, bemittelter und kautionsfähiger Generalpächter in direkte Verbindung zu treten, während dieselben wieder durch Austhuung einzelner Güter, Vorwerke und Parzellen an kleinere Bauern und Kolonisten in Unterpacht die Kultur und Ertragsfähigkeit des von ihnen übernommenen Domänenamtes auf eigene Hand zu heben bemüht waren. Die Sparsamkeit des Herrschers für sich und seine Umgebung endlich setzte ihn in den Stand, die Einkünfte der Domänen großenteils gleichfalls für Militärzwecke zu verwenden. Von den jährlichen sieben Millionen Thaler Einnahmen erforderte das Heer fünf Millionen. Ja noch mehr: indem jährlich ein Überschuß von 8—900000 Thaler in den Kriegsschatz abgeliefert wurde, belief sich das Militärbudget im Grunde auf fast sechs Siebentel der Staatseinnahmen. Im ganzen erhielt der Schatz, während der siebenundzwanzig Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I., achtzehn Millionen Thaler — ein erstaunliches Ergebnis bei einem stehenden Heere von vier Prozent der Bevölkerung! Daneben waren für sechs Millionen neue Domänen erworben, für die königlichen Schlösser gewichtige Geräte aus gediegenem Silber angefertigt, die weniger zum Prunke als zu einer Art zweiten und Reserveschatzes zu dienen bestimmt waren.

Freilich ging es in der Verwaltung scharf genug zu. Die Zivilbeamten wurden ganz unter militärische Zucht genommen, ihre Vergehen durch Kriegsgerichte bestraft, der Antrag auf Dienstentlassung bisweilen als Versuch der Desertion geahndet. Selbst die höchsten Beamten waren von dieser Strenge

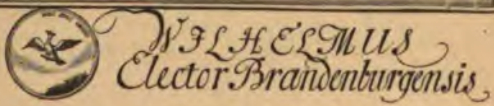
nicht befreit: die Minister und Geheimräte hatten jeden Morgen pünktlich um sieben Uhr zum Dienste anzutreten.[1]) Das war einmal der Geist dieses Fürsten.

Anderseits sollte die königliche Administration allmächtig sein im Lande. In den städtischen Gemeinwesen hatten nur die königlichen Beamten etwas zu sagen, die ihrerseits in strenger Abhängigkeit unter dem Generaldirektorium standen. So sehr Friedrich Wilhelm auch den Adel als Kriegerkaste begünstigte, sollte derselbe doch nur im Dienste der Krone etwas gelten. „Ich will dem Adel keinen Kondominat zugestehen," sagte der König. Mit welcher Eigenwilligkeit nötigte er ihn zur Aufgabe des Lehnsverbandes seiner Güter! Freilich war derselbe längst morsch geworden unter den seit dem Mittelalter gänzlich veränderten Verhältnissen, brachte er dem Landesherrn durchaus keinen Nutzen mehr und legte den Gutsbesitzern selbst unendliche Belästigungen und Vermögensnachteile auf. Friedrich Wilhelm beschloß deshalb, sämtliche Lehnsgüter in Allode, freie Güter, zu verwandeln und zum Entgelt von den bisherigen Lehnsgütern eine Abgabe zu erheben. Dieser Plan fand zunächst bei dem Adel, der darin einen Angriff auf seine Steuerfreiheit sah, großen Widerspruch; aber allmählich sah man doch den Nutzen solcher Allodifikation ein, die z. B. in England schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts durchgeführt worden war. Nur die magdeburgische Ritterschaft blieb standhaft und wandte sich sogar klagend an den Kaiserhof. Der Reichshofrat kassierte auch ohne weiteres, in offenbarer Verletzung der Bestimmungen des westfälischen Friedens, das ganze Verfahren des Königs. Allein dieser kehrte sich nicht an solche rechtswidrige Entscheidung. Indem er den Appellanten Geldstrafen auferlegte und Exekutionsmannschaften ins Haus sandte, zwang er sie zur Nachgiebigkeit. Im Jahre 1718 war zu allseitiger Zufriedenheit die Allodifikation beendigt.

Als von derselben bald 80 000 Thaler jährlich einkamen, freute sich Friedrich Wilhelm: denn darauf könne er zwei neue Regimenter begründen. Das Heer stand ihm doch im Mittelpunkte aller staatlichen Interessen. Dazu wurde die größtmögliche Zentralisation herbeigeführt, dazu die Steuerkraft der Unterthanen thunlichst gestärkt. Begierig hatte er die Lehren Marlboroughs aufgenommen, die ihm dieser während des spanischen Erbfolgekrieges eingeprägt: die Macht eines Fürsten sei lediglich der Anzahl der Truppen gleich, die er halten könne. Das leuchtete dem schlichten Verstande Friedrich Wilhelms sofort ein, und mit der ihm eigenen Thatkraft beschloß er, jeden Glanz und Schein der Macht dem Wesen derselben zu opfern. Er und die Seinigen, sowie alle seine Beamten und Offiziere mußten in spartanischer Einfachheit leben; dafür aber brachte er sein Heer allmählich auf 83 500 Mann, fast ebenso viel Streiter, wie Österreich besaß mit seiner zehnfach stärkeren Bevölkerung, und dabei besser ausgerüstet und geübt als das österreichische Heer. Die größere Schwäche Preußens, die später sich unheilvoll geltend machen sollte,

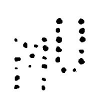
1) Br. Reuter, Friedr. Wilh. I. und das Generaldirektorium; Zeitschr. f. preuß. Gesch. und Landesk. XII, 724 ff.

FRIDERICUS
Rex Borussiæ



König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Nach dem Kupferstiche von J. G. Wolffgang (1664—1748); Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).



bestand nur eben darin, daß es im Falle eines längeren Krieges weder die Geldmittel noch die Menschenzahl besaß, seine Armee auf der ursprünglichen Höhe zu konservieren. War es doch schon im Frieden nicht möglich, eine stehende Armee von solcher Ausdehnung in dem kleinen Lande zu erhalten, ohne zu ausländischer Werbung seine Zuflucht zu nehmen, da ohne diesen Behelf die Arbeitskraft des Volkes allzu sehr vermindert und erschöpft worden wäre. Man weiß, daß es bei dieser Werbung, zumal „langer Kerls“ für die Potsdamer Garde, nicht ohne Gewalt und Betrug abging, die den preußischen Namen an vielen Orten verhaßt machten. Aber die Mehrheit und den Kern seines Heeres begründete Friedrich Wilhelm durch das „Kantonreglement“ des Jahres 1733 auf die große und fruchtbare Idee der allgemeinen Wehrpflicht. Freilich gab es davon, wie wir gesehen, überaus zahlreiche Ausnahmen; freilich lief in Wahrheit die Sache auf die Dienstpflicht der jüngeren Bauernsöhne hinaus. Indes der Grundsatz als solcher war anerkannt und offen ausgesprochen: alle Unterthanen, sagte der König, seien schuldig, ihm in einem Heere zu dienen, das lediglich dem Staate zum Schutze, „Land und Leuten zum Besten“ angeordnet sei. Die allgemeine Wehrpflicht lag den preußischen Armeeeinrichtungen zu Grunde und war das Programm ihrer Zukunft.

Für die Mannschaften seines Heeres konnte er der Ausländer nicht entbehren; aber er suchte dasselbe dadurch zu nationalisieren, daß er aus dem Offizierkorps die fremden Elemente, die in ihm bis dahin sehr häufig gewesen waren, möglichst entfernte und durch Einheimische ersetzte. Also neben dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht der des nationalen Charakters der Armee: sie war nicht die Armee des Königs von Preußen, sondern das preußische Volksheer unter seinem Kriegsherrn. Es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm zuerst die Regel durchführte, das Offizierkorps nur aus dem Adel zu bilden; aber das erschien kaum als ein Vorzug für den letzteren zu einer Zeit, wo das Bürgertum sich mehr und mehr von allen militärischen Dingen abwandte. Überdies wurde das adelige Offizierkorps fast nicht minder als die Mannschaften mit eiserner Strenge behandelt und der schärfsten Verantwortung unterzogen. In anderen Ländern, in Frankreich, Österreich, England, erwarb man die wichtigen Befehlshaberstellen durch Kauf, Hofgunst oder hohe Geburt, und diese Generale besetzten die unteren Offizierstellen nach eigenem Belieben. Anders im preußischen Heere. Der König behielt sich alle Ernennungen, vom Fähnrich an, selber vor, und die Beförderung geschah ausschließlich nach Tüchtigkeit und Verdienst. In diesem Sinne ist die preußische Armee Friedrich Wilhelms die erste wahrhaft moderne.

So sehen wir diesen Herrscher überall rastlos thätig, seinen Staat zu kräftigen, aus seinen kleinen und armen Ländern eine Macht zu bilden, die in Europa mitzusprechen habe. Jeder Unterthan, welcher Klasse er auch angehöre, wird dabei mit herangezogen nach seiner Weise — wehe dem, der sich diesen Pflichten zu entziehen sucht oder als säumig erfunden wird: mit aufwallender Leidenschaft züchtigt ihn der König. Aber so viele Härte, ja

Werbung zum Soldatendienste im Anfange des 18. Jahrhunderts. (Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig 1726.)



Militärstrafen im Anfange des 18. Jahrhunderts. (Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig 1726.)

Grausamkeit Friedrich Wilhelm oft hierin zeigte, er konnte darauf hinweisen, daß er selbst allen anderen an Aufopferung für den Staat vorangehe. Mit großartiger Uneigennützigkeit brachte er das Vermögen seiner Familie dar, indem er alle königlichen Schatullgüter in Staatsdomänen verwandelte. Die gesamten Ausgaben für das königliche Haus, den Hof und die Schlösser beschränkte er auf 102000 Thaler jährlich — zu einer Zeit, wo ein Ludwig XV. die Hälfte der französischen Staatseinnahmen für sich, seine Vergnügungen, Mätressen und Günstlinge ausgab, wo ein August der Starke so verschwenderische Pracht auf Kosten seines Landes entfaltete, daß man sagte, er müsse die Kunst des Goldmachens erfunden haben! Wie doppelt großartig erscheint da dieses einfache Wesen Friedrich Wilhelms I., der es ganz selbstverständlich fand, daß er nur der Verwalter, nicht aber der Nutznießer der öffentlichen Einkünfte war. Das persönliche Element, das seit dem Mittelalter noch in dem Königtume vorwaltete, ließ er gleichsam instinktiv der Staatsidee Platz machen.

Man kann sagen, jene Richtung des preußischen Staates, die Friedrich II. vollkommen ausgebildet und zu großartigen Erfolgen geführt hat, war schon von seinem Vater geschaffen. Jener hat sie erhoben, vergeistigt und vor allem zu benutzen gewußt, aber sein Vorgänger hatte sie in allen wesentlichen Punkten ausgedacht und begründet.

Wie kam es nun aber, daß Mit- und Nachwelt die bedeutenden Eigenschaften desselben verkannte, ihn nur von der übelsten Seite auffaßte? daß er sogar in seiner Familie fast nur auf Abneigung und Widerstand traf? Die Erklärung ist nicht schwer zu finden. Seine Vorzüge wirkten nur allmählich und traten in ihren Folgen langsam und zunächst beinahe unerkennbar zu Tage, während seine Schwächen und Härten dem blödesten Auge auffielen und gerade bei feineren Naturen Ärgernis und Geringschätzung erwecken mußten.

Für große Verhältnisse hatte dieser Fürst keinen Sinn. Das zeigte sich, wie wir sehen werden, in seiner äußeren Politik, das zeigte sich auch im Weltverkehr. Der preußische Seehandel ging unter seiner Regierung lediglich zurück. Das beständige Reglementieren, Hineinmischen, Abändern mußte hier den wesentlichsten Nachteil bringen; nicht ungestraft sucht man die Naturgesetze des Welthandels zu stören und zu beeinträchtigen. In Königsberg und Stettin war unter den Kaufleuten laute Klage.[1]) Ebenso erdrückten die hohen Zölle den Elbhandel: im Jahre 1728 hatte Magdeburg nur noch sieben Schiffer![2]) Des großen Kurfürsten transozeanische Gründungen in Afrika gab Friedrich

1) G. Schmoller giebt für Stettin die Berechtigung dieser Klagen, zumal während der Jahre 1713—27, vollkommen zu und belegt sie mit statistischen Zahlen. Es ist charakteristisch für den tendentiösen Standpunkt, den dieser Gelehrte seit einem Jahrzehnt einnimmt, daß er nichtsdestoweniger solche berechtigten Klagen der Stettiner Kaufmannschaft „kurzsichtige egoistische Jeremiaden" nennt. (Vgl. Jahrb. für Gesetzgebung im Deutschen Reiche, N. F. VIII (1884), Heft II, S. 51 ff.) Hatten diese Menschen doch die Ruchlosigkeit, nicht alles gut im besten aller möglichen Staaten zu finden!

2) Das. Heft IV, S. 73 f. 88 f.

Wilhelm völlig auf. Überall herrschten Zwang und Roheit; die letzten Reste der Unabhängigkeit in den städtischen Magistraten wurden zerstört. Dem Könige war sein Wille die einzige Rechtsnorm, nach der er — meist zum Schaden — oft genug in den Lauf der Justizpflege wie in das Schicksal des Individuums eingriff. Mit Zwang wurden die wohlhabenden Bürger zu ruinösen Bauten getrieben, mit Zwang die Arbeiter dazu herangebracht. Wie sollten Initiative und frischer Sinn sich in einer Verwaltung ausbilden, wo die höchsten Beamten wie die niedrigsten vor des Königs Stock zu zittern hatten, wo der Offizier alles und der Zivilist nichts galt?

Die Kunst verachtete Friedrich Wilhelm als etwas Schwächliches und Weichliches. Gegen die Wissenschaft hegte sein starr orthodoxer Geist das grimmigste Mißtrauen, da er sie für eine Anleitung zur Gottlosigkeit hielt. Er vertrieb den berühmten Philosophen Wolf wegen dessen deistischer Meinungen bei Strafe des Stranges aus Halle und gab dem großen Leibniz den halb blödsinnigen Gundling zum Nachfolger im Präsidium der Akademie der Wissenschaften. Überhaupt wußte er feinere Genüsse als ein Glas Bier und eine Pfeife Tabak nicht zu würdigen.

Gänzlich mißlang ihm seine auswärtige Politik. In den großen europäischen Komplikationen verwirrte er sich vollständig und zeigte dabei einen Mangel an frischem Mute und an Thatkraft, der mit seinem sonstigen ungestümen und trotzigen Wesen in seltsamem Widerspruche stand. Nach plötzlichem Auflodern eines bisweilen halb wahnsinnigen Jähzorns traten regelmäßig lange Erschlaffung, Bedenklichkeit, Unentschlossenheit ein, eben weil er sich hier den Verhältnissen nicht gewachsen fühlte. Vollständig planlos, ließ er sich durch die wechselnden Umstände leiten und erschien so veränderlich und unzuverlässig. Diese Schwächen übten einen um so schädlicheren Einfluß, als er eben alles selber und allein regieren wollte. Freilich, sein Gehilfe in den auswärtigen Angelegenheiten, Ilgen, hätte ihm keine großartigeren Anschauungen beizubringen vermocht: ein ängstlicher und unentschiedener Mann, in Kleinem gewandt, zu Großem unfähig. Später aber ließ derselbe König, welcher die geringste Sache in seinem Staate ordnen wollte, der jeden Widerspruch mit Wutausbrüchen aufnahm, sich in diesen Dingen von intriganten Höflingen, wie General Grumbkow, Leopold von Dessau, Seckendorf, Frau von Blaspeil, völlig umgarnen, schmählich verleiten und ausbeuten.

Drei Gesichtspunkte beherrschen im ganzen die Politik Friedrich Wilhelms I.: einmal die treue Anhänglichkeit des Reichsfürsten an das Kaiserhaus; zweitens die Rücksicht auf die Interessen seiner protestantischen Glaubensgenossen; endlich die Hoffnung, seinem Hause den Rest der Kleveschen Erbschaft, die Herzogtümer Jülich und Berg, zu verschaffen, da die kurpfälzische Linie, die jene inne hatte, im Aussterben begriffen war. Freilich hatte man hier die Ansprüche Kursachsens und des Hauses Pfalz-Sulzbach zu bekämpfen.

Nun war es aber nicht anders, als daß diese drei Gesichtspunkte immerfort miteinander in Zwiespalt gerieten. Kaiser Karl VI. zeigte sich als grund-

sätzlicher Gegner der protestantischen Reichsstände und ganz besonders Preußens und seiner Anliegen. Denn Hannover mochte dem Wiener Hofe mit den Mitteln Englands helfen, Sachsen mit den Mitteln Polens; aber die preußische Souveränität konnte dem Kaiser nur widerwärtig sein. Trotz augenblicklichen Schmeichelns war die Schärfe der österreichischen Politik fortwährend gegen Preußen gerichtet. Eine Menge dasselbe interessierender Prozesse schwebte bei dem Reichshofrate, einer Behörde, die eingestandenermaßen lediglich nach den Eingebungen der kaiserlichen Minister urteilte; sie wurden alle gegen den Vorteil Preußens entschieden. Der preußische Gesandte in Wien sah sich feindselig behandelt, im Oktober 1721 schimpflich ausgewiesen. Die Grafschaft Tecklenburg, welche Preußen rechtmäßig angekauft hatte, befahl der Kaiser dem Grafen Bentheim zu überliefern; ja er beauftragte lächerlicherweise den Bischof von Münster mit der Exekution dieses Mandats. Da drohte Friedrich Wilhelm dem Prälaten, ihm mit 40 000 Mann über den Kopf zu kommen, so daß jener es vorzog, die Exekution zu unterlassen.

Als der Kaiser in der jülichschen Frage eine nicht minder feindselige Stellung einnahm, schloß Friedrich Wilhelm sich an England-Hannover an, mit dem er schon im Oktober 1723 zu Charlottenburg ein Freundschafts- und Verteidigungsbündnis einging; jenes versprach darin ausdrücklich seine Unterstützung zur Erlangung der jülichschen Erbschaft. Je trotziger und feindseliger Karl VI., auf die spanische Hilfe bauend, gegen die protestantischen Interessen auftrat, um so enger schlossen sich die beiden großen evangelischen Häuser Hannover und Brandenburg aneinander. Dazu kamen blutige Ereignisse in Polen, welche deren Zusammenwirken um so notwendiger erscheinen ließen.

Wir wissen bereits,[1] in wie völlig zerrüttetem Zustande Polen aus dem Nordischen Kriege hervorgegangen war. König August II. hatte nach seiner Wiederherstellung denn auch kein Bedenken getragen, über das Gebiet der Republik wie über ein fremdes Land Teilungsverhandlungen mit Preußen, Österreich und Rußland einzuleiten, wobei er ein möglichst großes Stück als absolut zu regierenden Erbstaat herauszuschlagen suchte. Schließlich fehlte es freilich zur Ausführung solcher Entwürfe ihm sowohl wie seinem Minister Flemming an dem nötigen Mute. Inzwischen bildete sich aber gegen ihn im Stillen eine furchtbare Bewegung. Der Adel war entrüstet darüber, daß trotz der entgegengesetzten Bestimmungen seiner beschworenen Wahlkapitulation, der sogenannten pacta conventa, der König auch nach dem Aufhören des Kriegszustandes seine sächsischen Regimenter im Lande beließ; und die Plünderungen, welche die schlecht bezahlten Soldaten sich zu schulden kommen ließen, steigerten den allgemeinen Unwillen. Kurz, der Adel trat plötzlich in Tarnogrod zu einer „Konföderation“ zusammen, überfiel die unvorbereiteten Sachsen in ihren Quartieren und machte die Unglücklichen großenteils nieder (1715). Unfähig, sich gegen die Übermacht der Widersacher zu halten, mußte August an seinen

---

1) Bd. VIII, S. 649.

Beschützer, den Zaren, appellieren. Der brachte dann einen Vergleich zustande (1716), nach welchem der König den Rest seiner Sachsen nach Hause schicken, aber auch die polnische Nationalarmee sich auf die Hälfte reduzieren lassen mußte. So verkehrt waren die Zustände, daß August in dieser Schwächung der staatlichen Kräfte ein Äquivalent für die Entlassung seiner deutschen Truppen sah! Der eigentliche Herr in Polen war eben damals schon der russische Kaiser.

Da die Gewalt nicht durchgedrungen war, wollte August II. durch Intriguen und pomphafte Feste den maßgebenden Einfluß auf den hohen Adel und damit auf das Reich ausüben. Ein üppiges, glänzendes Leben entfaltete sich am Warschauer Hofe, an dem alle Verführungskünste einer raffinierten Zivilisation sich mit der barbarischen Roheit des damaligen Sarmatentums zu schauerlichen Ausschweifungen vereinten. Der König, mit seinen zahllosen Liebschaften, gab dabei den Ton an. Wie immer bei so entnervendem Treiben, gewannen die Weiber den größten Einfluß, und es waren die schönen, intriganten Polinnen, welche hauptsächlich Ämter, Würden und Interessen des Staates in Händen hatten.

Dennoch glückte auch dieses Mittel dem Könige nicht. Uneinigkeit und Parteienkampf zerrissen das Land: einig war man nur in Verfolgung der „Dissidenten" d. h. Protestanten und griechischen Katholiken. So wurde, wie schon erwähnt,[1]) auf dem Reichstage von 1717 mit Gewalt und List deren beständige Ausschließung aus der Reichsvertretung bestimmt. Bald darauf, und zwar zu derselben Zeit, wo man sich in Sachsen zur Begehung des zweihundertjährigen Jubelfestes der Reformation rüstete, machte August den Übertritt seines ältesten Sohnes, des Kurprinzen Friedrich August, zur katholischen Religion bekannt. Die gegen das dissidentische Kirchentum gerichteten Anfeindungen und Verfolgungen nahmen seitdem von Jahr zu Jahr mehr überhand. Am schreiendsten aber trat diese Unduldsamkeit in den Vorgängen zu Tage, deren Schauplatz Thorn war.

Diese westpreußische Stadt hatte, wie Danzig und Elbing, selbst nach der Abtretung der Provinz an Polen, im Jahre 1455, ihren deutschen Charakter bewahrt und deshalb auch, wie alle benachbarten deutschen Gegenden und Orte, im sechzehnten Jahrhundert das Luthertum angenommen. Dadurch wurde freilich, als unter den Wasa der Katholizismus in Polen triumphierte, der Gegensatz zwischen diesem und den deutschen Städten Westpreußens noch wesentlich verschärft. Besonders ließ sich die Krone die Einführung der Jesuiten in diese Gemeinwesen angelegen sein, was sie endlich auch in Thorn durchsetzte. Seitdem war es um den inneren Frieden der Stadt geschehen, da die Jesuiten und ihre Schüler geflissentlich die lutherischen Bürger reizten, um einen gewaltsamen Zusammenstoß herbeizuführen, von dem sie die Ausrottung des Ketzertums in Thorn durch die polnische Staatsgewalt erhofften. Die Vorgänge

1) Bd. VIII a. a. O.

erinnern durchaus an das Benehmen der Mönche von Donauwörth im Jahre 1607.[1]) Bei einer Prozession im Juli 1724 erregten die Jesuiten durch Mißhandlung evangelischer Zuschauer und durch Steinwürfe und Schüsse auf die Menge deren Zorn, so daß dieselbe endlich in das Kollegium eindrang und hier alles zerschlug und zerstörte. Der Magistrat der Stadt beging den groben Fehler, weder etwas zum Schutze des Kollegiums noch zur ernstlichen Bestrafung der Tumultuanten zu thun. Die Jesuiten benutzten diese Umstände mit Freuden, um bei ihren mächtigen Gönnern in Warschau Klage gegen die Stadt zu erheben. Eine Kommission, an deren Spitze sich die offenkundigsten Widersacher Thorns befanden, wurde dorthin entsandt, nahm sofort gegen die Bürger und deren Obrigkeit Partei, warf sechzig Personen ins Gefängnis und wandte die Angelegenheit so, daß in den Vordergrund die durch Verbrennung einiger Marien- und Heiligenbilder angeblich geschehene Gotteslästerung und Tempelschändung trat, weil man so auf Herbeiführung von Todesurteilen rechnen konnte. Das königliche Assessorialgericht in Warschau, begierig, das deutsche Bürgertum und das Luthertum zu gleicher Zeit zu treffen, verurteilte wirklich den ersten Bürgermeister, Rösner, und den zweiten, Zernecke, denen man höchstens Nachlässigkeit vorwerfen konnte, nebst neun anderen Bürgern zur Enthauptung und zum Verluste ihrer Güter. Vergebens schritten die Könige von Preußen und Schweden und selbst katholische Mächte zu gunsten der Unglücklichen ein: mit Ausnahme Zerneckes, der begnadigt wurde, erlitten dieselben sämtlich den Tod auf dem Blutgerüste (Dez. 1724). Von den Jesuiten wurde selbstverständlich niemand bestraft, vielmehr erhielten sie von der Stadt eine ungeheure Entschädigungssumme. Außerdem mußte die Stadt die evangelische Hauptkirche an die Katholiken abtreten und das lutherische Gymnasium vor ihre Mauern verlegen.

Dieses „Thorner Blutbad" ist einer der dunkelsten Flecken auf der Geschichte Polens und rechtfertigt zum großen Teile die Feindseligkeit, welche die andersgläubigen Mächte Preußen und Rußland seitdem solcher verfolgungssüchtigen und bigotten Adelswirtschaft zeigten. Besonders ergrimmt war Friedrich Wilhelm I., dieser eifrige Protestant, der seinen Unwillen in einem direkten Schreiben an August II. nicht verhehlte. Er hielt es hoch an der Zeit, sich mit Hannover-England zum Schutze des gemeinsamen evangelischen Glaubens zu vereinigen. In solcher Stimmung traf er im Sommer 1725 mit seinem Schwiegervater Georg I. in dem Lustschlosse Herrenhausen bei Hannover zusammen. Dessen Staatssekretär des Äußeren, Townshend, gewann ihn vollends durch bündige Zusicherungen der Hilfe in der Jülicher Frage, und Frankreich kam dem preußischen Könige mit ähnlichen Anerbietungen entgegen. So trat er dem Vertrage von Hannover bei, der am 3. Sept. 1725 zwischen England, Frankreich und Preußen abgeschlossen wurde. Dem Wortlaute nach war er rein defensiver Natur. Die drei Kronen vereinigen sich zur Verteidigung

1) Bd. VII, S. 615 f.

ihrer Besitzungen und Rechte „in und außer Europa“ auf fünfzehn Jahre. Das war auf die Eroberungspläne der Spanier gemünzt. Ein besonderer Artikel verbürgte eine Lösung der Jülicher Frage völlig in preußischem Sinne.

So trat dem Wiener Bündnis mit mindestens gleichen Kräften das Hannoversche entgegen. Und England ruhte nicht, bis es letzterem noch weitere Mächte zugesellte. Dem Vorgange Preußens folgte der Landgraf von Hessen-Kassel, der, nach beliebter Art damaliger deutscher Fürsten, für reiche Hilfsgelder 12000 seiner Landeskinder an Großbritannien vermietete. Auch die Generalstaaten wurden durch Eifersucht auf die Ostendische Gesellschaft des Kaisers bewogen, dem Bunde von Hannover beizutreten. Dänemark bedurfte zu sehr des englischen Schutzes gegen die Zarin Katharina, um nicht gleichfalls sich dieser Allianz anzuschließen. Endlich fand sich auch die andere skandinavische Macht, Schweden, zu ähnlicher Stellungnahme bereit.

Die Reaktion gegen den königlichen Absolutismus, welche eine Folge der Thorheiten und Unglücksfälle Karls XII. gewesen war, hatte dieses Reich völlig dem Hochadel überliefert. Derselbe zeigte sich entschlossen, die Gunst der Umstände auszubeuten, um seine eigene Macht auf den Trümmern des Thrones zu begründen. Da er glaubte, seine Pläne unter einer weiblichen Regierung leichter verwirklichen zu können, hatte er nach Karls Tode dessen Schwester Ulrike Eleonore zur Herrscherin gewählt (1719). Indes schon im folgenden Jahre trat diese ihre Rechte an ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, ab. Einem männlichen Herrscher gegenüber meinte der Adel sich nur durch völlige Vernichtung der königlichen Macht helfen zu können. Die Souveränität kam ganz an die Reichsstände. Alle Behörden wurden diesen verpflichtet, von ihrer Ernennung alle Stellen der höheren Verwaltung und des Heeres, vom Obersten aufwärts, abhängig gemacht; jeder Angriff auf die Vollgewalt der Reichsstände ward für ein Majestätsverbrechen erklärt. Indes traten die Reichsstände ja nur verhältnismäßig selten zusammen; in der Zwischenzeit herrschte der von ihnen aus dem Hochadel erwählte Reichsrat, der nach der Mehrheit der Stimmen entschied, und in dem der König nur eben zwei Stimmen führte.

Der Reichsrat aber zeigte sich fürderhin nicht minder nichtsnutzig, als während der Minderjährigkeit Karls XII. Anstatt das Wohl des Staates zu fördern, dachte er nur an die Sonderinteressen seiner Mitglieder und zerrüttete das Land durch erbitterte Parteiungen. Auf dem Reichstage des Jahres 1726 traten sich zum erstenmal die Faktionen der „Mützen“ und der „Hüte“ gegenüber. Jene, von Arvid Horn geleitet, strebte die völlige Verwandlung des Staates in eine Adelsrepublik an und wollte, im Anschluß an Rußland, Frieden und Hebung des Handels und Gewerbfleißes herbeiführen. Die „Hüte,“ unter Leitung Karl Gyllenborgs, nannten sich die Freunde des Königs, stützten sich auf Frankreich und verfochten eine kräftige, ja kriegerische Politik, mit Rückeroberung zumal der baltischen Provinzen. Im Grunde kam es aber beiden Parteien weniger auf die Ausführung ihres angeblichen Programmes

an, als darauf, sich die Macht aus den Händen zu nehmen, die Staatseinkünfte unter die eigenen Anhänger zu verteilen und sich für möglichst günstige Bedingungen an die auswärtigen Mächte zu verkaufen. Einstweilen war England kaufkräftiger als Rußland, und trat deshalb Schweden gleichfalls dem Bündnisse von Hannover bei.

So standen die beiden Hälften Europas sich mit der Hand am Schwerte gegenüber. Jeden Augenblick erwartete man den Ausbruch eines allgemeinen Krieges. Das war die Lage im Beginne des Jahres 1726.

Viertes Kapitel.

Herstellung des Friedens durch Kardinal Fleury.

Im Dezember 1725 kam Ripperda, stolz auf die von ihm errungenen Erfolge, nach Spanien zurück. Er rühmte sich öffentlich, der Kaiser habe 150 000 Mann zu sofortigem Beginne der Feindseligkeiten bereit, und Prinz Eugen habe für den Notfall binnen sechs Monaten noch ebenso viele Streiter versprochen. Wenn der Bund von Hannover sich zu rühren wage, werde man Frankreich von allen Seiten plündern, den großen Grenadier — den König von Preußen — in einem einzigen Feldzuge aus seinem Lande jagen, und ebenso den König von England aus Hannover, während der Stuart ihn aus Großbritannien vertreiben werde. Sechs gute Freunde habe er — Ripperda —: Gott, die heilige Jungfrau, den Kaiser und die Kaiserin, den König und die Königin von Spanien. Solche Gaskonnaden brachten auf das stolze und zu nationaler Überschätzung so sehr neigende spanische Volk einen tiefen Eindruck hervor. Ripperda ward zum Lohn für seine hohen Verdienste zum Herzoge und Hauptminister ernannt. Als solcher glaubte er sich mindestens einem Alberoni ebenbürtig und bemächtigte sich so ziemlich sämtlicher Verwaltungszweige.

Er sollte aber über seine eigenen Fähigkeiten und die seiner Verbündeten bald auf das traurigste enttäuscht werden. Man hatte sich einfach gegenseitig betrogen: der Wiener Hof die Spanier durch Vorspiegelung der Vermählung Maria Theresias mit Don Carlos; Ripperda den Wiener Hof durch Zusage unbegrenzter Subsidien. Nun ließ der Kaiser nicht allein nichts von der Heirat seiner Erbin mit dem Infanten verlauten, sondern forderte auch, anstatt ein mächtiges Heer zur Verfügung Spaniens zu stellen, von diesem immerfort Geld und wieder Geld zu seinen Rüstungen. Vermochte man doch in Wien nicht einmal die 60 000 Thaler aufzubringen, welche für Herstellung der verfallenen Befestigungen von Ostende absolut notwendig waren![1]) Ripperda bemühte sich in der That mit allen Mitteln, dem erschöpften Boden Spaniens beträchtliche finanzielle Hilfsquellen zu entlocken. Da die Staatskassen völlig leer waren, legte er allen Beamten, welche einträgliche Stellen inne hatten, wegen angeblicher Unterschleife Zwangsabgaben auf; hielt die Zahlung sämt-

1) Ad. Beer, Zur Gesch. der Politik Karls VI.; a. a. O. 35.

licher Pensionen und Zinsen inne; setzte den Wert der Münzen höher; jagte eine Menge Angestellter weg, um ihre Gehälter zu ersparen. Allein diese Gewaltmaßregeln, die man mit dem Namen „Reformen“ verschönte, vermochten die Kosten zur Ausrüstung der spanischen und der kaiserlichen Armee nicht aufzubringen; anderseits erregten sie selbstverständlich in Spanien einen Sturm der Entrüstung gegen den kecken und gewissenlosen Minister und das österreichische Bündnis überhaupt, welches das Verderben des Landes herbeizuführen bestimmt schien. Schon war die Allianz ihrer Auflösung nahe, als der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf Königsegg, gewaltsam eingriff. Er stellte dem Herrscherpaare vor, daß alle Mißverständnisse und Hindernisse ausschließlich der Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit des Holländers zuzuschreiben seien; und da letzterer ohnehin bei allen Klassen der Bevölkerung verhaßt war und zahlreiche mit dem Könige vertraute Geistliche denselben schon vorher vor dem unsinnigen Treiben des Herzogs gewarnt hatten,[1]) ließ Philipp V. ihn fallen. Am 14. Mai 1726 erhielt Ripperda ein königliches Schreiben, das ihm seine Entlassung brachte, aber auch eine Pension von 3000 Pistolen zusicherte. Der Mann war jedoch ebenso feige und niederträchtig im Unglück, wie übermütig und prahlerisch unter günstigen Umständen. Er glaubte sich vom Volke und der Regierung Spaniens bedroht und beging den Verrat, sich in das Haus des englischen Gesandten zu flüchten und diesem die wunderbarsten Enthüllungen über die furchtbaren Pläne des Wiener und des Madrider Hofes zu machen, die es auf nichts weniger als auf die völlige Ausrottung der protestantischen Religion abgesehen hätten. So suchte der Schurke die englische Nation gegen dieselben Mächte, deren Diener er noch soeben gewesen war, aufzureizen. Selbstverständlich verlangte der spanische König seine Auslieferung; und als Stanhope dieselbe verweigerte, drang trotz seiner Proteste die Polizei in seinen Palast und holte Ripperda heraus. Er wurde in die Burg von Segovia eingeschlossen, wußte aber nach zweijähriger Gefangenschaft mit Hilfe einer Dienerin, die er verführt hatte, zu entkommen. Nach abenteuerlichem Leben in England und Holland trat er in den Dienst des Sultans von Marokko, nahm die mohammedanische Religion an, wie früher die katholische, schlug sich an der Spitze einer maurischen Armee gegen die Spanier, wurde besiegt und starb 1737, zweiundsiebzig Jahre alt. In seiner ungeheuerlichen Phantasterei und Selbstüberschätzung hatte er sich schließlich mit dem Gedanken getragen, eine neue Religion zu gründen, welche Christentum, Judentum und Islam in sich vereinen sollte.

Der Sturz Ripperdas hatte lediglich eine abermalige Annäherung zwischen Spanien und Österreich und eine Auffrischung der kriegerischen Absichten Elisabeths Farnese zur Folge. Der österreichische Gesandte Graf Königsegg wurde allmächtig in Madrid. Er brachte es dahin, daß der seit zwanzig Jahren als Minister des Äußeren wirkende Grimaldo, ein treuer und ver-

---

1) Lafuente, Bd. XIX.

ständiger Mann, entlassen und durch den Marques de la Paz, einen Anhänger des Kaisers, ersetzt wurde. Selbst den Beichtvater des Königs, Bermudez, welchen auch der Königin Haß bisher nicht hatte verdrängen können, brachte Königsegg zum Falle, weil er sich mit Frankreich in Verbindung gesetzt hatte. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Madrid und Paris, zwischen Wien und London wurden abgebrochen. Frankreich vermehrte sein Heer um 25 000 Soldaten und befahl die Aushebung von 60 000 Mann Miliz. England sandte Flotten nach Westindien und an die spanische Küste. Allein trotz dieser Gegenrüstungen wurden der Kaiser und sein Verbündeter durch einen bedeutenden diplomatischen Erfolg ermutigt.

Friedrich Wilhelm I. hatte bald seinen Beitritt zum hannöverschen Bunde bereut. Sein reichsfürstliches Bewußtsein machte ihm die Feindschaft gegen den Kaiser, sein deutscher Patriotismus die Hereinziehung der Franzosen in das Reich zum Vorwurfe. Außerdem fürchtete er die Russen seinen Staat überschwemmen zu sehen, ehe England und Frankreich ihm zu Hilfe kommen würden. Der Wiener Hof benutzte geschickt diese Stimmungen des Königs. Unter gleichgültigen Vorwänden sandte er den Grafen Seckendorf nach Berlin, einen Protestanten, der trotz seines Bekenntnisses zu den höchsten bürgerlichen und militärischen Würden in Österreich aufgestiegen war, einen soldatischen Diplomaten, wie Friedrich Wilhelm I. sie liebte; dabei verbarg der Graf unter der Maske derber Biederkeit und heiterer Gemütlichkeit feinste Menschenkenntnis und rücksichtsloseste Schlauheit. Obwohl der Kaiser Jülich-Berg bereits dem pfälzischen Hause Sulzbach zugesagt hatte, versprach er nicht minder wenigstens Berg dem preußischen Könige. Unter dieser Bedingung schloß Friedrich Wilhelm mit ihm im Oktober 1726 zu Wusterhausen einen Vertrag, in welchem er die pragmatische Sanktion und die Integrität der Länder des Kaisers mit einem Heere von 10 000 Mann garantierte. Beide Mächte verhießen einander außerdem, die Thronfolge in Polen gemeinsam ordnen zu wollen.[1] Dieses Übereinkommen war ein ganz unberechtigter Abfall Friedrich Wilhelms I. von dem hannoverschen Vertrage; solch wetterwendisches Verfahren zerstörte in Europa alles Vertrauen und jede Achtung für den preußischen König.

Jedenfalls schien dieses Ereignis das Gleichgewicht zwischen den beiden feindlichen Allianzen wieder herzustellen. Um so mehr glaubte die Königin Elisabeth ihrem Hasse gegen England freien Lauf lassen zu können. Sie befahl, die englischen Schiffe mit Beschlag zu belegen, und ordnete (Januar 1727) die Belagerung Gibraltars an. Der spanische General Graf de las Torres rühmte sich, mit seinen 12 000 Mann in sechs Wochen die Festung nehmen zu können. In Wahrheit machten die Spanier, von den allernotwendigsten Ausrüstungen und Vorräten entblößt, gegen dieselbe gar keine Fortschritte, während sie durch das feindliche Feuer, Mangel und Krankheiten

1) Der Wusterhauser Vertrag ist in seiner wahren Gestalt zum erstenmal von Fr. Förster, Urkundenb. z. Gesch. Fr. Wilh. I., Bd. II, S. 159 ff. veröffentlicht worden.

die Hälfte ihres Heeres einbüßten. Mit fieberhafter Ungeduld drang Elisabeth Farnese in den Kaiser, seinen Verpflichtungen nachzukommen und loszuschlagen. Aber bald mußte sie zu ihrer höchsten Enttäuschung erkennen, daß sie unter den Mächtigen Europas mit ihrer kriegerischen Gesinnung ganz allein stand.

In den meisten Hauptstaaten nämlich hatten sich Veränderungen zugetragen, welche der Aufrechterhaltung des Friedens außerordentlich günstig waren.

In Frankreich hatte der Herzog von Bourbon sich, nachdem er die Infantin nach Spanien zurückgesandt, sofort nach einer Prinzessin umgesehen, welche dem Könige baldmöglichst Kinder geben und dabei der leitenden Stellung Bourbons nicht gefährlich sein würde. Ludwig XV. war von gefälligen Erziehern seit seiner frühesten Kindheit mit den Grundsätzen der unbedingten Macht und Selbstherrlichkeit genährt; allein der kränkliche und verdrießliche Knabe hatte daraus nur gelernt, jeder seiner Launen Folge zu leisten, nicht aber einen bestimmten und stetigen Willen zu hegen und durchzuführen. Seine Kenntnisse waren unbedeutend; dafür hatte man ihm eine außerordentliche Scheu vor den Drohungen und Lehren der Religion, zumal vor dem Teufel und der Hölle beigebracht. Die Furcht vor den ewigen Strafen hat ihn sein Leben hindurch beherrscht und lag mit seinen Leidenschaften in stetem Streite.[1]) Seine nominelle Großjährigkeit, die er nach dem Hausgesetze der französischen Könige mit vollendetem dreizehnten Lebensjahre erreichte, und seine darauf folgende Krönung in Reims (1722) hatten selbstverständlich wenig an diesem Verhältnisse geändert. Er kümmerte sich nicht im mindesten um die elementarsten Pflichten seiner Stellung und lebte nur seinen Vergnügungen, zumal der Jagd. Man war drei Jahre später davon überzeugt, daß eine geistvolle und energische Frau den jungen Monarchen völlig beherrschen würde. Madame von Prie, die Geliebte Bourbons, wandte dessen Augenmerk auf eine Prinzessin, deren Stellung ebenso bescheiden war wie ihre Geistesanlagen: die Tochter des polnischen Eintagskönigs Stanislaus Leszczinski, Maria.[2]) Sie war sieben Jahre älter, als Ludwig XV.; ihr Rang war demjenigen eines Königs von Frankreich völlig unangemessen; sie war überdies geradezu häßlich: allein eben diese Nachteile mußten sie um so dankbarer für die Urheber ihrer märchenhaften Erhöhung stimmen. Bourbon und Madame de Prie waren überzeugt, in ihr ein willenloses Werkzeug bei dem Monarchen zu finden. Was half es, daß alle Welt in Frankreich über eine Heirat murrte, welche die Tochter eines kleinen polnischen Edelmannes auf den mächtigsten Thron der Christenheit verpflanzte? Ludwig, infolge seiner Kränklichkeit noch ein völliges Kind, nahm diese Gattin ebenso gleichgültig an, wie jede andere, die man ihm vorgeschlagen hätte. Man holte sie aus dem Elsaß ab, wo ihr Vater eine Zuflucht gesucht hatte, und vermählte sie im August 1725 mit dem Könige.

Wirklich entsprach die gute, fromme Marie völlig den Hoffnungen, die

1) Richelieu, S. 271.

2) Gräfin von Ségur, La reine Marie Leckzinska (Paris 1864): eine Lobschrift, vom Standpunkte katholischer Orthodoxie, nicht ohne Verdienst der Forschung.



Maria von Polen, Königin von Frankreich.
Nach dem Kupferstiche von Jacques-Nicolas Tardieu (Cochin) (1718—1795); Originalgemälde von Jean-Marc Nattier (1685—1776).

Bourbon und seine Mätresse in sie gesetzt. Dennoch wurde deren Herrschaft bald erschüttert. Als König Ludwig XV. heranwuchs, gewann dessen Lehrer, Hercules von Fleury, Bischof von Fréjus, allmählich neben dem Herzoge von Bourbon Einfluß. Teils die Zuneigung des jungen Monarchen zu seinem Erzieher, teils sein echt absolutistischer Widerwille gegen ein von Prinzen des königlichen Hauses geübtes Regiment trug hierzu bei; der Mann seines persönlichen Vertrauens, und nicht ererbter Größe, sollte die erste Stelle im Reiche einnehmen. Heinrich von Bourbon hatte sich übrigens so unfähig gezeigt, daß die Unzufriedenheit mit seiner Verwaltung alle Klassen der Nation durchdrang. Er zeigte absolute Abhängigkeit von Madame von Prie, der Tochter eines Finanzbeamten und Gemahlin eines französischen Diplomaten, sowie von deren Geschöpf, dem Finanzmann Paris-Duverney. Er brachte alle Welt gegen sich auf durch seinen Übermut und seine Roheit; selbst die Prinzen des königlichen Hauses mißhandelte und demütigte er mit Absicht. Sein Finanzminister Dodun plünderte, obwohl kinderlos, den Staatsschatz ärger als irgend einer seiner Vorgänger seit dem berüchtigten Fouquet.[1]) Um die unersättliche Habsucht der Großen willen erdrückte man das Volk mit neuen Steuern, zu einer Zeit, wo eine völlig mißratene Ernte Elend und Hunger über das ganze Reich verbreitete. Eine schamlose Münzverfälschung steigerte die allgemeine Armut und Verzweiflung. Es kam zu förmlichen Aufständen: Banden von drei- bis vierhundert bewaffneten Frauen durchzogen in mehreren Provinzen die Dörfer und verhinderten jede Steuerentrichtung.[2]) Dazu wurden sie von den Parlamenten selbst ermuntert, welche die Erpressungen der Regierung als ungesetzlich brandmarkten. Fleury forderte den Herzog auf, Frau von Prie und Paris-Duverney aus seiner Umgebung zu entfernen, worauf dieselben natürlich den Sturz des Bischofs herbeizuführen suchten. Allein er stand fester in der Gunst des jungen Monarchen, als sie und Bourbon. Der Bischof gefiel Ludwig durch die Sanftmut seines Charakters, durch die Annehmlichkeit seines natürlichen und feinen Geistes, selbst durch den milden Klang seiner Stimme. Bourbon dagegen, ein roher, lauter, brutaler Mensch, war dem jungen Könige verhaßt.[3]) Am 11. Juni 1726 fand die Palastrevolution statt. Nachdem der König soeben auf das gnädigste den Herzog persönlich zum Abendessen eingeladen hatte, erhielt letzterer plötzlich ein Handschreiben des Herrschers, das ihn auf sein Gut Chantilly verbannte. Die Freude des Volkes war allgemein.[4]) Übrigens trug Bourbon seine Ungnade mit vieler Würde; er beschäftigte sich in Chantilly hauptsächlich mit chemischen Studien und gründete dort ein berühmtes Naturalienkabinett.[5]) Madame de Prie wurde nach der Normandie verwiesen: ihre Trauer, die Herrschaft verloren

1) Journal de Barbier, Ausg. de Villegille, I, 225. 239.
2) Lemontey, II, 257 f.
3) Voltaire, Siècle de Louis XV, Kap. XIII.
4) Barbier, I, 237.
5) Richelieu, I, 256. 265.



Ludwig XV., König von Frankreich.
Nach dem Kupferstiche von N. de Larmessin.

zu haben, war so groß, daß sie sich bald darauf durch Gift das Leben nahm.[1]) Nicht dem Namen nach, aber in Wirklichkeit wurde nun Fleury der erste Minister des jungen arbeitsscheuen Ludwig XV. Der König war sicher, daß dieser Mann nicht den Interessen einer Faktion, eines oder des anderen Zweiges der Dynastie, sondern nur den Interessen des Herrschers und des Staates dienstbar sein werde.

„Gab es jemals auf Erden einen Glücklichen," sagt Voltaire in seinem „Jahrhundert Ludwigs XV.", „so war es Fleury. Er galt als einer der liebenswürdigsten und umgänglichsten Menschen bis zu seinem dreiundsiebzigsten Jahre, und in diesem Alter, wo man sich gewöhnlich zurückzieht, gelang es ihm, als einer der weisesten geachtet zu werden. Von 1726—1742 glückte ihm alles, was er in die Hand nahm, und noch als ein beinahe Neunzigjähriger bewahrte er einen klaren, scharfsinnigen und geschäftsgewandten Geist." Geboren 1653 zu Lodève im Languedoc, hatte er sich durch Frömmigkeit und Wissen der Königin Marie Therese empfohlen. Ludwig XIV. hatte ihn wenig geliebt und nur widerwillig 1698 zum Bischof der weit entlegenen und ärmlichen Diözese Fréjus ernannt. Scherzend betitelte Fleury sich selbst: „Hercules, durch Gottes Ungnade Bischof von Fréjus." Indes war sein Benehmen in seinem Sprengel ein so wohlthätiges und musterhaftes gewesen, daß er sich die allgemeinste Achtung erwarb und selbst Ludwig XIV., von der öffentlichen Meinung beeinflußt, ihn auf dem Sterbebette zum Lehrer seines Urenkels ernannte. Sein sanfter Charakter und seine von Berechnung wohl nicht völlig freie Nachsicht machte ihn seinem königlichen Zöglinge teuer. Ruhig wartete er seine Zeit ab und hielt sich von den öffentlichen Geschäften fern, bis ihm das selbständigere Alter Ludwigs und die Fehler Bourbons den Weg zu maßgebender Stellung öffneten. Bald wurde er auch mit dem Kardinalspurpur bekleidet.

Der greise Minister war ein Gelehrter, aber mit offenem Auge für die Weltverhältnisse und mit noch ungeschwächter Kraft und Feinheit des Verstandes. Durch sein Alter, seinen geistlichen Beruf und seine innerste Neigung war er friedliebend. Zweifellos kein Genie, war er doch voller Einsicht, wohlwollend, verständig, sparsam, ein eifriger Förderer von Industrie und Handel. Die gewaltsame und mißlungene Periode der Neuerungen unter der Regentschaft hatte in den Augen des französischen Volkes das alte Regime und die alte Politik vorübergehend wieder rehabilitiert. „Wann wird man uns," hatte Fleury selber gesagt, „an Stelle der Schöngeisterei gesunden Verstand geben?" Unter dieses Kardinals sanfter und wohlwollender Leitung schlummerten die vierzig Jahre früher erwachten politischen und philosophischen Leidenschaften für zwei Jahrzehnte wieder ein. Der gesunde Menschenverstand, den er entfaltete, fand gegenüber den tollen Orgien der Orleansschen Verwaltung sowie der Unfähigkeit und Habgier Bourbons und seiner Günstlinge

1) Mém. du marquis d'Argenson (Ausg. Paris 1857), I, 205 ff.

allgemeine Zustimmung. Man war der Herrschaft der unmoralischen und regellosen Genies überdrüssig und begrüßte mit Freuden die Leitung einer weisen Mittelmäßigkeit. Auch schonte Fleury, der sich die Bildung seiner Zeit



Kardinal Fleury.
Nach dem Stich von Fr. Chereau (1680—1729); Originalgemälde von H. Rigaud (1659—1743).

in vollem Umfange zu eigen gemacht hatte, die neuen Richtungen und Kräfte, die er in ihrer Bedeutung wohl erkannte, hinreichend, um sie nicht durch allzu starken Widerspruch zu reizen. Sein Bestreben ist überall, „Eclat“ zu vermeiden, auszugleichen, keinen der sich bekämpfenden Gegensätze allzu mächtig

werden zu lassen. Damit hat er große Ergebnisse erzielt, die aber, der Natur der Dinge nach, eben nur hemmend und nicht umbildend oder gar schöpferisch wirken konnten.

Fleury hatte keinen Anteil an der gegen Spanien geübten Beleidigung gehabt, und so begann er unverzüglich Verhandlungen, um den gestörten und bedrohten Frieden wieder herzustellen und zu sichern. Nicht minder ruhebedürftig war der leitende englische Minister Walpole. Da er einerseits sein hohes Amt durchaus von dem Gesichtspunkte persönlichen Ehrgeizes und persönlicher Eitelkeit auffaßte, anderseits aber nichts vom Kriegswesen verstand, sich auch einer schwierigen und verwickelten äußeren Lage nicht gewachsen fühlte: so fürchtete er, daß die Wechselfälle eines großen europäischen Kampfes seinen Sturz herbeiführen würden. Er hätte sogar Gibraltar in Gottes Namen den Spaniern überliefert, wenn er hierüber nicht wieder den Unwillen des Parlamentes gefürchtet hätte.

Unter den Gegnern Englands und Frankreichs fühlte anderseits Kaiser Karl VI. sich immer unbehaglicher, je näher die Entscheidung kam. Die spanischen Subsidien wurden von Monat zu Monat dürftiger und hörten endlich ganz auf; ohne fremde Geldunterstützung aber war der Wiener Hof bei seiner kläglichen Finanzlage nicht imstande, einen großen auswärtigen Krieg zu führen. Dazu kam ein plötzliches Ereignis, welches den Kaiser tief entmutigte: die tödliche Erkrankung der Zarin Katharina I., die dann wirklich Mitte Mai 1727 starb. Bei der Unsicherheit der russischen Thronfolge und der russischen Verhältnisse überhaupt wurde durch diesen Todesfall dem Kaiser die Hilfe Rußlands sehr zweifelhaft. Folglich hatte Österreich gegen halb Europa nur auf den Beistand des entfernten und finanziell zerrütteten Spanien, dessen Heer sich soeben vor Gibraltar lächerlich machte, sowie des stets schwankenden und verzagten Preußenkönigs zu zählen. Solchen Gefahren glaubte der Kaiser nicht trotzen zu dürfen. Außerdem hoffte er, mit der Zeit Frankreich von den ketzerischen Seemächten ab und auf die Seite Österreichs und Spaniens hinüber ziehen, so einen Bund katholischer Großmächte bilden zu können. Er ließ deshalb vorläufig in Paris am 31. Mai 1727 mit England, Holland und Frankreich Friedenspräliminarien abschließen, die einen allgemeinen Waffenstillstand, auch für Spanien, auf sieben Jahre festsetzten und für den gleichen Zeitraum die Ostendische Kompanie suspendierten. Mit schwerem Herzen hatte der Kaiser seine Lieblingsschöpfung, sowie seine durch einen feierlichen Regierungsakt zu gunsten der Kompanie verpfändete Ehre dem Frieden zum Opfer gebracht. In Belgien erregte dieses Zurückweichen des Kaisers lebhafte Unzufriedenheit. Zunächst erlitten die Besitzer der Aktien der Ostendischen Gesellschaft bedeutende Verluste; noch schlimmer aber war die dauernde Schädigung für den Hafenort, die Seeleute, ja den ganzen Wohlstand des Landes durch das Aufhören des ausgebreiteten und gewinnbringenden ostindischen Handels. Einige Jahre — bis 1735 — hat die Gesellschaft noch heimlich, unter fremder Flagge, von Hamburg aus ihre Geschäfte fortgesetzt: der Kaiser war es, der auf Vorstellung der See-

mächte ihr dann ein definitives Ende bereitete.[1]) Diese Dinge haben in Belgien die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus tief erschüttert.

Philipp V. aber war außer sich vor Kummer, auf die Eroberung Gibraltars verzichten zu sollen. Er verschob die Ratifikation jener Präliminarien, da er hoffte, bei dem erwarteten Tode Georgs I. von England würden in diesem Reiche jakobitische Unruhen ausbrechen. Aber als nach dem Hinscheiden Georgs I. (Juni 1727) dessen Sohn Georg II. ruhig den Thron bestieg und die Minister seines Vaters im Amte beließ, der Prätendent auch nicht den mindesten Versuch auf England wagte: da gab Philipp V. gleichfalls nach. Ein höflicher Brief, den Fleury seinen jungen König an den Oheim schreiben ließ, gewann diesen völlig für seinen Neffen. Eine schwere Krankheit, welche das Leben Philipps bedrohte, brach endlich auch den Eigensinn Elisabeths Farnese: der sogenannte Akt von Pardo nahm die Präliminarien gleichfalls für den Madrider Hof an. Indes, trotz dieser scheinbaren Aussöhnung, hegten die Spanier gegen zwei Mächte fürder bitteren Groll: gegen England, das ihnen hartnäckig Gibraltar vorenthielt, und gegen den Kaiser, der sie im Stiche gelassen hatte. Nur die Hoffnung, Don Carlos doch noch mit der österreichischen Erbin vermählt zu sehen, verhinderte das spanische Königspaar am offenen Bruche mit der Wiener Regierung.

Georg II., der neue König von England (geboren 1683), hatte den Vorzug, noch in bildungsfähigen Jahren nach England gekommen zu sein und hier englische Sprache und englisches Wesen angenommen zu haben. Insofern unterschied er sich vorteilhaft von seinem Vater, mit dem er übrigens in stetem Zwiespalt gelebt hatte. Sonst war er ein kleinlicher Geist, geizig, oberflächlich, langweilig, der Bildung feindlich; dabei ausschweifend und von lieblosem und hartem Charakter; seine einzige Tugend war kriegerischer Mut. Obwohl er persönlich Walpole haßte, sah er doch ein, daß derselbe bei seinem großen Einflusse auf das Parlament unentbehrlich sei, und dessen Stellung befestigte sich nur um so mehr, als der König die deutschen Günstlinge seines Vaters, Männer und Weiber, nach Hannover zurücksandte. Der Lohn für diese Selbstaufopferung Georgs war eine regierungsfreundliche Mehrheit von vier Fünfteln in dem neuen Unterhause.

Der in den Pariser Friedenspräliminarien vorgesehene Kongreß zur Regelung aller noch vorhandenen Schwierigkeiten trat endlich im Sommer 1728 in Soissons zusammen. Allein er erwies sich als völlig unfruchtbar, da zumal Spanien wenig Lust zeigte, seine Niederlage durch einen feierlichen internationalen Vertrag zu bekräftigen. Der Kaiser wollte die italienischen Herzogtümer nicht dem spanischen Einflusse überlassen und redete deren Inhabern zu, sich zu verheiraten und ihr Geschlecht fortzusetzen. England war taub gegen alle Entschädigungsansprüche Spaniens für die Verluste, welche die englischen Flotten seinem Handel zugefügt hatten, und gegen dessen Forde-

1) Vgl. Legae a. a. O.

rung der Rückgabe Gibraltars. Ein Teil der Bevollmächtigten begab sich nach Paris, um unmittelbar mit Fleury zu unterhandeln; ein anderer kehrte an die bezüglichen Höfe zurück. Im Mai 1729 wurde der Kongreß völlig nach der französischen Hauptstadt übertragen, wo er bis zum September 1730 ein beschauliches und ergebnisloses Dasein weiter führte. Der spanische Hof suchte vielmehr sein Heil in lebhaft geführten geheimen Verhandlungen.

In Wien sah man ein, wie von dem spanischen Bündnisse so durchaus kein Nutzen zu erlangen war. Die Ostindische Kompanie hatte man aufgeben, auf spanische Hilfsgelder verzichten müssen. Um so mehr schob die kaiserliche Regierung die versprochenen spanisch-österreichischen Heiraten, die in ganz Deutschland, zumal bei den protestantischen Fürsten, den lebhaftesten Widerwillen erregten, unter allerhand Vorwänden immer weiter hinaus. Ein solches wenig gewissenhaftes Verfahren aber war um so gefährlicher, als die ehrgeizige und rachsüchtige Königin Elisabeth Farnese infolge des zunehmenden Tiefsinnes ihres Gemahls jetzt ganz selbständig der spanischen Regierung vorstand. Die Melancholie Philipps V. hatte sich derart gesteigert, daß er durchaus der Bürde der Herrschaft entledigt sein wollte; indes seine Gemahlin zwang ihn, dieselbe wenigstens dem Namen nach beizubehalten. Der Ärmste versuchte mehrmals, sich aus seinem eigenen Palaste in die Einsamkeit zu retten, wurde aber immer durch die Wachsamkeit der Königin daran verhindert. Als dieselbe einst sich auf kurze Zeit entfernt hatte, benutzte Philipp diesen Umstand, um seine eigene Abdankungsurkunde aufzusetzen und sie dem Präsidenten des Rates von Kastilien einzusenden. Elisabeth erhielt davon Kunde, forderte das Schriftstück von dem Präsidenten zurück und zerstörte es.[1]) Darauf ergab sich Philipp in sein Schicksal, den Schein der Herrschaft bewahren zu müssen, indem er alle wirkliche Macht der Königin überließ. Elisabeth aber mußte erkennen, daß ihr Lieblingswunsch von österreichischer Seite nie erfüllt werden würde. Ihren Zorn über die ihr von Karl VI. bereitete Täuschung benutzten eifrig Frankreich und England, die ihr für ihre jüngeren Söhne eine weniger glänzende, aber sichrere Ausstattung anboten. Außerdem hoffte sie noch immer, Ludwig XV. ohne Erben dahinscheiden und dann ihren Gemahl, das heißt im Grunde sich selbst den Thron Frankreichs besteigen zu sehen.[2]) Leidenschaftlich, wie sie war, sprang sie auf einmal von der österreichischen zu der westmächtlichen Allianz über, und das Ergebnis dieses Wechsels war der im November 1729 zu Sevilla zwischen Spanien, England, Frankreich und Holland abgeschlossene Vertrag.

Dieser Traktat bestand in einem unbedingten Verteidigungsbündnisse zwischen den vier Mächten. Spanien widerrief alle den österreichischen Unterthanen gewährten Handelsvorteile, die es vielmehr seinen neuen Alliierten

1) Lafuente, XIX, 98ff.

2) Man lese hierüber den äußerst merkwürdigen und lehrreichen Aufsatz Alfr. Baudrillarts nach, in dem Compte rendu de l'Acad. des sc. hist. et polit., Bd. CXXVII (1887), S. 723—742. 851—895.



Georg II., Kurfürst von Hannover, König von England.

Nach dem Kupferstiche, 1759, von C. F. Fritzsch; Originalgemälde von Francesco Carlo Rusca (1701—1769).

übertrug. Es verzichtete stillschweigend auf seine Ansprüche auf Gibraltar; dafür verbürgten die drei anderen Staaten die Nachfolge des Don Carlos in Toskana und Parma, dessen feste Plätze sofort mit sechstausend Spaniern besetzt werden sollten.

So war das Wiener Bündnis nach vierjährigem nutzlosen Bestande gänzlich zerstört, und Kaiser Karl VI. sah sein thörichtes spanisches Abenteuer durch die völlige Auflösung der Quadrupelallianz bestraft, die früher eine wirkungsvolle Garantie für die Größe und Macht Österreichs gewährt hatte. Der schöne Plan eines katholischen Dreimächte-Bundes war ebenfalls wie eine Seifenblase zerplatzt. Anstatt seine eigene Thorheit und die seiner Räte, zumal des Hofkanzlers Sinzendorf, der jenen Plan besonders begünstigt hatte, anzuklagen, zeigte der Kaiser sich über die vermeintliche Treulosigkeit Spaniens auf das äußerste entrüstet, obwohl der Bruch des Bundes eigentlich von ihm durch Verweigerung der stipulierten spanisch-österreichischen Vermählungen ausgegangen war. Er faßte den Entschluß, sich den bourbonischen Absichten auf Italien nötigenfalls mit Gewalt zu widersetzen; und hierin wurde er durch die bundesfreundliche Haltung Rußlands und Preußens bekräftigt.

Nach dem Tode Katharinas hatte, obwohl noch ein Knabe, Peter II., der Sohn des unglücklichen Alexei, den Thron bestiegen (1727). Der zwölfjährige Zar stand völlig unter der Herrschaft Menschikows, der ihn wie einen Gefangenen hielt und mit einer seiner Töchter verlobte. Menschikow dachte nur an die eigene Macht; um die Geistlichkeit zu gewinnen, gab er derselben die Verwaltung ihrer Güter zurück und ließ die von Peter dem Großen gegründeten Schulen verfallen. Den kaiserlichen Knaben aber erbitterte er durch Mißhandlungen und Kränkungen aller Art dergestalt, daß derselbe den Einflüsterungen der Führer der altrussischen Partei, der Fürsten Dolgoruki, folgte und plötzlich (September 1727) Menschikow mit seiner Familie, auch der kaiserlichen Braut, nach Sibirien verbannte. Sie sind alle dort gestorben.

Die altrussische Partei triumphierte, die Dolgoruki waren allmächtig. Die strengste Orthodoxie in der Kirche wurde wieder hergestellt, der Hof von dem der Ansteckung durch den Westen allzu ausgesetzten Petersburg nach der alten Hauptstadt Moskau verlegt. Heer und Marine ließ man absichtlich verfallen. Den jungen Kaiser suchte man durch frühzeitige Ausschweifungen willensunfähig zu machen und verlobte ihn mit einer Dolgoruki. Nur an dem österreichischen Bündnisse hielt auch diese Regierung fest.

Da starb plötzlich der arme junge Kaiser an den Blattern (30. Jan. 1730).

Der rechtmäßige, durch ausdrückliche Gesetze bezeichnete Thronerbe wäre der junge Peter von Holstein, der Sohn von Peters des Großen ältester Tochter, gewesen. Die altrussische Bojarenpartei erhob jedoch Anna Iwanowna, verwitwete Herzogin von Kurland, die *jüngere* Tochter von Peters I. idiotischem Bruder Iwan, auf den Schild. Sie hatte offenbar gar keinen Anspruch auf die Krone und mußte dafür eine äußerst beschränkende Wahlkapitulation unterschreiben, die sie von dem aus großen Adeligen und Beamten gebildeten „Hohen

Rate" ähnlich abhängig machte, wie es der König von Schweden von seinem „Reichsrate" war. Allein bald brach unter den Siegern, von denen im Grunde jeder allein herrschen wollte, Zwiespalt aus. Diesen benutzte Anna, um sich jeder Beschränkung zu entziehen; die gesamte Familie Dolgoruki mußte nun, mitsamt der zweiten Braut des verstorbenen Peter II., wie zwei Jahre vorher die Menschikows, nach Sibirien wandern. So war die Selbstherrschaft wieder hergestellt; aber waren auch ihre Formen die alten, ihr Inhalt hatte sich doch wesentlich verändert. Für Peter den Großen war sie nur Mittel gewesen, der Zweck die Umgestaltung Rußlands im Sinne europäischer Kultur. Jetzt aber ward die Selbstherrschaft in Rußland ihr eigener Zweck, die Erhaltung ihrer selbst die eigentliche Aufgabe ihrer unumschränkten Macht. Und so blieb es bis zur Regierung Katharinas II.

Anna verlegte den Sitz des Hofes wieder nach Petersburg. Mit dem Übergewicht der Altrussen war es nun vorbei, und die Fremden, die Deutschen, wurden mächtiger, als sie je gewesen. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Heinrich Ostermann, der Sohn eines Predigers zu Bochum in Westfalen. Wegen eines Duells nach Holland entflohen, war er hier mit Peter dem Großen bekannt geworden, dem der gewandte, kluge junge Mann sehr gefiel, so daß er ihn mit sich nach Rußland nahm und zu den wichtigsten Geschäften verwandte. Mit vieler Klugheit hatte er sich unter den Intriguen der beiden letzten Regierungen zu halten gewußt und sich dann der Zarin Anna völlig zur Verfügung gestellt, die ihn zum Grafen und Kabinettsminister ernannte. Auch er war ein Anhänger des österreichischen Bündnisses. Mit der Verwaltung des Kriegswesens ward Burkhard Christoph von Münnich betraut, ursprünglich ein kleiner oldenburgischer Edelmann, der in verschiedenen Heeren gedient hatte. Da er in Ingenieurwissenschaften sehr erfahren war, hatte Peter der Große ihn zur Anlegung der Seebollwerke von Kronstadt und Riga benutzt und schnell befördert; Anna erhob ihn zum Generalfeldmarschall und Präsidenten des Kriegskollegiums, als welcher er die seit dem Tode des großen Kaisers völlig verwahrloste russische Armee mit vieler Einsicht neu organisierte. Den größten persönlichen Einfluß aber übte auf Anna deren Kammerjunker Ernst Johann von Biron, Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers Namens Bühren. Der schöne stattliche Mann wußte seiner jung verwitweten Gebieterin wohl zu gefallen. Als sie Kaiserin geworden, erhob sie ihn zum Oberkammerherrn und Reichsgrafen und überschüttete ihn mit Reichtümern; aufs engste war er mit Ostermann und Münnich verbündet. Unter der Herrschaft dieser Deutschen geschah viel Löbliches; das Land wurde mit Gerechtigkeit und Ordnung regiert, und die zivilisatorischen Bestrebungen Peter des Großen mit größerer Milde, aber hinreichendem Nachdruck wieder aufgenommen.

Gut österreichisch gesinnt, wie ihre Vorgänger, verlegte Anna Iwanowna die besten russischen Regimenter zur eventuellen Unterstützung des Kaisers an die Westgrenze ihres Reiches. Allein die Hülfe der Moskoviter hätte dem Kaiser, gegenüber der Feindschaft des gesamten Westeuropa, doch nicht genügt.

Er bot deshalb alles auf, Preußen dauernd an sich zu fesseln. Plötzlich wurden alle bei dem Reichshofrate schwebenden Prozesse, bei denen Preußen beteiligt war, zu dessen Gunsten entschieden. Seckendorf erschien abermals in Berlin, um sein altes Spiel mit dem Könige wieder zu beginnen. Er



Menschikow.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

schlug demselben den Abschluß eines beständigen Bündnisses mit dem Kaiser vor, auf Grund des Anheimfalls von Berg an Preußen, anderseits der Verbürgung der pragmatischen Sanktion mit der gesamten preußischen Macht. Die preußischen Minister erklärten sich mit Eifer gegen ein solches Bündnis, welches ihrem Staate ganz bestimmte und sofortige Verpflichtungen auferlegte, während die Erledigung der Jülicher Frage noch in weiter Ferne lag und dem

Wiener Hofe tausend Möglichkeiten und Vorwände bot, sich seinem hier gegebenen Versprechen zu entziehen. Aber Friedrich Wilhelm I., in seiner kaisertreuen Gesinnung und zugleich in der Übereilung des Eigensinnes, unterzeichnete nichtsdestoweniger das Bündnis (23. Dezember 1728), das ihn der österreichischen Politik völlig unterwarf. Darüber hat er sich mit seinem Schwager Georg II. von England ganz entzweit, seine besten Minister vor den Kopf gestoßen, seine eigenen Kinder, die an der englischen Verwandtschaft hingen, gegen sich aufgebracht.

Im Vertrauen auf den Beistand Rußlands und Preußens verweigerte der Kaiser seinen Beitritt zu dem Vertrage von Sevilla und erklärte, die Zulassung von spanischen Soldaten in den italienischen Herzogtümern nicht dulden zu wollen. Als dann (Anfang 1731) durch den Tod Antonio Farneses der Thron Parmas wirklich vakant wurde, traf Karl VI. eine entscheidende Maßregel, indem er seine Truppen in dieses Herzogtum einrücken ließ. Die Sevillaner Verbündeten dagegen zeigten lediglich Uneinigkeit. Frankreich beabsichtigte, bei einem ausbrechenden Kriege Belgien für sich selbst zu erobern, was England durchaus nicht zugeben wollte; dieses wiederum gedachte, Sizilien an Spanien zu geben, ein Plan, für welchen Frankreich sich äußerst kühl zeigte. So geschah nichts, um des Kaisers Vorgehen zu hindern oder zu bestrafen. Darüber war Königin Elisabeth auf das heftigste ergrimmt und sagte sich öffentlich von dem Bündnisse von Sevilla los. Dieser kühne Schritt verfehlte nicht des Eindruckes auf Sir Robert Walpole, der freilich den Krieg mit dem Kaiser zu vermeiden, aber auch die von Spanien den Engländern gewährten Handelsvorteile zu bewahren wünschte. Als einziges Mittel, beides zu erreichen, erkannte er den Ausweg, Karls fixer Idee inbetreff der pragmatischen Sanktion zu schmeicheln. In der That erreichte hiermit sein geschickter Botschafter in Wien, Sir Thomas Robinson, vollständig das gewünschte Ziel. Im März 1731 kam zwischen dem Kaiser und England der sogenannte Zweite Wiener Vertrag zustande. Jener verpflichtete sich, der Zulassung von 6000 Spaniern in die Festungen von Toskana und Parma keinen Widerstand entgegenzusetzen, sowie die Ostendische Kompanie für immer aufzulösen; wogegen Großbritannien nur die pragmatische Sanktion gewährleistete und auch dies lediglich unter der einschränkenden Bedingung, daß die zur Erbschaft berufene Erzherzogin weder einen Prinzen aus dem Hause Bourbon noch überhaupt einen Fürsten ehelichen solle, dessen Macht das europäische Gleichgewicht stören könne. Hannover und Holland traten bald diesem Vertrage bei. Im Oktober 1731 führte eine englische Kriegsflotte die 6000 Spanier nach Italien, und bald darauf begab Don Carlos sich in sein neues Herzogtum Parma. Elisabeth Farnese aber nahm ihre Erklärung gegen das Sevillaner Bündnis wieder zurück. Die Kriegsgefahr war damit an dem geängsteten Erdteile glücklich vorübergegangen.

Der Zweite Wiener Vertrag bildet den Abschluß der langwierigen und wechselvollen Verhandlungen, die mit der Schilderhebung Alberonis im Jahre

1717 begonnen haben. Die einzige, welche endlich aus ihnen Vorteil zog, war die Königin von Spanien, die für ihren ältesten Sohn Toskana und Parma erlangt und in Besitz genommen hatte. England hatte lediglich die ihm schon im Utrechter Frieden zugestandenen Handelsvorteile aufrecht erhalten. Allein das Abkommen von 1731 war insofern für dasselbe ein verhältnismäßiger Erfolg, als dem französischen Ehrgeiz ein Riegel vorgeschoben, ihm die Eroberung Belgiens unmöglich gemacht war; als endlich König Georg II. überall als der wahre Friedensstifter gefeiert wurde. Wirklich gruppierten sich nun die Mächte wieder wie vordem: England und Holland schlossen sich dem Kaiser an. Dieser freilich hatte mit seinen politischen wie kommerziellen Plänen eine entschiedene Niederlage erlitten. Den bourbonischen Einfluß in Italien, den er mit so großer Hartnäckigkeit bekämpft, hatte er nun zulassen müssen; in Parma und Toskana wehte das Lilienbanner. Seine kühnen Pläne zur Begründung eines umfassenden belgischen Seehandels waren für immer gescheitert und damit alle Popularität verloren, die Österreich in jenem Lande besessen hatte. Die Belgier sahen sich nicht mit Unrecht als geopfert an, als Stiefkinder der österreichischen Monarchie. Nichts hatte er für diese schwere Benachteiligung erlangt als die papierne Bürgschaft der pragmatischen Sanktion durch die Seemächte und Spanien.

Dieses Hausgesetz allseitig auch im Deutschen Reiche zur Anerkennung zu bringen, war nunmehr sein hauptsächlichstes Bestreben; darüber ließ er zu seinem Unheile das Heer verfallen, von dem er 40000 Mann verabschiedete, und gab die Entwürfe zur Gründung einer Flotte vollständig auf. Während Österreichs wirkliche Macht fortwährend abnahm, gelang ihm die im Grunde ganz bedeutungslose Fortführung der pragmatischen Verhandlungen. Karl VI. hatte früher selber das Erbrecht der Töchter seines älteren Bruders Joseph I. anerkannt; sie hatten indes, bei der Errichtung der pragmatischen Sanktion, auf dasselbe eidlich verzichten müssen. Seitdem hatte sich die ältere mit dem Kurprinzen Friedrich August von Sachsen, die jüngere mit dem Kurprinzen Karl Albrecht von Bayern vermählt, und beide Prinzen bestritten lebhaft die Rechtsgültigkeit dieser Verzichtleistung. Als im Herbste 1731 der Kaiser die pragmatische Sanktion dem Reichstage zur Bestätigung vorlegte, widersprachen Sachsen, Bayern und die mit dem letzteren durch Verwandtschaft verbundenen pfälzischen Häuser auf das nachdrücklichste. Indes sie drangen nicht durch. Hauptsächlich unter dem Drucke des preußischen Einflusses übernahm der Reichstag schon im Beginne des Jahres 1732 die Bürgschaft für die pragmatische Sanktion, wogegen der Kaiser auch mit den Mitteln seiner nichtdeutschen Länder dem Reiche Schutz wider jeden Angriff verhieß. Als ob Österreich jemals das Reich, und nicht vielmehr das Reich immer jenes zu verteidigen gehabt hätte! England bestimmte dann auch Dänemark, sich der Garantie der Sanktion anzuschließen und mit Österreich und Rußland ein Verteidigungsbündnis einzugehen. „Alle diese Friedens- und Anerkennungsurkunden blieben ein Haufe Papier für die Archive. Sie geben Zeugnis für

das Vertrauen Karls VI. auf das öffentliche Recht, aber ebenso von der Buchstabenweisheit und Pedanterie seiner Ratgeber (mit Ausnahme des Prinzen Eugen, dessen Warnungen jedoch ungehört verhallten). Während die Regierung diese Verträge abschloß und Gutachten einholte, verlor sie die innere Kraft des Widerstandes und traf keinerlei Vorbereitung für die Zukunft." [1])

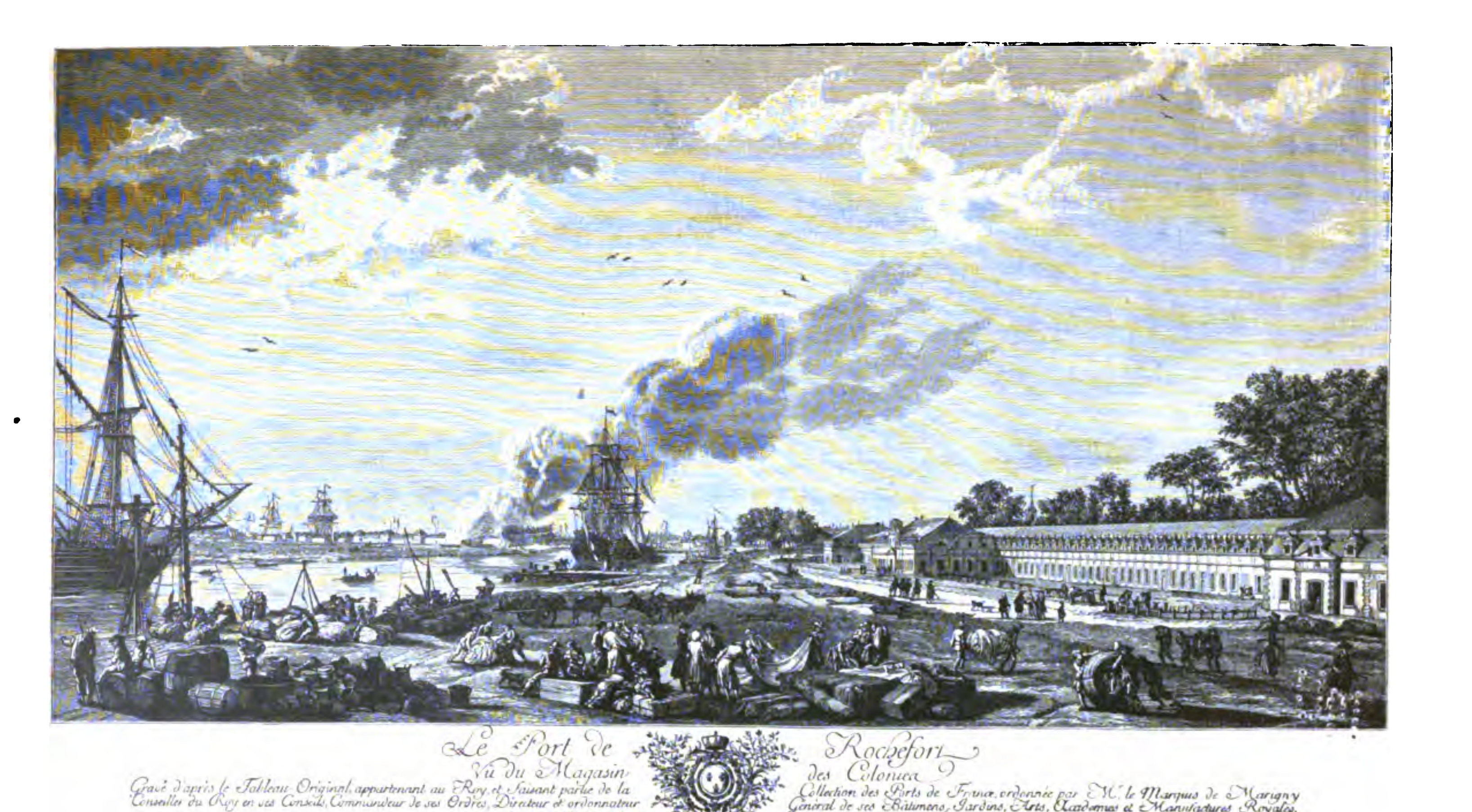
In fast gleichem Maße wie der Kaiser, war Frankreich aus den vierzehnjährigen Verhandlungen als Besiegter hervorgegangen. Sein Bestreben, sich an die Spitze eines großen europäischen Staatensystems zu stellen, war ebenso gescheitert, wie sein Versuch, das Haus Österreich vollkommen zu isolieren. Er sah vielmehr dasselbe von neuem mit einer furchtbaren Phalanx von Verbündeten umgeben. Nichtsdestoweniger machte Fleury keinen Versuch, den Zweiten Wiener Vertrag zu hintertreiben oder, nach seinem Abschlusse, umzustoßen. Dieser achtzigjährige Greis wartete mit staunenswerter Geduld die Zeit der Vergeltung ab und begnügte sich einstweilen, den Bruch mit dem spanischen Zweige des bourbonischen Königshauses zu heilen und hier das Werk Ludwigs XIV. wieder herzustellen durch ein enges Bündnis zwischen Versailles und Madrid.

Seine Hauptthätigkeit widmete Fleury den inneren Angelegenheiten seines Landes. [2])

Man dürfte nicht sagen, daß Fleury hier große schöpferische Gedanken bethätigte und wichtige Reformen durchführte. Das lag seinem Charakter wie dem Kreise seiner Befähigungen fern. Sein segensreicher Einfluß bestand vielmehr in der Aufrechterhaltung des Friedens, die bei dem fruchtbaren Boden und dem milden Klima Frankreichs und der intelligenten Arbeitsamkeit seiner Bewohner schon an sich höchst vorteilhaft wirken mußte, sowie in einer Reihe verständiger und wohlwollender Maßregeln. Vor allem führte er auf allen Gebieten der Staatsverwaltung das System einer strengen Sparsamkeit durch. Seine Feinde warfen ihm greisenhaften Geiz vor; allein für die durch sinnlose und eigennützige Verschwendung zerrütteten Finanzen Frankreichs war derselbe eine Notwendigkeit und ein unberechenbarer Gewinn. Der offiziellen Fälschung der Münzen machte er ein Ende und verstopfte dadurch eine nur allzu reichlich sprudelnde Quelle von Betrug, Aufregung und Elend. Seine Sparsamkeit gestattete ihm ferner, auf etwa zehn Millionen Livres der drückendsten Steuern zu verzichten — eine große Wohlthat für das Volk, das in Wahrheit das Doppelte jener Summe gewann durch den Wegfall der ungeheuren Kosten und Übervorteilungen, die es bei der Erhebung der Abgaben gewohnheitsmäßig zu tragen hatte. Im Jahre 1730 ernannte dann Fleury zum Generalkontrolleur (Minister) der Finanzen den würdigen Sohn jenes Marquis von Orry, der sich früher in Spanien die größten Verdienste erworben hatte. Derselbe zeigte sich den Anforderungen der Höflinge und den Durchstechereien

---

1) A. Wolf, Österreich unter Maria Theresia rc., S. 22 f.
2) Jobez, Bd. II. III.



Ansicht des Hafens von Rochefort mit dem Magazin der Kolonieen.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von C. N. Cochin (1715—1790) und J. Ph. le Bas (1707—1783); Originalgemälde von Claude Joseph Vernet (1714—1789).



der Geldleute gegenüber so unzugänglich, ja grob, daß man ihn einen Büffel nannte, der sich in die Alleen von Versailles verirrt habe. Nicht minder bemühte sich der wackere Kanzler d'Aguesseau, die unerträglichen Justizkosten zu vermindern, mit denen Richter und Advokaten das rechtsuchende Publikum erdrückten, um das Kaufgeld ihrer Ämter recht hoch zu verzinsen.

Nicht allein durch Ersparnisse, auch durch positive Schöpfungen förderte der Kardinal den Volkswohlstand. Mit allen Mitteln suchte er den Getreidebau zu ermutigen und auszudehnen. Sümpfe und Lagunen wurden ausgetrocknet und damit nicht nur Ackerland gewonnen, sondern auch ganze Distrikte von ansteckenden Krankheiten befreit. Bei Hungersnöten wurden vom Staate zahlreiche öffentliche Arbeiten veranstaltet, um den Armen Nahrung zu verschaffen. Aber vornehmlich war doch, dem Merkantilsystem gemäß, die Gunst der Regierung dem Gewerbfleiß und Handel zugewendet. Der Kanal der Pikardie, welcher Somme und Oise verbindet, wurde vollendet, die Loire in ihren Mittellauf schiffbar gemacht. Das ohnehin treffliche Wegenetz Frankreichs wurde weiter ausgebaut. Fleury gründete regelmäßige Versammlungen des Kaufmannsstandes zur Beratung seiner gemeinsamen Interessen in allen bedeutenden Handelsstädten Frankreichs. Den Edelleuten wurde der Großhandel nicht allein gestattet, sondern sie wurden zu demselben durch besondere Vergünstigungen ermuntert. Ein königlicher Handelsrat, unter dem persönlichen Vorsitze des Monarchen, vereinigte sich alle vierzehn Tage zu Beratungen, die nicht ohne den günstigsten Einfluß auf die Hebung der französischen Industrie blieben. Nach England, nach Deutschland wurde ein lebhafter Exporthandel betrieben, mit Schweden ein Handelsvertrag abgeschlossen. Schon damals entfaltete die französische Industrie dieselben Vorzüge, die sie noch heute auszeichnen: Solidität der Stoffe, Geschmack und Gefälligkeit der Arbeit und der äußeren Erscheinung bei verhältnismäßig billigen Preisen.[1]) Die Levante stand ganz unter dem Einflusse des französischen und zumal des Marseiller Handels, der überall in Kleinasien, Syrien u. s. w. seine Kontore besaß. Die französischen Kolonien in Westindien wetteiferten in reicher Entwickelung mit den englischen. Ja, die alte indische Kompanie Laws hatte sich unter Fleurys einsichtiger Dazwischenkunft zu günstigen Ergebnissen erholt. Eine englische Reisende, die vorzügliche Beobachtungsgabe besitzt, Lady Montagu, schreibt aus Dijon im Jahre 1739: „Frankreich hat solche Fortschritte gemacht, daß man es gar nicht für dasselbe Land erkennt, welches wir vor zwanzig Jahren durchreist haben. Alles, was ich sehe, spricht zum Lobe des Kardinals Fleury. Die Straßen sind alle verbessert, und gegen Wegelagerer wird so gute Wache gehalten, daß man kreuz und quer durch das Reich reisen könnte mit der Börse in der Hand. Die Franzosen sind noch mehr verändert als ihre Straßen; anstatt blasser gelber Gesichter, mit Lumpen behängt, wie wir sie früher sahen, sind die Dörfer alle voll von rotbackigen vergnügten Bauern, in guter Kleidung und reiner

---

1) Ranke, Französ. Gesch. IV (Stuttg. 1856), S. 476 f.

Wäsche. Es ist unglaublich, wie reich und zufrieden das ganze Land aussieht." Solche Zeugnisse sprechen lauter zum Lobe des Kardinals, als alle Denkmäler in Marmor oder Bronze, als alle Trompetenstöße bezahlter oder durch eitle Pracht geblendeter Schriftsteller. Unter Fleurys stiller und ruhiger Regierung wurde der Grund zu jenem Wohlstand Frankreichs gelegt, welchen alle Kriege und Revolutionen der letzten hundertundfünfzig Jahre nicht haben zerstören können.

Trotz seiner aufrichtigen katholischen Überzeugungen war Fleury ein eifriger Freund der Wissenschaften. Er sandte den großen Mathematiker Alexis Clairault nebst dem nicht minder bekannten Peter von Maupertuis nach Lappland (1736), um durch genaue Meridianmessungen die Gestalt der Erde zu bestimmen. Mit einer entsprechenden Mission wurde unter dem Äquator La Condamine beauftragt, der dabei die wichtigsten geographischen und astronomischen Entdeckungen im südlichen Amerika machte, wo er zehn Jahre weilte. Anton von Jussieu ward mit einem ganzen Generalstabe hervorragender Naturforscher nach Peru geschickt, um die Flora und Fauna der Neuen Welt zu erforschen. Die Naturwissenschaft beschäftigte übrigens nicht ausschließlich das Interesse der Regierung. Vielmehr sandte sie auch Sevin und Fourmont in den Orient, um die Bibliotheken von Konstantinopel und des Berges Athos zu durchsuchen, sowie zum Ankauf der merkwürdigen Handschriften, die sie entdecken könnten. Auch sonst erfuhr die königliche Büchersammlung in Paris beträchtliche Bereicherung. Andere Gelehrte wurden mit dem Studium der Industrie und Handwerke in England betraut. Man gründete neue Universitäten in Dijon und in Pau, eine königliche Akademie der Wundarzneikunde in Paris. Der Anstoß, welchen die offenkundige und gründliche Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen durch die Regierung der regen Intelligenz des französischen Volkes gab, hatte die günstigsten Folgen. In allen größeren Provinzialstädten traten Gelehrte und Schriftsteller zu „Akademien" zusammen, die freilich für die Nachwelt nicht viel geleistet, aber doch den wissenschaftlichen und litterarischen Sinn der gebildeten Volksklassen lebhaft angeregt haben. Zumal die Naturwissenschaften drangen tief in den Geist der Nation ein und durchtränkten denselben. Alle bedeutenden Männer, auch Voltaire, studierten sie gründlich. Sie beherrschten damals das allgemeine Interesse nicht stärker, aber ausschließlicher als jetzt.

Die Zufriedenheit der französischen Bevölkerung wurde, wenn man von den höchstgebildeten Klassen und von den stets unruhigen Einwohnern der Hauptstadt absieht, nicht gestört durch die orthodoxe und reaktionäre Politik, welche der greise Kardinal in den religiösen Fragen befolgte.

Die wichtigste derselben war der trotz aller Bemühungen Dubois' und des Regenten immer noch nicht beigelegte Streit über die Bulle Unigenitus. Er wurde erneuert, als das Provinzialkonzil von Embrun den durch seine Sittenreinheit und Einfachheit ehrwürdigen Bischof Soanen von Sénez wegen seiner Gegnerschaft wider die Bulle unter den ehrenrührigsten Ausdrücken vom Amte suspendierte. Nicht nur zwanzig der ersten Advokaten von Paris be-

stritten die Rechtmäßigkeit des Verfahrens dieses „Räuberkonziles," sondern auch zwölf Bischöfe, unter denen der Kardinal-Erzbischof Noailles der vornehmste war, legten gegen dasselbe nachdrückliche Verwahrung ein (1728). Allein Fleury ging hier mit Nachdruck vor. Den geistig ganz geschwächten Noailles, der jetzt immer die Meinung desjenigen teilte, welcher zuletzt mit ihm gesprochen, brachte der Minister bald zur Unterwerfung.[1]) Indem er dann hundert der entschiedensten Widersacher der Bulle aus dem Doktorenkolleg der Sorbonne vertrieb, bewog er dieselbe — man nannte sie seitdem spottweise „den Leichnam" — zur Annahme jener päpstlichen Urkunde. Darauf befahl ein königliches Dekret Gleiches sämtlichen Geistlichen Frankreichs (März 1730). Das Parlament von Paris protestierte; man ging so weit, zu sagen, daß die Annahme der Bulle so viel bedeute, als dem Könige das Szepter aus den Händen reißen. Allein Ludwig hielt im Parlamente ein sogenanntes „Justizlager" ab, d. h. eine feierliche Versammlung, wo er mit den Pairs des Reiches präsidierte, und wo sein Wille ohne weiteres Gesetz war: da befahl er die Eintragung der Konstitution in die Register an. So mußte das Parlament wohl weichen, zumal es wußte, das Volk interessiere sich nicht genügend für diese theologischen Spitzfindigkeiten, um ihretwillen der königlichen Gewalt offenen Widerstand zu bereiten.

Fleurys geduldige Festigkeit hatte hiermit einen Erfolg errungen, den weder Ludwigs XIV. Despotismus, noch die Gewandtheit Dubois' hatten davontragen können. Die allgemeine und endgültige Annahme der Konstitution Unigenitus bedeutete selbstverständlich die Niederlage und Verdammung der Jansenisten. Fleury duldete keinen Priester, der jansenistischer Gesinnung verdächtig war: er sandte jeden in die Verbannung oder das Gefängnis. Viele Geistliche, die dieser Richtung angehörten, retteten sich nach Holland, wo die jansenistische Kirche von Utrecht unter dem Schutze der niederländischen Religionsfreiheit fortfuhr, sich in einem Metropolitankapitel und einem Erzbischof sowie den Bischöfen von Deventer und Harlem zu organisieren. Diese Prälaten haben stets die Genehmigung des Papstes zu ihrer Erhebung gefordert, den Mangel der nie gewährten Approbation aber durch Berufung an ein allgemeines Konzil ersetzt. Die französischen Jansenisten trugen reichlich zu den Bedürfnissen dieser ihrer Kirche bei. Die beständige Verfolgung, die sie von der Regierung zu erdulden hatten, verbreitete, wie gewöhnlich, mystische Bestrebungen unter ihnen. Ein jansenistisch gesinnter Asket, der Diakon Pâris, wirkte nach seinem Tode (1727) Wunder, wie nur irgend ein rechtgläubiger Heiliger. Der Kirchhof St. Médard, wo er begraben lag, füllte sich mit Leuten aller Stände, mit Kranken aus dem höchsten Adel und selbst der Prälatur ebenso wohl, wie aus dem Volke, welche an dem Grabe des Diakonen in Verzückungen fielen und dann Heilung gefunden zu haben glaubten: feierliche

1) Ein anonymer Anschlag versprach eine Belohnung von 100 000 Livres demjenigen, der die verlorene Ehre des Erzbischofs wiederfinden würde; Barthélemy, S. 109.

Lobgesänge der unzählbaren Menge begrüßten jedes neue Wunder des jansenistischen Heiligen. Vierundzwanzig Pfarrer von Paris bezeugten vor ihrem Erzbischof deren Wirklichkeit. Die Polizeiagenten selbst machten sich zu Kolporteuren der Schriften, in denen Pâris gefeiert wurde, und ließen die von der Obrigkeit verfolgten Jansenisten durchschlüpfen.[1]) Endlich raffte sich auch hier die Regierung zu einem entscheidenden Schritte auf: im Januar 1732 ließ sie den Kirchhof St. Médard schließen. An dessen Thore fand man bald darauf folgenden Anschlag: „Im Namen des Königs! Es wird dem lieben Gott untersagt, hier Wunder zu thun.“ [2]) Die Geistlichen, die sich der „Konvulsionäre“ von St. Médard angenommen hatten, teilten das Schicksal von hunderten ihrer jansenistischen Standesgenossen, in entlegene Klöster verbannt zu werden. Allein diese Verfolgung steigerte die Exaltation der „Verzückten“ bis zur wahren Raserei. In allen Straßen von Paris fanden sich Häuser, wo sie sich zu Ehren ihres Glaubens und zur Buße ihrer Sünden den furchtbarsten freiwilligen Martern aussetzten. Besonders wurde, wie gewöhnlich, das weibliche Geschlecht von diesem religiösen Wahnsinn befallen: er schien die hysterischen Geschöpfe gegen alle Qualen unempfindlich zu machen. Sie legten sich auf glühende Kohlen, ließen schwere Gewichte auf ihren Unterleib fallen, sich an das Kreuz nageln, ihre Seiten von Degen durchstechen. Dabei predigten und prophezeiten sie. Alle Verhaftungen und Strafen, die die Obrigkeit, mit Recht, gegen diesen Unfug verhängte, blieben ohne Erfolg: bis endlich die Vernünftigen unter den Jansenisten selbst eifrig gegen ihn Verwahrung einlegten und ihn mit allen Mitteln bekämpften. Allein reiche und angesehene Parlamentsräte, wie Carré de Montgeron, ein hervorragender Naturforscher, wie La Condamine, bezeugten öffentlich ihren vollen Glauben an die Wunder, die sich am Grabe des Diakon Pâris ereignet hatten.

Wenn die Jansenisten vor Fleury keine Gnade fanden, so durften die Protestanten sicher nicht auf grundsätzliche Schonung rechnen.[3]) Indes muß man feststellen, daß Fleury hier keineswegs selber thätig war, sondern nur dem Zelotismus einiger Bischöfe und Beamten nicht genügenden Widerstand leistete. Sein milder Charakter ließ ihn auch in Glaubenssachen nicht grausam verfahren. Er antwortete wohl auf Klagen wegen zu laxer Beobachtung der gegen die Ketzer gerichteten Gesetze: „Es ist wahr, daß es ein böses Beispiel giebt, wenn man duldet, daß die Befehle des Königs umgangen oder verletzt werden; aber Sie werden zugeben, daß es auch nicht angeht, zu viele Familien zu Grunde zu richten, deren Erwerb man völlig zerstört, wenn man ihr Oberhaupt in Verhaft nimmt.“ Die Übung des protestantischen Gottesdienstes im Innern des Hauses wollte er nicht bestraft wissen; Beamte, die hiergegen nach den Gesetzen vorgingen, wagte er nicht geradenwegs zu tadeln, ermahnte

1) Barbier, II, 73.

2) De par le Roi: défense à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

3) Ch. Coquerell, Histoire des églises du désert chez les Protestants français, Bd. I (Paris 1841).

sie aber zu größerer Nachsicht. Er ließ einigen protestantischen Eltern ihre Kinder zur Erziehung im Katholizismus wegnehmen, aber nur dann, wenn jene reich genug waren, die Kosten zu tragen. Selbst die widergesetzlichen Ehen, welche die Protestanten ohne Beihilfe des katholischen Geistlichen abschlossen, duldete der Minister, um „Skandale zu verhüten, die dem Staate großen Nachteil verursachen könnten.“ Dazwischen wurde dann von Zeit zu Zeit ein reformierter Pastor, den man in seiner Verkleidung erkannt hatte, auf die Galeeren gebracht oder gehangen, die Güter einiger Réfugiés zu gunsten des Staates eingezogen. Der Klerus verlangte viel einschneidendere und allgemeinere Maßregeln, allein dazu war Fleury nicht zu bewegen. Man sieht, von grundsätzlicher Duldung oder gar von ausdrücklicher Revozierung der früheren Strafgesetzgebung ist nicht die Rede; aber Fleury läßt die letztere, soviel es an ihm liegt, in Vergessenheit geraten. Unter dieser Behandlung nahm die Zahl der neu übergetretenen Familien, die offen zu ihrem alten reformierten Bekenntnisse zurückkehrten, von Jahr zu Jahr zu, besonders im Süden, und ganz vorzüglich in ihrer alten Hochburg, dem Cevennengebirge. Man ließ sie trotz des Geschreies der Geistlichkeit gewähren, um nicht eine abermalige beträchtliche Auswanderung dieses fleißigen, achtungswerten, höchst nützlichen Bevölkerungsteiles hervorzurufen.

Es lag in Fleurys Charakter und geistlicher Stellung, daß er mit Rom in ein freundliches Verhältnis zu treten und jeden Streit mit demselben zu vermeiden suchte. Deshalb hatte er die Annahme der Bulle Unigenitus angestrebt und durchgesetzt. Anderseits dachte er aber nicht daran, mit Gewalt die gallikanischen Überzeugungen zu vernichten, die in der französischen Bevölkerung, der Geistlichkeit und zumal den höchsten richterlichen Behörden allgemein überwogen. Als Papst Benedikt XIII. seinen streitbaren Vorgänger Gregor VII. kanonisierte und der Christenheit die Verehrung dieses „Rächers der römischen Freiheit,“ dieses Bekämpfers ungerechtfertigter staatlicher Anmaßung vorschrieb, verboten die hauptsächlichsten Parlamente des Königreiches die Annahme und Beobachtung des päpstlichen Breves unter den strengsten Strafen. Der Pontifex verurteilte durch ein neues Dekret das Vorgehen zumal des Pariser Parlamentes; darauf beantragte der königliche Generalprokurator selber die Ächtung dieses römischen Schriftstückes, die auch ohne Widerstand ausgesprochen wurde. Was half der Kurie die theoretische Annahme der Konstitution Unigenitus, wenn die öffentlichen Gewalten Frankreichs nicht deren Vorschriften, sondern die alten gallikanischen Heterodoxien bethätigten?

Heftiger wurde für den Augenblick ein Streit, der im Sommer 1731 ausbrach, und der die Bevölkerung der Hauptstadt tief erregte. Das Parlament hatte einen Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris unterdrückt; dieser hatte sich gerächt, indem er eine auf die Angelegenheit bezügliche Denkschrift der hervorragendsten Advokaten für ketzerisch erklärte. Darauf stellten sämtliche Advokaten ihre Thätigkeit ein und verhinderten derart alle richterlichen Entscheidungen. Das Parlament ergriff mit Freuden diese Veranlassung, um

seine Anhänglichkeit an die gallikanischen Grundsätze kundzuthun. Im September 1731 erließ es eine Erklärung folgenden Inhalts: „Die weltliche Macht stammt unmittelbar von Gott; sie allein besitzt die materielle Strafgewalt, welche einen Zwang auf die Unterthanen des Königs ausüben kann. Es ist nicht Sache der Diener der Kirche, jener Gewalt Grenzen zu setzen. Die Vorschriften der Kirche erlangen Gesetzeskraft erst nach erlangter Billigung des Herrschers, und ihre Diener sind dem Könige und dem Parlamente für jede Beeinträchtigung der staatlichen Anordnungen verantwortlich."

Die Regierung hatte das Parlament gewähren lassen, solange es sich gegen die Anmaßung einzelner Prälaten wandte; sie hatte sogar den Bischof von Laon, der jenes beleidigt, selber bestraft. Aber sie wollte eine grundsätzliche Erklärung nicht dulden, welche den durch die Annahme der Bulle Unigenitus glücklich beendeten theoretischen Streit wieder heraufbeschwören mußte. Der Staatsrat hob deshalb den bezüglichen Beschluß des Parlamentes auf. Fleury gab nach seiner Weise den Advokaten, bei denen es sich nicht um eine Prinzipienfrage handelte, volle Genugthuung; aber dem Parlamente wollte er eine Einmischung in so bedenkliche Gegenstände, wie deren einer die Beziehungen zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht waren, nicht gestatten. Als dasselbe bei seinen Ansichten beharrte, ließ er ihm wiederholt durch den jungen Monarchen selbst die königliche Ungnade ausdrücken. Einer der eifrigsten Redner wurde verbannt, ein anderer gefangen gesetzt. Darauf reichte die Mehrzahl der Parlamentsräte ihre Entlassung ein — ein beträchtliches Opfer, da die Stellen für hunderttausende von Livres gekauft waren. Die übrigen unterbrachen wenigstens alle richterlichen Funktionen. Der Minister glaubte nicht weichen zu dürfen: auf seinen Rat beschränkte der König durch ein Dekret vom August 1732 die Befugnisse des Parlamentes und verbannte nicht weniger als 139 von dessen Räten in die Provinzen.

Der Konflikt war also in möglichster Schärfe ausgebrochen. Allein Fleury war kein Richelieu, kein Ludwig XIV. Er erschrak, als er sah, daß die öffentliche Meinung der Hauptstadt sich äußerst erregt zeigte und mit Erbitterung gegen ihn Partei nahm. Am meisten schmerzte es ihn, daß sie sogar den schönen jungen König, der bisher ihr Abgott gewesen war, rücksichtslos angriff, daß man denselben als einen schwächlichen und willenlosen Dummkopf bezeichnete. So ließ er sich von seinem alten Friedensbedürfnis wieder erfassen und lenkte den höchsten Gerichtshöfen gegenüber ein. Ein wütend ultramontaner Prälat, Erzbischof Forbin-Janson von Aix, welcher das Pariser Parlament in einem Hirtenbriefe geschmäht hatte, wurde verbannt. Nach diesem Vorspiele ließ man sämtliche exilierten Räte zurückkommen, auch diejenigen, die ihre Entlassung gegeben hatten und selbe nun gern widerriefen. Der König empfing eine Abordnung des Parlamentes höchst gnädig und bestimmte, von dem die Macht desselben beschränkenden Augustdekrete solle nicht weiter die Rede sein (Dezember 1732). Ebenso blieb der Hirtenbrief des Pariser Erzbischofes, welcher den Anlaß zum Streite gegeben hatte,

unterdrückt, während das Parlament seine Erklärung über die Grenzen der geistlichen Gewalt nicht zu widerrufen brauchte. Es war das ohne Zweifel ein Sieg des Parlamentes und der gallikanischen Grundsätze, welcher die Annahme der Konstitution Unigenitus reichlich aufwog. In diesem Sinne faßte alle Welt die Sache auf. Die öffentliche Meinung hatte sich so mächtig gezeigt, daß die Regierung ihr mehr und mehr nachgab. Sie duldete es, daß bereits am 23. Februar 1733 das Parlament die berühmten vier Sätze der Kirchenversammlung von 1682 (s. Bd. VIII, S. 430) erneuerte. Ja, dasselbe gestattete sogar, von der Bulle Unigenitus an ein zukünftiges Konzil zu appellieren. Kein Zweifel, daß damit im Grunde alle Erfolge, welche seit fünfundzwanzig Jahren die Anhänger der Konstitution mit vieler Mühe erreicht hatten, wieder in Frage gestellt wurden. Und es steht fest, daß diese Beschlüsse im Einverständnisse mit dem Hofe gefaßt worden sind, und daß der Kanzler, also des Königs Justizminister, selber an ihnen mit gearbeitet hatte.[1]) Das war ein harter Schlag für die Kurie.

Deren eifrigste Verfechter, die Jesuiten, waren in der That ein Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden. Selbst die Damen der guten Gesellschaft, die meist für den Jansenismus gewonnen waren, agitierten gegen den Orden, dessen hauptsächlichsten Gegner; die gesamte niedere Geistlichkeit war der Kompanie feindlich gesinnt. Nur die Mehrzahl der Bischöfe und die Streber unter den Hof-Abbés zeigten sich derselben günstig.[2]) Der Skandalprozeß eines Jesuitenpaters Girard, der eines seiner weiblichen Beichtkinder verführt hatte und trotzdem von weltlichen und geistlichen Behörden freigesprochen und mit Ehren überhäuft wurde, erregte die öffentliche Meinung zu leidenschaftlichem Unwillen. So bereitete sich langsam aber sicher der Sturm vor, welcher dem Dasein des Jesuitenordens nicht allein in Frankreich, sondern, unter dessen Einfluß, in der ganzen Welt ein Ende bereiten sollte.

Einen gefährlichen Widersacher fanden die Jesuiten und die positive Religion überhaupt in dem jungen Voltaire, der eine immer bedeutendere Wirksamkeit entfaltete.[3])

Der Ruhm Voltaires wurde endgültig begründet durch sein großes episches Gedicht, die „Henriade,“ das noch seiner ersten monarchischen, unpolitischen Richtung angehört. Die Verherrlichung des volkstümlichsten französischen Herrschers schuf nicht allein ein nationales Epos ersten Ranges, sondern war zugleich eine Apotheose des bourbonischen Königtums. Stil und Versbau entsprachen ebenfalls den Anforderungen der klassischen Überlieferung. Schmeichelei für die Mächtigen des Tages, unter der Form einer Vision seines Helden, verstärkt den Eindruck des Höfischen, Korrekten, welchen das Gedicht hervorbringt. Die personifizierte Wahrheit selber ist es, welche Heinrich IV. zur

1) Barbier, II, S. 5.
2) Barbier, I, 263.
3) D. F. Strauß, Voltaire (Leipzig 1870, seitdem mehrfache Auflagen). — Desnoiresterres, Voltaire et la société du XVIIIe siècle (7 Bde., Paris 1867—75).

Annahme des katholischen Glaubens bewegt. Was wollen dagegen die gelegentlichen Ausfälle des Gedichtes wider die Jesuiten sagen? Die Abneigung gegen sie wurde ja von allen Ständen, mit Ausnahme einiger hochstehender weltlicher und kirchlicher Persönlichkeiten, geteilt. Übrigens ist die Hauptschuld an den Greueln der Bürgerkriege nicht ihnen, sondern den abstrakten Genien der Zwietracht und des Krieges aufgebürdet.

Ein Zufall warf Voltaire in eine andere Richtung, machte ihn zum Apostel der religiösen und sozialen Reform. Der Herzog von Rohan, den er durch seinen scharfen Witz gereizt hatte, ließ ihn zur Strafe durchprügeln und, als der Dichter mit Rache drohte, in die Bastille einschließen. Nach kurzer Zeit wurde er zwar aus derselben entlassen, aber nach England verbannt.

Dieses Ereignis wurde in doppelter Beziehung von maßgebender Wichtigkeit für Voltaires ganzes Leben und Wirken und, man kann sagen, für die weitere geistige Entwickelung Europas. Entrüstet über die Lauheit, die er, der Niedriggeborene, in seiner Streitsache bei seinen vornehmen „Freunden" gefunden hatte, wurde er seitdem ein, freilich sehr gemäßigter, Gegner der sozialen Vorrechte. Zweitens und hauptsächlich aber eröffnete sich ihm in England eine neue Welt philosophischer und politischer Anschauungen. Er wurde durch Bolingbroke, mit dem er in Paris bekannt geworden war, in den Kreis Popes und Swifts eingeführt und hier mit der lebendigen Teilnahme dieser Männer an allen auf die Glückseligkeit, Freiheit und Aufklärung der Menschheit bezüglichen Fragen erfüllt, während die bürgerliche und Denkfreiheit, die er in England kennen lernte, seinem Geiste einen kühneren und entschiedeneren Flug verlieh. Er nahm vollständig die unter den Gebildeten Englands herrschenden deistischen Anschauungen an, und diese sowie größere soziale Freiheit auch in seinem Heimatlande zu verwirklichen, ward seitdem sein hauptsächlichstes Bestreben. Mit aufrichtiger Überzeugung und wahrer Leidenschaft, die nur äußerlich sich mit dem Panzer des Spottes und der Satire umkleideten, nahm er den Kampf gegen Ungerechtigkeit und Vorurteil auf, indem er sich übrigens in religiöser und noch mehr in politischer Beziehung durchaus innerhalb der Schranken der Mäßigung hielt. Seine Wirksamkeit mußte aber in Frankreich eine viel größere sein, als solche je einem Schriftsteller in England hätte zu teil werden können; und zwar weil die Aufmerksamkeit der englischen Nation mehr, als durch die Litteratur, durch das freie politische Leben in Anspruch genommen wurde, während letzteres in Frankreich nicht existierte. So trat für dessen lebhaftes und geistreiches Volk die Litteratur an die Stelle der politischen Beschäftigung — ein Vorgang, der ja auch in Deutschland von der Mitte des vorigen bis zu den vierziger Jahren unseres Säkulums sich geltend gemacht hat. Aber dazu kam noch ein weiteres Moment. Die große Verbreitung der französischen Sprache über ganz Europa hatte zur Folge, daß das umfassende und so mannigfaltige Talent Voltaires über die Grenzen seines Landes hinaus auf den gesamten Erdteil einen bedeutenden, anziehenden und anregenden Einfluß zu üben vermochte. Die englische Religionsphilosophie

und die englische Verfassung sind erst durch die französischen Schriftsteller auf dem Festlande bekannt und volkstümlich geworden.

Auch in betreff der politischen Zustände selbst war der Einfluß der neuen Litteratur, wie sie von Frankreich aus sich auf dem Kontinente verbreitete, für diesen viel stärker, als er je für England gewesen. Der ungemeine Aufschwung des Handels und dessen einseitige Begünstigung und Monopolisierung durch die Regierungen hatten auf dem gesamten Festlande das Kapital immer mehr in den Händen der Großhändler und Geldleute vereinigt, die über eine Fülle von Mitteln verfügten, wie sie früher ganz unerhört gewesen war, und die sich damit eine angesehene und bevorrechtete Stellung verschafften. Anderseits beutete noch immer der Adel in den meisten Ländern Europas seine Privilegien im Sinne des krassesten Eigennutzes aus, ohne — wie in England — aus den Vorrechten auch Pflichten anzuerkennen und zu bethätigen. Um so mehr versank die Masse des Volkes, zumal die auf alle Weise benachteiligte ackerbauende Klasse, welcher nur die Lasten und nicht der Segen des Staates zu teil wurden, in Armut, Roheit, Abhängigkeit. Von einem freien, selbstbewußten Bauernstande konnte damals nur in Holland und England die Rede sein, sonst war er völlig untergegangen. Aus diesem schroffen Gegensatze der wenigen, genießenden Reichen und des zahlreichen, entbehrenden Proletariats



Voltaire.
Nach dem Kupferstich, 1762, von E. Ficquet; Originalgemälde, 1736, von de la Tour.

mußten sich Kastenhaß und Umsturztendenzen entwickeln, die von der neuen, auf Zerstörung des Bestehenden gerichteten Litteratur in den unteren Schichten des Volkes genährt und immer gefährlicher entwickelt wurden.

Im Beginne des Jahres 1729 erhielt Voltaire die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte sich die englische Sprache gründlich zu eigen gemacht und dabei die Größe Shakespeares wenigstens zum Teile würdigen gelernt. Infolge dessen war er bestrebt, die größere Ungebundenheit des englischen Dramas auf das französische zu übertragen. Aus dem Exile brachte er sein Trauerspiel „Brutus“ mit, in welchem die Freiheit gegenüber der autoritativen Monarchie verherrlicht wird, und das dergestalt auf die neue Richtung seiner Thätigkeit vorbereitet. Doch griff er auch unmittelbar und mit Entschiedenheit in die Tagesangelegenheiten ein. Er veröffentlichte eine Broschüre: „Thorheit beider Teile,“ in denen er den Aberglauben der jansenistischen „Verzückten“ nicht weniger lächerlich machte, als die Herrschsucht der Jesuiten. Kühner trat er in seiner „Ode über den Fanatismus“ und in den herrlichen Versen auf, in denen er seinem Zorn beredten Ausdruck gab über die schmähliche Weise, in welcher, auf Befehl einer unduldsamen Geistlichkeit, die Reste der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur auf ungeweihtem Boden eingescharrt waren. Daneben verfaßte er, außer vielen Oden und Episteln, noch seine Biographie Karls XII., die mehr ein historischer Roman als ein wirkliches Geschichtswerk ist, aber damals durch Darstellung zeitgenössischer Ereignisse und Beurteilung vieler noch lebender Fürsten als ein Wunder an Freimut erschien. Die Regierung hatte zwar im Grunde wenig gegen den „Karl XII.“ einzuwenden, wollte jedoch nicht die Verantwortung übernehmen, dessen Erscheinen offiziell gestattet zu haben. Voltaire mußte ihn heimlich drucken lassen.

Aber alle diese Veröffentlichungen waren in ihrer religiösen und politischen Wirkung nicht zu vergleichen mit seinen „Philosophischen Briefen über die Engländer,“ die im Mai 1734 erschienen und sofort ungeheures Aufsehen erregten. Voltaires Plan war im Grunde, die Franzosen mit den gesamten geistigen Zuständen Englands bekannt zu machen, die ihnen damals, trotz der unmittelbaren Nachbarschaft und der zahlreichen freundlichen wie feindlichen Berührungspunkte, so gut wie ganz fremd waren. Unter seiner scharfen und geistreichen Feder gestaltete sich aber diese Schilderuug zu ironischem Vergleiche zwischen den englischen und den französischen Einrichtungen — Parallelen, in denen der Verfasser mit beißendem Witze die Mängel seiner Heimat geißelte. „In betreff der Sitten,“ hieß es da, „ist die englische Geistlichkeit strenger als die französische. Jenes undefinierbare Wesen, das weder geistlich noch weltlich ist, das man mit einem Worte einen Abbé nennt, ist eine in England unbekannte Gattung. Die Priester sind hier alle zurückhaltend und fast alle Pedanten. Wenn sie hören, daß in Frankreich junge Leute, die durch ihre Ausschweifungen bekannt und durch Weiberintriguen zum Bistum befördert sind, öffentlich der Liebe frönen, sich mit der Abfassung zärtlicher Verse abgeben, alle Tage feine und lange Abendessen geben und von hier in die Kirche gehen, um die Erleuchtung

durch den heiligen Geist zu erflehen, sich auch keck Nachfolger der Apostel nennen, danken sie Gott, Protestanten zu sein." Die Presbyterianer „schimpfen Babylonische Hure alle die Kirchen, wo einige Geistliche glücklich genug sind, 50 000 Livres Einkommen zu besitzen, und das Volk gutmütig genug, das zu dulden und sie Monsignor, Euer Gnaden, Eure Eminenz zu nennen." In absichtlichem Gegensatze zu der damals in Frankreich herrschenden Unduldsamkeit definierte er England als „das Land der Sekten: multae sunt mansiones in domo patris mei. Ein Engländer, als freier Mann, geht zum Himmel auf dem Wege, der ihm gefällt" ... „Wenn es in England nur eine Religion gäbe, wäre ihr Despotismus zu fürchten; wenn es ihrer zwei gäbe, würden sie sich gegenseitig die Kehle abschneiden; aber es giebt ihrer dreißig, und sie leben in Frieden und glücklich." Freilich erhält der englische Klerus auch gelegentlich seine Geißelhiebe, aber stets nur, um daran bissige Bemerkungen über die Priester im allgemeinen zu knüpfen: „Die anglikanische Geistlichkeit hat viele katholische Gebräuche beibehalten, und besonders den, die Zehnten mit sehr gewissenhafter Aufmerksamkeit einzuziehen. Sie haben auch den frommen Ehrgeiz, die Herren zu spielen: denn welcher Dorfvikar möchte nicht ein Papst sein?" Indem er England mit Rom vergleicht, sagt Voltaire: „Man hat bei den Römern nie die schreckliche Thorheit der Religionskriege gekannt; dieser Greuel war den sanften Predigern der Demut und der Geduld aufbewahrt." Aber immer wieder kommt er auf die religiöse Duldsamkeit des zeitgenössischen Britanniens zurück: „Tritt in die Börse Londons ein, diesen Platz, der achtenswerter ist als viele Höfe, dann siehst du die Vertreter aller Nationen zum Nutzen der Menschen versammelt. Dort verhandeln der Jude, der Mohammedaner und der Christ miteinander, als ob sie zur selben Religion gehörten, und geben den Namen des Ketzers nur denjenigen, die Bankerott machen."

Allein nicht nur die religiösen Zustände Englands wurden auf Kosten der französischen gerühmt; auch in der Politik wurde die Freiheit des Inselreiches weit über den Absolutismus des eigenen Vaterlandes erhoben. „Das englische Volk ist das einzige auf Erden, dem es gelungen ist, die Gewalt der Könige durch Widerstand gegen dieselben zu beschränken, und das durch immer wiederholte Anstrengungen jene weise Regierung begründet hat, wo der Fürst, allmächtig um Gutes zu wirken, nicht im stande ist, Böses zu thun, wo die Großen Einfluß haben ohne Anmaßung und ohne Unterthanen, und wo das Volk ohne Verwirrung an den öffentlichen Angelegenheiten teilhat." „Die englische Verfassung," heißt es in dem Vergleiche mit dem antiken Rom, „ist weder zu des letzteren Glanz noch zu dessen traurigem Ende bestimmt; ihre Absicht ist nicht die blendende Thorheit, Eroberungen zu machen, sondern zu verhindern, daß die Nachbarn keine machen; dieses Volk wacht nicht allein eifersüchtig über die eigene Freiheit, sondern auch über die der anderen. Die Engländer waren gegen Ludwig XIV. erbittert, ausschließlich weil sie ihn für ehrgeizig hielten. Gewiß war es schwer, die Freiheit in England zu begründen;

es bedurfte Meere von Blut, um darin das Götzenbild der despotischen Macht zu ersticken; aber die Engländer glauben ihre Gesetze nicht zu teuer erkauft zu haben. Die anderen Völker haben nicht weniger Unruhen gehabt, nicht weniger Blut vergossen, als sie; aber das Blut, das dieselben für ihre Freiheit verschwendet haben, hat nur dazu gedient, ihre Knechtschaft zu kitten.... Schließlich sehen wir auf der einen Seite Karl I., in offener Schlacht besiegt, gefangen genommen, vor Gericht gestellt, in Westminster verurteilt und enthauptet; und auf der anderen den Kaiser Heinrich VII. von seinem Kaplan beim Abendmahl vergiftet, Heinrich III. [von Frankreich] von einem Mönche erstochen, dreißig Attentate gegen Heinrich IV. geplant, mehrere ins Werk gesetzt und endlich das letzte mit dem Erfolg, Frankreich dieses großen Königs zu berauben. Wäget diese Attentate und urteilt."

Ist es nicht, als ob Voltaire sein Volk zur Revolution für die Sache der Freiheit, nach dem Muster der Engländer, hätte auffordern wollen?

Wie viel größer ist die Gleichheit der Stände, wie viel besser die Lage der unteren Klassen in England als in Frankreich! „Dort hört man nicht von hoher, mittlerer und niederer Justiz des Adels sprechen, nicht von dessen Rechte, auf dem Grunde eines Bürgers zu jagen, der selber nicht die Befugnis besitzt, auf seinem eigenen Felde einen Flintenschuß abzufeuern. Dort ist niemand, weil er Edelmann oder Priester, von der Steuerzahlung befreit; alle Auflagen werden vom Hause der Gemeinen angeordnet, das, obwohl das zweite im Range, doch das erste in der Macht ist. Niemand ist durch Abgaben beschwert, niemand beklagt sich. Des Landmanns Füße werden nicht durch Holzschuhe gedrückt, er ißt Weißbrot, ist gut gekleidet, fürchtet sich nicht, die Zahl seiner Haustiere zu vermehren oder sein Dach mit Ziegeln zu decken, aus Besorgnis, dann das nächste Jahr in der Steuer gesteigert zu werden. Man findet dort viele Bauern, die fünf- bis sechshundert Pfund Sterling Einnahme haben, und die trotzdem es nicht unter ihrer Würde halten, weiter die Erde zu bebauen, die sie bereichert hat, und auf der sie als freie Männer leben."

„Der überraschende materielle Aufschwung Englands ist zum großen Teile der Abwesenheit der lächerlichen Standesvorurteile des Kontinentes zuzuschreiben. In England fühlt sich der jüngere Sohn eines Reichsbarons keineswegs durch den Handel entehrt. Der Staatsminister Mylord Townshend hat einen Bruder, der sich damit begnügt, Kaufmann in der City zu sein. Während Mylord Oxford Großbritannien regierte, war sein jüngerer Bruder Agent in Aleppo, von wo er nicht zurückkehren wollte, und wo er gestorben ist. In Frankreich dagegen ist Marquis, wer Lust hat, und jeder, der aus seiner Provinz nach Paris kommt, die Tasche voll Geld und mit einem Namen auf ac oder ille, kann sagen: ‚Ein Mann wie ich, ein Mann von meinem Range,' und auf den Kaufmann mit tiefster Verachtung herabsehen. Der Geschäftsmann hört selber so oft mit Geringschätzung von seinem Berufe reden, daß er albern genug ist, über denselben zu erröten. Und doch weiß ich nicht, wer nützlicher für den Staat ist, der wohlgepuderte Junker, der genau die Stunde kennt,

zu welcher der König aufsteht oder zu Bette geht, und der sich die Miene der Größe giebt, indem er im Vorzimmer eines Ministers die Rolle des Sklaven spielt, oder aber der Kaufmann, welcher sein Land bereichert, aus seinem Kontor nach Surate oder Kairo Befehle erläßt und zum Glücke der Welt beiträgt."

Das waren freilich revolutionäre Ideen, welche die Verfassung und gesellschaftliche Ordnung des damaligen Frankreich von Grund aus bedrohten. Sie haben dauernd einen gewaltigen Einfluß geübt und stärker auf die weitere Entwickelung dieses Landes und der Welt gewirkt, als viele diplomatische Unterhandlungen oder lärmende Schlachten.

Gleichzeitig bekämpften die „Englischen Briefe" die gesamte Grundlage der religionsphilosophischen Ansichten der Gebildeten und Freidenkenden in Frankreich, indem sie die spiritualistischen Systeme Descartes' und Pascals angriffen. Voltaire machte hier die Franzosen mit den gewaltigen Entdeckungen Newtons bekannt und trug so dazu bei, die ganze Anschauungsweise der unterrichteten Klassen des Kontinents mit dem Geiste und den Richtungen naturwissenschaftlichen Denkens zu erfüllen. Dadurch hat er mächtig zur Verbreitung der einseitigen Vorliebe für die exakten Wissenschaften beigetragen, die, wie wir gesehen, die Signatur des achtzehnten Jahrhunderts, zumal in Frankreich, ausmacht. Aber Voltaire griff auch direkt die Lehren Descartes' an, die er als allzu willkürlich und der Wirklichkeit zu wenig entsprechend verurteilte; er wollte sie ersetzt sehen durch das System Bacons und ganz besonders Lockes, das sich ja rein auf die sinnliche Erfahrung stützt und jede Möglichkeit aprioristischer Erkenntnis leugnet. Descartes ist für ihn ein Träumer, Locke ein wahrer Weiser. Voltaire nennt Descartes und Malebranche „Klügler, welche den Roman der Seele geschrieben. Nach ihnen kam ein Weiser, der bescheiden deren Geschichte schrieb. Locke hat den Menschen die menschliche Vernunft dargelegt, wie ein ausgezeichneter Anatom die Bestandteile des menschlichen Körpers schildert. Er bedient sich überall der Fackel der Physiologie; er wagt bisweilen zu entscheiden, aber er wagt auch zu zweifeln." So wurde Voltaire der Verbreiter jener mechanischen Theorien Lockes auf dem Kontinente, die dann die gesamte „Philosophie" des romanischen Europa im achtzehnten Jahrhundert beherrscht und zum krassesten und gröbsten Materialismus geführt haben.

Aber welche auch die Meinungsverschiedenheit der Philosophen sein mag, meint Voltaire, sie sind würdiger, die Geister zu beherrschen, als es die Kirchen sind: „Weder Montaigne noch Locke, weder Bayle noch Spinoza, weder Hobbes noch Shaftsbury u. s. w., haben je die Fackel der Zwietracht in ihr Vaterland geworfen; Theologen waren es meistens, die zuerst Häupter von Sekten zu werden strebten und daraus den Ehrgeiz zogen, Parteihäupter zu werden. Ja, noch mehr: alle Bücher der Philosophen zusammen genommen werden niemals in der Welt so viel Lärm machen, wie allein der Streit der Franziskaner über die Form ihrer Ärmel und Kapuzen früher erregt hat."

Die ungeheure Wirkung, welche die „Englischen Briefe" hervorbrachten, erklärt sich, abgesehen von ihrem inneren Verdienste, durch die Stimmung der Geister in Frankreich. Man war des gleißenden Despotismus, der unfruchtbaren Willkür, der religiösen Zänkereien, der schändlichen Verderbtheit der Sitten herzlich müde. Nun hörte man hier von Gleichheit vor dem Gesetze, Freiheit des Glaubens, Selbstbestimmung der Bürger, Natürlichkeit in der poetischen Kunst reden. Eine neue, bessere Welt öffnete sich vor den Augen der Franzosen, und mit Eifer betraten sie die Wege, die Voltaire ihnen in geistreicher und anmutiger Weise vorgezeichnet hatte. Selbst fromme Geistliche, wie der Abbé Rothelin, sprachen ihm ihre enthusiastische Zustimmung aus. Aber die offiziellen Kreise konnten zu dieser Verneinung alles dessen, was bisher in Frankreich gegolten hatte, nicht schweigen. Im Juni 1734 verurteilte das Parlament „das genannte Buch, zerrissen und verbrannt zu werden, im Hofe des Justizpalastes, von der Hand des Henkers, als skandalös und verderblich für die Religion, die guten Sitten und die den Mächten gebührende Achtung." Fleury, mit dem Voltaire in persönlicher Verbindung gestanden hatte, gab ihm den Wink, Paris zu verlassen, um etwaigen Unannehmlichkeiten zu entgehen: so verbarg er sich im Schlosse seiner gelehrten und liebenswürdigen Freundin, der Marquise von Châtelet, der „göttlichen Emilie," zu Cirey in der Champagne. In diesem glänzenden und behaglichen Aufenthalte blieb er, dank dem Schutze hochstehender Freunde, unbehelligt, während seine verbotene Schrift eine heimlich gedruckte Auflage nach der anderen erlebte.

Dieselben politischen Gedanken, welche in den „Englischen Briefen" verfochten worden, fanden zur gleichen Zeit einen nicht minder bedeutenden, wenn auch ganz anders gearteten Verteidiger in einem Schriftsteller, dessen „Perserbriefe" bereits das größte Aufsehen erregt, der sich aber bis dahin hinter dem Schleier der Anonymität verborgen gehalten hatte: Montesquieu.[1]) Charles de Secondat, Baron von Montesquieu, geboren 1689 auf dem Schlosse Brède bei Bordeaux, gehörte durch seine Abstammung dem parlamentarischen Adel Südfrankreichs an. Zu fünfundzwanzig Jahren wurde er schon Rat, zwei Jahre später Präsident am Parlamente von Bordeaux. Indes als der großartige Erfolg seiner „Perserbriefe" ihm eine Bürgschaft für seinen Beruf als Schriftsteller gegeben hatte, beschloß der gewissenhafte Mann, seine hohe richterliche Stellung aufzugeben, um sich ausschließlich der Belehrung seiner Nation zu widmen (1726). In dieser Absicht unternahm er umfassende Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, überall mit Eifer und Nachdenken die politischen und sozialen Zustände erforschend. Endlich kam er nach England, das ihn nicht minder fesselte, als Voltaire. Zwei Jahre blieb er in diesem Lande, wo man den vornehmen und bereits berühmten Franzosen auf jede Weise ehrte, und dessen Geist und Verfassung er viel

---

1) Vian, Hist. de Montesquieu, sa vie et ses ouvrages (Paris 1878). — Alb. Sorel, Montesquieu (ebendas. 1887).

gründlicher und eingehender erfaßte, als Voltaire. Er entledigte sich hier vollständig der Vorurteile und der Einseitigkeit der damaligen Franzosen und erhob sich in seinen vergleichenden staatswissenschaftlichen Forschungen zu einer bisher unerhörten Freiheit und Größe in der Anschauung der politischen Verhältnisse. Kaum war er auf sein väterliches Schloß zurückgekehrt, als er, eine erste Frucht seiner Reisen und seines Nachdenkens, gleichfalls im Jahre 1734



Montesquieu.
Nach dem Kupferstich von Aug. de St. Aubin; Original von demselben.

Montesquieu

seine „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer“ veröffentlichte, und zwar Vorsichts halber in Holland. In diesem überall geistvollen, originalen, wahrhaft philosophischen, wenn auch in den geschichtlichen Einzelheiten nicht immer sorgfältigen Werke wollte Montesquieu an dem Beispiele des römischen Volkes alle Nationen, die ganze zivilisierte Menschheit belehren, und ganz besonders seine eigenen Landsleute. Er geißelte

darin auf das schärfste die verruchten Mittel, deren sich die Despoten zur Vernichtung des natürlichen Freiheitstriebes und der Menschenwürde bedienen. Er zeigte, daß die viel gerühmte Ordnung absoluter Regierungen im Grunde „eine dauernde Knechtschaft ist; denn in einem freien Staate, in dem man die despotische Herrschaft gründet, heißt Regel alles, was die unbegrenzte Gewalt eines einzigen fördert, und nennt man Verwirrung, Zwist, schlechte Verwaltung alles, was die ehrenhafte Freiheit der Unterthanen zu bewahren imstande ist." Er enthüllte die Mittel, deren sich der Absolutismus bedient, indem er anführte, wie Cäsar den Sold seiner Legionäre verdoppelte, und wie Caracalla „den Rat befolgte, den ihm sein Vater auf dem Sterbebette gegeben hatte, die Kriegsleute zu bereichern und mit allen anderen kurzen Prozeß zu machen." Er wagte es, den Umsturz einer freien Verfassung für ein todeswürdiges Verbrechen zu erklären und die Ermordung Cäsars zu rechtfertigen. Er geißelte den Zustand Frankreichs, wenn er von dem kaiserlichen Rom sagte: „Der Arbeiter, der Soldat, der Kaufmann, der Richter, der Adelige bilden nur eine Einheit, weil die einen die anderen widerstandslos unterdrücken, und wenn man in einem despotischen Lande Einheit erblickt, so sind dort nicht Bürger vereint, sondern tote Körper, die nebeneinander beigesetzt sind."

Aber Montesquieu begnügte sich nicht mit Deklamationen gegen die Tyrannei: seine geschichtliche Anschauung war zu tief und zu umfassend, als daß er nicht mehr auf den Grund der Dinge gegangen wäre. Er schrieb die Verantwortlichkeit nicht einzelnen, er schrieb sie den inneren Zuständen der Völker selbst zu. „Nicht der Zufall," sagt er, „beherrscht die Welt; das beweisen die Römer, die sich einer langen Reihe von Glücksfällen erfreuten, solange sie sich nach einem sicheren Plane regierten, und eine ununterbrochene Folge von Mißgeschick erduldeten, als sie sich in entgegengesetzter Weise aufführten. Es giebt allgemeine, teils moralische, teils physische Ursachen, die in jedem Staate thätig sind, ihn erheben, ihn erhalten oder ihn stürzen; alle Einzelereignisse sind diesen Ursachen unterworfen, und wenn der Zufall einer Schlacht, das heißt eine besondere Ursache einen Staat zu Grunde gerichtet hat, gab es eine allgemeine Ursache, die bewirkte, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht untergehen mußte. Mit einem Worte, die allgemeine Entwickelung zieht alle besonderen Zufälle nach sich."

Es ist der Gedanke der Gesetzmäßigkeit der großen historischen Vorgänge und Erscheinungen, welchen Montesquieu später im „Geiste der Gesetze" weiter entwickelt hat.

Er verurteilt auf das schärfste die Ruhm= und Eroberungssucht, auf welche das System der absoluten Monarchie Frankreichs seit Richelieu begründet war. „Man sehe doch," ruft er aus, „in der Geschichte Roms so viele kriegerische Unternehmungen, so viel vergossenes Blut, so viele zerstörte Völker, so viele Großthaten, so viele Triumphe, so viel Staatskunst, Weisheit, Klugheit, Beharrlichkeit, Mut; diesen Entschluß, alles zu unterwerfen, der so wohl ausgedacht, aufrecht erhalten und durchgeführt wurde: zu welchem Ziele hat

das alles geführt, als die Begierden von fünf bis sechs Scheusalen zu befriedigen?“ Sein Haß gegen Cäsar, dessen Nachfolger und den Cäsarismus überhaupt macht ihn nicht blind gegen die größere Schuld der Völker, die solche Tyrannei schaffen und dulden. „Ein Fürst, welcher auf eine Republik folgt, findet sich im Besitze der Allmacht eines Volkes, das sich selbst nicht zu beschränken wußte.... Hätten auch Cäsar und Pompejus wie Cato gedacht, so hätten andere gedacht, wie Cäsar und Pompejus es wirklich gethan haben, und die zum Untergange bestimmte Republik würde durch eine andere Hand vernichtet worden sein.“

Welch' große, männliche, ergreifende Lehre, diese Darlegung, daß die Nationen für ihre eigenen Schicksale selber verantwortlich sind, daß jedes Volk, wie jeder einzelne, im Grunde seines Glückes Schmied ist! Um wie viel größer und um wie viel wahrer, als die moderne, um die Gunst des Pöbels der flachen Halbbildung dienende Doktrin vieler „Geschichtsphilosophen,“ als ob einige Staatsmänner und Feldherren an allem Unheil in der Welt schuld seien! Dieser Aufruf an die Selbsthilfe wurde den Franzosen bald verständlich und hat seine Wirkung nicht verfehlt. Sie begriffen, daß ein Volk, das frei sein will und für diese Freiheit alles zu opfern bereit ist, auch sicher in den Besitz der Freiheit zu gelingen vermag; und daß anderseits Beeinträchtigung der Volksrechte, Unterdrückung und Absolutismus nur gedeihen können, wenn die Volksseele entnervt, verderbt, jeder Kraft und jedes Schwunges beraubt ist.

Montesquieus Schrift war nicht minder revolutionär als die Voltaires; trotzdem hat man den letzteren verfolgt und nicht den ersteren. Ursache dieser verschiedenartigen Behandlung ist zum Teil die verschiedenartige Stellung beider Männer. Voltaire, der damals noch arme Abkömmling eines einfachen Advokaten, hatte nicht das Recht, seine Stimme zu erheben; während Montesquieu, der Angehörige einer reichen, adeligen parlamentarischen Familie, selber zu den Privilegierten gehörte, denen im damaligen Frankreich alles erlaubt war. Aber dazu kommt noch ein anderes. Voltaires Gedanken waren im leichten, witzigen, frivolen, volkstümlichen Tone vorgetragen, und deshalb mußte sein Buch einerseits weniger Scheu erwecken, anderseits viel größere Popularität und Verbreitung erlangen, als dasjenige Montesquieus, das in ernstem, wissenschaftlichem und philosophischem Gewande auftrat. Man weiß, daß letzteres zu allen Zeiten den Behörden zu imponieren imstande gewesen ist.

Während Frankreich unter der milden Allmacht Fleurys zu schlummern schien, erschollen also die ersten Donnerschläge jenes furchtbaren Gewitters, das es zu erwecken und zu leidenschaftlicher Thätigkeit, zu umstürzenden Neuerungen zu entflammen bestimmt war. Übrigens blieb auch damals die Teilnahme an den Bestrebungen Voltaires und Montesquieus keineswegs eine rein platonische. Von dem Abbé von St. Pierre begründet, bildete sich aus Gelehrten und hochstehenden Staatsmännern eine Gesellschaft, der Club de l'Entresol genannt, welche über die öffentlichen Ereignisse mündlich und schriftlich debattierte und einen solchen Einfluß gewann, daß die fremden Höfe durch

sie auf die französische Politik einzuwirken suchten, bis endlich Fleury im Jahre 1731 es für das Geratenste hielt, sie aufzulösen.[1])

Aus den Verhandlungen dieses ersten politischen Klubs in Frankreich gingen des Marquis d'Argenson „Betrachtungen über die frühere und die jetzige Regierungsform in Frankreich" hervor. René Ludwig von Argenson war der älteste Sohn des wegen seiner Strenge und Tyrannei verhaßten Polizeipräsidenten von Paris in den letzten Jahren Ludwigs XIV. und den ersten der Regentschaft. Wer schien enger mit den Überlieferungen des alten Systems verknüpft zu sein, als der Sohn eines solchen Vaters? Auch trat er selber frühzeitig in den Staatsdienst und war in den Jahren 1720 bis 1724 Intendant der Provinz (Französisch-) Hennegau. Allein René Ludwig bewahrte sich inmitten der Intriguen und Ungerechtigkeiten, der kleinlichen Gesichtspunkte und gedankenlosen Routine der damaligen amtlichen Welt einen freien, großen, über alle Vorurteile erhabenen Sinn, einen wahrhaft staatsphilosophischen Blick. Das wollten auch die Höflinge sagen, wenn sie ihn, zum Unterschiede von seinem praktischeren und nüchterneren jüngeren Bruder Markus Peter, dem Intendanten von Paris und späteren Kriegsminister, „Argenson den Albernen" (Argenson la Bête) nannten. In seinen „Betrachtungen" giebt René Ludwig, ähnlich wie vor ihm Vauban, eine trübe Schilderung von den durchaus unnatürlichen, von Grund aus angefaulten Zuständen des damaligen Frankreich. Heilung sieht er lediglich in durchgreifender Beschränkung der ungeheuerlichen Vorteile eines anmaßenden Adels, der das Volk aussaugt und es von seinem Monarchen getrennt hält. Das Volk solle dafür mit persönlicher Freiheit und Selbstverwaltung betraut werden. Ein wahrhaft demokratisches Königtum im besten Sinne oder, wie er selber sagte, „eine Republik unter dem Schutze des Königtums" schwebte ihm als Ideal vor, aber nicht die zentralisierte Demokratie des Konventes, sondern eine fast übermäßig entwickelte kommunale und provinzielle Selbstregierung auf demokratischer Grundlage. In religiöser Beziehung sollte unbegrenzte Gewissensfreiheit herrschen. So ist dieser hohe Beamte Ludwigs XIV. in allem ein Liberaler der Jetztzeit. D'Argenson arbeitete eine völlige Verfassung in diesem Sinne aus. Freilich wagte er es nicht, seine Arbeit zu veröffentlichen; sie wurde zunächst nur handschriftlich verbreitet.

Weit gründlicher und wissenschaftlicher, als Voltaire, hat dann Maupertuis die Entdeckungen und Anschauungen Newtons in Frankreich bekannt gemacht.[2]) Peter Ludwig von Maupertuis war 1699 zu St. Malo in der Bretagne geboren. Schon frühzeitig durch seine hervorragenden mathematischen Arbeiten berühmt geworden, erwarb er sich als Vierundzwanzigjähriger einen Sitz in der Akademie. Die Hinneigung zu Newtons Ansichten ließ auch ihn, wie Voltaire und Montesquieu, die Pilgerfahrt nach England antreten (1728).

1) Über den Club de l'Entresol, der sich bei dem Abbé Alary versammelte, sehe man die Mémoires du marquis d'Argenson (Ausg. Paris 1857), I, 67 ff. 87 ff.

2) Beaumelle, Vie de Maupertuis (Paris 1856).

So sehr hing damals das geistige Leben Frankreichs von der großen Nachbarinsel ab! Nach der Heimat zurückgekehrt, bekämpfte er in mehreren Schriften das willkürliche und widerspruchsvolle Weltsystem Descartes' zu gunsten der Gravitationstheorie, wie Newton dieselbe entwickelt hatte. Die Richtigkeit derselben wurde dann durch die berühmten Expeditionen zum behufe der Gradmessung (siehe oben S. 126), an denen Maupertuis persönlich einen hervorragenden Anteil nahm, völlig bestätigt. Auch Kardinal Fleury erklärte sich für sie.

Aber Maupertuis war nicht ausschließlich Physiker. Er suchte aus seinen naturwissenschaftlichen Anschauungen ein philosophisch-religiöses System zu folgern, zu dessen Aufbau er die Schriften Lockes benutzte. In seinem „Versuch einer Kosmologie" verwirft er die auf die Wunderthätigkeit Gottes sowie auf seine allweisen Endabsichten gegründeten Argumente für dessen Dasein und folgert die Existenz eines Schöpfers lediglich aus der Notwendigkeit, daß die Bewegung der Stoffwelt ein bewegendes Prinzip zur Ursache haben müsse; dieses Prinzip aber müsse Allweisheit und Allmacht besitzen, da sich aus der wissenschaftlichen Naturbeobachtung unwiderleglich das Gesetz entwickele, daß die Natur für jeden ihrer Zwecke immer den möglichst geringen Aufwand von Mitteln verbrauche. Das waren Ideen, die bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus die französische „Philosophie" und deren Anhänger in ganz Europa — auch Friedrich den Großen — beherrschten. Eine weitere Schrift Maupertuis' knüpfte an diese metaphysische Lehre auch ein System der Sittlichkeit; es war der „Versuch einer Moralphilosophie." Dasselbe gipfelte in der Doktrin der wahren Glückseligkeit, welche wiederum in der unbeschränkten Gottes- und Nächstenliebe bestehe: eine Anschauung, die gleichfalls für das gesamte achtzehnte Jahrhundert typisch geworden ist.

Selbst die schöne Litteratur trat in den Dienst der neuen Ideen, die wie eine mächtige Flutwelle alles mit sich fortrissen. Die Trauerspiele Voltaires bedeuten im Grunde nur seine in Szene gesetzten politischen und religiösen Gedanken. Sein Beispiel nachahmend, begaben sich auch andere Dichter, wie Prevost und Destouches, nach England, um dort gesundere, einfachere und natürlichere Anschauungen und Bestrebungen, als die der Umgebung Ludwigs XIV., kennen zu lernen. Einer der thätigsten Vermitteler zwischen der englischen und der französischen Litteratur wurde jener Abbé Anton Franz Prevost d'Exiles (1697—1763). Er übersetzte nicht nur englische Romane und ahmte in seiner Zeitschrift „Das Für und das Wider" mit Glück die moralisierenden Zeitschriften Addisons und dessen Schüler nach: sondern auch seine eigenen Erzählungen, unter denen die „Geschichte des Ritters von Grieux und der Manon Lescaut" die bedeutendste ist, zeigen eine wahre und tiefe Empfindung und einen Realismus, wie sie bis dahin in der französischen Romanlitteratur unbekannt gewesen waren. Ist dieser Realismus auch keineswegs von pessimistischen Anwandlungen frei, so rechtfertigt der Verfasser solche zum guten Teile durch den Hinweis auf die verworfenen Sitten des damaligen

wachsenem Schlosse. In den höheren Schichten der Gesellschaft waltete unbedingt die französische Sprache vor. Noch 1750 konnte Voltaire sagen, er fühle sich in Deutschland wie in der Heimat, und die deutsche Sprache werde nur zu Dienern und Pferden geredet. Die Gelehrten ihrerseits hielten mit Vorliebe am Latein fest. Das Volk aber, das sich nur mühsam aus der tiefen Verrohung, in welche der dreißigjährige Krieg es gestürzt hatte, empor arbeitete, blieb jeder Art litterarischer Einwirkung verschlossen. Selbst als Schriftsteller und Dichter sich zum Besseren zu wenden begannen, fehlte ihnen noch das größere Publikum, welches sie sich vielmehr erst selbst heranzuziehen hatten.

Dieses geschah allmählich durch Wochenschriften, die von den mehrfach erwähnten verwandten Erscheinungen in England veranlaßt worden waren, in Deutschland aber an das einzige noch im Volke lebende höhere Element, das religiöse, anknüpften und damit weitere Leserkreise zu fesseln suchten. Seit dem Jahre 1713 begann das Erscheinen solcher Wochen- und Monatsschriften, besonders in dem weiter fortgeschrittenen deutschen Norden; und sie fanden so günstige Aufnahme, daß in den nächsten fünfzig Jahren mehr als 180 derartiger moralischer Zeitschriften begründet wurden. Ihre Verdienste um die Volksbildung waren nicht geringe. Hunderttausende von Menschen lernten erst an ihnen überhaupt etwas weiteres lesen, als Kalender und Katechismus. Sie verbreiteten unter dem nicht gelehrten Publikum mancherlei Kenntnisse, die es sich sonst niemals erworben hätte; sie gewöhnten ihre Leser an Nachdenken über allgemeine Fragen; sie verbesserten und reinigten den deutschen Stil: kurz, sie bildeten die erste Brücke von der Litteratur zum Publikum und übten auf beide den günstigsten Einfluß.

Die zunächst verdienstlichste unter diesen Zeitschriften waren die „Diskurse der Maler," herausgegeben von dem litterarischen Vereine, der sich um Bodmer und Breitinger scharte. Hier wurden auch schon sprachliche und ästhetische Gegenstände in den Kreis der Besprechung gezogen — ein wesentlicher Fortschritt. Aber wertvoller noch, als die, übrigens bald wieder eingegangenen, „Diskurse der Maler," war der von den angesehensten und gebildetsten Männern Hamburgs herausgegebene „Patriot." Der Segen einer freien politischen Verfassung machte sich bei dieser litterarischen Schöpfung geltend. Jene Männer bildeten, nach englischem Muster, einen Klub, in dem sie alle öffentlichen Interessen besprachen; ihre Arbeiten und Diskussionen erschienen dann in dem „Patrioten," der mit Geist und Verständnis redigiert ist, wenn sich auch seine Abhängigkeit vom Auslande allerorten zeigt. Es war natürlich, daß solche Beziehungen zu England besonders in Hamburg wirkten, einer Stadt, die mit Großbritannien in beständigem Handels- und Reiseverkehre stand. Der dichtende Senator Barth. Heinr. Brockes knüpfte die gelehrte Kunstdichtung an dieselben englischen Anregungen, die schon bei den Wochenschriften hervorgetreten waren und die auch sonst, mit zahlreichen Nachahmungen von Defoes „Robinson" und Swifts „Gulliver," die volkstümliche Unterhaltungslitteratur der Deutschen beeinflußten.

Diesen Freunden der englischen Litteratur trat mit entschiedener Vorliebe für die französische Dichtkunst gegenüber Joh. Christoph Gottsched.[1]) Geboren 1700 zu Judithen bei Königsberg, war Gottsched vor den preußischen Werbern, die in dem stattlichen Jüngling einen „langen Kerl" für Potsdam witterten, nach Leipzig entflohen. Das angeregte geistige Leben der dortigen Universität erweckte den litterarischen Ehrgeiz Gottscheds; nichts minderes beschloß er, als die deutsche Poesie und Prosa von Grund aus zu reformieren. Dabei knüpfte er, wie viele seiner Vorgänger, an die Schriftsteller des Jahrhunderts Ludwigs XIV. an, die er für die modernen Klassiker überhaupt hielt. So ist er weniger der Schöpfer einer neuen, als vielmehr der letzte Vertreter einer alten, schon überlebten Schule in der deutschen Litteratur. Verschiedene Zeitschriften, die er herausgab, und unter denen die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" die beste und auch von absolutem Standpunkte aus ganz wertvoll sind, hatten schon nichts mehr mit dem moralisierenden Journalismus gemein, sondern waren ausschließlich litterarischen Inhalts. Hier hatten Gottsched und seine Freunde das hohe Verdienst, den unnatür-



Nach dem Kupferstiche, 1739, von Joh. Mart. Bernigeroth (1713—1767); Originalgemälde von E. G. Hausmann († 1778).

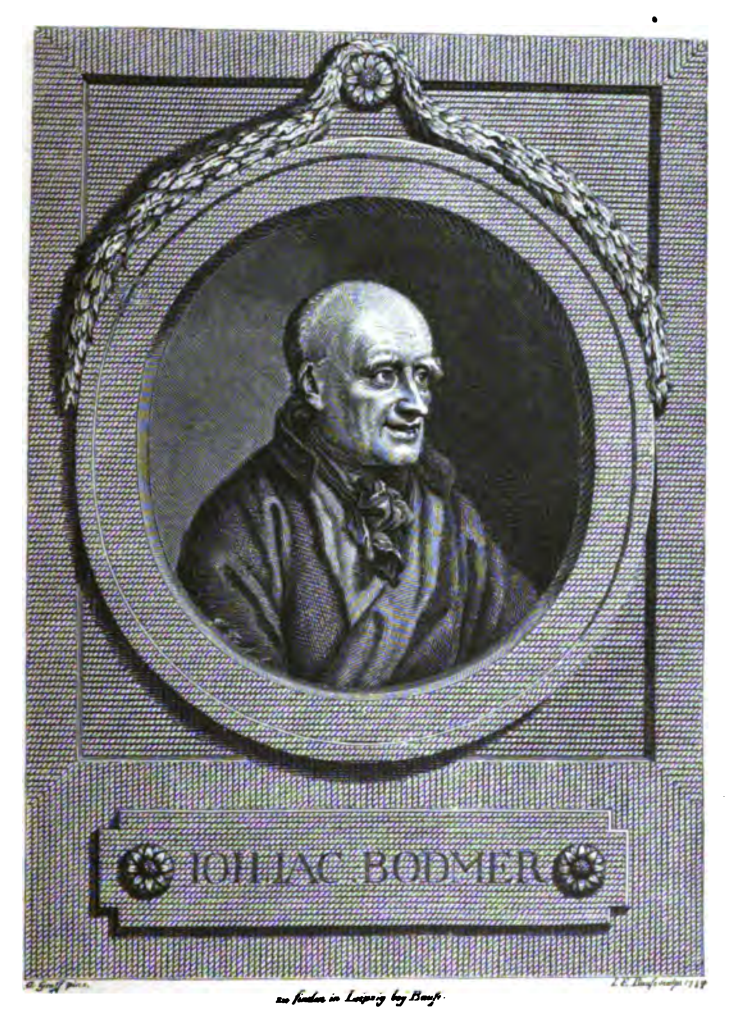
1) Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit (Leipzig 1848).

lichen und widerlichen Schwulst der zweiten schlesischen Schule mit Nachdruck bekämpft und für immer beseitigt zu haben. Von seinem Schüler Schwabe wurden dann im Beginne der vierziger Jahre, unter Beteiligung der damals besten Schriftsteller, die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ herausgegeben, die Abhandlungen über die verschiedensten nichtpolitischen Gegenstände, prosaische und poetische Erzählungen und Gedichte aller Art enthielten, denen aber bald in Gärtners „Bremer Beiträgen“ ein überlegener Wettbewerb erwuchs. So entstanden aus der moralisierenden Zeitschriftenlitteratur die kritisch-litterarische und die belletristische. Damit waren gegen Mitte des Jahrhunderts weite Kreise des Volkes zum Interesse am Schrifttum herangebildet worden, für das nun sofort eine schönere und gesegnetere Zeit anbrach.

Gottsched hat seine ästhetischen Anschauungen in seinem „Versuche einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“ (1730) zusammen gefaßt. Derselbe ist wohl schätzbar als Reaktion gegen die zweite schlesische Schule und als Anregung zum Nachdenken über die Philosophie des Schönen — aber an sich ist das Buch recht oberflächlich und eher ein Rückschritt gegen die ähnlichen Arbeiten Opitz' und Spees (s. Tl. VIII, S. 269, 270). Zwar erklärt Gottsched anfangs als Quellen der Dichtkunst Natur und Vernunft, zwar spricht er vorübergehend selbst von poetischer Einbildungs- und Schöpferkraft; doch bald verläßt er alle sonstigen Gesichtspunkte und hält sich nur an die Vernunft, d. h. trockene Vernünftelei. Herz und Gefühl, dichterische Anlage und Begeisterung sind unnötig; — wenn man recht ordentlich die Silben zählt und Reime zusammen bringt und dabei einen braven moralischen Zweck im Auge hat, dann ist man der vollendete Dichter. Als Muster pries Gottsched die französischen Klassiker an, deren wahre Verdienste er freilich keineswegs erkannte, sondern die er ganz formalistisch und mit roher Äußerlichkeit beurteilte. Man sucht neuerdings vergeblich, die seichte Pedanterie Gottscheds in ein günstigeres Licht zu stellen; der Beifall, den sein Lehrbuch während der zwei ersten Jahrzehnte nach dem Erscheinen gefunden hat, ist nur der allgemeinen Vorliebe für das Französische im damaligen Deutschland zuzuschreiben.

Rein negativer Natur ist auch das Verdienst von Gottscheds und seiner Freunde Dramen, die in der von ersterem herausgegebenen „Deutschen Schaubühne“ erschienen. Es gelang diesen Leuten, die doch vom Dichter eigentlich nichts an sich hatten und sich für die höchste und schwierigste Art der Poesie — das Drama — am wenigsten eigneten, nur eben, die albernen und zotigen Harlekinaden vom deutschen Theater zu verdrängen. Diesen unbestreitbaren Ruhm teilen sie überdies mit der von dem trefflichen Neuberschen Ehepaar geleiteten Schauspielergesellschaft. Aber sonst ist, was die Gottschedsche Gesellschaft selber schuf, flach, geistlos, unbeholfen im höchsten Grade; sogar ihre Übertragungen aus dem Französischen sind reine Zerrbilder des Originals. Unter allen Leuten Gottscheds hat auf diesem Felde nur seine Gemahlin, geborene Luise Kulmus, Witz und Originalität bewiesen, wenigstens im Lustspiel, wo sie mit scharfem und treffendem Verstande die Schwächen ihrer Zeit-

genossen geißelt. Aber gerade deshalb überwarf sie sich schließlich mit ihrem Gemahl, dessen aufgeblasene Leere sie gegen Ende ihres verhältnismäßig kurzen Lebens (geb. 1713, gest. 1762) schmerzlich erkannte.



Nach dem Kupferstiche, 1784, von J. F. Bause (1738—1814); Originalgemälde von A. Graff (1736—1813).

Mit seinen ausschließlich französierenden und vernünftelnden Bestrebungen fand Gottsched glücklicherweise lebhaften Widerspruch bei den Züricher Schriftstellern Jakob Bodmer und Jakob Breitinger, die sich ihm früher zum Kampfe gegen die „Schlesier“ angeschlossen hatten. Sie stimmten mit Gottsched in

dem Satze überein, daß alle Dichtung von der Natur ausgehen müsse; aber sie wiesen des ersteren Widerspruch mit sich selbst nach, wenn er die Vorzüge des Dichters ausschließlich aus der Vernunft folgerte. Sie behaupteten vielmehr, mit Recht, daß der Dichter eine der schöpferischen Kraft der Natur ähnliche Kraft besitzen müsse, als welche sie die Phantasie erkannten. Die beiden Schweizer waren also auf dem richtigen Wege, allein sie verfehlten doch das angestrebte Ziel aus doppelter Ursache. Einmal besaßen sie selber nicht die nötige poetische Begabung, um ihre Theorie auch verwirklichen und ins Leben einführen zu können; und dann gerieten sie auf den Irrpfad, die Dicht- der Malerkunst völlig gleichsetzen zu wollen und dadurch in die erstere ein ihr völlig unangemessenes Element zu tragen. Immerhin hatten die Schweizer auf die richtige Bahn hingedeutet, und auch darin versahen sie es nicht, daß sie der noch anlehnungsbedürftigen deutschen Litteratur, anstatt der Franzosen, die stammes- und geistesverwandten Engländer als Muster wiesen. Diese Grundsätze waren in Breitingers „Kritischer Dichtkunst“ (1739) ausgesprochen, und damit der Kampf gegen Gottsched eröffnet. Der letztere begann ihn, indem er sich höhnend über Bodmers Begeisterung für Milton aussprach.

Die Schweizer hoben den ihnen hingeworfenen Handschuh auf, und ein Jahrzehnt lang bekriegten sich die beiden Parteien mit der höchsten Erbitterung. Im Beginne des Streites hatte zweifellos der berühmte und von zahlreichen Freunden und Bewunderern umgebene Leipziger Professor die Oberhand; allein das von seinen Widersachern verfochtene Prinzip war zu wahr, zu fruchtbar, zu national, als daß die öffentliche Meinung nicht gänzlich zu letzteren übergegangen wäre. Gottsched fand sich zuletzt vereinzelt, verlassen, selbst von seiner Gattin mißachtet. Waren doch die Schweizer von einem größeren und genialeren Vorkämpfer ersetzt worden — von Lessing!

Schon vor demselben konnten sie auf Dichter hinweisen, die, ohne unmittelbar an dem Kampfe teilzunehmen, doch in ihrem Sinne die Aufgabe der Poesie erfaßten. Der Berner Albrecht von Haller (geboren 1708) hatte aus dem Studium der großen englischen Dichter die Liebe zum Denken, naturwahres Empfinden und Abscheu gegen „das geblähte und aufgedunsene Wesen“ Lohensteins, der „auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimme,“ geschöpft. Der gelehrte Naturforscher ist zugleich ein gefühlvoller Kritiker und ein philosophischer Dichter, der in gehaltvollen, ungekünstelten, prägnanten Versen die höchsten Zweifel und Gedanken des Menschengeistes mit einer bis auf ihn unbekannten Meisterschaft in der Handhabung der Sprache auszudrücken versteht.

Auch sein berühmter Zeit- und Gesinnungsgenosse, der Hamburger Friedrich von Hagedorn (geboren gleichfalls im Jahre 1708), war unter denselben englischen Eindrücken groß geworden. Ein vierjähriger Aufenthalt in London, als Sekretär des dänischen Gesandten, hat ihn halb in einen Engländer verwandelt. Indes sein leichter fröhlicher Sinn und sein gefälliges Talent lassen ihn nicht sich in ein ähnlich melancholisches und lehrhaftes Wesen verlieren, wie es Haller beherrscht hat. Hagedorn ist vielmehr der Dichter liebens-

würdiger weltmännischer Weisheit, heiterer Naturbetrachtung, gutmütiger Satire. Sein Vorbild war Horaz; er selbst wurde zum Vorbild für die Späteren, nicht nur in der Lyrik, sondern auch in der Fabelerzählung, in der er viel Anmut mit einiger Geschwätzigkeit verbindet. Hierin hat ihn, volkstümlicher,



Joh. Jakob Breitinger.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Haid (1739—1809);
Originalgemälde von J. Kasp. Fuessli (1707—1781).

aber beschränkter in Geist und Anschauung, der treffliche Gellert nachgeahmt, ein edler, reiner Charakter, dessen bescheidene, aber launige und ansprechende Schöpfungen das Entzücken und die Belehrung ganzer Generationen des deutschen Volkes ausgemacht haben. „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched,“ sagte Friedrich der Große nach seiner Zusammenkunft mit Gellert.

„Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich alles.“ Gellerts heitere Tugendlehre und von Dogmen freier Gottesglaube sind, nach Goethes Wort, für lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen geworden.

Das Durchgreifende des Umschwunges, den die zuletzt erwähnten drei Dichter in der Auffassung und der Darstellungsart der deutschen Poesie hervorbrachten, wird der flüchtigste Vergleich mit ihren Vorgängern beweisen. Diese, auch die besten, stehen uns wie Reste einer vergangenen Welt fremd gegenüber; Hagedorn, Haller und Gellert muten uns wie Zeitgenossen, wie Geistes- und Sprachverwandte an. Mit ihnen beginnt die klassische Periode unserer Dichtkunst.

Auch im philosophischen Denken vollzog sich bei den Deutschen damals eine Revolution, welche ein wesentlich neu und anders geartetes Zeitalter herbeiführte. Das war das Verdienst Christian Wolfs. Geboren 1679 zu Breslau, war Wolf noch jung in Leipzig als Dozent, in Halle als Professor der Mathematik und Philosophie aufgetreten. Wirklich hat er gestrebt, die Methode jener ersteren Wissenschaft möglichst auf die letztere zu übertragen. Er war ein Mann ohne Genialität, ja ohne wahre Originalität; aber gerade darum hat er um so nachdrücklicher auf die Menge der damaligen Gebildeten Deutschlands gewirkt, die für eine tiefere und eigentümlichere Auffassung der Welt noch nicht reif waren und zunächst auf weniger schwierigen Wegen zum philosophischen Denken geführt werden mußten. Die Philosophie, welche Wolf vortrug, war im wesentlichen die Leibnizsche, aber in leichterer, abgeschliffenerer, dem einfachen Verstande zugänglicherer Form. Von Leibniz hat er namentlich die Überzeugung vom durchgängigen Kausalverbande aller Dinge und von der absoluten Harmonie und Vollkommenheit des Weltganzen, und infolge dessen jenen Determinismus aufgenommen, welcher auch die menschlichen Handlungen zu durchweg voraus bestimmten und notwendigen stempelt.[1]) Diesen Satz des zureichenden Grundes verfolgte er mit der ihm eigenen Bedächtigkeit durch alle menschlichen und natürlichen Verhältnisse; keines derselben sollte ohne Erklärung bleiben, die nun selbstverständlich oft seicht und oberflächlich genug ausfallen mußte. Allein für das damals so denkungewohnte Deutschland war es ein Glück, daß es einmal ordentlich in diese unnachsichtige logische Schule genommen und aus rohem Unglauben ebenso wie aus Mystizismus und Buchstabenfrömmigkeit herausgerissen wurde. Da Wolf seine wichtigeren Werke in der Muttersprache, deren philosophischen Wörter- und Phrasensatz er dabei nicht wenig vermehrte, verfaßt hat, brachte er den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hervor.

Gerade die Theologie, als die höchste der Wissenschaften, sollte sich, nach Wolfs fester Überzeugung, der mathematischen Demonstration am ehesten

---

1) Vgl. hierzu Ed. Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts (Leipzig 1865), S. 108 ff.: Wolfs Vertreibung aus Halle.

unterwerfen. Damit machte er jene zu einer rationalistischen, vernunftgemäßen, wurde er der Bannerträger der „Aufklärung," die auf mehr als ein Jahrhundert die besten Geister Deutschlands beherrschte. Er hat übrigens, wie die Sache selbst, so auch den Namen erfunden. So hat er das hohe Verdienst, die ausschließlich konfessionelle Betrachtungsweise, die sich in allen Kreisen unseres Vaterlandes überaus fest eingewurzelt, gebrochen, die Freiheit des Denkens erstritten und die Anwendung der wissenschaftlichen Methode auf metaphysische Fragen dem größeren Publikum annehmbar gemacht zu haben. Übrigens war Wolf durchaus gottgläubig, wie er denn selbst seinen philosophischen Determinismus durch Hinweis auf die calvinistische Prädestinationslehre vor sich und anderen zu rechtfertigen suchte. So wurde die Wolfsche Philosophie für die deutsche „Aufklärung" ein Schild gegen die mehr und mehr materialistische Richtung, die sich aus dem Lockeschen Sensualismus des englischen und zumal des französischen Denkens bemächtigte. Im Gegenteil wußte Wolf auch die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens mit einem Ernste sittlicher Weihe und Erhebung zu erörtern, wie solcher dem Geschlechte, zu dem er sprach, seit lange fremd geworden war. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, welches er sich um die Hebung und Läuterung des Volkscharakters erworben. Nicht ganz mit Unrecht genoß die Wolfsche Philosophie mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch in Deutschland eines ähnlichen kanonischen Ansehens, wie die des Aristoteles in den Zeiten der Scholastik.

Aber je populärer sie ward, je begeisterter direkte und mittelbare Schüler ihr anhingen, um so mehr verletzte sie den unter den lutherischen Theologen herrschenden Pietismus, welcher ja die von der göttlichen Gnadenwirkung getragene Hingabe an das Bibelwort aller Vernunft entgegen stellte und überordnete. Die Führer dieser Richtung, der fromme und wohlthätige August Hermann Francke sowie der streitfertige Joachim Lange, ertrugen nur mit Widerwillen und Zorn die immer umfassendere Thätigkeit ihres Kollegen Wolf an derselben Universität. Sie brachten König Friedrich Wilhelm I. derartig gegen ihn auf, daß der jähzornige Monarch 1723 das bekannte Verbannungsdekret gegen den Philosophen erließ. Allein dessen Sache förderten sie damit mehr, als sie ihr schadeten. Die rücksichtslose Mißhandlung eines so berühmten Gelehrten erregte in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Eine unabsehbare Litteratur entstand zur Verteidigung Wolfs, wie zur Rechtfertigung seiner Gegner, allein die Anhänger des Philosophen trugen sowohl an Zahl der Streiter wie an Gewicht der Gründe und endlich durch den Beifall, den sie bei dem Publikum fanden, bei weitem den Sieg davon. Die Universitäten Leipzig und Marburg stritten sich um die Ehre, den großen Lehrer unter die ihrigen zu zählen. Peter der Große suchte ihn nach Rußland zu ziehen. Wolf nahm für Marburg an, wo die hessische Regierung ihm außerordentlich günstige Bedingungen stellte. Die größte Genugthuung mußte es aber Wolf bereiten, als seine Verehrer in der Umgebung Friedrich Wilhelms I., unter denen zwei Feldmarschälle, zwei Minister und selbst ein Hofprediger, den König derart

umstimmten, daß er den wie einen Verbrecher weggejagten Professor zehn Jahre später in der schmeichelhaftesten Weise zur Rückkehr nach Halle einlud, ja seine Schriften ausdrücklich den Kandidaten der Theologie empfahl. Selten wohl hat sich die Macht der Idee über rohe Gewalt so glänzend und siegreich bewährt. Allein Wolf traute dem despotischen Sinne des Herrschers nicht und ist erst nach dessen Tode wieder in Halle eingezogen, wo man ihn mit fürstlichen Ehren empfing. Zum Reichsfreiherrn erhoben, mit allen erdenklichen Auszeichnungen bedacht, starb er im Jahre 1754. Vorher schon hatte der frühere sächsische Staatsminister von Manteuffel eine Gesellschaft der Alethophilen, Freunde der Wolfschen Philosophie, gestiftet und in Zweigvereinen über Norddeutschland verbreitet. Sie verschwand indes bald unter den Freimaurern, die damals in Deutschland aufkamen; 1733 wurde in Hamburg die erste deutsche Loge gegründet.

Auch die protestantische Theologie, in welcher noch immer starre Buchstabengläubigkeit und Pietismus miteinander rangen, erfuhr allmählich die Einwirkung des Wolfschem Systems, das in ihr eine rationalistische Richtung hervorbrachte. Deren erster, allerdings noch sehr vorsichtiger, Vermittler und Begründer war der hallesche Professor der Dogmatik Sigmund Jakob Baumgarten. Aber die jüngeren Theologen, zumal in Norddeutschland, waren fast sämtlich von Wolfschem Geiste erfüllt. Derselbe wurde verstärkt und erweitert durch die Einwirkung der englischen Deisten, deren Schriften ins Deutsche übertragen und von Theologen und Laien mit Begier gelesen wurden.

Während so Philosophie und Theologie in lebhafter Entwickelung begriffen waren und das „Zeitalter der Aufklärung“ in Deutschland begründeten, sah es sonst mit Kunst und Wissenschaft dort traurig genug aus. Wie in Gewerbfleiß und Handel, so stand auch in jenen unser Vaterland den großen westlichen Staaten bedeutend nach. In den bildenden Künsten herrschte unbedingt der französische Zopfstil und daneben etwa noch die italienische Manieriertheit. Freilich hatte jede Residenz ihre Kunstakademie, aber deren Vorsteher waren allerorten Franzosen. Der vornehmste Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens war Dresden, dem die prachtliebenden Könige-Kurfürsten August der Starke und August III. nicht mit Unrecht den Namen des Elbflorenz verschafften. Ihre Vorliebe für Glanz und Üppigkeit war wenigstens mit Geschmack und künstlerischer Einsicht verbunden. Hier erhob sich seit 1711 der Zwinger im üppigsten Rokokostile, daneben die katholische Kirche nach guten italienischen Vorbildern. Hier erbaute, in mühsamem Kampfe mit den fremden Neidern, Georg Bähr, der einzige große deutsche Architekt seiner Zeit, in der besten Weise der italienischen Renaissance die edel geformte, würdevolle und dabei kühn großartige Frauenkirche. Plätze und Gärten aber bevölkerten sich mit einem Heere von Statuen in dem beliebten flachen, geistlos lächelnden Zopfgeschmacke, der sich ebenfalls in den noch heute so geschätzten Erzeugnissen der damaligen Meißener Porzellanfabrik geltend macht. Auch außerhalb Sachsens entstehen fürstliche Lustschlösser im französischen Rokokostil mit weitläufigen

Gärten in der naturwidrigen Weise von Versailles. Plastische und malerische Ausschmückung sind dieser Grundlage entsprechend.

Die deutsche Kunst schien zu völligem Verderben bestimmt. Allein die sächsischen Auguste selber haben sie gerettet. Indem sie in Dresden einige der herrlichsten antiken Skulpturwerke und einige der schönsten Gemälde des italienischen Cinquecento vereinten, gaben sie den Anstoß zu einer neuen künstlerischen Entwickelung, deren Früchte allerdings erst die folgende Epoche zeitigen sollte.

Selbständigeres und Bleibenderes wurde damals nur in der Musik geleistet. Freilich an den Höfen von Wien und Dresden, wo die Musik von den Souveränen selbst mit Leidenschaft gepflegt wurde, sowie in den übrigen Residenzen herrschte unbedingt der italienische Stil, den in Dresden nicht ohne Talent der Hamburger Joh. Adolf Hasse in eigenen Kompositionen nach den Texten Metastasios vertrat. Aber daneben entwickelte sich zum erstenmal eine im innersten Wesen deutsche Richtung der Tonkunst. Die musikalische Begabung einer uralten Organistenfamilie vereinigte und erhob sich zum Genialen in Johann Sebastian Bach. Geboren 1685 in Eisenach, wirkte derselbe und starb dann 1750 als Musikdirektor der Thomasschule in Leipzig. Die Zeitgenossen schätzten ihn vorzüglich als hervorragenden Virtuosen auf Orgel und Klavier sowie wegen seiner trefflichen Beherrschung der kontrapunktischen Kunst. Seine Größe als Komponist, der mit bisher unbekannter Meisterschaft in polyphonischer Behandlung unerschöpfliche Phantasie, erhabenen Schwung und Tiefe der Gemütsempfindung vereint, ist erst der Nachwelt aufgegangen. Ein ihm in vielen Beziehungen ähnlicher Geist war der des Hallenser Georg Friedrich Händel (1685—1759), der bekanntlich seit seinen Mannesjahren in England lebte und schrieb. Unbedeutend in seinen Opern, schuf Händel Unsterbliches in der von ihm geschaffenen Kunstform der Oratorien, dieser großartigen religiösen „Epopöen in Tönen," in denen begeisterte religiöse Empfindung und alle herrlichen Affekte einer starken und wahrhaftigen männlichen Seele zum vollendeten musikalischen Ausdruck kommen. Damals begann Deutschland das Szepter der Tonkunst zu ergreifen, das es seitdem nicht mehr aus den Händen gegeben hat.

Aber unter den Wissenschaften blühte ausschließlich diejenige, die mit der Musik in gewisser Verwandtschaft steht, die Mathematik. Der Baseler Johann Bernoulli, ein Schüler des großen Cassini (Tl. VIII., S. 457), stand Leibniz bei der Entwickelung der Lehre von der Integral- und Exponentialrechnung bei und arbeitete mit nicht minderem Erfolg in der Physik und Physiologie, auf die er als der erste die Grundsätze der Mathematik anwandte. Noch bedeutender war sein Schüler Leonhard Euler (1707—1783), gleichfalls aus Basel, der aber vorzüglich in Petersburg und Berlin wirkte. Unter seinen zahllosen mathematischen Arbeiten ragt seine 1736 veröffentlichte „Mechanik," ein noch heute klassisches Werk, durch grundlegende Wichtigkeit hervor. Auch in Astronomie und Physik, in welcher letzteren er Leibniz' Monaden-Theorie

bestritt, hat er Großes und Bleibendes geleistet. Euler war ein durch und durch genialer Mensch, der selbst für Litteratur und Geschichte lebhaftes Interesse besaß und bethätigte.

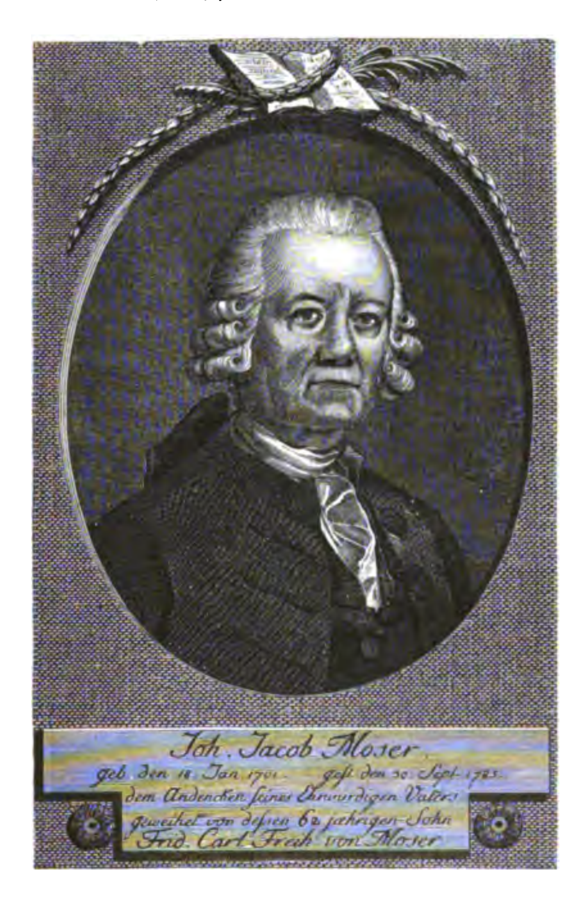
Der Mehrzahl der Deutschen fehlte es freilich ganz an Sinn für die geschichtlichen Ereignisse, und so befanden sich die historischen Wissenschaften in denkbar trübster Lage. Ganz ohne Zusammenhang mit dem Leben, bestehend nur in fleißigem Zusammentragen von Stoff, an dessen kritische Sichtung wenig gedacht wurde, bildete die Historik lediglich einen Zweig der trockenen und unfruchtbaren Schulgelehrsamkeit, wie sie damals auf den Universitäten getrieben wurde. Meist ward sie ausschließlich in juristischem, zumal reichsrechtlichem Sinne studiert. Das Nahen einer besseren Zeit verkündeten nur zwei Männer: Joh. Jak. Mascov, Professor in Leipzig, und Heinrich Graf Bünau, ein reich begüterter sächsischer Staatsmann, gleich dem Freiherrn von Manteuffel. Der erstere faßte in der „Geschichte der Teutschen“ schon einen patriotischen Gesichtspunkt und redete in lesbarer Sprache;[1]) während Bünau in seiner „Geschichte Kaiser Friedrichs I.“ sowie in der „Teutschen Kaiser- und Reichshistorie,“ die er in vier Quartbänden leider nur bis zum Jahre 918 führte, mit staatsmännischer Einsicht eine verständige pragmatische Darstellung auf umfangreichem und sehr gründlichem Quellenstudium aufbaute. — Nicht erfreulicher, als in der Geschichte, sah es in der verwandten Wissenschaft der Philologie aus. Das Griechische war fast ganz vergessen und wurde höchstens noch zum mechanischen Verständnis des Neuen Testamentes getrieben. So verzichtete man darauf, aus der reinsten und edelsten Quelle des antiken Geisteslebens zu schöpfen. Daß solches geschah, verstehen wir leicht, wenn wir bemerken, daß auch das Studium der römischen Klassiker durchaus nicht um ihres Inhaltes willen geschätzt wurde, sondern sich rein auf das Formale richtete. Auf den Gymnasien ward nur das Lateinschreiben und das Lateinsprechen gefördert. Aber wie überall in dem damaligen Deutschland unter dem Wust trauriger Vergangenheit und Gegenwart Keime schöner Zukunft sich geltend machen, die von der unzerstörbaren Kraft des deutschen Genius Kunde geben, so entstand auch unter all diesen zopfigen philologischen Buchstabenklaubern der wackere Joh. Matthias Gesner (1691—1761), der, an den



Leonhard Euler.
Medaillenbildnis (Originalgröße).

1) F. von Weech in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie“ (München und Leipzig 1885), S. 662 ff., scheint mir Mascovs Verdienste stofflich und inhaltlich weit zu überschätzen. Es hängt das freilich mit der ganzen, recht einseitigen Tendenz zusammen, die Weech in seinem Buche verfolgt.

Engländer Bentley anknüpfend, als erster wieder Nachdruck auf das Verständnis und den gedanklichen und künstlerischen Inhalt der alten Schriftsteller legt und letzteren mit richtiger und glücklicher Auffassung entwickelt. Man spricht seitdem wieder vom Geist des Altertums, von alter Kunst und Dichtung, nicht bloß von grammatischem und antiquarischem Kleinkram.



Von irgend welcher Rücksicht auf die verachtete Muttersprache war bei dem damaligen Unterricht überhaupt nicht die Rede. Selbst Studenten der Theologie waren nicht imstande, einen orthographisch und grammatikalisch richtigen Brief zu verfassen. Mathematik wurde schlecht, Realien wurden nur ganz nebensächlich gelehrt. Die Ausbildung des Denkvermögens vernachlässigte die Schule vollständig, da der Unterricht auf toten Gedächtniskram hinauslief, und auch an sittliche und körperliche Entwickelung der Jugend wurde nicht einmal gedacht. Aus solcher Erziehung konnten freilich nur engherzige Pedanten hervorgehen. Zu Hause fanden die Kinder, Jünglinge und Jungfrauen unerbittliche, ja grausame Strenge; Prügel galten als das allgemeine Heilmittel für sämtliche jugendlichen Unarten. Von Beginn an wurden Unnatur und steifer Zwang den Kindern aufgenötigt. Indessen auch hier können wir den Anfang zu einer Besserung erkennen. Sie ward bewirkt durch den Einfluß der Lockeschen Schriften über Erziehung, deren rationelle Methode in einigen Anstalten, zumal in den Franckeschen zu Halle, seit den dreißiger Jahren eingeführt wurde.

Nicht viel besser, als um die Geschichte, stand es damals um die in so engem Zusammenhange mit ihr sich befindenden politischen Wissenschaften. Auch sie beschränken sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts meist

auf die Erörterung konkreter reichsrechtlicher Fragen. Indes auch hier wurde bereits eine höhere und prinzipiellere Auffassung begründet durch Joh. Jak. Moser, der nicht mit Unrecht der Vater des deutschen Staatsrechts genannt worden ist.[1]) Dieser württembergische Gelehrte und Staatsmann gab schon seit dem Ende der dreißiger Jahre sein berühmtestes und folgenreichstes Werk, das „Deutsche Staatsrecht," heraus, die erste gründliche und systematische Darstellung des alten Reichsrechtes.

Soweit auch Deutschland in Industrie, Handel und staatlichem Wesen und nicht minder in Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Erziehung hinter Frankreich und England zurückgeblieben war: drängen sich doch, von den Einwirkungen dieser Länder befruchtet, mühsam aber beharrlich durch den harten Boden die Keimspitzen freierer, kräftigerer und eigenartigerer Pflanzungen. Unter dem Vorherrschen banausischen und trivialen Treibens war das deutsche Volk dennoch langsam vorbereitet zur Empfänglichkeit für eine glänzende litterarische und durch diese auch nationale Entwickelung. Auch materiell hatte sich Deutschland sehr gehoben. Industrie und Handel hatten sich in den fürstlichen Territorien wenigstens aus dem ärgsten Verfall wieder empor gerafft. Alles schien sich in Deutschland zu vermehren: Einwohnerzahl, Hausgerät, Dienerschaft, Pferde, Kutschen und die Genüsse des Lebens. Feinere Sitten verbreiteten sich; das unwürdige Saufen und Schwelgen ward wenigstens aus der besseren Gesellschaft verbannt, der Narr verschwand von den Höfen wie vom Theater. Die Nachahmung französischen Wesens hatte doch hier einen vortrefflichen Einfluß geübt. Die Deutschen konnten nicht mehr von ihren westlichen und südlichen Nachbarn als Barbaren betrachtet werden.

Am wenigsten nimmt man von einem Fortschritt im eigentlich politischen Leben wahr, das noch im Banne aller Fesseln und Gebrechen der trübsten Vergangenheit liegt. Das Gemeindeleben, die unentbehrliche Grundlage einer gesunden politischen und sozialen Entwickelung, fällt sogar einer immer größeren Versumpfung anheim. Da, wo die Landesherren nicht einfach ihre Beamten zu Herren der städtischen Gemeinwesen gemacht haben, werden letztere auf das schmählichste zu gunsten der oligarchisch organisierten Magistrate ausgebeutet und geplündert. Auf dem Lande hat sich nur in wenigen Gegenden des Nordwestens das freie Wahlrecht der Bauern zu den obrigkeitlichen Ämtern erhalten, während es in den bei weitem meisten der guts- oder landesherrlichen Gewalt zum Opfer gefallen ist. Die Gemeinde ist nicht mehr ein lebendiger Teil der Staatsverfassung, sondern nur noch der Träger gewisser, von der Zentralverwaltung ihr auferlegter Pflichten. Kommunale Freiheit und Selbstbestimmung kennt weder der Bürger noch der Bauer.

Auch in den Reichsstädten sah es damit nicht besser aus. Diese kleinen Städterepubliken genügten nicht mehr den Anforderungen, welche die wachsen-

1) A. Schmid, Das Leben J. J. Mosers (Stuttgart 1868). — Herm. Schulze, J. J. Moser (Leipzig 1869).

den inneren Aufgaben und die sich beständig ausdehnenden internationalen Beziehungen an das Staatswesen stellten. Außerdem wurde ihnen von den großen fürstlichen Territorien, die sie umgaben, immer mehr und immer absichtlicher der Blutumlauf unterbunden, immer größere Feindseligkeit gezeigt, Unannehmlichkeiten jeder Art bereitet. Nur Hamburg und Bremen hielt der Seehandel, Frankfurt die Messen aufrecht — aber wie kläglich hatten Köln, Nürnberg, Augsburg, Ulm an Bewohnerzahl und Reichtum abgenommen, welch schwächliches, krämer- und bettelhaftes Wesen machte sich in diesen einst so glänzenden Gemeinwesen breit! Die meist wenig zahlreichen Patriziergeschlechter, welche sich der Herrschaft bemächtigt hatten, beuteten dieselbe um so unumschränkter und drückender aus, als sie die kommunale Gewalt unmittelbar mit der landesherrlichen vereinten und anderseits durch ihre korporative Verfassung jeder persönlichen Verantwortlichkeit enthoben wurden. Der Bürger der Reichsstadt aber war gemeiniglich nicht minder der Sklave der gnädigen Herren Bürgermeister und Räte, als der Thüringer oder Hesse seines Herzogs oder Landgrafen.

Wenigstens suchten die Fürsten, schon aus fiskalischen Gründen, den Gewerbfleiß und Handel ihrer Städte zu heben. Ihre Bemühungen würden noch mehr von Erfolg gewesen sein, hätten nicht die Zölle, die aufzuerlegen jedem Reichsritter frei stand, dem Verkehr ein schwer zu überwindendes Hindernis geboten. Von Straßburg bis zur holländischen Grenze gab es auf dem Rhein nicht weniger als dreißig Zollstätten, von Bingen bis Koblenz allein neun, beinahe auf jede Stunde eine. Außer den Geldkosten lastete der Zeitverlust, den dieselben verursachten, schwer auf der Schiffahrt. Sie verteuerten den Transport der umfangreicheren Artikel, wie z. B. des Getreides, derart, daß er auf weitere Strecken unmöglich wurde. Nicht besser sah es auf den anderen großen Wasserstraßen aus, dem Main mit 33 Zollstätten, der Elbe mit 35, der Weser mit 19. Kaum geringer war die Belästigung, welche die Schiffahrt durch das Stapelrecht vieler Städte und das Monopol der verschiedenen Schiffergilden erfuhr. Die Habsucht der kleinen Machthaber und der Eigennutz bevorrechteter Körperschaften that hier den allgemeinen Interessen den schmerzlichsten Abbruch. Die Einheit des Reiches und der Nation war nur noch ein leerer Schall. Die mächtigeren Territorien trieben selbständige europäische, nicht mehr kaiserliche oder deutsche Politik und ließen — wie das Beispiel Friedrich Wilhelms I. in der Angelegenheit der Magdeburger Ritterschaft zeigt (oben S. 96) — eine Einmischung des Kaisers oder der Reichsbehörden in keiner Weise zu. Nur auf die kleineren Staaten konnten dieselben noch eine Einwirkung üben, aber mit welcher Langsamkeit und Schwierigkeit! Dafür bieten die Vorgänge in Mecklenburg-Schwerin ein recht lehrreiches Beispiel.

Herzog Karl Leopold, der seit 1713 zur Regierung gekommen war, folgte dem allgemeinen absolutistischen Zuge der Zeit, indem er den wohl verbrieften Vorrechten der Stadt Rostock, die sich einer fast vollständigen Unabhängigkeit

erfreute, ein Ende zu machen suchte. Als die Stadt dagegen ein abmahnendes Reskript des Reichshofrates erwirkte, ließ der Herzog Soldaten in dieselbe rücken, legte ihr eine Strafe von 400 000 Gulden auf, verhaftete den Bürgermeister und mehrere Ratsherren und nahm Vermögen und Verwaltung Rostocks für sich in Anspruch. Die entgegengesetzten Urteile des Reichshofrates beachtete er einfach nicht. Da trat die Schweriner Ritterschaft, die sich gleichfalls durch das despotische Gebaren Karl Leopolds bedrückt fühlte, für die Stadt ein, und auf ihr Ansuchen beauftragte 1716 der Reichshofrat die braunschweigischen Fürsten mit der gewaltsamen Wiederherstellung des früheren Rechtszustandes in Mecklenburg.

Karl Leopold beantwortete diese Mandate, indem er 16 000 Mann Soldaten warb, die Führer der Ritterschaft vertrieb und deren Güter mit Beschlag belegte. Endlich rückten 1719 die Hannoveraner in sein Land; der Herzog, auf seine Verwandtschaft mit dem Zaren trotzend, zog sich nach seiner Feste Dömitz zurück, von wo er noch neun Jahre lang sich über die Regierung des Landes mit der kaiserlichen Verwaltungskommission herumstritt. Endlich, 1728, wurde er förmlich abgesetzt und die Herrschaft seinem Bruder Christian Ludwig übertragen. Nun forderten wieder Hannoveraner und Braunschweiger Erstattung der Exekutionskosten, ließen auch Preußen, Holstein und Schwarzburg Soldaten in das Schwerinsche einmarschieren; dabei zerfiel Christian Ludwig ebenfalls mit dem Kaiser einer- und den Landständen anderseits, warb Karl Leopold mit russischem Gelde Truppen und bemächtigte sich wieder der Festung Dömitz. So war überall Verwirrung und Unordnung, und nicht die kaiserliche Macht, sondern der Tod des unruhigen Herzogs (1747) setzte dem mehr als dreißigjährigen Zwiste ein Ziel.

Hauptsächlich aber wurde Deutschlands Inneres noch immer durch die konfessionellen Zänkereien erschüttert. Zuerst brachen dieselben wieder in der Pfalz aus. Wir wissen, daß hier 1705, hauptsächlich infolge von Brandenburgs Einmischung, der katholische Landesherr durch die Düsseldorfer „Religionsdeklaration“ von 1705 seinen reformierten und lutherischen Unterthanen die bündigsten Zusicherungen gegeben hatte. Allein der neue Kurfürst Karl Philipp (1716—1742), der letzte der Neuburgschen Linie, hielt sich durch die Versprechungen seines Vorgängers nicht gebunden. Von den Jesuiten dazu veranlaßt, begann er eine neue Reihe von Verfolgungen. Er verbot einen Teil des Heidelberger Katechismus, der seit 1563 das symbolische Buch der Reformierten ausmachte, befahl, daß jedermann vor dem Sakrament, wenn es auf der Straße getragen werde, das Knie beuge; entriß Güter und Kirchen den Protestanten, um sie seinen Glaubensgenossen zu überweisen. Das reizte zumal die reformierten Höfe von London, Berlin und Kassel auf das höchste; sie glaubten in solchen und ähnlichen an anderen Orten vorgegangenen Ereignissen eine förmliche Verschwörung gegen ihr Bekenntnis zu erblicken. Sie veranlaßten also nicht nur das Corpus evangelicorum am Regensburger Reichstage zu schleunigen Vorstellungen, sondern begannen auch verschiedene katholische

Kirchen und Klöster in ihren Landen zu sperren. Das verschlug ebenso, wie zwanzig Jahre früher. So heftig auch der Kaiser das Verfahren der evangelischen Fürsten mißbilligte, er zwang den Pfälzer Kurfürsten, sein Verbot des Heidelberger Katechismus wieder aufzuheben und die Heidelberger Hofkirche den Protestanten zurückzugeben. Aus Ärger darüber verlegte Karl Philipp 1720 seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim. Freilich dauerten in dem gesegneten Pfälzer Ländchen die unausstehlichen Zänkereien zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten nichtsdestoweniger ohne Unterbrechung fort.

Willkürlicher konnte mit seinen protestantischen Unterthanen der Erzbischof von Salzburg verfahren. In diesem Lande hatte die Lehre Luthers schon in den ersten Jahrzehnten der Reformation Eingang gefunden und sich trotz aller Bedrückungen und gelegentlichen Vertreibungen im stillen erhalten. Leopold Anton Freiherr von Firmian, der 1727 den erzbischöflichen Stuhl einnahm, überließ aber die Regierung seinem Hofkanzler von Räll, einem eifrigen Jesuitenzöglinge, der seinen Herrn leicht zu dem Beschlusse bewog, mit Güte oder Gewalt die Glaubenseinheit im Lande herzustellen. Zuerst versuchte man es mit Missionspredigten, die jedoch wenig fruchteten, worauf man die Bauern mit Androhung von Geld- und Leibesstrafen zur Erklärung für den katholischen Glauben anhielt. Jene weigerten sich und verlangten, daß ihnen die Auswanderung in Gemäßheit des Westfälischen Friedens, d. h. mit Weib und Kind, sowie mit dem Erlös ihrer verkauften Güter gestattet werde. Darin nahm das Corpus Evangelicorum sich ihrer auch mit Nachdruck an (1730). Mehr als 20 000 Personen unter den Gebirgsbauern verpflichteten sich eidlich, bei der lutherischen Religion zu leben und zu sterben; sie nannten dies den Salzbund, weil jeder zu Bekräftigung des Schwures aus einem gemeinsamen Gefäß etwas Salz nahm und verschluckte. Die Festigkeit dieser armen unwissenden Menschen ist um so bewundernswerter, als sie im Grunde von der lutherischen Lehre nur sehr ungenügende Vorstellungen hatten. Kaiser Karl VI. zeigte bei dieser Gelegenheit die ganze Stärke seiner Bigotterie, die vergrößert war durch die Furcht, das Beispiel der Salzburger sich auf die benachbarten Tiroler Thäler ausbreiten zu sehen. Ohne nach den unzweifelhaften Rechten jener Protestanten zu fragen, ließ er, dem Wunsche des Erzbischofs gemäß, 6000 Soldaten in das Erzstift einrücken, welche sofort 70 Führer des Salzbundes verhafteten, die übrigen mit Drohungen und Mißhandlungen bedrohten (September 1731). Schließlich gaben Kaiser und Erzbischof den Vorstellungen der evangelischen Reichsstände und zumal ihrer Ankündigung von Repressalien insoweit nach, daß der letztere seinen lutherischen Unterthanen den Abzug gestattete, allerdings mit viel kürzerer Frist, als der Westfälische Friede sie zur Veräußerung der liegenden Güter festsetzte. Im ersten Jahre (1731—32) zogen 22 000 aus, denen in den nächsten noch etwa 8000 Auswanderer folgten. Wohin der armselige Zug dieser schlichten Leute kam, die Vaterland, Verwandte und Besitz für eine dunkele Überzeugung geopfert hatten, fand er freundlichste Aufnahme, selbst bei Katholiken und Juden, Verpflegung, Kleidung,

geistlichen Zuspruch. Die Hauptmasse der Emigranten wandte sich nach den preußischen Staaten, wohin König Friedrich Wilhelm I. sie dringend eingeladen hatte, um sie dann, mit einer bei ihm seltenen Liberalität, an verschiedenen Orten seiner Länder, und zumal in Ostpreußen unterzubringen. Der Erzbischof von Salzburg mußte sogar einem preußischen Kommissar gestatten, die Bauernhöfe der Abgezogenen zu deren gunsten zu verkaufen, wofür noch vier Millionen Gulden gelöst und jenen übermittelt wurden.[1])

Die Bewegung, welche die Salzburger Ereignisse in ganz Deutschland hervorriefen, warf stürmische Wellen auch in die dem Erzstifte benachbarte reichsunmittelbare Propstei Berchtesgaden. Noch im Jahre 1732 erklärten sich plötzlich mehrere Tausende von deren Unterthanen, die bisher für Katholiken gegolten hatten, für Lutheraner und verlangten gleichfalls die Erlaubnis zum Abzuge. Sie wurde ihnen durch das Corpus evangelicorum in der That verschafft, worauf sie sich zum größeren Teile gleichfalls nach Preußen, zum geringeren nach Hannover wandten.

In ehrenvollstem Gegensatze zu solchen geistlichen Fürsten steht der edle und freisinnige Erzbischof-Kurfürst von Mainz, Lothar Franz von Schönborn, der in seiner vierunddreißigjährigen Regierung (1695—1729) in seinem Lande viele erfreuliche und segensreiche Einrichtungen traf, ohne ängstliche Rücksicht auf Stand und Bekenntnis. Besondere Sorgfalt verwandte er auf seine protestantische Besitzung Erfurt, die sein trefflicher Minister Böneburg auf das einsichtigste verwaltete. Die einst so blühende, aber nunmehr längst verfallene Universität jener Stadt wurde erneuert und erweitert und wenigstens für einige Zeit zu kräftigerem Leben erweckt. Lothar Franz war der erste jener aufgeklärten Kirchenfürsten, die für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so bezeichnend und bedeutsam wurden und das gänzliche Verschwinden des konfessionellen Haders zu verheißen schienen: eine Hoffnung, die sich dann leider nicht erfüllen sollte.

Damals besorgte man, daß die Religionshändel neue Nahrung erhalten würden durch die Thatsache, daß — wie früher in der Pfalz und in Sachsen — abermals in einem protestantischen Lande ein katholischer Fürst zur Herrschaft kam. Als 1733, nach einem ausschweifenden Leben, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg ohne Hinterlassung von Nachkommen gestorben war, gelangte aus einer Nebenlinie Herzog Karl Alexander zur Regierung, der, um in kaiserlichen Kriegsdiensten desto leichter emporzusteigen, zum Katholizismus übergetreten war. Indes that der neue Regent nichts, was die sofort erwachten Besorgnisse seiner Unterthanen hätte rechtfertigen können. Dagegen erforderten die ungeheueren Schulden, in welche das liederliche Treiben seines Vorgängers die landesherrliche Kasse gestürzt hatte, eine Reihe von Finanzoperationen, die für die Württemberger höchst drückend waren, und die gerade

1) K. Panse, Gesch. der Auswanderung der evangel. Salzburger (Leipzig 1827). — Chr. F. Schulze, Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger (Gotha 1838).

nicht an Volkstümlichkeit dadurch gewannen, daß Karl Alexander zu deren Durchführung einen geschickten jüdischen Finanzmann, Joseph Süß Oppenheimer, „der Jude Süß" genannt, heranzog.[1]) Neben vielen ungerechten und tyrannischen Maßregeln, wie sie im Geiste der Finanzkunst jener Zeit lagen, traf Süß auch manche gute Einrichtung, wie die Gründung eines Pupillenkollegs, die zinsbare Anlegung von Hospitalgeldern u. dergl. Da aber der Urheber einmal verhaßt war, erhob sich gegen das Gute ebenso viel Unzufriedenheit, wie gegen das Schlimme. Dazu kam, daß Süß und seine christlichen Anhänger und Geschöpfe sich schamlos bereicherten und ein üppiges und liederliches Leben führten, das mit der Armut der landesherrlichen Kassen in schreiendem Gegensatze stand. Auch waren die Württemberger fest überzeugt, daß die ihnen abgepreßten Gelder zum gewaltsamen Umsturz der Landesreligion, sowie der Landesverfassung dienen sollten. Das ganze Land atmete auf, als Karl Alexander im März 1737 an einem Schlagflusse starb. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn, Karl Eugen, für den ein lutherischer Verwandter, Karl Rudolf von Württemberg-Neustadt, die Regierung übernahm. Nun war von den Entwürfen, die Karl Alexander gehegt haben sollte, selbstverständlich nicht mehr die Rede, vielmehr wurden die Ratgeber des Verstorbenen abgesetzt und peinlich angeklagt. Schließlich aber fiel die Rache allein auf den Juden Süß, der am Galgen endete; sein Leben durch einen Religionswechsel zu retten, hatte er beharrlich zurückgewiesen.

Während die christlichen Bekenntnisse, wenn auch weniger gewaltsam, als in den vorhergehenden Jahrhunderten, doch noch mit Heftigkeit und Erbitterung miteinander rangen; während auf der anderen Seite der Rationalismus sie innerlich anzugreifen und aufzulösen drohte: gelang es einem Edelmanne, der weder Theologe noch Gelehrter war, auf dem unausrottbaren Verlangen des Menschenherzens nach Versenkung in das Übernatürliche eine neue mystische Religionsgesellschaft zu gründen.[2]) Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, geboren zu Dresden im Jahre 1700, wuchs als Patenkind Speners in voller Begeisterung für den Pietismus auf. Obwohl er zur höheren Staatslaufbahn bestimmt war, versenkte sich der junge Graf ganz in religiöse Gedanken und Übungen. Das schwärmerische Wesen der mährischen Brüder sagte ihm durchaus zu, und 1722 rief er eine Anzahl dieser in Österreich verfolgten Sektierer auf sein Gut Berthelsdorf in der Lausitz, wo sie die Kolonie Herrnhut gründeten. Fünf Jahre später organisierte Zinzendorf seine Herrnhuter Schützlinge zu einer besonderen Brüdergemeinde. Er legte derselben das Dogma von der Erlösung durch den Heiland zu Grunde, das nicht mit dem Verstande begriffen und erklärt, sondern im Herzen verstanden, ja fast handgreiflich empfunden werden sollte. Mit Vorliebe wurden der Opfertod Christi, seine Wunden und Qualen ausgemalt, und nicht minder die Ehe der Gemeinde mit Christus,

1) M. Zimmermann, Joseph Süß Oppenheimer (Stuttg. 1874).

2) Varnhagen v. Ense, Zinzendorf; Biographische Denkmäler, Bd. V. — Burkhardt, Zinzendorf (Gotha 1866).

in einer Weise, die von der Anklage grober Sinnlichkeit und ungesunder Empfindelei nicht freigesprochen werden kann. Mit Hilfe vornehmer Verbindungen, sowie eines Berliner Hofpredigers erwirkte Zinzendorf vom König Friedrich Wilhelm I. die Erlaubnis, sich in Berlin zum Bischofe der mährischen Brüder weihen zu lassen. Man sieht, daß der Graf ebenso wenig, wie viele andere Sekten- und Ordensstifter, von persönlichen Beweggründen frei war; wie er denn den hochgeborenen und reichen Grafen überall, wo es ihm nützlich schien, trotz aller christlichen Demut hervorkehrte. Übrigens war Zinzendorf unermüdlich thätig, und noch zu seinen Lebzeiten wurden Brüdergemeinden in den verschiedensten protestantischen Ländern Deutschlands, sowie in Dänemark, Holland, England und Livland, ja in Westindien, Grönland, am Kap und in Ostindien, sowie in den englischen Kolonien Nordamerikas gegründet. Überall haben diese frommen und ehrlichen Menschen im stillen viel Gutes gewirkt.

Neben Preußen und Sachsen war das größte protestantische Reichsland Kurbraunschweig oder, nach heutiger Benennung, Hannover. Dasselbe hatte unter Georg Ludwig (1698—1727), den wir schon als ersten König Englands aus dem Welfenhause kennen, den glänzendsten Aufschwung genommen. Dieser Fürst war endlich in den unbestrittenen Besitz der von seinem Vater Ernst August begründeten Kurwürde (Tl. VIII, S. 524) gelangt; er hatte, nach dem Aussterben der Linie Celle (1705), die gesamten lüneburgischen Lande vereinigt; er hatte, im Kriege mit Karl XII. von Schweden, die reichen Herzogtümer Bremen und Verden erworben. So war ein stattliches Gebiet zusammengekommen, dem eine besondere Stellung und Wichtigkeit durch die Personalunion mit England zu teil wurde. Diese Vereinigung hat freilich für das Land die nachteilige Folge gehabt, daß, bei der fast stetigen Abwesenheit des Herrschers, ein eigensüchtiger und in beschränkten oligarchischen Anschauungen befangener Adel sich das Regiment anmaßte und alle anderen staatlichen Elemente zurückdrängte. Anderseits aber zog Hannover aus der Union ansehnlichen Nutzen in handelspolitischer und intellektueller Beziehung. Damals ein ausschließlich ackerbauender Staat, fand es in dem Inselreiche den besten Abnehmer seines Überflusses an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, während die immer kräftiger aufblühende Industrie Großbritanniens zum Entgelt das Kurland zu billigen Preisen mit den Produkten des Gewerbfleißes versah. Die enge und fortdauernde Verbindung mit der reich entwickelten und gründlich gebildeten englischen Nation, die überdies auch in politischer Beziehung an der Spitze Europas stand, erzeugte in den höheren Klassen Hannovers eine Feinheit des gesellschaftlichen Tones, eine Weite des Blickes, ein Bedürfnis nach gediegener Bildung, wie sie sonst in dem damaligen Deutschland unbekannt waren. Ein glänzendes Zeugnis für den in Hannover herrschenden Geist legte die Gründung der Universität Göttingen im Jahre 1737 ab. Sie war von vornherein in großartiger Weise angelegt und zum Mittelpunkte der Studien für das protestantische Deutschland bestimmt. Wirklich wurde bald nach ihrer Stiftung dieser Zweck erreicht, und indem die hannoversche Regierung

es sich angelegen sein ließ, die vorzüglichsten Gelehrten nach Göttingen zu ziehen, überstrahlte dasselbe bald alle übrigen Hochschulen Deutschlands.

Hannover würde ohne Zweifel, mit Hilfe des mächtigen Rückhaltes, den es an England besaß, einen noch bedeutenderen Einfluß auf die deutschen Verhältnisse geübt haben, wenn es nicht unter Georg Ludwigs Nachfolger, Georg II. (1727—1760), in stetem, leidenschaftlichem Zwiespalte mit dem mächtigen protestantischen Nachbarstaate Preußen gelebt hätte. Die beiden Schwäger, Georg II. und Friedrich Wilhelm I., liebten sich durchaus nicht; der Hochmut, mit dem der erstere, als Beherrscher einer Großmacht, auf den schwächeren und persönlich so wenig liebenswürdigen Friedrich Wilhelm herabsah, den er „des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer und Unteroffizier“ zu nennen liebte, reizte denselben nicht wenig. Der Abfall Preußens vom Hannoverschen Bündnisse erweiterte den Riß, und die ungenierte, ja gewaltsame Art, mit der Georg dem Schwager die eheliche Verbindung von dessen Kindern mit englischen Prinzen und Prinzessinnen abtrotzen wollte, machte das Verhältnis unerträglich. Fast wäre es zum Kriege gekommen, als im Jahre 1729 preußische Werber sich hannoverscher Unterthanen bemächtigten, Georg dafür preußische Soldaten und Grenzbauern gefangen setzte. Friedrich Wilhelm schäumte da zuerst in wildem Zorne auf und machte seine Regimenter mobil; nachher gab er, der vor kriegerischen Zusammenstößen immer zurückscheute, freilich in ziemlich demütigender Weise nach, doch blieb der Gegensatz mit erhöhter Erbitterung bestehen. Dies war um so wichtiger, als das Stillleben, in dem Deutschland und Europa sich seit dem Beginne der Fleuryschen Verwaltung gefielen, bald durch den polnischen Thronstreit in unliebsamer Weise unterbrochen wurde.

König August II. hegte begreiflicherweise keinen innigeren Wunsch, als seinem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich August, auch in Polen die Nachfolge zu verschaffen. Zu diesem Behufe hatte er ihn jüngst gleichfalls zum Katholizismus übertreten lassen. Indes da der König in seinem Reiche durchaus unbeliebt war, bedurfte er zur Verwirklichung seiner Absicht des Beistandes der Nachbarländer; und hier fand er lebhaftesten Widerspruch. Friedrich Wilhelm von Preußen fürchtete in Kursachsen den steten Nebenbuhler und Widersacher der Hohenzollern und wollte nicht zur bleibenden Erhöhung und Stärkung des wettinschen Hauses beitragen, sondern wünschte einem polnischen Edelmanne die Krone seines Vaterlandes zu verschaffen. In kaum minderem Gegensatze zu Sachsen stand der Kaiserhof, da jenes sich am Reichstage der Annahme der pragmatischen Sanktion widersetzt hatte und nicht übel Lust zeigte, für den Fall des Todes Karls VI. seine Ansprüche auf dessen Erbe (s. oben S. 123) geltend zu machen. Aber noch mehr verabscheute Österreich den Kandidaten der eigentlichen polnischen Nationalpartei, den früheren König Stanislaus Leszczinski, und zwar weil derselbe der Schwiegervater Ludwigs XV. geworden war und seine Erhebung auf den polnischen Thron demgemäß die unbedingte Unterordnung desselben unter den französischen Einfluß bedeutet

hätte. Rußland endlich wollte nichts von Stanislaus wissen, den ja einst Karl XII. von Schweden zum Könige hatte ernennen lassen. Nun stand wohl fest, daß die Mehrheit der polnischen Wähler durchaus für Leszczinski stimmen würde; allein darüber setzten sich die drei Mächte ohne Bedenken hinweg. Ebenso mußte man voraussehen, daß Frankreich für den nahe verwandten Stanislaus eintreten würde. Indes man war fest davon überzeugt, daß dies lediglich mit diplomatischen Mitteln geschehen würde, die nicht zu beachten man entschlossen war. Hatte nicht Kardinal Fleury mit Wort und That die klarsten Beweise unbedingter Friedensliebe gegeben? Ganz Europa glaubte, er werde unter keinen Umständen das Schwert ziehen. Diese irrige Annahme ist für Österreich zum Unglück geworden.

Aus solchen Gesichtspunkten ging der Vertrag hervor, den zu Berlin im Dezember 1732 die Botschafter Rußlands und Österreichs, General Löwenwolde und Graf Seckendorf, mit den preußischen Ministern abschlossen, und der nach dem ersteren Staatsmann die „Löwenwoldesche Punktation" genannt wird. Er verpflichtete die drei Mächte, beim Tode Augusts II. einem fremden, ganz unbeteiligten Prinzen, dem Infanten Dom Emanuel von Portugal, mit vereinten Kräften die polnische Krone zu verschaffen. Zum Danke für Preußens Mitwirkung sollte für den nahe bevorstehenden Fall des Aussterbens des kurländischen Herzogshauses ein jüngerer preußischer Prinz die Nachfolge in Kurland erhalten. Allein gerade diese Stärkung des brandenburgischen Hauses mißfiel den Höfen von Wien und Petersburg durchaus, und sie verweigerten die Ratifizierung des Löwenwoldeschen Vertrages. Die kaiserliche Regierung glaubte, der schwache und ihr bisher so ergebene Preußenkönig werde auch ohnedies für sie zu haben sein. Eine neue gefährliche Illusion nach der anderen, Frankreich betreffenden!

Wenige Wochen nach diesen Verhandlungen wurde die polnische Erbfolgefrage durch den plötzlichen Tod König Augusts II. (1. Februar 1733) zu einer brennenden. Frankreich war entschlossen, die Wahl Leszczinskis durchzusetzen, für den ohne Zweifel die Mehrheit der polnischen Edelleute gestimmt, dessen Sache also die gerechtere war. So friedliebend und ökonomisch auch Fleury gesinnt war, eine derartig eklatante Niederlage Frankreichs, wie die Beseitigung des durch die polnische Nation erwählten Königs, nur weil derselbe der Schwiegervater des französischen Monarchen war, durfte er nicht zugeben; überdies wurde er noch mehr, als es ihm im Grunde lieb, durch die entrüstete öffentliche Meinung Frankreichs und den jungen Herrscher selbst vorwärts getrieben. Dazu kam ein weiteres Moment, das gleichfalls im kriegerischen Sinne wirkte. Seit jeher hatte Frankreich den Besitz des lothringischen Herzogtums begehrt; bedeutende Stücke desselben hatte es schon 1552, sowie unter Richelieu und Ludwig XIV. erworben; den größeren Rest aber wollte sich nun Österreich sichern durch die beabsichtigte Vermählung des jungen Herzogs Franz Stephan mit der Erzherzogin Maria Theresia. Dies wünschte die Versailler Regierung durchaus zu verhindern, und die polnische Frage

sollte dazu dienen, daß Österreich zum Verzichte auf Lothringen gezwungen werde. Rußland und der Kaiser aber erklärten, sie würden den Löwenwoldeschen Vertrag ausführen, soweit er sich auf den polnischen Thron beziehe; die erstere Macht ließ bereits Truppen an die Grenzen rücken. Der Kaiser meinte noch immer, Fleury werde es bei Worten bewenden lassen. Er begriff nicht, daß der Kardinal unter dem Zwange kriegerischer Einflüsse stand, deren derselbe sich nicht zu erwehren vermochte.

Das erkannte der Wiener Hof wohl, daß von Dom Emanuel, der gar keine Partei unter den Polen hatte, im Ernste nicht die Rede sein könne; und so begann er sich, als dem minderen Übel, der Wahl des jungen Kurfürsten von Sachsen zuzuneigen. Dieser, durch seine Beschränktheit und Harmlosigkeit überhaupt wenig gefährlich, kam dem Kaiser gern entgegen, indem er auf seine Anrechte an das österreichische Erbe verzichtete und — was für Karl VI. ein unwiderstehliches Argument war — die Bürgschaft für die pragmatische Sanktion übernahm. Durch das Versprechen, sich den Absichten der russischen Regierung auf das polnische Lehnsherzogtum Kurland nicht widersetzen zu wollen, gewann Kurfürst Friedrich August III. auch Rußland. Österreichische Truppen sammelten sich in Schlesien, um erforderlichen Falles den Russen bei der Erhebung des Sachsen auf den polnischen Thron zu helfen. Nun glaubte man Preußens nicht mehr zu bedürfen; als dieses für seine Mitwirkung wenigstens einen Verzicht Sachsens auf dessen Ansprüche an die jülichsche Erbschaft forderte, fand es am Dresdener wie an den Kaiserhöfen höhnische Zurückweisung.

Vergebens widersetzte sich der einsichtige Prinz Eugen einer Politik, die wahrlich als eine wahnwitzige zu bezeichnen ist. Frankreich hatte 120 000 Mann marschbereit, Spanien und Sardinien brannten vor Begierde, an dessen Seite Eroberungen zu machen, und schlossen mit ihm ein enges Bündnis. England und Holland aber, für deren Allianz Österreich so große Opfer gebracht hatte, ließen es nunmehr im Stiche. Der Kaiserstaat selber war schlecht gerüstet; Rußland, sein einziger Freund, war weit vom deutschen und italienischen Kriegsschauplatze entfernt und zog es vor, in Polen billige Lorbeeren zu ernten. Der Kurfürst von Sachsen hatte dort gleichfalls seine paar tausend Soldaten nötig. Und um dieses Sachsens willen wies man die Mitwirkung von 70 000 marschbereiten Preußen von der Hand! Der Wiener Hof, der alle anderen zu überlisten meinte, wurde bei dieser Gelegenheit selber von Rußland und Sachsen überlistet, die ihre Zwecke vollkommen erreichten und dafür Österreich die Zeche bezahlen ließen.

Die Dinge trieben schnell der Entscheidung zu. Stanislaus Leszczinski ward von einer französischen Flotte nach Polen gebracht und wirklich von 60 000 Wählern zu Warschau am 12. September 1733 zum Könige gewählt. Zwar langte nun der russische Feldmarschall Lascy mit 50 000 Soldaten an, ließ am 5. Oktober von kaum 3000 Wählern August III. zum Könige ausrufen und trieb dann Stanislaus von Ort zu Ort, bis unter die Mauern

Danzigs. Aber was nützte das dem Kaiser, dem noch im Oktober 1733 Schlag auf Schlag Frankreich, Spanien und Sardinien den Krieg erklärten? Sofort besetzten die Franzosen unter Marschall Berwick Lothringen, gingen über den Rhein, belagerten und nahmen Kehl. Gleichzeitig rückte eine französisch-sardinische Armee unter dem nun 82 jährigen Villars in das Herzogtum Mailand ein, das von der schwachen kaiserlichen Streitmacht bis zum Ende des Jahres fast ganz geräumt wurde. Freilich bewirkte der Kaiser, daß im Beginne des Jahres 1734 das Deutsche Reich an Frankreich den Krieg erklärte; allein die mächtigeren Stände verweigerten jede Beihilfe zum Reichsheere, außer Preußen, das sein Kontingent von 10 000 Mann an den Rhein sandte: und so war das Reichsheer eine ebenso geringzählige, wie meist liederliche und unbrauchbare Truppe. Prinz Eugen, der notgedrungen den Oberbefehl über die kaiserliche und Reichsarmee übernahm, war durch Alter und Kränklichkeit körperlich und geistig geschwächt, war allzu vorsichtig und langsam geworden. Streiche à la hussarde waren von ihm nicht mehr zu erwarten! Er konnte nicht verhindern, daß Berwick abermals den Rhein überschritt, dessen Uferlandschaften furchtbar verheerte, die Belagerung der wichtigen Reichsfestung Philippsburg unternahm und nach mehrmonatlicher tapferster Verteidigung auch glücklich vollendete (Juli 1734). Dann lag auch Berwick still. Der ganze Kampf war wie ein greisenhaftes Nachspiel zu dem großartigen Drama des spanischen Erbfolgekrieges. Auf kaiserlicher Seite Eugen und in Italien Daun,[1]) beide vom Alter tief gebeugt, auf französischer die nicht minder betagten Berwick und Villars!

Nur waren die französischen und verbündeten Streitkräfte stärker und gesünder als ihre Feldherren, die kaiserlichen aber noch verfallener und schwächer als die ihrigen. Das machte sich besonders in Italien geltend. Hier wurde Feldmarschall Mercy von den Frankosarden bei Parma geschlagen und getötet, sein Nachfolger Königsegg bei Guastalla vollständig besiegt. Unerhört schnell ging gleichzeitig der Zusammenbruch der kaiserlichen Herrschaft in Neapel und Sizilien von statten. In diesen Ländern galt noch die Lehnsverfassung in ihrer ganzen Ausdehnung; die ländliche Bevölkerung lebte in völliger Abhängigkeit von dem Adel. Dieser jedoch war durchgehends spanisch gesinnt, weil er teils direkt von der Pyrenäenhalbinsel stammte, teils mit dortigen Familien eng verschwägert war, endlich vielfach Besitzungen auf derselben inne hatte. Die zahlreiche und auf die abergläubigen Südländer so überaus einflußreiche Geistlichkeit erklärte sich gleichfalls für Madrid, da die Kurie deutlich zu demselben hinneigte. Advokaten und Beamte, deren Raubsucht die spanische Willkürherrschaft wie ein goldenes Zeitalter betrachtete und wieder herbei sehnte, waren in dem gleichen Sinne thätig. Anderseits zeigte der kaiserliche Vizekönig, Feldmarschall Graf Caraffa, eine seltene Unfähigkeit. Thatlos und schlaff, versäumte er jede ernstliche Verteidigungsmaßregel und schenkte sein

1) Vgl. Bd. VIII, S. 601. 605.



König Stanislaus Leszczinski.
Nach dem Kupferstiche von N. de Larmessin; Originalgemälde von L. M. Vanloo (1707—1771)

ganzes Zutrauen dem Herzoge von Bovino, einem Verräter, der alles Wichtige im geheimen nach Madrid berichtete und dem Vizekönige die verderblichsten Ratschläge erteilte. Unter solchen Umständen erlitt das Königreich im Frühjahr 1734 den Angriff von 16 600 Spaniern unter dem kriegserfahrenen Grafen von Montemar. Die Kaiserlichen brachten nur 6200 Mann zusammen, die bei Bitonto geschlagen und fast sämtlich gefangen genommen wurden. Nach dieser Niederlage unterwarfen sich Festland und Insel dem Infanten Don Carlos von Parma, dem ältesten Sohne Elisabeth Farneses, der sich bereits im Mai zum Könige beider Sizilien ausrufen lassen konnte. Nur Capua verteidigte der wackere Graf Traun noch sieben Monate; dann mußte auch er kapitulieren.[1]) So zerfiel die ganze kaiserliche Macht in Italien in einem Jahre — der beste Beweis, daß Politik und Verwaltung Karls VI. gleich elend waren.

Rußland und Sachsen hatten indessen ihr Ziel vollständig erreicht. Mit 30 000 Russen hatte General Münnich im Januar 1734 den armen „König" Stanislaus in Danzig eingeschlossen. Vergeblich sah dieser nach französischer Hilfe aus; es war mehr ein Spott zu nennen, daß Fleury ihm ganze 1500 Mann auf dem Seewege zusandte. Deren Befehlshaber, La Peyrouse, kämpfte noch einige Monate heldenmütig gegen die gewaltige russische Übermacht; im Juni mußte er doch unter der Bedingung freien Abzugs kapitulieren. Stanislaus entfloh, als Handwerksbursche verkleidet, nach Königsberg — mit seinem polnischen Königtume war es abermals und endgültig vorbei.

Nun fühlten die Russen zwar die Verpflichtung, ihrem Verbündeten, dem Kaiser, zu Hilfe zu kommen; aber was sie thaten, war mehr Schein als Wirklichkeit. Denn als das russische Korps im Frühjahr 1735 am Rhein anlangte, war es nur 13 000 Mann stark. Dringend riet Prinz Eugen seinem Herrscher, den Frieden um jeden Preis zu schließen, damit doch wenigstens die deutschen Erblande, die eigentliche Stärke der Monarchie, der durchlauchtigsten Erbtochter erhalten blieben. Zum Glücke für Karl und für Süddeutschland, das in seiner elenden und selbstsüchtigen Zersplitterung fast wehrlos den Franzosen offen stand, war Fleury friedliebend genug, um den Krieg nicht länger fortzusetzen, als es die Ehre Frankreichs und seine Verpflichtungen gegen Spanien erheischten. Er sandte heimlich nach Wien einen Unterhändler, La Beaume, der dort am 3. Oktober 1735 mit dem kaiserlichen Minister Grafen Sinzendorf die Friedenspräliminarien unterzeichnete. Diese Wiener Präliminarien überließen die Königreiche Neapel und Sizilien, sowie einige Plätze an der toskanischen Küste dem Don Carlos, der dafür, als geringfügige Entschädigung, die Herzogtümer Parma und Piacenza dem Kaiser abtrat. Der König von Sardinien mußte, so sehr er sich sträubte, den größten Teil des Herzogtums Mailand an Österreich zurückgeben und behielt von der

1) Graf Thürheim, Feldmarschall von Abensberg und Traun (Wien 1877), S. 41 ff.

schon für gesichert gehaltenen Beute nur den Westen, die Landschaften Novara und Vigevano. Der Herzog von Lothringen sollte nach dem Tode des gegenwärtigen Besitzers, des letzten Medici, das Großherzogtum Toskana bekommen, dafür aber Lothringen und Bar sofort an König Stanislaus Leszczinski cedieren, nach dessen Ableben beide Landschaften mit Frankreich vereinigt werden sollten. Als Franz von Lothringen, der sich um die Hand der reichen Erbin Maria Theresia bewarb, sich des Opfers seines angestammten Landes weigerte, fuhr ihn der kaiserliche Minister Bartenstein an: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin.“ Für alle seine Verluste wurde der Kaiser entschädigt — durch die Anerkennung Augusts III. als König von Polen und durch die unbedingte Verbürgung der pragmatischen Sanktion auch von seiten Frankreichs und Spaniens! — Der endgültige Friedensvertrag wurde übrigens erst im Jahre 1738 zu Wien unterzeichnet.

Denn am unzufriedensten mit diesem Frieden war dasjenige Königshaus, welches am meisten durch denselben gewann: das spanische. Königin Elisabeth war in ihrem unersättlichen Ehrgeize nicht wenig darüber erzürnt, daß Don Carlos für seine großen und schönen Erwerbungen auf das so ungleich kleinere Parma hatte verzichten müssen. Erst als die Spanier, von den Franzosen verlassen, durch die Kaiserlichen einige Niederlagen erlitten hatten, nahm Philipp V. die Wiener Präliminarien an.

Fleury hatte diesen Krieg meisterhaft geführt. Er hatte die Ehre Frankreichs durch eine Reihe siegreicher Feldzüge gewahrt und dessen schon gesunkenen Einfluß wieder zum maßgebenden gemacht. Mit Recht konnte bald darauf Friedrich von Preußen sagen, daß ohne Zustimmung des allerchristlichsten Königs kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfte. Frankreich war abermals, wie unter Ludwig XIV., die vorwiegende Macht geworden, hinter die ihre Nebenbuhler, England und Österreich, weit zurücktraten. Jeder Verdacht einer Schwäche wurde von Frankreich genommen durch die höchst ehrenvolle Genugthuung, die Stanislaus in dem herrlichen lothringischen Lande erhielt; und zugleich ward das vergeblich von Heinrich IV., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. Angestrebte verwirklicht, indem Lothringens Vereinigung mit Frankreich gesichert und damit ein Wall Deutschlands gegen den westlichen Nachbarn in ein Bollwerk des letzteren gegen das Reich verwandelt wurde. Die Herrschaft, welche seit 350 Jahren die Habsburger über Italien geübt, war durch die Übertragung Neapels und Siziliens an eine bourbonische Sekundogenitur vollständig gebrochen. Dabei hatte Fleury durch sein Innehalten mitten im Siege das Verdienst der Mäßigung erworben und die Dinge so gefügt, daß er aus einem Unternehmen, welches den Kaiser zwei Königreiche kostete, als dessen Freund und Ratgeber hervorging. Er wurde jetzt in Frankreich ungemein volkstümlich. „Er hält gut Haus,“ sagt der Zeitgenosse Barbier, „die Finanzen sind niemals in besserem Stande gewesen. Durch ihn ist der König, der viel Geld hat, zum Herrn und Schiedsrichter Europas geworden. Ganz Frankreich fürchtet seinen Tod wie einen wirklichen

Verlust, weil die Regierung groß, besonnen und milde ist. Das ganze Ausland hegt für das Wort und die Thaten dieses Ministers Achtung und Vertrauen in jeder Hinsicht." [1])

Gerade entgegengesetzte Ergebnisse, als Frankreich, hatte Österreich aus dem polnischen Erbfolgekriege geerntet. Um der Ehre willen, den ihm im Grunde übelwollenden Sachsen auf den polnischen Thron befördert zu haben, hatte der Kaiser die Hälfte Italiens verloren. Was nützte es ihm, daß Parma an die Lombardei grenzte und dadurch allerdings leichter zu verteidigen war, als Neapel und Sizilien, da es doch so unbedeutend war an Ausdehnung und Bevölkerungszahl? Und er hatte jene Reiche eingebüßt an denselben verhaßten Zweig der Bourbonen, der ihm schon die spanischen Hauptländer, das alte Erbteil seines Hauses, geraubt hatte! Noch mehr: zugleich hatten die französischen Bourbonen sich jenes lothringischen Landes bemächtigt, das seit einem Jahrhundert in Freud' und Leid treu zum Hause Österreich gehalten. Aber weit schlimmer als alles dies war der Beweis tiefer Zerrüttung und Machtlosigkeit, den der Krieg für den Kaiserstaat erbracht hatte, dessen grenzenlose Demütigung, die Geringschätzung, die ihm seitdem von allen Seiten zu teil wurde.

Der Verlust Lothringens war um so schmerzlicher, als dessen bisheriger Herrscher in engste Beziehungen zu Karl VI. und dessen Ländern trat. Lange Jahre hatte die Frage der Vermählung der „durchlauchtigsten Erbtochter" Maria Theresia alle Welt beschäftigt — bis die achtzehnjährige anmutige und lebhafte Erzherzogin selber ihre Wahl traf, indem sie den am kaiserlichen Hofe auferzogenen Jugendfreund, eben den Herzog Franz Stephan von Lothringen, einen der schönsten Männer seiner Zeit, sich zum Gatten erkor. So dringend auch die zärtliche Mutter der jungen Fürstin, Kaiserin Elisabeth, den Liebling der Tochter begünstigte, der Vater war demselben zunächst abgeneigt, weil er ihn für allzu unansehnlich hielt und einen mächtigeren Prinzen als Schwiegersohn vorgezogen hätte. Allein endlich gab er nach, zumal da man in Deutschland durchaus einen Reichsfürsten zum Gatten der österreichischen Erbin wünschte. Kurz nach dem Abschlusse der Wiener Präliminarien fand die Vermählung statt, die das Haus Lothringen mit dem habsburgischen vereinte (12. Februar 1736).

Prinz Eugen überlebte nicht lange dieses Ereignis, welches die Zukunft der österreichischen Dynastie bestimmte. Am 21. April 1736 starb der größte Heerführer, welchen Österreich je besessen: freilich kein geborener Österreicher oder auch nur Deutscher, und doch ein Liebling des deutschen Volkes für alle Zeiten. Hatten seine militärischen Fähigkeiten schon längst durch das Alter gelitten, so war er dennoch der getreueste und weiseste Ratgeber des Kaisers

1) Barbier, II, 85. 179. 192. 338. — Friedrich der Große drückt sich in der „Geschichte meiner Zeit" weniger günstig über Fleurys Charakter aus, muß aber doch zugestehen, daß er „Frankreich wieder gehoben und geheilt, die Schulden Ludwigs XIV. zum großen Teile zurückgezahlt, die Verwaltung wieder in Ordnung gebracht hat" u. s. w.

geblieben, der nur zu eigenem Unheile seine Vorschläge und Meinung allzu oft mißachtet hatte.

Nach Eugens Tode fiel die österreichische Verwaltung in völliger Anarchie auseinander. Es gab da keine Persönlichkeit mehr von hinreichender Bedeutung, um auf den leitungsbedürftigen Kaiser und den Staat einen maßgebenden Einfluß zu üben. Am ehesten schenkte Karl sein Vertrauen noch einem aus bescheidenen Verhältnissen emporgestiegenen Manne, Joh. Christoph Bartenstein.[1]) Sohn eines protestantischen Straßburger Professors, hatte derselbe sich durch Wissen und Klugheit schon frühzeitig die Gunst der gelehrten Benediktiner von St. Maur erworben. Sie empfahlen ihn nach Wien, wo er durch Übertritt zum Katholizismus sich die Bahn zu den höheren Staatsämtern eröffnete. Er zeigte übrigens eine solche Gewandtheit in der Behandlung der Geschäfte, eine solche Fülle von Auskunftsmitteln, daß er dadurch dem Kaiser auffiel, der ihn schnell zum Staatssekretär beförderte und ihn zu seinem vertrauten Ratgeber erkor. In der That hat Bartenstein stets eine Redlichkeit und treue Ergebenheit für seinen Herrn bethätigt, wie keiner jener hochgeborenen Minister, welche gegen den Plebejer die tiefste Verachtung hegten. Er vergalt sie ihnen nach Möglichkeit durch rauhes und schroffes Benehmen. So herrschte der größte Zwiespalt unter den kaiserlichen Räten. Leider war Bartenstein nicht der Mann, durch überlegenes Genie dem Staatswesen unbedingt seine Richtung anzuweisen. Er besaß wohl die Gaben eines hervorragenden juristischen Sachwalters, aber von wirklichen staatsmännischen Eigenschaften war bei diesem wenn auch kräftigen, so doch kleinlichen und eng begrenzten Geiste nicht die Rede. In den tausend Spitzfindigkeiten des Rechtes des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war er wohl zu Hause und bewegte sich darin mit Lust, aber die großen europäischen Angelegenheiten vermochte er nicht zu erfassen und klar zu durchschauen, die verwirrten ihm nur die Gedanken, so daß er zu einer nüchternen und sachgemäßen Anschauung dieser Verhältnisse nie zu gelangen vermochte. Er wollte stets



Johann Christoph v. Bartenstein.

1) A. v. Arneth, Joh. Chr. v. Bartenstein und seine Zeit; Arch. f. österr. Gesch., Bd. XLVI (1871), S. 1—124.

mit pedantischem Eigensinn die alten längst verjährten Vorrechte des Kaisertums in Deutschland erneuern und kehrte in den politischen Angelegenheiten allzu sehr die schroffe, rechthaberische Weise des Rechtsgelehrten heraus. Durch die zahllosen Quälereien, die er aus den verwickelten Reichsgesetzen gegen die Belehnung des Don Carlos mit Toskana hervorgesucht, hatte er bereits vieles zur Beteiligung Spaniens an dem Kriege von 1733 beigetragen.[1])

Er hinderte auch den Kaiser nicht, als sich dieser, unbelehrt von den offenbaren Beweisen der Mangelhaftigkeit, die seine Truppen während des letzten Krieges gegeben hatten, in neue Abenteuer stürzte. Im Kampfe gegen die Türken glaubte Karl VI. sich ohne Mühe für die Verluste entschädigen zu können, welche die jüngsten Jahre ihm zugefügt.

Nach dem Frieden von Passarowitz hatte die Pforte alles gethan, um sich das Wohlwollen des kaiserlichen Hofes zu sichern. Sie hatte die ungarischen Unzufriedenen nach Asien interniert; sie hatte christliche Gefangene in Freiheit gesetzt und den Unterthanen Karls zahlreiche Handelsvorteile bewilligt; sie hatte die Barbareskenstaaten zu friedlichem Verhalten gegen Österreich ermahnt; sie hatte sich in der polnischen Frage auf dessen Seite gestellt; sie hatte die günstige Gelegenheit, dasselbe während des polnischen Erbfolgekrieges anzufallen, ungenützt vorüber gehen lassen. Aber die Wiener Regierung wollte eben einen Eroberungskrieg gegen die Türken, und zu einem solchen schien die Lage der Dinge verlockend genug. Rußland hatte für Österreich die Bahn eröffnet.

Zarin Anna hatte unter der Leitung der Deutschen Ostermann, Münnich und Biron die Regierung auf löbliche Weise weiter geführt. „Obgleich der ganze Hof zitterte," sagt selbst ein russischer Zeitgenosse, Fürst Schtschérbatow, „obgleich es keinen einzigen Großen gab, der nicht von Birons Bosheit irgend ein Unheil für sich fürchtete, war doch das Volk gut regiert. Es war nicht mit Abgaben überladen. Die neu erlassenen Gesetze waren klar und deutlich und wurden mit Genauigkeit ausgeführt. Die Magnaten fürchteten Veranlassung zu ihrem eigenen Unglück zu geben, und da folglich die Richter nicht von ihnen geschützt wurden, wagten auch diese nicht unrecht zu thun und sich bestechen zu lassen. Es herrschte das Kabinett, indem ein jeder ohne Unterwürfigkeit und Scheu seine Meinung sagte und sich erkühnte, in den Berichten sogar der Kaiserin zu widersprechen; denn sie hatte nie ein leidenschaftliches Verlangen, gerade etwas Bestimmtes zu thun, und suchte das Rechte. So war die Schmeichelei verbannt. Die Dinge gingen einfach nach den Gesetzen, in der gehörigen Ordnung." Allein so wohlthätig auch das Regiment der Fremden war, die altrussische Partei — und sie umfaßte die ungeheuere Mehrheit des Adels, der Geistlichkeit und des gesamten Volkes — ertrug es dennoch mit Unwillen als eine aufgedrungene, antinationale Herrschaft. Um diese Unzufriedenheit zu beseitigen oder doch zu beschwichtigen, faßten die

---

1) Relaz. di Marco Foscarini (1736); A. v. Arneth, Relationen ꝛc., S. 83 f. — Ders. Foscarini, Storia arcana; Archivio storico italiano, V, 140 ff.

leitenden Kreise den Plan, die Entwürfe Peters des Großen auf Gewinnung der Küsten des Schwarzen Meeres wieder aufzunehmen. An Vorwand zum Kriege mit den Osmanen konnte es bei den fortwährenden gegenseitigen Räubereien und Kämpfen der Tataren und der Kosaken nicht fehlen. Ohne förmliche Kriegserklärung griff Feldmarschall Münnich im Herbst 1735 das türkische Gebiet an. Der Feldzug des folgenden Jahres galt Asow, jener wichtigen Festung an der Mündung des Don, welche Peter der Große bereits erobert, dann aber notgedrungen wieder aufgegeben hatte. Während Lascy dieses Unternehmen nach mancherlei Schwierigkeiten glücklich zu Ende führte, zog Münnich gegen die Krim, die von den unter Oberhoheit der Pforte lebenden Tataren bewohnt war. Sie war vollständig vom Festlande getrennt durch die starke Befestigungslinie von Perekop; aber das russische Heer erstieg in kühnem Überfalle die Werke und drang erobernd in die Halbinsel ein. Freilich nötigten Mangel und Krankheiten sie bald zum Rückzuge. Im Jahre 1737 ging es gegen Beßarabien, und zwar wider die starke Festung Otschakow; Münnich konnte sie erst nehmen, als ein auffliegendes Pulvermagazin den größten Teil der tapferen türkischen Besatzung getötet hatte.

In Gemäßheit des Vertrages von 1726 ging die Petersburger Regierung Österreich um Unterstützung durch 30 000 Mann an. Fast sämtliche kaiserlichen Minister waren bei dem kläglichen Zustande des Heeres und der Festungen schon durch den bloßen Gedanken eines Krieges mit Schrecken erfüllt und rieten dringend von jeder größeren Operation ab.[1] Nur Bartenstein, welcher stets zu gewaltsamen Handlungen neigte, und der unbedeutende Prinz von Hildburghausen drängten den Kaiser zu kriegerischen Beschlüssen. Wirklich ließ Karl, trotz aller trüben Erfahrungen der letzten Jahre, sich von thörichtem Ehrgeiz zu der Entscheidung verführen, nicht als bloße Hilfsmacht Rußlands, sondern selbständig und mit gesamten Kräften gegen die Pforte aufzutreten. Im Januar 1737 schloß er mit Kaiserin Anna einen bezüglichen Vertrag ab, und im Sommer desselben Jahres rückten die kaiserlichen Truppen auf türkisches Gebiet ein. Aber Österreich begann den Kampf mit zerrütteten Finanzen und einer entmutigten Armee; der Oberbefehlshaber, Graf Seckendorf, der frühere Gesandte in Berlin, paßte besser zum Unterhändler denn zum Feldherrn und zählte überdies als Protestant an dem bigotten Wiener Hofe zahlreiche Gegner. Das Heer, das auf dem Papiere 120 000 Mann stark war, bestand in Wahrheit aus wenig mehr als 50 000; anstatt 600 000 Gulden monatlich für dessen Unterhalt bekam Seckendorf nur 100 000. Die Türken dagegen erwiesen wiederum eine überraschende Lebens- und Thatkraft; ihre Truppen waren zahlreich und von einem französischen Renegaten, dem Grafen Bonneval, trefflich eingeübt. Die Feinde Seckendorfs in Wien thaten alles, um dessen Unternehmungen zu hindern. So konnte derselbe zwar Nissa erobern, aber

1) Vgl. den genauen Bericht über diese Vorgänge in der Relation des venezian. Gesandten Nicolò Erizzo (1738), S. 179 ff.

die Belagerung Widdins und mehrerer bosnischer Festungen mußte mit beträchtlichem Verluste aufgegeben werden; und am Ende des Feldzuges nahmen die Türken, dank der Feigheit des Kommandanten von Nissa, auch diese Stadt wieder. Die Schuld an solchem Mißerfolg wurde selbstverständlich ausschließlich dem Lutheraner Seckendorf aufgebürdet: er wurde auf die Festung Glatz gebracht, aus der ihn erst der Tod Karls VI. befreit hat. Aber bald stellte sich heraus, daß nicht Seckendorf, sondern die Unfähigkeit und Unredlichkeit der kaiserlichen Verwaltung und Armeeleitung das Mißgeschick verursachten. Franz von Lothringen ward dem Namen, Graf Königsegg der That nach mit dem Oberbefehle für das Jahr 1738 betraut. Sie bedeckten sich nicht mit Ruhm. Die Türken drangen in österreichisch Bosnien ein und eroberten überdies das gesamte österreichische Serbien, bis auf Belgrad. Die Volkswut über diese Unglücksfälle war in Wien so groß, daß Franz mit seiner Gemahlin Österreich verlassen und sich nach Toskana begeben mußten, das ihnen im vorigen Jahre durch den Tod des letzten Medici anheimgefallen war. Auch Königsegg verlor seine militärischen Ämter. Die Geldverlegenheiten des kaiserlichen Hofes wurden durch den unglücklichen Krieg auf das äußerste gesteigert. Im Jahre 1739 brachte er kaum 40 000 Mann zusammen.[1] Trotzdem unternahm der hochfahrende und eingebildete Feldmarschall Wallis bei Krotzka einen Angriff auf das weit zahlreichere und trefflich geführte Heer des Großwesiers, erlitt aber eine vollständige Niederlage (Juli 1739). Dieselbe setzte die kaiserliche Armee außer stande, Belgrad zu schützen, und diese schönste von Eugens Eroberungen wurde nun sofort durch die Türken belagert. In der Besorgnis, noch mehr zu verlieren, ohne Geld, ohne Truppen, ohne Feldherrn, begann der kaiserliche Hof sofort Friedensverhandlungen, mit denen General Neipperg beauftragt wurde: er sollte im Notfall selbst Belgrad abtreten. So sehr hatten die Ratgeber Karls, welche den Krieg auf das übermütigste begonnen, nunmehr den Kopf verloren! Die tapfere Besatzung von Belgrad beschämte alle die hochgeborenen Diplomaten und Generale, indem sie sich in ihren halbverfallenen Werken auf das wackerste und erfolgreichste verteidigte. Indes Neipperg ließ sich durch die Mutlosigkeit der kaiserlichen Generale, durch die Drohungen des Großwesiers und durch die Hinterlist des vermittelnden französischen Gesandten Villeneuve bestimmen, auch in die Abtretung der noch unbezwungenen Festung zu willigen. So wurden am 1. September 1739 die Friedenspräliminarien zwischen der Pforte und dem Kaiser dahin unterzeichnet, daß die erstere Serbien nebst Belgrad, die österreichische Walachei und die wichtige Feste Orsowa zurück erhielt. Alle Errungenschaften des Friedens von Passarowitz waren damit aufgegeben.

Viel glücklicher hatte Münnich mit seinen Russen gefochten. Anfang 1739 hatte er die Türken bei Stawutschane vollständig geschlagen, darauf das starke

---

1) Th. Tupetz, Der Türkenfeldzug von 1739 und der Friede zu Belgrad; Hist. Zeitschr. N. F. IV, 1 ff.

Choczim genommen und drang nun siegreich in der Moldau vor. Da erscholl plötzlich wie ein Donnerschlag die Nachricht von den türkisch-österreichischen Präliminarien. Rußland glaubte nicht im stande zu sein, allein den Krieg weiter zu führen. In Stockholm hatte zur Zeit die französische Partei im Reichsrate vollständig die Oberhand gewonnen, und Schweden unterhandelte eifrig mit der Pforte wegen Abschluß eines Angriffsbündnisses gegen die Zarin. Der Menschenverlust in den fünf Feldzügen war überdies ein sehr bedeutender gewesen und wurde in dem dünn bevölkerten Reiche schmerzlich empfunden. Endlich hatte der sieggekrönte Feldmarschall Münnich einen Neider und Gegner in Annas Günstling Biron. Derselbe hatte freilich eine neue glänzende Rangerhöhung erfahren, indem Anna, nach dem Aussterben des Hauses Kettler,[1] seine Wahl zum Herzoge von Kurland bei den dortigen Ständen durchgesetzt hatte. Aber nur um so weniger wollte Biron einen Nebenbuhler um die ausschlaggebende Gewalt in Rußland dulden. So trat die Zarin noch im September 1639 dem Belgrader Frieden bei, obwohl er Rußland nur geringe Entschädigung für die schweren von ihm gebrachten Opfer verschaffte. Es behielt von seinen Eroberungen ausschließlich Asow — auch dieses nur mit geschleiften Festungswerken. Wiederum sperrten türkische Besatzungen in Otschakow und Kinburn die Mündungen des Dniepr und des Bug, sowie in Kertsch die Einfahrt in das Asowsche Meer; wiederum ward das Schwarze Meer selbst den russischen Handelsschiffen untersagt. Aber war der materielle Gewinn dieses Krieges auch gering für Rußland, der moralische war um so größer. Die glänzenden Erfolge seiner Waffen da, wo die kaiserlichen so schmählich unterlegen waren, erfüllte Rußland mit stolzem Selbstvertrauen, mit dem Bewußtsein der Überlegenheit dem osmanischen Nachbarn gegenüber und mit der kühnen Zuversicht, auch in den Angelegenheiten des westlichen Europa eine entscheidende Rolle spielen zu können.

Die von Deutschen geleitete Reformpartei, welche dem Zarenreiche große und unleugbare Vorteile verschafft hatte, untergrub inzwischen ihre Stellung durch innere Zwietracht. Während die elementarste Klugheit, das Gebot der Selbsterhaltung sie hätte veranlassen müssen, der Feindschaft der ungeheueren altrussischen Partei gegenüber treu zusammen zu halten, befehdeten sich aus kleinlichen Rücksichten Ostermann und Münnich und führte vor allem Biron ein eigennütziges, gehässiges und tyrannisches Günstlingsregiment. Der Zorn über dieses Treiben der verhaßten Fremden wurde immer größer im russischen Volke. Unter der Führung der Reste der neun Jahre früher gestürzten Familie Dolgoruki bildete sich eine Verschwörung, welche die Beseitigung der Kaiserin Anna und die Ausmerzung aller Deutschen zum Ziele hatte; sie wurde aber entdeckt und durch die Hinrichtung zahlreicher Dolgoruki grausam geahndet. Weniger beglaubigt ist das hochverräterische Unternehmen, um dessen willen ein Minister, Wolinski, der sich mit Biron entzweit hatte, den Tod

1) Bd. VII, S. 666.

erlitt. Jedenfalls zeigen diese Vorgänge, auf wie schwachen Füßen, bei dem Mangel einer geregelten Thronfolge und bei der Gewaltsamkeit der Reformrichtung im russischen Reiche überhaupt, die ganze damalige Regierung stand.

Die Krise drohte hereinzubrechen, als im Herbst 1740 Kaiserin Anna, kaum siebenundvierzig Jahre alt, von tödlicher Krankheit ergriffen wurde. In dem letzten Willen, den sie unter dem Einflusse Birons aufsetzte, ging sie von einem doppelten Gesichtspunkte aus: erstens ihrer eigenen Familie mit Zurücksetzung der weiblichen Nachkommenschaft Peters des Großen die Thronfolge zu sichern, und zweitens ihrem Günstlinge seine maßgebende Stellung zu erhalten. Sie ernannte also zu ihrem Nachfolger Iwan, den erst vor wenigen Monaten geborenen Sohn ihrer Nichte Anna Leopoldowna, welche, die Tochter von Annas Schwester und des Herzogs von Mecklenburg, also eine Deutsche, wieder mit einem Deutschen, dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählt war; und zum Regenten während Iwans noch langdauernder Minderjährigkeit nicht etwa dessen Mutter oder Vater, sondern eben den Herzog Biron von Kurland. Indes kaum war Kaiserin Anna am 28. Oktober 1740 gestorben, als sich Anna Leopoldowna und deren Gemahl an Münnich wandten, um jenen unverschämten Emporkömmling zu stürzen. Der Feldmarschall gewann einige hundert Gardesoldaten, mit deren Hilfe er sich ohne Mühe Birons bemächtigte; der noch eben allgewaltige Regent mußte nach Sibirien wandern. Anna von Mecklenburg erhielt nun selbst als Großfürstin die Regentschaft.

Noch einmal hatten die „Deutschen" gesiegt, allein sie verdarben alles durch Uneinigkeit und politische Unfähigkeit. Anna Leopoldowna selber war eine geistesträge, launenhafte und zänkische Frau. Unbelehrt durch das Schicksal Birons, beleidigte sie abermals den russischen Adel und das russische Beamtentum, überwarf sich mit ihrem eigenen Gemahl und umgab sich mit unwürdigen Günstlingen, wie dem sächsischen Gesandten Grafen Lynar und der Livländerin Julie von Mengden. Da Münnich, dem sie ihre Erhebung verdankte, und der ohne Zweifel der begabteste unter den leitenden Staatsmännern war, ihrer Herrschsucht gefährlich schien, zwang sie ihn mit Ostermanns Hilfe zur Niederlegung aller seiner Würden. Unter ihren übrigen Ministern herrschte beständiger Zwist.

Diese verworrenen Zustände machten es der altrussischen Partei möglich, einen entscheidenden Schlag zu führen. Sie wurde auf das kräftigste unterstützt von Frankreich, das den bisher unbedingt am russischen Hofe herrschenden österreichischen Einfluß beseitigen wollte. Der französische Gesandte La Chetardie war der eigentliche leitende Genius der Verschwörung.[1] Er suchte den Beistand Schwedens zu gewinnen. Schon im Frühjahr 1741 waren seine Anhänger zu dem großen Wagnis bereit. Es ward unternommen zu gunsten der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, die ohne Zweifel die legitime Thronerbin war. Ihr gelang es mit Leichtigkeit, unter der

---

1) **Vandal**, Louis XV et Elisabeth de Russie (Paris 1882).



Kaiserin Elisabeth I. von Rußland.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1761, von E. Tschemesow; Originalgemälde von L. Tocqué (1696—1772).



Garde, die ohnehin wider die Deutschen erbittert war, eine Anzahl Offiziere und Soldaten für sich zu gewinnen, und durch diese ließ sie die Großfürstin Anna und deren Gemahl, sowie Ostermann, Münnich und einige andere Führer der bisher herrschenden Richtung gefangen nehmen (Dezember 1741). Die neue Zarin umarmte und herzte den armen kleinen Iwan mit den Worten: „Du bist in nichts schuldig," ließ ihn aber doch auf Lebenszeit auf der Festung Schlüsselburg in engen Gewahrsam bringen, mit dem Befehl, ihn bei dem mindesten Versuche der Befreiung sofort niederzustoßen. Seine Eltern mußten zu Cholmogor im hohen Norden den Rest ihres Daseins vertrauern. Während Biron aus Sibirien zurückgerufen wurde, traten Münnich, Ostermann und deren Freunde den Weg dahin an; Biron und Münnich sollen sich dabei begegnet und wortlos aneinander vorüber gefahren sein. Ostermann starb nach sieben Leidensjahren in Sibirien; Münnich hat daselbst zwanzig Jahre in mutigem, stolzemAusharren gelebt, bis Peter III. ihn zurückrief und Katharina II. ihm wieder hohe Würden verlieh, in deren Genuß er erst 1767 gestorben ist.



Medaillenbildnis des Kanzlers Bestuschew.

Solches Ende nahm, nicht unverdient, die Herrschaft der Deutschen am Petersburger Hofe. Die Regierung Elisabeths erscheint noch jetzt den Altrussen und Panslawisten als das goldene Zeitalter. In der That wurden folgerichtigerweise unter ihr nur echte Russen reinen Blutes und griechischer Religion zu den hohen Staatsämtern befördert. Auch in der Kirche triumphierte jetzt die Partei der Orthodoxie und der Unwissenheit.

Aber trotz dieser oftmaligen Umwälzungen barg das russische Reich eine gewaltige Kraft. Die Zentralregierung, wer sie auch inne haben mochte, gebot durch das starke und wohlgeübte Heer unbedingt über die gesamten unermeßlichen Länder. Auf mehr als 200 000 Mann regelmäßiger und eine große Menge unregelmäßiger Truppen belief sich die Armee. Die Kriegsflotte, einigermaßen im Verfall seit dem Tode Peters des Großen, zählte doch 4—5000 Seeleute. Auch die Kroneinnahmen — zehn Millionen Rubel jährlich — waren beträchtlich, wenn man die ungemeine Billigkeit der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse im damaligen Rußland in Betracht zieht. Mit der Regierung stand es zunächst unter Elisabeth übel genug, da sämtliche tüchtigeren und erfahreneren Leute nach Sibirien gewandert waren, und alles, was die neue Kaiserin umgab, einer Bande gemeiner und liederlicher Subjekte glich: allein deren Thorheit und Trägheit ließ bald wieder die eigentliche Leitung der

Geschäfte an befähigtere Männer gelangen, wie zumal den Vizekanzler Alexei Grafen Bestushew-Rjumin, einen wissenschaftlich und diplomatisch gleich gründlich gebildeten Beamten, der freilich ebenso moralisch nichtsnutzig wie geistig bedeutend war.

Schon vor der Zarin Anna war ein anderer früherer Verbündeter Karls VI., war Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben.

Die kühle Haltung, welche dieser König, nach den wiederholten Beweisen der Feindseligkeit des Kaisers, gegen diesen in dem polnischen Erbfolgekriege bethätigt, hatte Karl ihm reichlich vergolten, indem er sich jetzt in der Jülicher Erbfolgefrage offen den preußischen Ansprüchen widersetzte. Georg II. von England warf nicht minder dem preußischen Herrscher den Bruch der hannöverschen Allianz vor, und Rußland hatte für Biron Kurland genommen, das doch zu einer preußischen Sekundogenitur bestimmt gewesen war. So erntete Friedrich Wilhelm den Lohn für seine ewig unentschiedene, bald durch Sentimentalität, bald durch Jähzorn beeinflußte Politik. Preußen lief Gefahr, weder von Ostfriesland noch von Jülich-Berg nur das mindeste zu erhalten.

Zu der Zeit, als die kaiserlichen Heere siegesgewiß gegen die Türken ausmarschierten (Sommer 1737), forderten Österreich und, auf seine Veranlassung, Frankreich sowohl England als auch Holland auf, mit ihnen im Vereine die Erklärung abzugeben, die vier Mächte wollten, mit Ausschluß jedes anderen, die Regelung der jülich-bergischen Erbfolgefrage allein in die Hand nehmen. Was dann das Schicksal der preußischen Ansprüche gewesen sein würde, ist von selbst klar. In jeder Weise verletzte Österreich den Vertrag von 1728. Wenn nun auch England und Holland diesem Vorschlage nicht zustimmten, nahmen sie doch eine weitere Proposition des Kaisers an, die für Preußen kaum minder unangenehm war. Im Februar 1738 überreichten nämlich die Gesandten Österreichs, Frankreichs, Englands und Hollands den preußischen Ministern identische Noten, in welchen für das sulzbachsche Haus die vorläufige Besitznahme der gesamten jülich-bergischen Erbschaft und von dem Könige die Beschickung einer Konferenz mit jenen vier Mächten gefordert wurde, auf welcher man die Sache „gütlich" beilegen wollte. Das letztere war offenbar eine leere Beschönigung der endgültigen Überlassung der streitigen Länder an Sulzbach; denn daß bei dessen und bei Österreichs Stimmung die „gütliche" Vereinigung sich zerschlagen werde, lag auf der Hand.

Und doch, was war dagegen zu thun? Sollte Preußen, dieser kleine Staat mit $2^1/_2$ Millionen Seelen, gegen die vier damaligen Großmächte Krieg führen? Es ist ein außerordentliches Verdienst Friedrich Wilhelms I., sich hier nicht haben einschüchtern zu lassen. In dem seit zehn Jahren gequälten und mißhandelten Gemüte dieses Monarchen war doch ein hinreichend kräftiger Kern, daß er diesen letzten Schlag nicht gutwillig hinnahm. Der Geist seines Großvaters wachte in ihm auf; Österreich hatte sich, wie 1733, so auch jetzt wieder in ihm verrechnet. „Es ist eine Sache des Vorteils," sagte er, „doch noch mehr der Ehre; besser mit Ehren nichts haben, als sich wohl befinden

in Unehren.“ [1]) Im Grunde erkannte er, daß die Lage nicht so gefährlich sei, wie sie aussah. Österreich hatte durch seinen unglücklichen Türkenkrieg dafür gesorgt, daß es auch keine 10 000 Mann gegen Preußen übrig hatte. Holland war absolut friedfertig, zumal jede kriegerische Verwickelung die Macht des Hauses Oranien wieder heben und damit die herrschende oligarchische Partei bedrohen mußte. Endlich Walpole war grundsätzlich dem Kriege abgeneigt und fühlte sich ohnehin in seiner Stellung erschüttert. [2])

Ein langdauerndes Regierungssystem wird stets eine beständig wachsende Menge von Enttäuschung und Mißvergnügen hervorbringen, durch seine löblichen Eigenschaften fast nicht weniger als durch seine unvermeidlichen Fehler. So hatte sich dem kleinen Häuflein der Tories allmählich eine beträchtliche Menge unzufriedener Whigs in der Opposition gegen Walpole gesellt. Alle Männer von Talent schlossen sich ihr an; teils aus persönlichem Ehrgeiz, da sie fanden, es sei Zeit, daß Walpole ihnen Platz mache, teils weil sie dessen grundsätzlich konservative und quietistische Politik mißbilligten. Die erste Niederlage hatte der allmächtige Whigminister auf finanziellem Gebiete erlitten. Indem er, um die Landedelleute zu gewinnen, die Grundsteuer bedeutend herabgesetzt, hatte er das Gleichgewicht des Staatshaushalts erschüttert und sich genötigt gesehen, den gesamten Tilgungsfonds für die öffentliche Schuld zu den laufenden Ausgaben aufzubrauchen. Um die Einnahmen mit den letzteren wieder in Einklang zu bringen, schlug Walpole im Jahre 1733 eine bedeutende Steigerung der Accise, d. h. der auf inländischen Märkten selbst von Artikeln des täglichen Gebrauches erhobenen Abgaben vor. Allein mit diesem Entwurfe begegnete er lauter und lärmender Opposition. Man hat dieselbe neuerdings als eine reine Parteisache darstellen wollen; mit Unrecht. Gewiß hat der Parteigeist damals ungeheuerliche Übertreibungen hervorgerufen und viele Ungerechtigkeiten gegen Walpole verschuldet: aber was der nationalen Vorliebe des Engländers für persönliche Unabhängigkeit und Freiheit in des Ministers Entwurfe mit vollem Fuge verdächtig sein mußte, das war die Einführung von Spionen, von schnüffelnden und suchenden Steuerbeamten in sein Haus und in seine täglichen Gewohnheiten. Der Brite hat für solche Dinge stets ein feines Gefühl gehabt, und wollte derartige Einrichtungen auch nicht im Keime bei sich entstehen sehen. Der Grimm und die Aufregung des Volkes ließen geradezu eine Revolution fürchten. So hielt es Walpole für das Beste, das Projekt aufzugeben.

Hatte er sich aus diesem inneren Zwist noch ziemlich gut, mit einiger Einbuße an Popularität, herausgezogen, so wurde ein äußerer Konflikt ihm geradezu verderblich: der Schmuggelstreit mit Spanien.

Die Handelsbeziehungen zwischen diesem Reiche und England waren durch die Verträge von 1667 und 1670, sowie durch die Übereinkunft von Sevilla vom Jahre 1729 geregelt: Abmachungen, welche den englischen Schiffen jeden

---

1) Ranke, Sämtl. W., XXVII, 236.
2) Lecky I, S. 374 ff. — Coxe, Walpole, Bd. III.

unmittelbaren Verkehr mit den spanischen Kolonien verboten, ein einziges Fahrzeug ausgenommen, welches die Südsee-Gesellschaft alljährlich nach dem spanischen Amerika absenden durfte. Allein der Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht der britischen Kaufleute hatten sich nicht eben an diese Beschränkungen gekehrt und sie zu einem ergiebigen und umfassenden Schmuggelhandel mit jenen Kolonien veranlaßt. Die spanischen Zollschiffe suchten denselben mit allen Mitteln zu verhindern: es ist natürlich, daß sie dabei bisweilen ihre Befugnisse überschritten, indem sie englische Fahrzeuge nicht nur an den spanischen Küsten, sondern auch auf offener See durchsuchten und die Mannschaften nicht immer glimpflich behandelten. Die englischen Interessenten erhoben jedesmal über einen solchen Akt der Gewaltsamkeit lautes Geschrei, während sie über ihr eigenes gesetzloses Gebaren einen dichten Schleier warfen; und die Langsamkeit und Unbeweglichkeit des Madrider Hofes, welche es selten zu einer Abstellung auch gerechter Beschwerden kommen ließen, erhöhten den allgemeinen Unwillen. Derselbe sprach sich in Zeitungen und Flugblättern, ja in den Dichtungen eines Pope und Johnson aus. Er stieg auf den Siedepunkt, als die Opposition vor das Parlament einen gewissen Kapitän Jenkins brachte, dem ein spanischer Zolloffizier angeblich ein Ohr abgehauen hatte (1738). Wirklich zeigte Jenkins die Reliquie, sauber in Baumwolle eingepackt, vor; allein schon damals gab es viele Leute, die behaupteten, Jenkins habe sein Ohr in Großbritannien selbst am Pranger, durch Richterspruch, verloren. Genug, „Jenkins' Ohr," mit theatralischen Zuthaten aufgeputzt, erregte einen gewaltigen Sturm der Unzufriedenheit, der sich zum großen Teile gegen Walpole richtete, indem man ihn der Feigheit und ehrlosen Schwäche den spanischen Grausamkeiten gegenüber bezichtigte. Offenbar konnte unter solchen Umständen die englische Regierung nicht an kriegerisches Auftreten am Rhein denken.

So blieb von den Gegnern Preußens nur Frankreich zu fürchten, aber an dessen Ernst zweifelte Friedrich Wilhelm mit Recht. Er wies also den Vorschlag der vier Mächte rundweg ab; zugleich befahl er, für alle Eventualitäten ein Heer von 50 000 Mann im Kleveschen zu bilden. Die vier Mächte, welche unbedingt auf seine Nachgiebigkeit gerechnet hatten, gerieten nun ihrerseits in die äußerste Verlegenheit, was diesem unvermuteten Widerstande des Preußenkönigs gegenüber zu thun sei. Frankreich und Österreich ermannten sich endlich dazu, den Seemächten gemeinsame Konferenzen im Haag behufs Erörterung der weiteren Maßregeln vorzuschlagen; indes England und Holland wollten selbst darauf nicht eingehen. Endlich vollzog auch Frankreich einen Frontwechsel in der Jülicher Frage, in einer so vollständigen Weise, wie Friedrich Wilhelm es kaum zu hoffen gewagt hatte.

Kardinal Fleury sah ein, daß, wenn es zur Verhängung eines wirklichen Zwanges gegen Preußen kommen sollte, bei der Schwäche Österreichs die ganze Last auf Frankreich fallen müsse. Sollte er nun derart von einer dreihundertjährigen Überlieferung abweichen, daß er dem Kaiser zum Siege über Preußen, zur Übermacht im Reiche verhelfe? In Wirklichkeit zielte seine Politik nur dahin,

Frankreich die dominierende Stellung in Europa, mit möglichster Wahrung des Friedens, zu erhalten. Dies schien ihm aber jetzt eher möglich an der Seite des starken Preußen als des augenblicklich so schwachen Österreich. Er knüpfte deshalb im geheimen Unterhandlungen mit dem Könige an, auf der Grundlage, daß Berg an Preußen fallen solle, aber freilich in höchst verstümmeltem Zustande, indem es einen Saum am Rheine, in Breite einer Viertelmeile, und damit Düsseldorf, sowie dasjenige Sechstel von Berg, das südlich der Agger liege, an Sulzbach abträte, gegen welches Frankreich vorher bindende Verpflichtungen eingegangen war. Nicht gern gab Friedrich Wilhelm nach, allein er fühlte sich nicht im stande, es mit einem sicheren und mehreren möglichen Gegnern aufzunehmen, von denen ein jeder im Grunde mächtiger war, als er selbst. Am 5. April 1739 unterzeichnete er den Vertrag, der ihm den Besitz von wenigstens drei Vierteilen des Herzogtums Berg, sowie von Ravenstein in Aussicht stellte, indem Frankreich hierfür mit ganzer Macht einzutreten versprach. Übrigens verhießen Frankreich und Preußen sich gegenseitig engste Freundschaft und festes Bündnis.

So war es der überklugen und gewaltthätigen Politik Bartensteins abermals geglückt, Preußen in die Arme Frankreichs zu treiben, desjenigen Staates, der stets dem deutschen Gemüte Friedrich Wilhelms der verhaßteste gewesen war. Jetzt mußte der König sich freilich glücklich schätzen, mit dessen Hilfe den falschen Freunden, den Kaiserlichen und den Engländern, das Konzept verrückt zu haben.

Er hatte noch die Genugthuung, das Gericht an denselben sich vollziehen zu sehen.

Walpole hatte alles aufgeboten, um den Schmuggelstreit zu beenden, ohne daß er das Schwert zu ziehen brauche. Er hatte mit Spanien einen Vertrag geschlossen, welcher für die Opfer der schreiendsten Gewaltthaten der südamerikanischen Guarda-Costas (Zollwächter) eine freilich geringfügige Entschädigung von 95000 Pfund Sterling festsetzte (1739). Allein dieses Übereinkommen, welches in der That keinen einzigen der grundsätzlichen Streitpunkte entschied, vielmehr neuem Zwiste Thür und Thor öffnete, erregte allgemeines Mißfallen. Unter den Führern der Opposition im Unterhause machte sich zum erstenmal der junge William Pitt durch seine Heftigkeit, aber auch durch seine feurige und hinreißende Beredsamkeit bemerkbar. „Dieser Vertrag," so schloß er, „ist meiner innigsten Überzeugung nach nichts als eine Abkunft für nationale Schmach; eine trügerische Ausflucht, um den Zorn des Volkes zu hintergehen; eine Verhandlung ohne Unterbrechung der Feindseligkeiten von seiten Spaniens; von seiten Englands ein Verzicht auf das dringendste Naturgesetz, das der Selbstbewahrung und Selbstverteidigung, eine Überlieferung der Rechte und des Handels von England an das Gutbefinden der Diplomaten; und in betreff des höchsten und heiligsten Punktes, der zukünftigen Sicherheit, nicht allein nicht entsprechend, sondern geradezu entgegengesetzt den Beschlüssen des Parlamentes und den gnädigen Zusicherungen der Thronrede. Die Klagen eurer verzweifelnden Kaufleute — die Stimme ganz Englands verdammen den

Vertrag. Möge die Schuld daran auf das Haupt des Ratgebers zurückfallen: Gott verhüte, daß dieses Haus durch seine Zustimmung die Schuld teile!"

Trotzdem erfocht Walpole noch einmal einen Sieg — aber es war ein Pyrrhussieg: seine Majorität betrug nur 28 Stimmen. Das war ein deutlicher Beweis, daß die Mehrheit außerhalb dieses käuflichen Unterhauses, im Lande entschieden für eine der Auffassung Walpoles entgegengesetzte Politik, daß sie für Krieg war. Nichtsdestoweniger hätte Walpole, wenn er die mindeste Charakterstärke besessen, einem Kriegsgeschrei Widerstand leisten müssen, das nicht allein er selber, sondern das auch die Leiter der Opposition in ihrem Herzen für völlig ungerechtfertigt hielten.[1]) Übten doch die englischen Kriegs- und Zollschiffe grundsätzlich dieselben Befugnisse aus, welche man den spanischen bestritt; haben doch Pitt und seine Freunde ein Jahrzehnt später im Aachener Frieden den Spaniern diese Rechte unangefochten belassen! Walpole hätte eher auf seine Stelle verzichten, als so gegen seine innerste Überzeugung handeln sollen. Aber er brachte diese zum Opfer aus selbstischem Beweggrunde, um nur nicht die Macht und den Glanz der Ministerpräsidentschaft aus den Händen zu geben. Unter nichtigen Vorwänden erklärte er im Oktober 1739 Spanien den Krieg, obwohl er wußte, daß der Jubel des Volkes sich bald in Trauer und Zorn verkehren würde. „Mögen sie selbst die Glocken ziehen," rief er aus, „binnen kurzem werden sie die Hände ringen." Und doch gab er sich zum Werkzeuge her! Dieses Unrecht hat seinen moralischen und politischen Sturz entschieden. In der That, wäre er auf Grund der Kriegsfrage zurückgetreten, so würde die Unpopularität, der binnen kurzem dieser Kampf verfiel, ihm zu gute gekommen sein und ihn wieder in die Höhe gebracht haben. So aber hatte er eine Flut entfesselt, die binnen kurzem ihn selbst auf immer mit fortschwemmte und, da sie das ganze Reich bedrohte, Walpoles Andenken mit Schmach bedeckte.

Während damit der eine von Preußens Gegnern unter einer schwachen Regierung sicherem Unheile entgegen ging, litt der andere, Österreich, noch schwerer unter unfähiger Leitung.

Die Kriege um die spanische Erbfolge und mit der Pforte hatten das Kaiserhaus gründlich von der jüngst erreichten Höhe herabgestürzt. Binnen weniger Jahre war an Spanien, Sardinien und die Pforte ein volles Drittel der österreichischen Länder verloren gegangen. Karls Heer war völlig zerrüttet und gedemütigt, alle seine höheren Generale — auch Wallis und Neipperg — als Staatsgefangene in Festungen eingekerkert, seine Finanzen im kläglichsten Zustande, die Kassen leer, der Kredit vernichtet. Die Bevölkerung hatte jedes Vertrauen auf die Zukunft des eigenen Staates verloren, dessen völlige Auflösung sie nach dem Tode Karls erwartete. „Am hiesigen Hofe," schreibt im August 1739 der englische Gesandte, „rennt alles der äußersten Wirrsal, dem

1) S. darüber unwiderlegliche Beweise bei Burke, Thoughts on a Regicide peace, S. 74.

Unheile entgegen; so handgreiflich sind die Anzeichen von Verblendung und Verzweiflung, wie sie je über ein Volk gekommen sind, das der Himmel be-



William Pitt.
Nach dem Schwarzkunstblatt von Rich. Houston (1721—1775).

schlossen hat untergehen zu lassen, nicht weniger durch Spaltung im Innern, als durch Niederlagen ohne Ende, Wehrlosigkeit und Armut.“ Das Schlimmste war, daß auch die anderen Staaten Österreich gründlich mißachteten und es

für ein leicht zu bewältigendes Opfer ihrer ehrgeizigen Pläne hielten. Und dabei wiegten sich der Kaiser und sein Ratgeber Bartenstein in den täuschendsten Illusionen. Sie hofften für alle Fälle auf den Beistand Englands, das sich doch im polnischen Kriege so unzuverlässig erwiesen hatte, auf die Vertragstreue Frankreichs, das sie in der Jülicher Frage im Stiche gelassen hatte. Karl meinte, seine wassersüchtige Gemahlin werde vor ihm sterben, und dann könne er in zweiter Ehe noch einen Sohn und Nachfolger erzielen; deshalb that er nichts, um dem Eidam Franz von Toscana die römische Königswürde zu verschaffen.

Gerade das Gegenteil des Erwarteten trat ein. Der sechsundfünfzigjährige Kaiser, dessen Gesundheit die kräftigste schien, erkältete sich im Herbst 1740 auf einer Jagd derart, daß er nach kurzer Krankheit am 20. Oktober 1740 starb — der letzte männliche Sprosse des Hauses Habsburg. Karl VI. hatte wohl ein Bewußtsein von der allgemeinen Unordnung und dem tiefen Verfalle seines Staates gehabt, aber nicht den Mut und die Kraft gefühlt, mit dem Wuste der überlieferten Mißstände aufzuräumen. „Nicht mehr als etliche tausend Gulden waren in den Kassen," schrieb seine Nachfolgerin, „der in- und ausländische Kredit fast völlig zu Boden, wenig Einigkeit unter den Ständen und Ministern, das Volk in der Hauptstadt so zaumlos als schwierig, und fast auf die nämliche Art in den Provinzen: mit einem Worte, alles sah einem allgemeinen baldigen Verfall und Zerrüttung gleich." [1])

Um das Verhängnis des unglücklichen Staates noch zu erschweren, mußte einige Monate vor dem Tode des letzten Habsburgers auch im preußischen Nachbarstaate der friedfertige Friedrich Wilhelm I. die Schaubühne verlassen, mußte er durch einen ehrgeizigen und unternehmenden jugendlichen Herrscher ersetzt werden, der entschlossen war, die Verlegenheiten des Hauses Österreich rücksichtslos auszubeuten. Auf der anderen Seite aber lauerte Elisabeth Farnese, demselben auch die wenigen ihm noch gebliebenen italienischen Besitzungen zu entreißen.

1) A. Wolf, Österreich unter Maria Theresia, S. 24.

Sechstes Kapitel.

Italien nach dem Frieden von 1720.

In keinem Teile Europas hatte der Utrechter Friede einen so völligen Umschwung herbeigeführt, wie auf der Apenninen-Halbinsel. Seit lange gewöhnt, den Antrieb zu allen historischen Vorgängen nicht mehr aus den Bewegungen des eigenen nationalen Lebens, sondern vom Auslande zu empfangen, hatte Italien sein Schicksal durch die Verträge von 1713 und dann von 1720 in eine veränderte Bahn gelenkt gesehen. Anstatt des spanischen Übergewichtes, das zwei Jahrhunderte lang dasselbe beherrscht, hatte die Hegemonie Österreichs sich geltend gemacht, die dann freilich in milderer, aber doch in kaum minder lästiger Weise geübt wurde, als jene. Es war für die abhängigen Länder kein großer Unterschied, ob ihre Zentralregierung in Wien oder in Madrid saß, ob sie der Mißverwaltung österreichischer oder spanischer Beamten unterworfen waren. Die dem Namen nach freien italienischen Staaten aber konnten sich unter der vorwiegenden Macht des Kaisers ebenso wenig nach eigenem Belieben rühren, wie unter der des katholischen Königs. Ein eigentliches italienisches Nationalbewußtsein war freilich noch kaum vorhanden; aber man fühlte sich doch unbehaglich unter der Herrschaft der Fremden, die für italienisches Wesen kein Verständnis und für die von ihnen regierten oder beeinflußten Länder keinerlei Zuneigung besaßen.

Diejenige Institution, welche dem italienischen Namen inmitten alles Verfalles noch einen gewissen Glanz verliehen hatte, das Papsttum, nahm jetzt an dem Niedergange mehr und mehr teil. Eine Reihe unbedeutender Päpste auf dem Stuhle Petri brachte denselben allmählich um jedes Ansehen, so daß die Staatsmänner sich wenig um ihn kümmerten. Die katholischen Fürsten und Minister stellten sich auf freundlichen Fuß mit dem Pontifex, aus Liebe zum Frieden und in konservativem Interesse, aber sie ließen ihn weder auf die großen politischen Ereignisse noch auf die inneren Vorgänge ihrer Nationalkirchen einen wesentlichen Einfluß üben. Man gönnte ihm die Freude, die Bulle Unigenitus mit ihren weitreichenden Ansprüchen zu gunsten des päpstlichen Primats in den meisten Ländern anerkannt zu sehen, allein thatsächlich durfte er diese Ansprüche nicht verwirklichen, und sie blieben nur auf dem Papiere in Gültigkeit. Von Michel Angelo de' Conti, der sich Innocenz XIII.

nannte (1721—1724) ist kaum irgend etwas Merkwürdiges zu berichten.[1]) Sein Nachfolger Vincenz Maria Orsini — Benedikt XIII. (1724—1730) — war ein Dominikanermönch voll hoher christlicher Tugenden, aber sehr beschränkten Geistes, ohne Kenntnis der Weltverhältnisse, ja ohne Ahnung der Aufgaben und Pflichten des Herrschers. „Er ist wie ein Jagdhorn," hatte sein Ordensgeneral von ihm gesagt, „hart, verdreht und leer." Ein Kammerdiener, eines Beneventer Barbiers Sohn, Nicolò Coscia, ein Mann von schmutzigem Lebenswandel und niedriger Moralität, wurde zur Schande des gesamten Kardinalskollegiums mit dem Purpur bekleidet. Er und andere nicht minder unwürdige Günstlinge erneuerten die Skandale früherer Zeiten, indem sie kirchliche Würden und kuriale Gnadenbezeigungen an die Meistbietenden verkauften und daneben die päpstliche Kammer schamlos plünderten. Unredlichkeit und unverständige Begünstigungen zerrütteten die Finanzen der Kurie vollständig: während die Ausgaben reißend zunahmen, verringerten die Einnahmen sich um 400 000 Scudi jährlich. Die türkischen Seeräuber stahlen und trieben Menschenraub an der Küste des Kirchenstaates. Nicht viel besser wurde es unter dem Pontifikat des Florentiners Lorenz Corsini, der sich Klemens XII. nannte (1730—1740). Freilich hatte sich Corsini früher durch Gelehrsamkeit, Geschäftskenntnis und Scharfsinn gleich sehr ausgezeichnet; aber als er den päpstlichen Thron bestieg, war er ein gebrochener blinder Greis, fast achtzigjährig. Wenn auch Coscia nun seine Sünden durch Verlust der Kardinalswürde und Einkerkerung in die Engelsburg büßte, fuhr das Volk deshalb um nichts besser und erhob in seiner Verzweiflung sogar in Rom selbst, im Jahre 1736, einen wilden Aufruhr. Die Finanzen blieben im traurigsten Zustande. Handel und Industrie hatten fast ganz aufgehört. „Tausende von Familien," schreibt ein venezianischer Gesandter,[2]) „sind aus Reichtum in Armut gesunken, und viele andere aus einer gesicherten Existenz ins Elend."

Unter solchen Herrschern konnte die Kurie keinen maßgebenden Einfluß mehr auf die europäischen oder auch nur auf die italienischen Vorgänge üben. Schon der Umstand mußte ihrer weltlichen Wirksamkeit Abbruch thun, daß damals protestantische Mächte: Holland, Preußen, vor allen aber England, den wesentlichsten Anteil an der Ordnung der politischen Verhältnisse nahmen. Der Papst beanspruchte, als Lehnsherr Neapels, Siziliens, Sardiniens zu gelten. Nichtsdestoweniger verfügte man in den Jahren 1713 und 1720 über diese Länder, ohne ihn nur zu fragen. Der gleiche Vorfall ereignete sich 1736, bei den Wiener Präliminarien. Was halfen dagegen alle Proteste Roms? Nicht minder hatte dieses eine Obergewalt über Parma geübt: nun sprach man letzteres bald einem spanischen Infanten, bald dem Kaiser zu, und abermals mußte sich die Kurie mit wirkungslosen Einreden begnügen. Sie mußte ohnmächtig zuschauen, wie 1736 Spanien und Neapel die päpstlichen

1) Reumont, Gesch. der Stadt Rom, III, II, 652. — M. Brosch, Gesch. des Kirchenstaats, II, 56 ff., der Innocenz XIII. viel zu günstig beurteilt.

2) Ranke, Päpste, Bd. III, Analekten, Nr. 162.

Nuntien schlechthin des Landes verwiesen, beide sowie Portugal alle Geldbezüge Roms aus ihren Gebieten untersagten, zum unglaublichen Schaden der Kurie und aller, die mit ihr in Beziehung standen. Frankreichs und des Kaisers Freundschaft erhielt der Papst nur durch stete Opfer und demütiges Verfahren.[1]) Einst hatte der Pontifex das Recht der höchsten Schiedsgewalt über alle europäischen Fürsten besessen; als dasselbe unhaltbar geworden, hatte er wenigstens die italienischen Herrscher mittelbar oder direkt als seine Untergebenen betrachtet und behandelt. Jetzt war auch das dahin, und er hatte außerhalb des Kirchenstaates nicht mehr die mindeste Gewalt. Wie er früher das Kaisertum seiner Weltstellung depossediert hatte, so war es nun ihm geschehen durch das Konzert der Großmächte, katholischer wie ketzerischer, gegen deren Belieben er nicht mehr aufzukommen vermochte. Das Sprichwort ging damals: „Dem Papste muß man die Füße küssen und die Hände binden."

Wenigstens hatte der erblindete Klemens XII. die künstlerische Thätigkeit seiner Vorgänger der Renaissancezeit wieder aufgenommen. Rom war nicht mehr die politische und kaum mehr die kirchliche Hauptstadt der Welt; aber sie blieb die Kapitale der Künste und Künstler und die anziehendste Stadt der Christenheit. Um nur des Wichtigsten zu gedenken, so hat dieser Corsini der lateranischen Basilika die neue großartige Hauptfassade mit Vorhalle und die herrliche Capella Corsini zugefügt; durch Nicolò Salvi die Acqua Vergine aus dem reich bewegten, grandios dekorativen Bau der Fontana Trevi strömen lassen. Unter ihm hat Ferdinand Fuga den Palast der Consulta in schönen eindrucksvollen Formen erbaut und dem Nepoten Neri-Corsini das einst den Riari gehörige Haus derart erweitert, daß es zum großartigsten Palaste der an Prachtgebäuden so reichen Stadt wurde. Klemens XII. gebührt endlich das unsterbliche Verdienst, daß er viele dem Papste und den Senatoren gehörige antike Kunstwerke in dem kapitolinischen Museum sammelte und der Bewunderung der Einheimischen und der Fremden frei stellte. Die letzteren strömten immer zahlreicher nach Rom. „Alles in allem," schrieb 1739 der Präsident de Brosses in seinen „Italienischen Briefen," „kenne ich in ganz Europa keine Stadt, die angenehmer und bequemer wäre, und die ich lieber bewohnen möchte, Paris nicht ausgenommen. Man kennt sich untereinander und sieht sich fortwährend. Alles ist gewissermaßen Zeitungsstoff, aber es herrscht eine vollkommene Freiheit des Handelns." So war die ewige Stadt für anderthalb Jahrhunderte eine große Herberge für die edelsten und feinsten Geister Europas geworden.

Wer sich aber recht gründlich und frei von jedem moralischen Bedenken vergnügen wollte, der ging nach Venedig. War Rom das Museum Europas, so war Venedig dessen Freudenhaus. Nirgends wurde, wie hier, der Karneval so ausgelassen gefeiert, nirgends gab der Adel so glänzende Feste, nirgends war das Vergnügen so mannigfaltig und billig und die Damen, von der

---

1) Relazione d'Alvise Mocenigo (1737); ebendas.

Patrizierin bis zur Wasserträgerin, so gefällig und unbedenklich. Oft suchten in Venedig zu gleicher Zeit 30 000 Fremde Zerstreuung. „Nirgends in der Welt herrschen Freiheit und Lizenz so souverän wie in dieser Stadt. Kümmere dich nicht um die Regierung und thue sonst, was dir gefällt. Die Straflosigkeit ist unbegrenzt. Die Frauen gelten als gemeinsames Gut." Gesandte und Geistliche durften ohne Bedenken öffentlich, vor Tausenden von Zuschauern, mit verrufenen Weibern vertraulich plaudern.[1]) Eine solche Stadt konnte nicht mehr daran denken, irgend eine politische Rolle zu spielen. Überhaupt war es damals um die Bedeutung der kleineren Staaten bereits geschehen. Dieselben hatten in die Geschichte Europas einzugreifen vermocht, solange solche durch kleine Heere entschieden worden waren; seitdem aber eine verbesserte Finanzkunst und die Aufrichtung des fürstlichen Absolutismus den Herrschern großer Staaten die Bildung von Armeen von mehreren hunderttausend Mann gestatteten, konnten die kleineren Gemeinwesen nicht mehr gegen sie aufkommen. Venedig hatte in dem letzten Türkenkriege (1714—1718) darin nur allzu traurige Erfahrungen gemacht: von den Osmanen geschlagen, war es von seinem kaiserlichen Verbündeten achtlos aufgegeben worden; alle schweren Opfer an Geld und Menschen hatten nur zum ungünstigsten Ergebnisse geführt.[2]) Seitdem wahrte die Republik mit um so größerem Eifer ihre Politik der Neutralität; aber da man einmal wußte, daß sie jeden Kampf vermeiden wollte, verletzten die kriegführenden Mächte in den Jahren 1733—1735 ganz ungescheut ihr Gebiet, das sie durchzogen und mit Lieferungen heimsuchten, wie herrenloses Land. Ebenso wies Venedig die Aufforderung des Kaisers zurück, sich an dem Türkenkriege des Jahres 1737 zu beteiligen. Es war vielmehr bestrebt, seine Neutralität für seine Handelsinteressen nutzbar zu machen. Aber auch das verschlug nichts mehr. Die großen Schiffe des achtzehnten Jahrhunderts suchten die seichten Lagunen der im äußersten Winkel der Adria gelegenen alten Seestadt nicht mehr auf. Wie mit der politischen, so war es auch mit der kommerziellen Bedeutung der greisenhaft schwachen Republik vorbei.

Tausende von Gemälden schmückten in harmonisch erglühenden Farben die Kirchen und Paläste Venedigs; allein Sinn für Kunst und Poesie herrschte dort nicht mehr. Um ihn zu finden, mußte man nach Rom oder, noch besser, nach Florenz gehen, dessen Bevölkerung noch immer die geistvollste und feinste ganz Italiens war. Es blieb hier unter dem ersten lothringischen Großherzog, wie es unter den letzten mediceischen gewesen war. „Die Litteratur, Philosophie, Mathematik und die Künste werden noch heute in dieser Stadt außerordentlich gepflegt. Man findet sie voll Schriftsteller, sowohl unter den Vornehmen, als auch unter den Litteraten von Beruf. Die Florentiner haben größere Leichtigkeit, die Litteratur zu pflegen, als irgend ein anderes Volk Italiens: sie besitzen ein

1) Lettres du président de Brosses, nr. XIV. XVIII.
2) Romanin, Storia documentata di Venezia, Bd. VIII (Vened. 1859).

schönes Vermögen; sie haben Muße; sie sind weder durch Militärdienst noch durch öffentliche Angelegenheiten beschäftigt. Sie stehen überdies unter dem Einflusse aller der Anstalten, die man seit mehreren Jahrhunderten für sie getroffen hat, zumal an alten Gemälden und Bildsäulen, an Bibliotheken und Manuskripten. Deshalb versehen sie ganz Italien mit Dichtern und Gelehrten."[1])

Während die Republik Venedig immer mehr an politischer Wichtigkeit einbüßte, erhob sich am entgegengesetzten Ende Oberitaliens das Haus Savoyen, dessen Ansehen sich nicht wenig vermehrte, indem es zuerst die sizilische, dann die sardinische Königskrone erhielt.[2]) Durch diese Rangerhöhung war die ehrgeizige Dynastie von selbst auf neue Eroberungen und Vergrößerungen hingewiesen. König Viktor Amadeus II., ein wohlmeinender, ernsthafter, mit Fragen der inneren Verwaltung unausgesetzt beschäftigter Herr, dachte freilich mehr an Erhaltung seiner beträchtlichen Erwerbungen, als an deren Vermehrung. Seine kurze Herrschaft in Sizilien war ihm nicht nur durch die Abneigung der Insulaner gegen die kühlen und ordnungsliebenden, so ganz anders gearteten Nordländer verleidet worden, sondern auch durch Streitigkeiten mit der Kurie. Die sizilischen Monarchen besaßen nämlich außerordentliche kirchliche Vorrechte, die sie von einer angeblichen Bulle des Papstes Urban II. aus dem Jahre 1099 herleiteten. Das wichtigste war, daß der heilige Stuhl nur mit ihrer Zustimmung einen Legaten nach Sizilien senden durfte, und daß sonst sie selber auf ihrer Insel die Befugnisse eines päpstlichen Bevollmächtigten üben sollten. Infolge dieses Privilegs errichteten sie den sogenannten „Gerichtshof der Monarchie," welcher, obwohl aus Laienrichtern gebildet, welche der König ernannt hatte, dennoch die unmittelbare geistliche Gerichtsbarkeit über Klöster und Prälaten ausübte und für alle anderen Kleriker den Appellhof von den Aussprüchen der geistlichen Tribunale bildete. Schon längst hatte Rom diese außerordentlichen Befugnisse der Zivilgewalt in Sizilien mit ungünstigem Auge gesehen, deren Rechtmäßigkeit bestritten und deren Existenz angegriffen. Solange die Insel der spanischen Großmacht angehörte, waren diese Bemühungen ohne Erfolg geblieben; als sie an das schwächere Haus Savoyen gelangte, glaubte der Papst den Sieg leichter erringen zu können. Die Feindseligkeiten wurden um so erbitterter, als Viktor Amadeus mit Klemens XI. bereits wegen Fragen kirchlicher Gerichtsbarkeit und kirchlicher Benefizien in Piemont in offenem Streite lebte. Der Papst hatte herzogliche Beamte exkommuniziert, der Herzog die Beauftragten Roms aus seinen Landen verbannt, dessen Maßregeln für ungültig erklärt und dessen Einkünfte mit Beschlag belegt. In Sizilien stachelte nun die Kurie sämtliche Bischöfe zum offenen Widerstande gegen die neue Herrschaft auf und exkommunizierte den Richter, welcher die Jurisdiktion der „Monarchie" ausübte (1714). Mönche durcheilten verkleidet

---

1) de Brosses, Brief XXV.

2) Botta, IX, 203 ff. 354 ff. — Dom. Carutti, Storia del regno di Vittorio Amedeo II. (Turin 1856), S. 329 ff.

die Insel, überall den Ungehorsam gegen die neue Regierung predigend. Friedensanerbietungen des Königs erhielten in Rom die Antwort: nur bei völliger Unterwerfung unter das Belieben des heil. Stuhles könne von Aussöhnung die Rede sein. Im Februar 1715 that endlich der Papst den entscheidenden Schritt, indem er eine Bulle veröffentlichte, welche sämtliche kirchlichen Vorrechte der sizilischen Krone und zumal den Gerichtshof der „Monarchie" ganz einfach aufhob und alle Richter und Beamte, die bei demselben und seiner Thätigkeit beteiligt waren, mit der Exkommunikation belegte. Der König nahm den ihm zugeworfenen Handschuh mit Entschlossenheit auf, sprach der Bulle jede Gültigkeit ab und vertrieb alle Geistlichen, die den päpstlichen Bannsprüchen gehorchten, aus dem Reiche oder steckte sie in das Gefängnis; der Erzbischof von Palermo wurde in Piemont interniert, das Vermögen der Widerstrebenden eingezogen.

Der Streit, der mit vieler Leidenschaftlichkeit auch auf litterarischem Gebiete geführt wurde, endete erst zur Zeit, als der Kaiser Herr Siziliens geworden war, und zwar mit einer völligen Niederlage der Kurie. Benedikt XIII. hob 1728 alle von Klemens über Sizilien verhängten kirchlichen Strafen auf und bestätigte in vollem Umfange die Bulle Urbans II. und alle Vorrechte der sizilischen Herrscher: ein seltenes Beispiel der Nachgiebigkeit von seiten des heiligen Stuhles.

Viktor Amadeus aber maß die Schuld an dem durch die Kirche vom Zaune gebrochenen Zwiste hauptsächlich den Jesuiten bei, gegen die er deshalb einen bitteren Haß faßte. Er vertrieb ihren ganzen Orden aus Sizilien. Im Jahre 1727 veröffentlichte er dann auf Betreiben mehrerer philosophisch gebildeter Rechtsgelehrten ein Edikt, das allen Regularpriestern — also vornehmlich den Jesuiten — das Recht nahm, öffentliche Schulen zu halten: eine Vorschrift, die außerordentliches Aufsehen in ganz Italien erregte, aber selbst bei dem größten Teile der Geistlichkeit, welcher die Intriguen und den Übermut der Jesuiten haßte, stillen oder lauten Beifall fand. Nur um so mehr war der König darauf bedacht, sein rauhes, ungebildetes und durch stete Kriege zurückgebliebenes Land durch Einführung und Begünstigung weltlicher Wissenschaften und allgemeinen Laienunterrichtes zu heben. Er erneuerte die Turiner Universität, der er einen prächtigen Palast erbaute. Vorzüglich die Naturwissenschaften, durch die damals Italien sich so glänzend auszeichnete, wurden hier gepflegt, tüchtige Professoren von nah und fern herbeigerufen. Die Universität erhielt das ausschließliche Recht, die Lehrer der niederen Grade zu prüfen und anzustellen. Die Konstitutionen des Jahres 1729 führten endlich eine vollständige Neuordnung des gesamten Schulwesens herbei: mit zentralisierender Schärfe, aber auch mit vielem Eifer und gutem Verständnis. Regelmäßige Prüfungen sicherten den Unterricht vor dem Eindringen Unbefugter. Mittlere und niedere Schulen erhoben sich, nach einheitlichem Systeme geordnet, in sämtlichen festländischen Provinzen des Staates. Ein milderer Zug, Achtung vor geistiger Beschäftigung und vor Wissenschaften und Künsten begann sich in

einem Lande geltend zu machen, welches bis dahin einen rein militärischen Charakter getragen hatte.

Man muß dem Kaiser Karl VI. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, hauptsächlich auf den Rat des Prinzen Eugen, in der Hauptstadt der Lombardei gleichfalls eine viel besuchte Stätte intellektueller Thätigkeit gründete. In Mailand herrschte sogar eine größere Denkfreiheit, als in Turin, die Zensur war bei weitem milder und nachsichtiger, so daß viele Gelehrte und Studenten von der piemontesischen Hauptstadt nach der lombardischen übersiedelten. Dazu kam, daß der Mailänder Adel stets den litterarischen Bestrebungen rege Teilnahme gezeigt hatte, die dortige Bevölkerung seit vielen Jahrhunderten eine gebildete und geistig angeregte war. So wurde Mailand ein Mittelpunkt des geistigen Schaffens in Italien.

Viktor Amadeus war als einer der thätigsten und beharrlichsten Fürsten Europas bekannt; seine Verwaltung wurde als Muster militärischer und finanzieller Ordnung in ganz Europa gerühmt; sein in den Jahren 1723—1729 veröffentlichtes neues Gesetzbuch war hart, aber gerecht und machte der Willkür und Bestechlichkeit der Richter, sowie der schlechten Beschaffenheit der Patrimonialjustiz ein Ende. Mit großer Herbheit hatte er, unter dem Vorwande, die verschleuderten Krongüter wieder einzubringen, den Adel zu gunsten des Fiskus geplündert. Anderseits hatte er, mit einem Kostenaufwand von acht Millionen Thalern, eine gerechte Verteilung der Grundsteuer zum besten der ärmeren Klassen durchgeführt. In jeder Weise demütigte er Adel und Geistlichkeit und verstärkte den königlichen Absolutismus. Um so mehr Aufsehen erregte es, als dieser kräftige, selbstbewußte Herrscher plötzlich, am 3. September 1730, in Gegenwart der höheren Beamten und seines ganzen Hofes, die Krone niederlegte zu gunsten seines Sohnes Karl Emanuel.[1] Er fürchtete in seinem Alter von vierundsechzig Jahren in die Verwickelungen hineingerissen zu werden, mit denen die unersättliche Ländergier Elisabeths Farnese und die österreichische Erbfolgefrage Italiens Zukunft bedrohten; er mißtraute den Fähigkeiten seines Sohnes, den er verächtlich „Karlchen“ (Carlino) zu nennen pflegte, und wollte ihn in den ersten Jahren der Regierung beaufsichtigen; überdies wünschte er, ungestört von höfischer Etikette der greisenhaften Liebe zu leben, die ihn an die verwitwete Gräfin San Sebastian fesselte und ihn kurz vorher zu heimlicher Vermählung mit derselben veranlaßt hatte. Er behielt sich nur das Schloß von Chambery und ein Einkommen von 150 000 Lire vor.

Ein Jahr hat Viktor Amadeus in der Einsamkeit des alten düsteren Schlosses von Chambery zugebracht. Allein sein Versprechen, dem Sohne und dessen erstem Minister Ormea die öffentlichen Geschäfte ganz zu überlassen, hat er nicht gehalten. Zuerst ließ er sich nur von den Staatsangelegenheiten unterrichten; dann begann er Ratschläge zu erteilen; endlich mußte alles Wichtigere seiner Entscheidung unterzogen werden. „Hier in Turin ist nur die Bühne,“

1) Carutti, 462ff.

rief Ormea unwillig aus, „in Savoyen aber ist die Hand, welche die Puppen lenkt." In so zweideutiger Lage konnten Streitigkeiten nicht ausbleiben. Viktor Amadeus fand, daß man seine Ansichten nicht genügend befolge, daß die Dinge deshalb schlecht gingen. Er bereute, so vorschnell der Herrschaft entsagt zu haben; und die ehrgeizige Gattin, die er zur Marchesa di Spigno erhoben hatte, die aber gern die Königskrone tragen wollte, bestärkte ihn in solchen Stimmungen. Wie schwer ist es einem Herrscher, der gewohnten Macht zu entbehren! Das Beispiel Philipps V. von Spanien flößte ihm Mut ein. In dem Herzen des kranken, von einem Schlaganfall halb gelähmten Greises reifte allmählich der Entschluß, der voreilig aufgegebenen Gewalt sich wieder zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, daß die kalte Alpenluft von Chambery seiner Gesundheit nicht zuträglich sei, begab er sich (August 1731) zuerst nach Rivoli, dann nach dem Schlosse Moncalieri bei Turin. Er hatte die vorübergehende Abwesenheit seines Sohnes von der Hauptstadt benutzen wollen, um sich derselben zu vergewissern; allein Karl Emanuel, rechtzeitig gewarnt, kehrte eilig zurück. Er besuchte den Vater, erkannte dessen ehrgeizige Absichten, wagte aber nicht, denselben zuvorzukommen. Durch diese bei einem Sohne so natürliche Unentschlossenheit ermutigt, versuchte Viktor bald, seinen Plan auszuführen. Zunächst tadelte er in Gegenwart der königlichen Räte wiederholt auf das schärfste und mit bitteren Scheltworten die „Mißregierung" seines Sohnes und ließ sich die Geschäfte in allen Einzelheiten zur Entscheidung vortragen. Endlich (26. September) ließ er seinen früheren Beichtiger, den Abate Baggio, nach Moncalieri kommen und zwang denselben, den Widerruf seiner Abdankungsurkunde aufzusetzen, ein Aktenstück, welches abermals heftige Schmähungen gegen den Sohn und dessen Minister enthielt. Noch einmal versuchte der Sohn eine Versöhnung, aber der hartnäckige Greis, welcher glaubte, daß niemand es wagen werde, seiner Autorität zu widerstehen, wies ihn mit Schärfe ab. Da berief Karl Emanuel einen Kronrat ein: derselbe beschloß einstimmig, daß man das Wohl des Staates nicht den Launen eines altersschwachen, halb irrsinnigen Fürsten und dem Ehrgeiz einer intriganten Frau aussetzen dürfe. Sollte man den jungen König, der später doch einmal regieren mußte, sowie Dynastie und Krone durch die ungegründeten Vorwürfe der Revokationsakte gründlich entehren und zum Spotte werden lassen? Die Furcht vor der Rache des jähzornigen Viktor Amadeus erhöhte lediglich die Entschlossenheit. Man riet dem Könige, sich der Person seines Vaters zu vergewissern; von allen Seiten bestürmt, gab endlich Karl Emanuel weinend seine Einwilligung und Unterschrift. In der Nacht vom 27. zum 28. September 1731 wurde das Schloß von Moncalieri von Soldaten unter sicheren Führern umgeben. Sie rissen die Marchesa von der Seite ihres Gemahles, um sie nach einer entfernten Festung zu schleppen. Viktor Amadeus, der sich wie ein Wahnsinniger wehrte, wurde in die Betttücher gewickelt, in einen Wagen geworfen und in das Kastell von Rivoli in harte Haft gebracht. Als er sich später beruhigte, wurde ihm die Gefangenschaft erleichtert und seine Gemahlin zurückgegeben. Aber die Aufregung und Ent-

täuschung hatten seine Gesundheit vollends zerrüttet, und er starb schon im Herbste des folgenden Jahres (1732).[1])

So mochte Karl Emanuel der Herrschaft ruhig genießen, ein Fürst von hartem, sprödem Charakter, ohne anderes Interesse, als für die materielle Macht des Staates. Seine einzige Sorge war, die Finanzen in gutem Stande zu erhalten und die Streitkräfte zu vermehren: er goß Kanonen, erbaute die Artillerie- und die Ingenieurakademie, legte auf einer wilden Höhe am Mont-Cenis die Festung La Brunetta an, die, in lebendigen Felsen ausgehauen, den Franzosen auf immer den Zutritt zu der piemontesischen Ebene verschließen sollte. Sparsam für sich und für andere, konnte Karl Emanuel, trotz aller dieser Anlagen und militärischen Ausgaben, noch einen Staatsschatz sammeln. So bereitete dieses savoyische Herrschergeschlecht, ähnlich den Hohenzollern in Deutschland, in harter und durchaus nicht volkstümlicher Arbeit die Bedingungen vor, unter welchen es einst die Einheit des großen Vaterlandes unter Kampf und Sorgen herzustellen befähigt und berufen wurde.

Inzwischen wurde die dem sardinischen Königreiche benachbarte Republik Genua abermals durch einen langwierigen Aufstand der stets unzufriedenen Korsen beunruhigt.[2]) Die genuesische Regierung hatte freilich die armen Insulaner durch harte Steuern und Bedrückungen aller Art zur Verzweiflung getrieben, während sie zugleich, in kurzsichtiger Habsucht, ihnen das Recht, Feuergewehre zu besitzen, für geringe Gebühren verkaufte und so nicht allein Unsicherheit und Mordthaten — 28 000 in dreißig Jahren! —, sondern auch die Widerstandsfähigkeit vermehrte. Endlich, im Jahre 1729, beschlossen die Korsen, keine Steuern mehr zu zahlen; überall erhoben sie sich unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! es lebe das Volk!“ während nach alter Sitte das Muschelhorn zum Kampfe aufforderte. Don Luis Giafferi führte sie zum Siege, und die Genuesen wären verloren gewesen, hätte ihnen nicht der Kaiser in schmählichem Handel 8000 Deutsche unter dem General Wachtendonck vermietet. Indes die Korsen verzweifelten nicht; sie gingen die übrigen Italiener, nicht ohne Erfolg, um Beistand an, zwangen Wachtendonck mit der einen Hälfte seines Korps zur Kapitulation, vernichteten die andere Hälfte in der blutigen Schlacht bei Calenzana. Der Kaiser selber begann für die mutigen Anstrengungen des kleinen Volkes Teilnahme zu empfinden und vermittelte den Frieden zu Corte (1732), welcher die Steuerlast verminderte und den Korsen Freiheit, sowie eine unparteiische Gerechtigkeitspflege zusicherte.

Allein Genua hatte kaum wieder Besitz von der Insel ergriffen, als es

---

1) Die Erzählung von den Umtrieben und der Gefangennahme Viktor Amadeus' folgt der auf aktenmäßiger Grundlage beruhenden Darstellung Caruttis (a. a. O. Seite 475 ff.), welche die bisher über diese Gegenstände erzählten Fabeln vollständig widerlegt. Letztere rühren von dem Minister Marchese Ormea selbst her, welcher die gegen den greisen Monarchen geübte Härte durch die unwahre Angabe entschuldigen wollte, daß derselbe schon den Aufstand thätlich begonnen habe.

2) Gregorovius, Corsica (Stuttg. u. Tüb. 1854), I, 59 ff.

alle Bedingungen dieses Friedens zu verletzen und gegen die Rechte und das Leben der Korsen abermals tyrannisch zu wüten begann. Da erhoben dieselben sich von neuem; Giafferi und Hyacinth Paoli — ein Mann von bedeutenden Gaben, zugleich Redner, Dichter und Staatsmann — traten an ihre Spitze. 1735 sprach eine allgemeine Volksversammlung zu Corte die Unabhängigkeit der Insel und die Selbstregierung des Volkes im Parlamente und in gewählten Behörden aus: bewundernswert ist die Einsicht und Mäßigung, welche hier diese armen Menschen bewiesen, die doch von der Klugheit und Philosophie des Jahrhunderts nicht die mindeste Kenntnis besaßen. So groß wurden die Sympathien für sie, daß englische Privatleute ihnen Pulver, Waffen und Geschütze zusandten und zum Geschenke machten. Trotzdem gerieten die Insulaner vor der überlegenen Macht Genuas in schreckenvolle Bedrängnis. In dieser Lage nahmen sie mit Begeisterung einen Fremdling auf, der mit Offizieren, Geld und Kriegsvorräten bei ihnen landete (März 1736).

Es war Theodor von Neuhof,[1] der Sohn eines westfälischen Edelmanns, in Metz geboren, ein geistvoller Abenteurer, wie deren die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so viele hervorgebracht hat. In Frankreich, Schweden, Spanien hatte er mit wechselndem Glücke gedient, war als diplomatischer Agent Kaiser Karls VI. nach Italien gekommen und hier mit den Bestrebungen der Korsen näher bekannt geworden. Indem er ihren Führern vorspiegelte, seine großartigen Verbindungen würden ihnen leicht die sehnlichst erwünschte Unabhängigkeit verschaffen, brachte er sie dahin, ihm das Königtum ihrer Insel zu verheißen; und als er nun wirklich vom Bei von Tunis einige Mittel erlangte und den Korsen zuführte, erhoben ihn diese zu ihrem konstitutionellen Könige.

Trotz phantastischer Äußerlichkeiten stritt Theodor I. — so nannte sich Neuhof — mit Eifer und Geschick für seine neuen Unterthanen. Leider konnte es binnen kurzem nicht fehlen, daß dieselben über das Ausbleiben der zugesicherten Hilfe immer ungeduldiger wurden. So hielt er es für geraten, schon im November 1736 die Insel wieder zu verlassen; doch hat er derselben beständig neue Unterstützung zu schaffen gewußt.

Allein was konnten seine gelegentlichen Sendungen nützen, da ein so mächtiger Staat wie Frankreich, um das nahe Korsika seinem Einflusse zu unterwerfen, auf Bitten Genuas im Jahre 1738 eine Streitmacht gegen die „Rebellen“ sandte? Zweimal noch landete Theodor, der, oft aus dem Schuldturme heraus, durch seine Überredungskunst immer wieder Kanonen, Flinten und Munition in unglaublicher Menge für die Korsen zusammen brachte, auf deren Insel, fand aber bei seinen früheren Unterthanen, die ihm einmal mißtrauen gelernt, keinen Anklang mehr und mußte sich schließlich nach England zurückziehen; hier ist er im Jahre 1756, in traurigsten Umständen, gestorben. Gegen die Franzosen wehrte man sich mit dem Mute der Verzweiflung, allein deren Übermacht war zu groß, und bis zum Jahre 1740 war die ganze Insel unterworfen. Nicht auf

1) Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. I.

lange: kaum hatte der beginnende österreichische Erbfolgekrieg die französischen Regimenter zur Rückkehr nach dem Festlande genötigt, als die Korsen sich von neuem erhoben und die Unabhängigkeit von Genua abermals proklamierten.

In dauernderer Weise waren damals die Königreiche Neapel und Sizilien zu voller Unabhängigkeit gelangt.[1])

Nachdem der spanische Infant Karl durch den Sieg Montemayors bei Bitonto Herr dieser Länder geworden war (1734), sah er sich von seinen neuen Unterthanen mit Begeisterung aufgenommen. Gab er ihnen doch nach 250jähriger Fremdherrschaft zuerst nationale Freiheit und Selbständigkeit wieder. Karl VII., so nannte sich der neue König, zeigte zudem Verständnis und guten Willen, sein Reich von den ärgsten der schreienden Übelstände zu befreien, in welche dasselbe die Mißregierung der Spanier und der Österreicher verwickelt hatte. Zu seinem ersten Minister machte er Bernhard Tanucci, bisher Professor des Staatsrechts in Pisa, einen aufgeklärten und einsichtigen, von modernem Geiste erfüllten Gelehrten, dessen Scharfsinn und Gewandtheit sich schon in untergeordneteren Ämtern erprobt hatten.

Wenn wir von Karls allzu großer Vorliebe für die Jagd absehen, ist die Regierung dieses ersten Bourbonen in Neapel wirklich nur als verständig und segensreich zu bezeichnen. Unter der Leitung Tanuccis wurde eine Reform der durch Nachlässigkeit und bösen Willen der früheren Landesherren völlig verwilderten und verwirrten Gesetzgebung vorgenommen. Besonders lobenswert war die Ordnung des Handelsrechtes und der Handelsgerichte und zwar mit einer Höhe der Auffassung, die in der That der damaligen Zeit um vieles vorangeeilt war. Ebenso richtete man eine wirksame Gesundheitspolizei, eine Seeschule, eine Lotsenschule ein. Karl berief die Israeliten in sein Reich und gewährte ihnen vollständige Duldung. So hoben sich Handel, Gewerbthätigkeit und Ackerbau im Lande, dessen Bevölkerung sich mit Zuversicht und Liebe zu Arbeit und Fortschritt zu erfüllen begann. Derartige Maßregeln sind nun nicht ausschließlich Tanucci zuzuschreiben, sondern auch dem Könige selbst, der in seiner Jugend eine vorzügliche Erziehung genossen und zumal in Geschichte, Litteratur, Mathematik sich gründliche Kenntnisse angeeignet hatte. Sein Ehrgeiz war, dereinst den Namen des Gelehrten zu empfangen. Seine historischen Studien aber hatten ihm die Überzeugung eingeflößt, daß jede gründliche Besserung in den Zuständen der katholischen Länder mit der Befreiung des Staates von der Kirche beginnen müsse. Und so fromm er auch der Religion ergeben, so unermüdlich er in der Übung der kirchlichen Zeremonien war, trat er doch als König, dazu von Tanucci ermuntert und beraten, den päpstlichen Anmaßungen unerschrocken entgegen. Ein Geistlicher selbst, der Abate Genovesi, unterstützte den Fürsten und den Minister auf diesem Wege. Der Streit begann, als der Papst 1735, am Tage des heiligen Petrus,

1) P. Colletta, Storia civile del reame di Napoli, dal 1734 al 1825 (Capolapo 1834, 2 Bde., und seitdem öfter). — Fr. Beccatini, Vita di Carlo III. (Venedig 1790).

den üblichen Tribut des Königreichs beider Sizilien von dem Kaiser und nicht von Karl VII. annahm und dadurch dem letzteren die Anerkennung als Herrscher jenes Staates verweigerte. Feindseligkeiten gegen spanische Werber und Offiziere von seiten der päpstlichen Regierung hatten die Erbitterung vergrößert. Selbst die endliche Belehnung Karls durch Papst Klemens XII. (Mai 1738) konnte das gute Verhältnis zwischen den beiden Fürsten nicht wieder herstellen. Erst der Nachfolger Klemens', Benedikt XIV., legte den Zwist bei, indem er durch das Konkordat vom 2. Juni 1741 dem Könige eine Reihe höchst wichtiger Zugeständnisse zum besten des Staates machte. Zunächst wurde die Steuerfreiheit der geistlichen Domänen — die fast die Hälfte des Reiches umfaßten — wesentlich beschränkt; die bisherigen Güter der Kirche sollten die Hälfte des allgemeinen Steuerbetrages, die neu zu erwerbenden aber ihn ganz wie die übrigen Unterthanen entrichten. Ebenso wurde den Geistlichen die bis dahin beanspruchte Immunität ihrer persönlichen Besitzungen genommen. Diese Maßregeln erhöhten beträchtlich die Einkünfte und damit die Kraft und Macht des Staates. Das Asylrecht der Kirche war bisher so ausgedehnt gewesen, daß es die Übung der Justiz zum großen Teile illusorisch machte, da es für jeden Verbrecher ein Leichtes war, sich in eines der zahllosen gottesdienstlichen Gebäude zu flüchten, welche den Boden des Königreichs bedeckten; das Konkordat aber begrenzte jenes Recht auf wenige und nicht allzu schwere Fälle. Nicht minder wurde die geistliche Gerichtsbarkeit eingeschränkt, ein gemischtes Tribunal aus Geistlichen und Laien eingesetzt, um über die Kompetenzstreitigkeiten zwischen den beiderlei Jurisdiktionen zu entscheiden. So war unter dem milden Benedikt XIV. das Papsttum selbst vor dem Geiste der Zeit zurückgewichen und hatte demselben eine große Anzahl bisher auf das hartnäckigste behaupteter Vorrechte und Ansprüche aufgeopfert. Die Entwickelung eines gebildeten und aufgeklärten Beamtentums und die kritische Betrachtungsweise, auch der kirchlichen Dinge, trugen ihre Früchte und beschränkten immer erfolgreicher das der Kirche im Staatsleben überlassene Gebiet.

Wirklich gingen Karl VII. und Tanucci noch weiter, als das Konkordat es ihnen eigentlich gestattete; sie hatten das Gefühl, daß sie eine siegreich vordringende Sache führten, indem sie die äußere Machtentwickelung der Kirche mehr und mehr zurück drängten. Königliche Gesetze bestimmten, daß es an keinem Orte mehr als zehn Geistliche auf tausend Bewohner geben dürfe; verboten die Erwerbung neuer Besitzungen durch die Kirche, sowie die Errichtung neuer gottesdienstlicher Gebäude ohne königliche Erlaubnis; erkannten die päpstlichen Bullen als gültig nur an unter der Bedingung, daß der Herrscher sie ausdrücklich gebilligt; erklärten alle kirchlichen Zensuren für unverbindlich, wenn sie die Unterthanen wegen der Erfüllung der Gesetze oder amtlicher Befehle träfen. Auch die Zahl der Klöster ward vermindert.

Mit dieser kirchenpolitischen Gesetzgebung, die meist negativer Natur war, gingen Hand in Hand positive Maßregeln zur Hebung der Kräfte und des Wohlbefindens des Reiches. Zum Behufe einer gerechteren Steuerverteilung,

die nicht mehr, wie bisher, den Armen zu gunsten des Wohlhabenden belaste, ließ Karl eine neue allgemeine Katasteraufnahme veranstalten, die zum Teil auch den gewünschten Erfolg hatte. Straßenbauten, Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit ließ sich die Regierung nicht minder angelegen sein. Solche und ähnliche Einrichtungen machten den königlichen Namen geachtet, erleichterten eine gute Verwaltung und füllten den Schatz, während das Volk von übermäßigen Lasten frei war. So wurde die Regierung Karls VII. außerordentlich populär; man atmete wieder auf nach Entfernung der vielhundertjährigen Fremdherrschaft. Auch in seinem Streben nach Beschränkung der allzu großen Macht der Geistlichkeit hatte der König das Volk, trotz dessen Bigotterie, auf seiner Seite. Als Kardinal Spinelli, Erzbischof von Neapel, die Inquisition daselbst einführen wollte, empörten sich gegen ihn alle Klassen der städtischen Einwohner: Karl gab den letzteren recht und verbot jede Art nichtöffentlicher geistlicher Gerichtsbarkeit (1745). Ja, der Erzbischof mußte von Amt und Hauptstadt scheiden. In heller Begeisterung votierte das Volk dem Könige eine freiwillige Steuer.

Auch künstlerische Interessen lagen Karl nicht fern, wenn schon ein eigentliches Kunstleben im damaligen Neapel nicht zu Hause war. Der König that, was er konnte. Er schmückte seine Hauptstadt durch neue Straßen, Uferanlagen, schöne Bauten. Er legte auf steiler Höhe das Schloß Capodimonte an, das er bald zum Museum der herrlichen farnesischen Kunst-, Münz- und Büchersammlungen umwandelte, welche er selber aus Parma in sein neues Reich mitgenommen hatte. In einem einzigen Jahre (1737) errichtete er ein Opernhaus, das lange als das größte und schönste der Welt galt und noch heute gerechte Bewunderung erregt, das nach seinem Schutzheiligen benannte Theater San Carlo. In Caserta gründete Karl VII. eine neue prächtige Residenz, die ihm der aus der holländischen Familie Van Witel abstammende Ludwig Vanvitelli allerdings mit mehr Großartigkeit und Pomp als wahrer architektonischer Schönheit errichtete. Unter seiner Regierung wurden die Arbeiten zur Ausgrabung Herculaneums (1738) und dann besonders Pompejis (1748) begonnen: Bemühungen, welche der König häufig durch seine Gegenwart anfeuerte. Er stellte ein Altertumsmuseum in Portici, eine herculanensische Akademie her und ließ außerdem gelehrte Schulen und die Universität verbessern.

Im Süden der Halbinsel, wie im Norden, strebten einsichtige Fürsten eifrig die Hebung der geistigen und litterarischen Zustände des Volkes an. Man kann nicht sagen, daß ihre löblichen Anstrengungen von bedeutendem Erfolge gekrönt worden sind. Die Menge des Volkes, großer künstlerischer und nationaler Anregungen seit lange entwöhnt, versank in eine Unwissenheit, einen Aberglauben, eine bettel- und zigeunerhafte Gesinnung, wie sie in keinem früheren Zeitraum in Italien üblich gewesen waren. Die höheren Stände, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen zumal in der Lombardei und in Toskana, besaßen nur eine höchst oberflächliche Bildung und hatten lediglich Sinn für äußeren Glanz und frivole Vergnügungen, die dann mit

südlich ungenierter Sittenlosigkeit in engster Verbindung standen. Selbst im Paris der Regentschaft hat sich die Unmoralität nie derart als selbstverständlich, als allgemeingültig und vollberechtigt benommen, wie im Italien des achtzehnten Jahrhunderts. Daß die Ehe eben nur ein vermögensrechtlicher Kontrakt sei, welcher sonst keinerlei Verpflichtung auferlege, verstand sich in den bürgerlichen Klassen wie in der Aristokratie ganz von selbst. Man darf der italienischen Kirche nicht den schweren Vorwurf ersparen, daß sie auch nicht das mindeste zur Moralisierung sei es der höheren Klassen, sei es der leidenschaftlichen und räuberischen Masse gethan hat; sie zeigte bedauerlichen Mangel an Herz und Geist und ist entweder auf Bewahrung und Vermehrung ihrer Vorrechte oder — und das ist das Gewöhnliche — lediglich auf ein möglichst bequemes und angenehmes Leben bedacht gewesen.

Kein Wunder, daß Wissenschaft und Litteratur in einem solchen Lande keinen günstigen Boden mehr zu finden vermochten. Selbst die Naturwissenschaften, welche im siebzehnten Jahrhunderte Italiens größter Ruhm gewesen waren, hatten keine wirklich bedeutenden Vertreter mehr aufzuweisen. Bei weitem mehr als erneute Muster guter italienischer Prosa nach dem Wuste des Marinismus, denn als Werke von thatsächlichem wissenschaftlichen Werte sind schätzenswert die ästhetischen Abhandlungen des eleganten und feinfühlenden Juristen Gravina und die philosophischen und litterarischen Betrachtungen des Marchese Maffei. Auch Ludwig Anton Muratoris „Buch von der vollkommenen italienischen Poesie“ ist ohne bleibende Bedeutung, da es von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht, die dann durch oberflächliche Ausführung nicht gerade verbessert werden. Viel hervorragender war derselbe Muratori (geboren 1672 im Modenesischen, gest. 1750 als Bibliothekar und Archivar des Herzogs von Modena) als Historiker. Freilich hat er sich der allgemeinen Richtung, welche die Geschichtsforschung im Italien seiner Zeit genommen hatte, nicht entziehen können. Jede Selbständigkeit des Geistes war den damaligen italienischen Historikern abhanden gekommen, das feine politische Urteil von freiem, hohem Standpunkte aus, welches sie früher ausgezeichnet hatte, war bei den in engstem Gesichtskreise lebenden Söhnen eines zerrissenen und von zahlreichen Despoten geknechteten Landes unmöglich. Die damaligen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber klebten ängstlich am Stoffe, über den sie sich durchaus nicht zu weiteren Anschauungen und zu freier Darstellung zu erheben wagten. Sie waren entweder Antiquare oder Chronisten, die alle mit minutiösestem Fleiße und erstaunlicher Geduld, aber auch meist mit gänzlichem Mangel an Kritik die Vergangenheit ihrer Heimat durchforschten und in weitläufigem Notizenkram beschrieben. Wenigstens die Kritiklosigkeit kann man Muratori nicht zum Vorwurfe machen; in dieser Hinsicht ist er seinen damaligen Fachgenossen unendlich überlegen. Noch heute sind seine „Estensischen Altertümer,“ seine „Italischen Altertümer des Mittelalters,“ seine „Italienischen Jahrbücher“ wahre Schatzkammern für den Freund der Geschichte der Apenninenhalbinsel. Aber freilich übersichtliches Urteil und ansprechende Schilderung darf man von dem gelehrten

Abate nicht erwarten. Der schon erwähnte Marchese Maffei war dann mit seiner Geschichte von Verona und anderen Werken antiquarischen Inhaltes noch der beste Vertreter jenes geistlosen Sammlerfleißes, der sich in unendlichen Quartanten und Folianten niederschlug, die eben nur für den krankhaft übertriebenen Lokalpatriotismus und die kleinliche Gesinnung der damaligen Italiener genießbar waren. Weil man das große Vaterland weder besaß noch, bei der engen Begrenzung des geistigen Horizontes, auch nur begreifen konnte, hing man um so zäher an der Vaterstadt und deren Umkreis.

Seit den dreißiger Jahren drang dann in die italienische Prosa und zumal in deren didaktischen Teil der Stil der französischen „Philosophen" und zumal Voltaires ein. Freilich wußten die Nachahmer das Original bei weitem nicht zu erreichen. Anmutige, lebhafte Darstellung höchst oberflächlicher und meist ganz seichter Gedanken, eine gesuchte Volkstümlichkeit, der Witz an Stelle gründlicher Überlegung wurden die Wahrzeichen einer zahlreichen Schar von Schriftstellern, die in den Spuren des französischen Großmeisters der Litteratur zu wandeln meinten. Der beste und geistvollste unter ihnen war noch Friedrich des Großen Freund Franz Algarotti (1712—64), der venezianische Kaufmannssohn, dem sein königlicher Gönner den Grafenrang verlieh. „Sein Newtonismus für Damen" ist eine elegante Popularisierung schwieriger wissenschaftlicher Fragen; seine Gelegenheitsgedichte, Reisen und sonstigen Briefe sowie ästhetische Abhandlungen zeigen einen feinen, klaren, aber durchaus nicht schöpferischen Geist.

Noch trauriger sieht es in diesem Zeitraume mit der italienischen Dichtkunst aus, die jede Originalität, den letzten Rest von Kraft und Frische eingebüßt hatte. Es ist die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Zeit der tiefsten Erniedrigung der italienischen Poesie. Die Lyrik war in sinnloses Reimgeklingel entartet, in die furchtbare Leere der von jedem Gedanken und wahrem Gefühl entblößten Sonnettenmacherei; Hunderte und abermals Hunderte „dichteten" in der einmal gefundenen Form mit entsetzlicher Monotonie rüstig weiter. Das Drama stand vollständig unter dem Einflusse von Corneille und Racine, welche die Italiener mit sklavischer Wiedergabe der Form, aber ohne jeden Funken des ihre Vorbilder belebenden Geistes nachzuahmen suchten. Der Bolognese Peter Jakob Martelli (gestorben 1727) war der erste gewesen, welcher hier an die Stelle der bisherigen spanischen Muster die französischen setzte; er führte sogar die für die italienische Sprache ganz ungeeigneten gereimten Alexandriner ein, die man ihm zu Ehren „Martellianer" nannte. Das Beste in diesem verfehlten Genre leistete noch der schon öfters genannte, vielseitige Marchese Scipio Maffei mit seiner „Merope" (1714), die bei ihrem Erscheinen allgemeine Bewunderung erregte und nicht weniger als sechzig Auflagen erlebte. Aber unbefangeneren Lesern erscheint es kaum begreiflich, wie dieses unselbständige und unpoetische Erzeugnis nüchternsten Geschmackes einen solchen Eindruck hat hervorbringen können. Rühmenswert ist ebenfalls die Natürlichkeit und der ungekünstelte Ton des Dialogs, der sich

in reimlosen Jamben ergeht. Allein die Verwickelung ist allzu künstlich, der Zufall spielt eine übergroße Rolle, und die Personen erwecken durchaus kein Interesse.

Die Lustspielbühne hatte zunächst derartig unter spanischem Einfluß gestanden, daß man sich lange begnügt hatte, ganz einfach die spanischen Komödien in Übersetzungen aufzuführen. Endlich versuchte, wie Martelli das Trauerspiel, so Johann Baptist Fagiuoli aus Florenz das Lustspiel nach französischem Muster wieder zu begründen. Allein bei aller redlicher Bemühung, die Sitten seiner Zeit getreu wiederzugeben, und bei aller Reinheit der Sprache fehlt es Fagiuoli zu sehr an Erfindungsgabe und komischer Kraft, als daß seine Schöpfungen nicht bald der Vergessenheit anheim gefallen wären. Noch tiefer, bis zum völlig Grotesken, bei ernstester Absicht, sank das Lustspiel durch den elenden Reimschmied Peter Chiari, dessen Stücke freilich von dem verdorbenen Geschmacke der Zeit nicht ohne Gunst aufgenommen wurden.

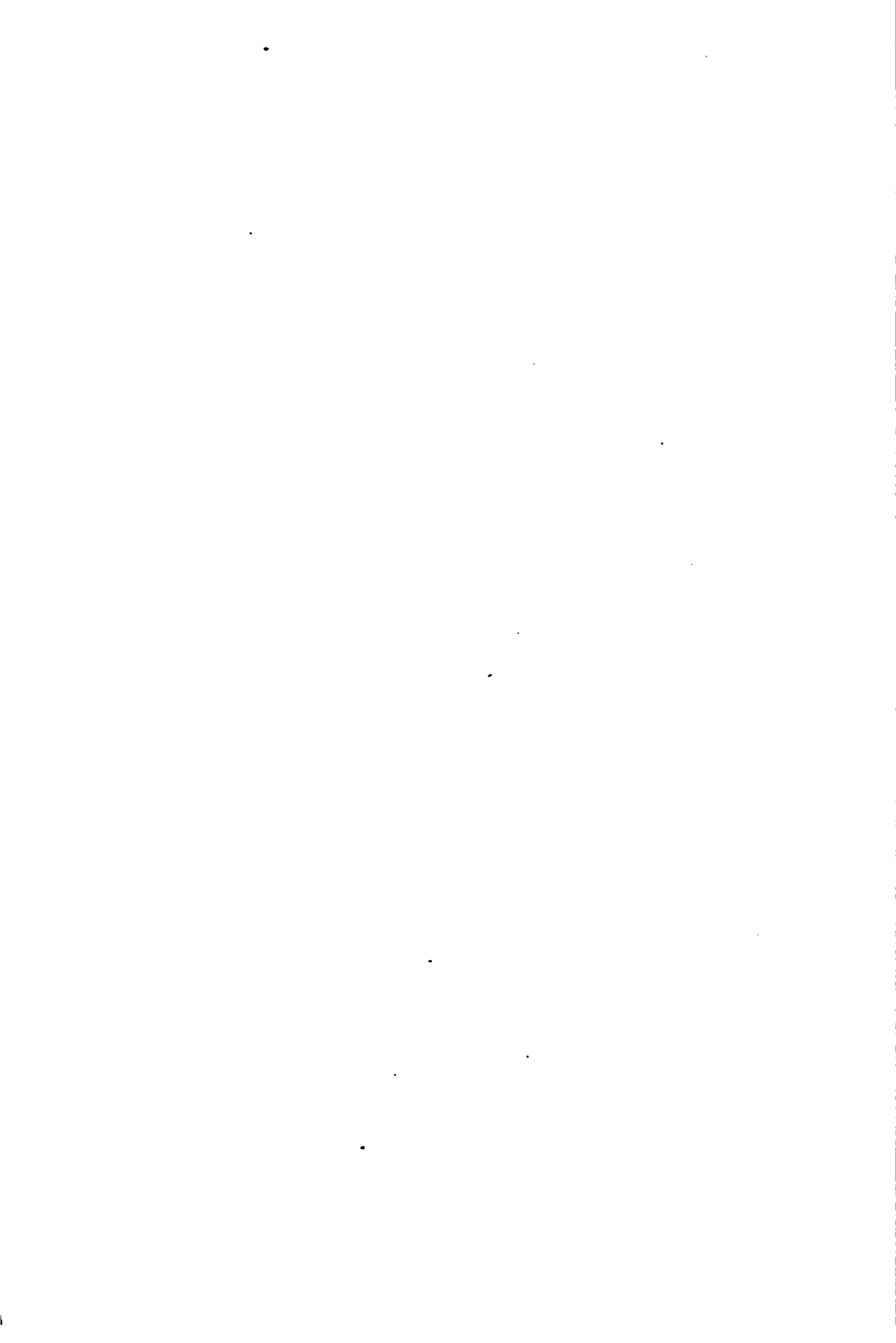
Der allgemeinen Nachahmung der französischen Poesie sucht der Römer Paul Rolli (1687—1764) entgegen zu wirken. Durch eine Kette zufälliger Ereignisse nach London geführt, empfand er nicht minder, als Voltaire, Montesquieu und so viele andere, die Einwirkung der glänzenden Schar hervorragender Geister, welche die britische Hauptstadt damals barg. Er übersetzte viele englische Dichtungen, unter ihnen auch Miltons Verlorenes Paradies, in seine Muttersprache; aber nicht minder eifrig die Alten, die er in seinen Liedern und Elegien auf das glücklichste nachahmte, ohne doch auf Originalität und Natürlichkeit Verzicht zu leisten. Seine Lieder gehören zu dem Schönsten, seine Elegien zu dem Anmutigsten, was die italienische Litteratur besitzt. Allein Schule vermochte er damit nicht zu machen, ja außerhalb eines engen auserwählten Kreises kaum Beifall zu erringen. Allzu mächtig und allzu bequem war die Nachahmung der französischen Rhetorik.

Nur noch einen selbständigeren Geist hatte die damalige italienische Dichtkunst aufzuweisen, gleichfalls einen Römer: Nikolaus Fortinguerra (1674 bis 1735). Mit Witz, Verstand und glücklich zutreffendem Griffe setzte er Ariosts Epos in dem komisch-romantischen Heldengedichte „Richardett“ auf geniale Weise fort. Er übertreibt absichtlich, ohne ins Grobe zu verfallen, Ariosts Selbstverhöhnung und Verspottung der eigenen Helden; denn ernsthaft ließ sich der Ritterroman im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr auffassen. Dabei zeigt er eine satirische Feinheit und Kraft, die ihn weit über seine Vorgänger Berni und Tassoni stellt. Daß er gelegentlich über mittelalterliche Bigotterie und die sinnlosen Wunder der Heiligenlegenden seinen Spott ergießt, entspricht der allgemeinen Richtung des Zeitalters. Doch weiß er auch die Sprache wahrer Empfindung zu reden. Den Versbau handhabt er mit großer Meisterschaft und durchsichtiger Klarheit.

Die Oper war, wie noch in der Gegenwart, so auch im achtzehnten Jahrhundert die beliebteste Art szenischer Darstellung. Dem frivolen und nur auf Äußerlichkeiten gewandten Geiste der damaligen italienischen Gesellschaft war

es angemessen, daß dabei die Pracht der Dekorationen und der Kostüme, die künstliche Handhabung zahlreicher verwickelter Maschinerien die Poesie des Textes und der Musik völlig in den Schatten stellten. Eine Besserung ward hier bewirkt durch Apostolus Zeno, einen Venezianer von griechischer Abkunft (1669—1750), der zumal in der ernsthaften Oper mit dichterischem Gefühl und gesundem Verstande Werke von dauerndem Werte schuf, die selbst ohne die musikalische Zugabe nicht ohne Eindruck bleiben. Man kann sie dreist als die ersten wahren Tragödien der Italiener bezeichnen. Zur Vollendung brachte die Operndichtung Peter Anton Metastasio aus Assisi (1698—1782) in Schöpfungen, die sich durch edlen Stil, echt lyrischen Charakter und Wohllaut des Versbaues auszeichnen. Er ergriff viel mehr, als Zeno, das Wesen der Musik, deren Forderungen er deshalb in weit höherem Maße entgegen kam. Metastasios Poesie ist von einer Weichheit und Zartheit des Ausdruckes, einer edlen Harmonie der Sprache, die zu keiner anderen Zeit und bei keinem anderen Volke je erreicht worden sind. Seine Worte sind selber schon Musik, die sich in bewundernswerter Weise der zu schildernden Stimmung anpaßt. Freilich an sich, als Tragödien selber betrachtet, zeigen Metastasios Schöpfungen weniger Kraft, Erfindungsgabe und Mannigfaltigkeit, als die Zenos.

Diese Meister, denen die bedeutenden Tonsetzer der neapolitanischen Musikerschule ihre Beihilfe liehen, verbreiteten den Ruhm der italienischen Oper über ganz Europa. Zumal an dem Wiener Hofe fand sie begeisterte Aufnahme. Kaiser Karl VI. ernannte nacheinander Zeno und Metastasio zu seinen Hof-Theaterdichtern. Das war nun die einzige Glorie, welche dem hochbegabten italienischen Volke damals geblieben war: die Welt mit Ballettmeistern, Operndichtern und Opernkomponisten zu versorgen — bis auch auf dem musikalischen Gebiete sein Glanz vor dem der deutschen Schule erblich. Die Entscheidung der großen politischen Fragen aber, wie die Leitung der geistigen Entwickelung der Menschheit lag ausschließlich in den Händen der nordischen Völker.



Siebentes Buch.

Das Zeitalter Friedrich des Großen.



Erstes Kapitel.

Jugend und Regierungsantritt Friedrich des Groszen.[1]

Den großen Fortschritten, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter allen Völkern die Aufklärung, die Schärfe des Denkens, die Wissenschaften, die politische Einsicht und das politische Interesse gemacht hatten, entsprach einstweilen die thatsächliche Lage Europas sehr wenig. Dem unbefangenen Beobachter konnte der Erdteil nur als im allgemeinen Niedergange befindlich erscheinen. Die Bildungen der Vergangenheit waren in Auflösung begriffen, ohne daß fertiges Neues ihre Stelle eingenommen hätte. Die Charaktere waren schwach, unentschieden; weder sah man große volkstümliche, heroische Bewegungen, wie im sechzehnten Jahrhundert, noch stolze, alles überragende Einzelerscheinungen, wie einen Richelieu, Ludwig XIV., Cromwell, Wilhelm III. Die gewaltige spanische Macht, die Vorkämpferin des Katholizismus, war völlig zertrümmert, Schweden, der kleine, tapfere protestantische Staat, verstümmelt und geschwächt. Die Republik der freien Niederlande, einst die erste Handelsmacht der Welt, erlahmte kommerziell und politisch, als friedensbedürftige Vasallin Englands. Frankreich, nach trüber Zeit innerer Unzufriedenheit, äußerer Niederlagen und finanzieller Zerrüttung, erstaunte gewissermaßen selbst über die im polnischen Erbfolgekriege errungenen Erfolge, fühlte sich aber seiner Zukunft durchaus nicht sicher und

---

1) Friedrich II., Die Geschichte meiner Zeit. (Oeuvres t. II. III; erste Redaktion, von 1746, herausgeg. von M. Posner, Leipzig 1879). — J. D. E. Preuß, Friedrich d. Gr., eine Lebensgeschichte (6 Tle. Berlin 1832—38). — Derselbe, Friedr. d. Gr. mit seinen Verwandten u. Freunden (das. 1838). — Derselbe, Friedrichs d. Gr. Jugend u. Thronbesteigung (das. 1840). — v. Bielfeld, Fr. d. Gr. u. sein Hof (2 Bde. Breslau 1838). — F. W. M. von Hahnke, Elisabeth Christine Königin von Preußen (Berlin 1848). — L. v. Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, Bd. IV (Sämtl. W. XXVIII). — Thom. Carlyle, Gesch. Friedr. d. Gr., deutsche Übersetzung v. Neuberg (6 Bde. Berlin 1858—69). — M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs II. u. Friedr. Wilh. III. (Leipzig 1876). — W. Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen (2 Bde. Berlin 1881. 1882). — R. Koser, Die Jugend Friedrichs d. Gr. (Stuttg. 1886). — Friedrich II., König von Preußen; von M. Philippson; im „Neuen Plutarch," herausgeg. von R. v. Gottschall, Bd. XI. (1885), S. 1—260. — E. Cauer, Zur Geschichte u. Charakteristik Friedrichs d. Gr. — A. Hamilton, Rheinsberg, Friedr. d. Gr. u. Prinz Heinrich von Preußen, I (deutsche Übers. von Dielitz, Berlin 1882).

war vielmehr von wachsender Unbehaglichkeit und Gärung erfüllt. Österreich war besiegt, gedemütigt, durch das Aussterben seines alten Herrscherhauses der größten Ungewißheit ausgesetzt; das deutsche Reich zu dem kopf- und kraftlosen „Monstrum“ geworden, als welches einsichtige und patriotische Rechtslehrer es klagend schilderten. Endlich Rußland, das unter Peter dem Großen Miene gemacht hatte, als neues frisches Element zu der europäischen Völkerverbindung hinzuzutreten, war nunmehr in asiatische Sultans- und Haremswirtschaft, in ein mehr krankhaftes als gesundes Leben zurückgesunken.

Und sah es im Innern der Staaten besser aus? Mit unglaublicher Hartnäckigkeit hielt das Alte, Überlebte an seiner Existenz fest und wehrte sich mit Macht gegen das Neue, Aufsprießende, das es ersetzen wollte. Noch herrschte überall engherziges Vorurteil der Geburt, konfessionelle Ausschließlichkeit. An höchster Stelle Konnexionen, Vetternschaft, Mätressenwirtschaft, Selbstsucht. Aus Angst, den schon deutlich empfundenen revolutionären Richtungen nur im mindesten zu weichen, vermied man sorgfältig jede Reform, ließ Verwaltung und Gerechtigkeitspflege verfallen, Steuer- und Finanzwesen immer mehr zum unentwirrbaren Chaos werden. Daher überall in der Masse des Volkes Unzufriedenheit, Abneigung gegen die Regierenden, anstatt des Patriotismus Teilnahmlosigkeit oder gar Spott über die Mißerfolge des eigenen Landes.

In diese schwüle Atmosphäre mußte ein belebender Sturmeshauch fahren, welcher eine frische, neue Strömung in sie einführte; er kam von Preußen, von Friedrich II.!

Mit dem Erscheinen Friedrich des Großen auf der Weltbühne hebt für den Preußen, für den Deutschen im allgemeinen, eine neue Periode der Geschichte an. Dieser geniale Monarch ist der Schöpfer derjenigen Großmacht, die es verstanden hat, was selbst die größten Kaiser deutscher Nation nicht vermocht, deutsche Stämme verschiedener Art zu einem einzigen, einheitlichen, festgeschlossenen Staatswesen zusammenzufügen, bis endlich das so oft ersehnte, lange geträumte und nie erreichte Gebilde eines wirklichen deutschen Kaiserreiches als kräftige Realität ins Dasein trat. Mit Friedrich II. wirft Preußen zum erstenmal sein gutes Schwert entscheidend in die Wagschale der europäischen Politik; mit ihm entsteht an der Seite des kosmopolitischen Österreich der rein deutsche Großstaat, dessen Ziel und dessen Wirkung die Wiedererhebung Deutschlands zu einem maßgebenden europäischen Faktor ist. Nicht losgelöst von allem Vorhergehenden tritt das Genie hervor; es ist nur eine Frucht an dem von alters her erwachsenen Stamme, dessen Säfte und Eigenart auch sein innerstes Wesen ausmachen. Aber es bringt dessen Qualitäten in ganz hervorragender und überraschend charakteristischer Weise zur Erscheinung und wirkt dann befruchtend für eine neue, ausgedehnte, großartige Pflanzung. So ist Friedrich II. nur der natürliche Nachfolger des Großen Kurfürsten sowie des Königs Friedrich Wilhelm, aber er ist doch ganz anders für die Folgezeit wirksam und bahnbrechend gewesen, als diese. Indes sein wunder-

bares Schaffen ist nur möglich geworden, weil er zuvor in der Jugend durch die harte Zucht seines Hauses hindurchgegangen war, dessen Wahlspruch



Königin Sophie Dorothee.
Nach dem Kupferstiche, 1738, von Wolffgang; Originalgemälde von Antoine Pesne.

lauten mußte und lautete: Selbstaufopferung und Pflichtgefühl vom ersten bis zum letzten Augenblicke des Daseins.

Friedrich Wilhelm, dieser Fürst, den richtig zu würdigen nur eine ihm

verwandte, gerade, einfache, oder aber eine tief einsichtige Natur vermocht hätte, war mit einer Gattin vermählt, die ihn unmöglich verstehen und beurteilen konnte, die in allem der gerade Gegensatz ihres Mannes war. An dem glänzenden Hofe von Hannover hatte Sophie Dorothea feinste Bildung, Sinn für Lebenslust, für frohe und edle Genüsse empfangen, zugleich freilich den freien, flüchtigen Sinn der Mutter, jener schönen, gelehrten, unglücklichen „Prinzessin von Ahlden,“ geerbt, welche das Liebeswerben des schönen Philipp von Königsmark mit lebenslänglicher Einschließung gebüßt hatte. Die Königin tadelte vieles an ihrem Gemahl; der einfache, eingeschränkte, von allem, was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens dient, entblößte Haushalt in Berlin und Potsdam genügte ihr nicht. Sie verglich ihn schmerzlich mit der Umgebung ihrer Jugend, mit den fremden Höfen, mit ihren eigenen Wünschen und Bestrebungen. Das stimmte sie bitter und unzufrieden. So waren, man möchte sagen, die Konflikte in der Familie auch für die Kinder schon vorgezeichnet, als am 24. Januar 1712, um $^{1}/_{2}$12 Uhr vormittags, der zukünftige Friedrich II. geboren wurde: ein Kind von zarter Beschaffenheit, das aber doch lebensfähiger schien als seine beiden vorangegangenen, im frühesten Alter gestorbenen Brüder.



Medaille auf die Geburt Friedrichs des Großen. Silber.
(Königl. Münzkabinett, Berlin.)

Wunderlich ist es und ein sprechender Beweis für den damals unwiderstehlichen Einfluß des französischen Wesens, daß Friedrich Wilhelm, dieser bittere Feind alles Franzosentums, die erste Erziehung seines Sohnes, wie der um einige Jahre älteren Schwester Sophie Wilhelmine, einer Französin anvertraute, einer geflüchteten Hugenottin, Frau von Rocoulle, einer trefflichen Dame, die aber kein Wort Deutsch verstand und so den Kindern von vornherein Vorliebe und feineres Gefühl lediglich für das Französische beibrachte. Die ganze Erziehung blieb französisch: nur wenn der Prinz gestraft werden

sollte, bekam er deutsche Katechismen und Gesangbücher zum Auswendiglernen in die Hand. Man weiß, mit welcher Beharrlichkeit sich dergleichen erste Eindrücke bei Kindern festsetzen und ihnen in das reifere Alter folgen. Später, als der Kronprinz in sein siebentes Jahr trat, wurde er männlicher Leitung unterstellt; bei der Sinnesart des Vaters selbstverständlich zwei tapferen Kriegsmännern, dem General Finckenstein und dem Oberstlieutenant Kalkstein. Höchst bezeichnend ist die Instruktion, die Friedrich Wilhelm selber für sie verfaßt hat. Sein einfacher, schlichter Sinn spricht sich deutlich darin aus, daß er das Studium der hohenzollernschen Hausgeschichte untersagt und dafür preußische Historie gelehrt haben will; auch solle niemand dem Prinzen schmeicheln, bei Strafe der königlichen Ungnade. Das Latein, das ihm für einen Fürsten eine unnütze Pedanterie schien, dürfe jenem nicht beigebracht werden, und ebenso wenig die alte Geschichte, sondern nur neuere Geschichte, Staatenkunde und Geographie. Was aber die Erziehung im engeren Sinne betrifft, so solle man den Prinzen auf dreierlei hinweisen: daß er guter evangelischer Christ werde; daß er ein guter Wirt sei, gegen Verschwendung und Spiel Ekel empfinde, und endlich daß man ihm auf das nachdrücklichste einpräge, er wäre ein verachteter Mensch, wenn er nicht ein tüchtiger Soldat würde. Diesen Vorschriften entspricht noch sieben Jahre später (1725) der Stundenplan für Friedrich: Gebet, Bibellesen, Fechtstunde, Religionsunterricht wechseln miteinander ab; jeden Morgen geht der Thronerbe mit dem Vater zur Parade; Sonntags marschiert er an der Spitze seiner Kompanie in die Kirche.

Der König wollte also aus seinem Sohne einen Mann machen, wie er selbst war: gottesfürchtig, soldatisch, sparsam, demütig im Grunde und doch selbstbewußt, sich aufopfernd für Staat und Heer, Feind aller Weichlichkeit, aber auch alles dessen, was das Leben ziert und verschönt. Der künftige Beherrscher Preußens sollte, wie der gegenwärtige, nur Verwalter und Soldat sein. Dabei wünschte er wohl, daß sein „lieber Successor“ auch Eigenschaften besitze, die ihm selbst abgingen, und durch kühnere und geschicktere Politik, wie er 1722 schrieb, „die Prätensionen und Länder herbeischaffe, die unserem Hause von Gottes und Rechts wegen zugehören.“ Aber auch solches meinte er lediglich durch eine Steigerung seines eigenen Charakters bei dem Sohne zu erreichen. Nur versah er es darin, daß er voraussetzte, der letztere müsse von der Natur ganz ebenso veranlagt sein, wie er selber.

Es war doch ein hartes, trockenes Wesen, dieses Erziehungssystem des Thronfolgers! Soldatentum ohne Schwung, ohne Begeisterung, ohne große Ziele; religiöser Formeldienst und Zeremonienkram: wie wenig konnte das einen fein fühlenden, ästhetisch angelegten, hochfliegenden Geist, wie den des jungen Friedrich ansprechen! Nichts war angemessener, als daß man den Prinzen auf das Studium der neueren Geschichte hinwies; aber er hatte dieselbe in den endlos langen und tödlich langweiligen Folianten des „Theatrum europaeum“ zu erlernen und zwar hauptsächlich sich mit den Ereignissen der Religionskriege abzugeben. Dieser Zwiespalt mußte sich mehren,

als Friedrich Wilhelm mit dem ihm eigenen Mangel an Menschenkenntnis zum eigentlichen Lehrer für den jungen Königssohn, zu der Stellung, in der am bestimmendsten auf denselben eingewirkt werden mußte, einen Mann wählte, der seinen Intentionen am allerwenigsten entsprach. Er hat selber den Feind in das Herz des Sohnes eingeführt und lange Jahre hindurch nichts von solchem Gegensatze gemerkt.

Dieser Lehrer war Jacques Duhan de Jandun, wieder ein eingewanderter Franzose, ein vielseitig gebildeter, geistreicher Mann, der das Schwert ebenso gut wie die Feder zu führen wußte und gerade dadurch die Achtung und das Vertrauen des soldatischen Königs gewonnen hatte. Duhan war aber keineswegs geeignet, des Vaters eng begrenzte Absichten, seinen mechanisch eintönigen Erziehungsplan bei dem Kronprinzen durchzuführen. Dazu war er selbst viel zu geistig angeregt und lebhaft, aber auch zu wenig methodisch und pädagogisch veranlagt. Seine Richtung ging vielmehr auf das ästhetisch Schöne, Weltmännische, eine Blumenlese des Besten, was Altertum und Neuzeit geschaffen. Äußerlich war freilich alles nach dem Buchstaben der königlichen Vorschriften geregelt. Aber während Friedrich exerzierte und betete und bei Kalkstein sich mit Geschichte, Geographie und Statistik abmühte, erschloß ihm Jandun ganz andere Bahnen, lehrte ihn die Klassiker des Altertums — in Übersetzungen — kennen und besonders die französischen Schriftsteller des „großen Jahrhunderts." Er öffnete ihm den Blick für alles Schöne und Edle und erfüllte ihm die Seele mit erhabenen Bestrebungen: aber freilich zeigte er ihm auch in jenen Autoren eine Welt des heiteren Sinnengenusses, in welche einzutreten die lebhaften Triebe des heranwachsenden Fürsten immer dringender begehrten. Je steifer, abstoßender, lastender der Zwang war, der ihm täglich und stündlich auferlegt wurde, um so feuriger wünschte er Freiheit, Zerstreuung, Genuß herbei. Er schildert das selber viele Jahre später in einer dichterischen Epistel an Duhan: „In den Armen des Irrtums, auf den Knieen der Unwissenheit ruhte meine blöde Unschuld in tiefem Schlummer, als mit Dir Minerva erschien, die Fackel in der Hand, um mir den Weg zur Unsterblichkeit zu weisen." Ebenso wenig vermochte Friedrich sich mit dem hölzern dogmatischen und entsetzlich pedantischen Religionsunterricht zu befreunden, den ihm der Hofprediger Andreä erteilte; mit Bekümmernis bemerken die beiden Gouverneure Finckenstein und Kalkstein dem Könige 1727, derselbe habe von der „Information im Christentum seit acht Monaten nicht viel profitiert." Die Konfirmation, im April desselben Jahres, war für den jugendlichen Königssohn eine rein äußerliche Zeremonie. Er war auf dem besten Wege, unter Duhans Leitung ein seichter „Philosoph" nach der Auffassung der damaligen französischen „Aufklärung," ein ästhetisch gebildeter Epikuräer zu werden.

Diese Richtung wurde durch ein Ereignis befördert, das in der Jugendgeschichte Friedrichs Epoche macht: durch einen Besuch, den er mit seinem Vater während des Karnevals 1728 dem sächsischen Hofe in Dresden abstattete. Hier erblickte er eine Pracht und Üppigkeit, die um so tieferen Eindruck auf ihn



Kronprinz Friedrich.

Nach dem Orlginalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

hervorbringen mußten, je weniger er dieselben bisher auch nur geahnt hatte. Recht geflissentlich legte es August darauf an, seine nordischen Gäste zu verführen: und wenn auch der König selber fest blieb, von seinem Sohne dürfte man das nicht behaupten. Freilich, die Erzählung seiner Schwester Wilhelmine von diesen Ereignissen ist romanhaft und klatschhaft übertrieben, wie so vieles in ihren Denkwürdigkeiten; aber unzweifelhaft ist doch, daß der Jüngling hier mit einer vornehmen jungen Dame des polnisch-sächsischen Hofes ein Liebesverhältnis einging, das ihn um so mehr erfüllte, als es nicht bloß auf sinnlicher Neigung, sondern auch auf gemeinsamem Interesse für Litteratur und Dichtkunst beruhte. Zugleich fand des Kronprinzen lebhafter musikalischer Geschmack an der trefflichen Dresdener Hofkapelle neue Nahrung: auf Bitten seiner Mutter überließ ihm König August den vorzüglichen Flötenspieler Quantz, der dann Lehrer und Freund Friedrichs wurde.

Nach Berlin zurückgekehrt, gab sich der Prinz ganz seiner Vorliebe hin für Kunst und Schrifttum, aber auch für Wohlleben und Sinnengenuß. Er vernachlässigte das Soldatentum, trug sich bequem, putzte sich gern, vermied Anstrengungen und Entbehrungen, zeigte wohl auch modisch geziertes Wesen, bewies ernsten Männern, und zumal den Günstlingen seines Vaters, offene Abneigung, während er mit zwei liebenswürdigen, aber liederlichen Offizieren, den Lieutenants von Keith und von Katte, einen engen Freundschaftsbund schloß. In dieser Gesellschaft frönte er nur zu sehr der schlimmsten Ausschweifung, wie er dies später selber eingestanden hat. Auch nahm er Schulden in bedeutendem Umfange auf, und so oft der Vater sie bezahlte, sie schwollen nur immer gewaltiger an.

Mit Kummer und Zorn sah Friedrich Wilhelm diese Wandlung im Wesen seines Sohnes. Mußte das liederliche und schöngeistige Treiben schon an sich sowohl die guten wie die rauh beschränkten Seiten seines Charakters auf das unangenehmste berühren, so kamen bei dem Könige dazu noch die schwersten Besorgnisse für die Zukunft des Staates. War dieser modische Weichling, dieser flötenblasende Poetaster, dieser ausschweifende und verschwenderische Knabe wirklich ein angemessener Herrscher für das kleine arme Preußen? Nur mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit, mit steter Hingabe an Staat und Reich, mit drakonischer Zucht und Selbstbeschränkung hatten die Hohenzollern ihre geringfügigen und von der Natur so übel bedachten Länder zu einer europäischen Macht, zu einem tüchtigen Ganzen erhoben. Sein Leben hatte Friedrich Wilhelm ohne Bedenken dieser großen Aufgabe gewidmet. Sollte nun alles aufs Spiel gesetzt werden durch einen Fürsten, der nur den Genuß, nicht aber die Pflicht kannte? Er hatte unter seinem Vater gesehen, wohin ein solches Treiben führte — der Sohn aber schien noch viel schlimmer und gefährlicher.

Wie es seinem ganzen Wesen entsprach, suchte der König durch Strenge, durch offene Beweise seiner Ungnade den Prinzen zu Gehorsam und pflichtmäßigem Wandel zurückzuführen. Wohl empfand Friedrich es schwer, daß ihn

der Vater so hart und abstoßend behandelte; denn glücklicherweise war ihm in seinen Verirrungen das weiche fühlende Herz — vielleicht ein allzu weiches! — nicht abhanden gekommen. Allein, anstatt sich zu bessern, anstatt den ehrlichen geraden Sinn des Vaters und dessen tüchtige und notwendige Ziele zu begreifen, durch achtungsvolle Folgsamkeit und würdiges Benehmen die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, versuchte er es mit Schmeicheleien und Unwahrheiten, während er im geheimen seine verbotenen Vergnügungen fortsetzte, vor seinen Genossen die Dinge und die Männer, die sein Vater liebte, bespöttelte. Kein Wunder, daß dieser immer bitterer gereizt wurde, an dem Werte des Sohnes ganz verzweifelte. Es ist klar, daß Friedrich mit vollem Fug seinem höheren Geistesschwunge, seinem genialen Wesen nach sich über die enge Beschränkung erheben mußte, welcher der Vater ihn unterwerfen wollte. Aber leider hat er in der Art und Weise, wie er es that, und selbst in der Veranlassung des Konflikts das Unrecht ganz auf seiner Seite. Die herben Züchtigungen, die er sich von dem Vater zuzog, hat er zum guten Teile verdient, jedenfalls haben sie ihn gerettet, indem sie seinen Charakter stählten, dessen Schwächen zurückdrängten und dessen großartige Seiten entwickelten.

Friedrich Wilhelm schrieb dem Erben die schlimmsten Absichten zu. Laut sprach er seinen Tadel aus, immer allgemeiner, immer öffentlicher. Die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen Vater und Sohn drohte geradezu unerträglich zu werden. Unter natürlichen Verhältnissen hätten die Mutter des Prinzen, Sophie Dorothea, und seine um drei Jahre ältere, nur zwanzigjährige Schwester Wilhelmine alles thun müssen, um diesen Vorgängen ein Ende zu machen und, da ja von beiden Seiten die Liebe nicht aus dem Herzen verschwunden war, den Frieden wieder herzustellen. Leider sahen beide Frauen in dem Könige nur den Tyrannen, den zu täuschen eine entschuldbare und selbst lobenswerte Handlung sei. So suchten sie vielmehr den Sohn und Bruder von jeder Nachgiebigkeit, jedem ernsten Versuch des Ausgleichs zurückzuhalten. Dazu kam noch eine Angelegenheit, die Persönliches und Politisches eng verknüpfte, das Zerwürfnis in der königlichen Familie aber auf das äußerste steigerte.

Schon seit lange war eine Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen Friedrich von Wales zwischen den Müttern beider geplant; und auch Friedrich Wilhelm war völlig damit einverstanden, seine älteste Tochter in so glänzender Weise auf den Thron der damals ersten Großmacht Europas zu verheiraten. Allein in Großbritannien faßte man die Sache ganz anders auf. Die Verbindung erschien dort als ein Akt so besonderer Herablassung und Gnade für das preußische Königshaus, daß letzteres sie notwendig durch ein enges Bündnis, d. h. Unterordnung unter das politische System Englands erkaufen müsse. Zum Zeichen dessen habe auch der Kronprinz die englische Prinzeß Amalie zu ehelichen. Bevor nicht alle diese Dinge festgestellt, könne von der Vermählung Wilhelmines nicht die Rede sein. Mit Recht wollte Friedrich Wilhelm nichts davon wissen, daß man ihm so Bedingungen auf-

erlegte, ihn zum Vasallen der Welfen hinabdrücke. Er wünschte die Würde seines Hauses und die Unabhängigkeit seiner Politik aufrecht zu erhalten, und zwar um so mehr, als ein allzu enges Verhältnis zu England ihn mit dem Kaiser, den er treulich als Reichsoberhaupt verehrte, hätte entzweien müssen. Je dringender aber Friedrich die englische Heirat begehrte, von der er sich größere Freiheit und Selbständigkeit versprach, desto mehr sahen er, seine Schwester und seine Mutter in den Bedenken des Königs nur Tyrannei, Böswilligkeit, den Wunsch, ihr Lebensglück zu zerstören und sie in steter Sklaverei zu erhalten. Sie gingen so weit, hinter dem Rücken des Fürsten mit dessen Ministern, ja mit den Engländern geheime Verhandlungen zu pflegen. Anderseits scheute auch der kaiserliche Gesandte, welcher der englischen Heirat feindlich war, nicht davor zurück, den Vertrauten des Königs, General Grumbkow, sowie den preußischen Gesandten in London, Reichenbach, zu bestechen, so daß sie auf unerhörte Weise ihren Herrn an den Kaiserhof verrieten. Derart gingen die Intriguen in der Familie und am Hofe hin und her. Alles war Streit, Uneinigkeit, Verwirrung. Eine Katastrophe lag, so zu sagen, in der Luft.

Da winkte noch einmal den Plänen der Königin Aussicht auf Verwirklichung und damit auch auf Beilegung der häuslichen Zwistigkeiten.

Als es im Jahre 1730 zum Kampfe zwischen England und dessen Verbündeten auf der einen, Österreich auf der anderen Seite zu kommen drohte, wollte die britische Regierung Preußen wenigstens zur Neutralität bestimmen. Sie sandte deshalb den Ritter Hotham nach Berlin, um mit den längst geplanten Heiratsverbindungen auch ihre politischen Absichten auszuführen. Dies gelang zwar nicht ganz; indes wenigstens die Eheverhandlungen nahmen einen guten Fortgang, und die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales ward für sofort, die Friedrichs mit einer englischen Prinzessin für eine nicht allzu ferne Zukunft verabredet. Hotham war dann auch mit dem Kronprinzen in geheime Verbindungen getreten; der hatte ihm sein Wort gegeben, nur eine englische Fürstentochter ehelichen zu wollen, sich dabei bitter über seinen Vater beschwert und für den Notfall um Unterstützung bei einem etwaigen Fluchtversuche gebeten. Indes schien sich alles gut zu gestalten, als die Ungeschicklichkeit und Zudringlichkeit, mit der Hotham den Sturz Grumbkows erzwingen wollte, den reizbaren und mißtrauischen König auf das äußerste aufbrachte. Hotham mußte eiligst abreisen, von den englischen Heiraten war keine Rede mehr (Juli 1730). Damit waren alle Hoffnungen Friedrichs vereitelt, in Güte aus den für ihn entsetzlichen Verhältnissen befreit zu werden.

Der Vater hatte von den Durchstechereien mit Hotham, von neuen beträchtlichen Schulden des Sohnes gehört — Erfahrungen, die ihn in den schlimmsten Ansichten von Friedrichs Charakter bestärkten. Er hielt ihn für falsch und hinterlistig und für seinen ärgsten Feind und regte sich schließlich derart gegen den Kronprinzen auf, daß er nun alles Maß überschritt. In dem großen sächsischen Lustlager zu Mühlberg, wo Fürsten und Herren von allen Seiten zusammengeströmt waren, wurde der achtzehnjährige preußische

Thronerbe wie ein Schulbube selbst körperlich mißhandelt, mit jeder Art Kränkung und Hohn überhäuft. Diesem roh tyrannischen Wesen wollte er sich durch sofortige Flucht entziehen und wandte sich deshalb an die sächsischen Minister, die ihm aber das Versprechen abnötigten, solange er Gast König Augusts sei, denselben nicht durch einen Fluchtversuch dem Verdachte der Mitwissenschaft auszusetzen. Nicht besseren Erfolg hatte nach der Rückkehr nach Potsdam die Bemühung Friedrichs, sich für seinen Plan der Beihilfe des englischen Gesandtschaftssekretärs Guy Dickens zu versichern.

Allein die Idee der Flucht hatte sich einmal bei dem Kronprinzen festgesetzt. Er verfügte dazu immerhin über einige Freunde und Diener: den Lieutenant von Keith in Wesel, dessen Bruder, welcher königlicher Page war, zumal aber den Lieutenant von Katte vom Regimente Gensd'armes, einen gründlich gebildeten, auch litterarisch und musikalisch wohlgewandten, unternehmenden jungen Mann, dem es freilich an Vorsicht und Klugheit gänzlich gebrach. Als der König dem Sohne ankündigte, er habe ihn auf einer Reise nach Oberdeutschland und dem Rhein zu begleiten, stand bei Friedrich der Entschluß fest, diese Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen; er wollte nach Frankreich, von da nach dem Haag entkommen. Dort sollten Keith und Katte mit ihm zusammentreffen, Katte zumal des Prinzen Barschaften und Kostbarkeiten mitbringen. Der jüngere Keith, der Page, der in des Königs Gefolge war, hatte unmittelbar bei der Flucht behilflich zu sein. Wiederholte rohe Mißhandlungen durch den Vater befestigten des Kronprinzen Entscheidung. Allein nach einem ersten mißlungenen Versuch verlor der Page den Mut, warf sich dem Könige zu Füßen und gestand ihm alles, was er wußte.

Welch glückliche Fügung für Friedrich, und zumal welches Heil für Preußen, daß er seinen Fluchtplan nicht hat ausführen können! Kein Zweifel, daß der König den Entflohenen enterbt, seinen zweiten Sohn August Wilhelm zum Thronfolger bestimmt haben würde. Was wäre aus dem preußischen Staate, was aus Deutschland geworden, ohne Friedrich den Großen, ohne Friedrich den Einzigen? So lenkte die Vorsehung zum Besten des Einzelnen und des Allgemeinen, was im Augenblicke als Vereitelung aller Wünsche, als das schwerste Unheil erschien.

Denn für den Moment brachte diese Beichte des jungen Keith dem Kronprinzen die fürchterlichste Prüfung und die trübste Leidenszeit.

Mit tiefem Ingrimm vernahm der König die Kunde, die ihm freilich nicht ganz unerwartet kam. Er hielt noch an sich, bis er auf preußisches Gebiet, nach Wesel, gelangt war. Dann aber (August 1730) erklärte er den Prinzen als Staatsgefangenen; denn als Desertion faßte er dessen Verbrechen auf. Von dem Vater einem scharfen Verhöre unterworfen, gestand Friedrich sein Vorhaben unumwunden ein und nannte seine Mitschuldigen, die er längst vorher gewarnt hatte und nun in Sicherheit glaubte. Wirklich war Lieutenant Keith glücklich nach dem Haag und von da nach England entkommen; Katte aber hatte so lange gezögert, bis man sich seiner bemächtigt hatte. Friedrich erfuhr

das Unglück seines Freundes und that alles, um ihn zu retten. Obwohl er auf der Rückreise, die ihn nach der Festung Küstrin führte, auf das härteste behandelt wurde, nahm er alle Schuld auf sich, verbarg den Anteil der Mutter und der Schwester und bat den Vater, ihn allein büßen zu lassen, Katte aber als den bloß Verführten anzusehen.

Allein damit erlangte er bei dem Vater nichts, der sich vielmehr in eine immer größere Aufregung hineinredete. Friedrich Wilhelm betrachtete die Angelegenheit als eine Verschwörung gegen das Interesse und die Sicherheit des Staates, gegen sich selbst und die Ehre des königlichen Hauses; ja, er meinte, man habe ihn vergiften wollen. So kannten sein Grimm, seine Wut keine Grenzen. Zum Unglück hatte man einige Briefe der Prinzessin Wilhelmine, die gewiß nicht in sehr zärtlichen Ausdrücken von dem Vater sprachen, unter Friedrichs Papieren gefunden. Nach Berlin zurückgekehrt, mißhandelte der König sie derart, daß sie heftig erkrankte, und hielt sie fast ein Jahr lang in ihrem Zimmer gefangen. Alle, die mit ihr und dem Kronprinzen irgend in Verbindung gestanden hatten, wurden mit ungezügelter Härte gezüchtigt; unter anderen ward Duhan de Jandun nach dem unwirtlichen Memel verbannt, während untergeordnete Personen öffentliche Auspeitschung und Zuchthaus erdulden mußten.

Nach solchen Vorgängen erwartete alle Welt auch für den Kronprinzen das schlimmste Schicksal. Er saß in verschlossenem und streng bewachtem Zimmer, ohne jede Gesellschaft, ohne Buch oder irgend eine Beschäftigung. Sein Hausrat war der denkbar ärmlichste, seine kargen Speisen wurden ihm vorgeschnitten gebracht, weder Gabel noch Messer gestattet, seine Kleidung auf die einfachsten und schlichtesten Stücke beschränkt. Kurz, er wurde nicht besser behandelt, denn als ein gemeiner todeswürdiger Verbrecher. Er trug diese Entbehrungen mit unerschütterlicher Gelassenheit. Die verfänglichen Anklagen, die der König ihm vorlegen ließ, beantwortete er mit Geist, Besonnenheit und zugleich Bescheidenheit. Friedrich Wilhelm aber setzte ein Kriegsgericht nieder, um den Sohn und dessen Mitschuldige abzuurteilen. Den Vorsitz des Tribunals führte der verdiente und dabei streng religiöse Generallieutenant von Schulenburg; auch General Schwerin war Mitglied. Die Überlieferung, daß das Kriegsgericht den Prinzen zum Tode verdammt und nur die Dazwischenkunft der fremden Souveräne, zumal des Kaisers, den König an der Ausführung dieses Spruches verhindert habe, wird durch die Akten vollkommen widerlegt. Vielmehr erklärten die Richter einstimmig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zustehe, über Mitglieder der königlichen Familie zu urteilen. Die Mehrheit der Beisitzer meinte geradezu, das Verhalten des Kronprinzen habe mit der Desertion nichts gemein und sei durch den harten Arrest schon hinreichend bestraft.

Dieser Ausspruch von Männern, für welche der König die höchste Achtung hegte, mußte ihn denn doch irre machen an seinen gewaltsamen Entschlüssen. An die Todesstrafe hat er überdies ernstlich nie gedacht, sondern —

wie es jetzt durch Friedrich Wilhelms eigenhändige Erklärung feststeht[1]) — nur an Ausschließung von der Thronfolge. Wenn er dem Kaiser schreibt, lediglich aus Rücksicht auf dessen Fürbitte habe er seinen Sohn pardonniert — so ist das eben eine Höflichkeitsphrase und nichts weiter. Allein vor der wirklichen Verzeihung sollte der Prinz noch furchtbare Prüfungen bestehen.

Den unglücklichen Katte hatte das Kriegsgericht zu lebenslänglichem Festungsarrest verdammt. Dieses Urteil versetzte den König in großen Zorn. Er erblickte in solcher verhältnismäßigen Milde nur einen Ausfluß der Menschenfurcht, den Wunsch, sich mit dem zukünftigen Herrscher gut zu stellen; er sah voraus, daß nach seinem Tode Friedrich Katte begnadigen und gar belohnen und befördern werde. Damit schien ihm aber die Treue für den Kriegsherrn und die Mannszucht im Heere schwer gefährdet, ein verderbliches Beispiel gegeben. Er verschärfte also das Urteil zur Todesstrafe. „Es thäte Sr. Königl. Majestät leid," ließ er Katte sagen, „es sei aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme." Vergebens waren alle Bitten und Fürsprachen der hochstehenden und verdienten Angehörigen Kattes.

Das junge Leben mußte der preußischen Offiziersehre und dem herben preußischen Dienste zum Opfer fallen. Aber von völlig überflüssiger Grausamkeit war der Befehl des Königs, daß Katte vor den Augen des Prinzen sterben müsse, um dessen willen er litt! Friedrich wurde genötigt, am Fenster zu erscheinen; Katte, der sich auf dem Blutgerüst bereits den Hals entblößt, schaute ihm ins Gesicht. Mit Mühe brachte der Prinz die Worte hervor: „Katte, ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung;" dann fiel er in Ohnmacht, während des Freundes Haupt vom Rumpfe getrennt wurde. Es war fast mehr für Friedrich, als ein Mensch ertragen konnte! Solche Stunden reiften den leichtsinnigen Jüngling schnell zum ernsten Manne. Bald darauf gewährte ihm der König wenigstens der Form nach Verzeihung.

Wenn wir hier noch einen Rückblick auf den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn werfen, der nun auf dem Punkte stand, beigelegt zu werden, so bemerken wir, daß er sich von ähnlichen Mißhelligkeiten zwischen König und Thronfolger doch wesentlich unterscheidet. In anderen Fällen, wie zwischen Alexei und dem Zaren Peter, zum Teil zwischen Don Karlos und Philipp II., handelte es sich um politische und religiöse Gegensätze: hier ist davon nicht die Rede. Nur persönliche Streitpunkte walteten zwischen Friedrich und seinem Vater ob. Gerade deshalb war aber auch hier ein Ausgleich, eine Versöhnung möglich. Friedrich hatte schwer gefehlt, der König, allerdings in bester Absicht, mit roher Härte Repression geübt: indem jener sein Vergehen einsah, dieser milderen und menschlicheren Anschauungen seinen Geist öffnete, näherten sich beide einander, freilich zunächst mit Mißtrauen und persönlicher Abneigung, aber doch mit dem redlichen Willen, dieselben, soweit es anging, mehr und mehr zu überwinden.

---

1) Koser 55.

Ende November wurde Friedrich der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin zur Übung in den Verwaltungsgeschäften zugewiesen. Noch immer war seine Lage eine äußerst gedrückte. Sein Etat war sehr dürftig, Musik und Gesellschaft ihm ebenso untersagt, wie jede Lektüre, mit Ausnahme von Erbauungsbüchern und Verwaltungspapieren. In der Kammer selbst saß er unten am Tische, auf dem geringsten Platze. Gewaltsam wurde sein Geist auf ernste strenge Gedanken gerichtet: aber in dieser herben Schule hat er sich auf seinen königlichen Beruf vorbereitet; nicht nur äußerlich, indem er sich die nötigen Einsichten und Fertigkeiten in der Verwaltung verschaffte, sondern auch indem er seinen Sinn den Bedürfnissen und Interessen, den Leiden und Wünschen seiner Unterthanen zuwandte. Der Umgang mit ernsten, pflichteifrigen Männern, die sich nicht scheuten, ihm auch unangenehme Wahrheiten zu sagen, überzeugte ihn, daß noch anderes in der Welt Wert besitze als tändelndes Geistreichthun oder bunte Zierlichkeit. Da kam ihm auch, obwohl langsam und zögernd und nach vielen harten Urteilen sowie Beweisen des Mißtrauens, die Friedrich oft auf das tiefste verstimmten, endlich des Vaters Gunst zurück. Der Wiener Hof glaubte den preußischen Kronprinzen hinreichend gebrochen und gedemütigt, um aus ihm, wie bisher schon aus dem Vater, sein Werkzeug machen zu können. Auf Wunsch Seckendorfs suchte General Grumbkow, der als der ärgste Feind Friedrichs gegolten hatte, sich dessen Vergebung zu sichern, indem er zwischen ihm und dem Vater bald heimlich, bald offen vermittelte. Freilich teilte er jeden Brief an Seckendorf mit. Von all diesen verräterischen Umtrieben hatte Friedrich Wilhelm keine Ahnung und sah nur, wie der von ihm für treu wie Gold gehaltene Grumbkow seine Gesinnung über den Prinzen änderte. Überdies war der König freudig erregt, da es ihm gelungen war, Wilhelmine zur Verlobung mit dem von ihm längst vorgezogenen Erbprinzen von Bayreuth zu bestimmen. Einige Monate später, am 15. August 1731, gerade ein Jahr nach Friedrichs Verhaftung in Wesel, suchte der König denselben in Küstrin auf. Die Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn fiel besser aus, als man hätte denken können, zumal der letztere sich offen, reumütig und unterwürfig zeigte. Eine größere Freiheit der Bewegung für den Prinzen, Bildung eines kleinen Hofstaates, bessere Stellung in der Kammer waren die günstigen Erfolge dieses Ereignisses. Friedrich suchte auch ferner dem Vater entgegen zu kommen, indem er mehrmals dringend bat, in den Soldatenstand wieder aufgenommen zu werden und militärische Beschäftigung zu erhalten. Daneben gingen die administrativen und militärischen Studien eifrig weiter. Unter anderem arbeitete er einen Plan zur Hebung des preußischen Handels aus, der von reifer Einsicht zeugt, und vor allem eine sehr bedeutsame Abhandlung politischen Inhalts. Sie beweist, welche großen Pläne die Seele des jungen Fürsten bewegten, Pläne, die weit über die beschränkte Weise des Vaters hinausreichten und dahin zielten, aus den zerstreuten und von den Nachbarn abhängigen preußischen Ländern einen wahrhaft selbständigen, sich allein bestimmenden Großstaat zu machen. Zu



Erstes Kapitel.

Jugend und Regierungsantritt Friedrich des Großen.[1]

Den großen Fortschritten, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter allen Völkern die Aufklärung, die Schärfe des Denkens, die Wissenschaften, die politische Einsicht und das politische Interesse gemacht hatten, entsprach einstweilen die thatsächliche Lage Europas sehr wenig. Dem unbefangenen Beobachter konnte der Erdteil nur als im allgemeinen Niedergange befindlich erscheinen. Die Bildungen der Vergangenheit waren in Auflösung begriffen, ohne daß fertiges Neues ihre Stelle eingenommen hätte. Die Charaktere waren schwach, unentschieden; weder sah man große volkstümliche, heroische Bewegungen, wie im sechzehnten Jahrhundert, noch stolze, alles überragende Einzelerscheinungen, wie einen Richelieu, Ludwig XIV., Cromwell, Wilhelm III. Die gewaltige spanische Macht, die Vorkämpferin des Katholizismus, war völlig zertrümmert, Schweden, der kleine, tapfere protestantische Staat, verstümmelt und geschwächt. Die Republik der freien Niederlande, einst die erste Handelsmacht der Welt, erlahmte kommerziell und politisch, als friedensbedürftige Vasallin Englands. Frankreich, nach trüber Zeit innerer Unzufriedenheit, äußerer Niederlagen und finanzieller Zerrüttung, erstaunte gewissermaßen selbst über die im polnischen Erbfolgekriege errungenen Erfolge, fühlte sich aber seiner Zukunft durchaus nicht sicher und

---

1) Friedrich II., Die Geschichte meiner Zeit. (Oeuvres t. II. III; erste Redaktion, von 1746, herausgeg. von M. Posner, Leipzig 1879). — J. D. E. Preuß, Friedrich d. Gr., eine Lebensgeschichte (6 Tle. Berlin 1832—38). — Derselbe, Friedr. d. Gr. mit seinen Verwandten u. Freunden (das. 1838). — Derselbe, Friedrichs d. Gr. Jugend u. Thronbesteigung (das. 1840). — v. Bielfeld, Fr. d. Gr. u. sein Hof (2 Bde. Breslau 1838). — F. W. M. von Hahnke, Elisabeth Christine Königin von Preußen (Berlin 1848). — L. v. Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, Bd. IV (Sämtl. W. XXVIII). — Thom. Carlyle, Gesch. Friedr. d. Gr., deutsche Übersetzung v. Neuberg (6 Bde. Berlin 1858—69). — M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs II. u. Friedr. Wilh. III. (Leipzig 1876). — W. Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen (2 Bde. Berlin 1881. 1882). — R. Koser, Die Jugend Friedrichs d. Gr. (Stuttg. 1886). — Friedrich II., König von Preußen; von M. Philippson; im „Neuen Plutarch," herausgeg. von R. v. Gottschall, Bd. XI. (1885), S. 1—260. — E. Cauer, Zur Geschichte u. Charakteristik Friedrichs d. Gr. — A. Hamilton, Rheinsberg, Friedr. d. Gr. u. Prinz Heinrich von Preußen, I (deutsche Übers. von Dielitz, Berlin 1882).

war vielmehr von wachsender Unbehaglichkeit und Gärung erfüllt. Österreich war besiegt, gedemütigt, durch das Aussterben seines alten Herrscherhauses der größten Ungewißheit ausgesetzt; das deutsche Reich zu dem kopf- und kraftlosen „Monstrum" geworden, als welches einsichtige und patriotische Rechtslehrer es klagend schilderten. Endlich Rußland, das unter Peter dem Großen Miene gemacht hatte, als neues frisches Element zu der europäischen Völkerverbindung hinzuzutreten, war nunmehr in asiatische Sultans- und Haremswirtschaft, in ein mehr krankhaftes als gesundes Leben zurückgesunken.

Und sah es im Innern der Staaten besser aus? Mit unglaublicher Hartnäckigkeit hielt das Alte, Überlebte an seiner Existenz fest und wehrte sich mit Macht gegen das Neue, Aufsprießende, das es ersetzen wollte. Noch herrschte überall engherziges Vorurteil der Geburt, konfessionelle Ausschließlichkeit. An höchster Stelle Konnexionen, Vetternschaft, Mätressenwirtschaft, Selbstsucht. Aus Angst, den schon deutlich empfundenen revolutionären Richtungen nur im mindesten zu weichen, vermied man sorgfältig jede Reform, ließ Verwaltung und Gerechtigkeitspflege verfallen, Steuer- und Finanzwesen immer mehr zum unentwirrbaren Chaos werden. Daher überall in der Masse des Volkes Unzufriedenheit, Abneigung gegen die Regierenden, anstatt des Patriotismus Teilnahmlosigkeit oder gar Spott über die Mißerfolge des eigenen Landes.

In diese schwüle Atmosphäre mußte ein belebender Sturmeshauch fahren, welcher eine frische, neue Strömung in sie einführte; er kam von Preußen, von Friedrich II.!

Mit dem Erscheinen Friedrich des Großen auf der Weltbühne hebt für den Preußen, für den Deutschen im allgemeinen, eine neue Periode der Geschichte an. Dieser geniale Monarch ist der Schöpfer derjenigen Großmacht, die es verstanden hat, was selbst die größten Kaiser deutscher Nation nicht vermocht, deutsche Stämme verschiedener Art zu einem einzigen, einheitlichen, festgeschlossenen Staatswesen zusammenzufügen, bis endlich das so oft ersehnte, lange geträumte und nie erreichte Gebilde eines wirklichen deutschen Kaiserreiches als kräftige Realität ins Dasein trat. Mit Friedrich II. wirft Preußen zum erstenmal sein gutes Schwert entscheidend in die Wagschale der europäischen Politik; mit ihm entsteht an der Seite des kosmopolitischen Österreich der rein deutsche Großstaat, dessen Ziel und dessen Wirkung die Wiedererhebung Deutschlands zu einem maßgebenden europäischen Faktor ist. Nicht losgelöst von allem Vorhergehenden tritt das Genie hervor; es ist nur eine Frucht an dem von alters her erwachsenen Stamme, dessen Säfte und Eigenart auch sein innerstes Wesen ausmachen. Aber es bringt dessen Qualitäten in ganz hervorragender und überraschend charakteristischer Weise zur Erscheinung und wirkt dann befruchtend für eine neue, ausgedehnte, großartige Pflanzung. So ist Friedrich II. nur der natürliche Nachfolger des Großen Kurfürsten sowie des Königs Friedrich Wilhelm, aber er ist doch ganz anders für die Folgezeit wirksam und bahnbrechend gewesen, als diese. Indes sein wunder-

bares Schaffen ist nur möglich geworden, weil er zuvor in der Jugend durch die harte Zucht seines Hauses hindurchgegangen war, dessen Wahlspruch



Königin Sophie Dorothee.
Nach dem Kupferstiche, 1732, von Wolffgang; Originalgemälde von Antoine Pesne.

lauten mußte und lautete: Selbstaufopferung und Pflichtgefühl vom ersten bis zum letzten Augenblicke des Daseins.

Friedrich Wilhelm, dieser Fürst, den richtig zu würdigen nur eine ihm

verwandte, gerade, einfache, oder aber eine tief einsichtige Natur vermocht hätte, war mit einer Gattin vermählt, die ihn unmöglich verstehen und beurteilen konnte, die in allem der gerade Gegensatz ihres Mannes war. An dem glänzenden Hofe von Hannover hatte Sophie Dorothea feinste Bildung, Sinn für Lebenslust, für frohe und edle Genüsse empfangen, zugleich freilich den freien, flüchtigen Sinn der Mutter, jener schönen, gelehrten, unglücklichen „Prinzessin von Ahlden,“ geerbt, welche das Liebeswerben des schönen Philipp von Königsmark mit lebenslänglicher Einschließung gebüßt hatte. Die Königin tadelte vieles an ihrem Gemahl; der einfache, eingeschränkte, von allem, was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens dient, entblößte Haushalt in Berlin und Potsdam genügte ihr nicht. Sie verglich ihn schmerzlich mit der Umgebung ihrer Jugend, mit den fremden Höfen, mit ihren eigenen Wünschen und Bestrebungen. Das stimmte sie bitter und unzufrieden. So waren, man möchte sagen, die Konflikte in der Familie auch für die Kinder schon vorgezeichnet, als am 24. Januar 1712, um $^1/_2$12 Uhr vormittags, der zukünftige Friedrich II. geboren wurde: ein Kind von zarter Beschaffenheit, das aber doch lebensfähiger schien als seine beiden vorangegangenen, im frühesten Alter gestorbenen Brüder.



Medaille auf die Geburt Friedrichs des Großen. Silber.
(Königl. Münzkabinett, Berlin.)

Wunderlich ist es und ein sprechender Beweis für den damals unwiderstehlichen Einfluß des französischen Wesens, daß Friedrich Wilhelm, dieser bittere Feind alles Franzosentums, die erste Erziehung seines Sohnes, wie der um einige Jahre älteren Schwester Sophie Wilhelmine, einer Französin anvertraute, einer geflüchteten Hugenottin, Frau von Rocoulle, einer trefflichen Dame, die aber kein Wort Deutsch verstand und so den Kindern von vornherein Vorliebe und feineres Gefühl lediglich für das Französische beibrachte. Die ganze Erziehung blieb französisch: nur wenn der Prinz gestraft werden

sollte, bekam er deutsche Katechismen und Gesangbücher zum Auswendiglernen in die Hand. Man weiß, mit welcher Beharrlichkeit sich dergleichen erste Eindrücke bei Kindern festsetzen und ihnen in das reifere Alter folgen. Später, als der Kronprinz in sein siebentes Jahr trat, wurde er männlicher Leitung unterstellt; bei der Sinnesart des Vaters selbstverständlich zwei tapferen Kriegsmännern, dem General Finckenstein und dem Oberstlieutenant Kalkstein. Höchst bezeichnend ist die Instruktion, die Friedrich Wilhelm selber für sie verfaßt hat. Sein einfacher, schlichter Sinn spricht sich deutlich darin aus, daß er das Studium der hohenzollernschen Hausgeschichte untersagt und dafür preußische Historie gelehrt haben will; auch solle niemand dem Prinzen schmeicheln, bei Strafe der königlichen Ungnade. Das Latein, das ihm für einen Fürsten eine unnütze Pedanterie schien, dürfe jenem nicht beigebracht werden, und ebenso wenig die alte Geschichte, sondern nur neuere Geschichte, Staatenkunde und Geographie. Was aber die Erziehung im engeren Sinne betrifft, so solle man den Prinzen auf dreierlei hinweisen: daß er guter evangelischer Christ werde; daß er ein guter Wirt sei, gegen Verschwendung und Spiel Ekel empfinde, und endlich daß man ihm auf das nachdrücklichste einpräge, er wäre ein verachteter Mensch, wenn er nicht ein tüchtiger Soldat würde. Diesen Vorschriften entspricht noch sieben Jahre später (1725) der Stundenplan für Friedrich: Gebet, Bibellesen, Fechtstunde, Religionsunterricht wechseln miteinander ab; jeden Morgen geht der Thronerbe mit dem Vater zur Parade; Sonntags marschiert er an der Spitze seiner Kompanie in die Kirche.

Der König wollte also aus seinem Sohne einen Mann machen, wie er selbst war: gottesfürchtig, soldatisch, sparsam, demütig im Grunde und doch selbstbewußt, sich aufopfernd für Staat und Heer, Feind aller Weichlichkeit, aber auch alles dessen, was das Leben ziert und verschönt. Der künftige Beherrscher Preußens sollte, wie der gegenwärtige, nur Verwalter und Soldat sein. Dabei wünschte er wohl, daß sein „lieber Successor“ auch Eigenschaften besitze, die ihm selbst abgingen, und durch kühnere und geschicktere Politik, wie er 1722 schrieb, „die Prätensionen und Länder herbeischaffe, die unserem Hause von Gottes und Rechts wegen zugehören.“ Aber auch solches meinte er lediglich durch eine Steigerung seines eigenen Charakters bei dem Sohne zu erreichen. Nur versah er es darin, daß er voraussetzte, der letztere müsse von der Natur ganz ebenso veranlagt sein, wie er selber.

Es war doch ein hartes, trockenes Wesen, dieses Erziehungssystem des Thronfolgers! Soldatentum ohne Schwung, ohne Begeisterung, ohne große Ziele; religiöser Formeldienst und Zeremonienkram: wie wenig konnte das einen fein fühlenden, ästhetisch angelegten, hochfliegenden Geist, wie den des jungen Friedrich ansprechen! Nichts war angemessener, als daß man den Prinzen auf das Studium der neueren Geschichte hinwies; aber er hatte dieselbe in den endlos langen und tödlich langweiligen Folianten des „Theatrum europaeum“ zu erlernen und zwar hauptsächlich sich mit den Ereignissen der Religionskriege abzugeben. Dieser Zwiespalt mußte sich mehren,

als Friedrich Wilhelm mit dem ihm eigenen Mangel an Menschenkenntnis zum eigentlichen Lehrer für den jungen Königssohn, zu der Stellung, in der am bestimmendsten auf denselben eingewirkt werden mußte, einen Mann wählte, der seinen Intentionen am allerwenigsten entsprach. Er hat selber den Feind in das Herz des Sohnes eingeführt und lange Jahre hindurch nichts von solchem Gegensatze gemerkt.

Dieser Lehrer war Jacques Duhan de Jandun, wieder ein eingewanderter Franzose, ein vielseitig gebildeter, geistreicher Mann, der das Schwert ebenso gut wie die Feder zu führen wußte und gerade dadurch die Achtung und das Vertrauen des soldatischen Königs gewonnen hatte. Duhan war aber keineswegs geeignet, des Vaters eng begrenzte Absichten, seinen mechanisch eintönigen Erziehungsplan bei dem Kronprinzen durchzuführen. Dazu war er selbst viel zu geistig angeregt und lebhaft, aber auch zu wenig methodisch und pädagogisch veranlagt. Seine Richtung ging vielmehr auf das ästhetisch Schöne, Weltmännische, eine Blumenlese des Besten, was Altertum und Neuzeit geschaffen. Äußerlich war freilich alles nach dem Buchstaben der königlichen Vorschriften geregelt. Aber während Friedrich exerzierte und betete und bei Kalkstein sich mit Geschichte, Geographie und Statistik abmühte, erschloß ihm Jandun ganz andere Bahnen, lehrte ihn die Klassiker des Altertums — in Übersetzungen — kennen und besonders die französischen Schriftsteller des „großen Jahrhunderts.“ Er öffnete ihm den Blick für alles Schöne und Edle und erfüllte ihm die Seele mit erhabenen Bestrebungen: aber freilich zeigte er ihm auch in jenen Autoren eine Welt des heiteren Sinnengenusses, in welche einzutreten die lebhaften Triebe des heranwachsenden Fürsten immer dringender begehrten. Je steifer, abstoßender, lastender der Zwang war, der ihm täglich und stündlich auferlegt wurde, um so feuriger wünschte er Freiheit, Zerstreuung, Genuß herbei. Er schildert das selber viele Jahre später in einer dichterischen Epistel an Duhan: „In den Armen des Irrtums, auf den Knieen der Unwissenheit ruhte meine blöde Unschuld in tiefem Schlummer, als mit Dir Minerva erschien, die Fackel in der Hand, um mir den Weg zur Unsterblichkeit zu weisen.“ Ebenso wenig vermochte Friedrich sich mit dem hölzern dogmatischen und entsetzlich pedantischen Religionsunterricht zu befreunden, den ihm der Hofprediger Andreä erteilte; mit Bekümmernis bemerken die beiden Gouverneure Finckenstein und Kalkstein dem Könige 1727, derselbe habe von der „Information im Christentum seit acht Monaten nicht viel profitiert.“ Die Konfirmation, im April desselben Jahres, war für den jugendlichen Königssohn eine rein äußerliche Zeremonie. Er war auf dem besten Wege, unter Duhans Leitung ein seichter „Philosoph“ nach der Auffassung der damaligen französischen „Aufklärung,“ ein ästhetisch gebildeter Epikuräer zu werden.

Diese Richtung wurde durch ein Ereignis befördert, das in der Jugendgeschichte Friedrichs Epoche macht: durch einen Besuch, den er mit seinem Vater während des Karnevals 1728 dem sächsischen Hofe in Dresden abstattete. Hier erblickte er eine Pracht und Üppigkeit, die um so tieferen Eindruck auf ihn



Kronprinz Friedrich.
Nach dem Originalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

hervorbringen mußten, je weniger er dieselben bisher auch nur geahnt hatte. Recht geflissentlich legte es August darauf an, seine nordischen Gäste zu verführen: und wenn auch der König selber fest blieb, von seinem Sohne dürfte man das nicht behaupten. Freilich, die Erzählung seiner Schwester Wilhelmine von diesen Ereignissen ist romanhaft und klatschhaft übertrieben, wie so vieles in ihren Denkwürdigkeiten; aber unzweifelhaft ist doch, daß der Jüngling hier mit einer vornehmen jungen Dame des polnisch-sächsischen Hofes ein Liebesverhältnis einging, das ihn um so mehr erfüllte, als es nicht bloß auf sinnlicher Neigung, sondern auch auf gemeinsamem Interesse für Litteratur und Dichtkunst beruhte. Zugleich fand des Kronprinzen lebhafter musikalischer Geschmack an der trefflichen Dresdener Hofkapelle neue Nahrung: auf Bitten seiner Mutter überließ ihm König August den vorzüglichen Flötenspieler Quantz, der dann Lehrer und Freund Friedrichs wurde.

Nach Berlin zurückgekehrt, gab sich der Prinz ganz seiner Vorliebe hin für Kunst und Schrifttum, aber auch für Wohlleben und Sinnengenuß. Er vernachlässigte das Soldatentum, trug sich bequem, putzte sich gern, vermied Anstrengungen und Entbehrungen, zeigte wohl auch modisch geziertes Wesen, bewies ernsten Männern, und zumal den Günstlingen seines Vaters, offene Abneigung, während er mit zwei liebenswürdigen, aber liederlichen Offizieren, den Lieutenants von Keith und von Katte, einen engen Freundschaftsbund schloß. In dieser Gesellschaft frönte er nur zu sehr der schlimmsten Ausschweifung, wie er dies später selber eingestanden hat. Auch nahm er Schulden in bedeutendem Umfange auf, und so oft der Vater sie bezahlte, sie schwollen nur immer gewaltiger an.

Mit Kummer und Zorn sah Friedrich Wilhelm diese Wandlung im Wesen seines Sohnes. Mußte das liederliche und schöngeistige Treiben schon an sich sowohl die guten wie die rauh beschränkten Seiten seines Charakters auf das unangenehmste berühren, so kamen bei dem Könige dazu noch die schwersten Besorgnisse für die Zukunft des Staates. War dieser modische Weichling, dieser flötenblasende Poetaster, dieser ausschweifende und verschwenderische Knabe wirklich ein angemessener Herrscher für das kleine arme Preußen? Nur mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit, mit steter Hingabe an Staat und Reich, mit drakonischer Zucht und Selbstbeschränkung hatten die Hohenzollern ihre geringfügigen und von der Natur so übel bedachten Länder zu einer europäischen Macht, zu einem tüchtigen Ganzen erhoben. Sein Leben hatte Friedrich Wilhelm ohne Bedenken dieser großen Aufgabe gewidmet. Sollte nun alles aufs Spiel gesetzt werden durch einen Fürsten, der nur den Genuß, nicht aber die Pflicht kannte? Er hatte unter seinem Vater gesehen, wohin ein solches Treiben führte — der Sohn aber schien noch viel schlimmer und gefährlicher.

Wie es seinem ganzen Wesen entsprach, suchte der König durch Strenge, durch offene Beweise seiner Ungnade den Prinzen zu Gehorsam und pflichtmäßigem Wandel zurückzuführen. Wohl empfand Friedrich es schwer, daß ihn

der Vater so hart und abstoßend behandelte; denn glücklicherweise war ihm in seinen Verirrungen das weiche fühlende Herz — vielleicht ein allzu weiches! — nicht abhanden gekommen. Allein, anstatt sich zu bessern, anstatt den ehrlichen geraden Sinn des Vaters und dessen tüchtige und notwendige Ziele zu begreifen, durch achtungsvolle Folgsamkeit und würdiges Benehmen die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, versuchte er es mit Schmeicheleien und Unwahrheiten, während er im geheimen seine verbotenen Vergnügungen fortsetzte, vor seinen Genossen die Dinge und die Männer, die sein Vater liebte, bespöttelte. Kein Wunder, daß dieser immer bitterer gereizt wurde, an dem Werte des Sohnes ganz verzweifelte. Es ist klar, daß Friedrich mit vollem Fug seinem höheren Geistesschwunge, seinem genialen Wesen nach sich über die enge Beschränkung erheben mußte, welcher der Vater ihn unterwerfen wollte. Aber leider hat er in der Art und Weise, wie er es that, und selbst in der Veranlassung des Konflikts das Unrecht ganz auf seiner Seite. Die herben Züchtigungen, die er sich von dem Vater zuzog, hat er zum guten Teile verdient, jedenfalls haben sie ihn gerettet, indem sie seinen Charakter stählten, dessen Schwächen zurückdrängten und dessen großartige Seiten entwickelten.

Friedrich Wilhelm schrieb dem Erben die schlimmsten Absichten zu. Laut sprach er seinen Tadel aus, immer allgemeiner, immer öffentlicher. Die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen Vater und Sohn drohte geradezu unerträglich zu werden. Unter natürlichen Verhältnissen hätten die Mutter des Prinzen, Sophie Dorothea, und seine um drei Jahre ältere, nur zwanzigjährige Schwester Wilhelmine alles thun müssen, um diesen Vorgängen ein Ende zu machen und, da ja von beiden Seiten die Liebe nicht aus dem Herzen verschwunden war, den Frieden wieder herzustellen. Leider sahen beide Frauen in dem Könige nur den Tyrannen, den zu täuschen eine entschuldbare und selbst lobenswerte Handlung sei. So suchten sie vielmehr den Sohn und Bruder von jeder Nachgiebigkeit, jedem ernsten Versuch des Ausgleichs zurückzuhalten. Dazu kam noch eine Angelegenheit, die Persönliches und Politisches eng verknüpfte, das Zerwürfnis in der königlichen Familie aber auf das äußerste steigerte.

Schon seit lange war eine Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen Friedrich von Wales zwischen den Müttern beider geplant; und auch Friedrich Wilhelm war völlig damit einverstanden, seine älteste Tochter in so glänzender Weise auf den Thron der damals ersten Großmacht Europas zu verheiraten. Allein in Großbritannien faßte man die Sache ganz anders auf. Die Verbindung erschien dort als ein Akt so besonderer Herablassung und Gnade für das preußische Königshaus, daß letzteres sie notwendig durch ein enges Bündnis, d. h. Unterordnung unter das politische System Englands erkaufen müsse. Zum Zeichen dessen habe auch der Kronprinz die englische Prinzeß Amalie zu ehelichen. Bevor nicht alle diese Dinge festgestellt, könne von der Vermählung Wilhelmines nicht die Rede sein. Mit Recht wollte Friedrich Wilhelm nichts davon wissen, daß man ihm so Bedingungen auf-

erlegte, ihn zum Vasallen der Welfen hinabdrücke. Er wünschte die Würde seines Hauses und die Unabhängigkeit seiner Politik aufrecht zu erhalten, und zwar um so mehr, als ein allzu enges Verhältnis zu England ihn mit dem Kaiser, den er treulich als Reichsoberhaupt verehrte, hätte entzweien müssen. Je dringender aber Friedrich die englische Heirat begehrte, von der er sich größere Freiheit und Selbständigkeit versprach, desto mehr sahen er, seine Schwester und seine Mutter in den Bedenken des Königs nur Tyrannei, Böswilligkeit, den Wunsch, ihr Lebensglück zu zerstören und sie in steter Sklaverei zu erhalten. Sie gingen so weit, hinter dem Rücken des Fürsten mit dessen Ministern, ja mit den Engländern geheime Verhandlungen zu pflegen. Anderseits scheute auch der kaiserliche Gesandte, welcher der englischen Heirat feindlich war, nicht davor zurück, den Vertrauten des Königs, General Grumbkow, sowie den preußischen Gesandten in London, Reichenbach, zu bestechen, so daß sie auf unerhörte Weise ihren Herrn an den Kaiserhof verrieten. Derart gingen die Intriguen in der Familie und am Hofe hin und her. Alles war Streit, Uneinigkeit, Verwirrung. Eine Katastrophe lag, so zu sagen, in der Luft.

Da winkte noch einmal den Plänen der Königin Aussicht auf Verwirklichung und damit auch auf Beilegung der häuslichen Zwistigkeiten.

Als es im Jahre 1730 zum Kampfe zwischen England und dessen Verbündeten auf der einen, Österreich auf der anderen Seite zu kommen drohte, wollte die britische Regierung Preußen wenigstens zur Neutralität bestimmen. Sie sandte deshalb den Ritter Hotham nach Berlin, um mit den längst geplanten Heiratsverbindungen auch ihre politischen Absichten auszuführen. Dies gelang zwar nicht ganz; indes wenigstens die Eheverhandlungen nahmen einen guten Fortgang, und die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales ward für sofort, die Friedrichs mit einer englischen Prinzessin für eine nicht allzu ferne Zukunft verabredet. Hotham war dann auch mit dem Kronprinzen in geheime Verbindungen getreten; der hatte ihm sein Wort gegeben, nur eine englische Fürstentochter ehelichen zu wollen, sich dabei bitter über seinen Vater beschwert und für den Notfall um Unterstützung bei einem etwaigen Fluchtversuche gebeten. Indes schien sich alles gut zu gestalten, als die Ungeschicklichkeit und Zudringlichkeit, mit der Hotham den Sturz Grumbkows erzwingen wollte, den reizbaren und mißtrauischen König auf das äußerste aufbrachte. Hotham mußte eiligst abreisen, von den englischen Heiraten war keine Rede mehr (Juli 1730). Damit waren alle Hoffnungen Friedrichs vereitelt, in Güte aus den für ihn entsetzlichen Verhältnissen befreit zu werden.

Der Vater hatte von den Durchstechereien mit Hotham, von neuen beträchtlichen Schulden des Sohnes gehört — Erfahrungen, die ihn in den schlimmsten Ansichten von Friedrichs Charakter bestärkten. Er hielt ihn für falsch und hinterlistig und für seinen ärgsten Feind und regte sich schließlich derart gegen den Kronprinzen auf, daß er nun alles Maß überschritt. In dem großen sächsischen Lustlager zu Mühlberg, wo Fürsten und Herren von allen Seiten zusammengeströmt waren, wurde der achtzehnjährige preußische

Thronerbe wie ein Schulbube selbst körperlich mißhandelt, mit jeder Art Kränkung und Hohn überhäuft. Diesem roh tyrannischen Wesen wollte er sich durch sofortige Flucht entziehen und wandte sich deshalb an die sächsischen Minister, die ihm aber das Versprechen abnötigten, solange er Gast König Augusts sei, denselben nicht durch einen Fluchtversuch dem Verdachte der Mitwissenschaft auszusetzen. Nicht besseren Erfolg hatte nach der Rückkehr nach Potsdam die Bemühung Friedrichs, sich für seinen Plan der Beihilfe des englischen Gesandtschaftssekretärs Guy Dickens zu versichern.

Allein die Idee der Flucht hatte sich einmal bei dem Kronprinzen festgesetzt. Er verfügte dazu immerhin über einige Freunde und Diener: den Lieutenant von Keith in Wesel, dessen Bruder, welcher königlicher Page war, zumal aber den Lieutenant von Katte vom Regimente Gensd'armes, einen gründlich gebildeten, auch litterarisch und musikalisch wohlgewandten, unternehmenden jungen Mann, dem es freilich an Vorsicht und Klugheit gänzlich gebrach. Als der König dem Sohne ankündigte, er habe ihn auf einer Reise nach Oberdeutschland und dem Rhein zu begleiten, stand bei Friedrich der Entschluß fest, diese Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen; er wollte nach Frankreich, von da nach dem Haag entkommen. Dort sollten Keith und Katte mit ihm zusammentreffen, Katte zumal des Prinzen Barschaften und Kostbarkeiten mitbringen. Der jüngere Keith, der Page, der in des Königs Gefolge war, hatte unmittelbar bei der Flucht behilflich zu sein. Wiederholte rohe Mißhandlungen durch den Vater befestigten des Kronprinzen Entscheidung. Allein nach einem ersten mißlungenen Versuch verlor der Page den Mut, warf sich dem Könige zu Füßen und gestand ihm alles, was er wußte.

Welch glückliche Fügung für Friedrich, und zumal welches Heil für Preußen, daß er seinen Fluchtplan nicht hat ausführen können! Kein Zweifel, daß der König den Entflohenen enterbt, seinen zweiten Sohn August Wilhelm zum Thronfolger bestimmt haben würde. Was wäre aus dem preußischen Staate, was aus Deutschland geworden, ohne Friedrich den Großen, ohne Friedrich den Einzigen? So lenkte die Vorsehung zum Besten des Einzelnen und des Allgemeinen, was im Augenblicke als Vereitelung aller Wünsche, als das schwerste Unheil erschien.

Denn für den Moment brachte diese Beichte des jungen Keith dem Kronprinzen die fürchterlichste Prüfung und die trübste Leidenszeit.

Mit tiefem Ingrimm vernahm der König die Kunde, die ihm freilich nicht ganz unerwartet kam. Er hielt noch an sich, bis er auf preußisches Gebiet, nach Wesel, gelangt war. Dann aber (August 1730) erklärte er den Prinzen als Staatsgefangenen; denn als Desertion faßte er dessen Verbrechen auf. Von dem Vater einem scharfen Verhöre unterworfen, gestand Friedrich sein Vorhaben unumwunden ein und nannte seine Mitschuldigen, die er längst vorher gewarnt hatte und nun in Sicherheit glaubte. Wirklich war Lieutenant Keith glücklich nach dem Haag und von da nach England entkommen; Katte aber hatte so lange gezögert, bis man sich seiner bemächtigt hatte. Friedrich erfuhr

das Unglück seines Freundes und that alles, um ihn zu retten. Obwohl er auf der Rückreise, die ihn nach der Festung Küstrin führte, auf das härteste behandelt wurde, nahm er alle Schuld auf sich, verbarg den Anteil der Mutter und der Schwester und bat den Vater, ihn allein büßen zu lassen, Katte aber als den bloß Verführten anzusehen.

Allein damit erlangte er bei dem Vater nichts, der sich vielmehr in eine immer größere Aufregung hineinredete. Friedrich Wilhelm betrachtete die Angelegenheit als eine Verschwörung gegen das Interesse und die Sicherheit des Staates, gegen sich selbst und die Ehre des königlichen Hauses; ja, er meinte, man habe ihn vergiften wollen. So kannten sein Grimm, seine Wut keine Grenzen. Zum Unglück hatte man einige Briefe der Prinzessin Wilhelmine, die gewiß nicht in sehr zärtlichen Ausdrücken von dem Vater sprachen, unter Friedrichs Papieren gefunden. Nach Berlin zurückgekehrt, mißhandelte der König sie derart, daß sie heftig erkrankte, und hielt sie fast ein Jahr lang in ihrem Zimmer gefangen. Alle, die mit ihr und dem Kronprinzen irgend in Verbindung gestanden hatten, wurden mit ungezügelter Härte gezüchtigt; unter anderen ward Duhan de Jandun nach dem unwirtlichen Memel verbannt, während untergeordnete Personen öffentliche Auspeitschung und Zuchthaus erdulden mußten.

Nach solchen Vorgängen erwartete alle Welt auch für den Kronprinzen das schlimmste Schicksal. Er saß in verschlossenem und streng bewachtem Zimmer, ohne jede Gesellschaft, ohne Buch oder irgend eine Beschäftigung. Sein Hausrat war der denkbar ärmlichste, seine kargen Speisen wurden ihm vorgeschnitten gebracht, weder Gabel noch Messer gestattet, seine Kleidung auf die einfachsten und schlichtesten Stücke beschränkt. Kurz, er wurde nicht besser behandelt, denn als ein gemeiner todeswürdiger Verbrecher. Er trug diese Entbehrungen mit unerschütterlicher Gelassenheit. Die verfänglichen Anklagen, die der König ihm vorlegen ließ, beantwortete er mit Geist, Besonnenheit und zugleich Bescheidenheit. Friedrich Wilhelm aber setzte ein Kriegsgericht nieder, um den Sohn und dessen Mitschuldige abzuurteilen. Den Vorsitz des Tribunals führte der verdiente und dabei streng religiöse Generallieutenant von Schulenburg; auch General Schwerin war Mitglied. Die Überlieferung, daß das Kriegsgericht den Prinzen zum Tode verdammt und nur die Dazwischenkunft der fremden Souveräne, zumal des Kaisers, den König an der Ausführung dieses Spruches verhindert habe, wird durch die Akten vollkommen widerlegt. Vielmehr erklärten die Richter einstimmig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zustehe, über Mitglieder der königlichen Familie zu urteilen. Die Mehrheit der Beisitzer meinte geradezu, das Verhalten des Kronprinzen habe mit der Desertion nichts gemein und sei durch den harten Arrest schon hinreichend bestraft.

Dieser Ausspruch von Männern, für welche der König die höchste Achtung hegte, mußte ihn denn doch irre machen an seinen gewaltsamen Entschlüssen. An die Todesstrafe hat er überdies ernstlich nie gedacht, sondern —

wie es jetzt durch Friedrich Wilhelms eigenhändige Erklärung feststeht [1]) — nur an Ausschließung von der Thronfolge. Wenn er dem Kaiser schreibt, lediglich aus Rücksicht auf dessen Fürbitte habe er seinen Sohn pardonniert — so ist das eben eine Höflichkeitsphrase und nichts weiter. Allein vor der wirklichen Verzeihung sollte der Prinz noch furchtbare Prüfungen bestehen.

Den unglücklichen Katte hatte das Kriegsgericht zu lebenslänglichem Festungsarrest verdammt. Dieses Urteil versetzte den König in großen Zorn. Er erblickte in solcher verhältnismäßigen Milde nur einen Ausfluß der Menschenfurcht, den Wunsch, sich mit dem zukünftigen Herrscher gut zu stellen; er sah voraus, daß nach seinem Tode Friedrich Katte begnadigen und gar belohnen und befördern werde. Damit schien ihm aber die Treue für den Kriegsherrn und die Mannszucht im Heere schwer gefährdet, ein verderbliches Beispiel gegeben. Er verschärfte also das Urteil zur Todesstrafe. „Es thäte Sr. Königl. Majestät leid," ließ er Katte sagen, „es sei aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme." Vergebens waren alle Bitten und Fürsprachen der hochstehenden und verdienten Angehörigen Kattes.

Das junge Leben mußte der preußischen Offiziersehre und dem herben preußischen Dienste zum Opfer fallen. Aber von völlig überflüssiger Grausamkeit war der Befehl des Königs, daß Katte vor den Augen des Prinzen sterben müsse, um dessen willen er litt! Friedrich wurde genötigt, am Fenster zu erscheinen; Katte, der sich auf dem Blutgerüst bereits den Hals entblößt, schaute ihm ins Gesicht. Mit Mühe brachte der Prinz die Worte hervor: „Katte, ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung;" dann fiel er in Ohnmacht, während des Freundes Haupt vom Rumpfe getrennt wurde. Es war fast mehr für Friedrich, als ein Mensch ertragen konnte! Solche Stunden reiften den leichtsinnigen Jüngling schnell zum ernsten Manne. Bald darauf gewährte ihm der König wenigstens der Form nach Verzeihung.

Wenn wir hier noch einen Rückblick auf den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn werfen, der nun auf dem Punkte stand, beigelegt zu werden, so bemerken wir, daß er sich von ähnlichen Mißhelligkeiten zwischen König und Thronfolger doch wesentlich unterscheidet. In anderen Fällen, wie zwischen Alexei und dem Zaren Peter, zum Teil zwischen Don Karlos und Philipp II., handelte es sich um politische und religiöse Gegensätze: hier ist davon nicht die Rede. Nur persönliche Streitpunkte walteten zwischen Friedrich und seinem Vater ob. Gerade deshalb war aber auch hier ein Ausgleich, eine Versöhnung möglich. Friedrich hatte schwer gefehlt, der König, allerdings in bester Absicht, mit roher Härte Repression geübt: indem jener sein Vergehen einsah, dieser milderen und menschlicheren Anschauungen seinen Geist öffnete, näherten sich beide einander, freilich zunächst mit Mißtrauen und persönlicher Abneigung, aber doch mit dem redlichen Willen, dieselben, soweit es anging, mehr und mehr zu überwinden.

---

1) Koser 55.

Ende November wurde Friedrich der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin zur Übung in den Verwaltungsgeschäften zugewiesen. Noch immer war seine Lage eine äußerst gedrückte. Sein Etat war sehr dürftig, Musik und Gesellschaft ihm ebenso untersagt, wie jede Lektüre, mit Ausnahme von Erbauungsbüchern und Verwaltungspapieren. In der Kammer selbst saß er unten am Tische, auf dem geringsten Platze. Gewaltsam wurde sein Geist auf ernste strenge Gedanken gerichtet: aber in dieser herben Schule hat er sich auf seinen königlichen Beruf vorbereitet; nicht nur äußerlich, indem er sich die nötigen Einsichten und Fertigkeiten in der Verwaltung verschaffte, sondern auch indem er seinen Sinn den Bedürfnissen und Interessen, den Leiden und Wünschen seiner Unterthanen zuwandte. Der Umgang mit ernsten, pflichteifrigen Männern, die sich nicht scheuten, ihm auch unangenehme Wahrheiten zu sagen, überzeugte ihn, daß noch anderes in der Welt Wert besitze als tändelndes Geistreichthun oder bunte Zierlichkeit. Da kam ihm auch, obwohl langsam und zögernd und nach vielen harten Urteilen sowie Beweisen des Mißtrauens, die Friedrich oft auf das tiefste verstimmten, endlich des Vaters Gunst zurück. Der Wiener Hof glaubte den preußischen Kronprinzen hinreichend gebrochen und gedemütigt, um aus ihm, wie bisher schon aus dem Vater, sein Werkzeug machen zu können. Auf Wunsch Seckendorfs suchte General Grumbkow, der als der ärgste Feind Friedrichs gegolten hatte, sich dessen Vergebung zu sichern, indem er zwischen ihm und dem Vater bald heimlich, bald offen vermittelte. Freilich teilte er jeden Brief an Seckendorf mit. Von all diesen verräterischen Umtrieben hatte Friedrich Wilhelm keine Ahnung und sah nur, wie der von ihm für treu wie Gold gehaltene Grumbkow seine Gesinnung über den Prinzen änderte. Überdies war der König freudig erregt, da es ihm gelungen war, Wilhelmine zur Verlobung mit dem von ihm längst vorgezogenen Erbprinzen von Bayreuth zu bestimmen. Einige Monate später, am 15. August 1731, gerade ein Jahr nach Friedrichs Verhaftung in Wesel, suchte der König denselben in Küstrin auf. Die Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn fiel besser aus, als man hätte denken können, zumal der letztere sich offen, reumütig und unterwürfig zeigte. Eine größere Freiheit der Bewegung für den Prinzen, Bildung eines kleinen Hofstaates, bessere Stellung in der Kammer waren die günstigen Erfolge dieses Ereignisses. Friedrich suchte auch ferner dem Vater entgegen zu kommen, indem er mehrmals dringend bat, in den Soldatenstand wieder aufgenommen zu werden und militärische Beschäftigung zu erhalten. Daneben gingen die administrativen und militärischen Studien eifrig weiter. Unter anderem arbeitete er einen Plan zur Hebung des preußischen Handels aus, der von reifer Einsicht zeugt, und vor allem eine sehr bedeutsame Abhandlung politischen Inhalts. Sie beweist, welche großen Pläne die Seele des jungen Fürsten bewegten, Pläne, die weit über die beschränkte Weise des Vaters hinausreichten und dahin zielten, aus den zerstreuten und von den Nachbarn abhängigen preußischen Ländern einen wahrhaft selbständigen, sich allein bestimmenden Großstaat zu machen. Zu

diesem Behufe faßte er die Erwerbung des damals noch den Polen gehörigen Westpreußen ins Auge, um zwischen dem Hauptteile der Monarchie und dem östlichen Preußen die Verbindung herzustellen. Die drohende Position der Schweden muß durch Eroberung des schwedischen Vorpommerns gebrochen, so der Weg zur Besitznahme Mecklenburgs gebahnt werden, damit man die gesamte baltische Südküste inne habe. Auch gegen den französischen Nachbarn sind die rheinisch-westfälischen Provinzen Preußens, zumal Kleve und Mark zu sichern, indem man sich endlich die jülich-bergische Erbschaft erwirbt und so am Niederrhein ein zusammenhängendes und ausgedehntes preußisches Gebiet herstellt. Also das Übergewicht Preußens im nördlichen Deutschland, vom Niemen bis zur Maas, seine Rolle als Grenzwächter nach Ost und West sind die Ziele der friedericianischen Politik schon in des Fürsten Jugend. Wie hoch erhebt sich solches Verständnis, solch patriotischer Mut über die kleinliche Auffassung der jüngsten Vorgänger und der nächsten Nachfolger! Wahrlich, Prinz Eugen hatte nicht unrecht, wenn er auf die Einsendung des Aufsatzes durch Seckendorf diesem schrieb: er habe daraus mit Schrecken ersehen, „was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe; es muß ihm an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er seinen Nachbarn mit der Zeit um so gefährlicher werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird." Friedrich selbst ist es gegönnt gewesen, einen Teil seiner jugendlichen Entwürfe zu verwirklichen; den Rest hat eine spätere Zeit zur Ausführung gebracht.

Früher hatte er an eine unbedingte Vorherbestimmung, an einen starren trostlosen Determinismus geglaubt. Davon hatte ihn, auf des Vaters Wunsch, Prediger Müller zurückgebracht, freilich nur um ihn dafür vollkommenem Skeptizismus in religiösen Dingen zu überlassen. Auch von der Leibniz-Wolffschen Metaphysik, die ihn anfänglich höchlichst begeistert hatte, kam er bald zurück. Die Philosophen, die ihn endgültig fesselten, waren Locke und Bayle, der Empiriker und der Skeptiker. Aber seitdem suchte er die Befriedigung, die ihm die religiöse Überzeugung versagte, in völliger Hingabe an die Blüte und Größe seines Staates, die er mit nicht weniger Selbstentsagung und persönlicher Opferwilligkeit gefördert hat, als ein frommer Fanatiker das himmlische Heil seiner selbst und anderer fördert. Auch über das früher von ihm so verachtete Soldatentum war er anderer Meinung geworden, mehr, als sein Vater zu hoffen wagte. Indem sich seine Gedanken auf die Vergrößerung und Stärkung Preußens richteten, sah er wohl ein, daß dieselbe nur möglich sei mit Hilfe dieser zahlreichen, wohldisziplinierten, gehorsamen und mutigen Armee, mit Hilfe dieses königstreuen, kühnen und selbstlosen, von Ehrgefühl durchglühten Offizierkorps. Seitdem hat er dem militärischen Dienste die größte Aufmerksamkeit gewidmet.

Neben allen solchen Beschäftigungen pflegte freilich der Kronprinz auch mit Vorliebe den Umgang mit schönen, geistreichen Damen, und zumal die Gattin des in der Nähe wohnenden Obersten von Weech flößte ihm eine lebhafte Neigung

ein, deren poetische Ergüsse uns noch heute den Seelenzustand des jugendlichen Friedrich deutlich erkennen lassen. Wie weit ist derselbe von der einsiedlerischen Verdrießlichkeit seines späteren Mannesalters verschieden!

Allmählich winkte die Aussicht, völlig aus diesem Kreise herauszukommen, Küstrin zu verlassen, das er doch immer wie ein Gefängnis betrachtete. Nicht zwar zu der Hochzeitsfeier seiner Schwester selbst, wohl aber zu den Festen, die ihr folgten, durfte er nach Berlin kommen (November 1731), seine nächsten Angehörigen wiedersehen, am Hofe erscheinen: sein ernstes, männliches Auftreten, sein Geist und seine Beredsamkeit erweckten dort allgemeines Staunen. Freilich mußte er noch einmal nach Küstrin zurückkehren: allein es entspann sich nun ein freundschaftlicher Verkehr zwischen dem Vater und ihm, und im Februar 1732 durfte er wieder Soldat werden und erhielt den Befehl des Goltzschen Infanterieregimentes. Mit dessen erstem Bataillon ward er nach Ruppin versetzt.

Indes noch war das Maß seiner Leiden nicht voll. Er mußte vernehmen, daß mit völliger Nichtachtung der von ihm für seine Vermählung ausgesprochenen Wünsche sein Vater auch in dieser wichtigsten Lebensangelegenheit ganz willkürlich und despotisch über ihn entschieden habe. Das war ein Recht, welches sich im damaligen Deutschland die Eltern nicht nur über die Töchter, sondern auch über die Söhne zusprachen. Auf Andrängen des Wiener Hofes wollte Friedrich Wilhelm ihn mit einer Nichte der Kaiserin, mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, verheiraten. Der Vater schrieb ihm zur Empfehlung: „sie sei wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, nit häßlich auch nit schön, vor allem ein gottesfürchtiges Mensch“ — wie wenig konnten diese Eigenschaften den geistreichen, lebhaften und dabei sinnlich leidenschaftlichen Jüngling befriedigen! Auch wußte er wohl, obschon man es ihm sorgfältig zu verbergen suchte, daß durch Grumbkows Vermittelung der kaiserliche Gesandte Seckendorf die ganze Angelegenheit zustande gebracht hatte: derselbe Wiener Hof, der schon seinen und seiner Schwester dringenden Wunsch nach einer englischen Vermählung vereitelt, der seinen Vater zum Sklaven gemacht, drängte auch ihm die unwillkommene Gattin auf, um ihn auf Lebenszeit an sich zu fesseln.

Allein was half alle Verzweiflung, alles Sträuben! Um eine neue Küstriner Gefangenschaft zu vermeiden, mußte der Prinz sich unterwerfen. Noch im März 1732 wurde die Verlobung veranstaltet. Grumbkow erhielt von der kaiserlichen Regierung eine geheime Gratifikation von 40 000 Gulden.

Wie Friedrich sich in Küstrin zum Staatsverwalter ausgebildet hatte, so entwickelte er sich in Ruppin zum Soldaten. Zunächst war ihm freilich das Einerlei des Garnisondienstes, das stete Aufziehen und Ablösen der Wachen, das mechanische Exerzieren noch ein Greuel. Aber allmählich begann er einzusehen, daß der anscheinend so kindischen und trostlosen Soldatenspielerei ein tieferer Wert innewohne, daß die unnachahmliche Geschicklichkeit in Griff und Bewegung, die man den preußischen Soldaten eingebläut hatte, ihnen auf dem Schlachtfelde eine große Überlegenheit gewähren mußte; daß die Geschwindig-

keit ihres Feuers sie selbst einem doppelt und dreifach stärkeren Gegner gewachsen machte. Er widmete sich seinen militärischen Geschäften mit solchem Eifer, daß sogar der König, fast widerwillig, seine Zufriedenheit mit Friedrichs und dessen Regiments Leistungen aussprach. Hier hat der junge Fürst endlich einen vielleicht zu günstigen Eindruck von der willenlosen Maschine erhalten, zu der sein Vater mit furchtbarer Strenge und stetem Gamaschendienst das preußische Heer umgestaltet hatte. Nur daß jener dasselbe auch zu Preußens Größe und Ruhm verwenden wollte. Bald forderte er den König auf, seine Rechte auf Jülich und Berg mit Gewalt durchzuführen, bald, das polnische Westpreußen in Besitz zu nehmen. Die stete Ausnutzung und höhnische Mißhandlung seines Vaters durch die Regierung Karls VI. erfüllte ihn mit Zorn; schon meinten die fremden Gesandten, der Kaiser werde einst an ihm einen unversöhnlichen Feind haben.

Im Juni 1733 reiste dann Friedrich mit seinem Vater und dem ganzen Hofe nach dem braunschweigischen Lustschlosse Salzdahlum, wo am 12. seine Vermählung mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern stattfand. Die Prinzessin hatte sich inzwischen zu ihrem Vorteile verändert; sie besaß Urteil und Verstand, war lebhafter geworden und zeigte ein vortreffliches gütiges Herz. Ihr Unglück war, daß ihre Mutter sie überaus despotisch und in völliger Abgeschlossenheit erzogen hatte, so daß sie linkisch und verlegen in Gesellschaft war und ihre Haltung und Kleidung viel zu wünschen übrig ließ. Sie war eher schön als häßlich, groß gewachsen, mit lebhaften Farben: aber der Mangel an Anmut verdarb alles. In den ersten Jahren der Ehe war indes das Verhältnis des Kronprinzen zu seiner Gattin ein wenn auch nicht sehr liebevolles, so doch leidliches. Er schätzte ihr sanftes Gemüt, ihre Fügsamkeit und Gefälligkeit gegen ihn. Vielleicht hätte mehr Selbständigkeit und anspruchsvolleres Auftreten ihr auf die Länge besser gedient. Verhängnisvoll jedoch wurde es für diese Ehe, daß sie unfruchtbar blieb, daß, da die Herzen nicht durch das innere Band aufrichtiger Liebe verknüpft waren, auch das äußere gemeinsamer Sprößlinge fehlte.

Zur Apanage wurde dem jungen Paare vom Könige das Amt Ruppin bestimmt. Da dem Kronprinzen hier besonders das Schloß Rheinsberg gefiel, so kaufte es der König an und ließ es für ihn einrichten. Ehe der Umbau vollendet war, wurde Friedrich ein dringender Wunsch erfüllt, indem er im Sommer 1734 das preußische Kontingent begleiten durfte, das am Rhein unter dem Prinzen Eugen gegen die Franzosen zu kämpfen hatte.[1]) Wurden dabei auch wenig Lorbeeren geerntet, so sah doch der Prinz hier ein Bild des Krieges und hörte zum erstenmal die Kugeln um sich pfeifen: er wußte dabei das keinem Neuling ersparte Gefühl physischen Unbehagens zu bemeistern und kühlen Mutes weiter zu reiten. Mit liebenswürdiger, der Jugend so selten eigener Bescheidenheit verzichtete er auf jede Kritik der beiden greisen, einst

1) S. oben Seite 168.



Königin Elisabeth Christine.

Nach dem Originalgemälde von Thomas Huber, 1700—1779 (Berlin, Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou).

mit Ruhm bedeckten Befehlshaber, Eugen und Berwick, rühmte sie beide und „suchte nur in seinem kleinen Bereiche zu lernen, was ihm für sein militärisches Handwerk dienlich werden konnte.“ Im Grunde war da freilich wenig zu profitieren, und so untersagte ihm der König im nächsten Jahre mit Recht, wieder zum Heere zu gehen, da es für einen Kronprinzen von Preußen nicht „gloriös“ sei, der gezwungenen Unthätigkeit der Reichsarmee beizuwohnen. Um aber zu beweisen, daß das Verbot keineswegs Ausfluß der Unzufriedenheit mit dem Prinzen sei, umarmte ihn Friedrich Wilhelm nach der großen Frühjahrsrevue vor den Truppen und ernannte ihn zum Generalmajor. Nicht minder wußte jener sich auf administrativem Gebiete die volle Zufriedenheit des Vaters zu erwerben. Auf einer Reise nach Ostpreußen im Spätsommer und Herbst 1735 bewies er solche Einsicht in die Geschäfte, solche Menschenkenntnis und so großen Eifer, daß der sonst harte König mit seinem Lobe nicht kargte und durchgehends nach den Vorschlägen des Sohnes verfügte. War das noch derselbe Friedrich, der wenige Jahre vorher nur als Petitmaitre und flacher Schöngeist lebte? Unter vielen Ungerechtigkeiten und übertriebenen Mißhandlungen hatte denn doch Friedrich Wilhelm aus dem Thronerben einen wahren König erzogen, hatte das gediegene Gold von den Schlacken befreit, die es für immer zu bedecken und wertlos zu machen gedroht. Man kann sagen, die Lehrjahre Friedrichs waren nunmehr beendet, und in glücklicher Selbstausbildung konnte er den Zeitraum verleben, der ihn noch von der höchsten Würde und deren verantwortlichen Pflichten trennte.

In behaglichster Weise richtete er sich in dem neu ausgebauten Schlosse zu Rheinsberg ein, das nach dem Geschmacke jener Zeit mit großen Spiegeln und den mythisch-allegorischen Fresken des wackeren aber manieristischen Hofmalers Pesne — selbstverständlich eines Franzosen — auf das heiterste geschmückt war. Des Kronprinzen liebenswürdige Grazie belebte die frohe Geselligkeit des kleinen Hofes. Bisweilen erschienen auch König und Königin in Rheinsberg; allein gewöhnlich bestand die Gesellschaft nur aus fünfzehn Personen, sowie einer nicht großen Anzahl von Gästen, so daß man meist zu zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Gedecken speiste. Die vier Jahre in Rheinsberg sind die einzige Periode, in der Friedrich ein gemeinsames Leben mit seiner Gattin geführt hat. Sie verkehrten miteinander in ehelicher Intimität, und man durfte sogar von der Gemahlin Einflusse auf den Prinzen sprechen. War er abwesend, so schrieb er ihr regelmäßig, nicht ohne sie zu versichern, daß er „ihr ganz angehöre,“ oder „daß er mit vieler Ungeduld den Augenblick erwarte, sie wieder zu umarmen.“ Sie nahm in jugendlicher Heiterkeit an all den kleinen Freuden Rheinsbergs, den Tänzen, Aufführungen, Ausflügen lebhaften Anteil. Besonders waren, wie selbstverständlich bei Friedrichs musikalischen Neigungen, Konzerte in hohem Ansehen, bei denen der Kronprinz häufig mit seiner geliebten Flöte mitwirkte.

Eine Anzahl liebenswürdiger, junger Edelleute und Damen bildete die Umgebung des fürstlichen Paares. Baron de la Motte-Fouqué, der Sohn

eines protestantischen Réfugiés, ein tapferer Offizier von feiner Bildung, leitete die theatralischen Vergnügungen des kleinen Kreises. Ihm, dem Erfahrenen, übertrug Friedrich die Würde des Großmeisters in dem Orden, den er unter dem Namen Bayards stiftete. Der „Bayardorden" war nicht nur eine Spielerei romantischer und müßiger Köpfe, sondern hatte, nach der Absicht seines Begründers, den sehr reellen Zweck der Beförderung militärischer Wissenschaft und kriegerischer Tüchtigkeit. Man sieht, auf welches Ziel des Kronprinzen Sinn bereits vorzüglich gerichtet war. Der Orden hat übrigens nicht mit dem Rheinsberger Aufenthalte ein Ende genommen, sondern noch bis in den siebenjährigen Krieg fortgelebt. Ein anderes Mitglied des Rheinsberger Kreises war Georg Wenzel von Knobelsdorff, der, durch schwankende Gesundheit zum Abschied aus dem Heere gezwungen, sich den Künsten gewidmet und besonders zum Architekten ausgebildet hatte. Er wurde Friedrichs künstlerischer Ratgeber und Baumeister. Als solcher war er der erste Repräsentant jener klassischen Schule, die in dem griechischen Baustil ausschließlich das Heil suchte und denselben in das rauhe Klima und unter den düsteren Himmel der Kurmark verpflanzte, zu denen er doch herzlich wenig paßt. Friedrichs gesunder Verstand und seine Vorliebe für französisches Wesen konnten sich denn auch auf die Länge mit Knobeldorffs antiken Neigungen nicht vertragen. Der elegante, aber abenteuerliche Franzose Chasot, der geistvolle und gelehrte französisch-reformierte Prediger Jordan, der treue und gründlich gebildete Kurländer Kayserlingk gehörten nicht minder zu den Vertrauten der Rheinsberger Zeit. Vergebens würde man unter ihnen einen Mann von hervorragenden Fähigkeiten suchen. Das einzig wirklich glänzende Mitglied dieses Kreises ist Friedrich selber. Seine Abneigung gegen deutsche Gelehrte, die Eifersucht seines Vaters und die Dürftigkeit seiner pekuniären Mittel erklären den Umstand, daß er keine bedeutende Persönlichkeit nach Rheinsberg zu ziehen vermochte. Durch klägliche Kunstgriffe mußte Friedrich sich die nötigsten Gelder zur Aufrechterhaltung seines kleinen Hofes erbetteln. Denn Friedrich Wilhelm sah mehr und mehr in dem genialen Sohn den überlegenen und, wie er sich wohl sagen mußte, von aller Welt sehnlich erwarteten Nachfolger. Immer wieder warf er ihm Freigeisterei und Atheismus vor, so regelmäßig derselbe auch das Abendmahl nahm. „Des Königs Stimmung," schreibt Friedrich im Januar 1739, „ist eine zu bittere und sein Haß gegen mich thut sich in so mannigfacher Gestalt dar, daß, wäre ich nicht, der ich bin, ich längst meinen Abschied erbeten haben würde. Ich wollte lieber anderswo mein Brot erbetteln, als von den Kränkungen leben, die ich hier herunterschlucken muß. Des Königs Beharrlichkeit, mich öffentlich und privatim schlecht zu machen, ist keine Sache, die man sich ins Ohr flüstert, sondern sie ist Stadtgespräch; jedermann ist dessen Zeuge und jeder redet davon."

Sein Herz schüttete er aus in seinem Briefwechsel mit Voltaire, mit dem er sofort nach seinem Einzuge in Rheinsberg die Korrespondenz begonnen hatte. Sie ist für fast das ganze Leben des Königs die reichste Quelle der Erkenntnis

seines innersten Denkens. Nicht sowohl mit dem Dichter Voltaire, wie mit dem Philosophen, d. h. eben mit dem Denker, wollte er sich in Verkehr setzen und an ihm heranbilden. Voltaire aber fühlte sich tief geschmeichelt, daß ein so großer Fürst ihm den Zoll aufrichtigster Bewunderung darbrachte und ihn anflehte, sein Meister und Lehrer zu werden; bald erfreuten ihn auch der Geist und die Originalität seines königlichen Schülers. Aber nicht minder waren es edlere Beweggründe, die Voltaire an Friedrich fesselten: der dringende Wunsch, an dieser Stelle seine Bestrebungen zur Befreiung der Menschheit aus den Banden der mittelalterlichen Tradition zu verwirklichen. Ein Philosoph soll die Krone tragen, der „Aberglauben und Fanatismus zu Boden wirft.“ — „Meiner Eigenliebe haben Sie geschmeichelt,“ schreibt Voltaire schon im August 1736, „aber die Liebe zur Menschheit, die ich im Herzen trage und die, ich darf es sagen, meinen Charakter ausmacht, hat mir eine weit reinere Freude bereitet, als ich sah, daß es in der Welt einen fürstlichen Philosophen giebt, der die Menschen beglücken wird. Glauben Sie mir, es hat nie wahrhaft gute Könige gegeben, die nicht, wie Sie, damit angefangen haben, sich zu unterrichten, die Menschen zu erkennen, die Wahrheit zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen.“ Im ganzen zeigt Voltaire in diesem Briefwechsel sich von der besten Seite seiner Chamäleons-Natur. Die Fülle von Witz, Geist, Scharfsinn und litterarischem Verdienste, die beide große Korrespondenten in diesem Briefwechsel bethätigt haben, hat ihn für immer zu einem der hervorragendsten Erzeugnisse des gesamten Schrifttums gestempelt.

Auch sonst war unter den mannigfachen Leiden des jungen Fürsten das Studium und die litterarische Arbeit sein nie versagender Trost. „Der Bericht über die letzten vier Monate,“ schreibt er im Dezember 1737, „würde nicht sehr interessant sein. Sie würden auf jeder Seite einen Mann finden, dessen Nase in den Büchern steckt, und der dann das Buch beiseite legt, um die Feder zu ergreifen.“ Und so vielfach. Eine ausgewählte, wenn auch nicht umfangreiche Bibliothek, in dem schönsten, aussichtsreichsten Zimmer des Schlosses aufgestellt, gewährte dem Prinzen die liebste Beschäftigung.

Wirklich hat Friedrich in der Rheinsberger Muße durch das Studium der Philosophie, durch den Briefwechsel mit Voltaire und durch die Lektüre der Alten — in französischer Übersetzung — die Grundlage seiner Welt- und Lebensanschauung gewonnen, der er dann stets treu geblieben ist. Hier hat er sich, gleich frei von idealistischer Abstraktion und dem Halbdunkel der Mystik, mit gesundem und kräftigem Realismus erfüllt, der doch über Banalität und Flachheit weit erhaben war. Größe, Wahrheit und Selbstbeschränkung wurden im Handeln und Denken die Richtschnur seines Geistes, Klarheit und Stetigkeit dessen hervorragendste Eigenschaften. Aus diesen ging auch Friedrichs bedeutendste Schrift der Rheinsberger Jahre hervor, der „Anti-Macchiavell.“[1]) An sich freilich hat das Werk geringen Wert; der Prinz versucht es nicht einmal,

1) Oeuvres de Frédéric le Grand (31 Bde. Berlin 1846—57.), Bd. VIII.

den großen Florentiner aus seiner Zeit heraus zu begreifen, noch dessen eigentliche Ziele und Lebensbedingungen zu erforschen. Aber die Bedeutung dieser Jugendarbeit liegt anderswo: sie ist nicht sowohl eine Streitschrift gegen Macchiavell, als gegen den falsch verstandenen Macchiavellismus, gegen die in jener Epoche landläufige Ansicht, den Staat als das persönliche Besitztum des Fürsten, die Unterthanen als dessen rechtlose Sklaven zu betrachten, jedes Mittel recht zu finden, das der Eitelkeit, dem Ehrgeiz, der Habsucht oder Wollust des Fürsten dient. Einem solchen Despoten gegenüber preist er vielmehr die konstitutionell beschränkte Monarchie und selbst die Republik. Das Königtum ist ihm nur aus dem Bedürfnis der Menschen nach einem starken Schutze von Recht und Gesetz und einer Ausgleichung der widerstreitenden Privat- und Standesinteressen hervorgegangen. Der Fürst soll der „erste Bediente" (premier domestique) des Staates, der Verteidiger, der gerechte Richter, der weise Förderer seiner Unterthanen sein: in diesem Sinne hat der große König getreulich während seines ganzen Lebens das Programm ausgeführt, das er in dem „Anti-Macchiavell" aufgestellt. Es ist das Programm des aufgeklärten Absolutismus, dessen Begründer und Vorbild Friedrich geworden ist, im Gegensatze zu dem Absolutismus des siebzehnten Jahrhunderts, der sich Selbstzweck gewesen war.

Überhaupt war Friedrich weit davon entfernt, in dem behaglichen, litterarisch-epikuräischen Leben Rheinsbergs völlig aufzugehen. Vielmehr interessierte er sich auf das eingehendste für die Politik. Dem auf seine Herrschergewalt eifersüchtigen Vater gegenüber durfte er freilich davon nichts verspüren lassen; Mitteilungen der Minister über wichtige politische Verhandlungen hat er wohl ohne jede Bemerkung wieder zurückgeschickt. Aber er war doch besser unterrichtet, als er sich den Anschein gab: Grumbkow erstreckte seine geheime Korrespondenz mit dem Kronprinzen auch auf die äußeren Angelegenheiten des Staates. Friedrich war tief bekümmert über das schwächliche und ungeschickte Verfahren des Vaters. „Ich bin erschreckt," schreibt er im Januar 1737 dem General, „eine gewisse Lethargie auf unserer Seite zu sehen zu einer Zeit, wo man von der Furcht vor unseren Waffen längst zurückgekommen ist, wo man die Keckheit so weit treibt, uns zu verachten." Er gab Ratschläge, welche große politische Einsicht und zugleich kühne Entschlossenheit verrieten, die aber wenig befolgt wurden. Wie richtig erkannte er die Lage, den Charakter des Vaters und seinen eigenen, wenn er im November 1737 bemerkte: „Es scheint, daß der Himmel den König dazu bestimmt hat, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Umsicht erfordern, ehe man einen Krieg beginnt. Wer weiß, ob nicht die Vorsehung mich dazu aufbewahrt, einen ruhmvollen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen, sie zur Ausführung der Pläne anzuwenden, für welche die Vorsicht des Königs sie bestimmt hat?" Könnte heute, nach 150 Jahren, ein Historiker diese beiden Regierungen besser und schärfer charakterisieren, als es damals mit prophetischem Geiste der fünfundzwanzigjährige Friedrich that? Endlich beschloß er, auch seinerseits thätig einzugreifen,

aber nur als Schriftsteller, indem er in England anonym „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der politischen Organisation Europas“ drucken lassen wollte, welche, wider die Anmaßungen Frankreichs gerichtet, die Seemächte zur kräftigen Abwehr gegen dasselbe aufforderten;[1]) denn damals unterstützte Frankreich den Wiener Hof in dessen verräterischen und vertragswidrigen Bemühungen, Preußen die längst versprochene Erbschaft des Herzogtums Berg zu entreißen. Man sieht, die Vorliebe für die französische Litteratur veranlaßte Friedrich keineswegs zu blinder Bevorzugung des französischen Staates und seiner Politik. Die Flugschrift wurde nicht gedruckt, da, wie wir wissen, Kardinal Fleury sich im Frühjahr 1738 Preußen näherte. Indes zu einem befriedigenden Ergebnis führten auch diese Unterhandlungen nicht. Die Überzeugung, daß man in den bergischen Ansprüchen sowohl Frankreich als auch Österreich wider sich haben werde, hat später Friedrich veranlaßt, jene ganz aufzugeben und sich dafür eine Entschädigung in Schlesien zu suchen, wo die französischen Interessen den preußischen nicht feindlich entgegen standen.

Allein man würde irren, wenn man glaubte, daß der Drang nach schöpferischer Thätigkeit und das Gefühl des Besserkönnens Friedrich dazu verleitet hätten, den Tod des kränkelnden Vaters herbeizuwünschen. Vielmehr trat in dessen beiden letzten Lebensjahren endlich ein innigeres und aufrichtigeres Verhältnis zwischen ihnen ein. Friedrich Wilhelm erkannte täglich deutlicher die großen Anlagen des Sohnes und gab, von Krankheit gebeugt, viel von seinem früheren Starrsinn auf. Friedrich dagegen überzeugte sich auf seinen Reisen von den Wohlthaten, die der vielfach verkannte Herrscher seinem Lande so reichlich hatte angedeihen lassen. In einem Briefe an Voltaire vom 27. Juli 1739 schildert er in begeisterten Worten die Verdienste des Vaters um Ostpreußen und schließt: „In der hochherzigen Mühewaltung, mit welcher der König diese Wüste wieder bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, finde ich so viel Heroisches, daß ich dachte, Sie müßten dasselbe Gefühl haben, wenn Sie die näheren Umstände dieses Wiederbelebungswerkes kennen lernten.“ Damals, bei größerer Reife des Verstandes, erfüllte er sich mit jener wohlthuenden Hochachtung für Friedrich Wilhelm, die ihm die schöne Schilderung desselben in seiner „Brandenburgischen Geschichte“ einflößte und ihn über seinen eigenen Streit mit dem Vater mit den Worten weggehen ließ: „Um der Tugenden eines solchen Vaters willen muß man Nachsicht haben mit den Verirrungen der Kinder.“ — —

Nach langer qualvoller Krankheit starb Friedrich Wilhelm I. am Nachmittag des 31. Mai 1740, mutig, ernst, standhaft und spartanisch, wie er gelebt. In seinen letzten Tagen hatte er den ältesten Sohn beständig um sich gehabt. „Mein Gott, ich sterbe zufrieden,“ hatte er da ausgerufen, „da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe.“ So klang das Verhältnis zwischen dem Vater und dem Erben, nach traurigen Störungen, doch rein und versöhnlich aus! Nicht gering ist dabei das Verdienst Friedrichs, rühmens-

---

1) Oeuvres VIII, 3 ff.

wert die klare Selbsterkenntnis, mit der er später stets den Nutzen einer männlichen und strengen Erziehung gepriesen hat.

Tief ergriffen war er von dem Hinscheiden des Vaters, aber doch trat er sofort als König auf. Wie sein ganzes weiteres Leben hindurch, so hat er auch in jenen ernsten Augenblicken das persönliche Empfinden seinen hohen Pflichten zum Opfer gebracht. Schon zu lange war er mit seinem Herrscherprogramm im reinen, als daß er nur eine Stunde Zögern oder Bedenklichkeit gezeigt hätte. Ein frischer, schneidiger Geist durchweht sofort Hof und Regierung. Als ihn, da er noch in Thränen über den Tod des Vaters war, Fürst Leopold von Dessau mit der unschicklichen Bitte anging, er möge ihm die Autorität belassen, die ihm der Verstorbene gegönnt, antwortete Friedrich nicht ohne Schärfe: er werde ihn und seine Söhne in ihren Würden belassen, aber von Autorität könne nicht die Rede sein. „Nachdem ich König geworden bin, denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt.“ Den Rheinsberger Freunden, die sich hoffnungsfroh um ihn drängten, sagte er: „Die Possen haben ein Ende,“ und brachte sie in guten, aber bescheidenen Stellungen unter, die ihren Fähigkeiten entsprachen. Der liebenswürdige Gesellschafter hatte dem Fürsten Platz gemacht. Wie ernst und treffend war seine Anrede an die Generale: die Truppen müßten nicht allein schön sein, sondern auch gut und brauchbar; und dann müßten die Herren selbst unbedingt die Klagen über Härte, Habsucht und Übermut abstellen, die gegen einige von ihnen vorlägen. Noch schöner ist das Programm, das er den Ministern entwickelte, und dem er während seiner fast fünfzigjährigen Regentenlaufbahn stets treu geblieben ist. Bisher habe man wohl zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht und dann die ersteren mehr beachtet. „Ich aber denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vorteil des Landes den Vorzug haben.“ Mit welcher Entschiedenheit brach hier der junge Herrscher mit allen Überlieferungen des königlichen Absolutismus und stellte der lästerlichen Vergötterung des Fürstentums, wie sie seit Ludwig XIV. im Schwange gewesen, den Beruf des Monarchen als ersten Dieners des Staates entgegen! Es war das eine förmliche Revolution in den staatsrechtlichen Anschauungen. Unter dieser Devise sind die Hohenzollern zu dem geworden, was sie nun sind.

Und die Aussprüche Friedrichs blieben nicht leere Worte, sie setzten sich sofort in Thaten um.

Den Markgrafen von Schwedt schützte nicht seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, Leopold von Dessau nicht seine reichsfürstliche Würde und sein früheres Verdienst vor strengem Tadel wegen Mißhandlung von Offizieren und Soldaten. Die schlimmsten Gewaltthaten bei der Werbung wurden abgestellt, den Regimentern überhaupt eingeschärft, in Zukunft den Mannschaften gegenüber „die gewohnten Brutalitäten“ zu unterlassen.



Friedrich II. von Preußen um 1740.

Nach dem Kupferstiche von Johann Georg Wille (1715—1808);
Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).

Ähnlich schaffte in der Zivilverwaltung Friedrich einige der drückendsten Härten sofort ab und nahm besonders das Interesse der Unterthanen gegenüber dem Fiskus wahr. Im großen und ganzen mußte freilich das Regierungssystem bleiben, wie es war: denn was sollte aus dem kleinen und armen Preußen werden, wenn man mehr auf die Bequemlichkeit der einzelnen als auf den Nutzen und die Größe des Ganzen sah?

Allein wo der Vorteil des Staates nicht Schaden litt, sollten Milde und Aufklärung an Stelle der bornierten Härte treten, mit der bisher zumal die niederen Stände behandelt worden waren. Schon am dritten Tage seiner Regierung schaffte Friedrich, der Meinung der überwiegenden Mehrzahl der Juristen zuwider, die Folter ab und gab damit dem ganzen europäischen Festlande ein glänzendes Beispiel, das erst sehr allmählich von anderen Staaten nachgeahmt worden ist. Diese eine That würde genügen, Friedrichs Namen mit unvergänglichem Ruhme zu umkleiden. Noch an demselben Tage verfügte er die Aufhebung aller nicht in der Bibel begründeten Eheverbote — allerdings weniger aus humaner Rücksicht, als um die Gründung von Familien und die Vermehrung der Bevölkerung zu fördern.

Wie die Abschaffung der Folter gegen die juristische, die Freigebung der Ehen gegen die theologische Beschränktheit gerichtet war, so stellte Friedrich sich auch kühn über das engherzige, konfessionelle Wesen der Zeit. Wenn der religiöse Gegensatz aus den Beziehungen der Staaten zueinander bereits gewichen war, im Innern derselben herrschten nur allzu sehr Unduldsamkeit und Verfolgung gegen alle diejenigen, die außerhalb der offiziellen Kirche standen. Auch hier sprach der König das erlösende Wort: „Die Religionen Müsen alle tollerirt werden, den hier müs ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden.“ Friedrich ist es, der mit diesem goldenen Satze eine neue Zeit eingeweiht und herbeigeführt hat. „Alle Religionen,“ verfügte er amtlich schon am 15. Juni 1740, „sind gleich gut, wenn nur die Leute, so sie professieren, ehrliche Leute sind, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen.“[1]) Und dieser duldsame Fürst war trotz seines persönlichen Skeptizismus kein Feind der Religion. Er hat tüchtige, pflichteifrige Geistliche stets geschätzt und befördert. „Man muß,“ sagt er selber 1752, „das Volk hinreichend achten, um ihm nicht in seinem Gottesdienst Ärgernis zu geben.“ Aber der Staat als solcher sollte keinen konfessionellen Charakter tragen; man kann sagen, daß Friedrich zuerst den modernen Staat verwirklicht hat, der weiß, daß sein Reich nur von dieser Welt ist und sich nicht auf die himmlische erstrecken darf.

Nicht minder trat solche neue Weise, die Aufgabe des Staates zu beurteilen, in der Schöpfung eines Ministeriums für Handel und Gewerbe hervor, wie sie Friedrich schon vier Wochen nach seiner Thronbesteigung durch Gründung eines fünften Departements des Generaldirektoriums vollzog. Damit

---

1) M. Lehmann, Preußen u. die katholische Kirche, II, 3.

wurde die Förderung industrieller und kommerzieller Thätigkeit geradezu als eine der Hauptaufgaben des Staates bezeichnet.

Bisher hatte in Preußen der Unterthan zu gehorchen und zu schweigen; er war nur ein passives Glied des Staates gewesen. Friedrich aber wollte die Bürger zur geistigen Teilnahme an den öffentlichen Vorgängen erziehen. Er veranlaßte die Gründung einer französischen und einer deutschen Zeitung in Berlin, zu denen er anfangs wohl selbst einige Beiträge lieferte. Der junge König fürchtete offenbar das Licht der Öffentlichkeit keineswegs. In jeder Einzelheit sprach sich eine freiere, schwungvollere, kühnere Richtung aus, als sie bisher im preußischen Staatswesen obgewaltet.

Das trat am deutlichsten in der auswärtigen Politik hervor. Aber so sehr auch dieselbe und die schöpferische Thätigkeit im Innern Friedrichs Aufmerksamkeit fesselten: er behielt doch immer noch Zeit für die Pflege der Freundschaft und der Musen. Große künstlerische und wissenschaftliche Entwürfe bewegten seinen Geist. Friedrichs kleiner Hofhalt in Charlottenburg erinnerte in vielem an den in Rheinsberg: doch war er zum Teil anders zusammengesetzt. Zunächst hatte er sich ganz von seiner Gemahlin getrennt, nachdem der Zwang des väterlichen Willens aufgehört. Intriguen der eigenen Familie sollen ihn der Gattin vollends entfernt haben. Er gründete ihr einen verhältnismäßig glänzenden Hofstaat und veranlaßte die „große Welt" Berlins, sich um sie als ihr Haupt zu scharen; er hat ihr stets die größte Achtung und Ehrerbietung gezeigt; aber er sah sie nur selten, bei feierlichen Gelegenheiten, wo es sich eben nicht umgehen ließ. Er zog es vor, sich mit geistreichen, witzigen, frei denkenden Männern zu umgeben, wie er selber war. Damals rief er seinen Erzieher Duhan de Jandun aus der Verbannung nach Berlin zurück und pflegte Umgang mit dem encyklopädisch gelehrten, fein und scharf denkenden Italiener Algarotti, den der Zufall nach Rheinsberg geführt hatte und den er als König zu sich einlud. Mit diesen und anderen Freunden, wie zumal Jordan und Kayserlingk, verkehrte er auf dem Fuße der Gleichheit, heiter, scherzend, sarkastisch; sie durften ihm seinen beißenden Witz mit gleicher Münze zurückzahlen. Aber Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, ja auch nur persönliche Beförderung durften diese Männer nicht verlangen. Während des ganzen Tages — das war der Hauptunterschied von der Rheinsberger Zeit — arbeitete er angestrengt; der Abend war der Erholung und meist einem Konzert gewidmet, an dem der König sich oft mit seiner Flöte beteiligte. Ein einfaches, fast bürgerliches Leben. Die Hofleute nannten ihn den Abt, sich selbst die Klosterbrüder.

Was Friedrich am dringendsten und eingehendsten beschäftigte, waren zweifellos die äußeren Verhältnisse. Da war am meisten wieder gut zu machen. Überall hatten Friedrich Wilhelms Vertrauensseligkeit und seine Verzagtheit im Augenblicke der Entscheidung Niederlagen erlitten. Sämtliche Fürsten, selbst die armseligsten Reichsstädte zeigten Geringschätzung gegen einen Staat, der immer nur drohte, niemals handelte. „Allen guten Patrioten," sagt Friedrich

selber in der „Geschichte meiner Zeit," „blutete das Herz über die geringe Aufmerksamkeit der Mächte gegen den vorigen König und über die Kränkungen, welche der preußische Name in der Welt erfahren mußte." Zumal der Kaiser, für den Friedrich Wilhelm sich so oft geopfert, hatte ihn mit dem schwärzesten Undank gelohnt, ihn förmlich mißhandelt. Der Vater hatte selber ausgerufen, Österreich habe ihm das Herz gebrochen; der Sohn war von Beginn an entschlossen, Preußen eine andere Stellung zu verschaffen, aus dem „Könige der Grenzlinien" der Leiter einer wirklichen, in sich abgeschlossenen Macht zu werden, vor allem an dem Hause Österreich Rache zu nehmen. Dem jugendlichen Ehrgeiz und Selbstbewußtsein erschien diese große Aufgabe freilich um vieles leichter durchzuführen, als sie es in der That war; er machte sich kaum eine richtige Vorstellung von den erhaltenden Kräften einer großen und Jahrhunderte bestehenden Monarchie, wie die österreichische, von der Zähigkeit, mit der sich das europäische Staatensystem dem Aufkommen einer neuen Macht entgegensetzen mußte. Zunächst atmete er nur Zuversicht, Unternehmungsgeist. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war Vermehrung seines Heeres um 10 000 Mann, wofür ihm die Auflösung des kostspieligen Regiments der „langen Kerle" die Mittel gab. Der Fürstbischof von Lüttich, der es gewagt, die aus der oranischen Erbschaft Preußen zugefallene Herrschaft Herstall an der Maas für sich in Besitz zu nehmen, wurde durch einrückende preußische Grenadiere genötigt, sie mit 200 000 Thaler dem Könige abzukaufen. Aber das war doch nur eine Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung; seine hauptsächliche Absicht war, bei dem in nicht ferner Zeit erwarteten Tode Kaiser Karls VI. von den unsicheren staatsrechtlichen Verhältnissen Österreichs Nutzen zu ziehen und dessen Provinz Schlesien in Besitz zu nehmen.

Friedrich war dabei nicht so aller rechtlichen Ansprüche entblößt, wie man es wohl hat behaupten wollen. Es ist unzweifelhaft, daß das verwerfliche und staatsrechtlich ungültige Verfahren Österreichs in betreff des Schwiebuser Kreises[1]) die preußischen Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wieder erneuert hatte. Friedrich II. wäre also vollkommen befugt gewesen, diese Forderung bei guter Gelegenheit zu erheben. Allein es darf nicht verschwiegen werden, daß er sich damit nicht begnügte: er wollte, wie er selber seinen Ministern sagte, „die günstige Lage seiner Angelegenheiten benutzen, um sich des ganzen Schlesien zu bemächtigen" — wenn für die Öffentlichkeit auch nur von den vier Herzogtümern die Rede war. Friedrich hoffte und wünschte, daß Österreich seine berechtigten Forderungen verwerfen und ihm dadurch Anlaß geben würde, über dieselben hinauszugehen.[2]) Und wo blieb das Recht, da Friedrich beabsichtigte, zuerst, vor Eintritt des Winters, mit den Waffen einzugreifen und dann während der schlechten Jahreszeit zu unterhandeln? Eine bessere Begründung für den Krieg

1) S. Bd. VIII, S. 546.

2) Grünhagen, Friedrich d. Gr. am Rubikon; Hist. Zeitschr. XXXVI (1876), S. 107 ff.

gegen Österreich fand er jedenfalls in dem Neid und der Mißgunst, die jenes seit einem Jahrhundert Brandenburg bewiesen hatte, und vorzüglich gegenüber seinem treuen und gut kaiserlich gesinnten Vater. Hatte dieser ihm nicht ausdrücklich die Rache übertragen? Noch in der Herstaller Angelegenheit hatte Karl VI., obwohl durch den unglücklichen Ausgang seines Türkenkrieges gedemütigt und sich am Rande des Grabes fühlend, die empörendste Parteilichkeit gegen Preußen zur Schau getragen. Kann man es da einem jungen, ehrgeizigen, von der hohen Aufgabe seines Staates ganz erfüllten Fürsten verargen, wenn er sich rüstete, gegen dieses feindselige Reich seinen Vorteil wahrzunehmen? Auch galt es zu verhindern, daß Sachsen, wie es Lust zeigte, seine Erbansprüche auf einen Teil der österreichischen Monarchie zur Erlangung eines Stückes Schlesien benutze, um dadurch eine Verbindung mit dem polnischen Reiche seines Kurfürsten herzustellen. Zugleich wollte Friedrich — und darauf legt er selber in der „Geschichte meiner Zeit“ den größten Nachdruck — den preußischen Namen wieder geehrt und gefürchtet in der Welt machen. Große moralische Bedenklichkeiten in politischer Beziehung hegte er nicht. „Ich gebe Euch ein Problem zu lösen,“ schrieb er an seinen Staatsminister von Podewils, „wenn man obenauf ist, soll man daraus Nutzen ziehen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und allem bereit. Wenn ich die nicht benutze, so habe ich ein Gut in Händen, das ich nicht zu verwenden weiß; benutze ich es aber, so wird man meine Geschicklichkeit preisen.“

Das entscheidende Ereignis ließ nicht lange auf sich warten: am 20. Oktober 1740 starb Karl VI., der letzte männliche Habsburger. Es war vorauszusehen, daß der papierne Wall seiner pragmatischen Sanktion sein Erbe nicht vor den Ansprüchen von den verschiedensten Seiten her schützen werde. Dabei waren die österreichischen Finanzen durch den verlustvollen Türkenkrieg nicht weniger zerrüttet, als das Heer, das kaum mehr 30 000 Mann zählte und dessen Inferiorität dem preußischen gegenüber Friedrich schon längst im Rheinfeldzuge kennen gelernt hatte.

Sofort beschloß der König, thätig einzugreifen. „Alles ist vorgesehen, alles bereit gestellt,“ schreibt er an Algarotti, „es handelt sich mithin nur darum, Vorsätze auszuführen, die ich seit lange im Kopfe herumgewälzt habe.“

Eine große Kriegsära wurde so eröffnet, dauernder und viel furchtbarer, als der kühne Fürst es damals ahnte.

Zweites Kapitel.

Der österreichische Erbfolgekrieg.[1]

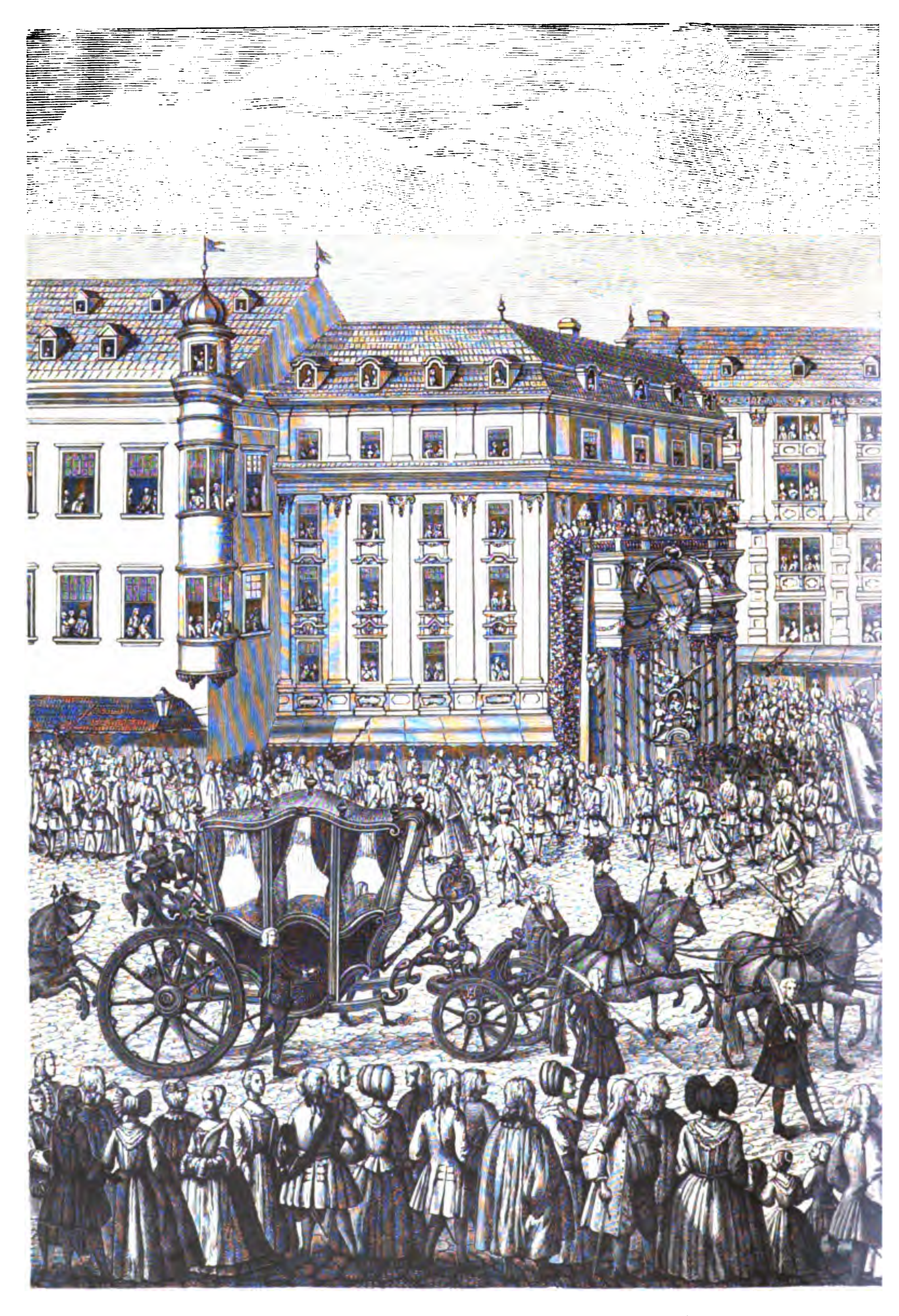
Die allgemeine Lage Europas war dem großen Unternehmen Friedrichs II. außerordentlich günstig.

Karl VI. hatte während des letzten Dezenniums seiner Regierung sein ganzes politisches System auf den Beistand zweier Mächte aufgebaut: Rußlands und Englands. Beide drohten jetzt, im entscheidenden Augenblicke, dem gefährdeten Österreich zu versagen. Der Tod der Kaiserin Anna und der Sturz Birons zerstörten einstweilen die österreichische Partei am Petersburger Hofe. Anton Ulrich von Braunschweig, der Vater des nunmehrigen Zaren Iwan, war Friedrichs Schwager; und Feldmarschall Münnich, der zunächst allmächtige Minister Rußlands, war gleichfalls Preußen durchaus günstig. England aber war durch den Krieg mit Spanien in Anspruch genommen, einen Kampf, an dem sich über kurz oder lang auch Frankreich beteiligen mußte, und zwar diesesmal auf Seiten Spaniens, denn seit dem Beginn von Fleurys Verwaltung waren die Beziehungen zwischen Paris und Madrid wieder durchaus innige geworden. Der Beginn der Feindseligkeiten war überdies keineswegs für England vorteilhaft gewesen. Das Geschwader, welches Walpole unter Admiral Anson gegen Peru schickte, war so schlecht ausgerüstet und zu einer so

---

1) Außer den zum vorherg. Kapitel angeführten Werken: J. Gust. Droysen, Friedrich der Große (Gesch. der preuß. Politik V), Teil I—IV (Leipzig 1874—86); leider durch den Tod des Verfassers unterbrochen. — R. Koser, Friedrich d. Gr. bis zum Breslauer Frieden (Hist. Zeitschr. XLIII, 1880). — Grünhagen, Gesch. des ersten schlesischen Krieges (2 Bde. Gotha 1881). — Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II. (Berlin 1877 ff.). — Politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr. (bis jetzt 15 Bände, die bis zum Okt. 1757 gehen; Berlin 1879 ff.). — L. v. Orlich, Gesch. der Schlesischen Kriege (2 Tle. Berlin 1841). — A. v. Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre (4 Bde. Wien 1863—70). — K. Th. Heigel, Der österreichische Erbfolgekrieg u. die Kaiserwahl Karls VII. (Nördlingen 1877). — A. Matscheg, Storia politica di Europa dal chiudersi del regno di Carlo VI° al trattato di Aquisgrana (Venedig 1874). — de Broglie, Marie Thérèse et Frédéric II (Paris 1882). — A. Dove, Das Zeitalter Friedrichs d. Gr. u. Josephs II. (Teil I Gotha 1883). — Graf Pajol, Les guerres sous Louis XV, Bd. III (1740 bis 1748; Paris 1884): nach den Archiven des französ. Kriegsministeriums, aber äußerst parteiisch und mit großer Unkenntnis der Litteratur.





Aus den Krönungsfeierlichkeiten der Kaiserin Maria Theresia: Gr

Links der königliche Leibwagen, rechts die Sänfte mit Maria Theresia, vor dieser der Erbstallmeister, der Er
oder wie er damals auch hieß, des grünen Marktes, überragt von der Kupp



uppe aus dem Krönungszug vom Hof nach dem St. Stephansdom.

ſchildträger u. ſ. w.; hinter ihr der Hatſchieren-Hauptmann mit dem Stocke. Zugleich Anſicht des Grabens,
der Peterskirche. Nachbildung aus Kriegl's gleichzeitigem Krönungswerke.

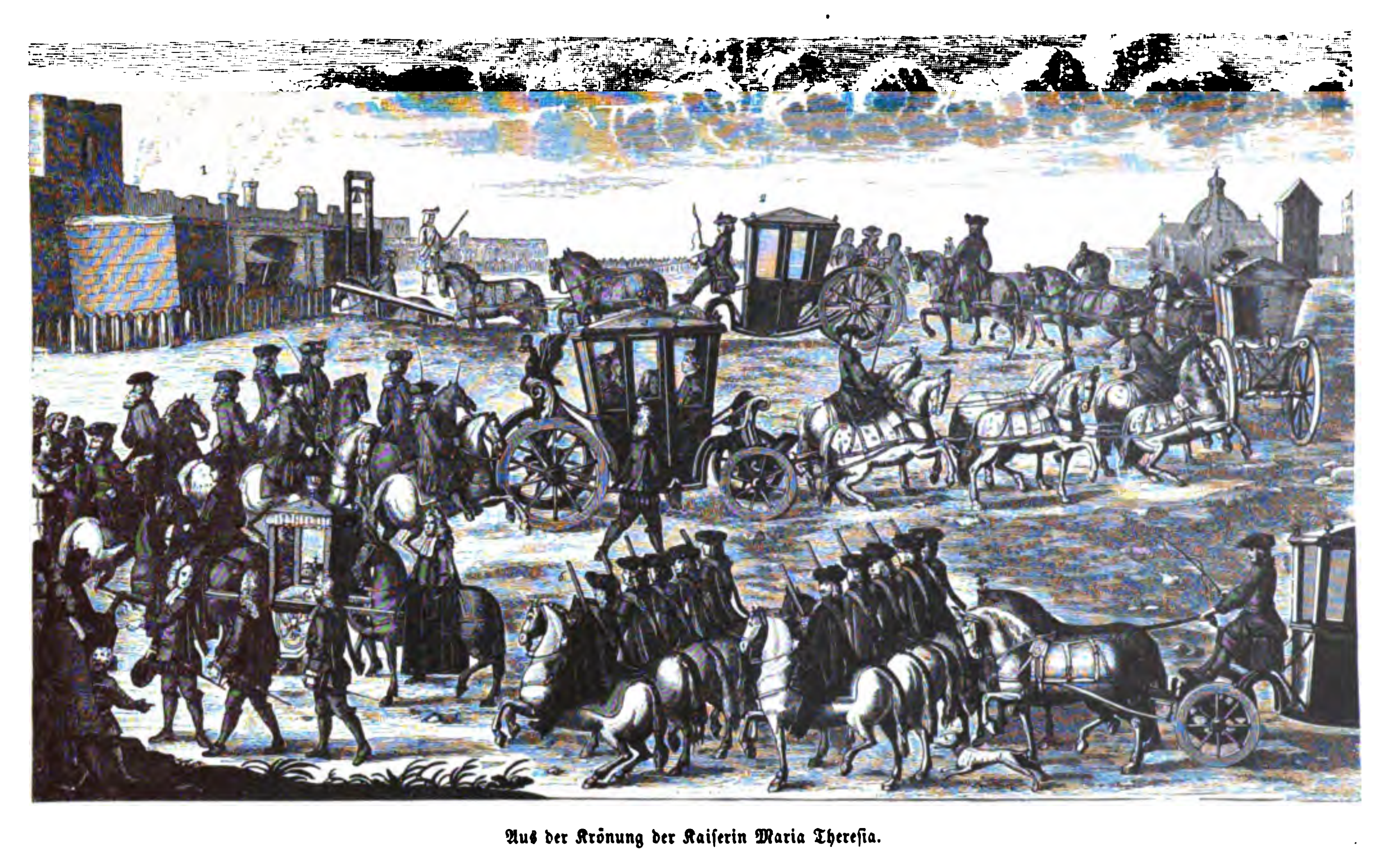
ungünstigen Jahreszeit ausgesandt worden, daß es trotz der hohen seemännischen Vorzüge seines Befehlshabers keine nennenswerten Erfolge davontrug. Eine zweite Flotte, unter Vernon, hatte Cartagena, die stärkste Festung des spanischen Amerika, angegriffen; aber obwohl Vernon an 30 000 Mann unter seinem Befehl hatte, wurde er doch mit Schande zurückgeworfen und verlor den größten Teil seines schönen Heeres durch das Feuer des Feindes und durch Krankheiten.

Solche Ereignisse ließen es kaum als wahrscheinlich betrachten, daß die junge Fürstin, welche eben den Thron Österreichs bestiegen hatte, von England ausgiebige Unterstützung erhalten würde. Und doch, von welchen Schwierigkeiten war sie umgeben!

Maria Theresia, die nunmehrige „Königin von Böhmen und Ungarn," war eine Frau von hoher, voller Statur, von edler, würdiger Haltung, die dabei, zumal in der Jugend, frische Lebendigkeit nicht ausschloß. Das Gesicht war anmutig gerundet, mit regelmäßigen Zügen, frischen Farben, hellen grauen Augen, einer hohen klaren Stirn, einem fein geschnittenen Munde; weiches blondes Haar umwallte den Scheitel. Treuherziges gerades Wesen, Menschenfreundlichkeit, Raschheit des Empfindens bezeichneten ihren Charakter und verliehen ihr, bis ins hohe Alter, eine bestechende Liebenswürdigkeit. Sie liebte fröhliche Feste und pomphafte Feierlichkeiten, reiche Toiletten, Spiel und Theater, eine großartige und prunkende Hofhaltung, wie solche in Wien vom burgundischen Hause her üblich war. Tiefe, innige Religiosität, die leider mit Unduldsamkeit gepaart war, aber doch den weltlichen Herrscherrechten nichts vergab, erfüllte sie; und dieses unbedingte Gottvertrauen erhöhte ihren natürlichen Mut und ihre unerschütterliche Standhaftigkeit in dem, was sie für gut und richtig erkannt hatte. Ihre Gefühle waren lebhaft, Liebe und Haß gleich kräftig entwickelt. Wenn sie an den Rechten ihrer hohen Stellung durchaus fest hielt, so übte sie doch auch deren Pflichten mit strengster Gewissenhaftigkeit. Alle Staatsschriften studierte sie eifrigst durch, setzte ihre Beschlüsse bis ins einzelnste schriftlich auseinander, in klarer, einfacher, stilistisch allerdings sehr unvollkommener Weise. Sie fand da für alles Zeit, für das Größte wie für das Kleinste. Ihr klarer Verstand und ihre Pflichttreue ließen die gänzlich unerfahrene Fürstin bald das Detail der Geschäfte verstehen und beherrschen.[1]) Höhere Begabung aber darf man dieser edlen, sympathischen Frau nicht zusprechen. Für alles, was über das materiell und unmittelbar Nützliche hinaus ging, hatte sie keinen Sinn. Wissenschaft und Kunst hielt sie für unnützen Tand. Sie rühmte sich, niemals ein Buch zu öffnen. Philosophie, die Aufklärung des Jahrhunderts, waren ihr geradezu ein Greuel. Überhaupt, schöpferische Gedanken sind ihr fern geblieben.

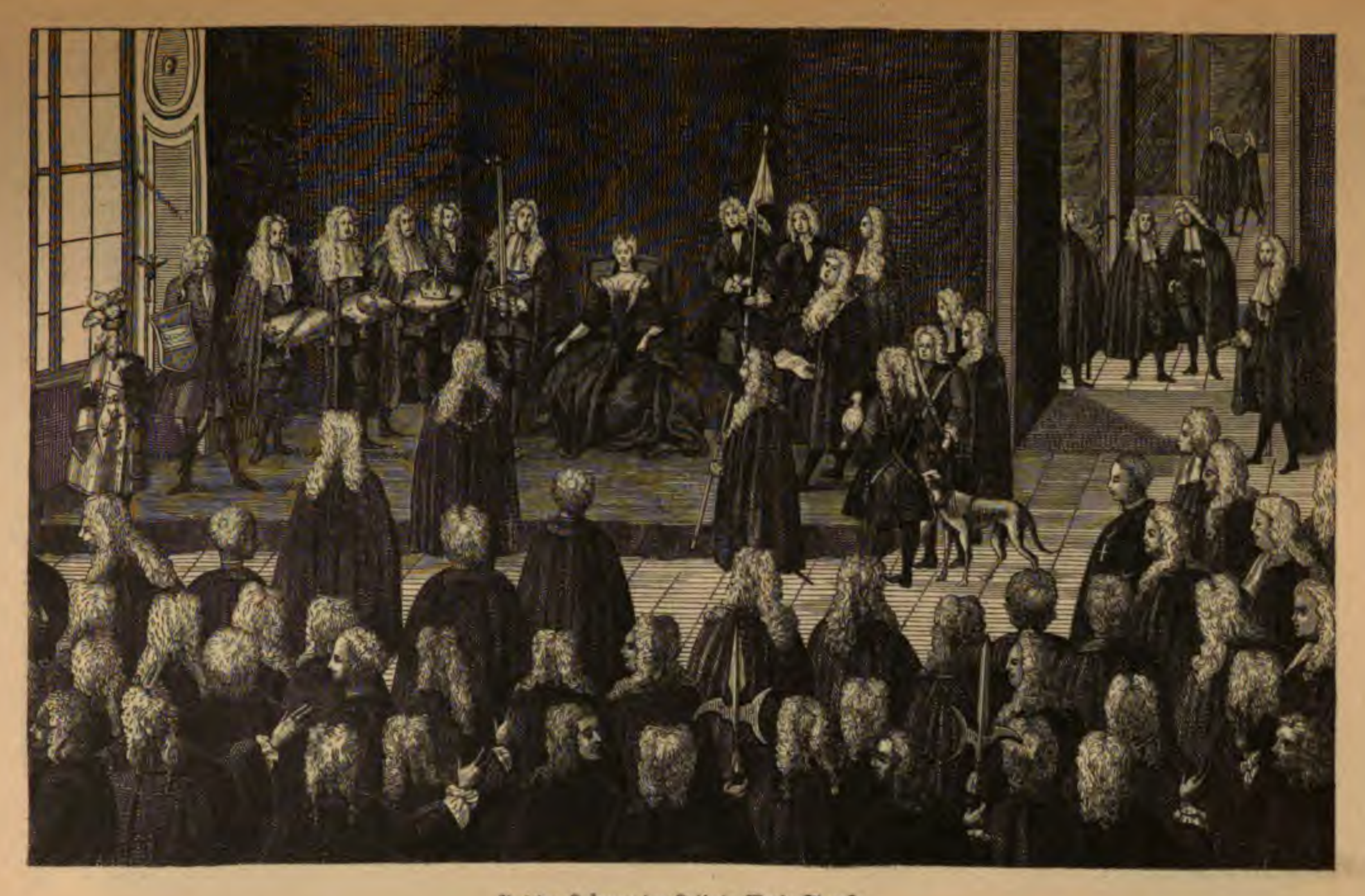
Bei ihrem Regierungsantritte war sie, die dreiundzwanzigjährige, fast die einzige, die an den Fortbestand ihrer Monarchie glaubte. In der Staatskasse

1) Relaz. di P. A. Capello (1744); Arneth, Relationen, S. 280 f.



Aus der Krönung der Kaiserin Maria Theresia.

„Die Einführung des Ertz-Herzoghuetls“ zur Erbhuldigung Maria Theresias. Nachbildung aus Kriegls gleichzeitigem Krönungswerk.



Aus der Krönung der Kaiserin Maria Theresia.

Der Huldigungsakt in der Ritterstuben. Nachbildung aus Kriegls gleichzeitigen Darstellungen der Krönung Maria Theresias.

fanden sich nur 87000 Gulden vor. Das Volk, von Steuern erdrückt, durch die sich häufenden Niederlagen gereizt, war unwillig und schwierig. Die Bauern jagten in des Kaisers Forsten und hofften auf den neuen Landesherrn, den Kurfürsten von Bayern. An den Straßenecken der Hauptstadt erschienen meuterische Anschläge, wie: „Vivat, der Kaiser ist tot, wir bekommen jetzt großes Brot. Der Lothringer ist uns zu schlecht, der Bayer ist uns eben recht.“ Die Minister selber meinten, jetzt müsse alles auseinander fallen. In der That, an die pragmatische Sanktion, für welche Österreich so schwere Opfer gebracht, dachte niemand mehr.

Kaum hatte Karl VI. die Augen geschlossen, als Kurfürst Karl Albert von Bayern sofort mit seinen Ansprüchen hervortrat. Er berief sich auf ein Testament Kaiser Ferdinands I., dessen Tochter Anna der bayerische Herzog Albrecht V. geheiratet hatte; das erwies sich freilich als durchaus unstatthaft, da in jenem Testamente gerade das Gegenteil stand. Die Nachfolge war den Descendenten Annas nicht nach dem Aussterben der „männlichen,“ sondern erst der „ehelichen Nachkommen“ der direkten Linie zugesagt. Aber nun nahm Bayern auf die Ehepakten jenes Paares Bezug, in denen sich Erzherzogin Anna allerdings für den Fall des Aussterbens der österreichischen Manneslinie das Erbe vorbehalten hatte, ohne daß dies freilich präzisiert oder durch eine höhere Autorität bestätigt worden wäre. Auch Spanien sah die im Wiener Bündnisse geleistete Bürgschaft der pragmatischen Sanktion für hinfällig an, da Österreich die in jenem verabredeten Heiratsverbindungen nicht vollzogen habe; nun erhob der Madrider Hof auf Grund von Abmachungen aus dem Jahre 1617[1]) Anspruch auf Böhmen und Ungarn. Daneben wollte Sachsen, obwohl es für den Preis des polnischen Thrones ausdrücklich auf jede Erbforderung an Österreich Verzicht geleistet hatte, sich doch nachträglich eine oder die andere von dessen Provinzen erbitten.

Maria Theresia ließ sich das alles nicht anfechten. Für sie war ihr Recht auf die Länder ihres Vaters unbestreitbar, und sie war nicht gewillt, auch nur ein Titelchen davon aufzugeben. Spanien hatte ja mit dem Kriege gegen England genügend zu thun, und Frankreich rüstete sich, in diesen Kampf mit einzugreifen. Bayern aber, das durch die Verschwendung seiner letzten Fürsten und durch die bigotte Pfaffenherrschaft tief heruntergekommen war, fehlte es an Geld und Soldaten. Ohne Wanken erklärte die Königin ihren lothringischen Gemahl zu ihrem Mitregenten, ja, sie traf Anstalten, demselben die Kaiserkrone zu verschaffen — ihm, der nach dem Verluste seines Stammlandes nicht einmal mehr Reichsfürst war! Fleury versuchte höchstens schüchterne Einwürfe: man glaubte in Wien von neuem an seine unbedingte Friedensliebe.

Da trat Friedrich von Preußen auf. Seine Absicht war, wie wir wissen: erst Schlesien in Besitz zu nehmen, dann darüber zu unterhandeln, um es ganz oder doch zum größten Teile zu behaupten. Dem Minister von Podewils freilich

1) Vergl. Bd. VIII, S. 10 ff.



Maria Theresia.
Kupferstich von Philipp Andreas Kilian (1714—1759) nach dem Gemälde von Martin van Meytens (1698—1770).

und dem Feldmarschall von Schwerin, die er hierbei zu Rate zog, schien das allzu kühn, sogar für die Existenz eines kleinen, rings von feindlichen Nachbarn umgebenen Staates wie Preußen gefährlich. Sie hatten darin nicht unrecht, wie der zweite schlesische und der siebenjährige Krieg gezeigt haben. Aber Friedrich setzte sich über diese Bedenklichkeiten hinweg mit der kecken Zuversicht der Jugend und mit der berechtigten Kühnheit des Genies. Er behandelte seine Minister mit der vollen Überlegenheit seiner Stellung und seines Geistes. „Wenn die Minister von Unterhandlungen sprechen, sind sie geschickte Leute; aber wenn sie vom Kriege reden, gleichen sie einem Irokesen, der die Astronomie vorträge.“ Er beharrte auf seinem Entschlusse, von dem allein er wirklichen Erfolg erwartete. Übrigens war er nicht unbesonnen tollkühn, sondern handelte nach eingehender Erwägung, wie er selbst auseinandersetzt. Trat England auf Seite Österreichs, so mußte Frankreich sich naturgemäß Preußen anschließen, wozu Fleury ihm die beste Aussicht gab, wenn er nur auf die jülich-bergische Erbschaft verzichtete. Nach dem ersten Siege würden Bayern und Sachsen ihre Erbansprüche auf die österreichischen Lande mit den Waffen geltend machen. So faßte er seine Entscheidung. „Unsere Rechtsansprüche,“ schrieb er an Podewils, „sind Sache der Minister und zumal die Eure; es ist Zeit, daran im geheimen zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben.“



Feldmarschall Schwerin. Nach d. Kupferstiche v. Seidel.

Aber er wollte der Entschlossenheit die List beigesellen: völlig unvorbereitet sollte der Gegner überrascht werden. Moralische Bedenklichkeiten kannte Friedrich in der Politik nicht; und wer hätte sie damals wohl gekannt? Es ist lächerlich, dem Könige einen Vorwurf daraus zu machen, daß er mit denselben Waffen kämpfte, deren sich damals jeder Staatsmann bediente. Er hat nur ein Unrecht begangen: er sprach in jugendlichem Übermut frei und unumwunden aus, was andere mit schönen Phrasen zu umkleiden und zu verbergen liebten. „Bindet den Berlinern auf,“ befiehlt er Podewils, „ich hätte Nachricht erhalten, daß der Pfalzgraf — der Inhaber von Jülich-Berg — Ohnmachten habe und man für sein Leben fürchte. Ich bitte Euch, spielt gut meinen Charlatan, nehmt den besten Theriak und guten Flitter, um Eure

Pillen zu vergolden." Er ließ demgemäß der Berliner Garnison einen vorgeblichen Befehl zugehen, sich nach Halberstadt, also nach dem Westen hin, auf den Marsch zu begeben. In Wahrheit wurden die Regimenter, sobald sie in Kriegsbereitschaft waren, sämtlich nach Süden, nach Schlesien, in Bewegung gesetzt.

Inzwischen ließ Friedrich seine Diplomatie arbeiten. Zumal in Wien suchte er die üblen Absichten Sachsens und Frankreichs zu erweisen, um damit die Notwendigkeit darzuthun, daß Österreich selbst mit Opfern die preußische Freundschaft erkaufe. Allein seine wahren Ziele wurden doch allmählich bekannt. Sie begegneten zunächst allgemeiner Mißbilligung; man bezeichnete das Unternehmen als einen Raubangriff, dessen Folgen übrigens auf den Urheber zurückfallen und den Untergang des preußischen Staates herbeiführen würden. Die eigenen Minister und Generale des Königs urteilten nicht anders, ebenso das Publikum in Preußen und zumal in Berlin. Man tadelte diesen neuen Karl XII., dessen blinde Tollkühnheit den Ruin des Landes bewirken werde; seine Soldaten würden desertieren, des Vaters Schatz bald erschöpft sein. Fleury nannte ihn einen Prahler, Ludwig XV. bezeichnete ihn als einen Narren. Der Fürst von Dessau ging so weit, direkte Vorstellungen an den König zu richten. Friedrich ließ sich das alles wenig kümmern. Dem „Alten Dessauer" antwortete er mit einer scharfen Lektion über den militärischen Gehorsam. Er war voll Mut und Zuversicht, voll Vertrauen auf seinen Stern und sein Talent. Er wollte ganz allein die Sache leiten, „auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde."

Am 13. Dezember, unmittelbar vor einem Maskenballe, reiste Friedrich zu seinem Heere ab, das, 22000 Mann stark, am 16. Dezember die schlesische Grenze passierte. „Ich habe den Rubikon überschritten," schrieb er, „mit wehenden Fahnen und schlagenden Trommeln. Alles wird nach Wunsch gehen. Ich bin ein fröhlicher Feldherr an der Spitze fröhlicher Truppen." Erst da schickte er den Grafen Gotter nach Wien, um hier für den Preis der Abtretung Schlesiens ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich anzubieten. Ein Teil der Wiener Minister riet dringend dazu, mit einem Opfer, das man ja möglichst geringfügig gestalten könne, die schätzbare Unterstützung Preußens zu erkaufen. Abermals war es Bartenstein, welcher von keinem Vertrage hören wollte und zu einer gewaltsamen Politik riet. Maria Theresia hielt viel zu sehr an ihrem guten Rechte fest, um nicht Bartenstein zuzustimmen. In der That wäre die Annahme der preußischen Forderung unter den Umständen, in denen sie vorgebracht, entehrend für die Königin und für Österreich-Ungarn gleichbedeutend mit dem Verluste der Großmachtsstellung gewesen. Die Antwort der Wiener Regierung lautete nicht nur abweisend, sondern wegwerfend; ein heftiges Manifest machte sie ganz Europa bekannt. Friedrich antwortete durch eine Streitschrift, welche das treulose Verfahren des Kaiserhofes in der Jülicher Sache und zumal in der Angelegenheit des Schwiebuser Reverses der Welt enthüllte. Der Krieg war erklärt zwischen der österreichischen Großmacht und dem kleinen preußischen Staate.



Transskription

des: Schweinitz, d. 16. Decbr. 1740 datierten Briefes
von Friedrich dem Großen an den Staatsminister von Podewils zu Berlin:

à Schweinitz, 16. décembre 1740.

Mon cher Podewils. J'ai passé le Rubicon enseignes déployés et tambour battant; mes troupes sont pleines de bonne volonté, les officiers d'ambition, et nos généraux affamés de gloire, tout ira selon nos souhaits, et j'ai lieu de présumer tout le bien possible de cette entreprise. . . . . . Ou je veux périr ou je veux avoir honneur de cette entreprise, mon coeur me présage tout le bien du monde: enfin un certain instinct, dont la cause nous est inconnue, me prédit du bonheur et de la fortune, et je ne paraîtrai pas à Berlin sans m'être rendu digne du sang dont je suis issu, et des braves soldats que j'ai l'honneur de commander. Adieu, je vous recommande à la garde de Dieu. *Federic.*

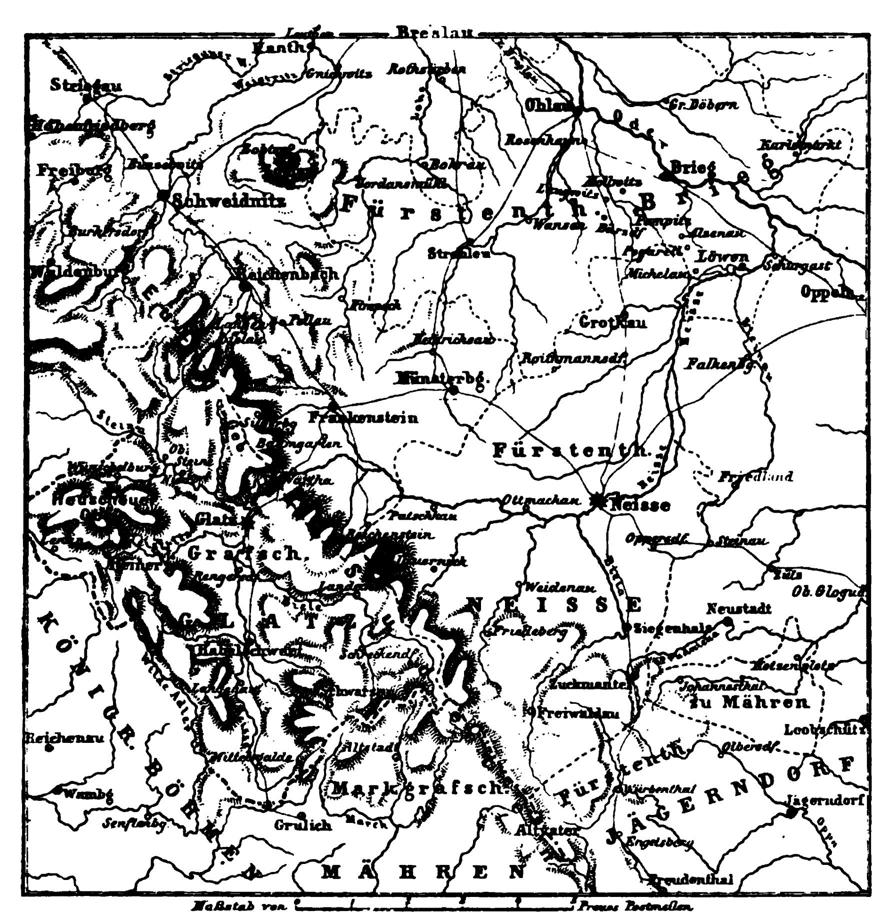
à Schweinitz ce 18.

Mon cher Podewils. J'ai passé le Rubicon

Enseignes déployées et tambour battant. Mes



Das frische Selbstvertrauen Friedrichs wurde zunächst durch die Umstände völlig gerechtfertigt. Die preußische Armee fand in der That geringen Widerstand. Nur 7000 Österreicher hielten Schlesien besetzt; nur die drei Festungen Glogau, Brieg und Neiße waren imstande, sich zu verteidigen. Die Protestanten, welche in Niederschlesien die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten,



Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes vom April 1741.

waren glücklich, der kleinlichen religiösen Unterdrückung durch die kaiserlichen Beamten zu entgehen, und leisteten den Preußen allen Vorschub. Die Einwohnerschaft von Breslau nötigte den Magistrat, sich unter Wahrung der weitgehenden politischen und militärischen Rechte der Stadt dem Preußenkönige zu unterwerfen. Die Katholiken wurden durch Zusicherung vollständiger Religionsfreiheit beruhigt. Die strenge Mannszucht der preußischen Soldaten fiel

angenehm auf im Vergleich mit dem zuchtlosen Treiben der Kroaten und Ungarn im kaiserlichen Heere. Bis Ende Januar 1741 war ganz Schlesien erobert, mit Ausnahme jener drei von den Preußen blockierten Festungen. Das Schwierige war aber nicht die Erwerbung, sondern die Behauptung.

Einen großen Eindruck brachte dieser mühelose Gewinn zunächst in Europa nicht hervor. Kardinal Fleury zeigte sich fortgesetzt Preußen günstig, wagte aber nicht, sich bestimmt zu erklären. Dagegen verbündeten Kursachsen und England sich mit Österreich. Großbritannien war freilich durch seinen Krieg mit Spanien völlig in Anspruch genommen und Sachsen war, dank der Verschwendung seines Hofes, ungerüstet. Die Beobachtungsarmee, die Friedrich in einer Stärke von 30000 Mann unter dem Befehle des „Alten Dessauers" an die sächsische Grenze postierte, war mehr als hinreichend, dieses Land im Zaume zu halten. Die eigentliche Entscheidung mußte in Schlesien selbst fallen, wo nunmehr endlich eine österreichische Armee erschien.

Bis zum März 1741 hatte die Wiener Regierung mit der größten Anstrengung ein Korps von 25000 Mann zusammengebracht, dessen Befehl dem Feldmarschall Grafen Neipperg anvertraut wurde. In Wien war man voll Zuversicht, die erprobten kaiserlichen Scharen würden mit Leichtigkeit die preußischen „Paradesoldaten" aus Schlesien wegfegen.[1]) Zunächst ließ sich alles gut für die Österreicher an. Neipperg konnte freilich Glogau nicht mehr retten, das der Erbprinz von Dessau mit stürmender Hand nahm. Allein er entsetzte Neiße und erschien, da die preußischen Quartiere allzu weitläufig angelegt waren, plötzlich inmitten von Friedrichs Heer. Ein energischer Feldherr hätte das letztere geteilt aufreiben und vernichten können; Neipperg aber zögerte so lange, bis Friedrich seine zerstreuten Korps glücklich aus dem oberen nach dem mittleren Schlesien zusammengezogen hatte und bei Mollwitz, 10. April 1741, seinerseits den Feind überraschend angreifen konnte. Die preußische Kavallerie wurde jedoch von der österreichischen beim ersten Ansturm geworfen, der König selbst von seinen fliehenden Gendarmen vom Schlachtfelde mit fortgerissen. Allein an der unerschütterlichen Festigkeit des preußischen Fußvolks und an seinem furchtbaren Feuer scheiterten alle Attacken der braven österreichischen Reiter: und als dasselbe dann, vom Feldmarschall Schwerin geführt, auf die neu ausgehobene feindliche Infanterie losging, suchte diese ihr Heil in schleuniger Flucht. Freilich war der preußische Verlust ein ungeheurer: von dem ersten Bataillon Garde, das mit 800 Mann in die Schlacht gerückt, waren am Abend nur 180 Dienstfähige übrig; und doch hatte es keinen Schritt zurückgethan! Mit dem königlichen Freimute, der Friedrich auszeichnete, gesteht er in seiner „Geschichte meiner Zeit": daß er mit Neipperg um die Wette Fehler begangen; „was die Preußen eigentlich gerettet, war ihre Tapferkeit und ihre Mannszucht."

Die Schlacht war an sich wenig bedeutend. Nur kleine Heere hatten sich gegenüber gestanden. Der Verlust der Österreicher war kaum größer als der

1) Relaz. di P. A. Capella, S. 231.

Ao. 1741.

Sonnabend,



Berlinische Nac[...]

von

Staats- und gelehr[...]

Berlin, vom 14. Jenner.

Schreiben eines Preußischen Officiers

Vom Breslau, den 5ten Jan. 1741.



ie seynd ungehalten, daß ich noch nicht an Sie geschrieben; da es mir aber unmöglich gewesen, so werden Sie es nicht übel auslegen, um so viel mehr, da ich Ihnen hierdurch von allem was biß ietzo von uns ist verrichtet worden, Nachricht gebe.

Den 13 Decembr reisete der König von Berlin ab, und nahm sein Nachtlager in Franckfurth

Den 14ten speiseten höchst Dieselben Mittags zu Crossen, wo Sie, 1 Escadron von den Gensd'armes,

3 der Hu
Regimen
nigl. Ma
schall Gr
ant Com
Artillerie
an.

Den 1
letzt mar
anzurücke
auch unt
ter anzuo
gen Land
nicht hin
Generali
sich auch
fehle ein
die Krieg
se, wie n
solte.

Wasser se
sich derer F
zu, bemäch
Husaren ei
Lichtenstein
cirer und
worden.

Nun sin
und ausser
indem sei
ausser Br
tung liegen
guten Wet
Arbeit von
Marschall
Flügel sein
heute od
wird in den
rücke lassen
bedecken.
selbst zum
auf 8 Mor
Majestät e
daß es un
fehlen kan
die Armee,
men haben

Das W
änderung
Landmann
Soldaten,
Adel weis
zeugen des

Gewiß
sich besser
lagen, wod
länger ertr

Unsere S
den von de
Kranke ha
Zeit wir u
serteurs ge
wieder zuge
so daß unse
daten besiel
und besser

gen. Vermuthlich, wird dieses Detachement
leinen Städte, nach der Pohlnischen Grenze
tigen. An eben diesem Tage, brachten unsre
nen Quartiermeister und 8. Dragoner vom
lischen Regimente, so von einem unsrer Offi-
7. Husaren, zu Oels waren aufgehoben

.o wir endlich Herren von der Hauptstadt,
etwas wenigem von ganz Niederschlesien,
n Ort ist, der Wiederstand thun könnte,
ieg. worinnen 4. Bataillons zur Besa-
. Ich glaube, wir werden es damit, bis zum
ter anstehen lassen, und alsdenn wird es eine
etlichen Tagen seyn Der Herr General Feld-
Graf von Schwerin setzet mit dem rechten
en Marsch fort bis an die Neisse, welches
r Morgen geschehen wird. Der König
hiesigen Vorstädten, einige Bataillons zu-
, um die aufzurichtende Vorrathshäuser zu
Wir finden Getreyde genug in der Stadt
Verkauff, zu Unterhaltung 30 tausend Mann,
lat; Dem ungeachtet, lassen Se königl.
ben so viel noch aus Preussen kommen, also
an Unterhalt bis künftigen Winter nicht
Wann schon die Nothwendigkeit erfoderte,
die wir zum künftigen Feldzuge hier zusam-
, zu verdoppeln.
ist in diesem Lande scheinet recht eine Ver-
der Herrschaft gewünscht zu haben. Der
freuet sich über die gute Kriegeszucht unserer
und daß man ihm so gut begegnet; Und der
sich über das gnädige und freundliche Be-
Königs nicht genug zu verwundern.
ie haben auch Ursach dazu, das Land wird
lls vorher befinden, denn es konnte die Auf-
rch es so gar sehr mitgenommen ward, nicht
agen
Soldaten befinden sich in denen besten Umstän-
Welt Raum daß ein Regiment 15 bis 20.
; Ja solten sie wohl glauben, daß seit der
sere Grenzen verlassen, wir nur 12. De-
abt, davon uns doch 5. durch die Bauern,
bracht worden: 8 Mann sind nur gestorben,
gänzlicher Verlust bis anietzt aus 15 Sol-
et. Die Pferde halten sich vollkommen gut,
als ichs geglaubet; Den Eiffer und die Wil-
fährigkeit der Soldaten kann ich ihnen nicht genug be-
schreiben.

Alles was ihnen mißfält ist, daß sie keinen Feind
zum schlagen antreffen. Auch tragen Se. königl Maj.
eine solche grosse Sorgfalt für sie, daß dieselbe ausser
ihrem ordentlichen Sold, den Winter durch, noch Brod
und Fleisch bekommen werden. Morgen sollen wir
von hier aufbrechen, wahrscheinlich um uns der Stadt
Olau zu bemächtigen, wo ein befestigtes Schloß mit 3.
oder 400 Mann Besatzung, unter dem Commando des
Obersten Formantini, seyn soll: Nach diesem dürffte
die Bloquirung der Stadt Brieg vorgenommen wer-
den. Und so dann werden Wir uns wohl zu Unserm rech-
ten Flügel an den Ufern des Neiß Flusses, wieder wenden.

Diesen Abend wird der König denen Dames die-
ser Stadt einen grossen Ball geben.

Versailles, vom 30 December.

Vorige Woche hatte der Prinz von Cantimir auſ-
serordentlicher Gesandter vom russischen Hofe, bey dem
Könige Audienz, und machte die neue Regierung be-
kannt. Der König hat nunmehr die Trauer um die ver-
storbene Kayserinn von Rußland abgelegt. Man weis
aber noch nicht, wenn man um den verstorbenen Kay-
ser zu trauren anfangen wird, indem man den Brief,
welchen die Erzherzoginn deßwegen an den König ge-
schrieben. noch nicht hat annehmen können, weil Sie
Sich in demselben den Titel einer Herzoginn von Bur-
gund beygelegt, wofür sie der König nicht erkennen
will. Man versichert auch, daß man die Ritter vom
göldenen Vliesse, welche der Herzog von Lothringen Ihr
Gemal als Großmeister dieses Ordens gemacht, nicht
dafür werde gelten lassen. Demungeachtet hat der Car-
dinal von Fleury den wienerischen und den holländi-
schen Gesandten versichert, daß Se. Majestät in allem
die pragmatische Sanction würden bey ihrer Wirkung
zu erhalten suchen.

Constantinopel, vom 28 November.

Die Pest nimmt nun allmälig hier ab. Wenigstens
sterben doch täglich nicht mehr als 60 bis 70. Personen.
Diejenigen die sich in dem Gefolge des Grafen von Uh-
lefeld an den ansteckenden Krankheiten übel befunden
haben, sind bis auf ihrer wenige wieder gesund worden.
Die Minister der Pforte und die fremden Gesandten
bewirthen einander sehr öfters Der Graf von Bonne-
val hat diesen Gebrauch am ersten unter den Türken ein-
geführt.



Friedrichs II. eigenhändiger Plan der Schlacht von Mollwitz. Facsimile-Nachbildung des durch v. Orlich aus dem Archive von Dessau veröffentlichten Originals.

preußische. Aber wichtig waren die Folgen. Zunächst kapitulierte Brieg, so daß nur Neiße sich noch in der Gewalt der Österreicher befand. Das Urteil des Publikums über Friedrichs Unternehmen, über Preußens Bedeutung schlug plötzlich ganz und gar um. Gerechtfertigt war nachträglich das Militärsystem Friedrich Wilhelms I. Es hatte sich gezeigt, daß er die preußische Infanterie nicht nur zu guten Paradesoldaten, sondern auch zu gewandten und unerschütterlichen Kriegern ausgebildet hatte. Man hatte den Feldzug Friedrichs als eine Tollkühnheit, als ein Verbrechen gegen den eigenen Staat verurteilt: jetzt pries man ihn als heroisch, als höchst aussichtsreich. Alle Gegner des Hauses Habsburg-Lothringen fühlten sich ermutigt, den Spuren des Preußenkönigs zu folgen und die österreichischen Länder als herrenlose Beute zu behandeln — ein Ergebnis, das Friedrich wohl kaum gewünscht hatte.

Zunächst beschloß Bayern die gewaffnete Durchführung seiner Erbansprüche.

Schon Kurfürst Max Emanuel und dann nach ihm (seit 1726) dessen Sohn Karl Albert hatten ihr ganzes Augenmerk darauf gerichtet, nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen des Hauses Habsburg das Erbe der alten österreichischen Lande sowie der Kaiserkrone anzutreten. Aber sie hatten sich darauf nicht vorbereitet durch weise Sparsamkeit, durch Aufrichtung einer achtunggebietenden Militärmacht, durch weise Schonung und Förderung der materiellen Hilfsquellen ihres Landes — sie zogen es vor, unbekümmert ein liederliches, verschwenderisches, sorgloses Regiment zu führen, in der Hoffnung, daß im Notfalle Frankreich schon für den alten bayerischen Verbündeten eintreten werde. Allein selbst diesen Plan wußte der gutmütige, brave, lebenslustige, aber herzlich unbedeutende Karl Albert nicht durchzuführen. Er stand mit Frankreich in guten Beziehungen; aber er hatte von demselben keinerlei bestimmte Zusagen erlangt, als Karl VI. starb. Im Gegenteil, der französische Hof fühlte zunächst wenig Neigung, in den deutschen Angelegenheiten irgend entschieden Partei zu nehmen. Kardinal Fleury, fast neunzigjährig, war durch sein hohes Alter noch unbedingt friedfertiger gestimmt, als früher. Der König aber war allzu sehr in seinen Vergnügungen befangen, als daß er zu kriegerischen Abenteuern Lust verspürt hätte. Er lag nicht allein mehr seiner kindisch übertriebenen Vorliebe für die Jagd ob, über die er förmliche Abhandlungen ausarbeitete, und für die er immer neue Schlösser anlegte;[1]) endlich hatte er sich von seinen verderbten Höflingen auch zu schlimmeren Lastern verleiten lassen. Das üble Beispiel und die Verlockungen seiner Umgebung, die Häßlichkeit und das kühle Benehmen seiner alternden und bigotten Gemahlin hatten schließlich seine frommen Bedenken und seine große Schüchternheit überwunden. Seit dem Jahre 1733 war er in die Schlingen der Frau von Mailly gefallen, der ältesten Tochter des Marquis von Nesle, einer geistig wenig bedeutenden Frau, die übrigens den schönen, jungen Herrscher aufrichtig

---

1) Jobez III, 108 f.



König Ludwig XV. von Frankreich.

Nach dem Kupferstiche von Joh. Georg Wille (1715—1808); Originalgemälde von Joh. Kasp. Heilmann († 1760).



liebte. Ludwig XV. hatte durchaus keine Lust, sich aus dem engen Kreise, in den seine Vergnügungen ihn gebannt hielten, loszureißen. Auch war er viel zu streng katholisch, um sich mit dem preußischen Ketzer gegen die rechtgläubige Königin von Ungarn verbünden zu wollen. Endlich stand Frankreich auf dem Punkte, den spanischen Bourbonen gegen den englischen Angriff zu Hilfe zu kommen: um so weniger verspürte seine Regierung Lust, auch in Deutschland kriegerisch einzugreifen. So beschloß man, weder die vertragsmäßige Beschützung der pragmatischen Sanktion, noch die Verteidigung der bayerischen Ansprüche zu übernehmen. Zur ersteren wäre der König wohl verpflichtet gewesen; allein er brauchte die Ausrede, daß man bei der Zusicherung der Garantie selbstverständlich die Rechte dritter stillschweigend vorbehalten habe. „Wir haben nichts weiter zu thun," rief Ludwig aus, „als auf dem Berge Pagnotte zu bleiben." „Eurer Majestät wird es da kalt werden," erwiderte der Marquis von Souvré, „denn Ihre Vorfahren haben auf demselben nicht gebaut."

In der That, alle jugendlichen Elemente des Hofes und des Adels wünschten dringend den Krieg, gegen oder mit Österreich, einerlei, nur ein kräftiges Eingreifen, das der Stellung und dem Ruhme Frankreichs entspreche und nebenbei Gewinn und Beute verheiße. Der Führer dieser Aktionspartei war Karl Ludwig Fouquet Marquis von Belle-Isle. Geboren im Jahre 1684, hatte Belle-Isle schwer unter der Ungnade zu leiden gehabt, mit der seit dem Sturze seines Großvaters, des Finanzintendanten,[1] Ludwig XIV. seine ganze Familie bedacht hatte. Durch tollkühnen Mut, durch zahlreiche Wunden hatte er sich den Generalsrang erwerben müssen. Er vereinte alle Gaben: ein tapferer und glücklicher Soldat, war er zugleich ein Muster weltmännischer Eleganz, trefflicher Verwalter, vorzüglicher Finanzmann, gewandter Schriftsteller. Er war unermüdlich in der Arbeit, aber auch von grenzenlosem Ehrgeize erfüllt. Jetzt wünschte er dringend, mit einer Sendung in Deutschland betraut zu werden, um sich zu dessen Schiedsrichter aufzuwerfen und Frankreich in einen Krieg mit Österreich hineinzuziehen. Dieser stete Gegner der französischen Vorherrschaft in Europa sollte zerstückt, Deutschland, in mehrere Mittelstaaten gespalten, als gehorsamer Vasall Frankreich zu Füßen gelegt werden. Solch großes Werk auszuführen, das Frankreich für immer zur leitenden Weltmacht erheben sollte, hielt sich Belle-Isle für berufen.

Die Ernennung Belle-Isles zum französischen Gesandten bei dem Wahltage zu Frankfurt, der einen römischen Kaiser zu küren hatte, war der erste Erfolg der anti-österreichischen Partei in Versailles und der bayerischen Ansprüche. In der That gewann der Marquis die rheinischen Kurfürsten für die Wahl Karl Alberts. Nun war dieser entschlossen, mit Preußens, Frankreichs und dessen Verbündeter Hilfe loszuschlagen. Am 29. Mai 1741 unterzeichnete er in seinem Lustschlosse Nymphenburg mit Spanien einen Vertrag, durch welchen das letztere ihm eine einmalige Subsidie von 800 000 Livres

---

1) S. Bd. VIII, Seite 355 f.

und weiter monatlich 80 000 Gulden zusagte, damit er die Kaiserkrone, sowie das Erzherzogtum Österreich, Böhmen, Tirol und den Breisgau erwerbe; dafür sollte er Spanien zu den italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg verhelfen.[1]) Bemerken wir noch, daß auch Kurhessen, durch das Versprechen der Erwerbung von Mähren und Oberschlesien geködert, bald darauf die österreichische Partei verließ und dem Nymphenburger Bündnis beitrat. Frankreich selber versprach bestimmt eine Hilfe von Geld und Menschen; um die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, begab sich Belle-Isle nach Versailles. Aber schon vorher war ihm ein entscheidender Erfolg in Schlesien gelungen.



Marschall Belleisle.
Nach dem Kupferstiche von Mellini; Originalgemälde von Maurice Quentin de la Tour (1703—1788).

1) Daß nicht, wie bis vor kurzem allgemein angenommen wurde, Bayern zu Nymphenburg gleichfalls mit Frankreich, und zwar in demütigendster Weise abgeschlossen habe, ist sowohl von Heigel (Augsb. Allgem. Zeitung 1873, 5. 6. Sept. Beilage), als auch von J. G. Droysen (Abhandlungen zur neueren Gesch., Leipzig 1876, S. 227—255) überzeugend nachgewiesen worden. Dafür spricht auch in unzweideutiger Weise das gleichfalls von Heigel veröffentlichte „Tagebuch Kaiser Karls VII." (München 1883). — Die letzten Einwendungen sind widerlegt von Heigel „Zur Gesch. des sogen. Nymphenburger Traktates" (Sitzungsber. der bayer. Akad. d. Wissensch., 1884, Phil.-hist. Kl., S. 211 ff.).

Hier hatten sich, in dem Lager Friedrichs bei Strehlen, die Gesandten ganz Europas versammelt, um den Sieger von Mollwitz auf die Seite ihrer Auftraggeber zu ziehen; unter ihnen auch der gewöhnliche französische Botschafter Marquis Valory und der Marschall Belle-Isle. Indes so dringend dieselben ihn zu einer förmlichen Allianz mit Frankreich zu veranlassen suchten, Friedrich wollte sich nicht zu ihr bestimmen, einerseits weil er den Ehrgeiz und die Herrschsucht des Versailler Hofes fürchtete, dann weil er lieber durch die Vermittelung Englands zu einem erträglichen Frieden mit Österreich gelangt wäre. Unter allen erdenkbaren Vorwänden, wie seine nie verlegene Einbildungskraft sie lieferte, hatte er die Reise der Franzosen verzögert. „Man muß Mittel finden," schreibt er Ende April an Podewils, „Herrn von Belle-Isle höchlichst zu schmeicheln und ihm die größte Lust zum Abschluß zu zeigen, und doch zugleich diesen Akt zu verschieben, bis zum Augenblicke, wo wir unsere Flöten mit den Engländern gestimmt haben." Er war bereit, Hannover das Bistum Hildesheim und mehrere mecklenburgische Ämter zu verschaffen, wenn die Engländer ihm Niederschlesien mit Breslau von Österreich auswirkten. Da mußte er jedoch erleben, daß alle die schönen Worte, welche ihm die britischen Diplomaten bisher gegeben hatten, von den Thatsachen grausam Lügen gestraft wurden.

Walpole hätte allerdings dringend ein freundliches Verhältnis zu Preußen gewünscht, aber seine Stellung war bereits so erschüttert, daß er sich ebenso wenig, wie der Opposition, dem Willen des Königs zu widersetzen wagte. Georg II. hatte für sein hannoversches Stammland, wo er unumschränkter Herr war, ein bei weitem lebhafteres Gefühl, als für England. Das hannoversche Interesse aber schien ihm zu fordern, daß man den preußischen Nachbarn nicht allzu mächtig werden lasse, im Gegenteil ihn zerkleinere und bei so guter Gelegenheit überdies einige Ämter für Hannover gewinne. Deshalb war Georg von Beginn des schlesischen Krieges an entschlossen, sich auf Österreichs Seite zu schlagen, und machte aus dieser seiner Absicht gar kein Hehl. „Das ist ein Fürst ohne Treu' und Glauben," sagte er von Friedrich dem sächsischen Gesandten, „man muß ihm die Flügel beschneiden, er ist uns beiden zu gefährlich." Geradezu auf die Teilung der preußischen Monarchie waren seine Pläne gerichtet. Im April 1741 eröffnete er das Parlament mit einer Thronrede, in der er die Welt zur Verteidigung der heiligen pragmatischen Sanktion aufrief und verkündigte, daß er mit 24 000 Mann für dieselbe in den Kampf zu ziehen entschlossen sei. Wirklich bewilligte das Parlament einstweilen 300 000 Pfund Hilfsgelder für die Königin von Ungarn. Überall hetzten seitdem die englischen Gesandten zum Kriege gegen Preußen.

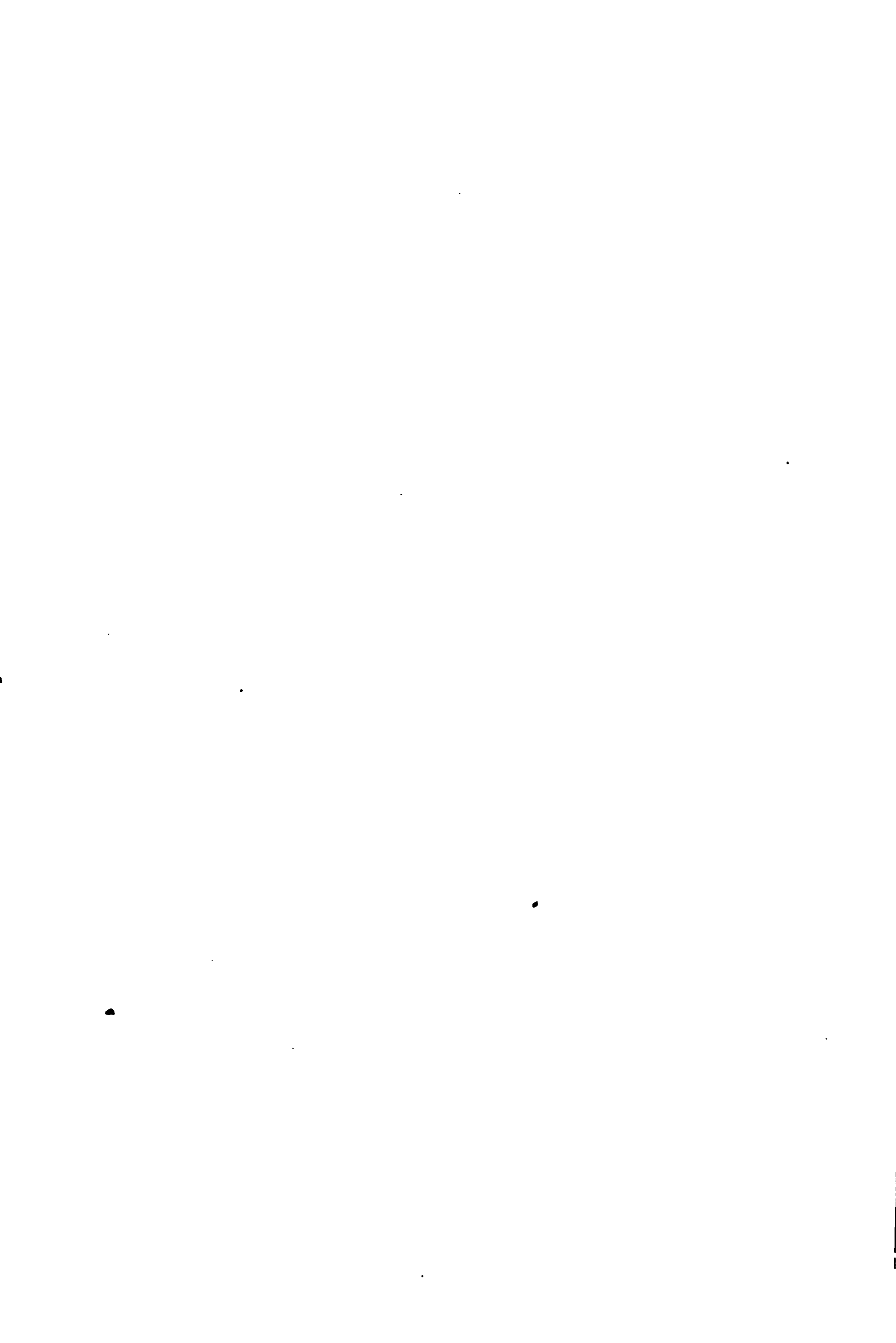
Die Parteinahme Georgs II. war ein überaus unkluger Schritt und selbst für Maria Theresia keineswegs vorteilhaft. Diese Thatsache hat allen Bedenklichkeiten Fleurys und Ludwigs XV. ein Ende gemacht. Sobald England für Österreich eintrat, mußte Frankreich sich auf die entgegengesetzte Seite schlagen. Nun war aber auch bei Friedrich von keinem Zögern, von

keinem Unterhandeln mehr die Rede. Er schrieb an Podewils: „Ich, der ich mich schämte, von einem Italiener mich hintergehen zu lassen, würde aus der Haut fahren, wenn ich zum Spielzeuge eines hannoverschen Kerls geworden wäre." Er riß den noch immer widerstrebenden Podewils mit fort; am 5. Juni 1741 mußte derselbe, im tiefsten Geheimnis, zu Breslau mit Valory abschließen: für die Garantie Niederschlesiens mit Breslau durch den französischen König verzichtet Preußen auf die jülich-bergische Erbschaft. Beide Mächte verpflichten sich, dem Kurfürsten von Bayern zur Kaiserwahl zu verhelfen, Frankreich, demselben ein Heer zur Unterstützung zu senden, überdies, damit Rußland an jedem Angriffe auf Preußen verhindert werde, Schweden zum Kriege gegen jenes zu bestimmen. So war der Weltkampf eröffnet, den Friedrich und Fleury im Grunde hatten vermeiden wollen. Der König war durch das treulose Benehmen Englands zu demselben genötigt worden, der Kardinal — ähnlich wie Walpole — durch die Furcht, sonst von der Kriegspartei aus seiner Stellung vertrieben zu werden. „Ich fühle wohl," sagte er zum hannoverschen Gesandten, „daß das einzige Mittel, meinen Ruhm zu bewahren, die Abdankung wäre; aber ein Ehrenmann schuldet sich seinem Fürsten und dem Staate, und nicht seinem Ruhme. Es wäre zu fürchten, daß sonst ein Tollkopf das Ministerium erhielte." [1]) Schwächliche Ausflüchte der Selbstsucht!

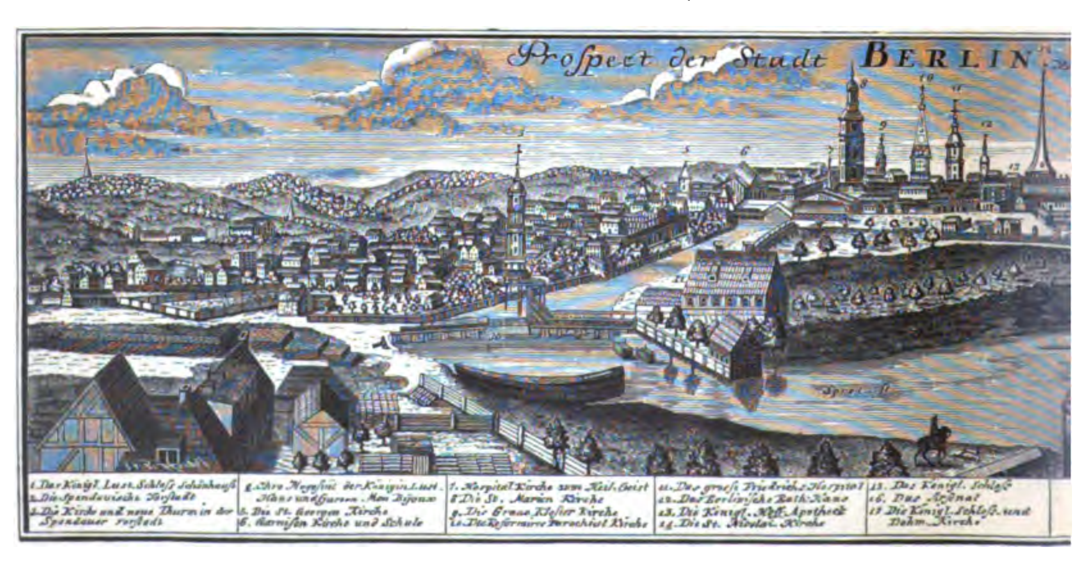
Friedrich versicherte seine neuen Alliierten seiner aufrichtigen Freundschaft und Ergebenheit. „Ich bin besserer Franzose als Sie selbst," schrieb er sowohl an Fleury als an Belle-Isle. Aber zugleich hielt er das Bündnis sorgfältig vor den Engländern verborgen; er ließ vielmehr Georg II. in liebenswürdigster Weise seine Zuneigung ausdrücken, — „auf daß Uns allemal die Gelegenheit offen bleibe, wenn die Umstände es dereinst erfordern möchten, mit demselben wieder zu renuieren." Ehrlich und gerade war eine solche Politik gewiß nicht: aber keiner von den anderen Mitspielenden meinte es aufrichtiger. Wenigstens war das Verfahren Friedrichs ebenso geschickt, wie seine Absichten richtig. Er wollte verhüten, daß die Franzosen ihre eigentlichen Zwecke durchsetzten: nämlich die österreichische Monarchie zwischen Preußen, Sachsen, Bayern und Maria Theresia zu zerstückeln, dadurch das letzte Gegengewicht ihrer eigenen Allgewalt auf dem Kontinent zu vernichten, Deutschland durch ihre Diplomatie und ihre Heere zu beherrschen, ihre Verbündeten zu ihren Sklaven zu machen. Darum wollte er sich die Möglichkeit offen lassen, zu rechter Zeit von dem französischen Systeme wieder abzuschwenken.

Übrigens hat er von Beginn an die Franzosen gewarnt und ihnen deutlich gesagt, daß sie nur so lange auf ihn zählen könnten, als sie selber alle Bedingungen des Breslauer Vertrages ohne Wanken erfüllten. Insofern haben neuere französische Schriftsteller Friedrich sehr ungerechterweise der Treulosigkeit beschuldigt. „Glauben Sie nicht," schreibt er schon vierzehn Tage nach

1) Dove, I, 82, Note.



Ansicht von Breslau. Facsimile aus: F. B. We



Facsimile einer Ansicht von Berlin

der Oder Seyten

...er zu S. Albrecht. 16. Kirch der PP. Jesuiten auf der Burg. 21. Stadt Rathaus.
...rn. 17. Jesuiter Thurn. 22. Minoriten Kirch zu S. Dorothea.
...zu S. Claren. 18. S. Maria Magdalena Kirch. 23. S. Elisabeth Luthr. Haubt Kirch.
...euz Her Kirch. 19. Observatorium u. Jesuiter Schule. 24. Das Zeughaus.
20. Das Oder-Thor. 25. Franciscaner Thürnel. 26. S. Barbara Kirch. 27. Der Werder.

...er, Scenographia Urbium Silesiae; vom Jahre 1752.



...n Fuße eines Stadtplanes von 1737.

Abschluß des Vertrages an Valory, „daß ich unter anderen Voraussetzungen Verbündeter Ihres Königs geworden bin, und rechnen Sie auf mich nicht mehr, als wie Sie selbst Ihre Verpflichtungen erfüllen. Melden Sie das dem Kardinal und Herrn von Belle-Isle; denn wenn man in Frankreich daran denkt, mich zu hintergehen, so täuscht man sich." Als Fleury abermals zu zögern und unsicher zu werden schien, drohte der König unverhohlen mit seinem Rücktritt vom Vertrage: „Wenn der Kardinal keine Lust hat, Krieg zu führen, so muß er auf mein Bündnis verzichten." Man sieht, Friedrich hat die Franzosen vom ersten Augenblicke an über seine Absichten und Bedingungen nicht in Zweifel gelassen und ihnen dieselben offener auseinandergesetzt, als das sonst damals gebräuchlich war. Wirklich hielt er sich den ganzen Sommer hindurch ruhig, abwartend: das einzige, was er unternahm, war, österreichischen



Medaille auf die Eroberung von Breslau. Originalgröße; Silber.

Zettelungen in Breslau gegenüber, die Besetzung dieser Stadt mit preußischen Truppen, womit ihre Neutralität und exzeptionelle Stellung von selbst aufhörte.

Im August 1741 aber geschah dem Drängen Friedrichs Genüge: seine neuen Verbündeten setzten sich in Bewegung.

Auf zwei Alliierte hatte Maria Theresia, wie ihr Vater, ihre Hoffnungen gebaut: auf England und Rußland. Wirklich hatten beide den besten Willen, ihr zu helfen. Allein beide wurden damals durch anderweitige Kämpfe völlig lahm gelegt. Das schmähliche und verlustreiche Scheitern der englischen Unternehmungen gegen Cartagena und Santiago de Cuba verhinderte England, an anderes, als seinen Seekrieg zu denken. Gegen die Russen aber ließ Frankreich Schweden los.

Von den beiden Parteien, welche, beide gleich nichtsnutzig, den schwedischen Reichsrat spalteten, hatte im Jahre 1735 die der Russenfreunde, der „Mützen," gesiegt. Als nun aber Frankreich zur Strafe seine Subsidien zurückhielt, als seine Freunde die Schmach der Friedensschlüsse von 1721 her-

vorhoben und den Krieg mit Rußland zur Wiedergewinnung der nationalen Ehre und der baltischen Provinzen predigten: da fand auf dem langen Reichstage der Jahre 1738 und 1739 ein völliger Umschwung statt. Hier hatten die „Hüte“ die überwiegende Mehrheit, welche sie benutzten, um durch die Stände ihre Gegner aus dem Reichsrate zu entfernen und mit Frankreich ein zehnjähriges Bündnis zu schließen. Seitdem drohte der Krieg zwischen Rußland und Schweden beständig auszubrechen. Frankreich aber glaubte jetzt die Zeit zu einem solchen gekommen, um Österreich und England der russischen Unterstützung zu berauben. Auf sein Betreiben erklärte Schweden im August 1741 dem Zarenreiche den Krieg. Freilich führte es denselben schlecht genug. Die russischen Generale Keith und Lascy brachen in Finnland ein und besiegten die Schweden bei Wilmanstrand (3. September 1741): allein Rußland konnte doch einstweilen nicht daran denken, seine Truppen auf dem westeuropäischen Kriegsschauplatze zu verwenden.

Inzwischen hatte Belle-Isle in Versailles durch sein Ungestüm, durch seine Drohungen und seine Intriguen mit den königlichen Mätressen, Madame von Mailly und deren anmutiger Schwester Fräulein von Vintimille, den widerstrebenden Fleury zu energischen Entschlüssen fortgerissen. Ohne an Österreich oder England förmlich den Krieg zu erklären, wollte man doch Bayern sowie Spanien zu Hilfe kommen. Belle-Isle, zum Marschall erhoben, sollte mit 40 000 Mann den Oberrhein überschreiten und sich unter den Befehl Karl Alberts stellen. 30 000 Mann unter dem Marschall Maillebois sollten als spanisches Hilfskorps gegen Hannover operieren. Von diesen Aussichten ermutigt, besetzte der bayerische Kurfürst Passau (Ende Juli 1741) und drang dann in Oberösterreich ein, wo alle Klassen der Bevölkerung sich ihm bereitwillig unterwarfen: so unbeliebt waren die Habsburger in den Kernlanden ihrer Monarchie. Der Weg nach Wien stand den Bayern und ihren französischen Alliierten offen. Friedrich hatte ihnen dringend geraten, denselben einzuschlagen und auf den Mauern der österreichischen Hauptstadt den Frieden zu diktieren. Wie staunte er, als sie sich plötzlich nach Norden, nach Böhmen, wandten, so geflissentlich Maria Theresia Zeit zum Sammeln ihrer Kräfte ließen! „Wenn wir Wien haben,“ antworteten die Franzosen den Preußen auf deren Klagen, „braucht uns der Kurfürst nicht mehr, und das wäre durchaus gegen unsere Rechnung.“ [1]) Einstweilen war Karl Albert, der infolge seiner Verschwendung nur 12 000 Mann schlechter Truppen besaß, mitsamt seinem von den französischen Regimentern überzogenen Lande gänzlich in der Gewalt Frankreichs. Und gleichzeitig trug das letztere noch einen anderen Erfolg davon: Georg II. ließ sich von der Annäherung der Armee Maillebois' ebenso erschrecken, wie er kurz vorher übermütig und phantastisch in seinen Entwürfen gewesen war; er schloß mit Frankreich einen Neutralitäts-

1) Broglie bestreitet freilich, daß Marquis v. Beauvau, der französische Gesandte in München, dem diese Äußerung gewöhnlich zugeschrieben wird, sie gethan habe. Er giebt aber zu, daß Belle-Isle den Marsch auf Wien beständig widerraten hat.

vertrag für sein geliebtes Hannover, um den Preis seiner Zustimmung zu der Kaiserwahl Karl Alberts. Der letzte Verbündete Maria Theresias verließ sie, und das in einem Augenblicke, wo alles, was konnte, aus Wien floh und die Bevölkerung dieser Hauptstadt in den Straßen tumultuierte, weil man den Angriff der Bayern und Franzosen voraussah.

Sollte Friedrich nach seinen jüngsten Erfahrungen es wirklich dazu kommen lassen? Sollten die Franzosen in Deutschland als Herren schalten, einen deutschen Fürsten gegen den anderen ausspielen, um sie alle in der Gewalt zu haben? Dazu wollte er nicht die Hand bieten. England bestürmte ihn mit der Bitte um Frieden; selbst Maria Theresia, in ihrer gänzlichen Hilflosigkeit und Verlassenheit, war bereit, für den Augenblick nachzugeben, freilich mit dem Hintergedanken, nur einstweilen der übrigen Feinde sich zu erwehren und dann, wenn die Lage sich wieder günstiger gestaltet haben werde, mit dem Ketzerkönige abzurechnen. Friedrich kannte diese trügerischen Absichten des Wiener Hofes wohl, ging aber nichtsdestoweniger auf dessen ihm durch die englische Diplomatie übermittelte Anerbietungen ein. Er war auf das höchste darüber aufgebracht, daß die Franzosen so eigennützig handelten und zumal nichts thaten, um ihm, der bisher die ganze Last des Krieges getragen, durch eine kräftige Diversion Luft zu machen — was er ihnen auch keineswegs verhehlte. Er wollte ihnen die gesamte österreichische Macht auf den Hals schicken, um sie gefügiger zu stimmen. Zugleich wünschte er die letzte und stärkste schlesische Festung, Neiße, ohne Mühe in Besitz zu nehmen. Er war also zu einem Waffenstillstande bereit, aber nur unter der Bedingung, daß dessen Gültigkeit von seiner gänzlichen Geheimhaltung abhänge: in der sicheren Voraussicht, daß Österreich, um seine Gegner zu schrecken und mißtrauisch zu machen, den Vertrag bald veröffentlichen und ihm dadurch die Freiheit der Aktion zurückgeben werde. Beide Parteien suchten einander zu betrügen: nur daß Friedrich der bei weitem gewandtere und glücklichere war, den deshalb die moralische Verdammung der Nachwelt nicht ganz mit Unrecht vorzüglich betroffen hat. Wirklich spricht er in seinem „Politischen Testamente“ offen aus, daß er das Verhältnis der Staaten zueinander als einen fortwährenden Kriegszustand betrachte, in dem jede List erlaubt sei. Fremde Leidenschaften und Fehler müsse man klug berechnen und listig ausnutzen. Das that er auch hier. Er behielt das Spiel völlig in Händen. Am 9. Oktober 1741 schloß er mit Neipperg zu Klein-Schnellendorf einen Waffenstillstand, der in tiefstem Geheimnis ganz Niederschlesien mit Neiße, das nur zum Scheine belagert werden sollte, an Preußen abtrat. Dafür durfte Neipperg mit seinem Heere unbelästigt gegen die Franzosen und Bayern ziehen.

Die Übereinkunft von Klein-Schnellendorf, von der nicht einmal die Minister des Königs unterrichtet worden, war wenigstens ein Meisterstück unbedenklicher diplomatischer List. Maria Theresia ist durch dieselbe gerettet worden. Denn schon hatte sie ein neuer schwerer Schlag getroffen. Dank der

wilden Kühnheit eines Bastards Augusts des Starken, des Grafen Moritz von Sachsen, „des Tataren,“ wie die vorsichtigen französischen Generale diesen als Divisionär mit ihnen dienenden Deutschen zu schelten pflegten, erstürmten die Bavaro-Franzosen am 26. November 1741 Prag. Maria Theresia brach bei dieser Nachricht in schmerzliche Thränen aus. Wirklich zeigten die Böhmen nicht mehr Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, als Schlesier und Oberösterreicher. 400 Landstände begrüßten im Dezember 1741 jubelnd Karl Albert als König von Böhmen. Von diesen Festlichkeiten eilte derselbe zu noch größeren, erhebenderen. Er begab sich nach Frankfurt am Main; der Eindruck der jüngsten Ereignisse und der französischen Louisdor waren unwiderstehlich: am 24. Januar 1742 wurde Karl Albert von Bayern einstimmig zum römischen Kaiser erwählt. Bei der feierlichen Krönung am 12. Februar nickte er dem Marquis von Belle-Isle zu und hob die Hand zur Krone, um anzudeuten, daß er sie dem Marschall und dessen Könige verdanke.

Karl Albert schien auf den Gipfel seiner Wünsche gelangt. Allein er behielt nicht die Zeit, auch nur vorübergehend im stolzen Imperatorenbewußtsein zu schwelgen: an demselben Tage, wo man ihm die erste Krone der Christenheit aufsetzte, hatte ihn der Wechsel des Kriegsglücks schon zum Fürsten ohne Land gemacht.

Gewinnt eine Frau auf dem Throne überhaupt leicht die Herzen des Volkes, so gelang dies um so leichter der anmutigen und majestätischen Maria Theresia. Die mannhafte Weise, in der sie die furchtbaren Schläge des Schicksals ertrug, verschaffte ihr allgemeine Hochachtung und Teilnahme; ihre Volkstümlichkeit wuchs schnell in ganz Europa und zumal in den österreichischen Landen. Als die Feinde auf Wien zu marschieren schienen, eilte sie, um Rettung zu schaffen, nach Ungarn. Seit dem unglücklichen Türkenkriege war dieses Land schwierig und unzufrieden; man sprach Befürchtungen für die persönliche Sicherheit der Königin aus: allein sie ließ sich nicht abschrecken, da sie es für ihre Pflicht hielt, bei den Magyaren Hilfe für die wankende Monarchie zu suchen. Sie folgte mit Vorliebe den Ratschlägen Bartensteins, die stets auf kräftiges und beharrliches Vorgehen abzielten. „In Staatssachen habe allein Bartenstein gefolget,“ schrieb sie nach Jahren, und: „Ich muß Ihme die Justiz leisten, daß Ihme allein schuldig die Erhaltung dieser Monarchie; ohne Seiner wäre Alles zu Grunde gegangen.“ [1]) In der That, trotz aller Fehler im Einzelnen, hat Bartenstein durch Ausdauer und unerschütterlichen Mut seine Souveränin und seinen Staat aufrecht erhalten.

Die Vorgänge auf dem ungarischen Reichstage, den Maria Theresia in Preßburg zusammen berief, sind von der Sage vielfach verschönt worden.[2]) Die

1) A. v. Arneth, J. Chr. Bartenstein und seine Zeit. Arch. für österr. Geschichtsforsch., Bd. XLVI (1871), S. 34. 43.

2) Für das Folgende vergl. man Arneth, Maria Theresia, I, 256 ff., wo auf Grund der Akten der wahre Hergang der Dinge auf dem ungarischen Reichstage von 1741 aus dem Wust von Fabeln wieder hergestellt ist.



Karl VII. Deutscher Kaiser.

Nach dem Schwarzkunstblatt von J. A. Pfeffel (1674—1750); Originalgemälde von Georg des Marés (1697—1776.)

Königin habe den sechs Monate alten Erbprinzen Joseph den Ständen gezeigt, die begeistert die Schwerter gezückt und ausgerufen hätten: Moriamur pro rege nostro! Auch hätten sie sogleich eine gewaltige Armee aufgestellt, die dann Österreich gerettet. In Wahrheit zeigten die Ungarn zunächst großes Mißtrauen und zumal entschiedene Feindschaft gegen die deutschen Minister der Königin. Die Verhandlungen dauerten mehr als fünf volle Monate. Endlich aber setzte Maria Theresia durch den Einfluß ihrer sympathischen Persönlichkeit so ziemlich alle ihre Wünsche durch. Sie selber ward gekrönt, ihr Gemahl als Mitregent anerkannt. Unter dem Rufe: „Wir bringen Leben und Blut zum Opfer dar,“ beschloß man die Aufstellung eines Heeres von 50 000 Mann. Das war schon nicht übermäßig viel; und eine große Anzahl dieser Krieger blieb nur auf dem Papier. Allein der moralische Eindruck dieser Vorgänge war bedeutend. Alle Welt gewann wieder Glauben an die Zukunft des österreichischen Staates, und zumal die Regierung desselben erfüllte sich mit frischer Zuversicht. Maria Theresia wollte weniger als je von feiger Nachgiebigkeit hören. Nach der Einnahme Prags durch die Franzosen schrieb sie: „Man muß alles aufs Spiel setzen, um Böhmen zu erhalten. Alle meine Heere und alle Ungarn müssen zu Grunde gehen, ehe ich nur irgend etwas abtreten würde. Sie werden sagen, ich sei grausam; ja wohl, aber ich weiß sehr wohl, daß ich im stande sein werde, alle die Grausamkeiten, die ich jetzt begehen lasse, um das Land zu erhalten, hundertfältig zu ersetzen. Ich werde es thun, aber für diesen Augenblick verschließe ich mein Herz dem Mitleid.“ Sie konnte um so gefaßter in die Zukunft sehen, als sie wußte, daß Frankreich es gar nicht so schlimm mit ihr vorhabe. Hatte doch Fleury gesagt: „Wir wollen die Königin von Ungarn nicht ganz plündern, wir wollen ihr nur einige Federn ausziehen.“ Er hatte sich direkt mit dem Wiener Kabinett in Verbindung gesetzt und es über seine Absichten beruhigt.[1])

Die Königin stellte zwei Heere auf. Das Neippergsche, welches durch die Konvention von Klein-Schnellendorf verfügbar geworden war und unter den Befehl des Gemahls der Königin gestellt wurde, besetzte eine Anzahl südböhmischer Festungen und schloß so die bayerisch-fränkische Armee in Prag von jeder Verbindung mit der Donau ab. Es konnte das in aller Ruhe thun, da der thatkräftige und unternehmende Belle-Isle, welcher die Kaiserwahl Karl Alberts in Frankfurt betrieb, im Oberbefehle zu Prag durch den altersschwachen und unentschlossenen Marschall von Broglie ersetzt worden war. Ein zweites Heer wurde in Wien selbst aus Regimentern, die aus Italien zurückgerufen worden waren, und einigen ungarischen Rekruten gebildet; an seiner Spitze stand der greise, aber noch immer schneidige Feldmarschall Khevenhüller, einer der vorzüglichsten und dabei gebildetsten österreichischen Generale. Er griff sofort die Franzosen in Oberösterreich an: und während Broglie in gänzlicher Unthätigkeit verharrte, trieb Khevenhüller (Januar 1742) die Feinde aus Linz

1) Heigel, Tagebuch Kaiser Karls VII.

und Passau. Unverzüglich fiel der ebenso kecke als grausame Reitergeneral Menzel mit seinen wilden Panduren und Grenzern in Bayern ein, überall durch seine Verheerungen und Mordthaten Schrecken verbreitend; denn ausdrücklich hatte Maria Theresia befohlen: „Das Land soll nicht geschont werden," und so büßten die Bayern, welche doch das Kaiserabenteuer ihres Fürsten nie gebilligt hatten, dessen thörichte Verwegenheit. Es wurde kaum ein Widerstand



Graf Ludwig Andreas Khevenhüller.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstich.

gewagt; der bloße Ruf: „Menzel! Menzel!" trieb die Landmilizen auseinander. Am 12. Februar, dem Krönungstage Karl Alberts, kapitulierte München. Bayern mußte schwere Kriegssteuern entrichten. „Meine Krönung ist gestern vor sich gegangen," schrieb damals der von Gicht und Stein arg geplagte Kaiser, „aber ich bin krank, ohne Land, ohne Geld. Ich kann mich wahrlich mit Hiob, dem Manne der Schmerzen, vergleichen und kann nur auf Gott mein Hoffen setzen."

In der That, weder den Freunden noch den Feinden flößte er Achtung ein, dieser gutmütige, prunkliebende Mann, abhängig von seinen Mätressen und

Transskription

zu dem Facsimile der eigenhändigen Nachschrift Maria Theresias
zu dem Schreiben (anscheinend an den Bischof von Würzburg?)
datiert: Wien, den 26. April 1741.

. . . . .

freundwillige
Maria Theresia.

Die hillff leistung die Er. lbd. uns Versprochen baldigst zu schickhen ist mir desto tröstlicher weillen unsre jetzige situation einer balden hillf bedarf und mich Versichert halte das selbe die jenige neugung welche sie in allen gelegenheit an tag gegeben Vor dises Haus (Oesterreich) interesse auch beständig vortsetzen und wo selbe solche freund Vonnöthen, auf selbe völig sich Vertraut. und hofft auch einmahl wider gelegenheit zu haben selbe ihre erkäntlich(keit) zu bezeugen.

P. 26 april 1748 — (praes. 30 e. m. et a.)

Hochwürdiger besonders lieber Freund. Aus Ewer liebeantwort vom 5. dieses habe danckbarlich ersehen, daß derselbe das [illegible] Würzburgische Officier dahin angewiesen werden möge, den [illegible] Marschallen Grafen Neuperg von dem vorstehenden Marche von zeit zu zeit zu verständigen. Ich hoffe noch immer zu der [illegible] hülfe des Allmächtigen Gute, daß da Meine Waffen so gerecht seynd, der [illegible] nicht

[illegible]

ausbleiben werde. Und kan nicht anderst, dann zu Euer Liebden ganz besonderem ruhm, und Meiner ausnehmenden dankbarkeit gereichen, in befördrung Meines Erzhauses ruhms, und des Reichs allgemeiner Wohlfahrt das andurch be- vorgethan zu haben. Verbleibe anbey Euer Liebden zu allen freund- lichen Gefälligkeiten willig und erbiethig. Datum Wien den 26. April 1741.

Euer Liebden

freundwillige

Maria Theresia m.p.

die selbst Leistung der C. Stf. und Verzichtes

unfähigen Günstlingen, durch seine Bigotterie und seinen Aberglauben der Spott einer skeptischen Generation, fleißig, aber oberflächlich in den Geschäften, voll persönlichen Mutes, doch ohne Einsicht oder Festigkeit. Jetzt lebte er von den Almosen, welche die Franzosen ihm widerwillig zuwarfen. Wie anders sah es auf seiten Österreichs aus! Immer mehr hatte die heldenmütige Beharrlichkeit Maria Theresias das Herz ihrer vielsprachigen Völker gewonnen und diese bewogen, die reichen Hilfsquellen der großen österreichischen Monarchie zu entfalten. Tausende von Kriegern strömten unter die Fahnen dieser Königin, die mit einem bei den früheren Habsburgern seltenen Vertrauen an ihre Unterthanen appellierte.

Die Erfolge der Österreicher schienen denn doch Friedrich II. allzu entscheidend zu sein, als daß sie nicht ihn selbst und seine Errungenschaften bedroht hätten. Es war längst eingetreten, was er voraus gesehen: der Wiener Hof, in dem Glauben, durch seine scheinbare Nachgiebigkeit den preußischen König gänzlich gewonnen zu haben, hatte, um die eigenen Gegner zu entmutigen, die Übereinkunft von Klein-Schnellendorf nach allen Seiten hin veröffentlicht. Die Franzosen zeigten sich über dieselbe äußerst entrüstet, während Karl Albert die dringendsten Hilferufe an den König richtete. Dieser war entschlossen, Österreich, dessen Übelwollen durch seine Indiskretion von neuem so klar erwiesen wurde, nicht übermütig werden zu lassen. Er war froh, daß die Österreicher ihm den Vorwand zum Wiederergreifen der Waffen gegeben hatten. Mit Fug und Recht konnte er die Behauptung, er habe einen „Vertrag" mit der Königin von Ungarn abgeschlossen, dementieren — denn ein förmlicher Vertrag war die mündliche Übereinkunft von Klein-Schnellendorf nicht gewesen — und begann dann mitten im Winter, in den letzten Tagen des Jahres 1741, die Operationen wieder. Grafschaft und Festung Glatz wurden im Januar 1742 erobert. Hierauf brach Friedrich in Mähren ein, dessen zweite Hauptstadt Olmütz er ohne Widerstand besetzte. Sachsen sandte ihm ein Truppenkorps zu Hilfe, zeigte sich aber als ein sehr lässiger Verbündeter; König August III., der damals die Zeit für geeignet hielt, einen großen Diamanten für 400000 Dukaten anzukaufen, that absolut nichts für die Armee. Ebenso blieb Broglie ruhig in Prag sitzen, ja er zog sogar eine Division französischer Truppen, die Friedrich unbedingt für sein mährisches Unternehmen gefordert hatte, wieder zurück. Da waren auch die Preußen genötigt, die Belagerung von Brünn aufzuheben, sogar Mähren ganz zu räumen und sich nach dem nordöstlichen Böhmen zu ziehen. Die Sachsen verließen hierauf das Heer vollständig. Und so war die Last des Krieges wieder einmal von allen Verbündeten auf Friedrich abgewälzt.

Die Österreicher meinten, mit ihm ebenso leicht fertig werden zu können, wie mit Broglie und Kaiser Karl VII. Gerade damals gesellten sich nämlich den militärischen Erfolgen Österreichs zwei große politische Glücksfälle bei, welche der eben noch in verzweifelter Lage befindlichen Königin von Ungarn den endlichen Sieg zu verheißen schienen.

Spanien hatte das Bündnis mit Karl Albert nur geschlossen, um so im Kampfe gegen Österreich neue Gebiete in Italien für seine jüngeren Infanten zu erwerben. Solche Aussicht war aber sehr verdrießlich für das Haus Savoyen. Dasselbe verdankte seine Erhaltung dem Umstande, daß seine beiden mächtigen Nachbarn im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Frankreich und Spanien, stets miteinander verfeindet gewesen waren; so hatte Savoyen sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite stellen und damit seine Existenz fristen können. Jetzt aber befand sich Spanien unter bourbonischer Herrschaft, wie Frankreich, und war deshalb mit dem letzteren auf das engste befreundet und verbündet. Gewann also Spanien von neuem Besitzungen in Oberitalien, so lief das Haus Savoyen ernste Gefahr, zwischen den beiden alliierten Mächten erdrückt zu werden. Das sah König Karl Emanuel von Sardinien sehr wohl ein. Solange noch kein bourbonisches Heer in Italien erschienen und Maria Theresia in großer Gefahr gewesen war, lavierte er geschickt, um sich keiner der beiden Parteien anzuschließen; als aber die Königin in siegreichem Vorschreiten begriffen war und ein spanisches Truppenkorps in Toskana landete, warf er die Maske ab. Er erklärte, daß, da seine Rechte denjenigen der Infanten mindestens gleich seien, er neue Eroberungen des Hauses Bourbon in Italien nicht zugeben könne. Im Februar 1742 schloß er mit Maria Theresia einen Bündnisvertrag, welcher die Regelung aller seiner Ansprüche der Zukunft vorbehielt, einstweilen die treffliche sardische Armee der Königin behufs Verteidigung des Mailändischen zur Verfügung stellte. Diese Übereinkunft gestattete der österreichischen Regierung, ihre sämtlichen Truppen aus Italien nach Böhmen zu ziehen.

Noch wichtiger war die Umwälzung, die damals in England sich vollzog.

Seitdem Walpole gegen seine Überzeugung dem Kriegsgeschrei gegen Spanien nachgegeben hatte, war er von der Nation verurteilt. Die unglückliche Art, in welcher dann der Kampf geführt worden war, hatte seine eigenen Anhänger überzeugt, daß er nicht mehr der Mann der Lage sei. Seine Mehrheit im neu gewählten Unterhause schmolz bis auf drei Stimmen. Die „Panik," schrieb Walpole an einen abwesenden Kollegen, „unter — wie soll ich sie nennen? — meinen eigenen Freunden war so groß, daß sie alle erklärten, meine Amtsniederlegung sei absolut notwendig geworden, als das einzige Mittel, daß die Staatsgeschäfte voran gingen." [1]) Anfang Februar 1742 folgte Sir Robert widerwillig dem Andrängen seiner Umgebung und dankte ab; der König, der sich bei dieser Gelegenheit dem gestürzten Minister sehr treu zeigte, obwohl er ihn keineswegs liebte, tröstete ihn durch Ernennung zum Grafen von Orford. Diese Standeserhöhung hat Walpole bald darauf gerettet. Denn als die Gemeinen gegen ihn einen peinlichen Prozeß begannen, scheiterte derselbe am Hause der Lords, dessen Mitglied Orford nun geworden war. Drei Jahre später (1745) ist Walpole gestorben, von seinen Zeitgenossen schon vergessen.

1) Mahon, III, 107 (Tauchnitz ed.).



AUGUSTUS III REX POLONIARUM
Elector Saxoniæ

August III. von Polen, Kurfürst von Sachsen; in polnischer Tracht.

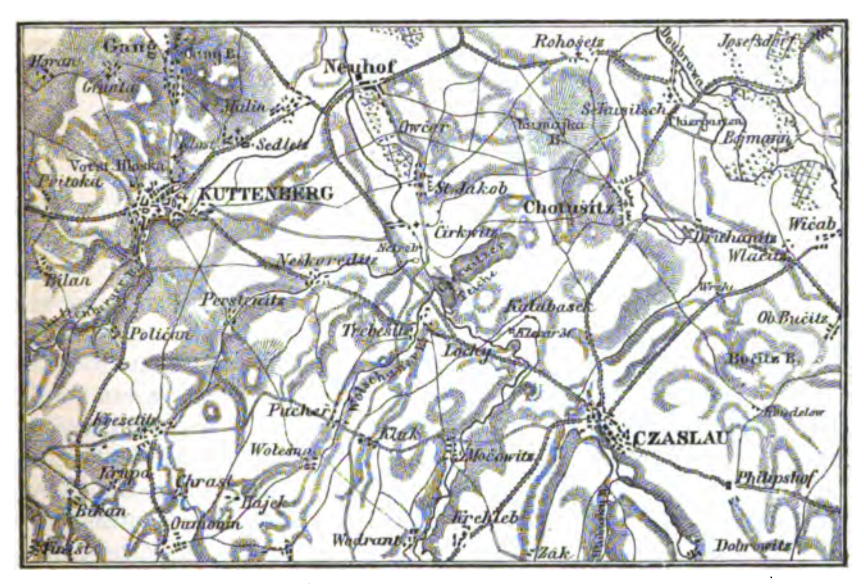
Nach dem Kupferstiche von L. Zucchi (1704—1779); Originalgemälde von Louis de Silvestre (1675—1760).

Sein System aber überlebte ihn. Das neue Ministerium, dessen befähigtestes Mitglied der Staatssekretär des Äußeren, Lord Carteret, war, setzte das Korruptionswesen, wie Walpole es zur Höhe einer Institution gebracht hatte, unvermindert fort. Nur in einem unterschied sich Carteret von seinem Vorgänger: während dieser den Krieg auf dem Festlande nur lau, vom Könige gezwungen, betrieben hatte, machte ihn der neue Minister zu seiner Herzenssache. Wirklich hatte Maria Theresias edle Standhaftigkeit die öffentliche Meinung in England auf das höchste für sie begeistert; man wollte den französischen Einfluß auf dem Festlande nicht wieder allmächtig werden lassen. Carteret hatte nichts minderes im Sinne, als den ganzen Kontinent, wie einst zu Wilhelms III. Zeit, zum Kampfe gegen das Haus Bourbon zu einen. Er versuchte sogar, wenn auch vergeblich, Kaiser Karl VII. von der französischen auf die englisch-österreichische Seite zu ziehen. Minister und Parlament beschlossen, die jährlichen Hilfsgelder an die Königin von Ungarn von 300 000 auf 500 000 Pfund zu erhöhen; für die Fortsetzung des See- und Landkrieges fünf Millionen Pfund (hundert Millionen Mark) zu votieren; 16 000 Engländer nach Belgien zu senden; die Vereinigten Provinzen zur Teilnahme an dem Kampfe für die pragmatische Sanktion aufzufordern. Die letzten Erfolge Österreichs gaben allen Feinden Frankreichs Mut. Einstweilen ließ Carteret sofort die vertragsmäßigen 300 000 Pfund in die Wiener Staatskasse fließen — eine Summe, die wie vom Himmel geschenkt erschien. Sie setzte die österreichische Regierung in den Stand, ihre zahlreichen Rekruten zu kleiden und zu bewaffnen.

Ein Heer von 40 000 Mann wurde gebildet, an dessen Spitze der jugendlich kecke, aber im Grunde als Feldherr höchst unbedeutende Schwager der Königin, Prinz Karl von Lothringen, gestellt. Der sollte die Preußen aus Böhmen vertreiben, dann durch die Einnahme Prags dessen Wiedereroberung für Österreich vollenden. Allein bei dem Dorfe Chotusitz, in der Nähe von Czaslau, stellte sich ihm (17. Mai 1742) Friedrich entgegen. Diesmal befehligte er selbst. Die Österreicher schlugen sich mit größter Tapferkeit, bis ein furchtbarer artilleristischer Angriff des Königs auf die ungedeckte linke Flanke der Feinde den blutigen Kampf zu seinen Gunsten entschied. Die Preußen hatten 4000 Mann verloren, die Österreicher fast das Doppelte. Die Schlacht bei Chotusitz hat den Ruhm der preußischen Taktik und der Strategie Friedrichs recht eigentlich begründet. Sein Werk war es, wenn hier alle Waffen in vorzüglicher Weise ineinander griffen, neben dem Fußvolk nun auch Reiterei und Artillerie sich bewährt hatten. Er selber hatte die entscheidende Flankenbewegung angeordnet und geleitet, er selber eine Schlacht gewonnen, die, unähnlich dem Ringen von Mollwitz, wirklich ein kunstvoll geregeltes Kampfspiel gewesen war.

Dem Könige war dieser Sieg überaus erwünscht: nicht weil er Aussicht auf neue Eroberungen, sondern weil er solche auf den Frieden eröffnete. Er war des Krieges herzlich überdrüssig. Seine Bundesgenossen unterstützten ihn nicht im mindesten. Die Sachsen thaten gar nichts. Die Franzosen hielten

sich in ihren böhmischen Festungen eingeschlossen. Ihre Unterhandlungen mit Wien zeigten, daß sie nur ihren eigenen Vorteil suchten und ihre deutschen Verbündeten zu opfern bereit waren; Frankreich aber zum Herrn Deutschlands und Europas zu machen, fühlte Friedrich eben keine Lust.[1]) Kaiser Karl VII. hatte sich ihm nie freundlich gezeigt und war auch, als starrer Katholik, dem norddeutschen Ketzerkönige wenig freundlich. Überdies waren Preußens Geldmittel erschöpft. Auf der anderen Seite war die englische Diplomatie unermüdlich bestrebt, Maria Theresia zu bewegen, daß sie ihren Frieden mit den Preußen mache und dadurch freie Hand gegen die übrigen Widersacher erhalte. Wirklich gab die Königin jetzt, nach der neuen Niederlage, ihren früheren



Karte der Gegend von Kuttenberg-Czaslau-Chotusitz.

Widerstand auf. Unter Vermittelung des englischen Gesandten Lord Hyndford wurde am 11. Juni 1742 zu Breslau der Friede zwischen Österreich und Preußen geschlossen. Ganz Nieder- sowie Oberschlesien mit Ausnahme des Fürstentums Teschen und des jenseits der Oppa gelegenen Teiles der Fürstentümer Troppau und Jägerndorf, endlich die Grafschaft Glatz wurden an Preußen abgetreten. Es versprach, die katholische Religion in diesen Gebieten in ihrem bisherigen Zustande aufrecht zu erhalten und zu schützen.

Kein Zweifel, daß dieser Friedensschluß von seiten des preußischen Königs ein förmlicher Bruch der eingegangenen Verträge und eine Verletzung seiner Bundespflichten war. In der That erfuhr Friedrich von Frankreich und Bayern

1) Vergl. u. a. Polit. Korresp. II, 98 f.

harten Tadel, den er nur mit Vorwürfen über ihre Lässigkeit oder über ihre eigenen friedlichen Tendenzen, die doch kaum über das Stadium von Wünschen hinausgekommen waren, beantworten konnte. Indes er ließ sich das alles wenig kümmern: unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, das der Erfolg völlig von seiner früheren Opposition gegen des Königs kühne Unternehmungen zurückgebracht hatte, zog er als Triumphator in Berlin ein. Er hatte sein Land um ein Drittel seiner bisherigen Ausdehnung (641 Quadratmeilen), dessen Bevölkerung fast um die Hälfte — um einundeinhalb Millionen Seelen — seine Einkünfte um dreiundeinhalb Millionen Thaler jährlich vermehrt. Und mit diesem materiellen Gewinne war eng verknüpft das ungeheure moralische Ansehen, welches dieser Krieg Preußen verschafft hatte. Mit einem Schlage war dasselbe aus der Reihe der Staaten zweiten Ranges unter die Großmächte Europas versetzt worden. „Der König von Preußen hält das Gleichgewicht des Erdteils in seiner Hand,“ sagten übereinstimmend die französischen und englischen Staatsmänner.

Mit der ihm eigenen Schnelligkeit und Entschiedenheit ging er sofort an die für das Staatsganze nutzbare Organisierung der neuen Provinz. Wie in dem alten Preußen mußte auch hier die ständische Verfassung dem königlichen Absolutismus und Beamtentume weichen — der „Conventus publicus“ des Herzogtums Schlesien und die ständischen Verwaltungsorgane wurden unterdrückt. Gewiß war das im Grunde nicht nur für die bisher unerhört verzettelten landesherrlichen Einkünfte, sondern auch für die Bevölkerung das Beste, weil die überlieferte Verfassung eben nur den Bevorrechteten zu gute gekommen war. Sollte das Volk nicht die Veränderung mit Freuden aufnehmen, da die neue Regierung ohne Aufschub daran ging, die frühere, nur zu gunsten der Vornehmen angelegte, für die Unterthanen oft unerträglich drückende Grundsteuer-Verteilung durch ein anderes, absolut gerechtes System zu ersetzen; da an Stelle der bisher in unentwirrbarem Durcheinander verwickelten Jurisdiktionen eine einheitliche, genau abgegrenzte Gerichtsordnung trat? Friedrichs Absolutismus war ihm eben nie Selbstzweck, sondern nur Mittel für das Wohl und die Kraft des Ganzen; dafür traute er freilich dem Souverän mehr Einsicht und vor allem mehr wahres Interesse zu als jedem anderen Gliede des Staatskörpers. Der Adel wurde übrigens für den Verlust seiner politischen Macht durch die Aussicht auf Stellungen im Heere und hohen Beamtentume entschädigt und gewonnen. Schwierig war in der neuen Provinz besonders die Regelung der kirchlichen Verhältnisse, zumal der bisher unterdrückte, ja geknechtete und beraubte Protestantismus plötzlich zur herrschenden, der früher allein berechtigte Katholizismus zur Minderheitskirche geworden war. Außerdem banden die Bestimmungen des Breslauer Friedens dem Könige die Hände. Nun ist nicht zu leugnen, daß die katholische Kirche in Schlesien trotzdem schwere Einbußen unter der neuen Regierung erlitt.[1]) Sie wurde ihrer Privilegien in Steuersachen und in der Jurisdiktion, ihres Einflusses auf die Landesgeschäfte beraubt, ja Friedrich

1) M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Bd. II.

zeigte ihr Mißtrauen und Abneigung, da er ihre Sympathien für Österreich und ihre geheimen Verbindungen mit Wien sehr wohl kannte. Allein im ganzen hat er es verstanden, in Schlesien eine Aufgabe zu lösen, die bis dahin sich überhaupt nie ein Fürst gestellt hatte, außer etwa Heinrich IV. in Frankreich: die Aufgabe, zwei vollkommen gleich berechtigten und auch an Umfang und Zahl der Bekennerschaft gleichen Kirchen auf demselben Boden Raum und Existenz nebeneinander zu schaffen. Dazu gehörte vor allem die Ordnung der unter österreichischer Herrschaft nur noch in Trümmern bestehenden evangelischen Kirche, für welche Friedrich von seinem ersten Einmarsche in die Provinz mit einem Eifer sorgte, der die Behauptung, er sei ein Feind der Religion gewesen, auf das bündigste widerlegt. Die Grundlage der neuen Ordnung ward: volle Selbständigkeit beider Teile voneinander, unter gleicher scharf durchgeführter landesherrlicher Bevormundung.



Friedrich II.
Nach dem Kupferstiche, 1746, von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).

Das Ergebnis von allem dem war nicht nur Herstellung des religiösen Friedens in der Provinz und ein stets wachsender materieller Aufschwung derselben, sondern auch ihre völlige Verschmelzung mit dem Ganzen des preußischen Staates. Einige mißvergnügte Prälaten und Junker ausgenommen, haben die Schlesier sich schon nach wenigen Jahren als die treuesten und patriotischsten Unterthanen des Königs bewährt.

Friedrich war sich von Beginn an darüber klar, daß ihm mit dem Breslauer Frieden die neue Eroberung noch bei weitem nicht gesichert sei, daß er vielmehr um dieselbe einen neuen Kampf mit der Königin von Ungarn werde

ausfechten müssen, deren Grimm über den Verlust der großen und schönen Provinz ihm keineswegs unbekannt war. Er arbeitete deshalb eifrigst an der Hebung von Preußens Wehrkraft. Während er von den schlesischen Einkünften für sich nur 16 bis 17 000 Thaler jährlich beanspruchte, mit jener großartigen Uneigennützigkeit, die vielleicht die schönste Seite seines Regentencharakters ausmacht, bestimmte er den bei weitem größten Teil der Neueinkünfte zur Vermehrung des Heeres und Verstärkung der schlesischen Festungen. Auch die Ausbildung der Offiziere und zumal der Reiterei, die sich bei Mollwitz so schwach gezeigt, ward wesentlich verbessert. Derart nahm Friedrichs nie ruhender Geist aus den jüngsten Erfolgen nur Antrieb zu ununterbrochenem Weiterstreben.

Mit gespanntem Eifer betrachtete er die militärischen Vorgänge im übrigen Europa, die sich für Österreich immer günstiger gestalteten. Maria Theresia hoffte nicht nur Böhmen zurückzugewinnen, sondern sich auch in Bayern und in Italien Entschädigung für den Verlust Schlesiens zu holen.

Marschall Belle-Isle hatte mit Verzweiflung sein ganzes System der französischen Schutzherrschaft in Trümmer fallen gesehen.[1]) Er traute sich allein die Befähigung zu, dessen Überreste noch retten zu können. So war er nach Versailles geeilt und hatte hier wirklich durch den Einfluß der Madame de Mailly durchgesetzt, daß man ihm den Oberbefehl über das französische Heer in Böhmen zurückgab, indes Broglie an die Spitze einer neuen Armee gestellt werden sollte, die zur Wiedereroberung von Bayern bestimmt war. Gleichzeitig rückte Marschall Maillebois vom Niederrhein nach Bayern, wo er zu Broglie stieß. Während Prinz Karl von Lothringen mit der österreichischen Hauptmacht sich gegen beide wandte, unternahm Fürst Lobkowitz mit 17 000 Mann die Belagerung von Prag. Das war freilich ein kühnes Unternehmen, da Belle-Isle die Stadt mit 20 000 Franzosen verteidigte. Trotz seiner numerischen Überlegenheit aber hielt Belle-Isle es für das Geratenste, in einer finsteren Dezembernacht sich mit 14 000 Mann aus der Stadt zu stehlen. Unter furchtbarer Kälte, auf schnee- und eisbedeckten Gebirgspfaden, von den leichten Truppen der Österreicher unausgesetzt verfolgt, gelangten die Franzosen nach zehntägigen Leiden nach Eger; kaum die Hälfte des kleinen Heeres war noch dienfttauglich. Nach diesem berühmten Rückzuge, den die Franzosen mit kühner Übertreibung dem der Zehntausend Xenophons an die Seite stellten, kapitulierte die zurückgebliebene Besatzung Prags auf freien Abzug. Mit dem Ende des Jahres 1742 war Böhmen für die Franko-Bavaren verloren. Das unglückliche Bayern aber diente Freund und Feind zum vielfach mißhandelten Winterquartiere. Wenigstens hatten Broglies und Maillebois' überlegene Scharen den größten Teil des Landes mit der Hauptstadt den Österreichern wieder abgenommen.

Fürst Lobkowitz hatte in der Prager Kapitulation sämtlichen Böhmen, die sich für Karl Albert erklärt, eine Amnestie zugesagt. Seine Königin hielt

---

1) de Broglie, Frédéric II et Louis XV (2 Bde. Paris 1885).



Karl Alexander von Lothringen.
Nach dem Kupferstiche von A. du Boulois; Originalgemälde von J. le Gendre.

sich aber an dieses Versprechen nicht, sondern verfolgte alle, die sich ihr untreu gezeigt hatten, mit Einkerkerung und Gütereinziehung.

Auch auf dem italienischen Kriegsschauplatze nahmen die Ereignisse eine für Maria Theresia sehr günstige Wendung. Ihr wackerer General Traun zeigte sich an der Spitze einiger österreichischer Regimenter und des sardischen Heeres den vom Herzog von Montemar befehligten Spaniern und Neapolitanern bei weitem überlegen. In einer Reihe glücklicher Gefechte warf er dieselben, mit Verlust der Hälfte ihrer Streitkräfte, aus Mittelitalien bis zu den Grenzen des Königreichs Neapel. Und nun übte auch hier die Ersetzung des schwächlichen Walpole durch den thatkräftigen Carteret ihre Wirkung. Im Sommer 1742 erschien Commodore Martin mit einer englischen Flotte in der Bai von Neapel und bedrohte diese Stadt mit sofortigem Bombardement, wenn König Karl sich nicht zur Neutralität verpflichte. Der Commodore legte seine Uhr auf den Tisch seiner Kajüte und kündigte an, daß er die Beschießung beginnen werde, wenn er nicht binnen einer Stunde befriedigende Auskunft habe. Sofort unterzeichnete Karl die gewünschte Erklärung. Die neapolitanischen Truppen wurden von dem spanischen Heere abberufen, das darauf gänzlich zur Unthätigkeit verurteilt war.

So stürzte auf allen Seiten das Gebäude des Ehrgeizes und der Herrschsucht zusammen, das Belle-Isle zu Frankreichs und seinem eigenen Ruhme zu errichten im Begriff gewesen war. Fleury hatte noch die traurige Genugthuung, sein Widerstreben gegen die Pläne des Marschalls durch die Ereignisse gerechtfertigt zu sehen. Freilich war die Zerfahrenheit und Kraftlosigkeit, welche des Hochbetagten Regierung in den letzten Jahren an den Tag gelegt hatte, nicht ohne Schuld an dem Unglück. Von zahllosen Spottliedern und Pasquillen umschwirrt, legte der greise Minister am 29. Januar 1743 sein müdes Haupt auf das Sterbekissen. Da sah man Ludwig XV. das Benehmen seines Urgroßvaters nach dem Tode Mazarins nachahmen: „Meine Herren," sagte er würdevoll, „nun bin ich erster Minister." Aber wie sollte die ungeheuere Last der Staatsverwaltung ein König tragen, der, an sich nicht ohne gesundes Urteil, richtige Einsicht und gute Vorsätze, doch bereits unter entnervenden Ausschweifungen alle Willensfestigkeit und Kraft verloren hatte? Solche Entartung des Königtums war in der That die notwendige Folge des in Frankreich herrschenden rein egoistischen Despotentums. Dieser Ludwig XV., dem als fünfjährigem Knaben Marschall Villeroy vom Balkon des Versailler Schlosses die im Hofe versammelte Menge mit den Worten gezeigt hatte: „Sehen Sie, Sire, dieses große Volk, dieses weite Land, das alles gehört Ihnen" — dieser Ludwig XV. mußte von frühester Jugend an die Gewährung jedes seiner Wünsche natürlich finden und eben deshalb jede Selbstkontrolle, jede Konsequenz verlieren. Fleurys süßliche Herrschaft hatte ihn vollends aller eigenen Entschlüsse entwöhnt. Nun kannte er niemand, dem er hinreichend vertraute, um ihm das Steuer des Staates zu übergeben, und da er selber es nicht zu führen verstand, ließ er es seinen Mätressen.

Die Lage der französischen Heere in Deutschland war äußerst traurig. Die Marschälle Belle-Isle und Broglie stritten sich unausgesetzt über die Verantwortlichkeit für die erlittenen Unfälle und über die zu nehmenden Maßregeln; und als Belle-Isle abberufen wurde, zankte sich Maillebois nicht weniger mit Broglie. Offiziere und Soldaten waren durch die fortwährenden Hin- und Hermärsche entkräftet, schlecht ausgerüstet und genährt, durch die steten Niederlagen und den Haß der deutschen Bevölkerungen tief entmutigt. Ansteckende Krankheiten wüteten unter ihnen, und nicht weniger Insubordination und offener Ungehorsam. Die französische Regierung stellte neue Aushebungen an, sandte einen Teil der Rekruten an Broglie, welcher den Oberbefehl in Bayern erhielt, und bildete aus den übrigen ein Heer von 60 000 Mann unter dem Marschall Noailles, einem alten erprobten Befehlshaber, der in Belgien Engländer und Österreicher bekämpfen sollte.

Obwohl beträchtlich verstärkt, beharrte Broglie doch in seiner gänzlichen Unthätigkeit. Er ließ den bayerischen Feldmarschall Seckendorf allein die Offensive gegen die Österreicher des Prinzen Karl und Khevenhüllers ergreifen. Allein er war denselben nicht gewachsen. Im Mai 1743 wurde die bayerische Streitkraft im Lager bei Simbach vernichtet. Deren traurige Reste wurden unaufhaltsam von der Isar der Donau zugetrieben. Eine Festung nach der anderen, endlich auch München, ergab sich den Österreichern, während Broglie thatenlos an den oberen Neckar zurückwich. Am 27. Juni schloß der verzweifelnde Seckendorf mit Khevenhüller einen Neutralitätsvertrag ab, der die bayerischen Truppen, im ganzen noch 13 000 Mann, von den Franzosen trennte und das bayerische Land, dem der Kaisertraum seines Fürsten bereits dreißig Millionen gekostet hatte, der österreichischen Verwaltung überlieferte. Der unglückliche Kaiser Karl VII., der mit Recht sich über das feige und zweideutige Benehmen Broglies bitter beschwerte, suchte in vollkommener Machtlosigkeit in dem für neutral erklärten Frankfurt am Main eine Zuflucht. Täglich mußte er erleben, daß die Frankfurter, die gut theresianisch gesinnt waren, vor seinen Ohren das Haus Österreich und dessen Siege feierten. Der Marschall Noailles ließ sich erbitten, aus seiner Privatkasse dem „allermächtigsten, unüberwindlichsten“ Kaiser 40 000 Thaler vorzuschießen, damit derselbe nicht Hungers sterbe. In bitterem Schmerz nannte Karl sich den „kaiserlichen Landstreicher.“ Maria Theresia triumphierte; in rauschenden Bällen und Festlichkeiten aller Art, in wildem Dahersprengen auf schäumendem Roße machte ihr kräftiges Temperament der stolzen Freude Luft:[1]) sie hatte die bestimmte Absicht, Bayern zu behalten. Zugleich gelang es ihr, die geistlichen Fürsten im Reiche, die seit lange in dem österreichischen Hause ihren besten Schutz sahen, völlig zu sich herüberzuziehen.

Diese Erfolge waren ihr erleichtert worden durch einen Sieg, den ihr

---

1) Arneth, Maria Theresia, II, 192 ff. — Der Venezianer Capello bei Arneth, Relationen, S. 283.

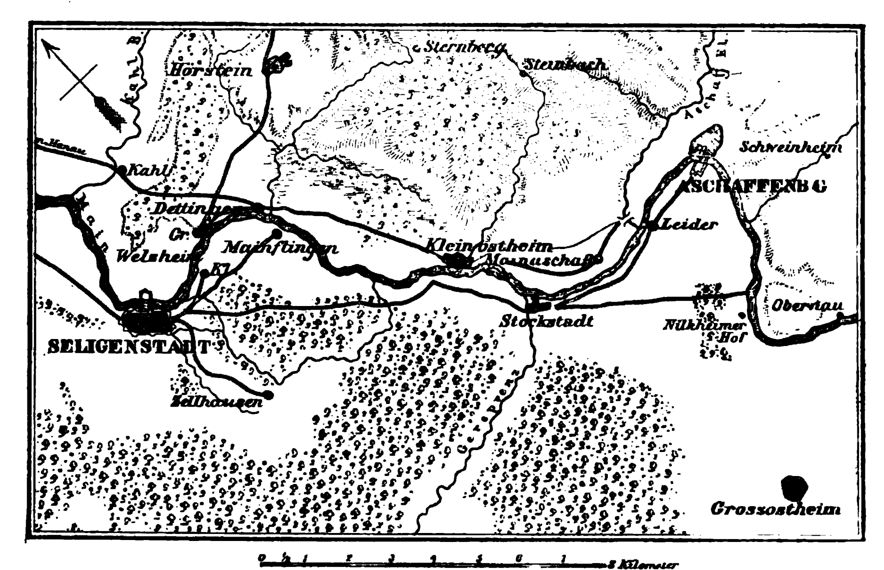
englischer Verbündeter in denselben Sommermonaten des Jahres 1743 davontrug.

Von Mut und Kriegslust verblendet, hielt sich König Georg II. für einen bedeutenden Feldherrn. Diese irrtümliche Meinung hatte ihm längst den Wunsch eingeflößt, an der Spitze eines großen Heeres zur Rettung Österreichs und zur Demütigung Frankreichs auszuziehen. Endlich gewährte ihm Carteret dazu die nötigen Mittel. Er stellte sich also an die Spitze der sogenannten pragmatischen Armee, die sich in Belgien gebildet hatte und aus 40 000 Engländern und Hannoveranern, sowie aus 20 000 Österreichern bestand, und zog mit ihr an den Main. Darauf rückte auch Noailles mit seinem Heere ihm nach, und mehrere Wochen standen beide Feldherren sich unthätig gegenüber. Endlich wollte Georg sich von Aschaffenburg auf dem rechten Mainufer nach dem Rhein zurückziehen. Bei Dettingen (27. Juni 1743) verlegte ihm Noailles den Weg; allein die pragmatische Armee durchbrach die Reihen des frisch ausgehobenen französischen Fußvolks. Das einzige Ergebnis ihres Sieges war, daß sie ihren Rückzug auf Hanau ungestört fortsetzen konnte. Hier verfiel sie in völlige Unthätigkeit. Aber Prinz Karl nutzte die Gunst der Stunde besser. Mit rühmlicher Thatkraft trieb er Broglie über den Rhein zurück. Die Husaren Menzels erschienen bereits plündernd im Elsaß. Zugleich geriet mit Eger der letzte von den Franzosen in Böhmen gehaltene Platz in die Hände der österreichischen Truppen.

Auch der italienische Feldzug des Jahres 1743 fiel wieder ganz zum Vorteile Österreichs aus. Der hochbetagte spanische Feldherr Montemar war durch einen jüngeren General, Gages, ersetzt worden; aber dieser hatte kein besseres Schicksal als sein greiser Vorgänger und wurde von Traun bei Camposanto am Panaro vollständig besiegt (Februar 1743). Ebenso wenig glückte es den Franzosen, sich durch die Alpenpässe den Eingang in Italien zu erzwingen oder durch Unterhandlungen den sardinischen König zu gewinnen. Karl Emanuel, selber ein praktischer und schlauer Politiker, beraten von dem ihm geistig noch überlegenen sehr gewandten und einsichtigen Marchese Ormea, zog den glänzenden, aber ungewissen Verheißungen Frankreichs die sicheren Vorteile vor, die ihm England und Österreich boten. Im September unterzeichneten seine Gesandten zu Worms mit diesen beiden Mächten einen Vertrag, der ihm für die Verteidigung der pragmatischen Sanktion mit 45 000 Mann englische Hilfsgelder im Betrage von 200 000 Pfund, sowie nach dem Frieden das mailändische Gebiet rechts vom Tessin, nebst Piacenza gewährte. So machte Sardinien das Wort eines savoyischen Herzogs wahr: sein Haus müsse die Lombardei wie eine Artischoke, Blatt für Blatt, verspeisen! Maria Theresia aber fand für das ihr abermals zugemutete Opfer den Trost, daß ihr ein geheimer Artikel des Wormser Vertrages die Rückeroberung von Neapel und Sizilien verhieß.

So war die Lage der jungen Königin am Ende des Jahres 1743 eine äußerst verheißungsvolle. Ihre Erblande waren gänzlich vom Feinde befreit,

für Schlesien ein Ersatz in Bayern gewonnen, die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben, der Kaiser machtlos, ein gebrochener Mann, mit starker Gegenpartei im Reiche, in Italien ihre Feinde auf kraftloser Defensive. Ein neuer Bundesgenosse war ihr in den Generalstaaten erwachsen. Lange hatten die vorsichtigen und friedliebenden Holländer alle Aufforderungen Maria Theresias und Englands zur Ausführung ihrer Verpflichtungen gegenüber der pragmatischen Sanktion abgelehnt; man wolle erst abwarten, was die anderen Garanten unternähmen. Aber endlich überwog das Beispiel und der Einfluß Englands: im Juni 1743 beschlossen die Generalstaaten, freilich ohne deshalb



Karte der Gegend von Aschaffenburg-Dettingen.

Frankreich den Krieg zu erklären, mit 20 000 Mann die vertragsmäßige Hilfe der Königin von Ungarn zu leisten.[1])

Nicht minder wurden jetzt deren russischen Freunden die Hände frei. Noch Ende 1742 war die gesamte schwedische Feldarmee von den Russen bei Helsingfors zur Ergebung gezwungen worden. Schweden schien ganz Finnland einbüßen zu müssen, als sich zu seinem Glücke ein Ausweg fand. Das schwedische Königspaar hatte keine Kinder, und die Partei der Hüte hatte zu ihrem Nachfolger den dänischen Kronprinzen bestimmt. Damit wäre in kurzer Zeit die Kalmarer Union der drei skandinavischen Reiche erneuert worden, ein furchtbares Gegengewicht gegen die russische Macht im Norden. Jetzt aber, unter dem Drucke der jüngsten Ereignisse, beschloß man, zur Nachfolge den

1) Ad. Beer, Holland u. der österreichische Erbfolgekrieg; Arch. f. österr. Geschichtsforsch., XLVI (1871), 297 ff.

Herzog Adolf Friedrich von Holstein zu berufen, der mütterlicherseits mit dem Hause Wasa verwandt und dessen Familie auch wieder mit dem russischen Zarengeschlechte verschwägert war. Für dieses Zugeständnis bewilligte Kaiserin Elisabeth den billigen Frieden von Åbo (August 1743), der nur einen ganz kleinen Teil Finnlands an Rußland abtrat, zugleich aber letzteres in den Stand setzte, sein volles Gewicht zu gunsten Österreichs in die Wagschale zu werfen.

So leicht jedoch sollte der Königin von Ungarn der Sieg nicht werden. Zunächst machte sich in Frankreich eine energische Gegenströmung bemerkbar.

Nach dem frühzeitigen Tode des Fräuleins von Vintimille hatte sich Ludwig in deren und der Madame von Mailly jüngster Schwester, Madame von La Tournelle, eine neue Geliebte gewählt. Frau von La Tournelle war eine durch Geist und Thatkraft nicht minder als durch Schönheit ausgezeichnete Dame. Sie begnügte sich nicht mit der bescheidenen Stellung ihrer beiden älteren Schwestern und verlangte, daß sie öffentlich als die Mätresse des Königs anerkannt, mit glänzendem Hofstaate umgeben und mit dem Herzogstitel geschmückt werde.[1]) Sie setzte alles bei dem schwachen Könige durch und erhielt den Rang einer Herzogin von Châteauroux. Aber sie schloß sich auch mit wirklicher Liebe und Ergebenheit an den Monarchen an. Die charaktervolle Frau wünschte ihren königlichen Freund „mit Ruhm bedeckt, von seinen Unterthanen angebetet und als Schrecken seiner Feinde" zu sehen; sie träumte davon, aus dem entnervten Herrscher einen glorreichen Helden zu machen. Sie munterte ihn auf, den Kampf mit Nachdruck fortzusetzen und sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. Willenlos, wie immer, ließ Ludwig ihren Einfluß über sich ergehen. Ein entschlossenerer, kriegerischerer Geist begann die ganze französische Politik zu durchwehen, die zuletzt unter dem alten Kardinal ein Muster von Schwäche und Zaghaftigkeit gewesen war. Der Bruch mit England wurde entschieden durch den Abschluß eines beständigen Angriffs- und Verteidigungsbündnisses mit Spanien, zu Fontainebleau (Oktober 1743): Mailand, Parma und Piacenza sollten für den jüngeren Infanten Philipp erobert, Gibraltar und Minorca an Spanien zurückgebracht, auch dem verräterischen Sardinien der Krieg erklärt werden. Der älteste Sohn des Jakob III. Stuart, Prinz Karl Eduard, wurde nach Frankreich berufen, um mit ihm eine Landung in England zu verabreden. So war man vorbereitet auf die offene Kriegserklärung, die im Anfange des Frühjahres 1744 England und Frankreich miteinander austauschten. Um dieselbe Zeit sagte letzteres auch der Königin von Ungarn Krieg an — denn bisher hatte es, nach der künstlichen Unterscheidung jener Zeit, nur den Kaiser unterstützt, war aber keineswegs mit Maria Theresia selbst im Kampfe begriffen gewesen. Ludwig XV. rüstete sich unter dem Einflusse der Frau von Châteauroux, selber den nominellen Oberbefehl über das gegen Belgien bestimmte Heer zu übernehmen.

1) Hon. Bonhomme, Louis XV et sa famille (Paris 1874). — Jobez, III, 288 ff.

So war allmählich aus dem Streite zwischen Preußen und Österreich ein allgemeiner Brand erwachsen, der ganz Europa umfaßte und in Flammen setzte. Seit dem spanischen Erbfolgekriege war Ähnliches nicht mehr vorgekommen. Frankreich aber bedurfte bei so entschiedenem Eintreten in den Kampf stärkerer Bundesgenossen, als das heruntergekommene Spanien und der gänzlich machtlose Kaiser vorstellten. Es wandte sich an Preußen.

In steigender Sorge hatte Friedrich II. der schnellen Machtentwickelung Österreichs zugesehen. Eine Allianz mit letzterem gegen Frankreich, die ihm Georg II. vorschlug, war er doch zu gewissenhaft anzunehmen. Anderseits aber wußte er sehr wohl, daß Maria Theresia ihm nicht so bald den kriegerischen Angriff, die Entfesselung aller ihr feindlichen Elemente, die Wegnahme Schlesiens verzeihen könnte. Dazu kamen wirkliche Akte der Gegnerschaft von seiten der Nachbarmächte. König August III. von Polen und Sachsen, unzufrieden damit, daß seine Unthätigkeit ihn auch im Breslauer Frieden leer hatte ausgehen lassen, beschloß, da es ihm gegen Österreich nicht geglückt war, es nun mit demselben zu versuchen. Im Dezember 1743 unterzeichnete Sachsen mit jenem und England zu Warschau einen Vertrag; zwar wurde er als ein „Verteidigungsbündnis" bezeichnet: aber gegen wen sollte die Verteidigung gerichtet sein, als gegen Preußen? Und dann, war noch von „Verteidigung" die Rede, wenn die Warschauer Übereinkunft der Königin von Ungarn alle Länder garantierte, die ihr Vorgänger im Jahre 1739 besessen — also Schlesien mit inbegriffen? wenn sie Sachsen eine unmittelbare Verbindung mit Polen, ohne Schaden Österreichs, d. h. also ein Stück Schlesien oder Neumark ausdrücklich versprach? Nicht minder bezeichnend war, daß die österreichische Regierung die im Breslauer Frieden verheißene Zustimmung der böhmischen Stände zur Abtretung Schlesiens gar nicht einzuholen versuchte, wie denn auch österreichische Agenten unter den Schlesiern, namentlich den katholischen, Unzufriedenheit gegen den neuen Landesherrn zu erregen bemüht waren. Übrigens war in dem Vertrage von Worms ebenso wie in dem von Warschau von einer Garantie der österreichischen Länder auf Grund des Utrechter Friedens die Rede: ein Beweis, daß England ebenso wenig wie Maria Theresia die Abtretung Schlesiens für endgültig ansah. Auch teilte die englische Regierung nicht, wie sie es für alle zukünftigen Verträge versprochen hatte, die Wormser Übereinkunft dem preußischen Könige mit — was diesen selbstverständlich in der Ansicht bestärken mußte, daß man damit Übles gegen ihn im Schilde führe.

Gegen den drohenden Angriff Österreichs meinte Friedrich auch seinerseits alle Mittel der Abwehr unbedenklich anwenden zu können. Um die dem Trunke und den ärgsten Ausschweifungen ergebene russische Kaiserin Elisabeth von Österreich, das sie bis dahin begünstigt hatte, zu trennen, erfanden Preußen und Franzosen eine Verschwörung gegen dieselbe, an welcher der österreichische Gesandte, Marchese Botta, teilgenommen haben sollte. Man sieht, mit wie skrupelloser List die Mächte den diplomatischen Kampf gegeneinander führten.

Wirklich trat Elisabeth darauf zu Preußen in das freundschaftlichste Verhältnis. Friedrich durfte für ihren Neffen und Thronfolger, Peter von Holstein, die Gemahlin aussuchen; seine Wahl fiel auf die Tochter des ihm ganz ergebenen Fürsten von Anhalt-Zerbst, Feldmarschalls in preußischen Diensten, Sophie — die spätere Katharina II. Dann stellte Friedrich auch mit dem jetzt eng mit Rußland befreundeten Schweden intime und selbst verwandtschaftliche Beziehungen her, indem der schwedische Thronfolger, Adolf Friedrich, eine Schwester des preußischen Königs, Ulrike, heiratete.

Durch diese Veranstaltungen gesichert, konnte Friedrich II. der Zukunft ruhiger entgegensehen. Überdies machte er gerade damals eine wichtige Erwerbung. Schon längst — seit 1683 — war Preußen vom Reiche die Erbfolge in Ostfriesland für den Fall des Aussterbens des dortigen Fürstenhauses verbürgt worden; der Kaiser hatte ihm seine eigene Anwartschaft auf dasselbe abgetreten. Unter Karl VI. hatte man ihm darüber neue Schwierigkeiten bereitet; aber als im Frühjahre 1744 der letzte Fürst, Karl Edzard, starb, besetzten preußische Truppen mit großer Geschwindigkeit das ganze Fürstentum, nahmen die Huldigung der Stände für den König an und überließen es den anderweitigen Bewerbern, unter denen Georg II. von England-Hannover der vornehmste war, den langwierigen und zweifelhaften Weg der Reichsjustiz zu beschreiten. Übrigens muß zum Ruhme Friedrichs und seiner Verwaltung gesagt werden, daß nach wenigen Jahren die Ostfriesen, ebenso wie die Schlesier, nicht minder gute Preußen waren als die Kurmärker oder Pommern. Es ist wahrlich das höchste Lob für Friedrich und seine maßgebenden Gehilfen, binnen kurzer Zeit die verschiedenartigsten und so bedeutsamen Neuerwerbungen organisch und unauflöslich mit den alten Provinzen verknüpft und vereinigt zu haben. So scharf und gebieterisch auch diese preußische Administration war, ihre Redlichkeit, ihr Eifer und ihre Einsicht schafften ihr bald zahlreiche Freunde; und dann: sie wußte selbst dem letzten Krämer und Tagelöhner das Bewußtsein beizubringen — durch Anforderungen, aber auch durch Wohlthaten —, daß er zu einem großen, mächtigen, wohl geordneten Ganzen gehöre.

Die schnelle Sicherung des neuen Gewinnes ward um so erwünschter, als inzwischen Preußen abermaligen Gefahren entgegenging.

Schon im Sommer 1743 hatte das französische Ministerium den genialen Freund des Königs, Voltaire, nach Berlin gesandt, um auf nicht offiziellem Wege jenen zum erneuten Anschluß an Frankreich zu bewegen. Friedrich zwar unterschied stets zwischen Freundschaft und Staatsgeschäften und war keineswegs gewillt, sich einem so unzuverlässigen politischen Dilettanten, wie Voltaire war, anzuvertrauen. Indes das Warschauer Bündnis machte ihn sehr stutzig und bald mußte er hören, daß der Zweck der Alliierten sei, nach dem Ausdruck einer sächsischen Note, „dem König von Preußen auf den Leib zu gehen, solange er noch erschöpft sei, und Frankreich in Schach zu halten, bis man die Fürsten unschädlich gemacht, die sich dieser Krone verkauft.“ Er meinte

nicht warten zu dürfen, bis Frankreich im eigenen Lande beschäftigt, der Kaiser zur Abdankung gezwungen und so den Österreichern, Sachsen und Hannoveranern der Weg nach Berlin geöffnet sei; sondern beschloß, seinen unversöhnlichen Feinden zuvorzukommen und im Bunde mit Frankreich noch einmal das Kriegsglück zu versuchen. Seine Minister rieten zwar dringend zum Frieden — und sie konnten gute Gründe der Staatsklugheit wie der Moral für ihre Meinung anführen —, aber der König war fest entschlossen, Herr der Ereignisse zu bleiben. Die letzteren sich über den Kopf wachsen zu lassen, das stolze Recht der Initiative zu verlieren, war seinem kühnen und klaren Geiste durchaus zuwider. So sandte er im tiefsten Geheimnis den Grafen von Rothenburg, einen litauischen Edelmann voll Geist und Thatkraft, der früher in französischen Diensten gestanden hatte und den französischen Hof genau kannte, nach Paris. Sein Plan war übrigens, durchaus nicht als unterwürfiger Helfershelfer der Franzosen aufzutreten, sondern als getreuer Reichsstand dem bedrängten Kaiser Succurs zu bringen und zu diesem Behufe, mit französischem Gelde, einen unter preußischer Führung stehenden Bund von Reichsfürsten zu bilden. Auf diese Weise fand er sowohl den geeignetsten Vorwand für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten als auch die Möglichkeit, neben Frankreich eine selbständige und führende Rolle zu spielen. Die Franzosen machten keinerlei Schwierigkeiten, da sie ja bei ihren kriegerischen Absichten sich die Mitwirkung des preußischen Königs und Heeres um jeden Preis sichern wollten. Indem sie also bedeutende Geldmittel zur Verfügung stellten, gelang es Friedrich, für das angeblich reichspatriotische Vorhaben wenigstens zwei Reichsstände zu gewinnen: Hessen-Kassel und Kurpfalz. Mit diesen und dem Kaiser schloß Friedrich am 22. Mai 1744 den sogenannten Unionsvertrag zu Frankfurt am Main, dem beizutreten sämtliche Reichsstände eingeladen wurden. Er hatte zum Zweck, mit allen Mitteln das Haus Österreich zur Herstellung von Ruhe und Ordnung im Reiche und zur Restauration des Kaisers in seinen Ländern zu zwingen; würde ein Krieg hierzu notwendig werden, so sollte für den Kaiser Böhmen erobert, an Preußen aber das noch österreichische Schlesien nebst drei an dasselbe grenzenden böhmischen Kreisen abgetreten werden.

Dieser pomphafte Frankfurter Unionsvertrag war offenbar nur dazu bestimmt, Friedrich II. einen Vorwand zum Bruche mit Maria Theresia zu geben; denn im Grunde war er ohne alle Bedeutung. Frankreich, das in dem Vertrage gar nicht erwähnt worden, hatte bereits die hessischen und pfälzischen Truppen in seinen Sold genommen, so daß sie auch ohne den Vertrag für dasselbe, bezüglich für den Kaiser gekämpft hätten. Weit wichtiger für die praktischen Verhältnisse war das Bündnis, das Friedrich durch den Grafen Rothenburg am 5. Juni 1744 zu Versailles abermals mit Frankreich abschloß. Der Feldzugsplan war, daß Friedrich Böhmen angreifen und dadurch das österreichische Heer im Elsaß zum Rückzuge über den Rhein nötigen sollte; unverzüglich hatte dann die französische Hauptarmee den Österreichern zu

folgen, indem sie dieselben so zwischen zwei Feuer brachte, während ein anderes französisches Korps die Engländer in den Niederlanden zu beschäftigen hatte. Friedrich ließ Ludwig XV. keinen Augenblick im Zweifel, daß er auf die sofortige Ausführung dieser beiden Bedingungen rechne und nur in diesem Falle die Voraussetzungen des Bündnisses als erfüllt betrachte.[1])

Ehe jedoch diese Verabredungen in Wirksamkeit treten konnten, hatten die österreichischen Interessen überall neue Erfolge erlangt. Fürst Lobkowitz, der an Trauns Stelle getreten, hatte mit der austro-sardischen Armee den Grafen Gages nach Neapel zurückgedrängt und war dann in die Abruzzen eingefallen, um die Eroberung des süditalienischen Königreiches der Bourbonen zu versuchen. Gleichzeitig brach Karl von Lothringen in das Elsaß ein; Lauterburg, Weißenburg, Zabern fielen ihm in die Hände. Schon wandten sich Karls Blicke begehrlich auf das seinem Hause angestammte lothringische Land, dessen Eroberung ihm als Ideal vorschwebte. Schon hielt König Stanislaus sich in Nancy nicht mehr für sicher und entfloh nach Metz. Panduren und Kroaten verfochten hier die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens für Deutschland, während „kaiserliche“ Truppen, freilich in geringer Anzahl, den Raub Frankreichs verteidigten. Sonderbare Umkehr der Verhältnisse!

Indes dieser glückliche Beginn hatte für Österreich keinen Fortgang, da sich bald die entschiedenere Politik des Versailler Hofes und darauf auch das Eintreten Preußens in die Aktion fühlbar machten. Mit zwei Heeren fielen (Mai 1744) die Franzosen in die österreichischen Niederlande ein; die Hauptarmee wurde von Ludwig XV. in Person befehligt, der schmachvollerweise seine Egeria, die Herzogin von Châteauroux, mit sich führte. Die Verbündeten — Engländer, Hannoveraner, Holländer und Österreicher —, an Zahl schwächer und untereinander uneinig, vermochten nicht zu verhindern, daß die Franzosen eine Anzahl der besten belgischen Festungen, Courtrai, Menin, Ypern, Furnes, einnahmen. Da erhielt König Ludwig die Nachricht, daß Prinz Karl seine Gegner unter die Mauern von Straßburg getrieben habe, daß er diese Stadt selbst mit einer Belagerung bedrohe. Sofort brach er mit der Hälfte seines Heeres nach dem Elsaß auf. Die nunmehr überlegenen Verbündeten thaten nichts, um ihre während der ersten Hälfte des Feldzuges erlittenen Verluste wieder gut zu machen.

König Ludwig kam freilich nicht weit auf seinem Marsche. In Metz erkrankte er am Fieber, und zwar so gefährlich, daß man schon für sein Leben fürchtete. Der Umstand, daß er inmitten eines Feldzuges erkrankt war, rief in Frankreich die allgemeinste Teilnahme für ihn wach, und von allen Seiten gelangten an ihn Beweise der Liebe und Verehrung seiner Unterthanen. Hatten sie doch, nach der wenig rühmlichen Zwischenregierung von Prinzen und

1) de Broglie, La seconde lutte de Frédéric II et Marie-Thérèse; Revue des deux Mondes, 15. April 1887 ff.: ist nur um weniges unparteiischer, als die früheren bezüglichen Werke desselben Verfassers. — Von geringer Bedeutung: M. Marcuse, Zur Gesch. des Jahres 1744 (Berlin 1885).

Ministern, von ihm ein neues glänzendes Zeitalter erhofft. Damals erhielt er den Beinamen des „Vielgeliebten“ (bien aimé), den er freilich in ganz anderem Sinne rechtfertigen sollte! Die aufrichtige Zuneigung seiner Unterthanen ging dem Könige nahe; vorzüglich aber schreckten ihn die Nähe des Todes und die eindringlichen Vorstellungen der Geistlichkeit. Er ließ also, in plötzlicher moralischer Anwandlung, die Königin und seine Kinder zu sich kommen und befahl Frau von Châteauroux sich zu entfernen. Dieselbe sah sich sofort von den Höflingen, die noch eben vor ihr auf den Knieen gelegen hatten, verlassen und vom Volke beleidigt und verhöhnt. Da gewann Ludwig, gegen aller Erwartung, seine Gesundheit wieder. Sogleich schickte er die Königin und seine Kinder wieder zurück und setzte sich abermals mit der Châteauroux in Verbindung, mit einer Eilfertigkeit, die beweist, daß nur die Todesfurcht sein Gewissen rege gemacht hatte (August 1744).

Während Ludwig XV. krank in Metz daniederlag, hatte eine anderweite mächtige Diversion den Elsaß von den Österreichern befreit: Friedrich II. hatte die Waffen wieder ergriffen. Sein Manifest sprach selbstverständlich nur von den Pflichten gegen den Kaiser und die Freiheit des Reiches. Mitte August setzte sich die preußische Armee, 80 000 Mann stark, in Bewegung; in drei Heersäulen, von denen zwei durch Sachsen marschierten, um diesem ihr Gewicht fühlbar zu machen, rückte sie in Böhmen ein, wo sie zunächst keinem nennenswerten Widerstande begegnete. Friedrich eilte, die Belagerung von Prag zu beginnen, ehe die österreichische Rheinarmee herbeikommen könne, ihn zu stören: und wirklich übergab der Gouverneur von Harsch die von 12 000 Mann verteidigte Festung schon am sechsten Tage (16. September); die ganze Besatzung ward kriegsgefangen. Einige weitere böhmische Festungen teilten das Schicksal der Hauptstadt.

Allein nach diesen schnellen Erfolgen begannen für die Preußen erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Während die Böhmen, welche jene als Ketzer bitter haßten, rings ihr Land verwüsteten und ihnen alle Zufuhr und Kundschaft abschnitten, beschloß Maria Theresia, in natürlichem Grimme gegen den Mann, der abermals ihre glücklichen Aussichten durch seinen plötzlichen und momentan ungerechtfertigten Angriff zerstörte, zunächst alles zur Vernichtung dieses Gegners aufzubieten. Sie befahl also dem Prinzen von Lothringen, das österreichische Hauptheer aus dem Elsaß nach Böhmen zu führen. Das Schlimmste aber für Friedrich war das furchtsame und selbstsüchtige Benehmen der Franzosen. Sie ließen den Prinzen Karl unangefochten über den Rhein zurückgehen; dann, während Friedrich sie dringend aufforderte, dem Versailler Vertrage gemäß die Österreicher eiligst zu verfolgen und sich an der bayerisch-böhmischen Grenze mit dem preußischen Heere zum entscheidenden Angriffe auf Wien zu vereinigen, unternahm Ludwig XV. mit seinen 60 000 Mann ruhig die Belagerung einer so unbedeutenden Festung wie Freiburg im Breisgau. Ihre endliche Einnahme hatte für das Schicksal des Feldzuges etwa dieselbe Wichtigkeit, wie die Eroberung von Nanking. Der kaiserliche General Secken-

dorf betrieb inzwischen mit 30 000 Hessen, Pfälzern und Franzosen ganz ruhig und behutsam die Rückgewinnung des von den Österreichern fast völlig geräumten Bayern.

So konnte Prinz Karl sich ungestört mit allen seinen Truppen nach Böhmen wenden. Nun hätte Friedrich gern mit ihm geschlagen, ehe die schlimme Jahreszeit anbrach und zumal ehe die 26 000 Sachsen, die in Gemäßheit des Warschauer Bündnisses sich zur Verstärkung der Österreicher rüsteten, zu denselben gestoßen waren. Aber der militärische Ratgeber des Prinzen, der alte wohlerfahrene Feldmarschall Traun, wußte eine jede Schlacht zu vermeiden, dagegen mit seinen zahlreichen leichten Truppen die Preußen in dem unwirtlichen und feindlichen Lande derart einzuengen, daß Friedrich im November den Rückzug nach Schlesien antreten mußte, der nicht ohne schmerzliche Verluste vor sich ging. Der König gesteht selber in der „Geschichte meiner Zeit," daß er diese Kampagne als seine Schule in der Kriegskunst und Traun als seinen Lehrmeister betrachtet hat.[1])

Der Feldzug, das mußte er sich sagen, war völlig mißlungen, und zwar hauptsächlich durch die Schuld seiner Verbündeten. Seit diesem Augenblicke dachte er nur daran, sich mit Aufgabe aller Eroberungspläne möglichst schnell aus der Sache wieder heraus zu ziehen. In dem katholischen Oberschlesien war die Stimmung sehr schwierig, viele Offiziere, ja manche Minister verzweifelten an der Begabung des Königs, an der Zukunft des Staates. Was nützte es Friedrich, daß inzwischen die Spanier, von dem Infanten Philipp geführt und durch ein französisches Korps unter dem Prinzen Conti verstärkt, den König von Sardinien bei Coni schlugen (September 1744), Savoyen und Nizza eroberten, und daß darauf auch Lobkowitz seinen Angriff auf das Königreich Neapel aufgab? Vielmehr trafen bald darauf den preußischen Herrscher neue schwere Schläge, die ihn geradezu mit dem Untergange bedrohten.

Die Seele der französischen Kriegspartei, Frau von Châteauroux, vermochte sich nicht lange ihres Triumphes zu erfreuen. Sie verfiel einer tödlichen Krankheit, die am 8. Dezember 1744 ihrem Leben ein Ende machte. In ihr verlor Friedrich II. eine begeisterte Bewundrerin, die ihn ihrem königlichen Liebhaber stets als ein leuchtendes Vorbild hingestellt hatte. Ludwigs XV. persönliche und konfessionelle Abneigung gegen den preußischen Herrscher gewann bei ihm nun völlig die Oberhand wieder.

Noch verderblicher für Friedrich war ein anderweiter Todesfall.

Unter dem Jubel und den Rührungsthränen des getreuen bayerischen Volkes war Kaiser Karl VII. in seine Hauptstadt München wieder eingezogen. Aber nicht lange sollte sich der vom Schicksal verfolgte Herrscher an diesem Sonnenblicke des Glücks vergnügen. Schon seit lange kränkelnd, starb er plötzlich am 20. Januar 1745, im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens: ein harter

1) Näheres bei Graf Thürheim, Feldmarschall Graf von Abensberg und Traun (Wien 1877).

Schlag für Friedrich, der nun den einzigen annehmbaren Vorwand für seinen Kampf gegen Maria Theresia dahinschwinden sah. Ja, noch mehr: Karls Sohn und Nachfolger Maximilian Joseph begann sofort mit Österreich Verhandlungen, die zwar von Preußen, Frankreich, Spanien auf das äußerste bekämpft, indes durch die abermalige Eroberung ganz Bayerns durch die Österreicher dem jungen Kurfürsten nur um so dringender gemacht wurden. Noch im April 1745 ward der Friede zu Füssen unterzeichnet, in welchem Maximilian Joseph allen Ansprüchen auf die österreichischen Länder entsagte, den von den Franzosen für Bayern eroberten Breisgau an die Königin zurückgab, die böhmische Kurstimme anerkannte, seine eigene Stimme für die Kaiserwahl des Großherzogs Franz verhieß und für alle diese Zugeständnisse sein Land wieder erhielt.[1])

Facsimile der Unterschriften von Maria Theresia, Ulefeld und Bartenstein: unter einem Schreiben an den Abt des Stiftes Fulda betreffend Truppendurchzug durch das Gebiet des Stiftes, datiert Wien, 11. April 1744. Im königl. geh. Staatsarchiv zu Berlin.

So hatten Karl Albert und Bayern den kurzen Kaiser- und Vergrößerungstraum nur mit Drangsal und Elend gebüßt. Für das Kaisertum aber ward die Herrschaft Karl Alberts zur entscheidenden Katastrophe. Die schnöde Mißachtung, welche dieser Fürst von Österreich zu erfahren hatte, die Verlassenheit und Hilflosigkeit, in welcher die Reichsstände ihn stecken ließen, bewiesen deutlich genug die gänzliche Nichtsnutzigkeit der reichsoberhauptlichen Würde, wenn sie nicht eben auf der soliden Macht des österreichischen Sonderstaates beruhte. Seine völlige Abhängigkeit von Frankreich hatte das Kaisertum überdies in Gegensatz zu den volkstümlichen Sympathien in Deutschland gebracht. So war das von Leopold I. und Joseph I. wieder begründete, durch Karl VI.

1) Der starre und rachsüchtige Bartenstein war mit dieser Wiederherstellung des bayrischen Kurfürstentums sehr unzufrieden. Arneth, Bartenstein, a. a. O. Seite 42.

bereits wesentlich erschütterte Ansehen des Kaisertums durch Karls VII. unglückliche Regierung durchaus zu Grunde gerichtet worden.

Sein Tod machte den Frankfurter Unionsvertrag ganz und gar hinfällig, der Füssener Friede die österreichischen Truppen in Bayern verfügbar. Daß Maria Theresia dieses Land, das sie stets als Äquivalent für Schlesien betrachtet hatte, so völlig aufgab, war der beste Beweis dafür, daß sie letztere Provinz wieder zu erlangen bemüht sein werde. In der That waren noch am Ende des Jahres 1744 die leichten Truppen der Österreicher, verstärkt durch eine neue ungarische „Insurrektionsarmee," in Oberschlesien eingebrochen. Ein Manifest Maria Theresias kündigte den Schlesiern an, daß die Königin sie „ehestens" wieder mit der angestammten österreichischen Herrschaft verbinden werde. Alle Verhältnisse gestalteten sich dafür auf das günstigste. Die allgemeine Stimmung in Deutschland und Europa war sehr feindselig gegen Friedrich, der die schon vertriebenen Franzosen abermals in das Reich eingeführt hatte. Lord Carteret oder — wie er seit kurzem hieß — Graf Granville war seiner übertriebenen Vorliebe für die Königin von Ungarn und seiner thörichten Aufopferung der englischen Interessen zu gunsten Hannovers zum Opfer gefallen (November 1744); aber die Abneigung des Königs Georg II. gegen Friedrich und die Erregung der öffentlichen Meinung in England gegen denselben war derartig, daß auch seine Nachfolger im Ministerium, die Brüder Pelham, Thomas Herzog von Newcastle und Heinrich, im Grunde eine gegen Preußen nicht minder feindselige Politik einschlugen.[1]) Abgesehen von der Unterhaltung der englisch-hannoverschen Armee in den Niederlanden, zahlten sie in dem einzigen Jahre 1745 an Österreich und dessen Verbündete Hilfsgelder im Betrage von 833 000 Pfund (16 700 000 Mark). Vergebens wandte sich Friedrich II. an Georg um Vermittelung des Friedens mit Maria Theresia. Und ebenso vergeblich suchten Frankreich und Preußen den König von Polen zur Annahme der Kandidatur für die Kaiserkrone zu bewegen. Im Gegenteil schlossen England, Holland und Sachsen mit Österreich zu Warschau eine neue Quadrupelallianz im Januar 1745; dann ging Sachsen im Mai zu Leipzig mit Österreich einen abermaligen Vertrag ein, in welchem für das letztere die Eroberung Schlesiens, für jenes die des Herzogtums Magdeburg, des Fürstentums Halberstadt und einiger anderer preußischer Distrikte in Aussicht genommen wurde.

So war Sachsen fest an die österreichischen Interessen geknüpft, was für Friedrich um so gefährlicher sein mußte, als jenes zwischen dem Mittelpunkte seiner eigenen Staaten und Böhmen lag. Die furchtbarste Gefahr aber drohte ihm von Osten her: die launenhafte und leidenschaftliche Elisabeth von Rußland ließ sich, nachdem ihr Zorn über jene angebliche österreichische Verschwörung verraucht war, von ihrem für die Königin von Ungarn gewonnenen Kanzler

1) W. Coxe, **Memoirs of the administration of Henry Pelham** (2 Bde. London 1829).

Bestuschew wieder völlig auf deren Seite ziehen. Alexei Petrowitsch Bestuschew-Rjumin war durch die französische Partei in die Höhe gekommen; aber seine Sympathien gehörten England und Österreich an. Der Zarin hatte er sich dadurch empfohlen, daß er unter allen den unfähigen Schurken, die sie umgaben, der einzige geschäftskundige und staatsmännisch begabte war. Er wurde ihr unentbehrlich und brachte sie auf die Seite der pragmatischen Verbündeten. Bald bewies er ihr aus aufgefangenen Papieren des französischen Gesandten La Chetardie, daß dieser Staatsmann die angebliche Verschwörung Bottas selber erfunden und sich überdies die ehrenrührigsten Äußerungen über ihre eigene Person erlaubt habe. Elisabeth schäumte vor Wut; den Gesandten ließ sie aufgreifen und wie einen gemeinen Verbrecher über die Grenze bringen (Juni 1744). Aber auch an Frankreich selbst und dem ihm verbündeten Preußen wollte sie Rache nehmen. Sie ging damit um, der Warschauer Allianz beizutreten, und verlangte hierfür nur eine Subsidie von den Seemächten. Alle politischen Berechnungen Friedrichs waren getäuscht worden, ebenso wie die militärischen! Nur eine kräftige Diversion Frankreichs schien ihn retten zu können. Aber Ludwig XV., obwohl von ihm fortwährend bestürmt, ihm zur Hilfe und zugleich zur Vereitelung einer österreichischen Kaiserwahl mit Nachdruck in Deutschland aufzutreten, verlegte das Hauptgewicht seiner Unternehmungen nach Belgien und das mindere nach Italien, so daß für Deutschland nichts übrig blieb. Damit war Friedrich zahlreichen Feinden gegenüber nur auf sein tapferes Heer und sein eigenes Genie angewiesen. Allein während seine Umgebung verzagte, blieb er fest und mutvoll. „Wenn alles sich gegen mich erklärt," schrieb er seinen Ministern, die ihm zu verlustvollem Frieden rieten, „will ich lieber mit Ehren untergehen, als lebend Ruhm und Ansehen einbüßen. Es war mein Stolz, mehr als jeder andere die Größe meines Hauses befördert zu haben; ich habe eine hervorragende Rolle unter den gekrönten Häuptern Europas gespielt; nun bin ich entschlossen, alle Verpflichtungen, die ich damit für meine Person eingegangen bin, um den Preis meines Glückes und meines Lebens zu erfüllen. Mein Entschluß ist gefaßt, und Sie können mich darin nicht irre machen. Denken Sie daran, daß die Königin von Ungarn, eine Frau, nicht an ihrem Stern verzweifelte, da der Feind vor Wien stand und ihre schönsten Provinzen eingenommen hatte. Und Sie könnten nicht einmal so viel Mut haben, wie diese Frau, obwohl wir noch keine Schlacht verloren, keine Niederlage erlitten haben?"

Mit der festen Entschlossenheit, die aus diesen heroischen Worten spricht, aber zugleich mit zweckmäßiger Umsicht ging Friedrich an das Werk der Verteidigung. Bei dem auch von Sachsen her drohenden Angriff hielt er es für geraten, sein ganzes Heer im mittleren Schlesien, in der Nachbarschaft Sachsens, bei Schweidnitz zusammen zu ziehen.[1]) Freilich überließ er damit Ober-

---

1) Generallieut. L. v. Lützow, Die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau (Potsdam 1845). — R. Koser, Friedr. d. Gr. u. der zweite schles. Krieg; Hist. Zeitschrift XLIII, 242 ff.

schlesien den Österreichern, welche selbst die Hauptfestung dieses Bezirkes, Kosel, eroberten. Friedrichs Plan war, die verbündeten Österreicher und Sachsen, wenn sie aus den oberschlesischen Bergen in die Ebene eintreten würden, zu überfallen und nachdrücklich zurück zu werfen. Beide Heere waren ziemlich gleich stark, jedes 60—70 000 Mann. Der König hielt seine Truppen hinter



Karte der Gegend von Hohenfriedberg.

den Striegauer Höhen verborgen, als Anfang Juni 1745 Prinz Karl von Westen her gegen ihn vordrang. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz Schlesiens, sondern um die Existenz des preußischen Königtums. Pro aris et focis kämpfe er, schrieb Friedrich an seine Minister am Vorabende der Schlacht. In der Meinung, der Gegner sei in vollem Rückzuge nach Breslau begriffen, nahmen die Austro-Sachsen, um ihn dahin zu verfolgen,

die Front nach Norden, während der König nordöstlich von ihnen, zunächst an ihrem linken Flügel stand, welchen die Sachsen bildeten. So konnte Friedrich, der seine Anstalten mit der größten Geschicklichkeit und in tiefster Stille traf, am Morgen des 4. Juni mit seiner ganzen Macht unvermutet auf die Sachsen fallen, die trotz tapferster Verteidigung schließlich von der preußischen Überzahl völlig überwältigt wurden. Sie waren bereits geschlagen und in Auflösung, als Prinz Karl, der bei dieser Gelegenheit weder Scharfsinn noch Entschlossenheit zeigte, ihnen erst zu Hilfe kam. Die preußische Reiterei, die vor Begierde brannte, die im ersten schlesischen Kriege erlittenen Scharten wieder auszuwetzen, warf sofort die österreichische Kavallerie, und so sah deren Fußvolk sich auf allen Seiten von den siegreichen Gegnern angegriffen. Es geriet in Verwirrung, welche durch die einhauende preußische Reiterei in ungeordnete Flucht verwandelt ward. Das preußische Dragonerregiment Bayreuth eroberte allein sechzig Fahnen, nachdem es sieben Infanterieregimenter gesprengt hatte; im ganzen wurden einundneunzig Fahnen erbeutet. Die Austro-Sachsen hatten an 20 000 Mann, also ein volles Drittel ihrer Stärke, an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, während der preußische Verlust nur etwas über 4000 betrug. Diese Schlacht war eine der glänzendsten in der gesamten Feldherrnlaufbahn Friedrichs des Großen, der in ihr genialen Scharfblick, Geistesgegenwart und minutiöseste Vorausberechnung entwickelt hatte; aber nicht minder hatten seine Truppen bewundernswerte Tapferkeit, Schneidigkeit und Manövrierfähigkeit gezeigt.

Die Verbündeten wichen nach Böhmen zurück, wohin ihnen Friedrich in langsamen Märschen folgte, nicht um in diesem Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um die Last des Krieges von Schlesien abzuwälzen. „Ich bleibe derselbe," schrieb er einige Tage nach dem Siege, „der ich war. Vorübergehende Erfolge machen mich nicht trunken. Fürchten Sie nicht, daß ich mich in meinen Entschlüssen überstürze. Ich führe den Krieg nur, um zum Frieden zu gelangen."

Das Benehmen der Franzosen und die Lage der deutschen Angelegenheiten rieten freilich dem Könige dringend zu solcher Mäßigung.

König Ludwig XV. hatte diesmal seiner niederländischen Armee, die er in eigener Person begleitete, einen vorzüglichen Oberbefehlshaber gegeben: den Grafen Moritz von Sachsen, den im Jahre 1696 die schöne Gräfin Aurora von Königsmark dem Könige August dem Starken geboren hatte.[1]) Moritz hatte eine sehr mangelhafte Erziehung genossen; aber es lebte in ihm ein leidenschaftlicher, ehrgeiziger Geist, der ihn freilich zu unbegrenzter Liederlichkeit und ruchloser Selbstsucht verführte, doch auch mit tollkühnem Mute und mit verwegener Unternehmungslust erfüllte. Die letzteren Eigenschaften

---

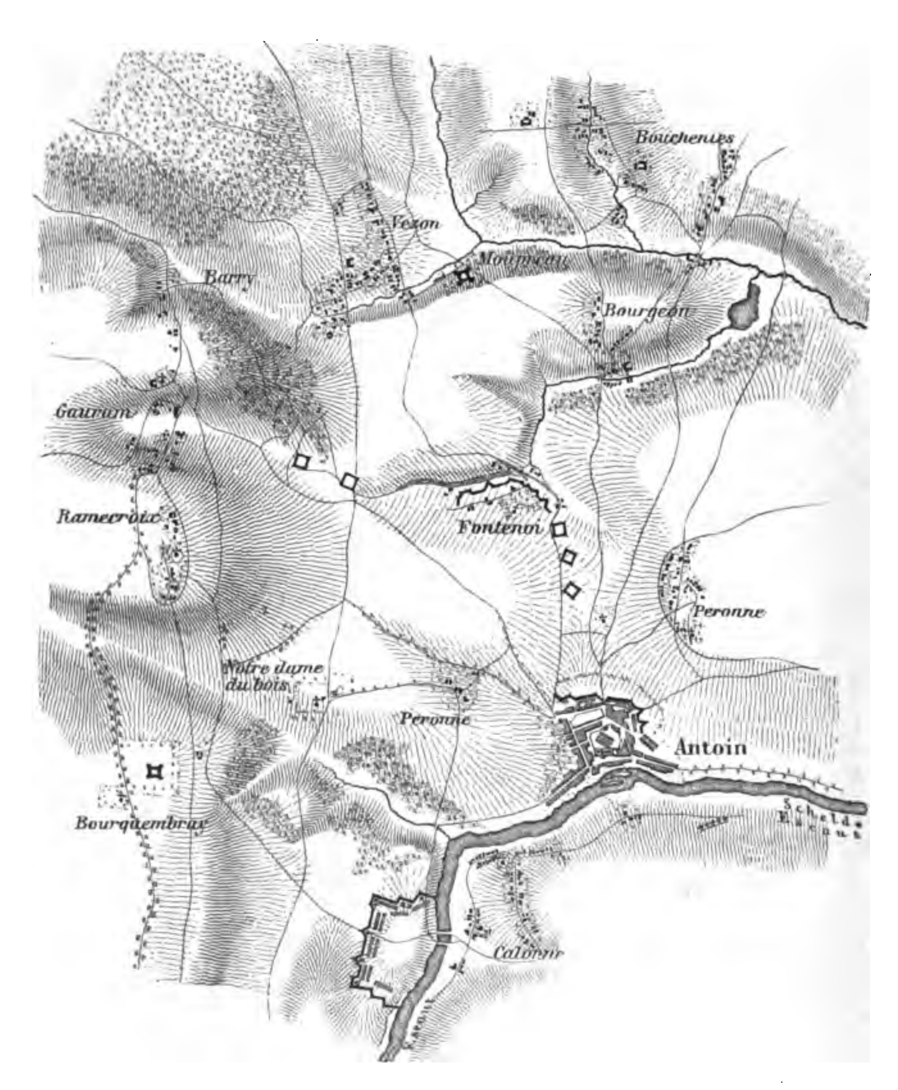
1) K. v. Weber, Moritz Graf von Sachsen (Leipzig 1863). — Saint-René Taillandier, Maurice de Saxe (Paris 1865). — Lettres et mémoires choisis parmi les papiers du mar. de Saxe (5 Bde. Paris 1794).

machten ihn zum großen Feldherrn, weil sie mit vielem Scharfblick, genau abwägender Besonnenheit, unerschöpflichem Reichtum der Hilfsquellen und Präzision in den kleinsten Einzelheiten des Dienstes gepaart war. Dieser von den niedrigsten Leidenschaften bewegte Charakter zeigt in seinen „Träumereien" (Mes rêveries) eine seltene Erhebung der Gedanken und Gefühle, sowie ungewöhnliche Einsicht in die wahren Aufgaben und Bedürfnisse des Heerwesens. Er preist die allgemeine Dienstpflicht aller Bürger und betont die Notwendigkeit, das moralische Element im Soldaten zu heben und auszunutzen. Die außerordentliche Tapferkeit, die er seit seinem dreizehnten Jahre auf zahlreichen Schlachtfeldern an den Tag gelegt hatte, sowie seine hohe persönliche Liebenswürdigkeit hatten 1726 die Stände von Kurland veranlaßt, ihn zum Nachfolger des letzten Herzogs aus dem Kettlerschen Hause zu wählen. Aber obwohl dessen Witwe, Anna Iwanowna, den Helden zum Gemahl und Regenten wünschte, verdrängte ihn Menschikow, der selber sich Kurlands bemächtigen wollte, durch ein russisches Truppenkorps, nach kühnstem Widerstande. Hierauf hatte sich der junge Abenteurer nach Paris begeben und trat bald in französische Kriegsdienste, in denen seine hohe Abstammung, die Gunst der Damen und seine außergewöhnlichen militärischen Gaben ihn schnell zum ersten Range aufsteigen ließen. In dem polnischen Erbfolgekriege, dann neuerdings in Böhmen und in Flandern hatte er mit der höchsten Auszeichnung gefochten. Der geheime Mentor des Königs, Marschall von Noailles, hatte ihn Ludwig XV. als den allein möglichen Feldherrn empfohlen, „den einzigen, der Großes im Auge hat." Nun führte er, obwohl an der Wassersucht leidend, den Oberbefehl in Belgien mit großer Thatkraft. Er ging sofort zur Belagerung von Tournai über, und als die Verbündeten, diesmal unter dem Kommando des Herzogs Georg von Cumberland, des zweiten Sohnes des englischen Königs, in der Stärke von 60 000 Mann zum Entsatze der wichtigen Stadt herannahten, lieferte Moritz ihnen, unter Anwesenheit Ludwigs XV. und des Dauphins, bei Fontenoy eine Schlacht (11. Mai 1745). Die Engländer und Hannoveraner kämpften mit bewunderungswürdigem Mute und würden den Sieg davongetragen haben, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblicke von den holländischen Truppen schmählicherweise im Stiche gelassen worden wären. Nur mit Mühe und großem Verluste behaupteten die Franzosen das Schlachtfeld. Immerhin entschied dieser ihr Erfolg den Fall von Tournai und zahlreichen anderen belgischen Festungen, wie Gent, Audenarde, Brügge, Ostende u. s. w., so daß im eigentlichen Flandern den Verbündeten kein fester Platz mehr blieb.

Aber was nützte es Friedrich II., ja welchen Einfluß konnte es überhaupt auf die endliche Entscheidung des Krieges üben, daß die Franzosen die flandrischen Städte einnahmen? In Deutschland opferten sie ihre Verbündeten völlig auf; sie hielten offenbar die belgischen Eroberungen für leichter. Feldmarschall Traun rückte mit dem bisher in Bayern stehenden und noch verstärkten Heere, 45 000 Mann, Ende Frühjahr 1745 an den unteren Main,



Marschall Moritz von Sachsen.
Nach dem Kupferstiche, 1745, von J. G. Wille (1715—1808);
Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).



Karte der Gegend von Fontenai.

den Prinzen Conti widerstandslos vor sich hertreibend, bis er endlich über den Rhein zurückging. Damit hatten die Österreicher ihren nächsten Zweck erreicht, die Franzosen aus der Umgegend Frankfurts zu entfernen und so die Wahl des Großherzogs von Toskana zum Kaiser zu ermöglichen. Die Unthätigkeit der französischen Heere in Deutschland hatte überdies die Folge, daß die große Mehrheit der Kurfürsten sich auf die Seite des nunmehr siegreichen Hauses Habs-

burg stellte. Trotz des entschiedenen Protestes von Kurbrandenburg und Kurpfalz wurde von den übrigen sieben Stimmen Franz von Toskana am 13. September 1745 zum Kaiser gewählt und einen Monat später gekrönt. Laut jubelte die österreichische Partei im Reiche — und sie war damals sehr zahlreich —, daß die Kaiserkrone wieder an das erneute Erzhaus gelangt sei und von ihm nun abermals mit dem früheren Glanze werde umkleidet werden. Indes letzteres war schon nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit. Das geringschätzige Auftreten Österreichs selbst gegen Karl VII. hatte die Autorität des Kaisertums endgültig vernichtet; und indem Maria Theresia ihren schwachen und unbedeutenden Gemahl zum Kaiser erhob, während sie doch eifersüchtig darüber wachte, daß sie selber die alleinige Leiterin der Politik ihres Hauses blieb, bewies sie aller Welt aufs deutlichste, daß jene Würde eben nur ein Rad in der Maschinerie der österreichischen Sonderinteressen, keineswegs aber ein Gegenstand eigener, reichspatriotischer Bedeutung sei.

Inzwischen befand sich der thatsächliche Einfluß, den das Kaisertum noch auf einige, und zumal geistliche Fürstentümer besaß, in denjenigen Händen, in denen ihn Friedrich II. am unliebsten sah. Er war über das Benehmen der Franzosen, die alle Bedingungen des Versailler Abkommens schmählich verletzt hatten, höchlichst entrüstet. „Ihr Feldzug," schrieb er unverblümt an Ludwig XV., „hat für Ihre deutschen Verbündeten keinen anderen Wert als eine Belagerung Babylons, eine Landung auf den Kanarischen Inseln oder die Eroberung von Peking." Den Gnadenpfennig, den ihm Frankreich durch Hilfsgelder hinwerfen wollte, wies er unwillig zurück. Was aber sollte aus seinem kleinen Staate werden, da nun auch Rußland den Kampf gegen ihn zu beginnen drohte? Nur ein kurzer Lichtblick war es, wenn Georg II., durch die Landung des Stuartschen Prätendenten in Schottland erschreckt, mit Friedrich zu Hannover (Aug. 1745) eine Übereinkunft schloß, in der England von neuem den Breslauer Frieden anerkannte, Preußen auf jede Vergrößerung verzichtete und sich dem Kaisertume Franz' I. nicht zu widersetzen versprach. Aber wenn Friedrich gehofft hatte, diese seine Bereitwilligkeit werde „das Herz Pharaonis erweichen," d. h. die neue Kaiserin zum Frieden bewegen, hatte er sich durchaus geirrt. Maria Theresia wies alle englische Vermittelung zurück: sie wollte lieber von dem ihr ebenbürtigen französischen Könige besiegt sein als von dem preußischen, den sie als einen rebellischen Vasallen betrachtete; und sie zog den Verlust der fernen Niederlande dem des nahen Schlesien vor. Ja, sie begann mit Frankreich ernstliche Verhandlungen zum Abschluß eines geheimen Sonderfriedens, der ihr erlaubt haben würde, sich mit gesamter Macht auf Preußen zu werfen.[1]) Wenn diese Negotiationen auch an der Ungeschicklichkeit der mit ihnen betrauten Diplomaten scheiterten, kehrte die Kaiserin doch ihren ganzen Grimm gegen Friedrich, dessen Kraft offenbar erlahmte. Er verfügte nicht mehr über eine

1) de Broglie, Seconde lutte etc. Kap. IX; R. des deux Mondes, 1. Oktober 1887.

genügende Truppenzahl, um in Böhmen Fortschritte zu machen. Im Beginne des Herbstes mußte er abermals den Rückzug nach Schlesien antreten. Durch diesen Umstand und die weite Verteilung der preußischen Streitkräfte ermutigt, faßte Prinz Karl den kühnen Plan, mit seinen 35 000 Kriegern die kaum 20 000, die Friedrich mit sich führte, am 30. September bei Soor, in der Nähe von Trautenau, in der rechten Flanke zu überfallen. Allein dieser Angriff gab nur dem Könige Gelegenheit, seine unvergleichliche Geistesgegenwart, seinen Soldaten, ihre Entschlossenheit und taktische Geschicklichkeit zu erweisen: im Nu waren die Preußen auf den Füßen, in Waffen, in Reih und Glied, und Friedrich ließ sie unter dem Granatfeuer der Kaiserlichen eine Schwenkung nach rechts machen, der feindlichen Front gegenüber. So war Prinz Karls Idee, den Preußen Hohenfriedberg zu vergelten, an ihrer und ihres königlichen Feldherrn Überlegenheit gescheitert. Die preußischen Kürassiere warfen — zwölf Schwadronen gegen fünfzig! — die ungünstig aufgestellte kaiserliche Reiterei gänzlich über den Haufen. Das ruhmvolle Beispiel der Kavallerie ahmte die preußische Infanterie nach, indem sie mit unaufhaltsamer Kühnheit die große feindliche Batterie von 28 schweren Geschützen eroberte. Nun wurde auch das österreichische Fußvolk geworfen; der glänzende Sieg über fast doppelte Übermacht war erfochten.

Allein er brachte eben keine andere Frucht, als die Ehre und die Möglichkeit, den Rückzug nach Schlesien ungehemmt fortzusetzen. Friedrich fühlte sich nicht stark genug, einen entscheidenden Angriff auf die seinem Staate so weit überlegene österreichische Ländermasse zu unternehmen.

Deshalb gab auch, trotz der wiederholten Niederlagen, Maria Theresia ihre Absichten gegen Preußen noch nicht auf. Um Rußland zum Angriff auf letzteres zu ermutigen, ersannen die Wiener Kriegsmänner einen kühnen Schlag, der auf das Herz des Feindes selbst gerichtet war. Feldmarschall-Lieutenant Grünne von der durch die Franzosen gar nicht beschäftigten Mainarmee sollte von Westen her mit 10 000 Österreichern, Graf Rutowski — auch ein natürlicher Sohn Augusts II. — mit 30 000 Sachsen in der Mitte, Prinz Karl mit der österreichischen Hauptarmee im Osten gegen die Kurmark und, womöglich, gegen Berlin selbst marschieren. Eine furchtbare Gefahr für das von allen seinen Bundesgenossen verlassene Preußen!

Indes infolge der Geschwätzigkeit des sächsischen Ministers Grafen Brühl wurde dieser Plan durch Vermittelung des schwedischen Gesandten in Dresden an Friedrich verraten. Obwohl die Aufregung in Berlin über den drohenden Angriff nicht gering war, traf der König mit der ihm eigenen Schnelligkeit des Entschlusses die nötigen Gegenmaßregeln. Er selber wandte sich nach der Lausitz, wo er bei Katholisch-Hennersdorf (23. November) die Vorhut des Prinzen Karl gänzlich zersprengte und letzteren dadurch zu schleunigem und höchst verlustvollem Rückzuge nach Böhmen bewog. Inzwischen war ein zweites preußisches Heer unter Leopold von Dessau in das Meißener Land eingerückt, wo sich Grünne mit Rutowski vereinigt hatte. Ein neuer großer Kampf

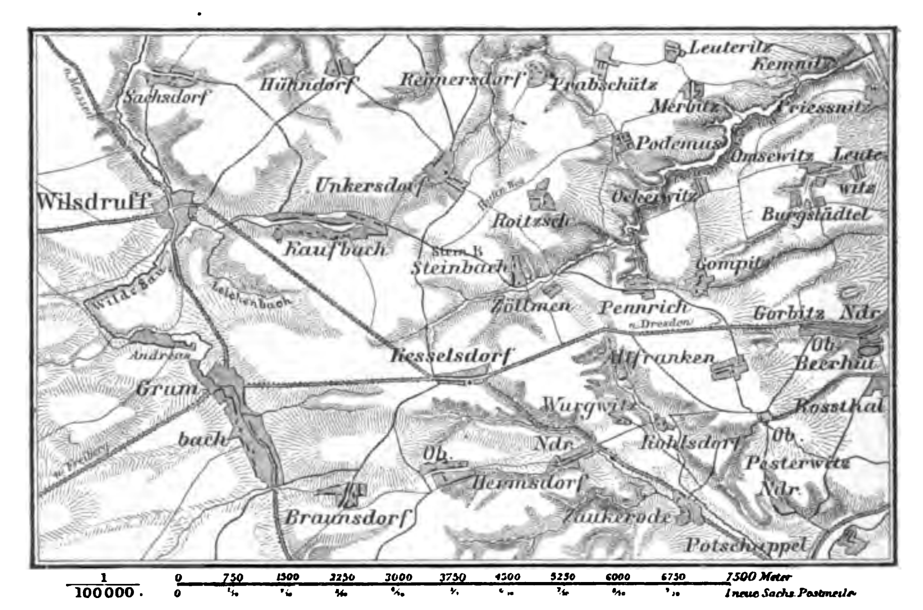
bereitete sich hier vor. Der Prinz von Lothringen kam von Böhmen über das Erzgebirge, um zu den Sachsen zu stoßen, während Friedrich sich von der Lausitz her dem „Alten Dessauer“ näherte. Indes noch ehe der König und



Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau.
Nach dem Kupferstiche von J. G. Wille; Originalgemälde von Ant. Pesne.

der Prinz heran waren, griff Leopold die auf den steilen Höhen von Kesselsdorf bei Dresden aufgestellten und gut verschanzten Sachsen und Österreicher Rutowskis an (15. Dezember); jedes der beiden Heere zählte etwa 35 000 Streiter. Zuerst wurde der Anlauf der Preußen auf die eisbedeckten Berge zurückgewiesen; als aber die Verbündeten in ihrer Siegesfreude von den

schützenden Höhen herunter stürmten und sich damit vor ihre eigenen Batterien schoben, wurden sie von der preußischen Reiterei gänzlich geworfen, und dann nahm die ihnen nacheilende preußische Infanterie auch die Hügel und auf ihnen die Ortschaft Kesselsdorf. Damit standen die Preußen auf der linken Flanke der Austro-Sachsen, die, nun vollständig aufgerollt und durcheinander geschoben, nur durch die frühe Nacht vor gänzlicher Vernichtung gerettet wurden. Auch so beklagten sie einen Verlust von mehr als 10 000 Mann. Dieser glorreiche Sieg des alten Fürsten war entscheidend. Österreicher und Sachsen wichen nach Böhmen, Dresden kapitulierte, das ganze Kurfürstentum fiel in die Hände der Preußen.



Karte der Gegend von Kesselsdorf.

Friedrich sah jetzt bestimmt dem Ende des Krieges entgegen. Gar keine Rücksicht hatte er auf die Franzosen zu nehmen, die alle Bedingungen des beiderseitigen Bündnisses unerfüllt gelassen und ihm noch zu guterletzt auf seine Bitte um Hilfe gegen den österreichisch-sächsischen Angriff nicht nur abschlägig, sondern sogar mit verletzendem Hohne geantwortet hatten. Dagegen erfüllte ihn die immer drohendere Haltung Rußlands mit Schrecken und dem dringenden Wunsche nach Frieden.

Darin begegnete er den Bestrebungen der Sachsen. Auch Maria Theresia mußte sich wohl nach diesen Ereignissen überzeugen, daß jede Hoffnung auf Rückeroberung Schlesiens vergeblich sei und ihre Hartnäckigkeit den Preußen gegenüber nur den Verlust ihrer niederländischen und italienischen Provinzen

zur Folge habe. Endlich kündigte ihr England an, es werde die Zahlung seiner Hilfsgelder an sie einstellen, wenn sie nicht, auf die Bedingungen der Konvention von Hannover hin, mit Preußen abschließen werde. Der österreichische Minister Graf Harrach, der damals in Dresden weilte, um hinter dem Rücken der beiderseitigen Verbündeten mit Frankreich über einen Separatvertrag zu verhandeln,[1]) sah sich nun genötigt, schon am 25. Dezember 1745 den Frieden mit dem verhaßten Preußenkönige einzugehen. Sachsen erkannte die Herrschaft Preußens in Schlesien an und bezahlte demselben eine Million Thaler Kriegsentschädigung. Österreich bestätigte den Frieden von Breslau, selbst mit der Garantie des gegenwärtigen preußischen Besitzes; dafür trat Kurbrandenburg der Wahl des Großherzogs von Toskana zum Kaiser bei.

Trotz aller preußischen Siege hatte also der zweite schlesische Krieg mit einem Erfolge der österreichischen Politik geendet: an Stelle eines antiösterreichischen herrschte wieder ein österreichischer Kaiser — sonst war in den deutschen Verhältnissen alles beim Alten geblieben. Und doch wurde das Ergebnis dieses Krieges überall als ein Triumph Friedrichs betrachtet. „Die kläglichste Niederlage," schreibt der venezianische Gesandte in Wien, „hätte hier keinen größeren Kummer hervorrufen können." Es hatte eben dieser Kampf den Feldherrnruhm Friedrichs und das Ansehen seines Heeres beträchtlich vermehrt. Nach den wiederholten und ausnahmslosen Siegen über Österreicher und Sachsen konnte nicht mehr von der Gunst des Zufalls, sondern nur noch von dem Verdienste der Preußen die Rede sein. Ihre Armee wurde bereits als die erste der Welt betrachtet. Anderseits hatte das zuchtlose, gewaltthätige Betragen der Ungarn und Kroaten in Oberschlesien den Österreichern die Sympathien der dortigen Bevölkerung gründlich verscherzt. Indes abgesehen von solchen moralischen Vorteilen waren alle Absichten und Ziele, die Friedrich bei dem Wiederbeginn der Kampfes gehabt, durch die überlegenen Kräfte Österreichs und durch die Mißgunst, die in ganz Europa gegen den preußischen Emporkömmling herrschte, vereitelt worden. Seitdem hat Friedrich II. die Kriegslust, die ihn beim Beginne seiner Regierung beseelt hatte, völlig eingebüßt. Er hatte einsehen müssen, daß die vorzüglichste Armee und der genialste Führer nicht hinreichen, um in dem Wettstreit der europäischen Kräfte mit einem Schlage aus einem kleinen Staate einen großen zu machen, und daß sein Preußen wohl fähig war, einen Feldzug, nicht aber einen langwierigen Krieg zu glücklichem Ende zu führen. Zu seiner Enttäuschung fand er, daß er mit seiner neuen Schilderhebung nur Leuten Nutzen geschafft hatte, die ihm eher antipathisch, als selbst nur gleichgültig waren — den französischen und spanischen Bourbonen.

In Berlin hatte man den zweiten schlesischen Krieg nicht minder ungern gesehen als den ersten. Aber die heldenmütige und geniale Haltung des Königs während desselben und dann die bescheidene Art, in der er seinen Sieg nur

---

1) De Broglie, a. a. O., 1. Dez. 1887, S. 508 ff.

zum schleunigen Abschlusse eines maßvollen Friedens benutzte, erwarben ihm die Liebe und Bewunderung seiner Unterthanen, die ihn mit einem Enthusiasmus begrüßten, wie er nie zuvor einem brandenburgischen Fürsten zu teil geworden war. Schon jetzt wurde ihm allgemein der Beiname des „Großen" gegeben. Eine Zeit der Begeisterung, der allgemeinen Freude schien über das ganze Volk gekommen. An den Thaten der beiden schlesischen Kriege hat sich das preußische Gemein- und Nationalgefühl erst zu rechtem Feuer entzündet.

Das Volk empfand richtig, mit einer Art Instinkt, die Wichtigkeit der letzten Ereignisse. Die beiden schlesischen Kriege und ihr Ergebnis: die Übertragung einer wichtigen und volkreichen Provinz von Österreich auf Preußen, geben diesem letzteren eine ganz neue Bedeutung im deutschen Reiche und Volkstum. Bisher hatten die Welfen, die Wittelsbacher, die Wettiner noch daran denken können, mit den Hohenzollern gleichen Schritt zu halten; Preußen war eben ein deutscher Mittelstaat gewesen, wie so viele andere. Jetzt waren Bayern und Sachsen tief gedemütigt, Hannover wenig mehr als eine englische Provinz; während Preußen sich nicht nur durch territoriale Ausdehnung und Bevölkerungszahl weit über alle anderen deutschen Gebiete erhoben, sondern auch seine selbständige Bedeutung durch den zweimaligen siegreichen Waffengang mit Österreich bewährt hatte. Dieses Preußen Friedrichs II. ordnete sich offenbar nicht mehr in die elende Gestaltung des völlig verkommenen deutschen Reichsganzen ein. Es trat Österreich ebenbürtig gegenüber als starker Kern, an den die übrigen Bestandteile der deutschen Nation zu neuer festerer und symmetrischerer Krystallisation anschießen sollten und mußten. Gewiß, dieses Preußen war in Rebellion gegen die bestehende Ordnung im Reiche, aber zu Deutschlands Nutzen und Rettung. Das alte unfruchtbare, sich lärmend in ewig hohlem Gleise drehende Reichsgetriebe war gestört, eine Krise heraufbeschworen, die durch scheinbare Zersetzung zu neuem Leben führen sollte. Das ist die Bedeutung der beiden schlesischen Kriege für die Gestaltung Preußens und Deutschlands!

Inzwischen hatte Maria Theresia es schwer zu büßen gehabt, daß sie nicht früher den preußischen Friedensanträgen und den entsprechenden Wünschen Englands Rechnung getragen und die Konvention von Hannover angenommen hatte. Da sie im Gegenteil ihre ganze Kraft auf die Bekämpfung Friedrichs verwandt, war der König von Sardinien, fast ausschließlich auf seine eigene Macht beschränkt, nicht imstande gewesen, die vereinigten Spanier, Franzosen und Neapolitaner abzuwehren. Gages hatte sich ungehindert auf dem Gebiete der Republik Genua, die sich dem antihabsburgischen Bündnisse anschloß, mit dem spanisch-französischen Heere des Infanten Philipp und des Marschalls Maillebois vereinigt. An 70 000 Mann stark, nahm diese Armee die Festungen des westlichen Piemont sowie Parma und Piacenza ein, schlug König Karl Emanuel bei Bassignano (28. Sept. 1745) und bemächtigte sich schließlich noch



Kaiser Franz I. Stefan († 1765).
Nach dem Kupferstich von Phil. Andr. Kilian (1714—1759); Originalgemälde von
Martin van Meytens (1698—1770).



Mailands. Denn auch England konnte in dieser Zeit seine Verbündeten in Italien wenig unterstützen, da es im eigenen Hause hinreichend beschäftigt war.

Seit dem Beginne des Jahres 1744 weilte in Frankreich, von dessen Regierung berufen, der älteste Sohn Jakobs III., Karl Eduard, um eine Landung in England und den Sturz der hannoverschen Dynastie zu versuchen. Karl Eduard besaß alle Eigenschaften, um mit Sturm die Volksgunst zu erobern.[1]) Fünfundzwanzig Jahre alt, strahlte er im Glanze männlicher Schönheit, groß, schlank, von athletischen Gliedern, gewandt in allen ritterlichen Übungen. Er besaß bezaubernde Liebenswürdigkeit, die Gabe überzeugender und gewinnender Rede; königlich und doch herablassend freundlich war sein Benehmen. In seinem regelmäßig schönen, oval geformten, feinen Antlitz, das blonde Locken umwallten, strahlten anmutige hellblaue Augen. Jeder Anstrengung war er gewachsen, jede Entbehrung ertrug er mit heiterer Laune. Er verstand es, wie seine Waffenbrüder rühmten, „von einer trockenen Brotrinde zu leben, auf Erbsenstroh zu schlafen, in vier Minuten zu Mittag zu essen und in fünf Minuten eine Schlacht zu gewinnen.“ Er war ein tapferer Soldat, geschickt als Befehlshaber kleinerer Scharen. Freilich fehlte es ihm ebenso an Gaben des Feldherrn und Staatsmannes, wie an jeder Art von Bildung.

Die Versuche, ihn auf einer spanisch-französischen Flotte nach England überzusetzen, waren an der Ungunst des Wetters und schließlich an der für die Bourbonen verlustvollen Seeschlacht bei Toulon (Februar 1745) gescheitert. Darauf hatte die französische Regierung die Sache als hoffnungslos aufgegeben. Das war aber nicht nach dem Sinne des kühnen jungen „Prätendenten.“ Im Juli 1745 segelte er heimlich, gegen den Rat seiner schottischen Freunde und gegen den Willen der französischen Regierung, mit wenigen Begleitern von St. Nazaire nach Schottland ab. Inmitten der englischen Kriegsschiffe suchte und fand er seinen Weg. Seine hinreißende persönliche Erscheinung ließ bald die mächtigsten Hochlandsclans sich um ihn versammeln. Das Einbrechen dieser Tausende wilder Kelten in das längst des Krieges entwöhnte Niederland brachte hier einen panischen Schrecken hervor. Ohne Widerstand zu finden, zog Karl auf Perth, die alte Hauptstadt des Landes, dann auf Edinburg. Die englischen Truppen wagten nicht zu kämpfen und gingen nach dem Nordosten zurück oder flohen entmutigt vor den gefürchteten Hochländern. Am 17. September zog Karl Eduard in Edinburg ein, dessen festes Kastell freilich der Regierung treu blieb. Bei Preston, zwei Meilen östlich von der Hauptstadt, stürzten sich die Hochländer mit ihren breiten Schwertern so kühn auf das kleine Heer des englischen Generals Cope, daß sie dasselbe in kürzester Zeit teils niederhieben, teils in wilder Flucht auseinander warfen.

Eine weise Politik hätte den Prätendenten veranlaßt, Schottland, das ihm fast unbestritten gehörte, militärisch zu organisieren, die Ankunft französischer Verstärkungen abzuwarten und dann erst in England einzubrechen, wo er viel

1) Mahon III, 170 ff. — W. v. Hassel, der Aufstand des jungen Prätendenten Karl Eduard Stuart in d. J. 1745 u. 1746 (Leipzig 1876).

geringerer Sympathien genoß, als in dem nördlichen Königreiche. Aber die Leichtigkeit, mit der er seine ersten Erfolge erlangt hatte, und sein jugendlicher Thatendrang veranlaßten ihn, sofort den Marsch nach Süden anzutreten. Wirklich fand er zunächst in dem überraschten Lande so gut wie keinen Widerstand. Das hannoversche Herrscherhaus genoß gar keiner Popularität; die Bevölkerung hatte längst das Waffenhandwerk vergessen, das sie seit fast einem Jahrhundert gemieteten Berufssoldaten überließ; einen Umsturz der parlamentarischen Freiheit und der protestantischen Religion glaubte man auch unter einem Stuart nicht befürchten zu müssen, da sie allzu fest und mächtig eingewurzelt waren. In London herrschte unter den Regierenden die größte Bestürzung; man verzweifelte an jeder Rettung, wenn nicht schnell englische und holländische Regimenter von Flandern herüber kämen; das Publikum stürmte die Bank, um deren Noten für Gold zu vertauschen. Einstweilen drang Karl Eduard ungehindert vor, nahm das feste Carlisle, zog in Manchester ein und gelangte bis Derby, etwa dreißig deutsche Meilen von London. Diese Nachricht brachte in der Hauptstadt eine allgemeine Panik hervor: an dem berufenen „schwarzen Freitag“ (6. Dezember) gab der unfähige Ministerpräsident Herzog von Newcastle alles verloren und verbarrikadierte sich in seiner Wohnung, ließ König Georg II. seine Kostbarkeiten einpacken, schlossen die Kaufleute, welche schon die wilden Hochländer in die City eindringen sahen, ihre Läden. Hätte Karl Eduard seinen Vormarsch fortgesetzt, würde er ohne Zweifel London haben besetzen und sich zum Könige von England haben krönen lassen.

Indes die Hochländer kamen nicht. Bei einem Unternehmen, das, von der Tollkühnheit eingegeben, auch nur durch Tollkühnheit gelingen konnte, ließen die Führer der Schotten zur Unzeit die Stimme der Klugheit vernehmen. Es ist wahr, der Prätendent hatte in England keinen Widerstand gefunden, aber auch keine Unterstützung. Auf zwei Dinge hatte er seine Hoffnungen gebaut: auf die Ankunft französischer Truppen und einen Aufstand in England; keines von beiden Ereignissen war eingetreten. Die Franzosen wollten erst endgültige Erfolge abwarten, ehe sie ihre Truppen auf dem großbritannischen Eilande landen zu lassen wagten. Die Jakobiten in England empfanden keinerlei Zuneigung zu den halbbarbarischen, gälisch redenden Hochländern, welche den Prätendenten umgaben; und da sie von der Regierung nie behelligt worden waren und sich an ein ruhiges und friedliches Leben gewöhnt hatten, fühlten sie keinen Antrieb, ihr Dasein und das Vermögen ihrer Familien für den jungen Prinzen auf das Spiel zu setzen. In den südlichen Provinzen, in die man soeben eingetreten war, mit ihrer eifrig protestantischen Bevölkerung fanden die katholischen Hochländer sogar ausgesprochene Feindschaft. Dagegen hatten in Schottland die königlichen Truppen und die Anhänger des protestantischen Herrscherhauses bedeutende Fortschritte gemacht, selbst Edinburg wieder eingenommen. Vergebens machte der Prinz geltend, daß aus diesen Gefahren nur mutiger Vormarsch, nur die Einnahme von London retten könne; die schottischen Herren, welche überhaupt widerwillig nach England

gegangen waren, zwangen ihn, das Zeichen zum Rückzuge zu geben. Karl Eduard, der vorwärts wollte, der überhaupt mit größerer Einsicht, als seine Umgebung besaß, erkannte, daß nur keckes Weitergehen die Möglichkeit der Rettung gab, rief unwillig aus: „Lieber, als dies zu erleben, läge ich zwanzig Fuß tief unter der Erde.“ Aber seine zornigen Vorstellungen hatten gegenüber der Verdrossenheit der hochländischen Häuptlinge keinen Erfolg. Der Rückmarsch



Karl Eduard Stuart.
Nach dem Kupferstiche, 1744, von Jean Daullé (1708—1763).

ging in größter Unordnung vor sich; die Soldaten waren entmutigt, und nicht weniger der Prätendent, der unter seinen zahlreichen Vorzügen gerade nicht den der Ausdauer besaß. Der Herzog von Cumberland, mit den aus den Niederlanden eingetroffenen Truppen, verfolgte die Hochschotten, wurde jedoch bei verschiedenen Gelegenheiten von ihnen blutig zurückgewiesen.

In Schottland angelangt, verstärkte Karl Eduard sein kleines Heer bis auf 9000 Mann und griff kühn bei Falkirk eine gleich große englische Streitmacht an, die abermals gänzlich geschlagen wurde (Januar 1746). Allein das war der letzte Lichtblick für die Sache der Stuarts. Im Beginne des Früh-

jahrs traf Cumberland mit seinen Veteranen aus den Niederlanden in Schottland ein, während die Hochländer, mit Beute beladen und des Kampfes überdrüssig, sich zum größten Teile in ihre Berge zerstreut hatten. Bei Culloden wurden die Überzahl, das besser gerichtete Feuer und die größere militärische Disziplin der Engländer des wilden Mutes der kleinen hochländischen Armee Meister (27. April 1746). Dieser Tag entschied den Untergang der Stuartschen Sache und der schottischen Unabhängigkeit. Cumberland mißbrauchte seinen im Grunde wenig glorreichen Sieg mit großer Grausamkeit; die Verwundeten, die Flüchtlinge und zahlreiche Gefangene wurden auf seinen ausdrücklichen Befehl kalten Blutes gemordet, das Land weit und breit wüst gelegt. Jeder Widerstand hörte auf. Karl Eduard, wie ein Wild gejagt, irrte noch fünf Monate lang durch die Hochlande: keiner von dessen treuen Bewohnern dachte nur daran, den Preis von 30 000 Pfund (600 000 Mark) zu verdienen, der auf sein Haupt gesetzt war. Erst im September fand er ein französisches Schiff, das ihn, mit etwa hundert Begleitern, nach dem Festlande überführte.

So endete der letzte Versuch der Stuarts, ihre Herrschaft in Großbritannien wieder zu erlangen. Er hatte nie Aussicht gehabt, dauernd zu glücken. Nur die Hochschotten hatten noch mit zäher Treue an dem alten Königshause gehangen — sonst war es so gut wie vergessen gewesen, und mit Überraschung, aber ohne Mitgefühl hatten Niederschotten und Engländer das verzweifelte Unternehmen betrachtet.

Die englische Regierung aber wütete mit einer Grausamkeit, die der früher gezeigten Feigheit völlig angemessen war, gegen alle, die mit dem Prätendenten in Verbindung gestanden hatten. Hunderte von Lords, Gentlemen und Gemeinen wurden hingerichtet, Tausende nach Westindien deportiert.

Nach dem Abzuge der englischen Truppen nach Großbritannien wurden die österreichischen Niederlande eine leichte Beute für die Franzosen. Moritz von Sachsen nahm Brüssel, Antwerpen, Mons, Huy, Namur, Charleroi. Als Prinz Karl von Lothringen im Herbste mit österreichischen Regimentern herankam und die englisch-holländische Armee in den Niederlanden verstärkte, ließ er sich mit seinem gewöhnlichen taktischen Ungeschicke von dem Marschall bei Rocoux (11. Oktober 1746) vollständig schlagen. Ganz Belgien war nunmehr im Besitze der Franzosen. Der sächsische Held aber wurde, als der einzige der Feldherren, der in diesem Kriege zu siegen gewußt, der Abgott des französischen und zumal des Pariser Volkes.

Die Hauptmasse ihrer bisher gegen Preußen verwendeten Streitkräfte hatte Maria Theresia vielmehr nach Oberitalien gesandt, dessen Behauptung ihr bei weitem mehr am Herzen lag, als die vom Hauptkörper der Monarchie so entlegenen Niederlande. Derart verstärkt, vermochte Fürst Liechtenstein, im Vereine mit den Sardiniern, die Spanier aus Mailand, die Franzosen aus Piemont wieder zu vertreiben. Im Juni 1746 trug dann Liechtenstein bei Piacenza einen glänzenden Sieg über Don Philipp und Maillebois davon. Anstatt die Kaiserlichen ganz aus Italien zu jagen, wie sie es gehofft hatten,

waren nun Franzosen und Spanier aus demselben ausgeschlossen. Drei Wochen nach der Schlacht bei Piacenza, am 9. Juli, starb endlich auch König Philipp V. von Spanien; seit langen Jahren war er schon an Körper und Geist gleich hinfällig gewesen, und nur die Musik hatte ihn noch vorübergehend aus seinem Trübsinn zu wecken vermocht. Mit seinem Tode brach auch die Macht seiner ruhelos ehrgeizigen Gemahlin Elisabeth Farnese, die so oft Europa in bedenkliche Verwickelungen gestürzt hatte, völlig zusammen. Sein Nachfolger, der einzige überlebende Sohn aus erster Ehe, Ferdinand VI., beschloß sofort einem Kriege ein Ende zu bereiten, der Spaniens Staatsschuld um 45 Millionen Piaster erhöht und es Zehntausende seiner Söhne gekostet hatte, ohne ihm den mindesten Nutzen zu bringen. Er befahl also seinem Stiefbruder Philipp, das spanische Heer gänzlich aus Italien abzuführen. Nun mußte auch Genua den Österreichern seine Thore öffnen und mit einer gewaltigen Kriegsentschädigung seine Parteinahme für Frankreich büßen.

Nach solchen Erfolgen in Italien faßte die Kaiserin den kühnen Entschluß, von dort aus ihre Truppen in Frankreich selbst eindringen zu lassen, während die Engländer mehrfache Landungen in der Bretagne versuchten, die freilich gänzlich mißglückten. Wie einst zur Zeit des spanischen Erfolgekrieges, träumten die Engländer von einer Eroberung Toulons, des bedeutendsten französischen Kriegshafens: auf ihn hatten also die Austro-Sarden ihr Hauptaugenmerk zu richten. Noch im Spätherbst 1746 ging Graf Browne mit 30000 Mann über den Var. Allein gleich im Beginne wurde das Unternehmen gelähmt durch einen allgemeinen Aufstand, welchen das harte Verfahren und die thörichte Unvorsichtigkeit des österreichischen Kommandanten in Genua, Marchese d'Adorno, in dieser Stadt und ihrem Gebiete hervor riefen, und der mit der völligen Vertreibung der Österreicher aus der ligurischen Republik endigte. Dieser Umstand hinderte den Fortgang der Operationen an der französischen Südküste nicht wenig, und schließlich mußten dieselben ganz aufgegeben werden, die Austro-Sarden sich nach der Riviera zurückziehen (Januar 1747).

Nun wollten die Österreicher wenigstens Genua wieder unterwerfen und begannen dessen Belagerung. Aber die Stadt verteidigte sich mutig so lange, bis die Franzosen zum Entsatze herbeikamen. Übereilt ließen die Österreicher ein Unternehmen im Stiche, an dem sie sechs Monate gearbeitet hatten: ihre Generale und Ingenieure bewiesen eine unglaubliche Unfähigkeit! Nizza ging abermals an Frankreich verloren. Freilich gelang es einem austro-sardischen Heere, die Franzosen unter dem Ritter von Belle-Isle auf der Höhe des Col de l'Assiette am Mont-Genèvre zu besiegen (Juli 1747): doch hatte diese Schlacht keinerlei bedeutsame Folgen.

War der Feldzug des Jahres 1747 in Italien ein für Österreich unglücklicher, so war dies in noch erhöhtem Maße in den Niederlanden der Fall. Und dennoch hatten sich hier seine Verbündeten außerordentlich angestrengt und ein Heer von 100000 Mann zum Schutze der Vereinigten Provinzen auf-

gestellt. Aber die Franzosen waren, wie einst unter Ludwig XIV., schneller mit ihren Vorbereitungen fertig. Moritz von Sachsens Unterfeldherr Graf Loewendahl, gleichfalls ein Deutscher, der auch früher in sächsischen Diensten gestanden hatte, überschritt im April die Grenzen von Holländisch-Flandern und nahm in wenigen Wochen eine Reihe der bedeutendsten Festungen. Das niederländische Volk fürchtete einen gleichen Zusammenbruch des ganzen Staatswesens zu erleben, wie im Jahre 1672; abermals erhoffte es Rettung vor den Franzosen durch Zerstörung der aristokratischen Mißregierung, durch Entfaltung der oranischen Fahne. Aufstände in den seeländischen und holländischen Städten erzwangen die Anerkennung des bisherigen Statthalters von Friesland, Geldern und Groningen, Wilhelms IV. Friso, aus der Linie Nassau-Diez, als Generalstatthalters der Vereinigten Niederlande (Mai 1747): später wurde diese Würde für erblich erklärt, selbst in der weiblichen Linie. So war die Niederlage der republikanischen Partei entschieden, das Gemeinwesen der Vereinigten Provinzen in ein wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach monarchisches verwandelt. Allein Wilhelm IV. war kein Wilhelm III. Er übernahm den Oberbefehl der holländischen Truppen nur, um seine gänzliche militärische Unfähigkeit zu erweisen und sich mit dem Herzoge von Cumberland herumzustreiten. Beide erlitten dann bei Lafveld, in der Nähe von Mastricht, eine abermalige Niederlage vor dem weit überlegenen Feldherrntalent des Marschalls von Sachsen (Juli 1747), wenn auch auf dessen Seite der größere Verlust an Mannschaften war. Moritz benutzte seinen Sieg mit vieler Thatkraft, indem er sofort zur Belagerung der stärksten holländischen Festung, Berg-op-Zoom, schritt, die er auch nach wenigen Monaten mit Sturm eroberte.

Nach allen diesen Unfällen verlangten England und Holland dringend den Frieden. Schon im Herbste 1745 hatten die Vereinigten Provinzen mit Frankreich Verhandlungen begonnen, aus denen im Jahre 1746 der Kongreß zu Breda zwischen den Bevollmächtigten Frankreichs und der Seemächte hervorging;[1]) indes war an der Forderung Englands, es müßten auch Österreich und Sardinien zugezogen werden, der Kongreß gescheitert. Vielmehr hatte die militärische Unterstützung, welche die Generalstaaten der pragmatischen Sache gewährt, im Frühjahr 1747 die Kriegserklärung Frankreichs an jene, den Einfall der Franzosen in das holländische Gebiet und damit den endgültigen Abbruch der Verhandlungen von Breda zur Folge gehabt. Trotz seiner Erfolge aber war nunmehr Frankreich von allen seinen Bundesgenossen verlassen. Preußen hatte bereits seit zwei Jahren Frieden gemacht; Spanien hatte seine Truppen aus Italien zurückgezogen und arbeitete an einem Separatabkommen mit England. So ruhte die ganze Last des Krieges gegen Österreich, Großbritannien und Holland ausschließlich auf Frankreich. Dies fühlte sich bereits an Geld und Menschen erschöpft. Die englischen Flotten hatten seinen Seehandel vernichtet; dem Ackerbau und der Industrie fehlten die Arme, Hungersnot

1) Näheres bei Ad. Beer, Holland und der österr. Erbfolgekrieg, a. a. O. Seite 337 ff.

brach in mehreren Provinzen, zumal des Südens, aus; die Kolonien waren zum großen Teile verloren gegangen. So wurde auch dieser Staat dem Frieden geneigt.



Wilhelm IV. Friso, Prinz von Oranien.
Nach dem Kupferstiche, 1753, von Jac. Houbraken (1685—1746);
Originalgemälde, 1751, von Reg. Gall.

Infolge der Aufforderung Englands trat im März 1748 ein neuer Kongreß in Aachen zusammen. Allein nun zeigte sich Österreich schwierig, da das-

selbe auf einen neuen Bundesgenossen rechnen zu können meinte. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, ohnedies durch Friedrichs Spöttereien über ihren ausschweifenden Lebenswandel nicht wenig wider denselben gereizt, hatte sich um so leichter durch Bestushew für ein Bündnis mit Maria Theresia gewinnen lassen. Im Juni 1747 war dasselbe zu Petersburg zustande gekommen: dem Anschein nach auf Verteidigung gerichtet, stellte es in seinen geheimen Artikeln Österreich sofort ein russisches Hilfskorps von 30 000 Mann zur Verfügung; ferner war für den Fall, daß Preußen nicht etwa Rußland oder Österreich, sondern auch nur einen ihrer Verbündeten angreifen würde, die Bildung eines gemeinsamen Heeres von 120 000 Mann gegen jenes vorgesehen. Man erkennt, wie lebhaft die Kaiserin-Königin noch immer nach einem Vorwand ausschaute, um Schlesien von neuem angreifen zu können! Das im Petersburger Vertrage zugesicherte russische Hilfskorps begann im Frühjahr 1748 in Deutschland einzutreffen und wurde auf die Niederlande dirigiert. Seitdem wurde die Sprache Österreichs in Aachen kühner. Es wollte durchaus für den Friedensschluß keinerlei Opfer bringen, sondern, im Widerspruche mit dem Wormser Vertrage, das dem Don Philipp von Spanien zugedachte Fürstentum auf Kosten Sardiniens herstellen.

Indes Frankreich war wenig geneigt, auf solche Wünsche der Wiener Regierung einzugehen; vielmehr dachte es daran, zunächst seinen Frieden mit England und Holland zustande zu bringen, um dann die Kaiserin zur Annahme seiner Bedingungen zu nötigen. Zu diesem Behufe schloß Moritz von Sachsen im Frühjahr 1748 Mastricht ein, an dessen Entsatz bei der Feigheit und Insubordination der holländischen Soldtruppen gar nicht zu denken war.

Der drohende Verlust dieser wichtigen Festung brachte die englischen und niederländischen Staatsmänner auf völlig friedliche Gedanken.[1] Nach dem, was Österreich soeben noch selber Frankreich angeboten hatte, begreift man kaum die Entrüstung, die in Wien über die seemächtlichen Separatverhandlungen mit Frankreich und deren Inhalt laut wurde. Allein in London und dem Haag ließ man sich das nicht anfechten, und im April 1748 kamen die Präliminarien zustande, die allerdings nur Österreich Opfer auferlegten. Trotzdem glaubte Maria Theresia allein den Krieg nicht fortsetzen zu können, und trat, wenn auch voll Zorn, den Aachener Verabredungen bei. So konnten sie, nach mancherlei Einzelverhandlungen, am 18. Oktober 1748 in den definitiven Frieden von Aachen verwandelt werden.

Alle Eroberungen, sowohl in Europa als auch in den überseeischen Ländern, sollten von beiden Seiten zurückgegeben werden; nur Österreich hatte die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp, sowie an Sardinien, dem Wormser Vertrage gemäß, das Mailändische rechts vom Tessin abzutreten. Ferner wurde die Zession Schlesiens an Preußen anerkannt. Mit diesen Ausnahmen fand die pragmatische Sanktion von neuem die Bürgschaft sämtlicher am Vertrage beteiligten Mächte.

---

1) Ad. Beer, Zur Gesch. des Friedens von Aachen (Wien 1871).

Der Friede von Aachen hatte das Schicksal, in allen partizipierenden Ländern, mit Ausnahme der Vereinigten Provinzen, die nur Vorteil aus demselben zogen, das lebhafteste Mißfallen zu erregen. Selbst der König von Sardinien war aufgebracht darüber, daß er das zu Worms ihm verheißene Piacenza nicht erhielt. Spanien hätte für Don Philipp lieber Savoyen, als Parma, erlangt. Das englische Volk war entrüstet, daß alle in den französischen Kolonien gemachten Eroberungen, besonders Cap Breton, ohne weiteres zurück erstattet wurden. In Frankreich machte sich der Marschall von Sachsen selber zum Sprecher der zahlreichen Unzufriedenen. Man habe nach den Schlachten von Fontenoy, Rocoux und Lafveld die gesamten Niederlande für Frankreich erobern können; wozu denn Hunderttausende von Menschen und zwölfhundert Millionen Livres vergeudet seien, wenn die Franzosen nun ihre glorreiche Beute an Österreich und die Generalstaaten zurückgeben müßten? „Du bist dumm, wie der Friede," wurde das gebräuchlichste Scheltwort in Paris.

Diese entgegengesetzten und einander aufhebenden Klagen zeigen am deutlichsten, wie notwendig und den streitenden Interessen gerecht im Grunde die Aachener Abmachungen waren. Am meisten ergrimmt über dieselben aber war Maria Theresia. Diese stolze und selbstbewußte Frau konnte die neuen Verluste, welche der Friede ihr auferlegte, nur schwer ertragen. Besonders den Seemächten, und zumal der bedeutenderen und tonangebenden unter denselben, England, grollte die Kaiserin über den angeblich an ihr geübten Verrat derart, daß sie den britischen Gesandten gar nicht mehr empfangen wollte. Bartenstein, der noch immer ihr vertrauter Ratgeber war, bestärkte sie lediglich in dieser Stimmung.[1]) Sie sei, behauptete sie, von ihren Alliierten schlechter behandelt worden, als von ihren Gegnern; noch jedesmal, seit dem Ryswyker Frieden, habe England im entscheidenden Augenblicke Österreich im Stiche gelassen. Warum man ausschließlich von ihr Abtretungen verlangt habe?

Und doch waren die Klagen der Kaiserin im ganzen ungerecht. Lediglich um ihrer willen hatte England den Kampf gegen die bourbonischen Mächte so lange hingezogen, nur um ihrer willen Holland überhaupt zu den Waffen gegriffen. Nur indem ihr zu Liebe England sich finanziell ruinierte, nur durch die reichen englischen Hilfsgelder war sie überhaupt gerettet worden. Noch im Frieden hatte England die eroberten französischen Kolonien zurückgegeben, damit die Franzosen ihrerseits Belgien der Kaiserin wieder erstatteten. Mit Recht hatte England gemeint, daß die österreichischen Opfer gering seien im Vergleich zu der Gefahr, aus der seine Beihilfe die Kaiserin gezogen. Mit nicht minderem Rechte nahm es die Garantie Schlesiens für Preußen in das Friedensinstrument auf, damit nicht die Ruhe Europas demnächst durch österreichische Angriffspläne wieder gestört werde. Allein die Kaiserin war, trotz ihres klaren Urteils, zu sehr Frau, um die Dinge nicht ausschließlich von ihrem persönlichen Standpunkte, und zwar mit Leidenschaft zu betrachten. Sie wandte sich entschieden den alten Freunden Österreichs, den Seemächten, ab

1) A. v. Arneth, Bartenstein und seine Zeit; a. a. O. Seite 48 f.

und suchte, indem sie zugleich das russische Bündnis eifrig pflegte, vielmehr zu einem engen Verhältnisse zu Frankreich zu gelangen.

Diese Tendenzen beherrschen nun auf drei Jahrzehnte hinaus die europäische Welt: der unversöhnliche Haß Maria Theresias gegen Friedrich den Großen, den ersten Urheber ihrer Verluste, und das Bestreben, mit russischer und französischer Hilfe Schlesien wieder zu gewinnen. Diesen Plan verfolgt die so lebhaft und nachhaltig fühlende Herrscherin mit größter Zähigkeit und leidenschaftlicher Ausschließlichkeit.



Siegel der Kaiserin Maria Theresia. 12/13 der Originalgröße.

Umschrift: **Maria Theresia D(ei) G(ratia) Rom(anorum) Imperatrix Reg(ina) Germ(anorum) Hung(ariae) Boh(emiae) et Arch(idux) A(ustriae) Dux Burg(undiae) Brab(antiae) et Com(es) Fland(riae).**

Nach einem Abdruck im königl. geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Drittes Kapitel.

Europa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Selten hat eine Regierung unter so günstigen Auspizien begonnen, wie diejenige Ludwigs XV. Der französische Royalismus, durch die Mißbräuche unter Ludwig XIV. tief erschüttert, suchte vor seinem Verschwinden sich gleichsam noch einmal an einer Hoffnung fest zu klammern, und diese Hoffnung war das unschuldige Kind, welches auf den Stufen des Thrones erwuchs. Seine ungewöhnliche Schönheit, seine Freundlichkeit machten das Entzücken aller Franzosen, ja der Welt aus. „Ludwig XV. ist das Kind Europas," sagte Kaiser Karl VI. Seine schwankende Gesundheit hatte dann das öffentliche Mitgefühl auf das höchste erregt; welche Beängstigung, wenn man ihn krank wußte; aber auch welche Ausbrüche der Freude und Begeisterung, wenn die Nachricht von seiner Genesung sich verbreitete. Ganz Frankreich erscholl dann von den Klängen des Te Deum, die Kirchen konnten die Menge dankbarer Beter nicht fassen, man stieg auf die Dächer der Häuser, um den jungen Herrscher in seinem Krankenzimmer zu erspähen.[1]) Als er heranwuchs, hatte man ihn mit Schmerz unter der langjährigen Vormundschaft von Ministern gesehen; man wünschte die Regierung des angestammten Herrschers herbei; seine ersten, noch diskreten Ausschweifungen fanden als Jugendsünden leicht Entschuldigung. Nach dem Tode Fleurys schien der ersehnte Augenblick gekommen: „Endlich haben wir einen König!" dieser Freudenschrei entrang sich jeder Brust. Und schien nicht der Monarch die kühnsten Erwartungen zu rechtfertigen? Hatte er nicht mit Feuer den Krieg gegen die siegreichen Fremden aufgenommen, sich selbst den Entbehrungen und Gefahren ausgesetzt? Doch bald fiel es beängstigend auf, daß er seine Mätressen mit sich in das Feld führte, daß er die ganzen veralteten Überlieferungen aus der Zeit seines Urgroßvaters zu erneuern bestrebt war. Als Ludwig dann aus schwerer Krankheit erstanden, und von dem Ruhme eines glücklichen Feldzuges umstrahlt, am 12. Oktober 1744 in Begleitung seiner frommen Gemahlin triumphierend in Versailles einzog, begrüßten ihn zum letzten Male die jubelnden Akklamationen der Menge als „den Vielgeliebten." Schon mischten sich in die ihm dargebrachten Ovationen mit

1) Aubertin, L'esprit public au XVIIIe siècle, 54 ff.

bedeutsamem Nachdruck die Rufe „Es lebe die Königin,“ um die Erwartung des Volkes auszudrücken, daß es nun mit der Herrschaft der Buhlerinnen vorüber sei.[1]) Aber Ludwig strafte alle Hoffnungen, die man auf seine vorübergehende moralische Besserung im Angesichte des Todes gegründet hatte, Lügen. Die Wünsche der Unterthanen verachtete der verwöhnte, umschmeichelte Despot; aus eigenem Antriebe zu edlerem Handeln sich aufzuraffen, war dem schwachen, herzlosen, selbstsüchtigen Lüstling unmöglich. Frankreich sah mit steigendem Unwillen den Herrscher immer tiefer in seine Ausschweifungen versinken, während der Staat darüber Macht und Ansehen einbüßte und in Verwaltung und Finanzen grenzenloser Verwirrung anheimfiel.

Kaum hatte die Herzogin von Châteauroux die Augen geschlossen, als die für jede Schändlichkeit dienstfertigen Höflinge und zumal des Königs allezeit bereiter Kuppler, der den stolzen Namen eines Herzogs von Richelieu entehrte, beflissen waren, ihm eine neue Geliebte zuzuführen. Das war keineswegs eine schwere Aufgabe; denn mit schamloser Frechheit, welche die tiefe Entartung der höheren Gesellschaft des damaligen Frankreich traurig charakterisiert, drängten sich die Damen des Hofes an den Monarchen heran, um der praktischen Vorteile sich zu vergewissern, welche aus seinen ehebrecherischen Umarmungen der Bevorzugten zu erwachsen pflegten. Auf den Bällen hatte Ludwig Mühe, sich der Schönheiten zu erwehren, die ihn von allen Seiten umschmeichelten — endlich warf er das Taschentuch ostentativ und inmitten eines öffentlichen Festes einer reizenden jungen Frau zu, die sich seit lange um seine Gunst beworben hatte: der Frau von Etiolles.[2])

Die neue Favoritin hieß mit ihrem Mädchennamen Jeannette Antonia Poisson und war die Tochter eines betrügerischen Kommis, eines rohen, täppischen Säufers, der mit Mühe dem Galgen entgangen war, und einer schönen, leichtsinnigen Frau, deren weites Herz zahlreiche Liebhaber beglückt hatte. Der letzte von ihnen, ein reicher Finanzpächter, Le Normant de Tournehem, ließ der jungen Jeannette eine vortreffliche Erziehung geben; und ihre natürlichen Anlagen, verbunden mit den Vorzügen einer hohen üppigen Gestalt, lebhafter Farben, glänzend brauner Augen, hervorragend schöner Hände und Zähne, sowie hinreißender Anmut, machten sie bald zu einer der anziehendsten jungen Damen von Paris. Sie vermählte sich 1741, in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, mit Herrn von Etiolles, einem Neffen ihres Wohlthäters. Aber diese reiche Heirat und die aufrichtige Liebe ihres wackeren Gatten, sowie die Geburt zweier Kinder befriedigten die ihrer Vorzüge sich wohl bewußte und jedes moralischen Sinnes entbehrende Frau nicht. Die ganze Nichtsnutzigkeit ihrer Eltern war auf sie übergegangen. Ihre langen und schlauen Bemühungen wurden endlich, nach dem Tode der Herzogin von Châteauroux, mit vollständigem Erfolge gekrönt: sie ward die erklärte Geliebte des Königs und erhielt von ihm

1) Mad. de Ségur, Marie Leckzinska, S. 216.

2) Capefigue, Madame de Pompadour (Paris 1858). — Campardon, Madame de Pompadour (das. 1876).

den Titel einer Marquise von Pompadour. Ihr Gemahl, den der Schmerz fast tötete, wurde auf einige Zeit in die Provinz verbannt (1745).

Die Schönheit und geistvolle Liebenswürdigkeit der neuen Marquise unterjochten den schwachen Ludwig XV. vollständig. Man sah den allerchristlichsten König, mit dem dessen eigene Kinder nicht zusammen speisen durften, im



Marquise Pompadour.
Nach dem Originalgemälde von Maurice Quentin de la Tour (1703—1788).

tête-à-tête mit der Pompadour Bruder, einem Abel Poisson, dinieren und denselben „Brüderchen“ anreden. Sie behandelte aber auch den Herrscher mit der vollkommensten Geschicklichkeit, ging auf alle seine Launen und Wünsche ein und sorgte vor allem dafür, ihn vor der dem Blasierten ewig drohenden Langweile durch stete Vergnügungen und Abwechselungen oder auch durch witzige Wiedergabe aller Klatschgeschichten von Paris und Versailles, welche er über

alles liebte, zu bewahren. Die Furcht, die Zuneigung des Königs zu verlieren, quälte sie beständig; und so ließ sie gern zu, daß derselbe sich von Zeit zu Zeit eine kleine Untreue erlaubte, nach welcher er stets um so eifriger zu der unübertrefflichen Marquise zurückkehrte. Um seiner Sinnlichkeit zu schmeicheln, richtete sie in einem „Hirschpark“ genannten Viertel von Versailles ein Haus ein, in welchem man dem Könige von Zeit zu Zeit ein neues Opfer seiner Lüste bot. Aber zum Entgelt, welche Genugthuungen für ihre Eitelkeit, ihre Herrschsucht, ihre Geldgier! Die arme Königin mußte die Buhlerin in ihre Gesellschaft aufnehmen; der Dauphin, der sie haßte, sah sich mit Demütigungen überhäuft; andere Mitglieder der königlichen Familie krochen vor ihr, um Ämter und Pensionen von ihrem Einfluß zu erbetteln. Alles beugte sich vor ihr, die Etikette wie die Gesetze. Sie war es, die alle wichtigen und einträglichen Stellen vergab: die Ministerien wie die Generalswürden, die Statthalterschaften wie die Finanzämter, bis herunter zu den Polizeiobrigkeiten. Ihre Gunst wurde nicht immer umsonst geübt; wenn es sich nicht um einen ihrer Freunde oder Diener handelte, verkaufte sie die Ernennungen um angemessen hohe Preise. Auch sonst war sie unersättlich, für die Ihrigen und zumal für sich selbst Reichtümer zu erwerben: nachdem sie sechs Jahre Geliebte des Königs gewesen, wurde ihr Vermögen auf zwanzig Millionen Livres veranschlagt; ihre jährlichen Ausgaben betrugen mindestens eine Million. Aber weit kostspieliger waren noch die Ausgaben, die sie die Staatskasse machen ließ, um den König zu zerstreuen oder um ihre eigene unersättliche Lust an Bauten zu befriedigen, die dann mit unglaublicher Pracht eingerichtet wurden. Ludwig XV. war schwach und träge genug, um die Regierung völlig der Pompadour und ihren Geschöpfen zu überlassen. Er entschädigte sich, indem er unter der Leitung des der Mätresse verhaßten Prinzen von Conti eine geheime Diplomatie einrichtete, die seinen Ministern völlig verborgen blieb und häufig der offiziellen Diplomatie entgegen arbeitete. Dieser Despot, der mit einem Federzuge über das Leben und das Gut jedes Unterthanen verfügte, wagte es nicht, seinen Dienern und seiner Geliebten offen zu widersprechen.[1] In allen großen Staatsfragen blieb der Pompadour schließlich immer die Entscheidung.

So ward Frankreich ausgebeutet zu gunsten einer niedrigen Buhlerin; mit frivolem Leichtsinn überließ ihr der König die Leitung der öffentlichen Geschäfte wie die Verfügung über den öffentlichen Schatz.

In der That konnte Ludwig XV. sich für den unbedingten und unverantwortlichen Herrn eines großen Reiches halten, das nur für seine Person, für seine Annehmlichkeiten und Freuden da zu sein schien.[2] Er residiert

---

1) Edg. Boutaric, Correspondance secrète de Louis XV (2 Bde. Paris 1866). — de Broglie, Le secret du Roi (2 Bde. das. 1879).

2) Al. de Tocqueville, L'ancien régime et la révolution (Paris 1857; seitdem in zahlreichen Auflagen). — H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Bd. I: L'ancien régime (das. 1877; seitdem öfter). — Die schon zitierten Memoirenwerke.

fern von dem arbeitenden, schaffenden und denkenden Volke, in einer Stadt von 70000 Einwohnern, die nur für ihn gebaut ist. In Versailles giebt es kein Haus, das nicht auf irgend eine Weise mit dem Hofe in Verbindung steht. Rings um die Stätte des absoluten Königtums ziehen sich seine und seines getreuen Hofadels Lustschlösser, dann in meilenweitem Umfange die Wälder, in denen er den Freuden der Jagd obliegt. Alles scheint nur zum Dienste und zum Vergnügen des Herrschers da zu sein. Selbst die Kunst verläßt die gerade Linie, die majestätische Ruhe, die edle Einfachheit, um im Rococo sich in vielfach geschnörkeltem Schmucke, in krausem Spiele der Wellenlinien, in prächtiger Dekoration zu gefallen. Der Stein sogar verliert seine Starrheit und windet sich in unterwürfiger Rundung vor dem Allmächtigen. Die Innendekoration der Gemächer ist prächtig, bezaubernd, mit Gold überladen, in hellen, gebrochenen Farben, ohne edlere Idee, aber auf Sinnenreiz berechnet und ihn ausübend. Nach dem Vorgange Watteaus (1684—1721) verzichtet die Malerei auf Darstellung der reinen Natur, großer historischer Handlungen und der frommen Überlieferungen der Bibel, um die gute Gesellschaft durch Szenen aus deren prächtigen Parks oder durch anmutige Schäferspiele zu ergötzen. Franz Boucher (1703—1770) wurde mit Recht der Hofmaler Ludwigs XV., da sein erfinderischer Geist und seine heiter blühende Darstellungsgabe in der Schilderung der leichtsinnigen Nymphen und der lüsternen Vergnügungen von Versailles sich gefielen. Ist jene Zeit nicht die Blüteepoche der Porzellangruppen und der Porzellanmalerei, deren holdlächelnde, elegante Schäferinnen, deren galante Seladons mit den regelmäßigen, nichtssagenden Zügen geradezu aus den Salons eines Herzogs Richelieu oder einer Marquise Pompadour gekommen zu sein scheinen?

Diese hocharistokratische „gute“ Gesellschaft bildet den einzigen Umgang des Königs; 2000 Menschen sind für ihn Frankreich. Die sind dann freilich von einem zahllosen Troß umgeben. Um vom Könige zu schweigen, dessen Stallpersonal allein fünfzehnhundert, dessen Küchenbedienung fünfhundert Menschen umfassen, hat die Königin 486, ein Herzog von Orleans 274, eine Prinzessin 210 männliche und weibliche Diener — während die Gatten oder Gattinnen dieser Großen wieder Hunderte von Domestiken zählen. Im ganzen kann man des Königs bürgerlichen Haushalt auf viertausend, seinen militärischen auf neuntausend, den seiner Verwandten auf zweitausend, zusammen also die unmittelbare Bedienung der königlichen Familie auf fünfzehntausend Personen veranschlagen. Alles das lebte, ohne jeden Nutzen für die Allgemeinheit, auf Kosten des Volkes. Und wie lebte man! Die Bedienung der königlichen Familie kostete jährlich vierzig bis fünfundvierzig Millionen, den zehnten Teil der Staatseinnahmen. Die Einrichtung einer königlichen Prinzessin erforderte drei Millionen. Ein einziges Gemach für eine Tochter Ludwigs XV. wurde mit 800000 Livres bezahlt. Eine kurze Reise des Königs kam auf 120000 Livres zu stehen. Die Edelleute aber, welche den Hof bilden, würden sich für entehrt halten, wenn sie nicht den Aufwand der Fürsten nach Kräften oder viel-

mehr über ihre Kräfte nachahmten. Ungezählte Millionen werden jährlich in diesem leeren, aber prächtigen Aufwand vergeudet. Weiß man nicht, daß der König so treuen Dienst durch irgend welche Sinekuren belohnt, welche dem glücklichen Inhaber, aus dem Beutel der Bürger und Bauern, Hunderttausende eintragen? Die Gehälter der hohen Beamten müssen bis zu 200 000, ja einer halben Million Livres gesteigert werden, damit sie den Anforderungen solcher Lebensweise genügen. Alle diese unzähligen Höflinge und Diener sind um den Monarchen beschäftigt nach einer genau abgezirkelten Etikette, deren Beobachtung den ganzen Tag ausfüllt. Ludwig XV. hat kaum eine Stunde täglich zur Arbeit übrig; den Rest der Zeit füllt die Repräsentation aus. Für den würdevollen Zwang entschädigt er sich dann des Nachts in seinen kleinen Soupers, mit Mätressen und Günstlingen.

Das Beispiel des Hofes wurde auch in den Provinzen nachgeahmt. Alle Adeligen, alle hohen Beamte und Offiziere, alle Bischöfe und Äbte, die Damen sämtlicher vornehmen Frauenstifte schienen nur geschaffen zu sein, um sich elegant zu kleiden, sich zu vergnügen, zu lieben und zu prassen; jeder warf das Geld mit vollen Händen hinaus, da er sicher war, es auf irgend eine Weise doch von der Menge, von der „Kanaille," wieder heraus zu pressen. Ein Bischof von Straßburg beherbergt in seinem Palaste zu Zabern zweihundert Gäste mit fünfhundert Dienern. Überall auf den Schlössern der Edelleute offene Herberge und offene Tafel für die Standesgenossen. In den Frauenklöstern tanzt man regelmäßig und amüsiert sich ganz vortrefflich. Von ehelicher Treue war weder bei Herren noch bei Damen die Rede; diejenigen, welche sie beobachteten, wurden einfach verspottet.[1]) Die reichen Bürgerlichen lebten nicht weniger glücklich, als der Adel. Sie führten in tiefem Frieden und süßer Ruhe ein durchaus egoistisches, aber mit allen Freuden der Sinne, der Kunst, des litterarischen Studiums und einer geistvollen Geselligkeit umgebenes Dasein. Niemals war die Kunst, sich zu unterhalten, besser, feiner, angenehmer entwickelt. Von irgend einer Kraft des Charakters war freilich nicht mehr die Rede. Man bezahlte Deutsche, um die Schlachten zu gewinnen, da die Franzosen dazu unfähig geworden waren. Die Nachfolger Condés, Turennes und Villars' hießen Moritz und Loewendahl. Die Einheimischen waren nur geistreich, elegant, leichtfertig; sie wollten ein vergnügtes und glänzendes Leben führen.

Allein die Masse des Volkes begann eine solche Verteilung der Güter durchaus ungerecht zu finden. Auf der einen Seite eine genießende Minderheit, die den Staat ausbeutete, auf der anderen eine arbeitende, leidende Mehrheit, welcher der Staat nur Lasten, aber keine Wohlthat brachte. Der Unwille kehrte sich gegen denjenigen, welcher das ganze System leitete und krönte, welcher es aufrecht erhielt und repräsentierte: gegen den König. Schnell verflog der Begeisterungsrausch von 1744; man sah, wie dieser Ludwig XV.

1) Man sehe die schändlichen Grundsätze eines einfach bürgerlichen Advokaten, wie Barbier, und die Beispiele, die er anführt; Journal de Barbier, éd. Villegille, II, 399; III, 196 ff.



Revue Ludwigs XV. über die französischen und Schweizergarden auf dem Felde von Sablons.
Nach dem Kupferstiche von Malbeste, Liénard und Née; Originalgemälde von Jean Michel Moreau d. j. (1741—1814).

so gar keine Herrscherpflichten erfüllte, wie er ganz im Serailleben unterging. Der Friede von 1748, der für all die Opfer an Menschen und Millionen gar kein Erträgnis brachte, erregte die Wut des Volkes, das in den kriegerischen Abenteuern, auf denen der König sich von seinen Buhlerinnen begleiten ließ, nur noch einen blutigen und kostspieligen Kitzel für dessen blasierte Langweile zu sehen meinte.[1]) Furchtbar bittere Flugblätter schalten ihn einen ehrlosen und feigen Verschwender der Güter seiner Unterthanen, verhöhnten die „Hanswurste," mit denen er regiere, warfen ihm seine erbärmlichen Generale vor, die nur durch die Fremden gerettet worden, trafen seine empfindlichste Stelle, indem sie ihm den Gegenstand seiner abergläubigen Furcht, die Hölle, in sichere Aussicht stellten. Man sah auf eifrig verbreiteten Holzschnitten Ludwig von der Pompadour an Ketten den Prügeln der Fremden überliefert, mit der höhnischen Bemerkung: „Nur immer rüstig zugeschlagen, er giebt doch alles her." Selbst in seiner unpopulärsten Zeit war Ludwig XIV. von seinen Gegnern nicht mit so wegwerfender Verachtung behandelt worden.

Wohin war es mit der Unfehlbarkeit des Königtums gekommen, wenn an dessen Hofe selbst eine Opposition sich geltend zu machen wagte? Sie sammelte sich um die Königin, die freilich nicht offen gegen ihren Gatten und dessen Geliebte auftreten mochte, aber die Angriffe auf dieselben nicht undeutlich ermutigte. Die Seele dieser Partei war der Marineminister Maurepas, ein geistvoller, aber durchaus frivoler und leichtsinniger Mann, der nicht viel mehr wert war, als die Gegner, die er bekämpfte. Ein beißendes Epigramm auf die Poisson-Pompadour,[2]) welches dieser sofort zu Ohren kam, entschied seinen Sturz. Er ward 1749 seines Amtes entsetzt und nach Bourges verbannt, gegen seine Freunde mit wahrer Grausamkeit gewütet. Schon vor ihm (1747) war der Marquis d'Argenson entlassen worden, der tiefe und gründliche politische Denker, der etwas über zwei Jahre hindurch versucht hatte, die äußere Politik im Sinne eines festen politischen Systemes zu lenken, nach welchem Frankreich sich gegen die Großmächte England und Österreich auf die Staaten zweiten Ranges stützen und mit deren Beihilfe, ohne direkte territoriale Erwerbungen, den bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Europas zurückerobern sollte. Ein so hochherziges und konsequentes Verfahren erschien freilich dem kleinlichen und intriganten Geiste einer Pompadour als eine Chimäre — und d'Argenson fiel, um nie wieder eine amtliche Stellung zu erhalten.

Diese Regierung, die so gar nichts für die Regierten leistete, die sie mit lächelnder Miene ausbeutete, als ob es so sein müßte, die alle mit dem Schweiße und Blute des Volkes gemachten Eroberungen ohne weiteres preisgab — diese Regierung wirtschaftete nicht minder gewissenlos mit den Finanzen des Staates.

---

1) Campardon, 181 ff. — Jobez, IV, 142 ff.

2) Jadis c'était Versailles
Qui fixait le bon goût;
Aujourd'hui la canaille
Règne et tient le haut bout.

Si la cour se ravale,
De quoi s'étonne-t-on?
Nest-ce pas de la Halle
Que nous vient le poisson?

Der König gebrauchte für seine außerordentlichen Vergnügungen und Schenkungen, für die er keine Rechenschaft gab, in einem Jahre $34^1/_2$ Millionen Livres, während die gesamten Staatsausgaben auf 225 Millionen stiegen. Und doch blieben die Lieferanten ohne Bezahlung, häufte sich die schwebende Schuld von Tag zu Tage. Um dieser Not abzuhelfen, faßte der Finanzminister Machault den vernünftigen und gerechten Gedanken, eine allgemeine Vermögenssteuer von fünf Prozent zur Amortisierung der Schulden zu erheben. Aber nun fingen alle Bevorrechtigten an, über die Verletzung ihres kostbarsten Privilegs, der Steuerfreiheit, zu schreien. Das Parlament redete die Sprache der Fronde, die Geistlichkeit verweigerte jede Abschätzung ihrer Güter, die Provinzialstände beriefen sich auf ihre alten Verfassungen. Die allgemeine Abneigung gegen die verbrecherische Verschwendung des Hofes verschaffte diesem selbstsüchtigen Vorgehen der höheren Klassen große Popularität. Umsonst verbannte der König fast alle Bischöfe und eine Menge von Edelleuten in ihre Diözesen oder auf ihre Güter. Am Ende mußte die Regierung teilweise nachgeben und den Klerus von der Einkommensteuer befreien — was nicht allein sie selbst verächtlich, sondern auch die Steuer bei den anderen Klassen der Nation um so verhaßter machte.[1])

Die Unzufriedenheit des Volkes mit dem nichtswürdigen Treiben der Herrschenden wurde immer größer, immer drohender. Man fand auf den Straßen von Paris Zettel mit der Inschrift: „Scheret den König zum Mönche, hänget die Pompadour, rädert Machault!" [2]) Wenn das Brot fehlt, mißt man selbstverständlich die Schuld der allmächtigen Regierung bei. 1747 kommen zu Toulouse wegen Teuerung beträchtliche Aufstände vor, in der Provinz Guyenne desgleichen auf jedem Markte. 1750 empören sich 7000 Menschen in dem kleinen Distrikte Bearn. 1752 dauert ein Aufstand in Rouen drei Tage; in dem Dauphiné und der Auvergne erobern die zusammengerotteten Bauern die Kornspeicher und nehmen deren Inhalt zu selbstbestimmten willkürlichen Preisen an sich. Im selben Jahre ziehen 2000 bewaffnete Bauern in Arles vor das Rathaus, um Brot zu fordern. Am drohendsten aber war die Revolte, die im Mai 1750 in der Hauptstadt selbst ausbrach: nicht um vorübergehender Teuerung des Brotes, sondern um einer Ursache halber, die aus dem ganzen Willkürsystem des „alten Regimes" hervorging. Den Polizeiagenten war eine Prämie zugesagt worden für jeden jungen, kräftigen Bettler oder Landstreicher männlichen oder weiblichen Geschlechtes, den sie aufgriffen und zum Transporte nach den Pflanzungen Louisianas ablieferten. Um möglichst hohen Gewinn zu erzielen, packten sie auch ordentliche Bürger und zumal halbwüchsige Kinder, von denen täglich eine Menge verschwanden. Das Volk, das sich die Sache nicht erklären konnte, war der Meinung, der König nehme, um seine durch die Wollust erschöpften Kräfte wieder zu heben, regelmäßig Bäder in Kinderblut.

1) Barbier, III, 332.
2) Mém. d'Argenson, VII, 49.

Als schließlich die Polizeidiener in ihrer Frechheit so weit gingen, am hellen Tage Kinder in den Straßen von Paris aufzugreifen, entstand ein wütender Aufruhr, dem die Pompadour kaum mit dem Leben entging, und der den König, welcher eben durch die Hauptstadt nach Compiegne fahren wollte, nötigte, einen Umweg um Paris herum („den Weg der Revolte“) zu nehmen. Mehrere Polizeidiener wurden getötet, die Häuser, in die sie sich geflüchtet, zerstört (Mai 1750). Der Aufstand dauerte drei Tage. Seitdem wollte Ludwig XV. nicht mehr Paris betreten. Der Aufruhr wurde schließlich unterdrückt, aber von da an herrschte Kriegszustand zwischen dem Königtume und seiner Kapitale.[1])

Ein scharfsinniger Denker, wie Argenson, sah denn auch mit Bestimmtheit das Hereinbrechen einer großen sozial-politischen Revolution voraus. „Die Anarchie kommt mit großen Schritten,“ schreibt er in den fünfziger Jahren;[2]) „es könnte sein, daß eine neue Regierungsweise in einzelnen Köpfen schon gereift wäre, um bei erster Gelegenheit herauszutreten in Stahl und Harnisch. Vielleicht wird sich die Umwälzung vollziehen mit viel weniger Gegenwehr, als man glaubt; alles wird unter Beifallklatschen vor sich gehen. Heute sind alle Stände unzufrieden; das Militär seit dem Frieden verabschiedet; die Geistlichkeit in ihren Vorrechten gekränkt; die Parlamente, die Körperschaften, die Stände erniedrigt; das gemeine Volk von Abgaben erdrückt, vom Elende verzehrt; nur die Finanzleute triumphieren. Überall brennbare Stoffe. Von einem Aufstand kann man übergehen zur Empörung, von der Empörung zu einer allgemeinen Umwälzung; Volkstribunen, Konsuln wählen, Komitien abhalten; den König und seine Minister ihrer unbegrenzten Macht zu schaden berauben.“ — In der That, hat sich nicht alles genau so ein Menschenalter später ereignet?[3])

Es ist kein Zufall, daß das Jahr des Aachener Friedens, daß das Jahr 1748 den Beginn der offenen litterarischen Auflehnung gegen das System des absoluten Königtums bezeichnet. D'Argenson hatte seine Gedanken darüber nicht zu veröffentlichen gewagt; Montesquieu war kühner. 1748 erschien sein „Geist der Gesetze“ (L'esprit des lois), ein Buch, dessen Einwirkung auf seine Zeitgenossen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. In diesem bewunderungswürdigen Werke, dem Ergebnisse der ganzen Lebensarbeit des Verfassers, suchte derselbe die Prinzipien zu erforschen, welche einer jeden der verschiedenen Verfassungsarten zu Grunde liegen, deren notwendige Entwickelung, ihre guten und üblen Folgen, die Mittel, jene zu fördern und diese zu verhüten: kurz, eine vollständige Theorie der Geschichte und der Politik und zwar durchaus nicht auf aprioristischem Boden, noch von einer vorgefaßten Meinung aus, sondern streng auf der Basis geschichtlicher Thatsachen. Nun

1) **Barbier**, Journal du règne de Louis XV, III, 109. 124 ff.

2) **Mém. d'Argenson**, V, 346 f.

3) Chesterfield, Voltaire und viele andere Staatsmänner und Denker teilten übrigens die Ansicht d'Argensons von der Nähe einer großen politischen und religiösen Revolution in Frankreich.

läßt sich freilich nicht leugnen, daß bei der Unvollkommenheit der damaligen historischen Forschung der Untergrund, auf dem Montesquieu sein System errichtet, vielfach ein trügerischer ist, und daß nicht minder seine Auffassung der Ereignisse oft Verkehrtes und Unrichtiges enthält, so daß sein Buch in den Einzelheiten kaum noch zu gebrauchen ist: aber das unsterbliche Verdienst Montesquieus besteht in der von ihm völlig neu geschaffenen Methode geschichtlicher Betrachtung, die auf alle Zeiten hin mustergültig bleiben wird für Arbeiten historischer und politischer Theorie. Auf praktischem Gebiete gewann er nicht mindere Bedeutung dadurch, daß er sich mit besonderer Vorliebe hier mit der englischen Verfassung beschäftigte, die er nach ihrer Entstehung — wie er sich solche vorstellte —, nach ihrer Einrichtung, ihrem inneren Wesen, ihren Wirkungen zum erstenmal der Welt zusammenhängend und systematisch entwickelte, und zwar meist in geistvoller und bestechender, wenn auch nicht irrtumsfreier Weise. Er machte sich zum begeisterten Lobredner der konstitutionellen Monarchie, wie er sie in idealer Art in England verwirklicht glaubte. „Es giebt in jedem Staate," so lautet seine auf ein Jahrhundert hin äußerst einflußreiche Lehre, „drei Abarten von Gewalten, die gesetzgebende, vollziehende und richterliche. Wenn in einer und derselben Person oder in einer und derselben Körperschaft die gesetzgebende und vollziehende Gewalt vereinigt sind, so besteht keine Freiheit, denn es ist zu befürchten, daß dieser Fürst oder diese Köperschaft tyrannische Gesetze gebe, um sie tyrannisch zu vollziehen. Ebenso giebt es keine Freiheit, wenn die richterliche Gewalt nicht von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt ist. Mit der gesetzgebenden verbunden, wäre die Gewalt über Leben und Freiheit der Bürger gesetzlos, denn der Richter wäre Gesetzgeber; mit der vollziehenden verbunden, hätte der Richter die Macht eines Unterdrückers ... Weil in einem freien Staate jeder Mann, in welchem man eine freie Seele voraussetzen kann, durch sich selbst regiert werden soll, müßte die Gesamtheit des Volkes die gesetzgebende Gewalt inne haben. Da dies aber in großen Staaten unmöglich und in kleinen vielfach unzuträglich ist, so muß das Volk durch Vertreter thun, was es nicht selbst thun kann ... Die vertretende Versammlung ist nicht gewählt, Entschlüsse zum Handeln zu fassen, was ihr übel gelingen würde, sondern um Gesetze zu machen oder zu prüfen, ob man die von ihr gemachten Gesetze gut vollziehe ... In jedem Staate sind Männer, die durch Geburt, Reichtum und Ehrenstellen hervorragen. Würden diese mit den anderen zusammengeworfen, so daß sie nur eine Stimme wie die anderen hätten, würde die gemeinsame Freiheit für sie zur Knechtschaft werden. Der Anteil, welchen sie an der Gesetzgebung haben, muß also im Verhältnis zu ihrer Stellung sein. Deshalb bilden sie eine Körperschaft, die das Recht besitzt, die Unternehmungen des Volkes aufzuhalten, wie das Volk die ihrigen. Folglich zerfällt die gesetzgebende Gewalt in ein Herrenhaus und in ein Haus der Abgeordneten; jedes Haus hat seine besonderen Versammlungen. Die vollziehende Gewalt muß in den Händen eines Monarchen sich befinden, denn dieser Teil der Regierung, welcher fast immer augenblicklichen Handelns

bedarf, wird besser durch einen als durch mehrere verwaltet. Wenn es keinen Monarchen gäbe und die vollziehende Gewalt einer aus der gesetzgebenden Gewalt erkorenen Anzahl von Personen übertragen würde, so gäbe es keine Freiheit mehr, denn beide Gewalten fielen dann wieder in eine zusammen ... Dies ist die Grundverfassung des Staates, von dem wir sprechen. Der gesetzgebende Körper besteht aus zwei Teilen, der eine bindet den anderen durch sein Veto. Beide sind durch die vollziehende Gewalt gebunden, die aber ihrerseits ebenso sehr wieder durch die gesetzgebende gebunden ist."

Diese Ansichten Montesquieus bilden eine große Kette von Selbsttäuschungen und Irrtümern. Der hauptsächlichste und verhängnisvollste unter den letzteren war der, daß er überhaupt meinte, es gäbe eine mustergültige, für alle Länder und Völker gleich anwendbare und segensreiche Verfassungsform; daß er, mit Vernachlässigung aller geographischen, sozialen und geschichtlichen Bedingungen, der Verschiedenheit nationaler Überlieferungen, Gewohnheiten und Anschauungen, alle Staaten nach demselben Vorbilde einförmig zu gestalten gedachte; daß er nicht die mindeste Ahnung von der organischen Entwickelung der Völkerindividuen besaß. Auch war seine ideale Verfassung ein Ding der Unmöglichkeit. Die gleichmäßige Teilung der drei Gewalten kann nirgends stattfinden: sie würde ganz einfach die Zerrüttung und Auflösung des Staatswesens zur Folge haben. Drei in demselben Ganzen nebeneinander bestehende und miteinander arbeitende Gewalten müssen notwendig um den Vorrang streiten, bis er einer derselben endgültig zufällt, bis eine die Herrin der anderen wird; wie sollten sonst Konflikte unter ihnen geschlichtet werden? In der That war Montesquieus Anschauung von der englischen Konstitution durchaus falsch. Zunächst versah er es darin, daß er meinte, sie sei nach einem festen Plane zielbewußt im großen und im einzelnen so gestaltet worden, daß sie der vollendeten politischen Weisheit entspreche. Gerade das Gegenteil ist der Fall: diese Verfassung war durch tausendjährige geschichtliche Entwickelung, durch die zahllosen Zufälle der historischen Ereignisse, durch die Einwirkung der geographischen Lage und der Besonderheiten des englischen Nationalcharakters zu ihrer eigentümlichen Gestaltung gediehen. Aber sie war auch weit davon entfernt, die Lehre von der Teilung der Gewalten zu rechtfertigen. Wie unter den Tudors das Königtum, war jetzt vielmehr das Parlament und in demselben das Unterhaus die allein Ausschlag gebende Macht des Staates. Wo blieb denn die Unabhängigkeit der vollziehenden Gewalt, da die wechselnde Mehrheit des Unterhauses dem Könige die Minister aufnötigte, welche die wahren Leiter der Exekutive waren? Wo blieb die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, da das Haus der Lords der oberste Appellhof des Landes war, da das Unterhaus willkürlich die Bürger vor seine Schranken zitieren und ins Gefängnis senden konnte, da die Gemeinen jedem beliebigen von den Lords einen peinlichen Prozeß anzuhängen und beide Häuser Strafgesetze gegen einzelne Unterthanen (bills of attainder) zu beschließen vermochten? Das Parlament, die gesetzgebende Gewalt, war allmächtig, die anderen Gewalten ihre Dienerinnen.

Allein nicht die Richtigkeit oder Fehlerhaftigkeit einer Theorie entscheidet zunächst über ihre Wirkung, sondern der Eindruck, den sie auf die Mit- und nächste Nachwelt hervorbringt. Der blendende Glanz aber, den die höchst originellen und geistvollen, scheinbar so wohl zusammenhängenden Darlegungen Montesquieus verbreiteten, bezauberte seine und die folgenden Generationen. Die Richtung des ganzen Jahrhunderts ging ja auf abstrakte, allgemeine, systematische Erwägungen, war der strengen geschichtlichen Untersuchung durchaus abgeneigt. Man lebte noch des beseligenden Glaubens, wie in der Metaphysik, so auch in der Sozialökonomie und der Politik zu der reinen, für immer gültigen und beglückenden Wahrheit vordringen zu können. Überdies kannte man auf dem Festlande die Einzelheiten der englischen Verfassung nicht. Man wußte, daß Britannien unter derselben groß, frei und reich geworden war, und war deshalb bereit, alles Gute zu glauben, was von ihr gesagt wurde. So wurden Montesquieus Theorien bald Gemeingut aller Gebildeten, Gemäßigten und Wohldenkenden. Die Lehren von der Teilung der drei Gewalten und von der Notwendigkeit des Zweikammersystems wurden in der ganzen zivilisierten Welt die Grundlage, das Axiom alles politischen Denkens — eine Anschauung, die sich in zahlreichen Konstitutionen niederschlug und erst jetzt, nach mehr als einem Jahrhundert, anfängt, realistischeren Ansichten Platz zu machen.

Der „Geist der Gesetze" fand sofort die allgemeinste Anerkennung. Binnen weniger als achtzehn Monaten wurden zweiundzwanzig Auflagen des Werkes nötig, und Übertragungen in fast alle Sprachen machten es den fremden Völkern bekannt. „Es hat allen Franzosen den Kopf verdreht," schrieb damals Raynal an eine deutsche Fürstin.[1]) „Man findet es gleicherweise in der Studierstube unserer Gelehrten wie auf dem Toilettentische unserer Damen und Stutzer." Selbst Frau von Pompadour begrüßte den Präsidenten mit dem schmeichelhaften Titel des „Gesetzgebers von Europa."

Montesquieu ist wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen dieser seiner wichtigsten Schöpfung gestorben (1755). Allein deren Einfluß machte sich dann erst recht geltend. Da die Franzosen keine wirkliche Volksvertretung besaßen und doch durchaus nach Montesquieus Vorschrift ein parlamentarisches Regiment verwirklichen wollten, wandten sich ihre Blicke ihren Parlamenten zu, die mit den englischen allerdings nichts als den — längst vergessenen — feudalen Ursprung und den Namen gemein hatten.

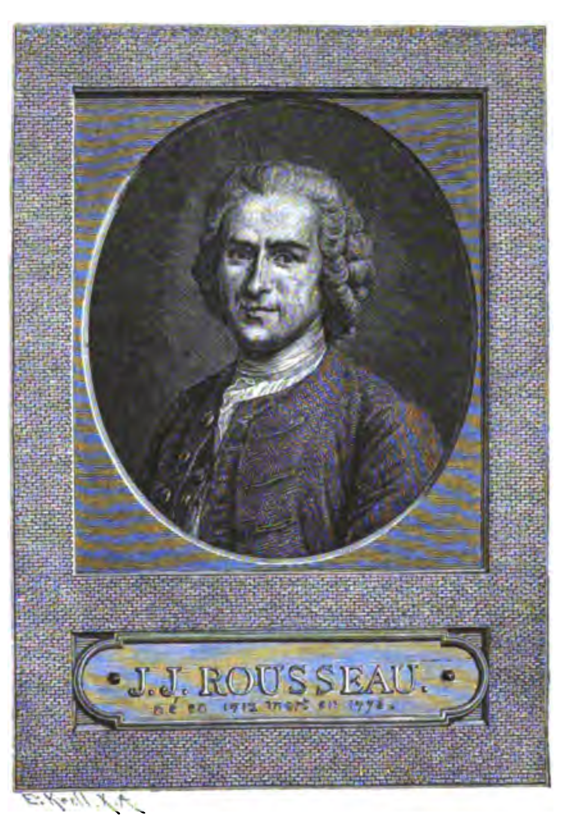
Schon aber kamen neben diesen gemäßigten reformatorischen Elementen, wie Voltaire sie in religionsphilosophischer und Montesquieu in geschichtsphilosophischer Hinsicht repräsentieren, entschiedenere und radikalere auf, die es nicht auf eine Verbesserung, sondern auf den Umsturz aller bestehenden Einrichtungen und Verhältnisse abgesehen hatten. Der erste und gewaltigste dieser revolutio-

---

1) Original wiedergegeben bei Hettner, Litteraturgesch., Teil II, Buch II, Abschnitt I, Kap. 2.

nären Geister, berufen, die ganze europäische Welt in ihren Tiefen zu erregen, war Jean Jacques Rousseau.[1])

Geboren 1712 zu Genf als Sohn eines Handwerkers, war Rousseau nach dem Tode seines Vaters aus der Lehre gelaufen und hatte im benachbarten Savoyen ein Vagabundenleben geführt, in dem materielle und moralische Nöte ihn gleich sehr heimgesucht und sein forschender, unruhiger Geist sich eine wirre Menge mannigfacher Kenntnisse angeeignet hatte. Erst im dreißigsten Jahre war er nach Paris gekommen, wo er bald als Sekretär, bald als Komponist sein Brot zu verdienen suchte und nebenbei ein unrühmliches Verhältnis mit einer Dienstmagd einging. Zugleich gelang ihm aber, bei seinem glänzenden geistreichen Wesen, der Eintritt in litterarische Zirkel, wo er freilich gewissermaßen als ein merkwürdiger Wilder betrachtet und behandelt ward. Von der Natur mit lebhafter Einbildungskraft, hinreißender Beredsamkeit und zugleich kräftiger Logik begabt; von brennendem Ehrgeize erfüllt; durch seine Schicksale von allen Banden der Sitte und der Gesellschaft gelöst; durch stark ausgeprägte Sinnlichkeit mit lüsterner Begehrlichkeit erfüllt — warf Rousseau sich zum Gegner aller überlieferten Zustände, zum feurigen Apostel einer völlig anders gearteten Zukunft auf. Der gärende Unwille, der damals im Genfer Volke wider den regierenden Patriziat herrschte und sich 1737 in einem wilden Aufruhr kund gethan hatte, verstärkte seine



Jean Jacques Rousseau.
Nach dem Kupferstiche von Aug. de St. Aubin (1736—1807); Originalgemälde von de la Tour (1703—1788).

1) S. zumal dessen Lebensbeschreibung von Saint-Marc-Girardin (Paris 1875).

demokratischen Umsturztendenzen; während die tiefe Religiosität, die in seiner Vaterstadt nie außer Geltung gekommen war, den deistischen Zug und die idealistischen Überzeugungen erklärt, die ihn von seinen skeptischen und materialistischen französischen Zeitgenossen so gründlich unterscheiden und ihm die Eigenschaften eines Schwärmers und Propheten verleihen. Er war, wenn auch unter veränderten Umständen, der echte Abkömmling der Gefährten Calvins und Farels.

Endlich, im Jahre 1749, bot sich ihm eine Gelegenheit, aus dem Dunkel und der Dürftigkeit, in denen er bisher gelebt hatte, aufzutauchen. Die Akademie von Dijon hatte die Preisfrage gestellt, „ob die Erneuerung der Wissenschaften und Künste zur Hebung der Sitten beigetragen habe?“ Sie erwartete sicher eine bejahende Antwort mit den üblichen preisenden und verschönernden Schulphrasen. Da griff Rousseau den Gegenstand auf. Ermutigt von seinem Freunde Diderot, beschloß er, dem längst gehegten Groll gegen die moderne Gesellschaft und deren gleißenden Schimmer Luft zu machen. Er lieferte also eine glänzende Anklageschrift gegen die übertriebene Verfeinerung, den prahlerischen Luxus, die Ungerechtigkeiten und Unmoralitäten, welche die Zivilisation hervorbringe. Er pries emphatisch die Tugenden der einfachen Naturvölker. Er stellte Wissenschaft und Kunst als Feindinnen der Wahrheit und Rechtlichkeit dar. Die Fehler und Mißbräuche einer sozialen Organisation, welche zu der Wirklichkeit der Dinge und den berechtigten Ansprüchen aufgeklärter Völker in schreiendem Gegensatze stand, legte er mit grenzenloser und vielleicht nicht einmal ganz überzeugter Einseitigkeit der Wissenschaft und der Kunst zur Last.

Wenn auch die Akademie von Dijon die in Rousseaus Schrift geäußerten Grundsätze nicht billigte, mußte sie doch das in derselben hervortretende glänzende Talent durch Zuwendung des Preises anerkennen. Die Abhandlung erregte das größte Aufsehen, auch außerhalb Frankreichs. Man fühlte, daß hier eine neue Kraft, die sozialistische Demokratie, entstanden sei, welche nicht nur den Königen, der Kirche und der Aristokratie der Geburt, sondern auch dem Bürgertum und der Aristokratie der Sitten und des Geistes den Krieg erklärte. Mannigfache Erwiderungen erfolgten; selbst König Stanislaus sah die Sache für ernst genug an, um gegen Rousseau in die litterarische Arena hinabzusteigen. Der Angegriffene antwortete, indem er seine sozialistischen Tendenzen noch mehr betonte und geradezu, wie im folgenden Jahrhundert Proudhon, „den schändlichen Begriff des Mein und Dein“ bekämpfte und verurteilte. Damit war die ursprüngliche Frage verlassen und der Streit auf ein ganz anderes Gebiet gespielt. Die Akademie von Dijon wurde eben hierdurch angeregt, 1753 eine neue Preisaufgabe zu stellen: „Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, und ist dieselbe in dem Naturgesetz begründet?“ Selbstverständlich übernahm Rousseau die Antwort. Mit bewundernswerter Kunst, die freilich schärferem Nachdenken die Unwahrheit der These nicht verbergen kann, sucht er nachzuweisen, daß die Menschen von Natur alle gleich geschaffen seien. Diesen Naturzustand, wo unsere Vorfahren

gleich den Tieren nackt, blöde und stumm in den Urwäldern umher liefen, preist er als den einzig gesunden und glücklichen. Schon das Denken sei der erste Abfall von dem goldenen Zeitalter. Dann habe die Einführung des Eigentums die ursprüngliche allgemeine Freiheit und Gleichheit zerstört und die verderblichen Rechte und Gesetze begründet. Um diese aufrecht zu erhalten, habe man den Staatsvertrag gestiftet — ein Gedanke, den Rousseau von Grotius, Hobbe und Locke übernahm[1]) —, welcher lediglich der Übermacht des Starken über den Schwachen diene, den Reichen noch reicher, den Armen noch ärmer mache. Der dritte Grad der Ungleichheit sei endlich der Übergang der gesetzlichen obrigkeitlichen Macht in eine erbliche und willkürliche; er begründete den Gegensatz zwischen Herrn und Knecht, den schlimmsten von allen. Nach Rousseau ist also, wie die Bildung, so auch die bürgerliche Gesellschaft ein Übel, von dem es keine andere Erlösung giebt, als daß man so vollkommen wie möglich zum Naturzustande zurückkehrt.

Nicht diese Grundsätze sind neu, sondern die Schärfe, mit welcher „der Bürger von Genf" sie auffaßte, die zündende Beredsamkeit, mit welcher er sie entwickelte, die radikale Entschlossenheit, mit welcher er das angebliche Heilmittel bezeichnete und verfocht. Die sozialistisch angehauchte Demokratie stellte sich hier dem parlamentarischen, bürgerlichen Verfassungsstaate Montesquieus gegenüber.

Einstweilen war jedoch die Masse noch nicht genügend erweckt und erbittert, um für die Aufnahme der Rousseauschen Anschauungen reif zu sein; zunächst gehörte die Zeit den Ideen des „Geistes der Gesetze." Diese konstitutionelle Opposition gegen das Königtum verband sich auf das engste mit der jansenistischen; alle großen Städte, zumal Paris, gehörten dieser doppelten Richtung des Gegensatzes wider die herrschenden Gewalten in Staat und Kirche an, das niedere Volk ebenso wie Richter, Professoren und große Kaufleute. Vergebens suchte der Hof diese Widersacher zu unterdrücken; schon war die öffentliche Meinung stärker als er.[2]) Ihre offiziellen Vertreter wurden die Parlamente, zumal dasjenige von Paris.

Der Erzbischof von Paris, Herr von Beaumont, ein zelotischer Römling, seinem Vorgänger Noailles sehr unähnlich, hatte seiner Geistlichkeit verboten, denjenigen Sterbenden Absolution zu erteilen, welche die Konstitution Unigenitus nicht anerkennten. Außerdem ließ er sich verschiedene Gewaltüberschreitungen auf Kosten des Parlamentes zu schulden kommen. Dieses nahm den ihm von dem Prälaten zugeschleuderten Handschuh auf und befahl die Verhaftung der Pfarrer, welche dem Gebote des Erzbischofs folgten; endlich ordnete es sogar die Einziehung von dessen weltlichen Besitzungen an. Die öffentliche Meinung stellte sich völlig auf die Seite der Richter gegen Geistliche, die überzeugte Katholiken der ewigen Verdammnis aussetzten, weil dieselben eine von der Gesamtkirche

---

1) Vergl. Bd. VIII, S. 535.
2) Aubertin, 362 ff.

noch gar nicht angenommene päpstliche Bulle mißbilligten. Selbst Gemäßigte riefen aus: man wolle unter dem Vorwande des Jansenismus eine Art Inquisition einrichten, und das sei nicht zu dulden.[1]) Da der König für die Geistlichkeit Partei nahm, wandte sich der Haß des Volkes um so mehr gegen ihn und ermutigte das Parlament derart in seinem Widerstande, daß es den Befehlen des Monarchen den Gehorsam versagte und unentwegt seine Zwangsmaßregeln gegen die bigotten Bischöfe und Pfarrer fortsetzte. Die Beredsamkeit, mit der ein Pucelle und ein Menguy den Ultramontanismus bekämpften, brachte ganz Paris in Aufruhr; man nannte die Räte „wahre Römer, Väter des Vaterlandes." Aber Ludwig XV. wollte seine absolute Macht aufrecht erhalten; der Dauphin war ein unterwürfiger Diener der Geistlichkeit; der Minister Graf Argenson — der sehr unähnliche jüngere Bruder des Marquis gleichen Namens — war auf das engste mit den Jesuiten verbündet. So beschloß man, mit Strenge wider das Parlament vorzugehen, dessen einer Teil exiliert oder gefangen genommen, dessen anderer zur Fortführung der richterlichen Geschäfte nach Pontoise gesandt wurde. Als auch zu Pontoise der Widerstand fortdauerte, übertrug der König die höchste Gerichtsbarkeit, an Stelle des Parlaments, einer aus Verwaltungsbeamten gebildeten Kammer (1753). Allein schon war die absolute Gewalt mehr gehaßt als gefürchtet. Getragen von der allgemeinen Sympathie des Volkes und von der gesamten Richtung der Ideen, erklärte der untere Richterstand sich mit dem Parlamente für solidarisch und erkannte die neu eingerichtete königliche Kammer, deren Entscheidungen und Befehle nicht an. Selbst die Handelsrichter stellten ihre Thätigkeit ein. Die Parlamente von Rouen, Aix, Toulouse gingen, ohne sich um die Befehle des Hofes zu kümmern, nach dem Beispiele ihrer Pariser Kollegen gegen ultramontane Bischöfe und Priester vor. Wollte der Monarch auch gegen jene hohen Gerichtshöfe einschreiten, so drohte die Ausübung der Justiz in Frankreich vollständig aufzuhören. Einer solchen Eventualität wagte Ludwig XV., der vor allem Ruhe begehrte, um ungestört seiner Verschwendung und seinen Lüsten zu leben, nicht ins Auge zu sehen. Er gab also nach, berief das gesamte Parlament nach Paris zurück und verzichtete auf seinen Widerspruch gegen die Verfolgung der unduldsamen Geistlichen (Juli 1754).

Der höchste Gerichtshof, die parlamentarisch-jansenistische Opposition und die öffentliche Meinung hatten einen glänzenden Sieg davongetragen, über den König sowohl wie über den Klerus. Während der letztere seinen Widerstand zu erneuern wagte, erkannte der Monarch seine Niederlage offen an. Er machte sich zum gehorsamen Bediensteten des Parlamentes, verbannte auf dessen Klagen die Erzbischöfe von Paris und Aix, die Bischöfe von Troyes und Orleans, die Führer der ultramontanen Eiferer.

Indes der Gegensatz zwischen dem überlieferten Absolutismus der Krone und den parlamentarischen Bestrebungen war ein zu tief gehender, als daß

---

1) Barbier, III, 364.

er nicht bald wieder zum Ausbruche gekommen wäre. Ergrimmt und erschreckt über die in dem Sakramentstreite erlittene Niederlage, faßten die Minister den Plan, die gefährliche Macht des Parlamentes allmählich zu beseitigen, indem man es nach und nach in allen seinen Funktionen durch den „Großen Rat“ ersetzte, der ausschließlich aus abhängigen Verwaltungsbeamten gebildet war. Allein diese Absicht verriet sich zu deutlich, und mit Entschlossenheit nahmen die sieben Provinzialparlamente Partei für ihre Kollegen von Paris, in deren Sache sie zugleich die ihre erblickten. Der gesamte Richterstand, derselbe, mit dessen treuer Hilfe einst das Königtum den Sieg über die feudalen Sondergewalten davongetragen hatte, erklärte der unbeschränkten Macht der Krone den Krieg. „Ist Frankreich eine gemäßigte und repräsentative Monarchie oder eine Regierung nach türkischem Muster?“ fragte man sich. „Leben wir unter dem Willen eines unbeschränkten Herrn oder werden wir durch eine begrenzte und beaufsichtigte Gewalt geleitet?“ [1]) Gefährliche Bedenken, welche die Grundlagen des absoluten Königtums selbst in Zweifel stellten und die Richtung der Gemüter auf völlige Umbildung des staatlichen Organismus deutlich bezeugten. Eine neue Zeit der Fronde schien herein zu brechen, nur daß diesmal die Meinung aller Gebildeten und Wohldenkenden auf seiten der Parlamente stand. Dieselben strebten, zum großen Zorne des Hofes, offen nach dem Ziele, sich als eine verfassungsmäßige Zwischengewalt zwischen die Krone und das Volk zu schieben, damit der ersteren die Beschränkung aufzuerlegen, welche die bourbonischen Könige durch Beseitigung der Generalstände seit hundertundfünfzig Jahren hinweggeräumt hatten.

Gegen Ende des Jahres 1756 brach der Kampf von neuem aus, und zwar einmal wegen der endlosen Fragen, welche der jansenistische Widerstand gegen die Bulle Unigenitus stets von neuem hervorrief, und dann, weil Parlament und Steuerhof eine Reihe drückender Finanzedikte nicht einregistrieren wollten. In beiden Angelegenheiten hatten die Gerichtshöfe das Publikum auf ihrer Seite; dessen Meinung sprach sich mit großer Heftigkeit aus; den König empfing, so oft er sich zeigte, ein eisiges Schweigen der Menge. Als Ludwig die Tribunale zur Unterwerfung zwingen wollte, gaben 143 Parlamentsräte, von den vorhandenen 171, ihre teuer erkauften und einträglichen Stellen auf, schlossen die Advokaten ihre Bureaux, stellten die untergeordneten Gerichte ihre Thätigkeit ein. Die Aufregung war allgemein. Schon sprach man offen die Meinung aus: die Nation stehe über dem Könige, wie die universale Kirche über dem Papste.[2]) Die offiziellen Zeitungsschreiber dagegen erklärten: das Recht der Nation existiere nicht außerhalb der königlichen Gewalt; in der Person des Herrschers sei die Allgemeinheit, Fülle und Unteilbarkeit der Macht vereinigt.[3]) So erhob sich Theorie gegen Theorie.

Der Haß, welchen das Volk gegen den unwürdigen König hegte, brachte

1) D'Argenson, IV, 141.
2) D'Argenson, VIII, 153.
3) Barbier, VI, 150 ff.

einen armen Verrückten, Peter Damiens, zu dem Entschlusse, demselben eine Züchtigung zu teil werden zu lassen, die eine Besserung des Monarchen herbeiführen sollte. In der Nacht des 5. Januar 1757, als Ludwig in den Wagen stieg, um von Versailles nach Trianon zu fahren, brachte ihm Damiens mit einem Federmesser eine unbedeutende Wunde bei. Ludwig hielt sich, mit seiner gewöhnlichen Verzagtheit, für verloren und erneuerte alle die kläglichen und heuchlerischen Szenen von Metz.

Aber welch ein Unterschied in der Stimmung des Volkes zwischen damals und jetzt! Im Jahre 1744 war ganz Frankreich in die Kirchen geströmt und hatte unter Thränen und Schluchzen vom Himmel die Rettung des „Vielgeliebten" erfleht. Jetzt blieb, von der offiziellen Welt abgesehen, alles still und stumm oder ergoß seinen Haß und Spott in beleidigenden Gedichten, Flugschriften und Maueranschlägen.[1]) Die Behörden freilich verfuhren gegen den unglücklichen Damiens mit der wildesten Grausamkeit. Er ward ganz neuen und ausgesuchten Martern unterworfen, die ihm doch nur thörichte und unzusammenhängende Angaben entlockten. Man brannte ihm die rechte Hand ab, zwickte ihn mit glühenden Zangen, goß geschmolzenes Blei in die Wunden, ließ sechs Pferde eine Stunde lang an ihm zerren, bis man ihm alle Gliedmaßen abschneiden mußte. Ludwig hatte heuchlerisch erklärt: „Ich verzeihe ihm von ganzem Herzen," hatte dann aber nichts gethan, um diese Scheußlichkeiten zu verhindern. Damiens' ganze Familie, die doch völlig unschuldig war, wurde verbannt.

Das Königtum trug nicht allein die Last des Hasses der öffentlichen Meinung in den größeren Städten; die Kirche hatte daran ihren nicht unbeträchtlichen Anteil. In Paris wagten die Geistlichen kaum, sich auf der Straße sehen zu lassen, aus Furcht, verhöhnt und beschimpft zu werden. In der guten Gesellschaft hatte niemand mehr den Mut, zu gunsten der Religion zu sprechen. Im Jahre 1753 verminderte sich die Zahl derjenigen, welche das Abendmahl nahmen, um ein Drittel, die Jesuiten sahen ihre Erziehungsanstalten leer stehen. Ein deistisches Pamphlet, „Die Sitten," des Advokaten Toussaint wurde mit leidenschaftlicher Begierde gelesen und verherrlicht. Die Staatsgewalt schritt gegen diese „Lizenz" mit ihren gewöhnlichen Mitteln ein: im Jahre 1749 wurden Gelehrte, Professoren, Freidenker zu Dutzenden in die Bastille gesetzt. Allein solche Gewaltmaßregeln hatten, wie gewöhnlich, nur die Folge, daß alle Welt für die Märtyrer Partei nahm, und daß das Geschrei gegen diese „französische Inquisition" von Tag zu Tag heftiger und allgemeiner wurde.[2]) So arbeiteten die höheren Schichten der Nation in blindem Eifer an der Aufstachelung der Massen gegen die überlieferten Zustände und Gewalten. Schon um die Mitte des Jahrhunderts war das Wort „Revolution" im Munde aller.

---

1) Argenson, Memoiren. — Barbier, Tagebuch, IV, 177.
2) Aubertin, 281 ff.

Immer schroffer wurde der Gegensatz zwischen dem Königtum und der reformatorischen Richtung, die jeden Tag an Energie und Entschlossenheit zunahm und stets weitere Kreise des Volkes ergriff. Selbst ein so gemäßigter Neuerer, wie Voltaire, der sich immer gehütet hatte, sich am Königtume und an der Aristokratie zu vergreifen, fand keine Gnade vor den Augen der französischen Regierenden. Er mußte sich nach einem freieren Lande, nach der Schweiz, zurückziehen, wo er in der Nähe von Genf, am Ufer des lieblichsten der helvetischen Seen, seinen Aufenthalt nahm (September 1754). Das Jahrzehnt zwischen den beiden großen Kriegen — dem österreichischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege — hat den Ausbruch der großen Revolution unvermeidlich gemacht und entschieden.

Während so in Frankreich die Kluft zwischen den herrschenden politischen und sozialen Zuständen und den neuernden Bestrebungen sich unablässig erweiterte, erfreute das Musterland Voltaires und Montesquieus, erfreute England sich eines gesicherten und wohlthätigen Friedens.[1]) Seine Verfassung schien unter dem parlamentarischen Regiment der Whigs zu ihrer endgültigen Ausbildung gediehen zu sein. Keine einzige Frage von grundsätzlicher Bedeutung verlieh den Verhandlungen der Volksvertretung einen erregten Charakter. Die Pelhams führten die Regierung ohne Schwung, aber auch ohne jede Erschütterung weiter und versöhnten sich selbst mit ihrem alten Gegner, dem Grafen Granville, früheren Lord Carteret, der, durch stetes Zechen und Bankettieren seiner einstigen hervorragenden Eigenschaften beraubt, eine unbedeutende Stellung im Ministerium einnahm. Das Unterhaus gefiel sich in immer stärkerer Ausbildung seiner Vorrechte, und die Beleidigung der Dienstboten eines seiner Mitglieder, oder die Tötung von dessen Kaninchen oder Fischen, der Diebstahl von dessen Kohlen oder anderen Vorräten wurde von ihm als Bruch seiner Privilegien mit strengen Strafen geahndet. Sonst stimmte es aber ohne Zögern allen Vorschlägen des Herzogs von Newcastle und seiner Kollegen bei. Die Session des Jahres 1752 war „die einmütigste, die man je gesehen.“ Selbst die alberne auswärtige Politik des Kabinetts fand keinen Widerspruch. Da bezahlte man Hilfsgelder an die Kurfürsten von Sachsen, Trier, Köln, der Pfalz — damit sie dem jungen Erzherzog Joseph ihre Stimmen bei der Wahl eines römischen Königs gäben. Da schenkte man der Kaiserin mitten im Frieden eine Subsidie von 100 000 Pfund. Inwiefern diese Summen dem Interesse Englands dienten, vermochte freilich niemand zu sagen. Sie haben, wie man weiß, schließlich den Erfolg gehabt, die Feinde Großbritanniens zu stärken. Besser war das Geld angebracht, das man 1753 zum Ankauf einiger Privatbibliotheken und Archive verwandte, um damit den Grund zum Britischen Museum zu legen, der großartigsten und bestverwalteten Stiftung zum Vorteil der Wissenschaften und zur Erhöhung der Bildung, die irgend ein Land aufzuweisen vermag.

1) Mahon, Bd. IV, S. 1 ff. — Lecky, I, passim.

Inmitten des tiefen äußeren und inneren Friedens entfaltete sich immer blühender der Wohlstand, die Gewerbthätigkeit und der Handel Großbritanniens. Gerade in dieser Zeit wurden einige wichtige Erwerbszweige von den bisher auf ihnen lastenden Beschränkungen befreit.[1]) Während die jährliche Einfuhr von dem Beginn bis zur Mitte des Jahrhunderts von fünfundeinhalb auf achtundeinfünftel Millionen Pfund Sterling gestiegen war, also um die Hälfte, hatte im gleichen Zeitraum die Ausfuhr von sechsundeinhalb auf zwölfundeinviertel Millionen, also beinahe um das Doppelte, zugenommen. Im Jahre 1700 waren im Londoner Hafen zusammen 1335 Schiffe mit einem Tonnengehalt von ungefähr 160 000 eingelaufen; die Hälfte dieses Tonnengehaltes kam auf fremde Fahrzeuge. 1750 hatte sich die Zahl der Schiffe nur auf 1682 vermehrt, aber der Tonnengehalt auf 234 000, und von diesen kamen nur 36 000 Tonnen auf nicht-britische Schiffe. Die englische Schiffahrt war daselbst also auf das Zweiundeinhalbfache gestiegen und hatte die fremde fast völlig verdrängt. Zumal der Verkehr mit den Kolonien nahm einen großartigen Aufschwung. Noch auffallender war die rasche Entwickelung Schottlands, wo Glasgow bald eine der wichtigsten Industrie- und Handelsstädte der Welt wurde. Die Erweiterung des Verkehrs und der Gewerbe hatte einen gründlicheren Betrieb der Landwirtschaft zur Folge. Die elementare Dreifelderwirtschaft ward um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts größtenteils aufgegeben und durch den rationelleren Wechsel der Getreidefrüchte mit Futterkräutern und Hackfrüchten ersetzt. Bei zunehmendem Fleischkonsum schenkte man große Aufmerksamkeit der Viehzucht, die durch ihre Nebenprodukte wieder auf den Ackerbau günstig rückwirkte. Die englischen Grundbesitzer beschäftigten sich in eingehenderer Weise und mit reiflicherem Nachdenken, als anderswo, mit den landwirtschaftlichen Betrieben, denen die Neigung der höheren Stände der Insel für das Landleben nicht wenig zu statten kam. Nirgends waren die Bodenkultur und Viehzucht glänzender entwickelt. Ein Vorteil für dieselben war auch der Umstand, daß Großbritannien nie mehr der Schauplatz großer verheerender Kriege wurde. Infolge der lohnenden Getreideproduktion wurde immer mehr Land urbar gemacht. Am Schlusse eines neunjährigen kostspieligen Krieges war in Großbritannien immerhin ein solcher Überfluß an Kapitalien vorhanden, daß der jüngere Pelham, überhaupt ein gewandter Finanzmann, die Konversion der vierprozentigen Staatsanleihen in dreiprozentige mit der größten Leichtigkeit ins Werk setzte. Damit ersparte man dem Jahresbudget eine Ausgabe von 577 000 Pfund (11 600 000 Mark).

Und doch herrschte im Volke keineswegs Zufriedenheit. Dasselbe fühlte daß die vielgepriesene, schwer errungene „Freiheit“ im Grunde zu gunsten einer bevorrechteten Minderheit, des Adels und des höheren Kaufmannsstandes, ausgebeutet werde, daß die unteren Klassen von den Segnungen der Konstitution ausgeschlossen seien. Man hatte keinen bestimmten Grund zur Klage, aber

1) Beer, Welthandel, II, 335. 387 f. 393.

man fühlte sich benachteiligt, unbehaglich und wünschte eine Änderung. Unter den englischen Staatsmännern und Generalen hatte sich ein Mangel an Befähigung gezeigt, der wahrhaft beängstigend und zugleich beschämend wirken mußte. Beide hatten die Kräfte Großbritanniens ohne Nutzen und Ruhm, ja unter steten Niederlagen vergeudet. Die englische Politik schien zum größten Teile lediglich im Interesse des kleinen „bettelhaften“ Kurfürstentums Hannover zu arbeiten.

Das hannoversche Fürstenhaus wurde, je länger es regierte, desto unpopulärer. Dem Prinzen von Wales, Friedrich, warf man seine Schwäche und Unbeständigkeit, seinem Bruder, Georg von Cumberland, Härte und Hochmut vor; in Erinnerung an dessen gegen die Jakobiten gezeigte Grausamkeit nannte man ihn „den Fleischer.“ Als Friedrich von Wales im Frühjahr 1751 mit Hinterlassung noch ganz junger Kinder starb, sah alles mit Schrecken der Regentschaft des „Fleischers“ entgegen. So nahmen die Stuartschen Sympathien von neuem im Lande zu, ohne daß sie freilich gewagt hätten, sich in Thaten zu äußern. Die Universität Oxford mit ihrer vornehmen Studentenschaft war durchgehends jakobitisch. In Schottland herrschte diese Meinung im größten Teile selbst des Unterlandes; aber die Niederlage von Culloden dämpfte den Mut. Der tollkühne Karl Eduard, der „Ritter von St. Georg,“ wie er sich nannte, wagte im September 1750 verkleidet nach London zu kommen, um zu erforschen, ob nicht in der Hauptstadt selbst an eine Erhebung zu denken sei. Allein er mußte sich von der Unmöglichkeit einer solchen überzeugen und kehrte nach vierzehntägigem Aufenthalte unerkannt nach dem Festlande zurück.

Da er aus Frankreich ausgewiesen war, brachte er den Rest seines Lebens in Italien und zumal in Rom zu. Für das Scheitern aller seiner hochfliegenden Träume suchte er Trost in immer maßloserem Branntweingenuß und in unwürdigen Liebschaften. Als er endlich 1772, in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre, die junge Gräfin Luise Stolberg heiratete, gestaltete diese Ehe sich sehr unglücklich, bis die Gemahlin des letzten Stuartschen „Königs“ mit dem Grafen Alfieri das Weite suchte. Acht Jahre später starb Karl Eduard, längst eine traurige Ruine seiner früheren Vorzüge und von aller Welt aufgegeben.

In England schien inzwischen der allgemeine Rückgang des öffentlichen Geistes nur immer größeren Umfang anzunehmen. Dieser Zeit gehört der Aufschwung der englischen Branntwein-Fabrikation und damit die furchtbar reißende Zunahme des Schnapstrinkens mit seinen unglaublich demoralisierenden und gesundheitsgefährlichen Folgen an.[1]) Ein Gegengewicht war nirgends vorhanden. Kein großes religiöses oder politisches Interesse regte die Gemüter des Volkes an, da ja alle wichtigen Fragen endgültig geregelt schienen. Die

1) 1684 wurden 527000 Gallonen, 1714 schon zwei Millionen, 1727 dreiundeinhalb Millionen, 1735 aber 5400000 Gallonen Branntwein in Großbritannien erzeugt. 1750 wurden elf Millionen konsumiert.

Kirche von England hielt es mehr mit äußerer Werkheiligkeit und öffentlicher Respektabilität als mit tiefer innerer Frömmigkeit oder sittlichendem Einfluß auf das Herz des Bekenners. Die Dynastie wurde als eine Notwendigkeit ertragen, flößte aber keinerlei Begeisterung ein. So ließ die öffentliche Meinung selbstsüchtige und kleinliche Charaktere ruhig in ihrer Weise verfahren. Newcastle setzte das Korruptionssystem Walpoles mit unverminderten Kräften fort. Anderseits sah man die berühmtesten Staatsmänner und Schriftsteller zu den Füßen einer Mistreß Howard, der Geliebten des Königs. Ein Lord Chesterfield und selbst der große William Pitt suchten eine hervorragende Stelle im Ministerium zu erhalten, indem sie einer anderen königlichen Mätresse, der Herzogin von Yarmouth, eifrig den Hof machten. Die Gleichgültigkeit des Volkes ging so weit, daß man dem Unternehmen des Prätendenten mit der größten Indifferenz zugeschaut und es sozusagen als eine amüsante „Hatz" betrachtet hatte. Wären die Schotten mutig von Derby auf London marschiert, wären die regelmäßigen Truppen nicht rechtzeitig vom Festlande herübergekommen, die 5000 zerlumpten Hochländer Karl Eduards hätten, wenigstens vorübergehend, England erobert.

Dieses Sinken des öffentlichen Geistes blieb nicht ohne Einfluß auf die soziale Geltung der Litteratur und auf den Ton der „guten" Gesellschaft. Zur Zeit der Königin Anna war der hervorragende Schriftsteller, der angesehene Gelehrte der ebenbürtige Genosse der vornehmsten Großen und der höchsten Würdenträger des Reiches gewesen.[1]) Aufklärung, religiöser Freisinn, Interesse für litterarische und philosophische Probleme hatten die gesamte Gentry durchdrungen. Diese Gesellschaft hatte bei Voltaire, Montesquieu und so vielen anderen Franzosen die höchste Bewunderung und den Wunsch der Nachahmung hervorgerufen. Aber merkwürdiger Umschwung: während sie in der That die höheren Stände Frankreichs zu begeisterten Verehrern des litterarischen Verdienstes umwandelte, fiel die englische Gesellschaft in dürren Realismus, in Roheit der Anschauungen und des Tones, in grobe Verachtung des Schrifttums und der Schriftsteller zurück. Man hatte eben damals in England nur für das praktisch Nützliche Sinn; Beschäftigung mit geistigen Interessen erschien als lächerliche Thorheit, der Litterat als ein Pedant oder eine Art Spaßmacher, der anständigen Leuten für ein Stück Geld die Langeweile zu vertreiben berufen ist.[2]) Walpole gab das Zeichen zu dieser schädlichen Revolution der öffentlichen Meinung: das Schrifttum vermochte auch nicht das mindeste Interesse bei ihm zu erwecken. Die höheren Stände Englands brachten ihre Zeit mit schamlosem Saufen und hohem Spiel, mit Wetten und Jagd hin; fast kein Staatsmann war damals von vulgären Lastern frei, die das Leben der meisten verkürzten. Von aller Art Druckerzeugnissen blühte allein die Zeitungspresse. Die Regierung der beiden ersten

1) S. Bd. VIII, Seite 615.
2) Lecky, I, 461 ff. 517 ff.

George ist die Periode, wo die Journalistik eine Macht in England wird und neben König und Parlament einen maßgebenden Einfluß zu üben beginnt. Nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in jedem größeren Provinzialorte halten Morgen- und Abendblätter jedermann über die Tagesereignisse auf dem Laufenden. Freilich, dürftig genug nehmen sich diese Zeitungen, auf einem halben Bogen schmutzigen Löschpapiers gedruckt, gegen unsere und zumal die englischen Journale der Jetztzeit aus, von denen jede Nummer den Inhalt einer stattlichen Broschüre bringt. Aber schon klagt man, daß die Presse mehr Einfluß auf die Menge habe, als die Ansicht des vorzüglichsten Politikers im Königreiche; daß der Unsinn des ersten besten Skribenten mit mehr Achtung aufgenommen werde, als eine Parlamentsakte; daß das Publikum seine Unterhaltung und Belehrung nicht mehr aus Büchern, sondern nur noch aus den Zeitungen ziehe. Allerdings suchte das Parlament sich so viel wie möglich der unbequemen Kontrolle der Presse zu entziehen, einer Aufsicht, welche den Mitgliedern um so lästiger sein mußte, je weniger sie den Wünschen ihrer Konstituenten und dem eigenen Gewissen, je mehr sie im Gegenteil den Bestechungen durch die Minister Rechnung trugen. Seit der Restauration der Stuarts war jede Art der Berichterstattung über die Debatten des Unterhauses, mit Ausnahme von dessen dürrem Sitzungsprotokoll, bei strenger Strafe verboten.[1]) Selbst Mitglieder, die ihre eigenen Reden veröffentlichten, entgingen der Ahndung nicht. So wollte das Haus der Gemeinen, der eigentliche Souverän, sich von jeder Einwirkung der öffentlichen Meinung frei machen. Pulteney sagte offen: „Die Reden der Gentlemen dieses Hauses zu drucken oder zu veröffentlichen, selbst wenn sie nicht entstellt werden, sähe aus, als ob man sie außerhalb des Hauses für das, was sie in demselben sagen, verantwortlich machen wollte." Das Haus der Lords war nicht weniger streng gegen das, was es einen unwürdigen Bruch seiner Privilegien nannte. Die Zeitungsherausgeber, die nun einmal die berechtigte Neugier des Publikums nach Kenntnisnahme der Debatten der gesetzgebenden Versammlungen befriedigen mußten, halfen sich, indem sie von den „Diskussionen im Senate von Groß-Liliput" oder dem „Politischen Klub" sprachen und die Namen der Redner unter lateinischen Formen oder auch ganz phantastischer Gestalt verbargen. Allein, wo das Parlament sie bestrafen konnte, that es dies, ungeachtet der Vermummung, mit größter Strenge.

Was die eigentliche Litteratur betrifft, sah die Regierung der beiden ersten George die Vertreter der Zeit Königin Annas allmählich dahin sterben. Pope lebte zwar noch bis zum Jahre 1744, brachte aber, mit Ausnahme seiner Homerübersetzung, kein dichterisches Werk von Verdienst mehr zustande. Wie könnte man dies auch von einem Poeten erwarten, der in seinem „Versuche über die Kritik" noch ganz in den Wegen der schon damals längst veralteten und

---

1) Th. Erskine May, Verfassungsgesch. Englands seit der Thronbesteigung Georgs III. (deutsche Übers. Berlin 1862), I, 344 ff.

überwundenen Theorie Boileaus wandelte! Bezeichnend für den völligen Umschwung der öffentlichen Meinung ist übrigens die Thatsache, daß Pope, als er in seinem „Versuche über den Menschen“ den vor kurzem noch allmächtig in England herrschenden Deismus „mit poetischen Blümchen durchwebt“ vortrug (1734), von allen Seiten wegen seines religiösen Unglaubens angegriffen wurde.

Als ein Schüler Popes ist der Schotte Jakob Thomson (1700—1748) zu betrachten. Er ahmte in seinem berühmten Werke „Die Jahreszeiten,“ dem einzigen, das ihn überdauert hat, in der Vollendung der Form wie in der nüchternen Verständigkeit des Inhaltes seinen Meister vollständig nach. Aber er übertraf ihn in der wahren Begeisterung für die Natur, in dem Farbenreichtum seiner freilich etwas breiten Schilderung, in dem sentimentalen Zuge, der für das ganze achtzehnte Jahrhundert so bezeichnend ist und den großen Erfolg der „Jahreszeiten“ zum guten Teile erklärt. Thomson war doch schon in viel höherem Sinne ein Sohn jener Zeit, als Pope, der ganz inmitten des französischen Klassizismus stand.

Die Sentimentalität ist dann bis zum Krankhaften entwickelt in Eduard Youngs (1681—1765) „Nachtgedanken.“ Veranlaßt durch eine Reihe furchtbarer Schicksalsschläge, welche den Verfasser schnell hintereinander betroffen, schildert diese Dichtung die Menschenwelt von der traurigsten, erschütterndsten Seite; aber neben vielem Wahrgefühlten und Tiefergreifenden findet sich auch nicht minder oft Überspanntes, hohle Überschwenglichkeit und Künstelei. Und diesen offenbaren Mängeln, die freilich zum großen Teile die der Zeit sind, entspricht die schwülstige und schwerfällige Sprache. Das große Verdienst Youngs ist jedoch, an Stelle der rein formalen, dem Herzen völlig fremden, künstlich abgezirkelten Lyrik des Klassizismus wieder die Sprache des Gemütes und einer tiefen, wenn auch bisweilen geschraubten Empfindung gesetzt zu haben. Das regte die Mitlebenden an, das regte sie von Grund aus auf, das lenkte die gesamte Dichtkunst in die Bahn der Wahrhaftigkeit und der Natur. Insofern ist Young in Wirklichkeit ein Reformator der Dichtkunst geworden, wie Klopstock und Lessing in Deutschland.

Die Volkstümlichkeit, die Youngs elegischen Dichtungen inne wohnt, kommt in humoristischem Gewande in Johann Gays (1688—1732) „Bettleroper“ zum Ausdruck. Unter der leicht durchsichtigen Maske eines Räuberhauptmanns wird Walpole mit seinem Korruptionssysteme auf das unbarmherzigste und doch in unwiderstehlich komischer Weise verspottet; in den Mitgliedern der Bande erkennt man unschwer die edlen Lords und ehrenwerten Gentlemen, welche den Premierminister umgaben. Die „Bettleroper“ war ein schneidiger Racheakt von seiten der Litteratur an ihrem Verächter Walpole, der bei der ersten Aufführung — im Jahre 1728 — auf dem Höhepunkte seiner Macht sich befand. Zugleich aber bildete sie einen glücklichen Versuch des Widerstandes einer gesunden musikalischen Empfindung gegen die Unnatur der italienischen Oper, die damals mit ihren gekünstelten Bravourarien unumschränkte

Herrschaft über den Geschmack der englischen „Gesellschaft“ ausübte. Die „Bettleroper“ strebte mit Erfolg, dieselbe durch die Wiederbelebung der Volksmelodien zu ersetzen; wie durchaus sie diesen ihren Zweck erreichte, beweisen die zahllosen Nachahmungen, die sie damals gefunden hat.

Derselben Richtung auf das Volkstümliche, verbunden mit den moralisierenden, optimistischen Bestrebungen der Aufklärungszeit, entsprangen der bürgerliche Roman und das bürgerliche Trauerspiel. Man wollte dem Volke sein Leben, seine Vorzüge und Gebrechen vorführen und hoffte damit bildend und veredelnd auf dasselbe zu wirken. Nicht mehr die gekünstelte Atmosphäre der Höfe, nicht mehr die Ausnahmestellung der Helden und Großen regte den Dichter an, sondern das bescheidene Schaffen und Dulden des Bürgers und Landmannes, das Wohl und Wehe der großen Menge. Es spricht sich hierin die oppositionelle Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts gegen den von der Aristokratie getragenen Absolutismus des siebzehnten von neuem auf das schärfste und bestimmteste aus. Den ersten Anstoß zu dieser neuen Dichtungsart gab des Londoners Georg Lillo (1693—1739) Drama „Georg Barnwell oder der Londoner Kaufmann.“ Dieser Versuch war an sich herzlich schwach und unbedeutend; die Fabel ist ebenso grausig wie ärmlich, die Ausführung läßt in der Charakterzeichnung nicht minder als in der sprachlichen Form schlechthin alles zu wünschen übrig. Dennoch fühlte sich die Menge von der noch so unvollkommenen Vorführung ihres eigenen Wesens und Lebens auf das tiefste ergriffen, und die klägliche Tragödie hatte einen unermeßlichen Erfolg, nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und Deutschland. Unter all der Mittelmäßigkeit erkannten bedeutende Dichter in ganz Europa die Fruchtbarkeit des neuen Feldes, das sich ihnen hier eröffnet hatte, und begannen ihrerseits es urbar zu machen. In England selbst sucht Cumberland, der freilich erst der folgenden Epoche angehört, dem Geschmacke des Publikums noch besser zu entsprechen, indem er dem tragischen Konflikte einen versöhnenden Abschluß giebt, das bürgerliche Trauerspiel in ein bürgerliches Schauspiel verwandelt.

Zehn Jahre nach „George Barnwell“ erschien der erste moralisierende Familienroman Samuel Richardsons. Die litterarische Revolution, die er hervorbrachte, war noch viel bedeutsamer, als diejenige, welche das bürgerliche Trauerspiel bewirkte. Denn die dramatische Kunst hatte selbstverständlich lange vor Lillo Großes und Unvergängliches geschaffen — für den Roman aber datiert erst von Richardson die wirkliche Existenz. Was vor ihm in dieser Dichtungsart geschrieben worden, war entweder der abstoßende Unsinn der Rittergeschichten oder die unendlichen Liebeseseleien der Schäfer und Schäferinnen, der chimärischen Prinzen und Prinzessinnen: Bücher, die mit Natur und Wahrheit nichts gemein haben und deren gesucht schwülstige und doch frostige Schreibart die Langeweile, die schon dem Gegenstande innewohnt, geradezu zu einer tödlichen macht. Richardsons Verdienst ist es, an die Stelle dieser Gebilde einer nüchternen und unfruchtbaren Einbildungskraft Wesen von Fleisch und Blut gesetzt, anstatt hohler Deklamation den Versuch psychologischer Schilderung sowie

einen natur- und sachgemäßen Dialog in den Roman eingeführt zu haben. Sohn eines Schreiners (geb. 1689, gest. 1761), selber Buchdrucker, der sich durch eigenen Fleiß und Verstand aus der Armut zu behaglichem Wohlstand emporgearbeitet hatte, ein Mann von gut bürgerlicher Pflichttreue und Sittlichkeit, schöpfte Richardson seine Stoffe aus dem Volke und suchte dies wiederum durch jene zu veredeln und zu heben. Seine Romane: „Pamela," „Clarissa," „Grandison" dienen beiden Zwecken. Bewundernswert ist Richardsons feines Verständnis für Charaktere, zumal für weibliche, deren Empfinden er mit der größten Zartheit aufzufassen und wiederzugeben weiß. Er ist auch der erste Romanschriftsteller, der den Nebenumständen und Äußerlichkeiten, welche auf das menschliche Fühlen und Handeln einen so großen Einfluß üben, völlig gerecht wird und sie, oft sogar mit übertriebener Breite, zu schildern unternimmt. Diese allzu große Ausführlichkeit, ein Erbteil der bisherigen Romanlitteratur, ist indes noch ein geringerer Fehler Richardsons, als seine steife, kleinliche und aufdringliche Moralität, die allerorten durchaus absichtlich hervortritt und damit den reinen Charakter des Kunstwerkes trübt, die Schilderung der Individuen verfälscht und häufig zur Unnatur führt. Endlich wirkt auf den modernen Leser die weinerliche Sentimentalität, die freilich dem gesamten Zeitalter mehr oder minder eigen ist, unerträglich. Allein diese Mängel, welche sofort den Spott rücksichtsloser und begabter Zeitgenossen hervorriefen, dürfen die hohen schöpferischen Verdienste Richardsons nicht vergessen lassen. Nicht allein, daß er bedeutende Schriftsteller zur Nacheiferung anreizte, zeugt für ihn: man kann vielmehr sagen, daß er überhaupt den modernen Roman begründet, ihm auf Jahrhunderte die Bahn gewiesen hat. Der allerneueste Naturalist Frankreichs geht im Grunde auf das Vorbild Richardsons zurück.

Des puritanischen, sittenstrengen, empfindelnden Richardson natürlicher Gegner war Heinrich Fielding (1707—1754), ein leichtsinniger und gutmütiger Genußmensch, ein geistig reich veranlagtes Specimen jener Gattung, die man „verbummelte Genies" nennt. In seinen Romanen parodiert er offen die Sentimentalität und das Moralisieren Richardsons, was er dessen Heuchelei nennt. Er ist der erste Verherrlicher der „Bohème," der edlen Vagabunden, der lange verkannten und endlich siegreich durchdringenden Talente. Wenn nun auch seine Charakterzeichnung etwas einseitig ist, besitzt er doch im höchsten Maße die Gabe, die Sitten und Stimmungen der Zeit in vollendeter Wahrheit und mit einer Kraft und naiven Natürlichkeit darzustellen, zu welcher Richardson nie gelangen konnte. Fielding ist ein komischer Dichter ersten Ranges, und eben deshalb verfällt er nie in das Burleske.

Die satirische Richtung in Fieldings Schriften erklärt sich zum guten Teil durch den Umstand, daß er nicht, wie Richardson, dem tüchtigen englischen Bürgerstande angehörte, dessen Wahrspruch in der That das alte „Bete und arbeite" war, sondern der Aristokratie, deren Liederlichkeit sich nach dem hohen Beispiele der beiden ersten George zu einer Ausdehnung entwickelt hatte, wie nur in den Zeiten Karls II. Ein redender Beweis dieser Liederlichkeit

sind des hochstehenden Staatsmannes Grafen Philipp Chesterfield Briefe an seinen Sohn, die, ein Muster sprachlicher Eleganz, doch die wurmstichigste Ethik predigen, „die Moral einer Lustdirne," wie ein Zeitgenosse sagt. Die Schlußfolgerung, daß der skeptisch-leichtfertige Ton bei einigen der damaligen Schriftsteller mit ihrer aristokratischen Geburt zusammenhängt, scheint um so berechtigter, als auch der zweite bedeutende Dichter komisch-satirischer Romane jener Epoche, Tobias Smollet (1721—1771), von vornehmer Abkunft war und vielfach in den Kreisen des Adels verkehrte. Smollet ist ein verzerrter Fielding: seine Helden sind roh, anstatt leichtsinnig, Situationen und Sprache possenhaft, anstatt komisch, die Gesinnung gemein, anstatt fein satirisch. Aber gleich hervorragend ist sein Beobachtungstalent, sowie die Treue und Anschaulichkeit, mit welcher er die Zustände und Sitten seiner Zeit, wie er sie in seinem vielbewegten Leben in Schottland, England, Westindien kennen gelernt, auf das lebensvollste schildert.

Gemeinsam ist allen diesen Autoren, und deshalb ein historisch bedeutsamer Zug, die Richtung auf das Bürgerliche, Einfache, Natürlich-Realistische. Die Welt gehörte nicht mehr konfessionellen und aristokratischen Idealen, nicht mehr dem Pompe der absoluten und sich als Selbstzweck verherrlichenden Monarchie an, sondern der gründlichen Arbeit, dem gemäßigten Freisinn und der praktisch emporstrebenden Gesinnung des Mittelstandes. In höherem Grade noch, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, stand sie im Zeichen der Bourgeoisie, deren Wesen das Maßgebende und Charakteristische des achtzehnten Säkulums ist, in dessen Fehlern, wie in dessen Vorzügen. Diese überaus wichtige Umwälzung des politisch-sozialen Lebens kam in Frankreich in Voltaire, Montesquieu, Rousseau, sie kam in England in den Schöpfern des bürgerlichen Dramas und Romans zum Ausdrucke.

Die Aufklärung in religiös-philosophischer Hinsicht fand in Großbritannien zunächst ihre Vertreter in den Fortsetzern der schon in früherer Periode begründeten deistischen Schule, den Anhängern der „vernünftigen Religion," wie damals der Kunstausdruck lautete. Hier ist zunächst Mathias Tindal (1657 bis 1733) zu nennen. Tindal hat während des rüstigsten Mannesalters schmerzlich nach einer festen und sicheren Überzeugung gerungen. Er trat zum Katholizismus über, um dann wieder zur anglikanischen Kirche zurückzukehren und eine Stellung an deren orthodoxester Universität Oxford anzunehmen. Im höheren Alter erst fand er Befriedigung in dem rationellen Deismus. Er zählte vierundsiebzig Jahre, als er sein berühmtes Buch „Das Christentum so alt wie die Schöpfung" veröffentlichte, durch welches er vermittelst allerlei Deutelei und allegorischer Erklärung in dem Evangelium die natürliche Religion nachzuweisen und aus dem letzteren zu entwickeln suchte. Er konnte indes zu einem solchen Ergebnisse nur gelangen, indem er viele Aussprüche und Lehren des Neuen Testamentes als Mißverständnisse und Irrtümer der Apostel bezeichnete — wobei freilich nur schwer eine feste Grenze zu finden war. Als das aller wahren Religion zu Grunde Liegende bezeichnet Tindal die Moral,

das Sittlichkeitsgefühl. Diese höchst folgenreiche Idee, die auf ein Jahrhundert hinaus die Theologen der „Aufklärungszeit" beherrscht, und zwar nicht nur in England, sondern in allen protestantischen Ländern, wurde in zahlreichen Schriften verfochten von Thomas Chubb, einem einfachen Handwerker, der aber unermüdlich für Ausbreitung einer vernunftgemäßen, von aller Dogmatik befreiten Religion und zumal einer auf der Vernunft beruhenden Sittlichkeitslehre thätig war.

Kein metaphysisches, sondern ein rein praktisches Ziel verfolgte die schottische Schule der Philosophen, deren Haupt der Glasgower Professor Hutcheson (1694—1747) war. Er und seine Nachfolger suchen nachzuweisen, daß in dem Menschen ein angeborener moralischer Sinn lebt, daß alles, was mit demselben übereinstimmt, also jede tugendhafte Handlung ausschließlich einen „dauernden und fortgesetzten Zustand angenehmer Empfindungen" hervorrufen könne und müsse; daß also Tugend und Wohlwollen mit Glück identisch seien. Die Befriedigung der Leidenschaften ist, ihrer Natur nach, vergänglich, kann also die wahre Glückseligkeit nicht begründen, sondern nur die Tugend, und zwar die praktische, ausübende ist dazu imstande.

Diese „eudämonistische" Lehre übte, obwohl es nicht ihre ursprüngliche Absicht war, die Tugend zur gehorsamen Dienerin der menschlichen Glückseligkeit zu machen, gleichfalls auf die protestantischen Länder Europas die größte Wirksamkeit aus. In denselben steht die „Aufklärungszeit" weit mehr unter dem Einflusse der englischen, als der französischen Anschauungen — eine Thatsache, die man allzu sehr ignoriert, weil ein Friedrich der Große und eine Katharina II. mit den Pariser Schöngeistern kokettierten, und weil anderseits nur die französischen und nicht die englischen Ideen zu einer großen und bleibenden Umwälzung geführt haben. Aber während des achtzehnten Jahrhunderts selbst suchte man in Berlin und Kopenhagen ebenso gut wie in Glasgow oder London das Glück in einem leichten, gefälligen, opferlosen „Wohlwollen" und vergoß sentimentale Freudenthränen über die schöne Thatsache, daß Tugend und Vergnügen so herrlich Hand in Hand gingen.

Weit weniger Einwirkung auf die Mitwelt übte ein Philosoph, der doch eine weit größere und eindringendere Gründlichkeit besaß, als die Deisten, der aber freilich in geringerem Maße der herrschenden Denk- und Gefühlsrichtung entsprach: David Hume.

In Edinburg 1711 geboren, hatte Hume nicht nur in England, sondern auch in Frankreich studiert und sich damit eine große Unabhängigkeit und Vorurteilslosigkeit der Anschauung gesichert. Nur langsam drang er mit seinen philosophischen, schneller mit seinen politischen und historischen Werken durch. Eine Zeitlang nahm er sogar den hohen Posten eines Unterstaatssekretärs ein. Im Jahre 1776 ist er in seiner Vaterstadt gestorben.

Als Philosoph hat Hume ein ganz neues und gewichtiges Moment in die Entwickelung des menschlichen Denkens eingeführt. Wie Locke, begründet er unsere gesamten Vorstellungen direkt oder indirekt auf sinnliche Wahrneh-

mungen; aber er wirft dabei die Frage auf: was verbürgt uns, daß die Dinge wirklich so sind, wie wir sie wahrnehmen, daß das Medium, durch das sie unserer Auffassung zugeführt werden, nicht gefärbt ist? Ist nicht selbst der grundlegende Begriff unseres gesamten Denkens und Folgerns, der Kausalitätsbegriff, eine willkürliche Funktion unserer Vernunft, indem dieselbe voraussetzt, daß, weil eine gewisse Wahrnehmung gemeiniglich auf eine andere folgt, jene von uns wahrgenommene Erscheinung von der anderen veranlaßt sein müsse? So läßt Hume nur diejenigen Erkenntnisse gelten, die aus der Zergliederung einer Wahrnehmung an sich erfließen, die analytischen Erkenntnisse, wie die Mathematik sie bietet; keineswegs aber die synthetischen, wie sie die ganze menschliche Erfahrung, Natur- und Geschichtswissenschaften mit einbegriffen, zu enthalten scheint. Dieser Skeptizismus Humes ist hauptsächlich in seiner 1748 erschienenen „Untersuchung in betreff des menschlichen Verstandes" entwickelt und begründet. Er hat die dogmatische Philosophie für immer zerstört und, während er im Momente wenig Wirkung übte, der weitern Entwickelung des Denkens durch Kant, Fichte u. s. w. die Bahnen geebnet.

Man würde die geistigen Strömungen des achtzehnten Jahrhunderts in den germanischen Ländern nicht verstehen, wenn man diese englischen Denker vernachlässigte; sie haben, wie bemerkt, jene weit mehr beeinflußt als die französischen. Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung haben beide harmonisch zusammen gewirkt.

Wir haben schon der Verdienste Montesquieus in dieser Hinsicht gedacht, die jedoch mehr der Wissenschaft der Politik, als der eigentlichen Geschichtschreibung zu gute kamen. Für letztere ward das Beispiel Voltaires entscheidend. Historischer Sinn in dem höheren Begriffe, nämlich jeder großen geschichtlichen Thatsache und Erscheinung als einer notwendigen Folge des allgemeinen menschlichen Entwickelungsganges gerecht zu werden, fehlte Voltaire völlig. Ein Beweis dafür ist schon seine Mißachtung des gesamten Mittelalters, ferner seine Gleichgültigkeit der Antike gegenüber, seine anekdotenhafte Behandlung bedeutender geschichtlicher Episoden, z. B. in der Biographie Karls XII. Aber epochemachend sind bei ihm die Erkenntnis geworden, daß es sich in der Geschichtschreibung nicht bloß um Haupt- und Staatsaktionen, sondern auch um die inneren Vorgänge des Staatslebens sowie um die Schicksale der Völker selber handeln müsse, und die gewandte und anziehende Art, in der er solche richtige Anschauung verwirklichte: wie zumal in dem „Jahrhundert Ludwigs XIV." und in dem universalhistorischen „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen." Es ist heute den Nachgeborenen, die über ein ungleich ausgedehnteres Quellenmaterial verfügen, leicht, Voltaire Parteilichkeit und zahlreiche Fehler im einzelnen nachzuweisen; darüber darf nicht vergessen werden, daß er zuerst, in den genannten Werken, unternommen hat, Verwaltung und Finanzwirtschaft, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Bildung, kirchliche Vorgänge, kurz den Geist und die Zustände der Nationen und ihre mannigfachen Lebensformen darzustellen. Damit ist Voltaire

bahnbrechend gewesen für die gesamte moderne Geschichtschreibung, die in ihrem besten Teile von ihm aus- und auf ihn zurückgeht.

Unabhängig von Voltaire ist Hume zu gleichen Prinzipien vorgedrungen. Er führt sie aus in seiner „Englischen Geschichte von Julius Cäsar bis zum Sturze des Hauses Stuart“ (1754—1761). Hier versucht er, als erster in England, über die bloß chronikenartige Auffassung und Schilderung hinaus zu den leitenden Ideen der geschichtlichen Entwickelung vorzudringen; hier hat er mit großer Originalität die gesamte Lehre vom Gesellschaftsvertrage, die seit Hugo Grotius die ganze historisch-politische Anschauung beherrschte, und der nach ihm noch Rousseau huldigte, in ihrer widergeschichtlichen Nichtigkeit nachgewiesen. Damit wurde er der Gründer der großen historischen Schule in England, deren volle Entfaltung freilich erst der zweiten Hälfte des Jahrhunderts angehört.

Auch die Kunst stellte sich in den Dienst der volkstümlichen Richtung. Das Zeitalter der ersten beiden Georg ist die Epoche, in welcher der Londoner Wilhelm Hogarth (1697—1764) sein glänzendes Talent für satirische Darstellung entfaltete. Freilich, einen Maler kann man Hogarth kaum nennen — alle seine Versuche, Gemälde in großem Stile zu komponieren, sind kläglich gescheitert: er war ein Zeichner von bewundernswertem Naturalismus, von einer unvergleichlichen Kraft der Charakteristik, ein graphischer Sittenschilderer, dessen Stift mit unbarmherziger Schärfe alles Unschöne und Verkehrte zu treffen und zu stigmatisieren verstand. Mit wie viel größerer Bestimmtheit und Anschaulichkeit weiß er das gesamte englische Leben seiner Zeit zu fixieren, als z. B. Chodowiecki das norddeutsche! Allein er besitzt doch nicht nur ein bloß kulturhistorisches Verdienst: im Gewande der Zeit finden sich die der Menschennatur stets anhaftenden Leidenschaften und Verirrungen mit einer Treue und Wahrheit charakterisiert, wie etwa in den Lustspielen eines Molière. Diese höhere Eigenschaft sichert Hogarths Schöpfungen die Unsterblichkeit.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Malerei wären Reynolds und Gainsborough zu nennen. Allein deren bedeutendste Entfaltung findet erst in einer späteren Periode statt. —

Lange dauerte es, bis die von England und Frankreich ausgegangene Aufklärung im skandinavischen Norden Wurzel faßte. König Christian VI. (1730—1746) [1]) war ein entschlossener Anhänger nicht nur des unbedingten fürstlichen Absolutismus, sondern auch eines schrankenlosen Pietismus. Selbst den Bestrebungen eines Holberg war er feindlich und machte dessen dramatischer Dichtung ein Ende, indem er dem Theater den Krieg erklärte. Freilich meinte es Christian mit der Religion aufrichtig; das zeigen nicht nur die von ihm verfaßten „Denkwürdigkeiten,“ sondern auch seine Thaten. Er sorgte dafür, daß die bisher ganz vernachlässigten unteren Klassen Anregung und Erhebung in guten Büchern fanden. Er zwang die Geistlichkeit, sich eifrig mit

1) L. Koch, Kong Christian den Sjettes Historie (Kopenhagen 1886).



Invented Painted & Published by W.m Hogarth



Aus William Hogarths Bilderfolge „Heirat nach der Mode“.



...x'. Nach dem Kupferstiche von Louis Gérard Scotin (geb. 1690).

der Besserung des Volkes, und zumal mit der Bekämpfung der Trunksucht zu beschäftigen. Allein die üblen Folgen der religiösen Unduldsamkeit konnten doch nicht ausbleiben: eine weit verbreitete Heuchelei und Scheinheiligkeit, die Herrschsucht und Hochfahrt und der Verfolgungseifer der Geistlichen, die Bekämpfung jedes, auch des unschuldigsten, öffentlichen Vergnügens sowie aller Freiheit der Meinung und des Schrifttums. Christian VI. war ein eifriger, pflichttreuer Monarch, dessen Privatleben fleckenlos, dessen Arbeitskraft unermüdlich war. Aber sein starrer Eigensinn, seine Selbstüberschätzung, sein hartnäckiges Festhalten an veralteten Anschauungen und Einrichtungen haben schließlich seine ganze Wirksamkeit zu einer unerfreulichen und unfruchtbaren gemacht.

Unter seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich V. (1746—1766), brach sich die nur mit Mühe zurückgedrängte reformatorische Richtung siegreich Bahn. Friedrich V. war, ohne hervorragende Fähigkeiten zu besitzen, ein gemäßigter, wohlwollender, besonnener Mann, der auf den von Voltaire gepredigten und von dem preußischen Friedrich II. verwirklichten Wegen des aufgeklärten Absolutismus wandelte. Er hob die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen auf, begünstigte jede Art der materiellen und intellektuellen Thätigkeit im Volke, gründete Akademien und Armenhäuser, verminderte die Abgaben. Einen vortrefflichen und frei gesinnten Staatsmann, den Hannoveraner Graf Johann Hartwig von Bernstorff, machte er zu seinem ersten Minister, einen Mann, der, gleich ihm selbst, dem blutigen Lorbeer des Krieges die Segnungen glücklicher Unterthanen vorzog. Den noch rohen Sinn der Dänen suchte Bernstorff durch Heranziehung deutscher Gelehrten und Dichter zu mildern. So brachte er Klopstock nach Kopenhagen, wo derselbe elf Jahre verlebte; so den als Gelehrten, Kanzelredner und Odendichter gleich bedeutenden Johann Cramer. Ein neues, schönes Zeitalter hatte mit diesen Kulturbestrebungen für Dänemark begonnen. Friedrich V. ging um so eher auf derartige Vorschläge ein, als er sich selbst, wegen seiner Abstammung aus dem oldenburgischen Hause und wegen der Zugehörigkeit Holsteins zum deutschen Reiche, vorzugsweise als deutschen Fürsten betrachtete. War doch neben dem Hannoveraner Bernstorff der aus Mecklenburg stammende Adam Gottlob von Moltke sein vertrautester und trefflicher Ratgeber.

Unter so vorzüglichen Leitern bietet Dänemark einen erfreulichen Anblick, doppelt erfreulich, wenn man es mit dem damaligen Schweden vergleicht. Der Tod des kinderlosen Königs Friedrich I. (1751) hatte hier nur eine neue Schwächung der königlichen Gewalt zur Folge. Als mit Adolf Friedrich das Haus Holstein-Gottorp auf den Thron gelangte, mußte es nicht nur der bestehenden Verfassung, sondern auch jedem von den Reichsständen beschlossenen Gesetze Gehorsam versprechen. Solche kamen dann auch bald zustande, und zwar in einem Sinne, der von der Herrschergewalt nur noch den Namen übrig ließ. Der König führte im Staatsrate lediglich zwei Stimmen; wer ihm dreimal vom Reichsrate zu einem Staatsamte ohne Erfolg vorgeschlagen worden

war, erhielt auch ohne königliche Ernennung das nächsteröffnete gleichartige Amt; wenn ein Beschluß des Staatsrates zweimal nicht die Bestätigung des Fürsten gefunden hatte, so konnte bei einem dritten Beschlusse die eigenhändige Unterschrift desselben durch einen Stempelabdruck seines Namens ersetzt werden. Der schwache und sanftmütige Charakter Adolf Friedrichs ermutigte die herrschende Adelspartei der Hüte zu solchen und immer schlimmeren Ausschreitungen. Selbst in seinen persönlichsten Angelegenheiten sah er sich von dem Reichsrate überwacht, angegriffen, mit kränkender Geflissentlichkeit gedemütigt. Umsonst versuchte seine Gemahlin, Ulrike von Preußen, auf die ein Funke von ihres großen Bruders Friedrich kühnem Geiste übergegangen war, ihn zu entschiedenerem Handeln anzuspornen. Nur dazu raffte er sich 1755 auf, daß er erklärte, er wolle seine Krone niederlegen, wenn deren Würde noch weiter absichtlich verletzt werde. Darauf bildete sich unter dem Adel selbst, zumal unter der benachteiligten Partei der Mützen, eine Verschwörung zur Herstellung der Kronmacht in dem früheren Umfange; Baron Horn und Graf Brahe standen an der Spitze des Unternehmens. Allein dasselbe scheiterte (1756), zumal infolge der Schwäche und Unentschlossenheit des Königs. Adolf Friedrich fand auch nicht die nötige Kraft und Seelengröße, um sich der Hinrichtung seiner Freunde zu widersetzen. Da war es denn um sein Ansehen völlig geschehen, und die Krone wurde tiefer erniedrigt, als je zuvor. Das Recht der Stellenbesetzung ward ihr ganz entzogen und gleichfalls dem Reichsrate übertragen. Dabei war diese „Freiheitszeit“ eine solche nur für den Adel; die Bauernschaft zumal wurde in unwürdiger Knechtschaft gehalten.

Der Litteratur war freilich diese Epoche nicht ungünstig — wie man solches ja bei aristokratischem Regierungssystem häufig wahrzunehmen Gelegenheit hat. Eine neue Periode für das schwedische Schrifttum gründete zumal Olof von Dalin (1708—1763), ein Mann, der inmitten der politischen Bewegung stand, und zwar als treuer Freund seines Königs. Der englischen Anregung gemäß, die sich ja auch in Deutschland so stark geltend gemacht hatte, gründete er eine moralisierend-litterarische Zeitschrift „Der schwedische Argus.“ Sie kämpfte, nach britischen und französischen Mustern, für Anmut, leichte Gewandtheit, Volkstümlichkeit der Sprache. So diente Dalin zum Vermittler zwischen dem Westen und dem Norden. In allen Arten der Dichtung war er mit Erfolg thätig. Zugleich legte er (1747) durch seine „Geschichte des schwedischen Reiches“ den Grund zu einer kritischen Behandlung der Historie des Vaterlandes. Eine Anzahl jüngerer Zeitgenossen folgte in Poesie und Geschichtschreibung der von Dalin ausgegangenen Anregung. Ganz vorzüglich aber widmeten sich die Schweden, auch hierin das Beispiel des damaligen Frankreich nachahmend, dem Studium der Naturwissenschaften. Hierin ist bei weitem der berühmteste Karl Linné (1707—1778). Dieser unermüdlich arbeitende Botaniker der Universität Upsala, an der er zahlreiche, seiner würdige Schüler heranzog, hat nicht allein die gesamte belebte Natur in einer für die damalige Auffassung höchst verständigen und sorgfältig durch-

dachten Weise gegliedert und geordnet, sondern überhaupt eine folgerichtige und umfassende Terminologie eingeführt, die bis heute und wohl für immer maßgebend bleiben wird. Beides aber war um so wichtiger, als die gerade damals rapide zunehmende Kenntnis neuer Arten und Geschlechter von Pflanzen und Tieren die Gefahr unheilbringender Verwirrung äußerst nahe gelegt haben würde. In seiner besonderen Wissenschaft, der Botanik, hat Linné überdies das Verdienst, auf die bis dahin noch wenig beachtete Bedeutung der sexuellen Pflanzenorgane aufmerksam gemacht zu haben, wenn auch sein darauf gegründetes System als ein allzu künstliches erscheint. Linné und seine Schüler inner- und außerhalb Schwedens haben sich dann um die Ausdehnung der Kenntnisse von den verschiedenen Spezies der Fauna und Flora große Verdienste erworben — zumal auch durch schwierige und bisweilen gefährliche Forschungsreisen. Dagegen haben sie die Anatomie und Physiologie der Pflanzen vollständig vernachlässigt, ein Studium, dessen Erforschung erst den neuesten Zeiten vorbehalten blieb.



Friedrich Gottlieb Klopstock.
Nach dem Kupferstiche von F. John (1769—1843); Originalgemälde von Ant. Hickel (1745—1798).

In Deutschland wogte auf litterarischem Felde noch der Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern:[1]) da erstand den letzteren ein furchtbarer Bundesgenosse in Klopstock, dem Erneuerer einer wahrhaft nationalen Dichtkunst.

„Will man Klopstocks Bedeutung für die deutsche litterarische Entwickelung und das geistige Leben unserer Nation überhaupt gerecht würdigen, so ist vor allen Dingen der absolute ästhetische Wert seiner Schöpfungen bei der Beurteilung auseinander zu halten von dem relativen Werte und der Wichtigkeit, welche die Werke des Dichters in der Zeit ihres Erscheinens gehabt haben. Klopstock darf weder zu den mustergültigen Dichtern, noch zu denjenigen gerechnet werden, in deren Werken die bleibenden Elemente die zeitlichen überwiegen. Dagegen muß er entschieden als der Anfänger, Begründer, ja als der Schöpfer der Blütezeit deutscher Poesie bezeichnet und geehrt werden. Seit seinem Auftreten ist es zum unumstößlichen Erfordernis für den Poeten geworden, daß ihm die dichterische Gabe etwas Angeborenes, daß er ein Dichter ‚von Gottes Gnaden‘ sei, daß ihm das Schaffen

1) S. oben Seite 149 ff.

in ursprünglicher Unmittelbarkeit tief aus dem innersten Seelenquell dringen müsse, nicht künstlich heraufgepumpt und durch das Röhrenwerk nüchterner Verstandesreflexion zu tage geleitet. Erst durch Klopstock ward es mit einemmal an einem überwältigenden Phänomen deutlich, wie nur der Poet die Menschenseele in allen ihren Tiefen zu bewegen und zu ergreifen vermöge, der, selbst bis zur innersten Tiefe seiner Seele von seinem Stoff ergriffen, demselben mit seiner ganzen ungeteilten Persönlichkeit hingegeben sei, wie auch die äußere Gestalt, die Form, die Sprache, der Rhythmus, der Vers, wie durch unwiderstehliche Notwendigkeit hervorgetrieben, von innen nach außen herauswachsen müsse. Gegen die hohe Bedeutung dieser von Klopstock hervorgebrachten Wirkung gehalten, schwindet die Wichtigkeit und der Wert seiner dichterischen Leistungen, wenn wir sie vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus beurteilen, unverhältnismäßig zusammen." [1])

Hervorstechend schon an dem jugendlichen Klopstock ist die lebhafte Begeisterung für das große deutsche Vaterland. Sie steht im Zusammenhange mit der Anregung, welche auf begabte und dichterisch fühlende Gemüter die Großthaten Friedrichs II. in den schlesischen Kriegen geübt hatten. Ein junger Heldenkönig, an der Spitze seiner Tapferen kämpfend und siegend, das war doch ein anderes Schauspiel, als die Paraden Friedrich Wilhelms I. im Potsdamer Lustgarten oder eines August des Starken Prunklager in Mühlberg! 1749 dichtete Klopstock eine Ode an Friedrich, die er freilich später, als seine Gesinnungen sich änderten, auf Heinrich den Finkler umgearbeitet hat. Der erhebende Eindruck, welchen die Großthaten eines deutschen Herrschers und Heeres hervorbrachten, eröffnete die Aussicht auf eine selbständigere, nationalere Entwickelung der deutschen Litteratur, während man sich bisher stets an das eine oder das andere unter den fremden Völkern angelehnt hatte. Als angehender Student weissagte Klopstock dem deutschen Volke einen großen Sänger, welcher dessen Genius neu beleben und den spottenden Fremden Achtung und Ehrerbietung einflößen werde. Bald glaubte er sich selbst für diese große Aufgabe berufen. Zu Anfang des Jahres 1748 erschienen, von dem kaum Vierundzwanzigjährigen, die ersten Gesänge des „Messias," die in ganz Deutschland mit Begeisterung und Rührung aufgenommen wurden. Die Großartigkeit des Planes, die Erhabenheit des Gegenstandes, die Schönheit und der Wohllaut der Sprache, die Meisterschaft, mit welcher der Dichter die spröde Form des Hexameters zu behandeln wußte, erregten mit Recht die allgemeinste Bewunderung, die dann über die Einförmigkeit und Sonderbarkeit des Inhalts sowie über den Mangel Klopstocks an epischer Gestaltungskraft hinwegsehen ließ; und zwar um so eher, als das Gedicht doch wieder lyrische Stellen von hinreißender und tiefer Empfindung enthält. Der Umstand, welcher

1) Diese Würdigung von Klopstocks Bedeutung für die deutsche Litteratur, wie Prof. A. Stern in Dresden sie in der dritten Auflage des Meyerschen Konversationslexikons (X, 51) gegeben hat, entspricht derartig unserer eigenen Anschauung und ist so vorzüglich ausgedrückt, daß wir nicht umhin konnten, sie völlig wiederzugeben.

den modernen Leser des „Messias“ am meisten abstößt, die Maßlosigkeit und Süßlichkeit eines überquellenden Gefühls, wurde zu jener Zeit vielmehr als ein Vorzug empfunden.

Indes es wäre unrecht, Klopstock nur als Dichter des „Messias“ betrachten zu wollen. Seine hauptsächliche Begabung lag in der Lyrik. Hier haben echtes Gefühl, edle treue Gesinnung, große Kunst des Versbaues durch ihn Schönes, Unvergängliches geschaffen. Zwei ganz neue Ideale führte er in die deutsche Dichtkunst ein: Vaterland und Freiheit. Freilich hat die traurige Zerrissenheit und Knechtung des deutschen Volkstums im achtzehnten Jahrhundert ihm nicht gestattet, jene beiden hohen Prinzipien anders denn in allgemeiner und gegenstandslos abstrakter Weise zu besingen: allein er brachte sie doch wieder zum allgemeinen Bewußtsein und erfüllte, durch deren schöne und hinreißende Verherrlichung, den besseren Teil des deutschen Volkes für sie mit Begeisterung und Liebe. Bis in unser Jahrhundert hinein galt er den Deutschen als Verkörperung der Ideen des Vaterlandes und der Freiheit, die er sich niemals getrennt gedacht hat, noch denken konnte. So ist Klopstock der Vorläufer jener Doppelrichtung, welche in der ersten Hälfte des neunzehnten Säkulums die Entwickelung Deutschlands beherrschte und, so viel jetzt auch bedientenhafte Machtanbetung sie schmäht, durch tausend Hindernisse und Gefahren auf einen gedeihlichen Weg geführt hat. Schon vor Lessing verteidigte Klopstock, nicht durch kritische Betrachtungen, sondern durch das Beispiel dichterischen Schaffens, die deutsche Volkstümlichkeit gegen den fremden, zumal den französischen Einfluß. Auch hier ist ihm das Mißgeschick geworden, daß er über dem so ganz anders gearteten und einer kritischen, vorzugsweise verstandesmäßig denkenden Nachwelt mehr kongenialen Zeitgenossen Lessing vergessen worden ist. In Wirklichkeit hat er kaum weniger als dieser zur Zerstörung der Französelei in der deutschen Litteratur beigetragen.

Zur Verwirklichung der patriotischen Gefühle eines Klopstock waren freilich zunächst durchaus keine Aussichten vorhanden.[1]) Derjenige, welcher zunächst die Einheit des Reiches hätte repräsentieren und befördern sollen, Kaiser Franz I., war ein gutmütiger, einfacher, beschränkter Herr, der neben seiner willensstarken Gemahlin sich in seiner ganzen Bedeutungslosigkeit fühlte und die reiche Muße, welche ihm die öffentlichen Angelegenheiten ließen, zu nützlichen, aber eines großen Herrschers kaum würdigen Handels- und Geldgeschäften verwendete. Schon im Jahre 1755 berechnete man sein Privatvermögen auf zwanzig Millionen Gulden. „Nicht mit Unrecht betitelt der Kaiser sich König von Jerusalem,“ spottete Friedrich der Große. Daneben erging Franz sich in Anlegung von Schlössern und reichen Mineralien-, Münz- und Medaillensammlungen. Militärische Gaben waren ihm ganz fremd. Er gefiel sich darin, selbst in der Öffentlichkeit sich neben seiner Gemahlin nur als Privatmann zu benehmen. In Deutschland, sogar in Österreich betrachtete

1) K. A. Menzel, Neuere Gesch. d. Deutschen, Bd. XI, S. 1 ff. — Ad. Wolf, Österreich unter Maria Theresia ꝛc. 78 ff.

man den Lothringer als einen Fremden, einen Franzosen, der für sein neues Vaterland keinen Sinn habe.

Den Mangel der monarchischen Macht, der nun einmal in der Reichsverfassung nicht minder als in der Persönlichkeit der letzten Kaiser begründet war, hätte durch die Reichsvertretung wieder ausgeglichen werden können. Allein der Gesandtenkongreß in Regensburg bot ein traurigeres Bild denn je zuvor. Man schrieb ellenlange Abhandlungen, man veröffentlichte dutzendweise Streitschriften über die hochwichtigen Fragen: in welcher Reihenfolge die Gesandten bei den Gastmählern sitzen sollten; welchen von denselben das Prädikat Exzellenz zukomme und welchen nicht; wer mit sechs, wer mit vier und wer mit zwei Pferden zu fahren habe; wem der kaiserliche Prinzipalkommissar fünf und wem er nur vier Kavaliere entgegen senden müsse. Solche welterschütternde Erörterungen ließen dann nur noch zur Diskussion der steten kleinlichen Religionshändel und konfessionellen Zänkereien Zeit übrig. Auch hier handelte es sich um völlig geringfügige Sachen, Zeremonien oder einzelne Kirchenbauten; religiöse Fragen großen Stiles anzuregen, dazu war die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr angethan. Meist war es Friedrich von Preußen, der sich mit ebenso vieler Festigkeit wie Mäßigung der Protestanten anzunehmen pflegte: teils weil er trotz eigener konfessioneller Gleichgültigkeit sich stets dem Protestantismus näher verwandt gefühlt hat, als der katholischen Kirche; teils weil er politisch, an Stelle Sachsens, den Schutzherrn und Führer des evangelischen Körpers im Reiche zu spielen gedachte.

Inzwischen verpflanzten sich die deistischen Meinungen, die damals in England vorherrschten, auch nach Deutschland. Johann Christian Edelmann aus Weißenfels (1698—1767) war unter die Herrenhuter und pietistischen Separatisten geraten, hatte aber an deren Treiben ein solches Mißfallen gefunden, daß er in einer Anzahl von Schriften jede positive Religion, die gesamte Bibel, alle Wunderthaten angriff und zum erstenmal in Deutschland die Lehre verkündete, Jesus sei ein Mensch gewesen, wie andere auch, allein durch hohe Gaben und edlen Charakter ein Wohlthäter seiner Brüder und ein Verkünder des Friedensevangeliums geworden. Für Edelmann war Gott mit der Vernunft gleichbedeutend, der menschliche Geist ein Teil dieser göttlichen Vernunft. Himmel sei die Stimme Gottes im Gewissen, Hölle die Auflehnung wider dieselbe, Wiedergeburt und Auferstehung Entkleidung von den sinnlichen Begierden und Rückkehr zu dem ursprünglichen Leben des Geistes im göttlichen Lichte. So kühne Meinungen brachten den Autor freilich in große Gefahr, allein, wenn auch seine Schriften 1750 auf Befehl des Kaisers öffentlich durch den Henker verbrannt wurden, er selber fand in Berlin eine Zuflucht, in der er friedlich seine Tage beschloß.

Hatte Edelmann ja nur offen ausgesprochen, was im Grunde die Mehrzahl der jüngeren protestantischen Theologen dachte.[1] Immer mehr trat

1) Hettner, III, II², S. 33 ff.

bei ihnen die Berufung auf die Lehren des positiven Bekenntnisses zurück gegen die Fundierung der Religion auf Beobachtung und Philosophie. Die Vernünftigkeit der Welteinrichtung, die Stetigkeit der Naturgesetze, die Zweckmäßigkeit alles Geschaffenen im Ganzen und in jedem Teile mußten nunmehr, an Stelle der Bibel oder gar der symbolischen Bücher, den Beweis für das Dasein und das Wesen Gottes führen. Anstatt der kirchlichen Überlieferung riefen die Theologen die Vernunft zur Begründung der religiösen Anschauungen an und machten dieselbe zur Richterin über den Glauben. In den theologischen Zeitschriften wurden die Werke der französischen und zumal der englischen Freidenker eifrig besprochen und erörtert. Die Anhänger der Wolffschen Philosophie nahmen diese Richtung mit größter Bereitwilligkeit auf. Selbst die Verfechter der hergebrachten Anschauungen ließen sich zur verstandesmäßigen Diskussion herbei, die sie dann zu mancherlei Zugeständnissen nötigte. Orthodoxe Theologen, wie Sigmund Jakob Baumgarten und seine Schüler, unter denen der Göttinger Orientalist Michaelis der berühmteste ist, lagen immerhin einer wissenschaftlichen Kritik und Exegese der biblischen Schriften ob, welche, wenn sie es auch nicht eingestanden, die dogmatische Geltung derselben erschüttern und sie vor das Forum des wissenschaftlichen Urteils stellen mußte. Weiter gingen die Berliner Hofprediger, Rationalisten, die sich ganz natürlich in der Residenz Friedrichs II. zusammenfanden — wie August Sack und Johann Joachim Spalding — sowie der in dem aufgeklärten Braunschweig wirkende Abt und Konsistorialpräsident Jerusalem. Sie fußten durchaus auf den Schriften der englischen Freidenker, zumal Shaftesburys, die sie mit Begeisterung in der Ursprache lasen und zum Teil ins Deutsche übertrugen.[1]) Die Offenbarung war ihnen nur eine von Gott der menschlichen Vernunft gewährte Unterstützung; alles, was in der Bibel oder der kirchlichen Lehre nicht mit der Vernunft übereinstimmte, verwerfliche menschliche Zuthat; die religiösen Zeremonien nichts als Allegorien oder auch Kräftigung des guten, sittlichen Willens. Die Hauptaufgabe der Religion bestand ihnen in der Hebung der Moralität. Auch in den theologischen Fakultäten des preußischen Staates ward diese Richtung die herrschende. „Man hielt dafür," heißt es in einem Werke des gleichzeitigen, gemäßigt rechtgläubigen Berliner Propstes Reinbeck,[2]) „daß öffentliche Lehrer hauptsächlich nur die Lebenspflichten vortragen, von den Glaubenssätzen aber wenig sagen sollten. Die Richtigkeit in der Lehre ist darüber fast zum allgemeinen Spott geworden, daß es bei vielen einerlei ist, ob man jemand einen Orthodoxen und Rechtgläubigen oder Narren und Pedanten nennt." Endlich griff man sogar die Wirklichkeit der Offenbarung selbst an, und nirgends geschah dies schneidiger und entschlossener, als in den „Wolfenbüttler Fragmenten" des Hamburger Professors Hermann Samuel Reimarus (1694 bis 1768), die freilich erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Die

1) J. J. Spalding, Lebensbeschreibung (Halle 1804), S. 17. 19.

2) Leben und Wirken Joh. Gust. Reinbecks, von Hofrat G. von Reinbeck (Stuttg. 1842), S. 40.

Kritik der christlichen Offenbarungslehre schlägt hier geradezu in offenbare, erbitterte Feindschaft gegen die christliche Religionslehre um.

Es handelte sich klärlich nicht mehr um ein Ringen der verschiedenen Bekenntnisse untereinander, sondern um einen Kampf zwischen Kirchlichkeit und Rationalismus überhaupt. Damit verwischten sich immer mehr die Gegensätze zwischen den einzelnen Bekenntnissen, milderte sich deren gegenseitige Feindschaft. Schon kam es vor, daß ein protestantischer Geistlicher in Hildesheim, Gläsener, die Verteidigung der katholischen Lehre gegen mehrere von seinen Amtsbrüdern wider dieselbe erhobene Beschuldigungen übernahm und eifrig durchführte. Ein Wittenberger Professor Bose setzte sich sogar mit dem Papste in Verbindung und unterhielt mit demselben einen beiderseits mit vieler Freundlichkeit geführten Briefwechsel.[1]

Ein derartiger Friedenszustand zwischen den verschiedenen christlichen Bekenntnissen war um so leichter denkbar, als sich damals in der katholischen Geistlichkeit die rationalistische Richtung gleichfalls geltend machte und von Jahr zu Jahr weiter vordrang, indem sie zumal die Spitzen des Klerus, dessen vornehmste Würdenträger ergriff. Das Beispiel wurde von höchster Stelle aus gegeben, durch den Papst selbst. Prosper Lambertini, der 1740 als Benedikt XIV. den Stuhl Petri bestieg (bis 1750), ist unstreitig der duldsamste und weichherzigste Inhaber desselben gewesen. In bürgerlichem und weltlichem Rechte wohl erfahren, der neueren Litteratur nicht unkundig, ein tüchtiger Bearbeiter kirchengeschichtlicher Fragen, wußte Benedikt die unvergänglichen Forderungen des Glaubens und der Sittlichkeit sehr wohl von den äußerlichen Zuthaten gelegentlicher Institutionen und hierarchischer Ansprüche zu trennen und war in betreff der beiden letzteren gern zu Zugeständnissen an den Geist der Zeiten bereit. Man weiß, daß er von dem Erzketzer Voltaire die Widmung von dessen Tragödie „Mahomet“ freundlichst annahm und die Sendung mit einem litterarischen Komplimente sowie mit der Erteilung des apostolischen Segens erwiderte. Benedikt XIV. hat die Wunderthäter und Visionäre verfolgt, welche die Menge zu täuschen suchten. Er hat wenigstens in Toskana die Inquisition abgeschafft, den Ablaßhandel eingeschränkt, die Kongregation des Index zu größerer Vorsicht in der Verurteilung der Schriftsteller angehalten. Geistvoll und anspruchslos, witzig und menschenfreundlich, suchte er den Frieden zwischen der Kurie und den weltlichen Mächten herzustellen. Auf deren Ansuchen hob er, gegen den Widerspruch der Eiferer, einen großen Teil der kirchlichen Feiertage auf, um dem Volke mehr Zeit zum Arbeiten zu gewähren. Im Eingange des betreffenden Breve stellt er ausdrücklich den Grundsatz auf, daß, wenn einige kirchliche Anordnungen in keiner Weise rückgängig gemacht werden dürften, viele andere, nach Verschiedenheit der Zeitalter und Umstände, geändert werden müßten: vorausgesetzt, daß dabei nichts den evangelischen Vorschriften und den Dekreten der

---

1) Menzel, a. a. O. XI, 77 ff. 91, Anm. 2.



Erzbischof Firmian von Salzburg.
Nach dem Schwarzkunstblatt von Christoph Mayrhoffer.

Konzilien zuwider laufe. Hervorragende kirchliche Würdenträger, wie der Wiener Erzbischof Trautson und der Breslauer Fürstbischof Schaffgotsch, haben diese Neuerung befördert und freudig begrüßt.

Auch in der Lehre paßte man sich den Forderungen eines freilich sehr gemäßigten Rationalismus an. Schon Muratori[1]) hatte in seinen philosophisch-theologischen Abhandlungen die Verehrung der Heiligen und zumal der Mutter Gottes für eine zwar gute und nützliche, aber ungebotene und freiwillige Andacht erklärt, welche der notwendigen und pflichtmäßigen Andacht vor der Person des Erlösers nicht gleichgestellt werden könne. Benedikt XIV. hat sich später zum Beschützer und Förderer dieser Anschauung gemacht. In Deutschland fand sie eigentümlicherweise vorzüglich bei demselben Erzbischofe Firmian von Salzburg Aufnahme, der einige Jahre vorher die Protestanten aus seinem Lande vertrieben hatte, nun aber sich zum Gönner und Lehrer reformatorischer Ansichten über Kirchenlehre und Gottesdienst aufwarf. Allzu hitzige Verteidiger des unbedingten Marien- und Heiligenkultus wurden im Salzburgischen geradezu bestraft, in das Kloster gesandt. Mit solchen Ansichten stand Erzbischof Firmian durchaus nicht allein. Erzbischof Trautson von Wien hob 1752 in einem Hirtenbriefe tadelnd hervor: man predige von den Heiligen und schweige von dem Allerheiligsten, man preise Gnadenbilder an und vergesse Christum, die Quelle aller Gnaden, man erhebe die Ablässe und Brüderschaften und setze das Nötigste beiseite, nämlich die Lehre von Christo und seinem Verdienste, von der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, von der Buße, von der Sünde, vom Glauben, von der Liebe und der Hoffnung.

Bei solchen Gesinnungen verlor der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken vieles von seiner früheren Schärfe. Wirklich versuchten Papst Benedikt XIV. und der nicht minder gelehrte Kardinal Quirini wiederholt eine Annäherung, die freilich denn doch ohne praktischen Erfolg bleiben mußte.

Als Kuriosität mag erwähnt werden und als Beweis, wie stark die Gegensätze dicht nebeneinander wohnen, daß zu eben derselben Zeit, wo der Rationalismus die höchsten Kreise der katholischen Kirche zu ergreifen begann, in der Bischofsstadt Würzburg — zum letztenmal in Deutschland — im Jahre 1749 eine Hexenverbrennung stattfand. Es war eine freilich recht bösartige Nonne, Emma Renata Sengerin, welche das letzte Opfer dieses scheußlichen Aberglaubens wurde. Aber gerade in Anschluß an dieses Ereignis, welches ungemeines Aufsehen erregte, veröffentlichten zwei Italiener ausführliche Werke gegen den Zauber- und Hexenglauben, die dessen staatliche Wirksamkeit auch in den katholischen Ländern — wie des Thomasius Schriften in den protestantischen — unmöglich gemacht haben. —

Während das deutsche Reich als solches keinerlei Einfluß mehr auf die europäischen Angelegenheiten ausübte, spielten vier der zu demselben gehörigen Staaten, freilich in verschiedenem Maße, eine wichtige Rolle: Hannover und

1) S. oben Seite 200.

Preußen, Sachsen und Österreich. Von dem ersten war schon bei Betrachtung der englischen Zustände, von dem zweiten wird noch besonders die Rede sein; heben wir einstweilen hervor, wie während der Friedensjahre die Dinge sich in den beiden letztgenannten Ländern gestalteten.

Kursachsen umfaßte damals ein Gebiet von beträchtlicher Ausdehnung, nicht weniger als 730 Quadratmeilen — also weit mehr als das jetzige Königreich der Niederlande. Eine fleißige und dichte Bevölkerung war in 210 Städten, 61 Marktflecken, fast fünftausend Dörfern angesiedelt. Ansehnliche Domänen, ein sehr entwickeltes Steuersystem, Bergwerke, die jährlich 40 000 Mark Silber lieferten, brachten der kurfürstlichen Kasse ein Einkommen von sieben Millionen Thalern, ebenso viel, wie Friedrich II. von Preußen im Beginne seiner Regierung aus seinem ungleich größeren, indes auch ungleich ärmeren Lande bezogen hatte.[1])

Aber wie verschiedenen Gebrauch machten die preußischen Könige und die sächsischen Kurfürsten von denselben Einkünften! zumal seitdem der heillose polnische Königstitel, anstatt Macht, nur erhöhte Ansprüche und vermehrten Glanz hervorgebracht hatte. Unter Kurfürst Friedrich August II., der sich als König August III. nannte, hörte wenigstens die schmähliche Mätressenwirtschaft auf, die unter dem Vater unendliche Summen verschlungen hatte. Sonst blieb aber die Richtung der Regierung die gleiche: anstatt zur Kräftigung des Staates wurden die öffentlichen Gelder zur Befriedigung der Prachtliebe des Fürsten und seiner Günstlinge verwendet. Diamanten, Gemälde, kostbare Kleider, italienische Sänger wurden mit Gold aufgewogen, während das Heer und die Festungen verfielen. August III. selber war von majestätischem Äußeren, wie sein Vater, hatte jedoch dessen unleugbare Begabung nicht ererbt: ein gutmütiger, schwacher, indolenter Herr, jeder ernsten Arbeit abgeneigt, leidenschaftlich den Genüssen der Jagd und des Theaters ergeben. In seinem polnischen Reiche, in dem er sich nur auf die zwölfhundert Mann sächsischer Garde verlassen konnte, die man ihm widerstrebend bewilligt hatte, besaß er durchaus keinen Einfluß; an seiner Stelle herrschten vielmehr der russische Rubel und die Furcht vor Sibirien. Auch in Sachsen konnte von einem persönlichen Regimente des Fürsten nicht die Rede sein, der hier die Verwaltung vielmehr seinen Günstlingen überließ. Zuerst war da Sulkowski allmächtig, ein Pole, den der gutherzige König aufrichtig liebte. Allmählich aber rückte ein einheimischer Edelmann an seine Stelle: Heinrich von Brühl (geb. 1701). Liebenswürdig und geschmeidig, hatte Brühl schon das Wohlgefallen August des Starken zu erregen gewußt. Jeder politischen oder administrativen Begabung entbehrend, aber gewandt und unbedenklich, allen Launen des Herrschers schmeichelnd, war er auch unter dem neuen Könige schnell die Leiter der Würden emporgestiegen. Zuerst hatte er sich um Sulkowskis Schutz beworben, dessen Einfluß ihm mehr-

---

1) H. Berghaus, Deutschland seit hundert Jahren I, II (Leipzig 1860), S. 4 ff. — Flathe, Gesch. von Sachsen, II (Gotha 1870), S. 404 ff.

fache hohe Ämter sowie vom Kaiser den Rang eines Reichsgrafen verschaffte; als der Pole ihm nichts mehr bieten konnte als seine eigene Stellung, hatte Brühl die Gunst der Königin und des Beichtvaters Guarini gewonnen und dann eine Abwesenheit Sulkowskis benutzt, um denselben zu stürzen und sich die in Sachsen ganz neue Stellung eines Premierministers zu erringen. Seitdem war er allmächtig bei dem Könige, den er aller Regierungssorgen entledigte und für die Jagd und den prächtigen Hofstaat mit unerschöpflichen Geldmitteln versah; wirklich glaubte August III., alles stehe in seinem Lande vortrefflich. Waren doch sämtliche wichtigen Ämter mit den Geschöpfen Brühls besetzt, von denen freilich nicht eines sich seiner Stellung würdig zeigte; kein anderer, als diese gewissenlosen Bedienten des Ministers, durfte sich dem Könige nähern. Die Justiz wurde ganz einfach nach den Winken Brühls geübt, oft mit schreiender Ungerechtigkeit. Und diese Allgewalt beutete Brühl nur zu seinem persönlichen Nutzen aus. Er bezog ein monatliches Gehalt von 65 000 Thaler, ließ sich vom Könige kolossale Güter in Sachsen, einträgliche Salinen in Polen und bei zahllosen Gelegenheiten beträchtliche Geldsummen schenken. Dafür prahlte er aber auch in unsinniger Pracht. Sein Hofhalt umfaßte dreihundert Personen, und auf seinem Tische erschienen täglich dreißig bis hundert verschiedene Schüsseln, während der König sich mit zwölf begnügte. Mit der Garderobe trieb er einen wahrhaft sybaritischen Luxus; es ist bekannt, daß er kein Kleidungsstück zum zweitenmal benutzte. Solche Wirtschaft führte, obwohl die Steuerkraft des Landes bis aufs äußerste angestrengt war, eine völlige Zerrüttung der Staatsfinanzen herbei. Die fundierte Schuld allein, von der schwebenden ganz abgesehen, war auf 35 Millionen Thaler angewachsen. Während Sänger und Schneider mit Gold überhäuft wurden, konnte der Hof seine Rechnungen nicht begleichen, so daß die Königin unwillig ausrief: „Also das Hemd, das ich trage, und das Brot, das ich esse, sind nicht bezahlt!“ Das sächsische Heer, das noch in den schlesischen Kriegen bis zu 60 000 Mann gezählt hatte, war auf 20 000 vermindert worden.

Je gewissenloser Brühl den Staatsschatz plünderte und das öffentliche Interesse unter die Füße trat, um so mehr glaubte er den Scheinheiligen spielen zu müssen. Er ließ sich gern in seiner Hauskapelle auf den Knieen betend antreffen und schrieb selber ein Buch unter dem erbaulichen Titel: „Die wahre und gründliche Gottseligkeit aller Christen.“ Hier sagte der lästerliche Schurke: „Unsere ganze Wohlfahrt besteht darin, wenn es uns in dieser Welt übel geht. Die Scheingüter dieser Erde sind nur für solche Leute, welche keine besseren hoffen und keine wahrhafteren suchen.“ Könnte man so freche Heuchelei noch überbieten?

In der äußeren Politik befand Sachsen sich in einer überaus schwierigen Lage, seitdem seine beiden mächtigen Nachbarn, Preußen und Österreich, in unversöhnliche Feindschaft geraten waren. Es ist deshalb Sachsen ebenso wenig, wie unter ähnlichen Umständen dem Hause Savoyen, zu verdenken, daß es zwischen den beiden Großmächten hin und her schwankte, sich bald zu dieser, bald zu



Graf Brühl.

Nach dem Kupferstiche, 1750, von Jean Jacques Balechou (1715—1764); Originalgemälde von Louis de Silvestre (1675—1760).

jener neigte, je nachdem die eine oder die andere ihm größeren Vorteil oder doch Rettung vor drohendem Angriff versprach. Der Unterschied ist nur der — und hier beginnt die Verschuldung der sächsischen Regierenden —, daß die savoyischen Fürsten, trotz der Geringfügigkeit ihrer Mittel, durch ein starkes und wohlgeübtes Heer ihre Bundesgenossenschaft stets schätzenswert, ihre Gegnerschaft furchtbar machten: während die Wettiner seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in selbstischer Genußsucht die Wehrkraft ihres Landes schwächten und dasselbe somit zum Spielball der fremden Mächte werden ließen. Brühl hatte sich zuerst Österreich, dann, nach Mollwitz, Preußen, seit 1743 wieder Österreich angeschlossen, dem er seitdem zwanzig Jahre lang treu blieb, zu Sachsens unermeßlichem Schaden.

Die Kaiserin Maria Theresia[1]) hatte sich zunächst mit der Organisierung ihrer durch den langen und schweren Krieg zerrütteten Länder beschäftigt. Ihr Hauptgesichtspunkt war, an Stelle der bisherigen feudal-mittelalterlichen Zerfahrenheit eine größere Einheit der Verwaltung und damit eine stärkere Konsolidation, finanzielle und militärische Schlagfertigkeit der Monarchie herzustellen, „ein so großes als beschwerliches Werk," wie sie selber sagt, „so keiner meiner Vorfahren anzugreifen sich getraut hatte." Zu diesem Behufe schritt sie zu weiterer Beschränkung der in der That nur zu selbstsüchtigen Zwecken ausgeübten Rechte der Stände, welche ja lediglich aus feudalen Elementen zusammengesetzt waren. Die geringzähligen bürgerlichen Bestandteile, welche früher in denselben Platz gefunden hatten, die Vertreter einiger Städte, waren gänzlich aus denselben entfernt oder doch in eine durchaus untergeordnete Stellung gedrängt worden. Tonangebend war in den ständischen Versammlungen ausschließlich der hochmütige und eigensüchtige „Herrenstand," d. h. der Großadel.[2]) Ihm wollte Maria Theresia das Recht der Mitregierung nicht zugestehen. „Bei Landtagsverhandlungen über allerhöchste Befehle," so erörterte sie einmal ihre Anschauung, „haben die Stände nicht über die Frage ‚ob', sondern nur die Frage ‚auf welche Art' zu beraten." Mit Güte oder auch, wenn es nicht anders ging, mit Gewalt, „jure regio," [3]) setzte sie es durch, daß ihr die verschiedenen Ständeversammlungen auf zehn Jahre, anstatt der bisher jährlich bewilligten neun, vierzehn Millionen direkter Steuern zugestanden. Um dieselben den Ärmeren weniger empfindlich zu machen, nahm sie dem Adel und der Geistlichkeit vollends das Vorrecht der Steuerfreiheit und ließ eine neue gerechte Grundsteuerveranlagung durchführen. Auch Ungarn wurde nun endlich, obwohl in noch schwachem Umfange, zur Gestellung regelmäßiger militärischer Kontingente und zu bleibenden Steuern herangezogen, auch hier bald kein Reichstag mehr einberufen.

1) A. v. Arneth, Maria Theresia, Bd. IV. V. — Ad. Wolf, Aus dem Hofleben Maria Th.s (2. Aufl. Wien 1858). — A. v. Arneth, Denkschriften M. Th.s 1751 u. 1756; Arch. f. österr. Gesch. Bd. XLII.

2) Ad. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich, II, 201. 361.

3) Vgl. einzelne Fälle bei A. Wolf, Gesch. Bild. II, 207.



Maria Theresia.
Nach dem Kupferstiche von J. E. Ridinger (1698—1767).

Hand in Hand mit der Bekämpfung des hemmenden ständischen Einflusses ging die Schaffung eines zentralisierten Beamtentums. Die ständischen Beamten wurden überall entfernt und durch landesherrliche ersetzt. An Stelle der alten „Konferenz" trat ein nach französischem Muster geordneter Staatsrat, der hauptsächlich die gesamten inneren Angelegenheiten des Reiches zu behandeln hatte, und von dem die Kaiserin „das Heil der Erblande, die Beruhigung ihres eigenen Gemütes und Gewissens" erwartete. Die bisherige Trennung der einzelnen Erblande verschwand; dieselben fanden in dem „Direktorium in publicis et cameralibus" eine gemeinsame höchste Verwaltungs- und in der „obersten Justizstelle" eine gemeinsame höchste Justizbehörde. Jede Provinz wurde einem mit Räten umgebenen Statthalter anvertraut und in Kreise geteilt, deren jeder durch einen von der Regierung ernannten und mit sehr ausgedehnten Befugnissen ausgestatteten Kreishauptmann verwaltet ward.

So wurde die Macht des Grundadels wirksam beschränkt und eine Büreaukratie geschaffen, deren Wirken jedenfalls dem früheren schwerfälligen und unfruchtbaren Organismus vorzuziehen war. Die Kreishauptleute, meist aus dem Bürgerstande hervorgegangen, nahmen thatkräftig die Verteidigung der abhängigen Volksklassen gegen die bisher stets straflosen Bedrückungen durch den Adel in die Hand. Noch wichtiger war für die Kaiserin, daß die neuen Einrichtungen zum erstenmal in Österreich eine wirksame Verwaltung schufen, die ihr endlich die für einen modernen Staat unumgänglichen Machtmittel zur Verfügung stellte. Für die innere Administration sowie für den Einfluß auf die äußeren Angelegenheiten beginnt mit diesen Reformen Maria Theresias eine neue Periode für die österreichische Monarchie.

Auch für Hebung des Wohlstandes ihrer Unterthanen, dieser Hauptquelle staatlicher Macht, war die Kaiserin und Königin besorgt.[1]) Sie gründete ein besonderes Kommerzdirektorium. Durch Anlockung schlesischer Fabrikanten und Arbeiter suchte man die Leinen-, Wollen- und Seidenmanufaktur möglichst von der verlorenen Provinz auf Böhmen und Mähren zu übertragen. Eine Reihe von hohen Schutzzöllen, von dreißig Prozent des Wertes aufwärts, und Prohibitivmaßregeln sollte die aufstrebende österreichische Manufaktur begünstigen. Zumal gegen Preußen entbrannte ein förmlicher Zollkrieg, welcher die ohnehin bestehende Mißstimmung zwischen beiden Ländern nicht wenig steigerte. Freilich mußte, bei dem Mangel an Unternehmungsgeist und Privatkapital, der Staat eine große Zahl der industriellen Neuschöpfungen übernehmen und zugleich als Kaufmann für den Absatz ihrer Produkte Sorge tragen, ja, die übrigen Handeltreibenden als Bankier mit Vorschüssen unterstützen. Immerhin wurden durch diese eifrigen und umfassenden Bemühungen die Fundamente zur gewerblichen und kommerziellen Unabhängigkeit Österreichs, zu dessen bleibendem Nutzen, gelegt.

---

1) A. Fournier, Handel u. Verkehr in Ungarn u. Polen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; Arch. f. österr. Gesch. LXIX, 317 ff.

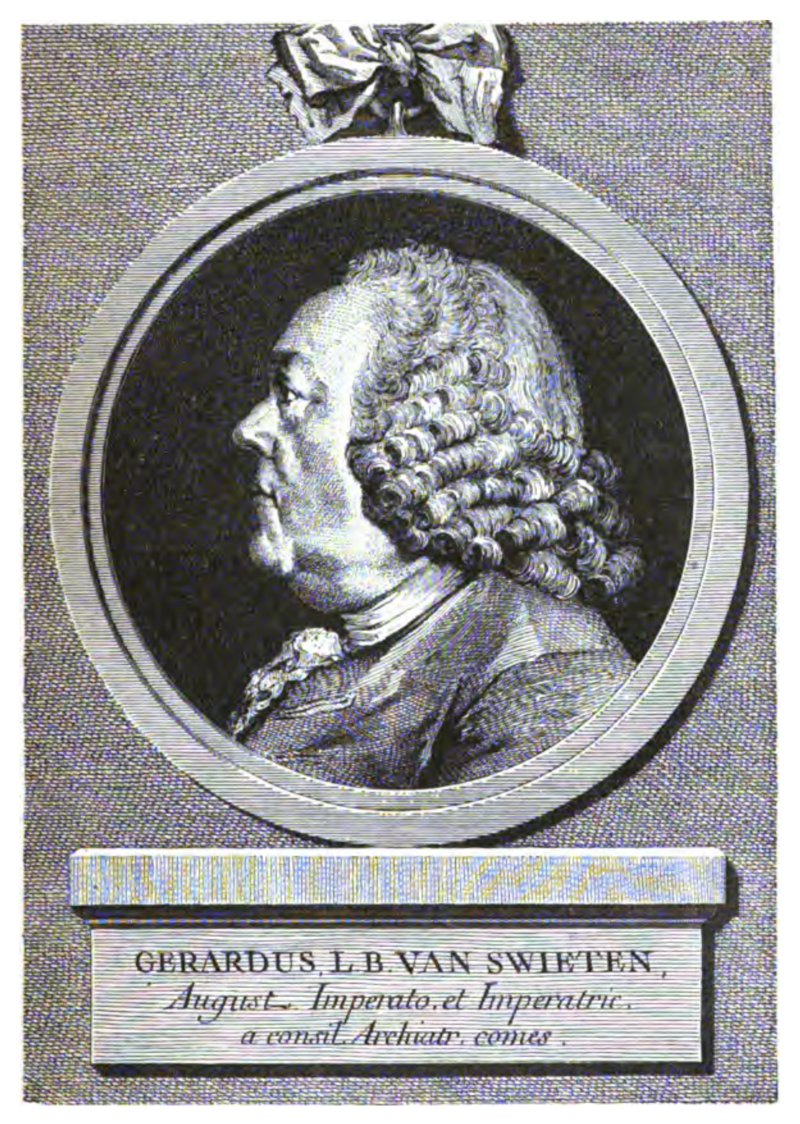
Besonders angelegen ließ sich die Herrscherin die Pflege des Heerwesens sein. Die Armee, die ihr einst Schlesien zurückerobern sollte, wurde, allein in den deutsch-slavischen Ländern, auf eine Friedensstärke von 108000 Mann gebracht, nach preußischem Muster reorganisiert und gar fleißig gedrillt. Die Kaiserin selber nahm häufig die Revüen ab und war bei den Truppen sehr beliebt. Eine Militär- und eine Ingenieurakademie arbeiteten an der Ausbildung eines tüchtigen Offizierkorps. Vieles, wenn auch noch nichts Vollkommenes, wurde hier in den acht Friedensjahren erreicht.

Aber diese Regierung hatte doch auch ihre Schattenseiten; in durchgreifender Weise umgestaltend ist Maria Theresia nirgends verfahren, dazu war sie zu zäh konservativ. Eine freie Entwickelung des Schrifttums war nicht möglich: die Zensur ward gegen „das Laster der Freigeisterei" mit einer kaum im Kirchenstaate üblichen Schärfe ausgeübt. Für jedes Buch, das religiöse oder philosophische Materien behandelte, mußte der Besitzer eine Approbation des Seelsorgers beibringen, bei Strafe von drei Gulden für jedes Exemplar eines Bandes. Selbst die Buchbinder mußten „bei Verlust ihres Gewerbes" die ihrer Thätigkeit anvertrauten Werke strenger Prüfung unterwerfen und, wenn sie ihnen verdächtig schienen, dem Seelsorger überliefern. Gedruckte Zeitungen wurden so gut wie gar nicht geduldet. Der Kaiserin Hauptberater in litterarischen und wissenschaftlichen Dingen war der holländische Arzt Gerhard van Swieten (geb. 1700), den sie zu ihrem Protomedikus ernannt hatte, und in dessen Geschicklichkeit, Wissen und Frömmigkeit sie unbedingtes Vertrauen setzte.[1] Van Swieten, wissenschaftlich nur ein begabter Schüler Boerhaaves, keineswegs ein bahnbrechendes Genie, hatte es in seiner staatsmännischen Thätigkeit lediglich auf die Bekämpfung hierarchischer Selbständigkeit, auf die Verstaatlichung des Unterrichts- und Zensurwesens abgesehen. Beides ist ihm gelungen: die Wiener Universität sowie die Bücherzensur ward den Jesuiten, die sie seit Rudolf II. und Ferdinand II. inne gehabt hatten, entrissen. Aber dafür wurden, des Leibmedikus tyrannischem und hartnäckigem Charakter entsprechend, beide Institute strengster büreaukratischer Regelung unterworfen und mit einer Härte und Beschränktheit verwaltet, die weder Wissenschaft noch schöne Litteratur in Österreich aufkommen ließen: die Medizin allein nahm, unter van Swietens direkter Pflege, erfreulichen Aufschwung. Dagegen blieben Lessing und Mendelssohn, Wieland und Fielding, Ariost und Voltaire in Österreich unbedingt verboten. Gegen alle Nichtkatholiken zeigte Maria Theresia den intolerantesten Haß.

In der Instruktion, welche sie den neu eingesetzten Kreishauptleuten erteilte, schrieb sie denselben vor, „auf die Aufrechterhaltung der reinen Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen Religion sorgfältig ihr Augenmerk zu richten und der Verbreitung von Irrlehren nachdrücklich entgegen zu wirken." Im Jahre 1744 befahl sie, sämtliche Juden aus Prag und aus ganz

1) Will. Müller, G. van Swieten (Wien 1883).

Böhmen zu vertreiben; und von diesem Beschlusse ließ sie sich weder durch die Vorstellungen der einheimischen Behörden noch durch die Bitten der frem-



Nach dem Kupferstiche von A. Bruneau; Originalzeichnung von Aug. de St. Aubin (1736—1807).

den, mit ihr verbündeten Mächte abbringen. Erst vier Jahre später gelang es den dringenden Protesten der böhmisch-mährischen Stände, sie von der Unentbehrlichkeit der Israeliten für Handel und Gewerbe zu überzeugen, so daß

sie die schon ausgeführte Ausschließung jener aus Prag zurücknahm, während die Behörden durch kluge Zögerung die Ausweisung aus Böhmen überhaupt vermieden hatten. Noch mehr aber, als die Juden, haßte sie die Protestanten, weil sie nur von diesen Proselytenmacherei befürchtete. Sie behandelte dieselben mit solcher Härte, daß viele der Verfolgten wahnsinnig und manche, vorzugsweise von ihnen bewohnten Orte völlig menschenleer wurden. Nicht nur war den Protestanten in den deutsch-slavischen Erblanden jede Ausübung ihres Kultus untersagt; es wurden auch in jeder Provinz „Religionskommissionen" eingesetzt, die mit inquisitorischem Eifer nachforschten, ob nicht Protestanten an den denselben verbotenen Orten sich niedergelassen hätten oder Katholiken zum Luthertum übergetreten wären. Solche Leute wurden ihrer Habe beraubt und auf den Sachsenboden nach Siebenbürgen gebracht, wo sie meist äußerstem Elend verfielen und untergingen; ihre Kinder aber entriß man ihnen und ließ sie im katholischen Glauben erziehen, wobei die Regierung für jedes dieser armen Wesen großmütig ein Kostgeld von — vier Kreuzern täglich zahlte. Personen, welche den Protestantismus zu verbreiten wagten, wurden zur Zwangsarbeit verurteilt, ihre Güter eingezogen. Auch die ungarischen Evangelischen, obwohl sie gesetzlich größerer Freiheit genossen, sahen sich auf Antrieb der katholischen Geistlichkeit von den Behörden in jeder Weise beeinträchtigt und bedrängt; Audienzen und Vorstellungen bei der Kaiserin halfen ihnen nicht. Wer konnte, floh auf preußisches Gebiet. Mit leidenschaftlichem Starrsinn hat Maria Theresia während ihrer ganzen Regierung den „Tolerantismus," wie sie es nannte, gehaßt und die Nichtkatholiken verfolgt.[1])

Die stets wachsenden Steuern erregten allgemeine Unzufriedenheit, zumal die Kaiserin mit dem Staatseinkommen, das sich kurz vor dem siebenjährigen Kriege auf vierzig Millionen Gulden belief, keineswegs sparsam umging. Für ihren Hofstaat brauchte sie allein sechs Millionen Gulden. Es entsprach ihren absolutistischen Neigungen, wenn den Städten der letzte Rest von Selbstverwaltung genommen ward; dagegen scheiterten ihre Bemühungen, Österreich in Triest und Ungarn in Fiume blühende Seehäfen zu schaffen, nicht weniger, als die entsprechenden Bestrebungen ihres Vaters. Ihre bigotte Abneigung gegen Bildung und Wissenschaft rächte sich an dem intellektuellen Zustande ihres Volkes. Für die Volksschule geschah gar nichts, so daß die Massen in unglaublicher Unwissenheit und sittlicher Leichtfertigkeit und Roheit verblieben. Die Mittelschulen und Gymnasien waren noch immer in den Händen der geistlichen Orden, die Universitäten in denen der Jesuiten, welchen die Kaiserin nur die medizinischen und juristischen Fakultäten entzog. Von der großen geistigen Umwälzung, die sich damals in dem übrigen Deutschland vollzog

1) Arneth, Gesch. Maria Theresias, IV (Wien 1870), S. 39 ff. — G. Wolf, Die Protestanten in Österreich unter der Kaiserin M. Th. (Leipzig 1878). — Ders., Vertreibung der Juden aus Böhmen 1744 (Wien 1867). — Ders., Histor. Skizzen aus Österreich-Ungarn (das. 1883), S. 123 ff. — Ders., Aus der Zeit der Kaiserin M. Th. (das. 1888), S. 48 ff.

und es binnen kurzem in Wissenschaft und Dichtkunst an die Spitze der europäischen Nationen stellte, war in Österreich lediglich nichts zu spüren; die Vorgänge „draußen im Reiche“ blieben den Bewohnern der habsburgischen Monarchie gänzlich fremd. Die Scheidung, die sich damals zwischen den Austrobavaren und den sonstigen Deutschen vollzog, ist für den Kaiserstaat selbst am verderblichsten geworden.

Maria Theresia verstand es nicht, die physischen und moralischen Kräfte, die in ihren Ländern und Völkern schlummerten, in vollem Umfange zu erwecken. Allein, dank ihren Bemühungen, war doch in der Mitte der fünfziger Jahre Österreich weit besser geeint, vermochte es eine viel größere Macht in die Wagschale zu werfen, als in dem vorhergehenden Dezennium. Das wurde aber für das gesamte Europa um so wichtiger, als die Kaiserin mit der größten Beharrlichkeit und Thatkraft den Gedanken verfolgte: gewaltsame Rache an dem Preußenkönige zu nehmen und vor allem ihm das schöne Schlesien wieder zu entreißen.

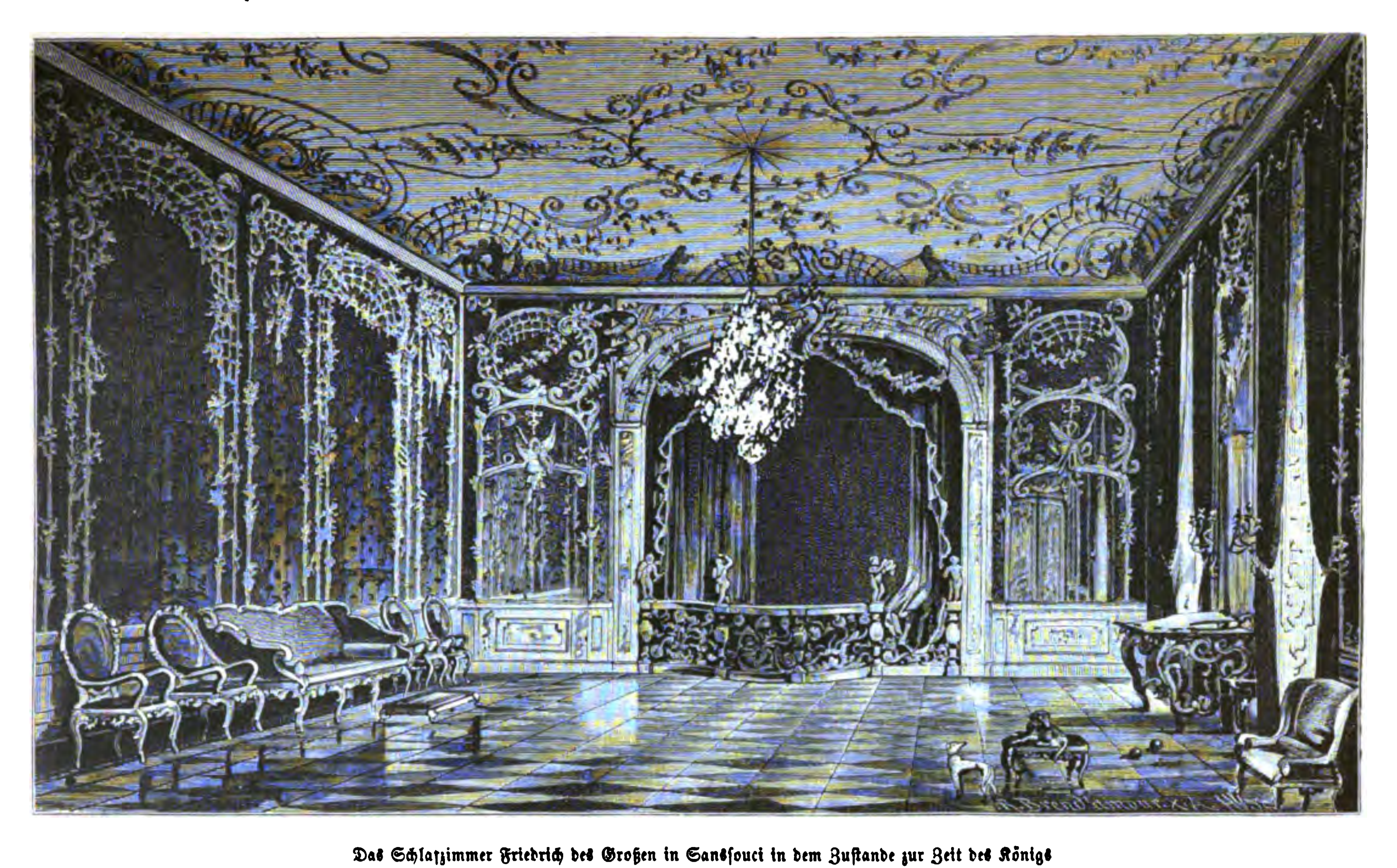
Viertes Kapitel.

Der Ursprung des siebenjährigen Krieges.[1])

Die fünf ersten Regierungsjahre Friedrichs waren, mit kurzer Unterbrechung, durch Waffenlärm und politische Sorgen dringendster Art erfüllt gewesen. Auf sie folgte nun, bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges, ein Jahrzehnt stillen und friedlichen Schaffens und schönster persönlicher Ausbildung: eine Zeit, die wohl als der Höhepunkt von Friedrichs Leben und Entwickelung gelten darf. Die schlesischen Feldzüge hatten ihm den Leichtsinn und Übermut der Jugend abgestreift und ihn zum Manne gereift; die furchtbaren Leiden und Nöte des siebenjährigen Krieges haben ihn dann vorzeitig in einen Greis verwandelt: in dem dazwischen liegenden Dezennium waren alle Eigenschaften seines Geistes und Herzens in schönster Blüte, war der zarte Staub von den Flügeln seiner Seele noch nicht abgestreift. Sein Gemüt stand allen Regungen der Freundschaft, der Kunst, der Großmut offen. Der sarkastische Witz hatte noch nicht den heiteren Humor verdrängt. Die Dichtkunst füllte beglückend und erhebend seine Mußestunden aus. Da interessiert er sich für die Oper, der er selber in Berlin ein Haus errichtet hat, kritisiert Sänger und Tänzerinnen und bemüht sich, solche Künstler herbei zu schaffen. Da erbaut er Akademie und Domkirche in Berlin, schafft den Tiergarten aus einer Wildnis zum Park um und schmückt das Stadtschloß in Potsdam. Aber vor allem will er sich ein „Sorgenfrei" gründen, ein Sanssouci, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit, außerhalb des Getriebes der beiden Residenzen und doch nicht allzu weit von ihnen entfernt, nicht nur dem Staate, sondern auch den Genüssen des Geistes und einer feinen ausgesuchten Geselligkeit leben könne. In diesem kleinen Schlosse, dessen durch die Erinnerung geweihte

---

1) Außer den schon in den Kap. 1 u. 2 genannten Werken: L. v. Ranke, Der Ursprung des siebenjährigen Krieges (Berlin 1871). — Ad. Beer, Die österreichische Politik in den Jahren 1755 u. 1756; Hist. Zeitschr. XXVII (1872), S. 282—373. — Ders., Aufzeichnungen des Grafen William Bentinck über Maria Theresia (Wien 1851; besonders interessant die Einleitung). — A. Naudé, Friedrich d. Gr. vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges; Hist. Zeitschr. N. F. XIX, S. 425 ff. — (Graf Vitzthum v. Eckstädt,) Die Geheimnisse des sächsischen Kabinetts (2 Bde. Stuttg. 1866); zur Kritik dieses Buches Arn. Schäfer, Graf Brühl u. Friedr. d. Gr., in dessen „Histor. Aufsätzen u. Festreden" (Leipzig 1873), S. 127 ff.



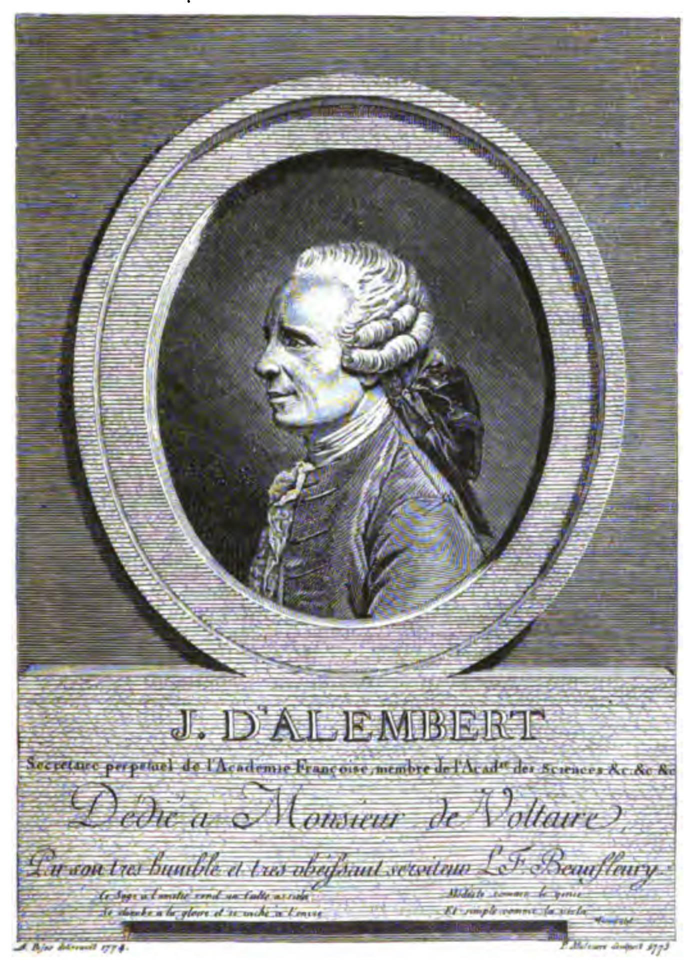
Das Schlafzimmer Friedrich des Großen in Sanssouci in dem Zustande zur Zeit des Königs (später wurde es von Schinkel vielfach verändernd ausgebaut). Nach einem gleichzeitigen Aquarelle von dem Baumeister Strack. Rechts im Vordergrunde der Stuhl, in welchem der König gestorben ist; jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin befindlich. Der König schlief in dem von dem Hauptraum durch die Balustrade abgegrenzten Nebenraum.

Räume man noch heute nicht ohne tiefe Erregung betritt, vereinigte Friedrich mit der sorgsamsten und angestrengtesten Thätigkeit für sein Land die Pflege der Kunst und Litteratur sowie die Freuden eines edeln Verkehrs; hier schrieb er zugleich seine bedeutendsten Werke. Ein ganzes reiches Menschentum hat sich in diesen Räumen ausgelebt.

Freilich, der Kreis von Rheinsberg und selbst der ersten Monate des Königtums fand sich nicht wieder zusammen. Jordan, Kayserlingk, Duhan und der Ästhetiker Suhm waren ihm durch den Tod geraubt worden. Die liebevolle Weise, in der Friedrich, inmitten der furchtbarsten politischen Sorgen und Kümmernisse, diese Ereignisse beklagte und für die Hinterbliebenen der Freunde auf das eingehendste sorgte, zeigt, wie wenig begründet für die Mannesjahre Friedrichs der Vorwurf der Hartherzigkeit war, den man ihm schon damals gemacht hat. Zunächst ward Graf Rothenburg, ein geistvoller und thätiger Mann, durch glänzende Tapferkeit nicht minder ausgezeichnet als durch diplomatische Gewandtheit, sein vertrautester Genosse, mit dem er alles, was ihn innerlich beschäftigte, mündlich und schriftlich besprach. Aber auch der wurde ihm schon 1751 entrissen, an den Folgen einer im zweiten schlesischen Kriege erhaltenen Wunde. Unter rührenden Klagen schließt sich nach dem Verluste aller Jugendfreunde mehr und mehr sein Herz. Die Ausländer, die seitdem fast ausschließlich ihn umgaben, fesselten mehr seinen Geist: mit Ausnahme des gutherzigen, heiteren, witzigen und litterarisch wohl beschlagenen Provenzalen Marquis d'Argens, mit dem ihn stets ein inniges und von beiden Seiten treu gemeintes Verhältnis verband. Algarotti, „der Schwan von Padua," blieb trotz seiner geistreichen Schmeichelreden und Friedrichs Wohlthaten dem Herzen des Königs stets fremd; und in noch höherem Grade der rohe Cyniker La Mettrie, der demselben nur als Lustigmacher Erheiterung schaffte. Maupertuis stand bei Friedrich in hohem Ansehen, wie es seine Gelehrsamkeit wohl verdiente, doch hat seine Selbstüberhebung und Spottsucht es zu einem näheren Anschlusse nicht kommen lassen. Diese Männer waren es, die Friedrich an die Spitze seiner erneuten Akademie der Wissenschaften stellte, welche in der That mehr französisch als deutsch war. Dagegen ließ sich nicht auf die Dauer fesseln der treffliche d'Alembert, der den Herrscher nicht wenig liebte und verehrte, sich aber weder der Vorzüge des Pariser Aufenthalts noch der Freiheit des Privatmannes begeben wollte. Der Eindruck, welchen ein kurzes Zusammenleben mit dem Monarchen auf einen Mann von der Bedeutung d'Alemberts gemacht hat, wird stets ein herrliches Zeugnis für den Charakter Friedrichs bleiben. Wenn jener in seinem Pariser Kreise von seinem Aufenthalte in Sanssouci redete, glänzte sein Auge und seine Stimme wurde wärmer. „Man kennt," rief er dann aus, „diesen König allein durch seine Thaten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht: wie er durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft teilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. Solch ein König

steht für die Menschen und für Menschenherrscher wie die Regel des Polyklet für alle Künstler da."

In diesen auserwählten Kreis traten 1747 auch die beiden Keith, zwei hochadelige Schotten, die, nachdem sie wegen ihrer Anhänglichkeit an das Stuartsche



Nach dem Kupferstiche, 1775, von P. Maleuvre; Originalzeichnung, 1744, von A. Pujos.

Königshaus ihr Vaterland hatten verlassen müssen, nach mannigfachen Irrfahrten in Berlin die bereitwilligste Aufnahme und die höchste Schätzung fanden. Der ältere, der schottische Erbmarschall, war vor allem ein fein gebildeter und würdiger Weltmann; der jüngere, von Friedrich zum Feldmarschall ernannt, ein wackerer und begabter Krieger, seinem königlichen Gönner bis in den Tod ergeben.

Eine jede dieser mannigfachen Naturen wußte Friedrich nach ihrer Weise zu behandeln, für sich zu benutzen und an den rechten Platz zu stellen. Jedem wußte er entsprechend zu begegnen: sein Briefwechsel ist das redendste Zeugnis der ungemeinen Vielseitigkeit, des unerschöpflichen Reichtums seines Wesens. Hier müßte nun von seinem Verhältnis zu Voltaire die Rede sein. Aber wozu hundertfach Erzähltes, das doch nur biographische, nicht allgemeine Bedeutung hat, noch einmal wiederholen?[1]) Ein Zusammenleben der beiden großen Männer war auf die Länge unmöglich. Dafür war Voltaire viel zu eigennützig und habgierig darauf bedacht, aus seiner Freundschaft mit Friedrich persönlichen Vorteil zu ziehen; Friedrich dagegen zu sehr absoluter König, um den Schwächen eines Dichterfürsten die gebührende Nachsicht angedeihen zu lassen. Nach einigen Jahren des Zerwürfnisses, während dessen zumal Voltaire seinen königlichen Gegner mit den unwürdigsten Waffen bekämpfte, trat Friedrich mit demselben wieder in Briefwechsel, da er der geistigen Anregung, die ihm daraus erfloß, nicht entraten mochte. Aber Voltaires Bitten, ihm den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite, die er ihm hatte abnehmen lassen, wieder zu verleihen, wies der König stets zurück, weil er ihn solcher persönlichen Auszeichnung für moralisch unwert erfunden hatte. Seinem Geist blieb Voltaire stets nahe, seinem Herzen und seiner Person aber war er fremd geworden.

Der stete Umgang mit Schriftstellern und Gelehrten regte ihn selbst von neuem zu eifrigem litterarischen Schaffen an. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Dichtkunst. Er hat anmutig geschildert, wie, nachdem er am Wohle der Unterthanen gearbeitet, die Rechtspflege beaufsichtigt, die Finanzen geordnet, oder auch Traktate zustande gebracht oder eine Schlacht geleitet, er unschuldigen Freuden obliegt, indem er seine Leier stimmt. Das ist es eben, was Friedrichs Poesie durchaus charakterisiert: sie ist der unmittelbare Ausfluß seiner persönlichen Stimmungen und Gedanken, ein Erzeugnis inneren Triebes und innerer Nötigung, nicht für das Publikum bestimmt, sondern eine Genugthuung, ein Vergnügen, eine beruhigende Harmonie für den königlichen Dichter selbst. Nicht Eitelkeit, nicht gespreizte Selbstüberhebung oder Ruhmsucht spricht sich darin aus — Friedrich schreibt, wie er gerade denkt, ohne Nebenabsichten; es ist eine Gelegenheitspoesie im besseren Sinne. Er selbst hat ihr nie einen anderen Wert beigelegt. Sie spiegelt ganz das Wesen des großen Königs und der französischen Bildung seiner Zeit wieder. Von tiefem Gefühl ist nicht viel darin zu finden; aber klarer Verstand, reicher Witz, eine

1) Näheres darüber sehe man in der großen Voltaire-Biographie Desnoisterres, bei A. Thiériot, Voltaire en Prusse (Paris 1878), oder bei Preuß. — Es ist sehr charakteristisch, daß, bei Gelegenheit der Übersiedlung Voltaires nach Potsdam 1750, der französische Staatssekretär Puysieux in einem amtlichen Schreiben bemerkt, es sei die von Ludwig XV. dazu gegebene Erlaubnis „ein Opfer, bei dem Se. Majestät nichts zu bedauern habe.“ S. Koser in den „Forschungen zur brandenb. u. preuß. Gesch.“ I (1888), S. 227.

Transskription zu dem Facsimile

der von Friedrich II. eigenhändig, behufs Unterzeichnung von Seiten Voltaires aufgesetzten Erklärung, welche dieser mit der darunter gesetzten Nachschrift zurückschickte.

Originalgröße. (Berlin, Sammlung des Herrn Landgerichtsdirektor Lessing.)

Je promets a Sa Majesté que tout quelle me fera la Grace de Me Loyér aux Chatau, je n'ecrirai contre personne, Soit Contre le Gouvernement de France, Contre les Ministres soit contre d'autres Souverains ou Contre des Gens de Lettre illustre envers Les Quels on me trouvera Rendre Les Egards qui leurs sont dus, je n'abuserai point des Lettres de Sa Magesté et je me gouvernerai d'une Maniere Convenable a un home de lettre qui a L'honneur d'etre Chambelan de Sa Majesté.

et qui vit avec des honetes Gens

ce 27 de Nov. 1752
fait a Potzdam.

Das Folgende hat Voltaire dicht darunter geschrieben:

jexecuteray Sire tous les ordres de votre majesté. et mon coeur n'aura pas de peine a luy obeir. je la suplie encor une fois de considerer que jamais je nay ecrit contre aucun gouvernement encor moins contre celuy, sous lequel je suis né, et que je nay quitté que pour venir achever ma vie a vos pieds. jay eté historiografe de france, et en cette qualité jay ecrit lhistoire des louis 14, et celle des campagnes de Louis 15 que jay envoiées a m^r dargenſon ma voix et ma plume ont eté consacrees a ma patrie, comme elles le sont a vos ordres. je vous conjure d'avoir la bonté dexaminer quel est le fonds de la querelle de maupertui;

je vous conjure de croire que joublie cette querelle puisque vous me L'ordonnez

je me soumets sans doute a touttes vos volontez. Si votre majesté mavait ordonné de ne me point deffendre, et de ne point entrer dans cette dispute litteraire je luy aurais obei avec la meme soumission. je la supplie depargner un vieillard accablé de maladies et de douleur, et de croire que. je mourrai aussi attaché a elle que le jour que je suis arrivé a sa cour

Voltaire.



avec la même soumission.
je la supplie d'epargner un
vieillard accablé de maladies
et de douleurs, et de croire
que je mourrai aussi attaché
a elle que le jour que je fus
arrivé a sa cour
Voltaire

Je promets a Sa Majesté que tant qu'elle me
fera la grace de me loger au Chateau, je n'ecrirai
contre personne, Soit contre le gouvernement
[illegible]

Dexaminer quelest lefonds dela
querelle demaupertui ;
jevous conjure decroire que —
joublie cette querelle puisque
vous me Lordonnez
je me soumets sans doute a
touttes vos volontez. Si votre
majesté mavait ordonné de
ne me point deffendre, et de
ne point entrer dans cette dispute
litteraire, je luy aurais obei

überaus fruchtbare Erfindungsgabe machen noch heute die Lektüre von Friedrichs Poesien anziehend, und der mythologische Apparat im Rokokostil, der darin eine große Rolle spielt, giebt einen nicht unangenehmen antiquarischen Beigeschmack. Die Sprache, obwohl nicht immer ganz korrekt, ist flüssig, elegant,



Voltaire-Zimmer im Schloß Sanssouci.

beredt, freilich an sich weniger dichterisch als rhetorisch, wie das ja überhaupt der französischen Poesie, besonders in der Zeit Voltaires, eigen ist.

In unsere Periode fällt zunächst das komische Heldengedicht „Palladion,“ das, auf einer wahren Begebenheit fußend, die vergeblichen Anstrengungen der Österreicher schildert, den französischen Gesandten bei Friedrich, Valory, in ihre

Gewalt zu bekommen, den sie für das Palladium der Preußen halten, an welches deren Glück geknüpft sei. Das giebt dann zur Verspottung der falschen Frömmigkeit und militärischen Unfähigkeit der kaiserlichen Heerführer, aber auch zu herzlich empfundenem Preise preußischer Helden Gelegenheit. Ein Jahr später als das „Palladion" (1749) verfaßte der König ein ernstes längeres Gedicht über die Kriegskunst. Es ist schön und groß gehalten, von preußischem Patriotismus und Dankbarkeit für sein heldenmütiges Heer gehoben, voll goldener Vorschriften nicht nur für den Feldherrn als solchen, sondern auch als Menschen, von mannigfachen Episoden belebt, durch die Erinnerung an Selbstgethanes durchglüht. Um diese größeren Produktionen gruppiert sich eine Menge kleinerer Gedichte, die das Fühlen und zumal das Denken des Herrschers fast von Tag zu Tag wiederspiegeln. Seine philosophischen Anschauungen, selbst seine moralische Betrachtungsweise wechseln darin sehr oft, je nach den Anregungen, die er empfangen, oder den Mustern, denen er gerade folgt; aber was sich stets gleichbleibt, ist die Nichtachtung des eiteln Treibens der Höfe und Residenzen, die Lust an Arbeit und Ruhm, die ausschließlich geistige Beschäftigung.

Bedeutender noch als die poetische war die historiographische Thätigkeit Friedrichs. Zunächst wollte er die Schilderung seiner und seines Heeres Thaten während der beiden schlesischen Kriege nicht, vielleicht unwissenden oder zu ihrer Aufgabe wenig geeigneten, Späteren überlassen. So begann und beendete er im ersten Jahre des Friedens (1746) die „Geschichte meiner Zeit." Nicht Vollständigkeit oder Genauigkeit, nicht unbefangene Würdigung aller Verhältnisse und Personen darf man von dem königlichen Autor erwarten; aber wenn man wissen will, wie die Vorgänge jener hochwichtigen Zeit sich in dem Geiste eines großen Feldherrn, Staatsmannes und Monarchen wiederspiegelten, so wird man in Friedrichs Schrift die ausgiebigste Belehrung und zugleich die anziehendste Darstellung finden. Zumal die erste Redaktion — später ist das Buch von dem Verfasser selbst noch einmal abschwächend und feilend überarbeitet worden [1]) — fließt über von Geist, Witz, treffendem und schlagfertigem Urteil, blendenden Aperçus. Dabei schont der Autor sich selbst keineswegs, sondern rückt seine Fehler ins schärfste Licht — freilich nur seine Fehler als Militär. Eine gleiche Freimütigkeit wird man immerhin selten in einem anderen Memoirenwerk finden.

Von fast nicht minderer Bedeutung sind die „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg." Vorzüglich von der Regierung des großen Kurfürsten an beruht das Werk auf sorgfältigen archivalischen und militärischen Nachforschungen, die ihm einen besonderen Wert verleihen. Überdies erhebt sich hier Friedrich hoch über all den juristischen und antiquarischen Kram, welchen die deutschen Geschichtsklitterer jener Zeit vorbrachten, über ihre pedantischen Bemerkungen,

---

1) Die zweite Fassung schreibt sich aus dem Jahre 1775 her. Die frühere, ursprüngliche ist zuerst von M. Posner herausgegeben worden (Leipzig 1879; Publikationen aus den k. preuß. Staatsarchiven, Bd. IV).

ihre flach moralisierenden Urteile, ihre administrative und militärische Unwissenheit. Es zeugt von einer tiefen und geistvollen Auffassung der Geschichte, daß der erzählenden Schilderung die ersten Fachmänner Preußens, nach seiner eigenen Anweisung, Essays über die verschiedenen Zweige des Staats- und Volkstums hinzufügen mußten. Friedrich war darin ein treuer Schüler Voltaires und Montesquieus, daß er die geschichtliche Entwickelung am meisten in den stillen, zunächst unbemerkten, aber schließlich alle Bedingungen des individuellen und Völkerdaseins umgestaltenden Vorgängen des Kulturlebens, der moralischen, ökonomischen und geistigen Welt suchte. Er war vielleicht nur ein mittelmäßiger Dichter, aber jedenfalls einer der schöpferischsten und genialsten Historiker des achtzehnten Jahrhunderts.

In philosophischer Hinsicht hat Friedrich keinen eigentümlichen Standpunkt, sondern schwankt zwischen dem reinen Naturalismus und dem Theismus, indes mit größerer Neigung zum letzteren.[1]) Es ist ergreifend zu sehen, wie sein kräftiger Geist, der sich doch auf die Länge mit dem Nichts des Naturalismus nicht befreunden kann, immer wieder aus der Skepsis heraus zu einer positiven Überzeugung zu bringen sucht. In zahlreichen Versen, Briefen, Gesprächen bekämpft er den Gedanken der Unsterblichkeit der Seele, die nur das Ergebnis der Mechanik unseres körperlichen Organismus sei; aber sobald ein teurer Freund, ein liebes Mitglied der Familie dem Tode verfällt, spricht er die Hoffnung auf eine einstige Wiedervereinigung, auf ein baldiges Wiedersehen aus. Wie oft macht er sich über jede Art der Theologie lustig: allein den Glauben an einen persönlichen Gott will er doch nicht aufgeben. Er meint einen solchen sowohl in der zweckmäßigen Anordnung des Universums wie in den vernünftigen Eigenschaften zu erkennen, die dem menschlichen Geiste zu teil geworden. Freilich die Möglichkeit, Näheres vom göttlichen Wesen zu wissen, bestreitet er. „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an," war sein Ausspruch. — In der praktischen Philosophie zeigte er sich selbständiger. „Jene Unbedingtheit des Pflichtgefühls, welche ihn alle anderen Zwecke und Beweggründe dem der Pflicht unterordnen läßt, mag sich immerhin an stoischen Schriften genährt und gestärkt haben: daß er gerade diese Moral sich aneignete und die epikuräischen Einflüsse, für die er von Hause aus durchaus nicht unempfänglich war, immer vollständiger zurückdrängte, war doch sein eigenes Verdienst. Seine Selbständigkeit tritt hier um so heller ans Licht, wenn wir den Ernst und die Geschlossenheit seiner vom Pflichtbegriff getragenen Lebensanschauung mit der Weichlichkeit, der Selbstzufriedenheit, dem vertrauensseligen Optimismus, überhaupt mit allen den schwächlichen Zügen vergleichen, durch welche die großen Verdienste der gleichzeitigen Aufklärungsphilosophie um die Humanität, die Toleranz, die Geistesfreiheit geschmälert werden." [2])

---

1) Ed. Zeller, Friedrich d. Gr. als Philosoph (Berlin 1886).
2) Zeller a. a. O. 180.

Ein Feind der Religion war Friedrich keineswegs, vielmehr erwartete er von einer vernünftigen Pflege derselben die besten Folgen für die öffentliche Sitte. Zumal dem Protestantismus hat er seine Sympathie nie versagt, da er ihn, der Gebundenheit der katholischen Kirche gegenüber, als einen großen Fortschritt betrachtete.

Wunderbar ist, wie wenig Aufmerksamkeit dieser enthusiastische Freund geistiger Durchbildung und Freiheit, dieser eifrige und sorgsame Regent damals dem Schulwesen in seinem Staate gewidmet hat. Er war ein geistiger Aristokrat: nur wenigen Auserwählten, meinte er, sei es beschieden, auf der Höhe der Zeit zu stehen. Theoretisch hegte er über den Unterricht ganz vortreffliche Ideen,[1]) aber er hat für deren Anwendung wenig gethan.

In seiner Kirchenpolitik blieb Friedrich den Grundsätzen vollständiger Duldung getreu, die er schon im Beginn seiner Regierung ausgesprochen hatte, und die er auch in einem Anhange zu den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" sowie in dem bekannten Distichon wiederholte:

„Sectateur de Genève, ou sectateur de Rome,
Soyez bon citoyen, et mon coeur vous chérit."

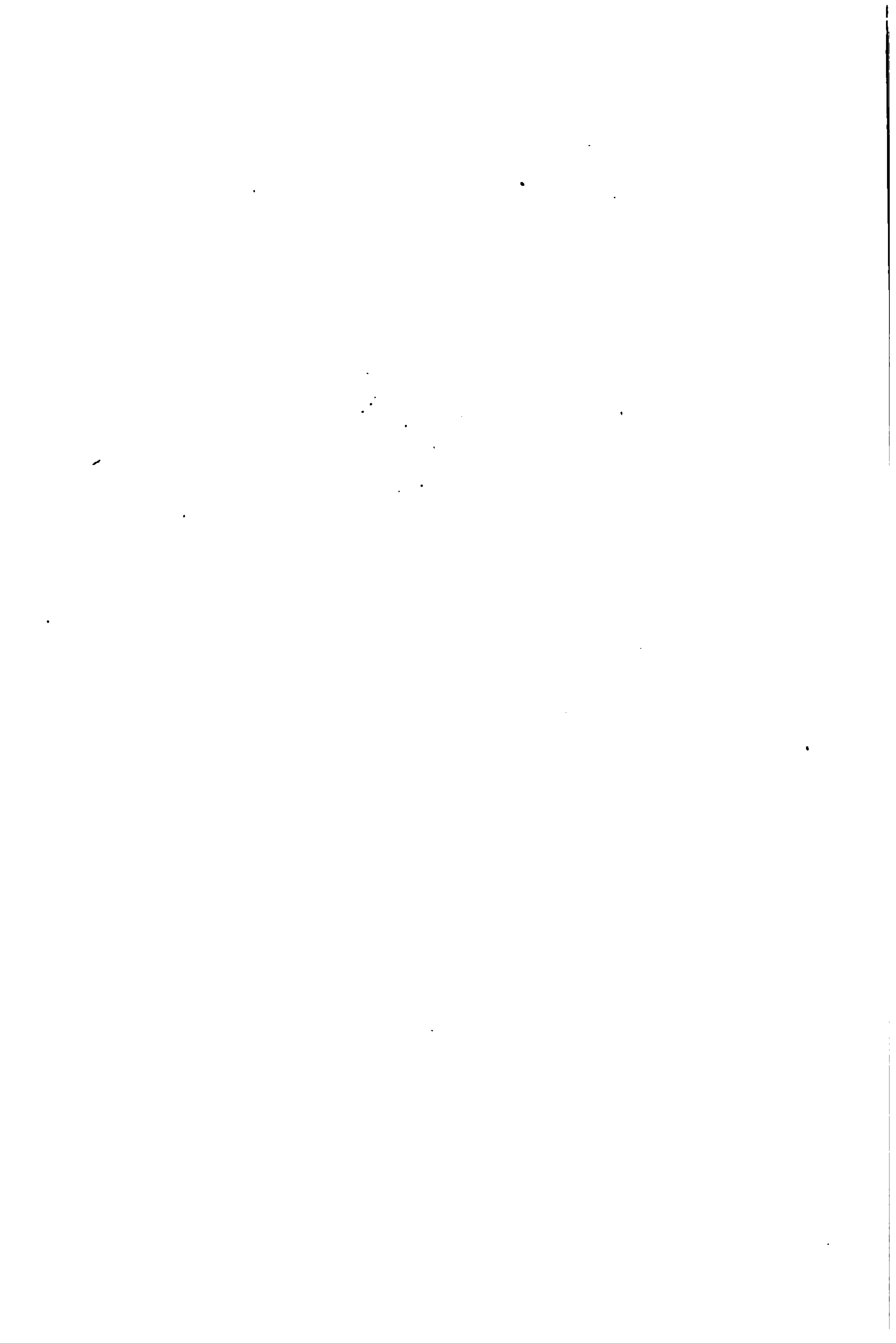
Preußen wurde zuerst in Europa das Land gänzlicher Gewissensfreiheit, wenigstens für die christlichen Konfessionen. Den Katholiken[2]) ließ Friedrich in Berlin die dem damaligen Geschmacke vorzüglich schön erscheinende Hedwigskirche in der besten Lage der Hauptstadt erbauen, gestattete er in Ostfriesland die freie Übung des Gottesdienstes, die kalvinische Unduldsamkeit ihnen lange untersagt hatte. Und so an vielen anderen Orten. Auch Schulen ließ er für die Katholiken anlegen, denn „in meinem Lande sind alle Religionen frei." Den protestantischen Geistlichen wurde das Verketzern und Verdammen Andersgläubiger streng untersagt. Zur Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung der katholischen Theologen ließ er französische Jesuiten an die Breslauer Akademie kommen. In den weltlichen Beziehungen der Kirchen jedoch behauptete er mit großem Nachdruck seine und des Staates souveräne Rechte. „In allen Dingen," sagte er, „die keine Glaubensartikel angehen, bin ich der oberste Bischof und habe keine andere Autorität anzuerkennen." Er setzte, trotz des Widerspruches des Papstes und des Breslauer Domkapitels, die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Fürstbischof von Breslau durch. Als derselbe später sich widerspenstig, ja verräterisch zeigte, wurde er von dem Monarchen der Einkünfte und jeder Jurisdiktion beraubt, so daß er sich nach dem österreichischen Anteil seiner Diözese zurückziehen mußte. In Berlin, Potsdam und anderen Orten der katholischen Diaspora setzte Friedrich die Pfarrer ohne jede weitere Nachfrage in Rom oder bei einem Bischofe ein und ab. Einer besonders scharfen Beaufsichtigung und Beschränkung unterwarf er die Klöster,

1) Zeller, S. 156 ff. — J. B. Meyer, Friedrichs d. Gr. pädagogische Schriften (Langensalza 1885). — Wir werden für die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege auf diesen Gegenstand zurückkommen.

2) M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Bd. II—V.



Friedrich II. (Friedrich, der dritte König Preußens.)
Nach dem Kupferstiche, 1743, von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von Antoine Pesne (1684—1757).



denen er keine Neuerwerbung von Grundstücken oder Vermehrung der Zahl der Religiosen gestattete.

Man sieht, die katholische Kirche unterwarf sich damals gleichmütig Beschränkungen, die sie heute als unannehmbar und unerträglich bezeichnet. Im Gegenteil, der duldsame Papst Benedikt XIV. hat sich über das Verfahren und die Persönlichkeit Friedrichs stets mit größter Befriedigung ausgesprochen und ihm seinen lebhaften Dank für die gütige Behandlung der schlesischen Katholiken übermittelt. Benedikt war der erste Pontifex, der dem „Markgrafen von Brandenburg“ den königlichen Titel bewilligte. Ebenso haben die Jesuitengenerale wiederholt dem Herrscher die verbindlichsten und erkenntlichsten Schreiben zugesandt.

In der weltlichen Verwaltung ebenso wie in der Kirchenpolitik, behielt Friedrich im großen und ganzen die Einrichtungen seines Vaters bei, indem er ihnen nur einen neuen und frischen Geist einzuflößen suchte. Unablässig prägte er den höchsten Behörden ein, daß sie nicht um des Königs, sondern um des Staates willen da seien, „daß mit Sr. Majestät Wissen auch nicht dem geringsten Bauer im Lande Unrecht geschehen dürfe.“ Die militärische Strenge im Dienste wurde für die Beamten aller Rangklassen, vom Minister herab, unverbrüchlich aufrecht erhalten. Ein Herrscher, der selber sich ganz den öffentlichen Interessen widmete, glaubte das gleiche von seinen Gehilfen verlangen zu können.

Um so humaner sorgte er für das Wohl der zahlreichsten Volksklasse, der Bauern: „Es sollen durchaus keine Steueranlagen gemacht werden, wobei der Unterthan nicht bestehen kann. Am allerwenigsten aber wollen Se. Majestät gestatten, daß die Prästationen der Unterthanen erhöhet werden. Se. Majestät wissen, daß eines der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen (Fron-)Dienste seien, welche dieselben thun müssen, wobei mehrenteils vor den Gutsherrn wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. Es befehlen dahero Se. Königliche Majestät ernstlichst, daß das Generaldirektorium sich ein ganz besonderes Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben eine serieuse Untersuchung anstellen soll, ob nicht sämtliche Unterthanen von diesem dem Bauersmann so gar ominösen Umstand in gewissem Maße befreiet und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß, anstatt der Bauer jetzt die ganze Woche hindurch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen müsse.“ Grundsätzlich war der König der Freiheit des Bauernstandes günstig. „Im Kreise Oppeln,“ schreibt er 1753 einem Minister, „fängt man an, die Leibeigenen allmählich freizugeben; es hieße mir einen großen Dienst leisten, wenn man die oberschlesischen Adeligen dazu brächte, diesem Beispiele zu folgen.“ Auch hier hat er später besondere Maßregeln vorgeschrieben, auf daß sein Wunsch, die auf den Landleuten ruhenden Lasten zu erleichtern, sich verwirkliche. Jede Erhöhung der

Grundsteuer wird verboten, die Teilung großer Bauerhöfe zu gunsten der jüngeren Söhne der Besitzer, überhaupt jede Art der Steigerung des Anbaus, dem Generaldirektorium als einer der wichtigsten Gegenstände seiner Thätigkeit anempfohlen.

So ging bei diesem Könige das Wohlwollen für den einzelnen Hand in Hand mit dem Interesse für Förderung des ganzen Staates. Auch für Hebung des Gewerbfleißes und Handels werden Anweisungen gegeben, die, vortrefflich gemeint, freilich nicht alle im Lichte der modernen ökonomischen Wissenschaft bestehen können.

Gänzlich aber unterscheidet sich Friedrichs Regierung von der des Vaters auf dem Gebiete der Rechtspflege. Friedrich Wilhelm, in seiner Unbildung, hegte gegen die gelehrten Juristen ein aus Haß, Scheu und Geringschätzung gemischtes Gefühl. Er hielt sie für Rechtsverdreher, deren verderbliches Treiben nur durch scharfe Beaufsichtigung seitens der Verwaltungsbehörden und des Monarchen selbst einigermaßen gezügelt werden könne. Sein Sohn dagegen sah in einer regelmäßigen und von allen äußeren Einflüssen befreiten Gerechtigkeitspflege die Grundlage aller öffentlichen Ordnung; ja er war überzeugt, daß der Staat recht eigentlich zu diesem Zwecke gegründet und eingerichtet sei. So schrieb er 1748 die goldenen Worte nieder:

„Es wollen und befehlen demnach Se. Königliche Majestät hierdurch wohl bedächtiglich, zugleich aber auch alles Ernstes, daß von nun an weder das Generaldirektorium noch die Kriegs- und Domänenkammern sich weiter in einigen Klage- und Prozeßsachen melieren, sondern insgesamt, sie mögen bei Immediat- oder Mediatunterthanen, untereinander selbst, oder zwischen jenen und diesen gegeneinander, oder auch mit dem Fisco selbst entstehen, bei denen dazu bestellten ordentlichen Gerichten und Justiz-Collegiis angebracht und decidieret werden sollen."

Damit war die Unabhängigkeit der Rechtspflege von den Verwaltungsbehörden mit einer Entschiedenheit ausgesprochen, wie in keinem anderen Lande der damaligen Zeit. Seit Friedrich II. war der absolute preußische Staat in vielen Beziehungen freisinniger, als manches republikanische oder konstitutionelle Gemeinwesen.

Diese unabhängige Justiz in dauernder und fruchtbringender Weise zu reorganisieren und von den überkommenen Mißbräuchen zu reinigen — das war die Hauptaufgabe, die sich Friedrich für seine ganze innere Regierung stellte. Sie beweist von neuem, von wie großartigem Gesichtspunkte dieser geniale Mann sein Königsamt betrachtete und auffaßte. Dazu fand er einen Helfer, wie er sich ihn besser und tüchtiger nicht hätte wünschen können, in seinem Justizminister Samuel von Cocceji. Ein klarer, systematischer Geist, ein vorzüglicher Kenner des römischen Rechtes, war Cocceji, ohne gerade neue schöpferische Gedanken zu besitzen, doch wie dazu geschaffen, die Justizpflege in verstandesmäßiger und zweckdienlicher Weise zu organisieren und an Stelle des bunten Durcheinander veralteter Formen ein wohl überlegtes und ange-

messenes Neues zu setzen. Hierbei stand ihm eine reiche richterliche und administrative Erfahrung zur Seite.

Das Fundament zur Neuordnung ward gelegt, indem Friedrich 1746



Samuel L. B. von Cocceji.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Jakob Haid (gest. 1767); Originalgemälde von R. Lysiesky.

allen seinen Landen vom Kaiser Befreiung von der Berufung an die Reichsgerichte verschaffte. Nunmehr erst konnte der preußische Staat als ein einheitliches und selbständiges Rechtsgebiet betrachtet werden. Seitdem faßten

Coccejis Entwürfe ein dreifaches Ziel ins Auge: einmal eine Neuordnung der Richterkollegien, mit nur wenigen, aber gut besoldeten und wirklich tüchtigen Räten; zweitens eine Verbesserung des Verfahrens im Sinne der Ausschließung der Sporteljägerei, des Chikanierens und der nutzlosen Verschleppung der Prozesse, deren jeder längstens binnen einem Jahre entschieden sein müßte; endlich Erneuerung der höchst verworrenen, durch Mischung aller möglichen überlieferten und geschriebenen Rechte völlig verdunkelten Gesetzgebung, vermittelst eines systematisch ausgearbeiteten, den Bedürfnissen der Zeit und des Staates besonders angepaßten allgemeinen preußischen Landrechtes. Mit Eifer und Erfolg ging Cocceji wenigstens für die beiden ersten der selbstgestellten Aufgaben ans Werk. Zur Entwerfung eines großen zeitgemäßen Gesetzbuches, eines Codex Fridericianus, war er freilich nicht veranlagt; doch erschien, mit seiner bisherigen Thätigkeit in engem Zusammenhang, wenigstens als erster Versuch eine neue Kammergerichtsordnung, die eigentlich eine neue Gerichtsverfassung und zugleich Prozeßordnung umfaßte und beide von Grund aus und zwar auf das glücklichste reformierte.

Dem neuen Richterstande, der in sich die schönsten Bürgschaften der Unparteilichkeit und Würdigkeit trug, wurde nun in vollständiger Unabhängigkeit der Schutz von Freiheit, Vermögen und Leben der Unterthanen anvertraut. Keine Rücksicht als die Gerechtigkeit und das Wohl der Bürger sollte dabei für die Richter maßgebend sein. „Sie sollen auch," heißt es in dem betreffenden Gesetz, „auf keine Reskripte, wenn sie schon aus Unserem Kabinett herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- und obrepieret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird: sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren." Mit großartiger Uneigennützigkeit verzichtete dergestalt der aufgeklärte Absolutismus auf einen bedeutenden Teil seiner Macht, um eine unabhängige und wahrhaft gerechte Justizpflege zu sichern. „Die Gesetze müssen sprechen und der Souverän muß schweigen," sagt Friedrich in seinem 1752 verfaßten Politischen Testamente. Je selbstbewußter und thatkräftiger sein Charakter war, um so höher ist diese konsequente und systematische Selbstentäußerung anzuerkennen. Schon die gänzliche und prinzipielle Scheidung der Justizsachen von der Verwaltung war eine wichtige Errungenschaft und wurde überall mit Genugthuung begrüßt. In diesem absolutistischen Preußen feierte zum erstenmal die Theorie Montesquieus von der Teilung der Gewalten einen Triumph, und zwar gerade da, wo sie allein am Platze war. Preußen war hiermit der Charakter des Rechtsstaates aufgedrückt; und so oft auch später einzelne Minister diesen Grundzug zu verwischen sich bemüht haben, es ist ihnen nicht gelungen. Friedrich selber hat alle Versuche der Verwaltung, sich auf Umwegen doch wieder der Rechtsprechung zu bemächtigen, energisch zurückgewiesen. Zum erstenmal seit Jahrhunderten war in seinem Preußen die Möglichkeit geschaffen, schnell, billig und unparteiisch Recht zu schaffen. Der König und sein Großkanzler Cocceji — er

starb 1755 — hatten durch vereinte unermüdliche Arbeit erreicht, was, nach des letzteren eigenem Ausdrucke, „alle Puissancen in Europa nicht haben effektuieren können.“

Auch im einzelnen war Friedrich bemüht, überall, wo es not that, Rat und Beistand zu bringen. Noch waren in der Kurmark und in Pommern die schlimmen Folgen des dreißigjährigen Krieges nicht ganz überwunden. Diesen Provinzen, in denen er überdies den Kern und die beste Kraft des Staates sah, kam er vor allem zu Hilfe. Zahlreiche Kolonisten wurden herangezogen, schon um der zäh konservativen und geistig etwas beschränkten Bevölkerung Anregung zu geben und neue Methoden des Ackerbaues und der Viehzucht beizubringen. Er regulierte die Oderbrüche und schuf dadurch ganze Landstriche für den Anbau; allein im Jahre 1747 gewann er bei Wriezen 500 000 Morgen. Die Seelenzahl nahm schnell zu: in Pommern binnen acht Jahren von 230 000 auf 280 000; in der Kurmark binnen fünfzehn Jahren von 476 000 auf 580 000. Unermüdlich bereiste der König die Provinzen, zumal bei Gelegenheit der Revüen, um deren Beschaffenheit, Vorzüge, Mängel und Wünsche kennen zu lernen. „Wenden Sie sich nur an mich,“ sagte er zu den schlesischen Gebirgskaufleuten; „ich bin Ihr erster Minister.“ Jedermann durfte ihm Bittschriften übergeben, die meist sofort erledigt wurden. Aber ebenso traf den Schuldigen oder Nachlässigen prompte und unerbittliche Strafe.

Denn wo die Wohlfahrt des einzelnen Unterthanen mit der Rücksicht auf den Vorteil oder die Macht des Staates kollidierte, opferte Friedrich stets die erstere der letzteren auf. Wie bedauerte er, die drückendsten Auflagen nicht abschaffen zu können; aber das Interesse des Ganzen gestattete es nicht. Alle Fibern mußten angestrengt, von jedem die schwersten Opfer gebracht werden, um dieser jüngsten und schwächsten der europäischen Großmächte den kaum erworbenen Platz zu behaupten. Die gesamten Einnahmen des Staates hoben sich gegen das Ende der Friedensepoche auf fast das Doppelte dessen, was sie unter Friedrich Wilhelm I. betragen, auf elf Millionen Thaler. Hiervon kam freilich nur eine Million auf Hof- und Zivilausgaben, dagegen achtundeindrittel Millionen auf die Kosten des Heeres. Der Rest wurde für außergewöhnliche Landesmeliorationen bestimmt oder wanderte in den Schatz. Obwohl Friedrich alle Verpflichtungen von dem zweiten Kriege her, sowie die auf Schlesien ruhenden österreichischen Schulden bezahlt hatte, betrug doch 1756 dieser Schatz schon wieder vierzehnundeinviertel Millionen Thaler. Ein glänzendes Zeugnis für des Königs Sparsamkeit und Finanzkunst, bei welcher freilich von Schonung der Unterthanen nicht wohl die Rede sein konnte. Die Millionen des Tresors kamen schließlich auch dem Militärwesen zu gute; man kann sagen, daß dasselbe neun Zehntel der damaligen preußischen Staatseinkünfte in Anspruch nahm. Wahrlich, eine schwere Last, die das Land an diesen unproduktiven Ausgaben trug! Aber konnte es anders sein? Ein starkes und stets kriegsbereites Heer allein vermochte Preußen vor den überall

lauernden Feinden zu schützen. Die Sorgfalt für die Armee hielt Friedrich für die vornehmste seiner Pflichten; beständig arbeitete er an deren Ausbildung, Verstärkung und Vervollkommnung. Er brachte sie auf 135 000 Mann. Die Regimenter hatten wenige Jahre nach dem Ende des Krieges eine derartig martialische Haltung, daß man ihnen den Verlust so vieler alter Soldaten und trefflicher Offiziere nicht mehr anmerkte. Sie entwickelten eine Präzision und Regelmäßigkeit der Bewegungen, die das Staunen fremder Beobachter hervorrief. Unermüdlich war der König, diese Truppen zu inspizieren und zu beaufsichtigen, selbst den kleinen Dienst und das alltägliche Exerzitium zu überwachen, deren Wichtigkeit für Erhaltung der Mannszucht und Sicherheit im Felde er wohl erkannte, sogar vielleicht überschätzte. Von den Offizieren forderte er Kenntnisse, Geistesgegenwart, Charakter, unbedingte Ent-



Preußischer Exerziermeister. Nach der Radierung von Daniel Chodowiecki (1726—1801).

schlossenheit; von den Soldaten Mäßigkeit, kameradschaftlichen Geist, unweigerlichen Gehorsam, Ehrgefühl nicht sowohl für sich selbst, wie für das Ganze, dem sie angehörten. Militärischen Fehlern oder Vergehen gegenüber kannte er keinerlei Schonung; denn das Heil des Staates hing ihm von der vorzüglichen und tadelfreien Beschaffenheit der Heeresmaschinerie ab. Für den Krieg verlangte Friedrich vor allem kühnes Angreifen.[1]) Wie er im Felde, selbst wenn er der Schwächere war, das Heil immer von der Offensive erwartete,

1) In dem Streite, der zwischen H. Delbrück und v. d. Goltz im Jahrg. 1879 der „Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landesk." über die strategischen Grundsätze Friedrichs d. Gr. geführt wurde, hat der letztgenannte Autor insofern völlig recht, als Friedrich, wenn die Umstände es erlaubten, die Entscheidung durch große Schlachten suchte. Delbrück hat diese Ansicht in seiner berüchtigten hämischen Weise wiederholt angefochten, aber sie ist neuerdings durch die „Polit. Korresp. Friedr. d. Gr." vollauf bestätigt worden: der König prägte seinen Generalen stets die Offensive ein. S. Bd. XIV, S. 334. 336, Nr. 8693. 8720; Bd. XV, Nr. 9091. 9096. 9134. 9174. 9189. 9209.

die den Gegner einschüchtert und unsicher macht: so wollte er auch, daß seine Truppen den moralischen Eindruck für sich hätten, welchen keckes Darauflosgehen stets auf den Widersacher ausüben wird, zumal wenn es nicht in wirrem Durcheinander, sondern in kaltblütiger und imposanter Ordnung geschieht.

Mit diesem Heere hoffte Friedrich sein und Preußens Ansehen aufrecht erhalten, seine weit zerstreuten Länder vor jedem Widersacher, vielleicht sogar ganz Norddeutschland vor einer fremden Invasion schützen zu können. Nicht mehr auf Krieg und Eroberungen sann er, sondern nur auf Bewahrung des Friedens. Der letzte Kampf hatte ihm bittere Enttäuschungen und die Überzeugung gebracht, daß Preußen wegen seiner schwachen Hilfsquellen auf die Länge keiner Großmacht gewachsen sei; daß, während bei den Gegnern es sich nur um den Ruhm oder höchstens einzelne Provinzen handle, Preußen in einem großen Kriege stets sein Dasein selbst auf das Spiel setze. „Erfahren Sie," schrieb er im April 1750 an seinen Gesandten in Paris, „obwohl im tiefsten Vertrauen und unter dem Siegel eines absoluten Geheimnisses, daß ich unveränderlich innerhalb der Verteidigungsbündnisse, in denen ich mich befinde, bleiben und nach Möglichkeit die Verpflichtungen, die ich durch sie auf mich genommen, erfüllen werde; aber ich will in keine Offensivallianz eintreten." — „Ich will keinen Krieg," bemerkt er einige Wochen darauf, „weil ich noch unter dem letzten Kriege leide, den ich gegen den Wiener Hof geführt habe."

Allein dieser Krieg, den er fürchtete und zu vermeiden suchte, wurde ihm aufgedrängt: er sollte ihn und sein Preußen mit Ruhm und Ehren überschütten, aber nur nach furchtbaren Gefahren und Verlusten, die des großen Königs Herz verdüstert, seine Lebenslust gebrochen, seinen Sinn verhärtet haben.

Nicht einen Augenblick hat Friedrich sich darüber getäuscht, daß Maria Theresia nur gezwungen auf Schlesien verzichtet hatte, daß sie sehnsüchtig den Augenblick erwartete, wo ihre Länder kräftig und ihre Allianzen mächtig genug sein würden, Rache an dem aufrührerischen Vasallen zu nehmen, der ihr die schönste Perle aus dem habsburgischen Diadem gebrochen. Daß die Seemächte diesen Raub nicht verhütet hatten, erfüllte ihr Herz lediglich auch gegen diese mit Bitterkeit. Sie wandte sich von dem ganzen hundertjährigen System der österreichischen Politik bewußtermaßen ab und suchte vielmehr zu einem freundschaftlichen Verhältnis mit Frankreich zu gelangen. Für Preußen, den Verbündeten des letzteren, waren diese Bemühungen um so gefährlicher, als Friedrich, wie er wohl wußte, am Hofe von Versailles wenig Sympathien einflößte. „Die Überlegenheit Ihres Geistes, Sire," schrieb ihm 1752 sein Gesandter in Paris, „stimmt die hiesigen Minister mißtrauisch gegen Sie und macht dieselben reservierter mir gegenüber als fast gegen jeden der anderen Diplomaten." Die Bigotterie, in die Ludwig XV. mehr und mehr verfiel, je ausschweifender und zügelloser er lebte, ließ demselben ein Bündnis mit der glaubensverwandten Kaiserin-Königin als eine unabweisbare Forderung des Gewissens erscheinen.

Mit Ausnahme Bartensteins, dessen herrisches und störrisches Benehmen ihn aber immer unerträglicher machte,[1]) widersprachen alle Minister, auch der Kaiser, den Rachegedanken Maria Theresias und ihrer Hinneigung zu Frankreich. Allein sie hielt fest an ihren Entwürfen und fand bald für dieselben ein treffliches Werkzeug in dem Grafen Kaunitz.

Wenzel Anton Graf Kaunitz, im Jahre 1711 in einer großen mährischen Familie geboren, hatte noch jung im diplomatischen Dienste reiche Erfahrung gesammelt. Seine hervorragenden Gaben erwarben ihm bald das Vertrauen der Kaiserin, der er wiederum mit unwandelbarer Treue ergeben blieb. Er war ein Mann umfassenden Geistes, scharfsinnig, beharrlich in seinen Plänen und weitausschauenden Entwürfen, einer der gewandtesten Diplomaten seiner Zeit, freilich auch voll Selbstüberhebung und Eigensinn, pedantisch und langsam, dabei auf seinen und der Seinigen Vorteil mehr als löblich bedacht. Schon im Jahre 1749 befürwortete er im engsten Rate der Kaiserin den Bruch mit den zweihundertundfünfzigjährigen Überlieferungen des Hauses Habsburg, den engen Anschluß an Frankreich — immer in Hinblick auf die Isolierung und endliche Züchtigung Preußens, welche, wie er wohl wußte, der Herrscherin vor allem am Herzen lag. Die Feindseligkeit, mit welcher Friedrich der Wahl ihres ältesten Sohnes, des Erzherzogs Josef, zum römischen König entgegentrat, bestärkte die Kaiserin in solcher Gesinnung. Der französische Geschäftsträger in Wien wurde mit Aufmerksamkeiten überhäuft, obwohl das Versailler Kabinett sich zunächst sehr spröde gegen Österreich verhielt. Der schroffe Gegensatz, der damals — besonders in den polnischen und schwedischen Angelegenheiten — zwischen Rußland und Frankreich bestand, trennte letzteres auch von dem auf das engste mit der Zarin verbundenen Wiener Hofe. Da entschloß sich Maria Theresia, den Grafen Kaunitz selbst als Gesandten nach Paris zu schicken. Zunächst hatte dieser gewandte Staatsmann keinen durchschlagenden Erfolg. Freilich, König Ludwig schwärmte, wie nur ein Politiker des sechzehnten Jahrhunderts, für ein Bündnis der großen katholischen Mächte. „Die Allianz mit Österreich," rief er aus, „ist der Wunsch meines Lebens, das einzige Mittel, die katholische Religion aufrecht zu erhalten." Allein wir wissen, daß der König wenig Einfluß auf die Geschicke Frankreichs übte. Seine Minister aber betrachteten Friedrich von Preußen als den einzigen kräftigen und selbständigen Verbündeten, den man nicht dem Erbfeinde Frankreichs, dem Hause Habsburg, aufopfern dürfe. Kaunitz erkannte, daß hier ein Umschwung nur durch eine Hintertreppen- und Boudoirpolitik, durch Beeinflussung der Pompadour, herbeizuführen sei. Aber auch auf diesem Gebiete mußte er auf das vorsichtigste verfahren, um nicht durch plumpe Absichtlichkeit eher abschreckend zu wirken. Durch liebenswürdige Aufmerksamkeiten gegen die eitle Mätresse wußte er sie für sich einzunehmen, und allmählich begann er, in dieses persönliche Verhältnis die

1) A. v. Arneth, Bartenstein u. s. Zeit, S. 44 f.



Staatskanzler Graf von Kaunitz.

Schwarzkunstblatt, 1755, von J. E. Haid (1739—1809) nach dem Gemälde von Martin van Meytens (1698—1770).



Politik einfließen zu lassen. Er hatte erst den Grund zur Verwirklichung seiner Pläne gelegt, als Maria Theresia ihn 1753 zum Staatskanzler, also zum dirigierenden Minister ernannte. Bartenstein wurde mit der Leitung der inneren Verwaltung abgefunden. An Kaunitz' Stelle ward Graf Starhemberg österreichischer Gesandter in Paris, der übrigens ganz mit des neuen Staatskanzlers Absicht übereinstimmte.

Die Lage wurde für Preußen besonders dadurch gefährlich, daß Österreich unter allen Umständen auf die Bundesgenossenschaft Rußlands zählen konnte. Die Zarin wie der Großkanzler Bestushew hielten den mächtigen, unternehmenden Preußenkönig für den ihrem Reiche gefährlichsten Nachbarn, den zu schwächen die Hauptaufgabe der russischen Politik sein müsse.[1] Dazu kam noch ein anderes. Friedrich, in seiner lebhaften, zügellosen Weise des Gespräches, hatte sich über die Zarin und deren Staatsmänner zu mancherlei scharfen und verächtlichen Äußerungen hinreißen lassen, die aus ihnen die persönlichen und unversöhnlichen Widersacher des Königs machten. Zumal Kaiserin Elisabeth war nachgerade in ihrem Hasse gegen ihn so leidenschaftlich geworden, wie es überhaupt ihrer brutal angelegten Natur entsprach. Nachdem ihre angeborene Geistesträgheit durch Krankheiten, die eine Folge ihrer Ausschweifungen waren und ihren von Natur starken Körper zerstörten, noch gesteigert worden, folgte sie ausschließlich ihren blinden Instinkten. Nur wenige Gegenstände vermochten ihr Interesse abzugewinnen. Im Vordergrunde derselben stand ihre Toilette, indem sie sich jeden Tag fünf- bis sechsmal umkleidete; selten wurde eine Robe zum zweitenmal angezogen. Bei ihrem Tode fand man fünfzehntausend und einige hundert Kleider, mehrere tausend Paar Schuhe. Ferner die Auswahl ihrer schnell wechselnden Liebhaber, bei der sie sich lediglich vom stattlichen Äußern bestimmen ließ. Endlich die Übungen einer abergläubischen Frömmigkeit. Bei ihrem Regierungsantritte hatte sie das Gelübde abgelegt, niemand am Leben zu strafen; aber auf den leisesten Verdacht hin wurden Tausende und aber Tausende geknutet, verstümmelt, nach Sibirien geschickt. Die abgefeimtesten Schurken hielten das Geschick des Reiches und jedes Einzelnen in Händen; die Minister forderten ganz ungescheut Geld von Einheimischen und Fremden, die etwas bei ihnen durchsetzen wollten. Das einzig Nützliche, was geschah, war die Aufhebung der Finanzzölle im Innern des Reiches. Allmählich war es dem Kanzler Bestushew gelungen, seine sämtlichen Gegner zu stürzen; und nun übte er eine tyrannische Herrschaft, von allen Seiten Bestechungen erhebend, freilich selbst vor einem Verdachte der Zarin zitternd.

Stets war Rußland Österreichs Verbündeter gewesen, jedoch nie so sehr, wie unter Elisabeth und Bestushew. Rußland war die einzige Großmacht, welche die Übertragung Schlesiens an Preußen nicht anerkannt hatte. Aber

---

1) P. Karge, Die russisch-österreichische Allianz von 1746 (Göttingen 1887), S. 66 ff.

noch mehr. Am 22. Mai/2. Juni 1746, also wenige Monate nach dem Abschlusse des Dresdener Friedens, unterzeichneten österreichische und russische Diplomaten zu Petersburg eine geheime Allianz gegen jeden preußischen Angriff auf eine der beiden kontrahierenden Mächte oder auf die Republik Polen. Der wahre Sinn dieses Bündnisses wurde durch die Klausel bestimmt, daß sowohl Österreich als auch Rußland in ihren nach Preußen zu gelegenen Grenzlanden je 30 000 Mann auf Kriegsfuß erhalten sollten, um nötigenfalls sofort gegen jenen Staat in Aktion treten zu können; im Kriege sollte das Hilfskontingent auf 60 000 Streiter erhöht werden. Es war eine beständige Kriegsbereitschaft der beiden Mächte gegen Preußen! Dem Könige von Polen erließ man freilich den förmlichen Eintritt in das Bündnis als zu gefährlich für Sachsen; man war indes in Wien und Petersburg sicher, daß er zu rechter Zeit an dem „Turnier“ teilnehmen werde. Friedrich hatte eine wenn auch unvollkommene und unsichere Kenntnis von diesen Festsetzungen; bald wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen ihm und Rußland ganz abgebrochen.

Dieses war ihm so feindlich gesinnt, daß es sogar noch kriegerischer auftrat, als Maria Theresia selbst. Schon im Januar 1746 hatte es letztere zum Bruche des kaum geschlossenen Dresdener Friedens verleiten wollen.[1]) Im Januar 1749 suchte Elisabeth Österreich in einen Krieg gegen Schweden und damit gegen das mit letzterem verbündete Preußen hinein zu ziehen; doch Österreich litt noch zu stark an den Nachwehen des jüngsten achtjährigen Kampfes, um bereits die Waffen wieder ergreifen zu können.[2]) Im Gegenteil, Frankreich wollte Schweden, seinen treuen Alliierten, nicht fallen lassen, und auch die Pforte erklärte sich zu dessen Beschützung bereit: so sah Friedrich sich damals an der Spitze einer großartigen Vereinigung gegen Rußland und Österreich, welche deren Angriff unmöglich machte. Allein würde eine so günstige Konjunktur je wiederkehren?

Als 1752 Friedrich wegen der Ansprüche einiger seiner Unterthanen an die sächsische Steuerkasse in ernste Verwickelungen mit dem Dresdener Hofe geriet, nahm Rußland mit Nachdruck Partei für den letzteren. Friedrich war fest davon überzeugt, daß Sachsen der Petersburger Allianz beigetreten sei. Sachsen sowohl wie Rußland stellten den König als einen unersättlichen Eroberer hin, der alle seine Nachbarn ausrauben wolle; sie suchten auch die Republik Polen aufzuhetzen, indem sie ihr vorspiegelten, Preußen beabsichtige Kurland zu annektieren.

Zumeist die Besorgnis vor Rußland hat Friedrich zu dem Entschlusse veranlaßt, seinerseits, wo irgend möglich, einen Krieg zu vermeiden.

Und doch fürchtete er jedes Jahr, denselben ausbrechen zu sehen. Er glaubte zu wissen, daß Maria Theresias staatsrechtliche Neuerungen, finan-

1) Karge a. a. O. Seite 93.

2) M. Duncker, Die Bildung der Koalition des Jahres 1756; Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1882, S. 93 ff.

zielle und militärische Vorbereitungen, sowie Allianzabschlüsse ausschließlich darauf abzielten, dereinst Preußen mit mehr Vorteil als in den schlesischen Kriegen bekämpfen zu können. Dieser Überzeugung leiht er in dem Briefwechsel mit seinen Ministern und Gesandten immer wieder Ausdruck. Welch schreckliche Lage für den König: mit seinem kleinen Staate inmitten übermächtiger unversöhnlich feindlicher Nachbarn, ohne einen einzigen zuverlässigen Freund und Verbündeten! Die Besorgnis vor einer endlichen Katastrophe verläßt ihn nicht einen Augenblick. „Es war stets meine Ansicht," schreibt er im Februar 1753 dem Prinzen von Preußen, „daß die Eifersucht unserer Feinde uns einen Krieg heraufbeschwören wird. Ich sage nicht, daß dieses Ereignis nahe bevorsteht, aber ich kann positiv versichern, daß es eintreten wird — und dann wird alles von den Konjunkturen abhängen: wenn wir ebenso viele Verbündete wie Gegner haben, werden wir uns aus der Verlegenheit ziehen." Man sieht, daß er diese tröstliche Eventualität nur als eine sehr bedingte betrachtet. Jede Truppenbewegung in Österreich oder Rußland, jeder ungewöhnliche Verkehr zwischen den Kabinetten schien ihm das Signal zu dem großen Kampfe zu sein, von dem die Zukunft, ja das Dasein Preußens abhängen mußte. Erst von diesem Standpunkte aus gewinnt man ein richtiges Urteil über Friedrichs Bemühen, mit Hintansetzung aller anderen Ziele vorzüglich die finanzielle und militärische Macht seines Staates zu erhöhen.

Und doch sollte der Ausbruch des europäischen Krieges zunächst nicht an den Gegensatz zwischen Preußen und Österreich-Rußland, überhaupt nicht an europäische Verhältnisse anknüpfen, sondern an überseeische Ereignisse. In dem österreichischen Erbfolgekriege nämlich hatte es sich nicht allein um die Frage des Bestandes der habsburgischen Monarchie, vielmehr auch darum gehandelt, ob England oder Frankreich, germanisches oder romanisches Wesen in Nordamerika und Südasien herrschen solle.

Ostindien [1]) mit seinen reichen Spezereien, seinen Edelsteinen, seinen kostbaren Geweben, seinem Reis und seiner Baumwolle war seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts, seitdem die Holländer dort die spanisch-portugiesische Herrschaft gebrochen hatten, das Ziel der Kolonisationsversuche aller europäischen Handelsvölker geworden. Nach dem Vorgange der Holländer (1594) ward 1600 die Englisch-ostindische Kompanie gegründet, welcher der Handel mit dem östlichen Asien als Monopol zugesprochen wurde. Lange Zeit ward ihr Aufschwung durch die Eifersucht der Holländer gelähmt, die selbst vor den ärgsten Gewaltthaten nicht zurückschreckten — wie sie denn unter anderem im Jahre 1623 wehrlose englische Kaufleute auf der Insel Amboina unter greulichen Martern hinrichteten. Erst 1639 gelang es den Briten, ihre erste dauernde Niederlassung auf der Küste Koromandel — das spätere Madras — zu gründen. König Karl II. erweiterte die Rechte der Ostindischen

1) Fr. Neumann, Gesch. des englischen Reiches in Asien (2 Bde., Leipzig, 1857). — Wheeler, History of India from the earliest ages (4 Bde., London 1868—76).

Kompanie bedeutend, indem er ihr die Befugnis verlieh, mit jedem nicht-christlichen Fürsten oder Volke Krieg zu beginnen und Bündnisse zu schließen. Eine Reihe von Faktoreien der Kompanie entstand auf den Küsten Indiens; allein solange in diesem Lande die Macht des Mongolenreiches noch ungebrochen bestand, konnten die Besitzungen der Gesellschaft immer nur einen bescheidenen Umfang annehmen. Doch organisierte dieselben der praktische Sinn der Engländer sofort aufs beste. Die Kompanie schützte ihre Niederlassungen durch Forts und durch Truppen in eigenem Solde; sie übte die Gerichtsbarkeit in ihren Territorien, ihre „Regentschaft“ residierte zu Bombay. Durch die Einrichtung einer konkurrierenden Gesellschaft in ihrem Dasein bedroht, wußte sie 1708 deren Verschmelzung mit ihr selbst zu Wege zu bringen, und bei dieser Gelegenheit erhielt sie durch Parlamentsbeschluß ihre endgültige Gestalt. Die höchste Gewalt in der Kompanie besaß der Court of Proprietors, die Generalversammlung der Aktionäre, während die thatsächliche Leitung der Geschäfte dem von ihnen gewählten Direktorium oblag, das auch die Beamten ernannte: je einen „Präsidenten“ von Bombay, Madras und Kalkutta, deren Räte, Gerichtshöfe und Subalternen. Indes im Beginne waren die Erfolge der erneuerten Gesellschaft nur mäßig, da Portugiesen, Dänen, Franzosen, Holländer, Schweden, zeitweise auch Belgier mit ihr in lebhaftem Wettbewerb standen Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts betrug die Ausfuhr englischer Waren nach Ostindien nie mehr als 150 000 Pfund Sterling jährlich, während die Einfuhr indischer Produkte etwa 700 000 Pfund Sterling betrug, immerhin noch ein mäßiger Betrag.

Die gefährlichsten Nebenbuhler der Engländer in jenem Lande waren die Franzosen. Nach mehreren verunglückten Versuchen hatte Colbert 1664 eine Ostindische Kompanie gegründet, deren Hauptsitz im Dekkan Pondichéry wurde; daneben erwarb sie drei weitere kleine Faktoreien. Viel bedeutender als diese Niederlassungen in Ostindien waren diejenigen auf den ostafrikanischen Inseln Isle de France und Bourbon. Hier residierte als Generalgouverneur bei dem förmlichen Ausbruche des englisch-französischen Krieges im Jahre 1744 der Bretone Mahé de la Bourdonnaye, ein ebenso trefflicher, edler und aufgeklärter wie energischer Mann. Seine Regierung beauftragte ihn, die englischen Besitzungen in Ostindien zu erobern. Hierbei bedurfte er jedoch der Mitwirkung des Statthalters der französisch-ostindischen Gesellschaft, Dupleix. Sohn eines reichen Generalpächters, war Dupleix von lebhaftestem Ehrgeiz und maßloser Selbstüberschätzung erfüllt, denen seine mäßige Begabung weniger entsprach, als seine gewissenlose Ränkesucht. Er legte La Bourdonnaye alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, um selber den Angriff auf die Engländer leiten zu können. Trotzdem nahm jener Madras, wurde aber von Dupleix an allen weiteren Fortschritten behindert, ja in Europa derart verleumdet, daß er zurückgerufen und auf drei Jahre in die Bastille geworfen ward. Nun hatte Dupleix freie Hand. Ohne Bedenken brach er den soeben von seinem Vorgänger mit den Engländern geschlossenen Vertrag und ging auf weitere

Eroberungen aus. Allein da eine englische Flotte bedeutende Streitkräfte in Indien landete, wandte sich das Verhältnis, und die Franzosen sahen sich auf eine mühselige Verteidigung beschränkt. Der Friede von Aachen, der Madras den Engländern zurückgab, vermochte jenen Gegenden nicht lange die Ruhe zu sichern. Ursache des erneuten Ausbruches des Kampfes war der Verfall des großen mongolischen Reiches in Indien, welcher dann zur Begründung der englischen Oberherrschaft geführt hat.

Mit dem Tode des ruchlosen und blutgierigen Tyrannen Aurengsib war 1707 die letzte Kraft aus der Dynastie der Großmoguln gewichen. Der Raub- und Eroberungszug des persischen Königs Nadir Schah, der 1739 selbst die Hauptstadt der Mongolen, das große und prächtige Delhi, eroberte, dort ein schreckliches Blutbad anrichtete und Beute im Werte von 2500 Millionen Mark wegschleppte, beschleunigte den Niedergang des Reiches. Sowohl die mohammedanischen Statthalter als auch die Hindu-Radscha machten sich unabhängig und bekämpften sich unaufhörlich mit List und Gewalt.

Die Engländer und Franzosen, durch kommerzielle Eifersucht entzweit, mischten sich mit Eifer in diese Streitigkeiten der einheimischen Fürsten, um ihren eigenen überwiegenden Einfluß zu begründen. Dupleix war der unternehmendere und der intrigantere. Es gelang ihm, gegen die Bemühungen der Engländer, einen ihm verbündeten Prätendenten auf den Thron des Nizzam von Dekkan zu erheben und sich damit die Beihilfe dieses mächtigen Fürstentums zu sichern. Stolz über den errungenen Erfolg, mischte er sich auch in die Streitigkeiten, die um die minder wichtige Herrschaft des Nabob von Karnatik, an der Küste Koromandel, ausgebrochen waren. Die Engländer unterstützten hier den Mohammed Ali, während Dupleix dessen Gegner Tschunda Sahib mit einem französischen Korps zu Hilfe kam. Die Engländer wurden völlig geschlagen und in der letzten Festung Mohammed Alis, Tritschinopoly, eingeschlossen. Schon dachte man in Madras voll Entmutigung daran, Koromandel, mit Inbegriff von Madras selbst, ganz zu räumen, als ein junger Lieutenant, Robert Clive, sich zu einem Versuche des Entsatzes von Tritschinopoly erbot (1751).

Robert Clive (geboren 1725), der Begründer der gewaltigsten Kolonialherrschaft, welche die Welt je gesehen, stammte aus einer alten, aber wenig begüterten Familie der westenglischen Grafschaft Shropshire. Ein wilder, unbändiger, lernfauler Knabe, war er von dem Vater in den Subalterndienst der Ostindischen Kompanie, damals die Zuflucht aller ungeratenen Söhne, gebracht worden. In den Kämpfen mit den Franzosen hatte er den Lieutenantsrang erfochten; jetzt, wo alles verzagte, zeigte er allein den Mut, Tritschinopoly durch eine Diversion retten zu wollen. Man vertraute ihm alle verfügbaren Streitkräfte an: zweihundert Europäer und dreihundert europäisch geschulte Eingeborene. Mit dieser kleinen Schar überfiel und eroberte er Arkot, die Hunderttausende von Einwohnern zählende Hauptstadt des Tschunda Sahib. Freilich sandte nun letzterer einen großen Teil seines Heeres gegen

Clive, allein derselbe verteidigte sich in der Zitadelle von Arkot mit solchem Heldenmute, daß die Belagerer unverrichteter Sache abziehen mußten; ein Triumph, welcher ihm die Bundesgenossenschaft mehrerer einheimischer Fürsten verschaffte. Bald trug er auch in offenem Felde Siege über die feindlichen Hindu und selbst die Franzosen davon. Die Entscheidung des Kampfes aber wurde dadurch herbeigeführt, daß die unfähige französische Regierung Dupleix völlig im Stiche ließ, während die Engländer frische Truppen nach Ostindien sandten. So konnte Clive endlich die Belagerer von Tritschinopoly selbst einschließen und zur Ergebung nötigen (1752). Nach diesem wichtigen Erfolge nahmen die Engländer den größten Teil des Karnatik für sich in Besitz. Die französische Kompanie aber wälzte die Schuld des Mißlingens ausschließlich auf Dupleix, der freilich keine hervorragenden Feldherrngaben gezeigt hatte, aber auch von der Heimat ganz vernachlässigt worden war: er ward zurückgerufen und konnte in Europa nicht einmal Entschädigung für den Aufwand seines ganzen Vermögens im Dienste der Kompanie erhalten, so daß er in Armut und Elend zu Grunde ging (1763). Sein Nachfolger in Pondichéry schloß 1754 einen Vertrag, in welchem die Franzosen alle ihre jüngsten Erwerbungen im Dekkan und an dessen Küsten aufgaben, den Engländern dagegen so umfangreiche Landabtretungen bewilligt wurden, daß sie bereits einen beträchtlichen Teil der großen südindischen Halbinsel mit vielen Millionen Eingeborener unter ihre Herrschaft brachten.

Während dergestalt in Ostindien mitten im Frieden zwischen Engländern und Franzosen ein Kampf ausbrach, welcher ganz zum Vorteile der ersteren endigte — entstanden in Nordamerika gleichfalls zwischen beiden Nationalitäten Feindseligkeiten, die einen großen Weltbrand zu entzünden berufen waren.[1])

Schon längst hatten die französischen Besitzungen in den Mississippi-Ländern die Eifersucht der aufstrebenden dreizehn englischen Kolonien im östlichen Nordamerika erregt. Die letzteren sahen sich in der That von den französischen Gebieten im Norden (Kanada) und Westen (Louisiana) sowie von den spanischen im Süden derart eingeengt, daß sie zwischen ihnen erstickt zu werden fürchteten. Dabei glaubten sie das bessere Recht auf ihrer Seite zu haben. Gab es doch in den französischen Kolonien keine anderen Europäer als Beamte und Soldaten, lag doch deren Handel ganz danieder — er betrug kaum sieben Millionen Francs —, während die englischen Gründungen schon eine und eine halbe Million fleißiger Bewohner zählten, ihr Ausfuhrhandel siebenunddreißig und ihr Import fünfundzwanzig Millionen umfaßte. Die Unbestimmtheit der territorialen Abgrenzungen in den Friedensverträgen von Utrecht und Aachen führte zu beständigen Reibungen. Besonders stritt man sich über die Ausdehnung Neu-Schottlands („Akadiens"), Kanada gegenüber, sowie über den Besitz des üppig fruchtbaren Ohiothales, welches die

1) Georg Bancroft, Gesch. der Verein. Staaten von Nordamerika (deutsch von Kretschmar, 6 Bde., Leipzig 1847—54).

Franzosen brauchten, um die Verbindung zwischen Kanada und Louisiana herzustellen, die Briten, gerade um diese sie bedrohende Kette zu sprengen.

Die Engländer suchten in den faktischen Besitz zu gelangen, indem sie sowohl auf dem Festlande von Akadien wie im Ohiothale eine Reihe fester



Washington.
Nach dem Stiche von J. W. Paradise; Originalgemälde von C. W. Peale.

Stellungen anlegten. Schon 1750 kam es hier zum Kampfe: die Franzosen brannten englische Niederlassungen in Neu-Schottland ab, englische Kriegsfahrzeuge nahmen französische weg. Darauf begann der energische Gouverneur von Kanada, Duquesne, das Verfahren der Engländer nachzuahmen, indem er das ganze Land zwischen dem Eriesee und dem Ohio mit französischen Forts

erfüllte (1753). Diese Maßregel, welche den Plan Frankreichs, die englischen Kolonien an jeder Ausdehnung nach Westen hin zu verhindern, deutlich verriet, erfüllte die letzteren mit größter Aufregung, zumal die englische Regierung den königlichen Truppen in Amerika den Befehl erteilte, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Die älteste und angesehenste der Kolonien, Virginien, an deren Westgrenze das Ohiogebiet stieß, übernahm die Leitung des Kampfes. An der Spitze ihrer Miliz stand ein junger reicher Pflanzer, Georg Washington, der, obwohl erst zweiundzwanzig Jahre alt, sich bereits durch ein unerschrockenes Grenzerleben das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hatte. Im April 1754 lieferte er den Franzosen ein erstes Gefecht, das nicht nur zum siebenjährigen Kriege, sondern, im weiteren Verlaufe, auch zum nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfe führen sollte.

Zunächst freilich waren die Franzosen ihren Widersachern weit überlegen. Duquesne beherrschte ihre amerikanischen Besitzungen mit unumschränkter Gewalt, während die englischen zersplittert und in der Offensivkraft durch ihre freien Verfassungen geschwächt waren; die französischen Bataillone waren zahlreicher und besser organisiert als die schwachen englischen Kolonialtruppen; die größere Humanität und bessere Politik der Franzosen verschafften überdies Duquesne die Bundesgenossenschaft der damals noch mächtigen Indianerstämme. Im Juli 1754 zerstörte ein französisches Korps das auf den „Großen Wiesen“ am Ohio errichtete englische Fort Necessity und drängte die Engländer aus dem ganzen Flußthale zurück. Die dreizehn Kolonien, in ihren vitalsten Interessen bedroht, beschlossen, sich zu einer Union, deren Regierung in Philadelphia residieren sollte, zu vereinigen, um so besser und thatkräftiger den Franzosen Widerstand leisten zu können. Ein königlicher Generalgouverneur sollte den Bund leiten. Allein trotz dieses Beweises von Gehorsam dem Mutterlande gegenüber wollte das englische Ministerium von dem ganzen Plan nichts wissen, da es in einer solchen Vereinigung nur den Beginn amerikanischer Unabhängigkeit sah, und verwarf ihn zum großen Kummer der meisten Kolonien. Vielmehr beschloß es, nun ernstlich mit den Regierungstruppen für die Amerikaner gegen Frankreich einzutreten, schon um die Kolonisten durch geschickte Mischung von Gewaltmitteln und Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche im Gehorsam zu erhalten. Im Beginne des Jahres 1755 ging General Braddock mit zweitausend Mann nach Amerika ab; seine Bestimmung war hauptsächlich, das französische Fort Duquesne am Vereinigungspunkte der beiden Quellflüsse des Ohio zu zerstören. Indes Braddock, ein ebenso selbstüberhebender wie unfähiger Offizier, ließ sich von den Indianern in einen Hinterhalt locken, in welchem er selbst und die Hälfte seiner Leute den Tod fanden (Juli 1755).

Während diese Niederlage aufs neue das Ohiothal den Franzosen überlieferte, waren Engländer und Franzosen auch zur See aufeinander gestoßen. Admiral Boscawen nahm bei Neufundland zwei französische Fregatten, die Soldaten nach Kanada brachten.

So war thatsächlich der Kampf zwischen Engländern und Franzosen von

neuem ausgebrochen, während dem Namen nach zwischen beiden Nationen noch Friede herrschte. Auf die Nachricht von dem Seegefechte bei Neufundland wurde der französische Botschafter aus London abberufen. Die englische Regierung gab, wozu sie noch keinenfalls das Recht hatte, Kaperbriefe gegen die französische Handelsmarine aus, die, weil ganz unvorbereitet, furchtbare Verluste erlitt. Binnen zweier Monate wurden dreihundert Schiffe mit 7500 Seeleuten und einem Werte von dreißig Millionen Livres, weggenommen: Unglück und Ruin für zahllose Familien in den französischen Seehäfen! Die förmliche Kriegserklärung konnte nicht ausbleiben. Beide Regierungen begannen sich nach Verbündeten umzusehen.

An der Spitze des englischen Kabinetts befand sich noch immer der Herzog von Newcastle, ein ehrgeiziger, aber schwacher und unzuverlässiger Charakter. Mit Anstrengung kämpfte er gegen die Opposition aufstrebender Talente, unter denen besonders Wilhelm Pitt und Heinrich Fox sich auszeichneten.

Wilhelm Pitt (geb. 1708) war der jüngere Sohn eines reichen Landedelmanns. Noch sehr jung war er durch einen von seiner Familie abhängigen Burgflecken in das Unterhaus gewählt worden, wo er sich bald durch seine feurige, bilderreiche, alles bezaubernde Beredsamkeit auszeichnete, die er durch sorgfältiges Studium der antiken und neueren Klassiker, besonders der Redner zu bilden und zu vervollkommnen suchte. An Kraft, Feuer, Schärfe der Eloquenz kam ihm niemand gleich, niemand in der vollendeten Weise des Vortrags. Seine Löwenstimme, seine Herrschermanieren unterwarfen ihm das Haus der Gemeinen. Der hohen Begabung, der staatsmännischen Einsicht entsprachen bei ihm Edelmut des Charakters, innige Liebe zum Vaterlande, Abscheu gegen alle Gemeinheit und Niedertracht, Begeisterung für die Freiheit. Seiner Überzeugung unbedingt gehorchend, scheute er sich ebenso wenig, einem volkstümlichen Vorurteil, wie dem Könige entgegenzutreten, der ihn deshalb bitter haßte. Von ihm datiert eine bessere und kräftigere Zeit für die seit vierzig Jahren in Weichlichkeit und Unmoralität versunkene englische Nation. Freilich war Pitt anmaßend, theatralisch, von unglaublicher nervöser Reizbarkeit; aber diese Fehler waren notwendig mit seinen ungemeinen Fähigkeiten verknüpft und verschwanden unter deren Glanze.

Welch Gegensatz zu ihm machte Heinrich Fox aus! Abstammend aus einer alten, jakobitisch gesinnten Familie, aber selber ein Freund von Robert Walpole, war er ein ausschweifender, sitten- und grundsatzloser Mann, der lediglich Macht und Vergnügen vor Augen hatte. Nur mit Mühe überwand er als Redner seine anmutlose Haltung und Aussprache; allein Geistesgegenwart, Witz und Klarheit machten diese Mängel vergessen; er würde eine bedeutende Rolle in der Geschichte seines Landes gespielt haben, hätte sein Charakter der Größe seiner Fähigkeiten entsprochen.

Newcastle erkannte die Notwendigckeit, einen dieser beiden großen Redner für sich zu gewinnen, wenn er selber seine Stellung behaupten wollte. Indes Pitt beharrte darauf, seine eigenen Pläne durchzuführen, die freilich von dem

schwächlichen Verfahren Newcastles und von der persönlichen Politik des Königs, der immer nur den Vorteil Hannovers im Auge hatte, himmelweit abwichen. So zog Newcastle den weit bequemeren Fox vor, dessen biegsames Gewissen ihm erlaubte, sich dem Herzoge und dem Monarchen völlig unterzuordnen. 1755 trat Fox in das Ministerium ein.

Die englische Regierung war damals weit davon entfernt, die Umtriebe zu ahnen, in die Maria Theresia, Kaunitz und Starhemberg sich mit Frankreich eingelassen hatte. Indes, bei der gereizten Stimmung der österreichischen Staatsmänner, konnte es an Differenzen zwischen ihr und England nicht fehlen. Einmal in betreff der österreichischen Niederlande, wo die Kaiserin sich von den Beschränkungen des Handels und des Besatzungsrechtes, welche ihr die Verträge zu gunsten Hollands auferlegten, freizumachen suchte — ein Gegenstand, der zu recht erbitterten Streitigkeiten zwischen den beiden Höfen führte. Zweitens bei Gelegenheit des Übertrittes des Erbprinzen von Hessen-Kassel zur katholischen Religion, wo England im Vereine mit Preußen sich bemühte, dessen Kinder dem Protestantismus zu erhalten, während Österreich dem Erbprinzen sogar das Recht zusprechen wollte, dereinst die Landesreligion zu ändern, als ob man noch im sechzehnten Jahrhundert gelebt hätte. Die öffentliche Meinung Englands sah in solchem Gebaren Österreichs den reinsten Undank und schalt unwillig auf den grenzenlosen Hochmut der Habsburger. Aber so erschüttert war die alte Bundesgenossenschaft doch noch nicht, zumal Frankreich sich allen österreichischen Anträgen gegenüber äußerst störrisch zeigte, daß bei dem beginnenden Konflikt zwischen diesem und England, Österreich sich nicht zunächst auf die Seite Großbritanniens gestellt hätte; ja, es betrieb mit allem Eifer den Abschluß eines direkten Bündnisses zwischen England und Rußland. Je mehr indes die diplomatischen Verhandlungen vorschritten, um so schroffer stellte sich die ganze Größe des Gegensatzes in den Zielen der Wiener und der Londoner Regierung heraus. Letztere erblickte in Frankreich ihren eigentlichen, ja ausschließlichen Widersacher, während Österreich es vielmehr auf Preußen als seinen gefährlichsten Nachbarn und Feind abgesehen hatte. England gedachte, mit den hannoverschen, den von ihm zu mietenden deutschen, den österreichischen und russischen Truppen eine Kontinentalmacht herzustellen, die Frankreich erdrücken könne. Hierzu war aber unbedingt erforderlich, den König von Preußen zur Neutralität zu bewegen, da er sonst im Verein mit Schweden den Franzosen wieder das militärische Übergewicht auf dem Festlande verschafft hätte. Maria Theresia und Kaunitz dagegen wollten gerade den Kampf zwischen England und Frankreich benutzen, um mit Hilfe Rußlands und Sachsens den Preußenkönig zu vernichten. Sie zogen selbst vor, Belgien, an dessen Erhaltung doch den Seemächten alles lag, an Frankreich zu überlassen, um nur das ganze Gewicht der österreichischen und verbündeten Streitkräfte auf Preußen zu werfen. Daß er hierzu die Zustimmung Englands nie erhalten werde, mußte Kaunitz Anfang August 1755 erfahren. Unter diesen Umständen, und da man mit Recht von der Bedeutung Englands als



THE RIGHT HON.BLE
CHARLES FOX
MEMBER IN THE HOUSE OF COMMON

Nach dem Kupferstiche von Cornorotto; Originalgemälde von F. Sloane.

Landmacht nicht viel hielt, schlugen der Kaiser und die übrigen Minister vor, vollkommene Neutralität zu bewahren. Aber davon wollte Kaunitz nichts wissen, denn das sei einer Großmacht unwürdig. Sollte man nicht lieber die alten Pläne wieder aufnehmen und Frankreich zu gewinnen suchen, indem man ihm die eine Hälfte Belgiens, die andere einem spanischen Bourbonen verspreche und überdies die Nachfolge des Prinzen von Conti in Polen in Aussicht stelle? was zugleich der Pompadour lieb sein mußte, da hierdurch Conti, ihr Gegner, von dem Versailler Hofe entfernt wurde. Ferner rechnete Kaunitz auf die Beihilfe von Schweden, Sachsen, Pfalz, ja vielleicht selbst auf diejenige von Hannover, das durch einen Anteil an der preußischen Beute gewonnen werden sollte. Denn auf die gänzliche Vernichtung Preußens war es abgesehen. Das war der reiflich erwogene, umfassende Plan, dessen Billigung Kaunitz am 20. August 1755 von der Kaiserin erhielt.



Kardinal Bernis.
Facsimile des Stiches von Augustin de St. Aubin (1736—1807); nach seiner eigenen Zeichnung. Originalgröße.

Graf Starhemberg hatte ihn der Pompadour vorzutragen, sowie deren Vertrautem, dem jungen Abbé von Bernis, einem liebenswürdig feinen Weltmann, der von dem geistlichen Stande nichts als den Namen hatte. Indessen die Marquise wollte einstweilen nur auf eine Neutralität Österreichs, keineswegs auf ein Bündnis gegen Preußen eingehen, das vielmehr von Frankreich noch immer als sein vorzüglichster Alliierter betrachtet wurde. Die Kunde von den kriegerischen Vorgängen zu Land und See, sowie von den „Piratereien“ der englischen Kaper brachte in Frankreich die größte Aufregung hervor; Ludwig XV. beschloß, den Kampf mit allen Mitteln zu führen. Da jedoch zu Wasser England stärker war, wollte er sich durch die Eroberung Hannovers rächen. Zu diesem Zwecke erhoffte er die Beihilfe Dänemarks und Schwedens, vor allem aber Preußens. Deshalb schätzte man in Versailles Friedrichs Allianz so hoch, weil diese Rußland und Österreich in Schach halten sollte, während Frankreich im nordwestlichen Deutschland den Meister spielte.

Wirklich riet Friedrich im Frühjahr und Sommer 1755 den Franzosen, sich Hannovers zu bemächtigen und damit den König-Kurfürsten Georg II. zum Frieden zu zwingen. Doch hatte er die französische Auf-

forderung, er möge selber die Eroberung Hannovers bewerkstelligen, entschieden zurückgewiesen, um nicht Österreich und Rußland zum Eingreifen zu veranlassen und dadurch einen allgemeinen Krieg herbeizuführen. Hatte er ja nur die schleunige Wiederherstellung des Friedens im Auge! Es war nicht eine deutsch-nationale Politik, die er befolgte, sondern ganz einfach eine Friedenspolitik.[1]) Immerhin blieb er dabei dem französischen Bündnis getreu. Wiederholt hat er im Herbst 1755 englische Anerbietungen zurückgewiesen. Da kam die endgültige Entscheidung für des Königs Benehmen von Rußland.

Unter österreichischer Einwirkung schloß die Zarin Elisabeth am 30. Sept. 1755 mit England ein Bündnis, das demselben gegen eine Subsidie von einer Million Pfund 70 000 Russen zu Gebote stellte. Dieser Vertrag war nur dem Scheine nach wider das ferne Frankreich, in Wahrheit gegen dessen, Rußland benachbarten Verbündeten, gegen Preußen gerichtet. Die Kunde von dem Abkommen rief in Berlin, auch bei Friedrich, eine wahre Panik hervor. Auf Frankreich war ebenso wenig Verlaß, wie während der schlesischen Kriege. Der französische Gesandte in Dresden, Graf Broglie, zeigte sich dem preußischen Interesse durchweg feindlich; ja aus dessen Papieren, die in des Königs Hand gefallen waren, mußte dieser erfahren, daß die Versailler Regierung auf dem Punkte stand, mit seinem Gegner August III. ein Bündnis zu schließen![2]) Von Österreichs und Rußlands ganzer, durch England bezahlter Macht angegriffen, ohne Alliierten, in solcher Situation mußte Preußen unterliegen!

Indem der König voll Erregung nach einem Ausweg aus so drohender Verwickelung suchte, verfiel er, von den Berichten seiner Gesandten getäuscht, in einen verhängnisvollen Irrtum: er glaubte Rußland nicht so eng mit Österreich verknüpft, als vielmehr von dem englischen Golde abhängig. Trat er nun mit England in Verbindung, so meinte er auch Rußland gewonnen, damit aber Österreich vereinzelt und zu friedlichem Verhalten genötigt zu haben. Und dazu kam der zweite Irrtum: er hielt die französische Regierung wegen ihrer Liederlichkeit und Nichtsnutzigkeit für so friedfertig, daß sie sich schließlich mit der Neutralität ganz Norddeutschlands einverstanden erklären würde; jedenfalls erachtete er sie für unfähig zu dem heroischen Entschlusse, mit den Jahrhunderte alten Überlieferungen bourbonischer Politik zu brechen und sich vielmehr mit dem traditionellen Gegner Österreich zu verbinden. Friedrichs Absichten waren durchaus richtig und lobenswert. Er wollte nicht um der fernen amerikanischen Händel willen sich gegen die überlegenen Nachbarn in einen Kampf stürzen, von dem er für seinen Staat nur Unheil voraussah. Trotzdem muß man sagen, wie er selbst zwei Jahre später offen anerkannt hat: er hatte die Gesinnungen der großen europäischen Mächte nicht gut erwogen, als er am 16. Januar 1756

1) Ich folge hier den Darlegungen Naudés a. a. O., sowie den Aktenstücken der „Polit. Korr. Friedr. d. Gr."

2) de Broglie, Le secret du roi, I, 127 ff.: ein um so bedeutsameres Zugeständnis des Herzogs von Broglie, je parteiischer derselbe gegen Friedrich II. ist.

mit England zu Westminster einen Vertrag schloß, in dem die beiden Staaten sich gegenseitig ihre Besitzungen verbürgten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen auf deutschem Boden zuzulassen. England wollte also die Russen, Preußen die Franzosen fern halten.

So richtig und patriotisch auch hierbei Friedrichs Gesichtspunkte an sich waren — in diesem besonderen Falle hatte er sich von England übervorteilen lassen. Dies löste nur seine Beziehungen zu Österreich, von dem es doch nichts für seine eigenen Zwecke zu erwarten hatte, während Friedrich geradezu den Absichten seines einzigen Verbündeten entgegentrat und hierdurch die Gefahr eines Bruches mit demselben herbeiführte. Und dennoch hat Friedrich keineswegs als Frankreichs Feind auftreten wollen; er meinte eben fälschlich, dasselbe werde die Vereitelung seiner Angriffspläne ruhig über sich ergehen lassen. Die hannoverschen wie die preußischen Staatsmänner sprachen frohlockend die Hoffnung aus, daß durch den Vertrag von Westminster der Friede Deutschlands gesichert sei.

Zu spät kam, noch im Januar 1756, als außerordentlicher französischer Gesandter der Herzog von Nivernois nach Berlin, um mit dem König gemeinsame kriegerische Operationen zu verabreden. Nivernois, ein Grand-Seigneur von feinster Bildung und aufrichtiger, ehrenhafter Gesinnung, von Friedrich selbst höher geschätzt als alle sonstigen französischen Staatsmänner, verhehlte keineswegs, daß Frankreich den Abschluß des englisch-preußischen Neutralitätsvertrages als eine Verletzung des preußisch-französischen Bündnisses betrachten werde, was der König mit einer etwas erkünstelten Verwunderung aufnahm. Um den Versailler Hof wieder günstig zu stimmen, erbot er sich für den Fall, daß derselbe in seinem europäischen Gebiete angegriffen werde, ihn mit 10 000 Mann zu unterstützen.

Es gab in der That in Versailles eine Partei, die sich mit des Königs von Preußen Versicherungen zufrieden geben wollte; zu ihr gehörte der damalige Minister des Äußeren, Rouillé. Jedoch im allgemeinen war man weder in Versailles noch in Wien geneigt, die Sache so harmlos aufzufassen. Österreich fürchtete nun, da Preußen sich mit England gut gestellt habe, ohne daß sein Bündnis mit Frankreich förmlich gelöst war, ganz isoliert zu werden. Nur um so eifriger betrieb Starhemberg seine Unterhandlungen mit dem französischen Hofe. Diesen aber berührte der Neutralitätsvertrag von Westminster auf das peinlichste. Weil Frankreich sich seiner Inferiorität zur See wohl bewußt war, hatte es um so mehr seine Hoffnungen auf den Landkrieg gegen Hannover gesetzt. Und an diesem wollte es Friedrich verhindern! Seit dem Januar 1756 zeigte sich der Abbé Bernis viel entgegenkommender gegen Österreich als bisher. Man wußte in Wien sehr genau, wie durchaus friedliebend der König von Preußen sei; allein solche Erwägungen galten dort ebenso wenig wie reichspatriotische Bedenken, die doch der deutschen Kaiserin am ehesten geziemt hätten. Maria Theresia und Kaunitz wollten unter den damaligen, für Östereich so günstigen Bedingungen mit Preußen einen Kampf



Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland.

Nach dem Kupferstiche von G. F. Schmidt (1712—1775); Originalgemälde von L. Tocqué (1695—1772).



herbeiführen, von dem sie dessen Vernichtung erhofften.[1]) Darauf ließ sich freilich das Versailler Kabinett nicht ein, um nicht Österreich in Deutschland allmächtig werden zu lassen: Starhemberg mußte sich mit einem Verteidigungsbündnisse begnügen, zu dessen Zustandekommen die liebenswürdigen Briefe Kaunitz' an die königliche Buhlerin und die Geschenke der sittenstrengen Kaiserin an dieselbe nicht wenig beitrugen. So wurden am 1. Mai 1756 in Versailles zwei Verträge zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia abgeschlossen: der erste, öffentliche, war eine sehr harmlose Neutralitätskonvention zwischen beiden Souveränen, nach Art des Westminster Vertrages; der zweite, geheime, aber war eine Defensivallianz zwischen beiden Mächten, die sich mit je 24000 Mann zu unterstützen versprachen, den gegenwärtigen französisch-englischen Krieg ausgenommen.

Die Vorteile dieses Vertrages waren sicher auf Seite Österreichs, das gegen jeden Angriff Hilfe von Frankreich zu erwarten hatte, während es letzterem gerade in dem dringenden Falle des schwebenden Kampfes mit England nichts zu leisten brauchte. Frankreich war nunmehr in einem preußenfeindlichen Sinne engagiert und zu einem Bündnisse mit derjenigen Macht veranlaßt, deren Bekriegung es bisher als die Hauptaufgabe seiner Politik betrachtet hatte. Diese österreichische Allianz von 1756 war im französischen Volke durchaus unpopulär; sie erschien demselben lediglich als ein Ausfluß der Hofkabalen. Hier schied sich zum erstenmal in Frankreich die auswärtige Politik der Dynastie von derjenigen der Nation, während deren Vereinigung bisher die hauptsächliche Stärke des französischen Königtums ausgemacht hatte. Indem so auch in der äußeren Politik Krone und Volk einander schroff entgegen traten, ist das österreichisch-französische Bündnis eine der vornehmsten Ursachen der Revolution geworden. Unmittelbar bedeutete die Allianz mit Österreich und Rußland für Frankreich die Aufopferung der mit teurem Gelde angeworbenen und unterhaltenen französischen Partei in Polen, der Verzicht auf den Gedanken, den Prinzen von Conti auf den Thron der Piasten zu erheben, die Überlassung Polens an die russische Willkür: ein Vorspiel für das Schicksal, das Frankreich stets dem von ihm geköderten Polen bereitet hat. Für Frankreich selbst war sie das Aufgeben seines ganzen Einflusses auf das östliche Europa.[2])

Übrigens sahen die österreichischen Diplomaten die Versailler Verträge nur als einleitende an, als Vorbereitung zur Heranziehung Frankreichs zu einem Angriffe auf Preußen. Derselbe wurde um so wahrscheinlicher, als im Frühjahr 1756 der Kampf zwischen England und Frankreich offen ausgebrochen war, und zwar mit großem Erfolge für letzteres. Die Franzosen nahmen von den Ereignissen des Vorjahres den Vorwand, ohne weitere Erklärung die Insel Minorca plötzlich anzugreifen, die durch den Utrechter Frieden an Eng-

1) Mémoires et lettres du Card. de Bernis, herausgeg. von Fr. Masson, (2 Bde. Paris 1878), S. 292 f.

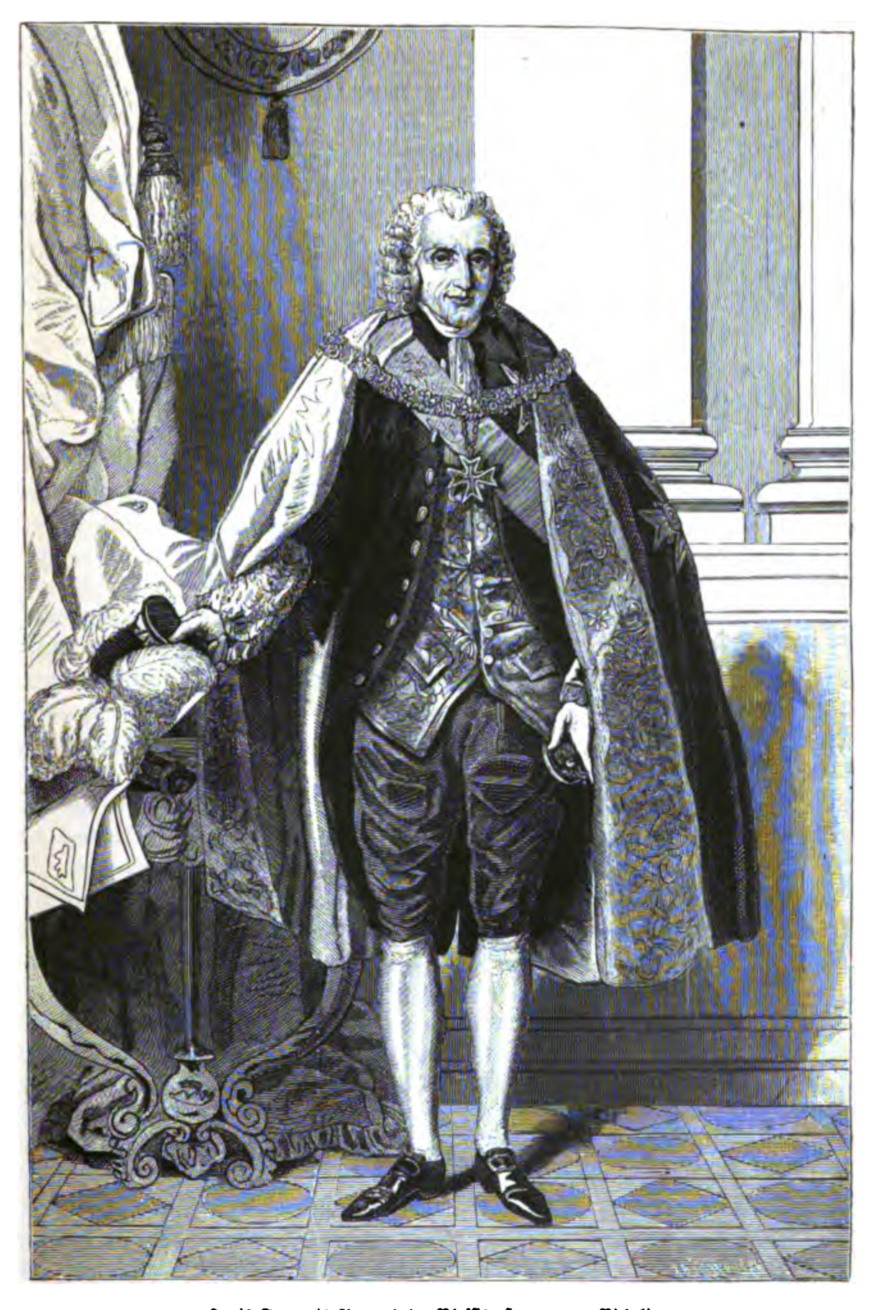
2) de Broglie, Le secret du roi, I, 134 ff. 150 ff.

land übergeben, und die von dem unfähigen Newcastle fast ohne Verteidigung gelassen worden war (April 1756). Eine nur mäßige Flotte von schlecht ausgerüsteten Schiffen unter Admiral Byng wurde zu ihrem Entsatze ausgesandt; allein nach einem unentschiedenen Gefechte zog sie sich zurück und überließ Minorca seinem Schicksale. Wirklich mußten die englischen Truppen daselbst einige Monate später sich dem Herzoge von Richelieu ergeben. Die förmliche Kriegserklärung zwischen Frankreich und England war schon Mitte Mai erfolgt.

Die Aufregung in England bei diesen Unglücksfällen war eine außerordentlich große. Newcastle opferte der Volkswut den unglücklichen Byng, der vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen wurde. In dieser Erregung erkannte die öffentliche Meinung Englands sehr wohl die Tragweite der Verträge von Versailles und klagte laut das Benehmen der Kaiserin als schwärzesten Undank an. Wie viele Millionen hatte Großbritannien nicht für die Erhaltung Österreichs geopfert! Hatte es nicht die eroberten französischen Kolonien zurückgegeben, um Österreich die Niederlande wieder zu verschaffen? Und nun mußte England auch den Abfall Rußlands erleben. Wie Starhemberg sich der Mätresse des französischen Königs, so bediente sich der österreichische Gesandte in Petersburg, Esterhazy, ungescheut des Liebhabers der Kaiserin, des jungen Iwan Schuwaloff, da ihm Bestushew noch nicht österreichisch genug gesinnt war. Es wurde klar, wie gründlich sich Friedrich über die Zustände am russischen Hofe getäuscht hatte, in betreff deren ihn freilich die englischen Diplomaten noch viele Monate hindurch hinters Licht zu führen suchten. Als die Zarin hörte, daß England sich mit Preußen verglichen habe, wurde sie auch gegen das erstere höchlichst erzürnt und war sofort bereit, auf die Subsidien des Kabinetts von St. James zu verzichten. Sie zeigte sich entschlossen, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Wirren Preußen zu demütigen und unschädlich zu machen; sie erbot sich, selbst ohne Frankreichs Beihilfe, der Kaiserin-Königin 80 000 Mann zur Rückeroberung Schlesiens zur Verfügung zu stellen. Dafür nahm sie als ihren Teil der Beute Ostpreußen in Anspruch, und die deutsche Kaiserin hatte selbstverständlich nichts dawider einzuwenden, daß dieses deutsche Land in den Besitz von Fremden überginge. Nur wollte Österreich den allseitigen Angriff auf Preußen auf das Jahr 1757 verschoben wissen, teils um auch Frankreich für einen solchen zu gewinnen, teils weil es selber nach guter alter Sitte mit seinen militärischen Vorbereitungen im Rückstande war.

So zog sich das Unwetter immer drohender über dem Haupte Friedrichs zusammen. Man kann nicht anders sagen: wenn wir vom deutschnationalen Standpunkte absehen und nur kühl den politischen in Betracht ziehen, hatte die österreichische Diplomatie unter Leitung von Kaunitz den von Friedrich II. durch den Vertrag von Westminster begangenen Fehler vortrefflich ausgenutzt.

Der preußische König, der von Frankreich nichts befürchtete, von den durch England bezahlten Russen nur Gutes erwartete, war fest entschlossen



Louis François Armand du Plessis, Herzog von Richelieu.
Originalgemälde, im Historischen Museum zu Versailles, von Louis Charles Auguste Couder nach Pierre Maria Gault de Saint Germain (1754—1822).

gewesen, den Vertrag von Westminster zur Ausführung zu bringen und in Hannover weder einen französischen Angriff noch eine österreichische Besatzung zu dulden. Allmählich aber wurden ihm die Augen geöffnet über die Gefahren, denen er sich durch jene Konvention ausgesetzt hatte. Er erhielt im Juni 1756, zuerst aus dem Haag, dann von zwei sächsischen Kanzlisten, die er bestochen hatte — denn der Dresdener Hof nahm eifrig an allen gegen Preußen gesponnenen Intriguen Anteil — Nachrichten, die ihm im allgemeinen das Bedrohliche der ganzen Lage, zumal auch den Abfall Rußlands von der englischen Allianz, die allmähliche Bildung einer Koalition wider ihn offenbarten. Mitte Juli erfuhr er unter der Hand — nicht etwa, wie man behauptet hat, durch den russischen Thronfolger Großfürsten Peter, sondern von dem holländischen Gesandten am Petersburger Hofe, van Swart, einem ausgezeichneten und mit den dortigen Staatsmännern sehr vertrauten Diplomaten, dessen Berichte der preußische Geschäftsträger im Haag, von der Hellen, hatte einsehen können[1] —, wie im nächsten Frühjahre Rußland und Österreich gemeinsam über ihn herzufallen gedächten. Der Augenschein lehrte, daß Österreich seine Truppen in Böhmen und Mähren, Rußland die seinigen in den Ostseeprovinzen zusammenzog.

Es war eine furchtbare Perspektive, die sich hier für Friedrich eröffnete; aber er schaute ihr mit Festigkeit, Klarheit und kühner Thatkraft entgegen. Auf die englische Beihilfe legte er kein großes Gewicht, brachte vielmehr sein eigenes Heer schnell auf 150 000 Mann. Und nun faßte er den ganz richtigen Gedanken, er dürfe seinen Feinden nicht gestatten, ihre Rüstungen zu vollenden, sondern müsse ihnen zuvorkommen, erst die Österreicher, dann die Russen inmitten ihrer Vorbereitungen schlagen und entwaffnen, die ganze unnatürliche Koalition sprengen, ehe sie in Wirksamkeit getreten sei. Schon im Juli 1756 war er dazu entschlossen. „Sieht meine Nase danach aus, als wäre sie gemacht, Nasenstüber in Empfang zu nehmen?" rief er dem englischen Gesandten zu; „bei Gott, die werde ich nicht dulden. Maria Theresia will den Krieg, und sie soll ihn sofort haben. Ich kann nichts dagegen thun, sondern nur meinen Feinden zuvorkommen, meine Truppen sind bereit, und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird." Selten war wohl ein Entschluß zum Kriege so gerecht, so kühn und zugleich so weise. Er gab sich den Anschein, als wolle er dem Andrängen der Engländer zuliebe das Odium des ersten Angriffs von sich abwälzen, und stellte deshalb an den Wiener Hof zu verschiedenen Malen Anfragen über den Grund von dessen Rüstungen: nicht als ob er eine befriedigende oder nur entschiedene Antwort erwartet hätte, sondern um dadurch einen Beweis seiner Mäßigung zu geben. Der wahre Grund dieser Anfragen und des Aufschubes der letzten preußischen Kriegsvorbereitungen war indes der, daß Friedrich durch den späten Beginn der Aktion die Franzosen daran verhindern wollte, noch in diesem

1) Naudé in der Hist. Zeitschr., Bd. LVI, S. 420 ff.

Jahre 1756 ihre weit zerstreuten und entfernten Truppen in Deutschland einrücken zu lassen.[1]) Wirklich erhielt sein Gesandter von der Kaiserin-Königin eine gerade in ihrer Unbestimmtheit drohende Erwiderung: „Die kritische Lage der allgemeinen Verhältnisse läßt mich die Maßregeln als notwendig betrachten, die ich für meine Sicherheit und für die Verteidigung meiner Verbündeten treffe, und die übrigens niemand zum Nachteile gereichen sollen.“ Eine dritte Anfrage wurde gar nicht beantwortet. Damit war für Friedrich der Krieg unvermeidlich geworden. Am 2. August wurden die ersten Mobilmachungs-Ordres erteilt, und so vortrefflich war die Heeresmaschinerie eingerichtet, daß binnen drei Wochen alle Regimenter, vom Rhein wie von Ostpreußen, in Schlesien und an der sächsischen Grenze zum Losschlagen bereit standen.

Daß der König mit seinem Angriffe (Ende August 1756) in vollem Rechte war, daß er nur zu ihm gelegener Zeit einen Krieg begann, der doch wenige Monate später mit verdoppelter Wucht ihm aufgedrängt worden wäre, darüber ist kein Zweifel mehr, das gestehen auch die gegnerischen Schriftsteller der Jetztzeit ein. Wußte doch Friedrich, daß noch Ende Juli Kaunitz dem sächsischen Gesandten anvertraut hatte: im nächsten Jahre würden die drei Großmächte sicher über Preußen herfallen. Der wahre Urheber des siebenjährigen Krieges ist nicht Friedrich der Große — diese Urheber sind Maria Theresia, Kaunitz, Elisabeth von Rußland, welche eine leidenschaftliche und dabei geschickte Angriffspolitik gegen Preußen betrieben. Ein Thor wäre Friedrich gewesen, wenn er ruhig abgewartet hätte, bis seine Feinde nach Beendigung aller ihrer Vorbereitungen von den verschiedensten Seiten sich vernichtend auf ihn gestürzt hätten. Brühl selber meinte damals mit dem Scharfblick des bösen Gewissens: der König von Preußen werde sich nicht auf der Defensive halten, sondern durch einen Offensivstoß seinen Feinden zuvorkommen. Getäuscht hat sich Friedrich nur in der Richtung, die er zunächst seinem Angriffe gab. Das Natürlichste und Gerechteste und, wie die Dinge lagen, wohl auch das Nützlichste wäre für ihn gewesen, sich auf die noch ganz unfertigen Truppenansammlungen in Böhmen und Mähren zu werfen und dieselben mit schnellen Schlägen zu vernichten. Er wurde indes irre geführt durch die unvollständigen Mitteilungen aus der Dresdener Kanzlei. So viel war sicher, der König von Polen und sein Minister Brühl hatten unaufhörlich in Wien und Petersburg gegen Preußen intriguiert und gehetzt, auch Kundschaft über die preußischen Vorgänge dorthin gesandt; Frankreich und Österreich hatten sich um den Beitritt Sachsens zu ihrem Bündnisse beworben; dringend hatte seinerseits Sachsen um Hilfe gegen einen etwaigen preußischen Angriff gebeten. Über diese Thatsachen nur ungefähr unterrichtet, glaubte Friedrich, der Kurstaat habe sich mit den Großmächten förmlich wider ihn alliiert. Einen Gegner aber, der nur drei Tagemärsche von Potsdam stand, wollte er nicht

---

1) Naudé a. a. O. S. 430.

auf seinem Wege lassen. Er hoffte, die Sachsen unvorbereitet zu überfallen, sie unschädlich zu machen, dann ebenso schnell die Österreicher anzugreifen, ihnen einen verderblichen Schlag zu versetzen und hierauf den erschreckten Feinden einen Frieden auf Grund der Verträge von Dresden und Westminster anzubieten; Friedrich hatte keine neuen Eroberungen im Sinne, er war thatsächlich, nicht aber moralisch der Angreifer.[1]) Dagegen war sein Überfall Sachsens ungerechtfertigt und stellte sich noch dazu als ein schwerer politischer und militärischer Fehler heraus, der vielleicht ganz allein die lange Dauer des Krieges veranlaßt hat. Der Kampf aber, der nunmehr Europa, Amerika, Asien zugleich in Feuer setzte, ist in vielen Beziehungen der merkwürdigste der ganzen neueren Geschichte. Für das preußische Volk brachte er die Gelegenheit, sich durch Tapferkeit, Ausdauer und Opferfreudigkeit einen hervorragenden Platz in der Weltgeschichte zu erstreiten; für Friedrich II., unentwegte Seelengröße und edle Beharrlichkeit zu entwickeln, die ihn unter die vornehmsten Helden einreihen. In diesem Kriege ist der Grund zu dem heutigen Deutschland gelegt worden.

---

1) Im Widerspruche mit allen bisherigen Geschichtschreibern des siebenjährigen Krieges spricht Naudé (a. a. O. S. 458 f.), auf Grund einer von Friedrich an den engl. Gesandten Mitchell gemachten Eröffnung, die Meinung aus: der König habe 1756 nur Sachsen und Nordböhmen besetzen, nicht aber eine entscheidende Schlacht liefern wollen. Diese Mitteilung Friedrichs war jedoch offenbar nur zur Beruhigung der Engländer bestimmt, die den endgültigen Bruch mit Österreich möglichst zu vermeiden wünschten. Ein solcher Plan Friedrichs hätte keine hinreichende militärische Kompensation für die ungünstige politische Lage geschaffen, welche der Angriff Friedrichs auf Sachsen und Österreich für ihn brachte.: man denke nur an das durch diesen Angriff hervorgerufene Eintreten Frankreichs in die Offensivallianz gegen Preußen.

Fünftes Kapitel.

Der Siebenjährige Krieg.[1])

Am 29. August 1756 überschritt die von Friedrich selbst befehligte preußische Hauptarmee in der Stärke von 70 000 Mann die sächsische Grenze, während fast 30 000, unter Feldmarschall Schwerin, Schlesien gegen die Österreicher, ein anderes Truppenkorps, unter Feldmarschall Lehwaldt, Ostpreußen gegen die Russen deckte. Der klägliche sächsische Hof, vollständig überrascht, konnte zur Mobilmachung seines Heeres nur viertausend Thaler auftreiben! Auch in Wien herrschte die größte Bestürzung, da man die Preußen demnächst vor den Mauern der Hauptstadt erscheinen zu sehen fürchtete. Mehrere Mitglieder des Ministeriums rieten dringend zum Abschluß des Friedens um jeden Preis. Allein Maria Theresia und Kaunitz blieben fest. Wirklich erlebte Friedrich eine erste Enttäuschung, da der sächsische Hof auf seine Aufforderung nicht die Waffen niederlegte, vielmehr die Österreicher zur Hilfe herbeirief und zugleich seine Truppen in fast unangreifbarer Stellung auf den Höhen zwischen dem Gottleuba-Bach und der Elbe oberhalb Pirnas konzentrierte. Der Haß gegen Friedrich und das Vertrauen auf die mächtige Koalition waren eben stärker als die Furcht. Nun zeigte sich die volle Bedeutung von Friedrichs Mißgriff: er mußte sich darauf einlassen, die Sachsen langsam auszuhungern. Damit verlor er aber den Vorteil, den sein kühner Angriff ihm hatte bringen sollen. „Die Saksen verderben mihr die gantze Campagne," schrieb der König unwillig seinem Freunde Winterfeldt. Lange und tapfer verteidigten sich, unter tausend Entbehrungen, die Sachsen, bis endlich aus Böhmen der kaiserliche Feldmarschall Browne mit 35 000 Mann zu ihrem Entsatze herbei kam. Aber Friedrich rückte demselben mit einem Teile seines Heeres entgegen, während der andere die Einschließung der Sachsen bei Pirna

1) Arn. Schaefer, Geschichte des Siebenjährigen Krieges (3 Bde. Berlin, 1867—74). — A. v. Arneth, Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg (2 Bde. Wien 1875). — Geschichte des Siebenj. Krieges, von den Offizieren des großen Generalstabes (6 Bde. u. Atlas, Berlin 1824—37). — C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763 (3 Bde. Kassel 1863 ff.). — Aster, Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen 1756 (Dresden 1848). — Chr. H. Ph. v. Westphalen, Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg (6 Bde. Berlin 1859—72).

fortsetzte. Die Schlacht bei Lobositz, am 1. Oktober 1756, endigte, nach mutigem Widerstande der Österreicher, mit einem Siege der Preußen, der für diese um so rühmlicher war, als sie nur 24000 Mann zählten.

Die Niederlage der Kaiserlichen entschied auch das Schicksal der Sachsen, die, von allen Lebensmitteln entblößt und nur noch 15000 Mann stark, sich kriegsgefangen ergeben mußten (15. Oktober). Die Gemeinen wurden mit Gewalt in die preußischen Regimenter untergesteckt, aus denen sie aber später in Masse desertiert sind. König August III. durfte nach Polen gehen, während seine Familie in Dresden zurück blieb. Das Kurfürstentum wurde als erobertes Land behandelt: man räumte die sächsischen Zeughäuser aus, setzte eine preußische Landesverwaltung in Dresden ein und belegte das öffentliche Vermögen, sowie alle Steuern zu gunsten Preußens mit Beschlag.

Gewiß hatte Friedrich den Kampf mit Erfolgen eröffnet, zweien Siegen und der Besitznahme des ausgedehnten und wohlhabenden sächsischen Landes: aber sie waren nicht so entscheidend, wie er gehofft hatte. Militärisch war nichts erreicht, als die Entwaffnung Sachsens, die auch wohl auf indirektem Wege zu erlangen gewesen wäre. Nun mußte Friedrich in die Winterquartiere gehen, und so hatte Österreich Zeit gewonnen, seine Rüstungen bis zum nächsten Feldzuge zu vollenden. Seine Stellungen und sein Heer waren noch nicht ernstlich beschädigt. Damit war der eigentliche Zweck von Friedrichs Angriff gänzlich verfehlt, vielmehr hatte der letztere nur dazu gedient, des Königs politische Stellung zu verschlechtern; denn Österreich hatte Gelegenheit erhalten, über dessen angebliche Eroberungslust zu deklamieren und mit der Miene gekränkter Unschuld die Verbündeten um Hilfe anzurufen. Die Enttäuschung Friedrichs sprach sich in den Vergleichsverhandlungen aus, die auf seinen Befehl Feldmarschall Schwerin mit dem kaiserlichen General Piccolomini anknüpfte, die aber von Wien aus sofort unterbrochen wurden.

In der That arbeitete die Dauphine, eine Tochter Augusts III., die bei ihrem Schwiegervater Ludwig XV. in hoher Gunst stand, nun bei diesem, im Verein mit der Pompadour, in preußenfeindlichem Sinne. Dazu kam, daß Graf Broglie, der französische Gesandte in Dresden, der beständig den Verkehr zwischen den eingeschlossenen Sachsen und den Österreichern vermittelt hatte, endlich von den Preußen mit Gewalt an seinen Durchstechereien verhindert worden war. Das rechnete man Friedrich als einen Bruch des Völkerrechtes an! Hierauf wurden, obwohl der größte Teil der französischen Staatsmänner dem lästigen österreichischen Bündnis abgeneigt war, die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen abgebrochen.

Und dabei zeigte sich des letzteren einzig möglicher Bundesgenosse, England, unter dem Ministerium Newcastle den großen, entscheidenden Umständen durchaus nicht gewachsen. Weder in Europa noch in Amerika, weder zur See noch zu Lande hatte es irgend welche Kraft entwickelt. In den transatlantischen Besitzungen hatte es aber in dem neuen französischen Generalgouverneur, dem hochbegabten und kriegskundigen Marquis von Montcalm, einen furcht-

baren Gegner erhalten. Derselbe nahm die englischen Forts am Ontariosee und machte sich so zum Herrn des ganzen Gebietes der großen Seen, deren



Georg III., König von England.

Verkleinertes Facsimile des Stiches, 1772, von Richard Houston (1728—1775); Originalgemälde, 1771, von J. Zoffany (um 1733—1810).

Abfluß der Lorenzstrom ist. Was lag näher, als daß England an Stelle des verlorenen Minorca sich eine neue Position im Mittelmeere sicherte, auf der

Insel Corsika, die sich wiederum, unter Führung des heldenmütigen Pasqual Paoli, im Aufstande gegen ihre mit Frankreich eng verbündeten genuesischen Tyrannen befand? Aber die englische Flotte sah unthätig zu, wie, von Genua gerufen, ein französisches Heer auf Corsika landete und sich hier zu dauerndem Besitze einrichtete. Schon machte Newcastle sich mit dem Gedanken eines schimpflichen Friedens vertraut. Allein darin fand er heftigen Widerstand im Parlament, der sich verstärkte, als Fox, der nicht mehr der Diener und Vertreter einer so durchaus unfähigen Politik sein wollte, aus dem Ministerium ausschied. Wie unangenehm auch dem Könige Georg II. der kühne, sebständige Charakter Pitts war, vor dem steigenden Zorne der Nation mußte er weichen: Newcastle ward entlassen und ein neues Kabinett gebildet, dessen Seele Pitt als Staatssekretär des Auswärtigen war. Der neue Minister veranstaltete in der That umfassende Rüstungen und bereitete die Aufstellung eines englisch-hannoverschen Heeres von 50 000 Mann in Westfalen vor, um hier die Franzosen zu bekämpfen. Braunschweigische, Hessen-Kasseler, Bückeburger und Gothaer Truppen wurden in englischen Sold genommen. Indes daheim war Pitts Lage eine unerträgliche: während er selbst krank danieder lag, arbeiteten der König und seine Freunde, die Mehrheit des Oberhauses und alle Anhänger des Hofes bei den Gemeinen gegen ihn. Endlich erklärte gar der Herzog von Cumberland, nur im Falle der Entlassung Pitts den Oberbefehl über die Bundesarmee in Westfalen übernehmen zu wollen. So ward bereits im April 1757 Pitt wieder verabschiedet, um unter dem allgemeinen Unwillen des Volkes abermals von Fox ersetzt zu werden.

Ein solches Schwanken der englischen Regierung mußte alle Gegner derselben und damit Preußens ermutigen. Keiner von ihnen war unternehmender, als der Wiener Hof, der mit nie ruhendem Eifer an dem Verderben des verhaßten Nachbarn arbeitete. Nach einigen verdammenden Beschlüssen des Reichshofrates erklärte, auf Österreichs Antrag, der Regensburger Reichstag an Preußen den Krieg (Januar 1757). Wie ein Jahrhundert später, war das offizielle Deutschland gegen Preußen, das doch in Wirklichkeit das deutschnationale Prinzip vertrat und verfocht. Dieser vom Reichstage verurteilte Friedrich war es, der Deutschland vor den Fremden zu schützen unternahm, während das Kaisertum Ostpreußen den Russen, Pommern den Schweden, Belgien den Franzosen und Spaniern zu überliefern gedachte! Wichtiger als das Ergebnis in Regensburg waren die Verhandlungen Österreichs mit Rußland und Frankreich.

Mit jenem kam, bei dem bitteren Hasse Elisabeths gegen Friedrich, die Kaiserin-Königin bald ins Reine. Am 2. Februar 1757 schlossen beide Fürstinnen ein neues Bündnis, in welchem jede von ihnen mit 80 000 Mann, Rußland überdies mit einer Flotte, gegen Preußen zu kämpfen sich verpflichtete, bis Österreich wieder Schlesien und Glatz erobert habe und Preußen „zum Besten der Menschheit erniedrigt“ worden sei. Dem Könige von Polen wurden zur Entschädigung der erlittenen Nachteile die Städte Magdeburg und Halle

mit den dazu gehörigen Gebieten verheißen. Auch Dänemark und Schweden sollten zur Mitwirkung herangezogen und ihnen, selbstverständlich auf Kosten Preußens, „thatsächliche Vorteile“ zugesagt werden.

Mit Schweden glückte das. Vergebens widerstrebten König Adolf Friedrich und noch mehr, begreiflicherweise, seine Gemahlin, Friedrichs II. Schwester Ulrike. Da Frankreich und Rußland zusammen auf dasselbe Ziel hinwirkten, vereinigten sich im Reichsrate „Hüte“ und „Mützen“ zum Kampfe gegen Preußen, wobei die reichen französischen Hilfsgelder den Eifer noch erhöhten. Vergebens machte man geltend, daß die religiösen Interessen Schwedens dasselbe vom Kriege gegen einen glaubensverwandten Staat ebenso abhalten müßten, wie seine politischen von Schergendiensten für seinen Unterdrücker und Erbfeind Rußland. Vergebens zeigte das Volk sich nicht minder unzufrieden als der Hof. Am 21. März 1757 wurde das Bündnis Schwedens mit den Feinden Friedrichs des Großen unterzeichnet. König Friedrich V. von Dänemark dagegen verharrte, trotz aller Anerbietungen von beiden Seiten, in weiser Neutralität. „Ein Krieg,“ schrieb damals Graf Bernstorff, „der ohne gerechte Ursache oder vielmehr ohne Not unternommen wird, ist der furchtbarste Entschluß, welchen Menschen fassen können. Der König von Preußen hat nichts gegen Dänemark gethan. Mit welchem Rechte würden wir also an einem Kriege teilnehmen, der uns nichts angeht, und warum würden wir die Waffen gegen einen Fürsten ergreifen, der uns nicht angegriffen hat, für einen andern, der nicht unser Verbündeter ist?“ [1])

So edle und biedere Gesinnungen waren sonst freilich unter den leitenden Persönlichkeiten damals nicht zu finden. In Frankreich wollten König Ludwig und die Pompadour nur von einem Kriege großen Stiles gegen England und Preußen hören; der jüngste Vertrag von Versailles genügte nicht mehr. Ende 1756 wurde deshalb Graf d'Estrées nach Wien geschickt, wo er um einen Angriffsbund mit Österreich förmlich bettelte und die Erlaubnis, die 24000 Mann, welche Frankreich dem ersteren Staate am 1. Mai 1756 zugesagt hatte, gegen Hannover zu verwenden, nur unter der Bedingung erlangte, daß Frankreich zehntausend süddeutsche Soldaten im kaiserlichen Heere unterhalte. So waren, dank der verblendeten Kriegslust in Versailles, die Rollen vertauscht, der Allerchristlichste König der Bittende, die Kaiserin die Gewährende! Wirklich nahm Frankreich die Kurfürsten von der Pfalz, Bayern, Köln, sowie den Herzog von Württemberg in Sold, damit dieselben ihre Kontingente mit dem österreichischen Heere vereinten. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der mit Preußen wegen einiger Grenzämter im Streite lag, zeigte sich nicht minder feindselig. Und doch war die öffentliche Meinung in Deutschland, selbst in dessen katholischem Teile, diesesmal durchaus preußisch oder vielmehr, wie Goethe sagt, „fritzisch“ gesinnt.

Eine Welt in Waffen entstand gegen den kleinen Staat. In Versailles

---

1) Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten des Freih. v. Asseburg, S. 79 f.

feierte die österreichische Politik immer glänzendere Triumphe. Der Kriegsminister d'Argenson, sowie der Finanz- und Marineminister Machault wurden, weil sie Gegner der unbedingten Hingabe an die Habsburger waren, am 1. Februar 1757 entfernt und durch unfähige Geschöpfe der Pompadour ersetzt. [1]) Bernis erhielt zum Lohn für die erfolgreiche Führung der Unterhandlungen mit Österreich das Ministerium des Äußern. Der Abbé war im Grunde ein einsichtiger Mann, welcher den Taumel, der die Pompadour und den König zu gunsten des Wiener Hofes ergriffen, gern gemäßigt hätte; nur fehlte es ihm an Charakterstärke, Bestimmtheit und Ansehen, um das richtig Erkannte auch durchzuführen. Er vermochte nichts als zu seufzen, während die Pompadour sich über die „vorzüglich große Freundschaft und Achtung" entzückt zeigte, welche die sittenstrenge Maria Theresia beständig dieser Buhlerin ausdrücken ließ. [2]) Trotz des Widerstrebens seitens Bernis' setzte mit Hilfe so unwürdiger Schmeicheleien Kaunitz seinen Willen vollständig durch. Frankreich und Österreich schlossen am 1. Mai 1757 einen zweiten Vertrag zu Versailles, den sogenannten Teilungsvertrag, ab. Derselbe war nicht, wie das französische Interesse es erheischte, gegen England, sondern ganz ausschließlich gegen Preußen gerichtet; Frankreich vergaß seine eigenen Aufgaben, um der Kaiserin-Königin bei der Plünderung seines früheren Bundesgenossen beizustehen. Ja, auf dessen gänzlichen Untergang zielte der Vertrag hin. In der That verpflichtete er Frankreich zur Stellung von 105 000 Mann gegen Preußen, sowie zu einer jährlichen Subsidienzahlung von zwölf Millionen Gulden, bis Österreich seine verlorenen Provinzen, Schlesien und Glatz, wieder erlangt haben werde. Außerdem aber beanspruchte die Kaiserin das Fürstentum Krossen nebst anstoßenden Kreisen, sollte Sachsen das Herzogtum Magdeburg und das Fürstentum Halberstadt erhalten, [3]) Schweden den ihm früher gehörenden Teil Pommerns mit Stettin, während Kleve, Mark und Geldern an die übrigen Verbündeten der beiden Vertragsmächte zu verteilen wären. Für den Fall, daß diese Abtretungen sich verwirklichten, überließ die Kaiserin-Königin an Frankreich die flandrische Seeküste mit Nieuport und Ostende, sowie gewisse südbelgische Festungen und Landschaften. Den Rest Belgiens hatte der spanische Infant Don Philipp zu bekommen, der dafür Parma, Piacenza und Guastalla an Österreich zurückgäbe. Nach der ersten Subsidienzahlung durften die Franzosen Ostende und Nieuport besetzen, mußten aber im Frieden, falls Preußen nicht zertrümmert worden, diese Städte zurückgeben.

---

1) Ihre Unwürdigkeit wird durch niemand schärfer gegeißelt, als durch ihren Kollegen Bernis; Fr. Masson, Mémoires et lettres du Card. de Bernis (Paris 1878), I, 372.

2) Bericht des französ. Gesandten in Wien, Choiseul-Stainville, v. 25. Aug. 1757; Aubertin S. 333.

3) Ja, dem Könige von Polen wurden heimlich von Frankreich noch weitere Vergrößerungen auf Kosten Preußens in Aussicht gestellt; Recueil des instructions données aux ambassadeurs de France: L. Farges, La Pologne, Bd. II (Paris 1888) S. 191 f. Instr. an Graf Broglie, 25. April 1757.

Man ersieht aus den Verträgen, die Österreich mit Rußland und Frankreich abschloß, wie wenig Maria Theresia nur die Wiedererlangung des ihr unrechtmäßig entrissenen Schlesien anstrebte, daß sie es vielmehr auf eine weit beträchtlichere Vergrößerung, sowie auf die Vernichtung Preußens, seine Plünderung zu gunsten Frankreichs, Rußlands, Schwedens und Polens, also fast lediglich zum Besten fremder Mächte abgesehen hatte. Ja, Maria Theresia hatte dessen schon im Beginne des Jahres 1757 vor den Franzosen kein Hehl, daß sie noch weitere Gebietsteile Preußens an sich zu reißen suchen werde. Belgien und Luxemburg, die westlichen Vormauern Deutschlands, die Provinzen Preußen und Vorpommern, seine Bollwerke gen Nordosten, sollten den Ausländern überliefert werden: wahrlich, eine unerhörte Beraubung des deutschen Reiches und Volkes durch dessen Kaiserfamilie, die „allezeit Mehrer des Reiches!“ Diese Verträge haben in der That die Habsburger der deutschen Krone unwürdig gemacht. Abgesehen jedoch von deutsch-patriotischer Betrachtungsweise, ist es klar, daß Österreich in dem Versailler Teilungsvertrage einen glänzenden Sieg über Frankreich davon getragen hat. Die Vorteile, welche diesem letzteren bei günstigem Verlaufe des Krieges erwuchsen, waren höchst unbedeutend gegenüber der beträchtlichen Vergrößerung für Österreich und dem Nutzen, welcher demselben im Reiche aus der Zertrümmerung des preußischen Nebenbuhlers, des starken Hortes der evangelischen Stände, erwachsen mußte. Und das alles war einstweilen noch ungewiß und der Zukunft überlassen; sicher nur, daß Frankreich der Kaiserin-Königin mit 105 000 Mann und zwölf Millionen Gulden jährlich Dienste leistete, ohne von ihr dafür die geringste Unterstützung zu erhalten; ja, so gänzlich hatte die Versailler Regierung sich von Kaunitz und Starhemberg übertölpeln lassen, daß Österreich nicht einmal die Verpflichtung, England den Krieg zu erklären, noch das Versprechen auferlegt worden war, sich der Pforte, der Schutzbefohlenen Frankreichs, gegenüber friedlich zu verhalten!

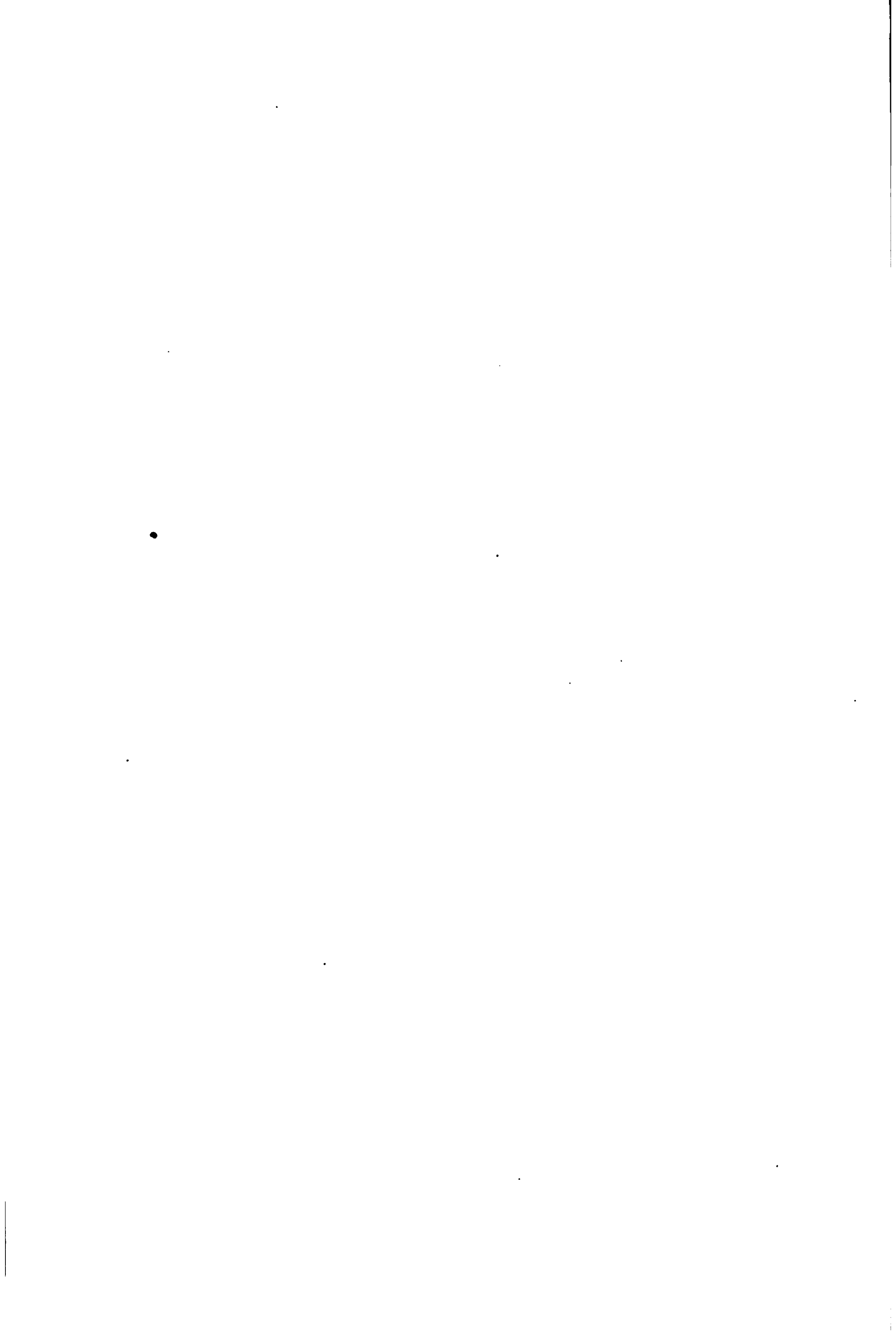
Dieser Partagetraktat ward sorgfältig geheim gehalten. Aber schon vorher, im Beginne des Frühjahrs 1757, waren die Franzosen über den Rhein gekommen.

Friedrich hatte den Winter in Dresden zugebracht. Mitten unter den Feindseligkeiten des dortigen Hofes und Volkes, mitten unter den schweren Sorgen, die ihn bestürmten, hatte er sein Herz an künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen erquickt, die Muße gefunden, das Schlachtfeld von Lützen zu besuchen und dort einige Stunden dem Andenken des von ihm in hohem Maße bewunderten Gustav Adolf zu weihen. Sein heldenmütiger Sinn hielt ihn aufrecht. „Adieu, mein Lieber,“ schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „festen Fuß und gute Wacht, Zuversicht und Klugheit, und wir werden den Teufel aus der Hölle jagen, wenn es einen giebt.“ Allein als die Hiobsposten von allen Seiten eintrafen, erschrak er doch selber über die Größe der Gefahr, die er in dieser Ausdehnung nicht geahnt hatte, da mehrere der ihm feindlichen Staaten durch ihren Anschluß an die Koalition ihrem

wahren Vorteile geradezu entgegen handelten. Einigen Trost gewährte ihm der im Januar 1757 mit England abgeschlossene Vertrag, nach welchem ein Beobachtungsheer von 50 000 englischen Söldnern und 20 000 Preußen gegen Frankreich gebildet werden, Großbritannien an Preußen jährlich eine Million Pfund Hilfsgelder zahlen, endlich zu dessen Schutze eine Flotte nach der Ostsee senden sollte. Indes dieser Traktat wurde nie völlig ausgeführt; da Friedrich zwanzigtausend Soldaten nicht in Schlesien und Sachsen entbehren konnte, setzte England in unwürdiger Knauserei die Subsidien auf 670 000 Pf. St. herab und schickte auch nicht die von Friedrich behufs Einschüchterung Rußlands dringend begehrten Schiffe in das Baltische Meer. Im großen und ganzen konnte also der König sich nur auf die eigenen Kräfte verlassen. Mit unermüdlicher Sorgfalt bereitete er sich auf den furchtbaren Kampf vor. Zunächst auf finanziellem Gebiete. Abgesehen von den vier Millionen Thalern, die er von England zu erwarten hatte, nahm er Anleihen bei seinen Unterthanen auf, verschlechterte er einstweilen die Goldmünzen und erhob von dem unterworfenen Sachsen sowie von Mecklenburg, das er bei der Feindseligkeit seines Fürsten gleichfalls besetzt hatte, schwere und drückende Kontributionen. Mit solchen Mitteln vermochte er sein Heer auf 150 000 Mann Feld- und etwa 60 000 Mann Besatzungstruppen zu bringen; daneben wurde in den meist bedrohten Provinzen noch die Errichtung einer Landmiliz, einer Art Landsturm, angeordnet. Unaufhörlich mußte in den Winterquartieren exerziert und geschossen werden, um alte und neue Soldaten in völlig feldtüchtigem Stande zu erhalten. Strenge Disziplin und vorzügliche Abrichtung unter den Gemeinen, Geschlossenheit und kriegerischer Geist des Offizierkorps, militärische Begabung und Erprobtheit der Generale, endlich die Führung eines genialen Feldherrn machten dieses Heer zum ersten Europas.

Allein trotz alledem ließ die enorme Überlegenheit der materiellen Kräfte bei den Gegnern schon im Jahre 1757 keinen für ihn günstigen Ausgang erhoffen. Da die hannoversche Observationsarmee nur 45 000 Mann zählte, hatte der König mit seinen Verbündeten 195 000 ins Feld zu stellen; dagegen hatte Österreich 143 000, Frankreich 134 000, Rußland 120 000, die Reichstruppen 32 000, die Schweden 22 000, also zusammen die Gegner 450 000 Mann zur Verfügung: ein Verhältnis wie sieben zu drei. Die weitere Dauer des Kampfes mußte es sogar in immer steigendem Maße zu ungunsten des kleinen Preußen gestalten. Niemals wohl, seit den Perserkriegen, ist ein großer Kampf unter ähnlichen Bedingungen unternommen worden! Friedrich war wirklich auf das Äußerste gefaßt. Er übertrug dem Minister Grafen Finckenstein eine Art Diktatur über die gesamte innere Verwaltung. Er erteilte demselben eine genaue, wohl überlegte und kühl durchdachte geheime Instruktion, was zur Rettung des Staates und der königlichen Familie zu geschehen habe, wenn die Heere geschlagen, die Feinde vom Süden oder Osten her ins Land rücken, der König getötet oder gefangen würden. „Sollte mich,“ heißt es in diesem höchst charakteristischen Aktenstücke, „das Unglück treffen, daß ich vom Feinde

Friedrich der Große mit seinen Generalen.
Nach dem Kupferstich von Joh. Frederek Clemens (1749—1831); Originalgemälde von Edmund Francis Cuningham (1741—1795).



gefangen werde, so verbiete ich, daß man auf meine Person die mindeste Rücksicht nehme, noch auch sich darum kümmere, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn mir solches Mißgeschick zustößt, muß man meinem Bruder gehorchen, und dieser wie alle meine Minister und Generale werden mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als wenn ich nie auf der Welt gewesen wäre.“ Friedrich sah eben in sich nie den Herrn, sondern nur den Diener des Staates, einen Diener, der keinerlei Berechtigung und Ansprüche mehr hat, wenn er dem Gemeinwesen nicht mehr nützlich zu sein vermag.

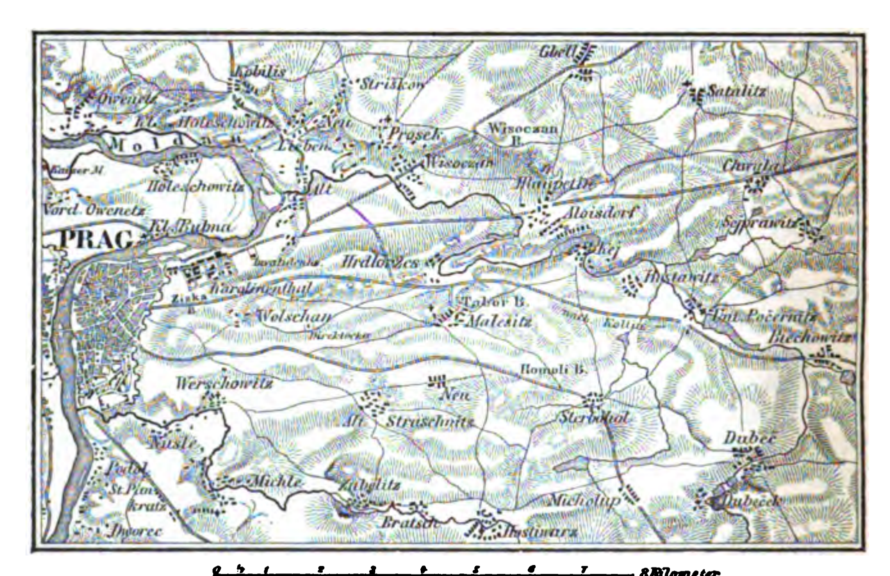
Der König gedachte so viel wie möglich die Ungleichheit der Kräfte durch schnelle und vernichtende Initiative wett zu machen. Gegen Russen und Franzosen, die vom Herzen seiner Staaten weit entfernt waren, hatte man sich nur verteidigungsweise zu verhalten, während er sich auf das österreichische Heer in Böhmen stürzen, dasselbe zerschmettern und dann, womöglich, „auf den Wällen von Wien den Frieden diktieren wollte;“ denn das war seine einzige Sehnsucht. Zuerst ließ sich alles auf das beste an. Österreich hatte es schwer zu büßen, daß es von einem wenn auch hochbegabten Weibe regiert wurde. In eigensinniger Vorliebe vertraute, trotz aller Gegenvorstellungen, Maria Theresia den Oberbefehl ihrem schon so oft geschlagenen Schwager Karl von Lothringen an. Der wartete ruhig in Wien ab, was sein Gegner unternehmen werde. Wirklich hatte Friedrich die Österreicher durch vorgebliche Verteidigungsmaßregeln sicher gemacht — dann brach er plötzlich, im April 1757, mit 117 000 Mann in vier Korps in Böhmen ein; Prag war denselben als gemeinschaftlicher Zielpunkt angegeben. Die Österreicher wurden völlig überrumpelt und mit beträchtlichen Verlusten auf die böhmische Hauptstadt zurückgeworfen. Hier nahmen sie, östlich von derselben, eine sehr feste Stellung ein, in der Friedrich sie am 6. Mai 1757 angriff. Seiner gewöhnlichen Taktik getreu, vereinte er alle seine Kräfte gegen ihren einen, den rechten, Flügel; doch leistete derselbe, aus dem zweiten Treffen verstärkt, kräftigen Widerstand. Feldmarschall Schwerin, der selber hier den Angriff leitete, fiel, mit der Fahne seines Regimentes in der Hand. Als aber die Preußen die österreichische Stellung nach rechts überflügelten, der Herzog von Bevern ihren rechten Flügel von dessen Zentrum trennte, des letzteren starke Schanze genommen wurde: gerieten die Kaiserlichen in Verwirrung, die auch von ihrem bisher noch gar nicht berührten linken Flügel, der nur als Reserve diente, nicht beseitigt werden konnte. [1]) Die Österreicher verloren 13 250 Mann. Friedrich hatte den Sieg erfochten, aber um teueren Preis! Zwölftausendfünfhundert Mann aus seinen erprobtesten Infanterieregimentern lagen auf dem Schlachtfelde; und höchst schmerzlich war ihm der Verlust des trefflichen Schwerin, den er „seinen Turenne“ zu nennen pflegte.

---

1) F. Amman, Die Schlacht bei Prag (Heidelb. 1887).

Da der größte Teil des geschlagenen österreichischen Heeres und Prinz Karl selbst sich nach Prag warfen, faßte der König den überaus kühnen Plan, durch Belagerung dieser Stadt die feindliche Armee, die in der That völlig demoralisiert war, gefangen zu nehmen. Dann wollte er mit den Franzosen abrechnen.[1])

Indes die österreichische Heeresleitung zeigte mehr Energie, als er voraussetzte. Feldmarschall Daun, ein umsichtiger und geistvoller, wenn auch zu langsamer Stratege, bildete aus Truppen, die ihm von allen Seiten des weiten Kaiserstaates zuströmten, ein frisches Heer von 55 000 Mann. Friedrich hatte dies nicht glauben wollen und sich zu Maßregeln gegen den neuen Feind erst entschlossen, als derselbe seine volle Stärke beisammen hatte. So konnte



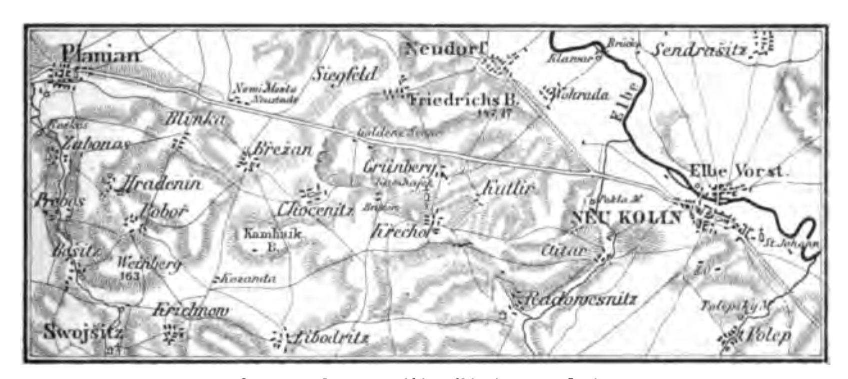
Karte der Gegend um Prag auf dem rechten Moldauufer.

Daun bis Kolin, wenige Meilen vor Prag, vorrücken; hier trat ihm endlich der König mit nur 34 000 Mann entgegen (18. Juni).[2]) Von dieser Schlacht hing das Schicksal des ganzen Krieges ab; ein neuer Sieg Friedrichs würde die Vernichtung der letzten kaiserlichen Armee, die Kapitulation Prags und damit wahrscheinlich den Friedensschluß Österreichs herbeigeführt haben. Friedrichs Dispositionen waren ausgezeichnet: er beabsichtigte, die österreichische Stellung, die in der Front überaus fest, ja unangreifbar war, mit seinem ganzen Heere nur in der rechten Flanke anzugreifen und so den Feind aufzurollen. Indes Prinz Moritz von Dessau und General Manstein ließen sich

1) Polit. Korrespond. XV, 41.

2) Abschließende Darstellung der Schlacht von Kolin bei M. Duncker, Aus der Zeit Friedr. d. Gr. und Friedr. Wilh. III., S. 49—112.

bei dem Aufmarsch der Armee zu Angriffen auf die österreichische Front verleiten, die ohne Ergebnis bleiben mußten und sie nur von dem eigentlichen Angriffspunkte fern hielten; und da die preußische Reiterei sich größtenteils verzagt und unthätig benahm, erhielten die Bataillone, die den entscheidenden Sturm auszuführen hatten, keine Unterstützung und erlagen nach heroischem Widerstande der ungeheuren Übermacht, die Daun mit richtigem Blicke sofort aus allen seinen Reserven gegen sie ins Treffen sandte. Die Österreicher büßten 8000 Mann ein, die Preußen 14 000 — abermals aus ihren besten Infanterieregimentern. Freilich, des Königs elastischer Geist erholte sich schnell wieder aus der tiefen Niedergeschlagenheit, in welche die unglückliche Schlacht ihn zunächst versenkt hatte.[1]) Allein deren Nachwirkungen waren doch weit herber noch, als schon die Niederlage an sich. Zum erstenmal hatten die Preußen Friedrichs den kürzeren gezogen; der Zauber der Unbesieg-



Karte der Gegend zwischen Planian und Kolin.

barkeit, der sie umgeben, war verschwunden. Unter den preußischen Generalen selbst herrschte tiefe Entmutigung. Sämtliche Feinde Friedrichs, schon bereit, die Waffen aus der Hand zu legen, erhoben sich voller Zuversicht von neuem wider ihn. Zumal Maria Theresia, die in Daun den Retter Österreichs sah und ihm seitdem mit unverbrüchlicher Dankbarkeit zugethan blieb, erhoffte um so mehr den Sturz des verhaßten Gegners.

Betäubende Schläge fielen von allen Seiten auf dessen Haupt. Zunächst mußte er die Belagerung von Prag aufgeben und sich, nicht ohne große Verluste, aus Böhmen zurückziehen. Sein nächstältester Bruder, der Thronfolger August Wilhelm, leitete dabei den Abmarsch des Prager Blockadekorps auf das ungeschickteste und mußte in voller Ungnade vom Heere entfernt werden: ein Jahr darauf ist der Beklagenswerte vor Kummer gestorben. In vier Monaten hatte Friedrich 50 000 Mann, die Hälfte seines Fußvolks, eingebüßt: ein Schaden, der sich gar nicht wieder ersetzen ließ.

1) Dep. des engl. Gesandten Mitchell v. 29. Juni; Polit. Korresp. XV, 193.

Inzwischen war auch die russische Armee, 124000 Mann unter dem Feldmarschall Grafen Apraxin, in Preußen eingerückt, wo ihnen nur 28000 Streiter unter dem alten Feldmarschall Lehwaldt gegenüber standen. Wie Friedrich es ihm befohlen, griff dieser am 30. August 1757 die russische Übermacht kühn bei Groß-Jägersdorf an; schließlich wurde er freilich zurückgeschlagen, aber nicht ohne dem Feinde einen dreifach größeren Verlust zugefügt zu haben.[1]) Zu gleicher Zeit landete ein schwedisches Korps von 22000 Mann in Stralsund und drang von hier in Preußisch-Pommern ein, wo es fast keine heimischen Truppen vor sich fand.[2]) Noch schlimmer aber, als dieses alles, war die Gefahr, die von Frankreich her drohte.

Die Nachricht von dem glorreichen Siege Friedrichs bei Prag und zugleich der Unwille über die eigenen Niederlagen hatten die englische Nation in eine so helle Kriegsbegeisterung versetzt, daß König Georg II. sich genötigt gesehen, in die Bildung eines Koalitionsministeriums zu willigen (Juni 1757), in dem Newcastle den nominellen Vorsitz, Pitt aber als erster Staatssekretär die wirkliche Leitung erhielt. Dieses Ministerium hatte fast das ganze Parlament für sich, und Pitts Verdienste gewannen ihm auch bald das Vertrauen des Monarchen. Pitt beschloß, ohne deshalb die amerikanischen Kolonien preiszugeben, doch Frankreich vor allem in Europa zu bekämpfen. Daß die belgischen Seeplätze nicht in den bleibenden Besitz Frankreichs übergingen, daß Rußland nicht dauernd dem französischen Einflusse verfalle, war in der That eine Lebensfrage für den englischen Handel. Der Minister hatte große Versäumnisse und Unglücksfälle wieder gut zu machen.

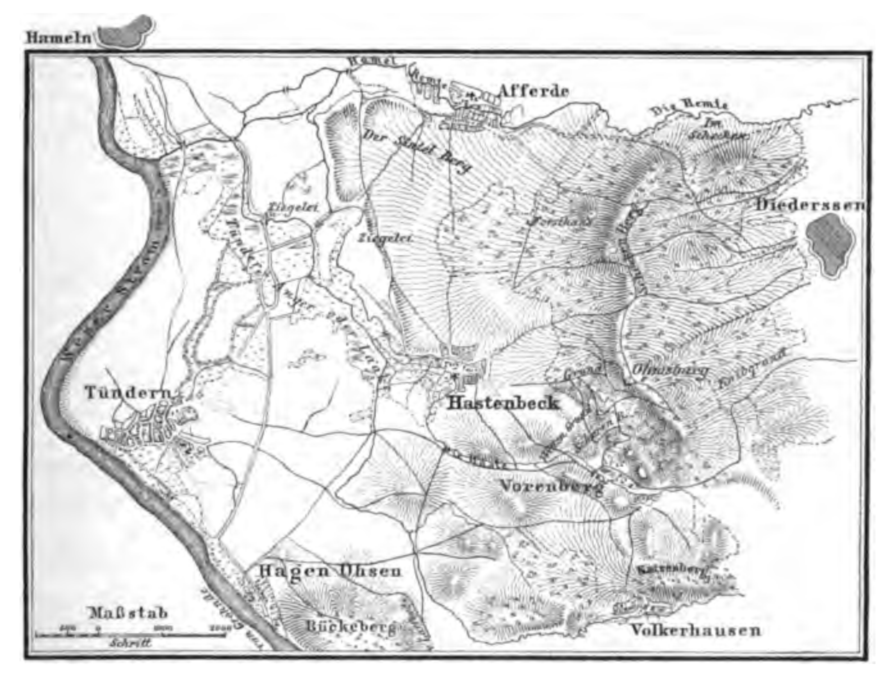
Im April 1757 hatten 110000 Franzosen unter Marschall d'Estrées, ohne Widerstand zu finden, die rheinischen und dann in langsamem, ungestörtem Vormarsche auch die westfälischen Besitzungen Preußens überschwemmt. Der Herzog von Cumberland hatte ihnen nur 52000 Mann bunt zusammengewürfelter Truppen entgegen zu stellen;[3]) überdies zeigte er sich von neuem als ein ganz unfähiger Feldherr. Bei Hastenbeck (26. Juli 1757) gab er eine von seinem tapferen Heer schon gewonnene Schlacht ohne jeden Grund verloren und zog sich dann über Hals und Kopf, mit Räumung ganz Nordwestdeutschlands, hinter die ungangbaren Sümpfe bei Bremervörde zurück. Ein Glück für seine Truppen und Friedrich, daß gerade damals der wackere d'Estrées durch eine elende Hofkabale gestürzt und als Oberbefehlshaber der französischen Armee durch den als Militär gänzlich unbegabten, übrigens durch seine kolossale Unsittlichkeit ebenso wie durch seine räuberische Habsucht berüchtigten Herzog von Richelieu ersetzt wurde. Allein wenn Richelieu auch keineswegs eilte, die Hannoveraner zu verfolgen, so konnte er doch in voller Gemüt-

1) Masslowski, Der Siebenj. Krieg nach russischen Darstellungen; übers. von A. v. Drygalski, I. (Berlin 1888).

2) Geschichte des preußisch-schwedischen Krieges 1757—62 (anonym; Berlin, Mittler, 1858).

3) v. Hassel, Die schlesischen Kriege und das Kurfürstentum Hannover (Hann. 1879).

lichkeit das Kurfürstentum sowie Braunschweig in Besitz nehmen und plündern. Endlich schloß er Cumberland an der unteren Elbe völlig ein. Der englische Prinz war froh, am 8. September unter dänischer Vermittelung die Konvention von Kloster-Zeven eingehen zu können, nach welcher seine Bundestruppen, nämlich Braunschweiger, Hessen, Gothaer und Bückeburger, nach der Heimat entlassen, die Hannoveraner in Stade und Umgegend interniert werden sollten. Im Grunde eine schmähliche Kapitulation! Georg II., stets um sein teures Hannover besorgt, erbot sich in Wien, das Kurfürstentum zu neutralisieren.



Karte der Gegend von Hastenbeck.

Wenn auch die kaiserliche Regierung, in dem Übermute ihrer Erfolge, diese Aufforderung ablehnte, so war doch im westlichen Norddeutschland jeder Widerstand verschwunden. Braunschweig sagte sich von der preußisch-englischen Allianz förmlich los und trat zu der österreichischen über. Auf allen Seiten triumphierte die übermächtige Koalition!

Dazu kam für Friedrich Unglück in der Familie, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter. Er war tief erschüttert; zeitweise dachte er nur noch daran, sich den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen.[1]) Allein seine Heldengröße erhob sich immer wieder über all das Unheil, das ihn seit fünfzehn Monaten

1) Polit. Korresp., XV, 361. 381.

bestürmte. „Von allen Seiten kommt Sturm auf Sturm," meldet er seinem treuen d'Argens; „häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliche Unfälle und drohende Katastrophen: das ist mein tägliches Brot. Aber glauben Sie nicht, daß ich mürbe werde. Sollte es drunter und drüber gehen, so lasse ich mich in den Einsturz mit begraben, mit dem kalten Blute, mit dem ich Ihnen schreibe." Den Vorschlag seines Bruders Heinrich, der alles verloren gab: sich ohne Bedingungen Frankreich in die Arme zu werfen, Schlesien zu opfern — diesen feigen Rat wies der königliche Held weit von sich. Allerdings begann er, einesteils durch Vermittelung seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, anderenteils durch den Marschall von Richelieu geheime Verhandlungen mit dem Kabinett von Versailles. Er bot sogar der Pompadour auf Lebenszeit den Besitz von Neuchâtel und Valengin an; als aber die Franzosen gerade die Rückgabe Schlesiens an die Kaiserin forderten, ging Friedrich hierauf durchaus nicht ein. „Es giebt keine Krone," schrieb er an Wilhelmine, „und keinen Thron, die ich durch eine Niedertracht erkaufen wollte; lieber hundertmal umkommen, als eine solche während meines Lebens begehen." [1]) Was ihn aufrecht erhielt, war die Liebe zu seinem Staate, seinem Volke. Ein rettender Umstand war es in dieser Not, daß gerade damals Bestushew eine Änderung der russischen Politik anstrebte. Teils bewogen ihn dazu englische Bestechungen, teils die bei der Kränklichkeit der Zarin doppelt starke Rücksicht auf den Thronfolger, dessen preußische Sympathien allgemein bekannt waren. Als nun Elisabeth in eine anscheinend tödliche Krankheit verfiel, berief Bestushew seinen Freund Apraxin aus Preußen zurück, der darauf seine Armee in völliger Auflösung nach Littauen führte.

So war für den Augenblick die Gefahr im Osten beseitigt; aber um so drängender war die von Westen drohende. Ihr wollte Friedrich zunächst begegnen. „Die Franzosen," schrieb er seiner Schwester, „werden meinen Namen nicht nennen hören, und ich denke trotzdem mit ihnen durch meine Thaten derart zu reden, daß sie, zu spät, ihre Keckheit und ihren Übermut bedauern werden." Friedrich war sich wohl bewußt, hier der Vorkämpfer deutschen Wesens gegen fremde Vergewaltigung zu sein. „Deutschland," heißt es in einem anderen Briefe, „befindet sich jetzt in einer furchtbaren Krise; ich bin genötigt, allein seine Freiheit, seine Vorrechte und seine Religion zu verteidigen; wenn ich unterliege, ist es um alle jene Dinge geschehen. Aber ich habe guten Mut!" [2]) — „Um den Staat zu retten," schrieb er an d'Argens, „versuche und wage ich unmögliche Dinge."

Und er wagte sie wirklich! Indem er den Herzog von Bevern mit 43 000 Mann zur Verteidigung Sachsens und Schlesiens zurückließ, brach er mit nur 20 000 nach dem Westen gegen die Franzosen auf. Freilich zeigte sich Bevern der großen, ihm gestellten Aufgabe keineswegs gewachsen, dem

1) 17. Okt. 1757; Polit. Korresp., XV, 434. — Dieser Band enthält zahlreiche wichtige Aktenstücke, betreffend die im Text erwähnten Unterhandlungen mit Frankreich.
2) Ebendas. S 202.

österreichischen Heere von 90 000 Streitern unter Karl von Lothringen zu widerstehen. Bei Moys wurde (Sept. 1757) das Korps Winterfeldts geschlagen, dieser ausgezeichnete General, des Königs Liebling und vertrauter Ratgeber, selbst getötet. Hierdurch mutlos gemacht, zog Bevern sich aus der Lausitz nach Schlesien zurück, und zwar bis unter die Mauern von Breslau. Er gab damit die starke Festung Schweidnitz preis, die mit einer Besatzung von 6000 Mann vor den Österreichern kapitulierte; es war, als ob allgemeine Entmutigung sich der preußischen Truppen bemächtigt hätte. Endlich, am 22. November, ließ Bevern mit freilich nur 30 000 Soldaten sich durch die 80 000 des Prinzen von Lothringen bei Breslau schlagen; er selbst wurde gefangen genommen. Auch die schlesische Hauptstadt kapitulierte ohne nennenswerten Widerstand. So war der größte Teil Schlesiens verloren, das dortige preußische Heer auf nur 18 000 Mann herunter gesunken.

Immer neue Gegner erhoben sich gegen Preußen, dessen Vernichtung eben ein jeder mit Sicherheit voraus sah. Anfang August war endlich die Reichsarmee zusammen gekommen: freilich in traurigster Beschaffenheit, auch zum größten Teile durchaus preußisch gesinnt,[1]) aber doch immerhin 33 000 Mann, welche Friedrichs Widersacher verstärkten. Sie erhielt einen ihrer würdigen Befehlshaber in dem Prinzen Josef von Sachsen-Hildburghausen. Um diese träge Masse vorwärts zu schleppen, gesellte sich zu ihr ein französisches Heer, 24 000 Streiter stark, unter einem Günstlinge der Pompadour, dem Prinzen von Rohan-Soubise. Diese Franzosen befanden sich übrigens infolge der gewissenlosen heimischen Finanzverwaltung gleichfalls im Zustande gänzlicher Entblößung, so daß die Soldaten mit ihren habgierigen Generalen um die Wette stahlen und plünderten. Soubise und Hildburghausen brachen vereint in Thüringen ein und wandten sich auf Leipzig, während gleichzeitig Richelieu, der nach der Konvention von Kloster-Zeven keinen Gegner mehr vor sich hatte, raubend und brandschatzend ins Halberstädtische marschierte, der österreichische General Haddick auf einem Streifzuge in Berlin selbst eine Kriegskontribution eintrieb. Auf allen Seiten lagen des Königs Staaten den Feinden offen. Der Regensburger Reichstag aber fühlte sich so weit ermutigt, daß er (Oktober) den „Kurfüsten von Brandenburg“ in die Acht that. Den Notar, welcher diese Erklärung überbrachte, warf der preußische Reichstagsgesandte von Plotho die Treppe hinab, zur spöttischen Freude des ganzen deutschen Volkes, das durch Friedrich die deutschen Interessen und den deutschen Ruhm viel besser gewahrt sah, als durch die verrotteten Gewalten des heiligen römischen Reiches.

Als Friedrich II. mit seiner kleinen Schar in Thüringen erschien, wichen Soubise und Hildburghausen vor ihm zurück, während Richelieu sich teils durch Verhandlungen des Königs, teils durch die Sorge für eigene Bereicherung und Wohlleben in völliger Unthätigkeit erhalten ließ. Und doch hätten diese

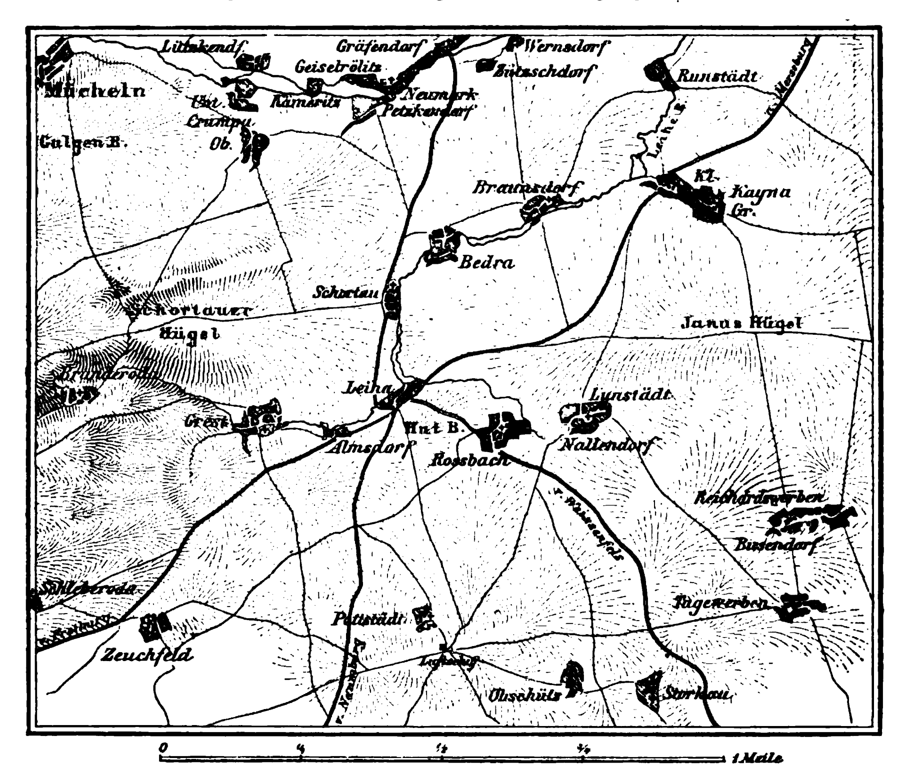
---

1) Brodrück, Feldzug der Reichsarmee von 1757 (Leipzig 1858), S. 78 f.



Charles de Rohan-Rohan, Prinz von Soubise.
Nach Massard. (Originalgemälde in Versailles, histor. Galerie.)

ungeheuren Massen nur zuzugreifen brauchen, um das Preußenhäuflein zu erdrücken! Endlich erhielten jene ersteren Feldherren von dem Versailler und dem Wiener Hofe den gemessenen Befehl, jedenfalls in diesem Feldzuge Sachsen dem Feinde zu entreißen. Sie konnten es um so eher, als sie durch ein Korps von der Armee Richelieus auf 64 000 Mann verstärkt wurden, während Friedrich genau ein Drittel dieser Zahl zur Verfügung hatte. Trotzdem überfiel der König, welcher durch geschickte Benutzung des Terrains seine



Karte der Gegend von Roßbach.

Bewegungen den Gegnern völlig verborgen hatte, bei Roßbach am 5. November 1757 die auf dem Marsche befindlichen Franzosen und Reichstruppen in deren rechter Flanke. Der Angriff der preußischen Reiterei unter dem kühnen Seydlitz und weniger Bataillone genügte, um die Gegner in panischer Furcht auseinander zu jagen. Franzosen und Reichstruppen hatten sich gleich schlecht gehalten und beim ersten Ansturm die Flucht ergriffen; nur zwei Schweizerregimenter im französischen Solde hielten noch einige Ordnung.[1]) Die

1) Graf Pajol, Les guerres sous Louis XV, Band IV (Paris 1885), S. 165. — Soubise versuchte selbstverständlich, die Schuld der Niederlage ausschließlich seinen deutschen Verbündeten aufzubürden (sein Bericht ebendas., S. 168).

Preußen hatten wenig über fünfhundert Mann, die Gegner, zumal an Gefangenen, das Zehnfache verloren. Die Niederlage hatte sofort eine Trennung der beiden geschlagenen Heere zur Folge — Hildburghausen zog sich nach Süden, Soubise nach Westen zurück. So wurden sie beide ungefährlich. „Jetzt werde ich mit Frieden in das Grab steigen," schrieb der Sieger noch an demselben Abend seiner Schwester Wilhelmine, „da Name und Ehre meines Volkes gerettet ist." [1])



Nach dem Kupferstiche von D. Berger.

Die Schlacht bei Roßbach erhob den Ruhm Friedrichs höher, als irgend eine frühere. In ganz Deutschland jubelte man über den glänzenden Sieg der kleinen deutschen Schar über die hochmütigen Franzosen, die vielhundertjährigen Bedränger des Vaterlandes, die jetzt wieder schändliche Greuel verübt hatten. Da sang Gleim:

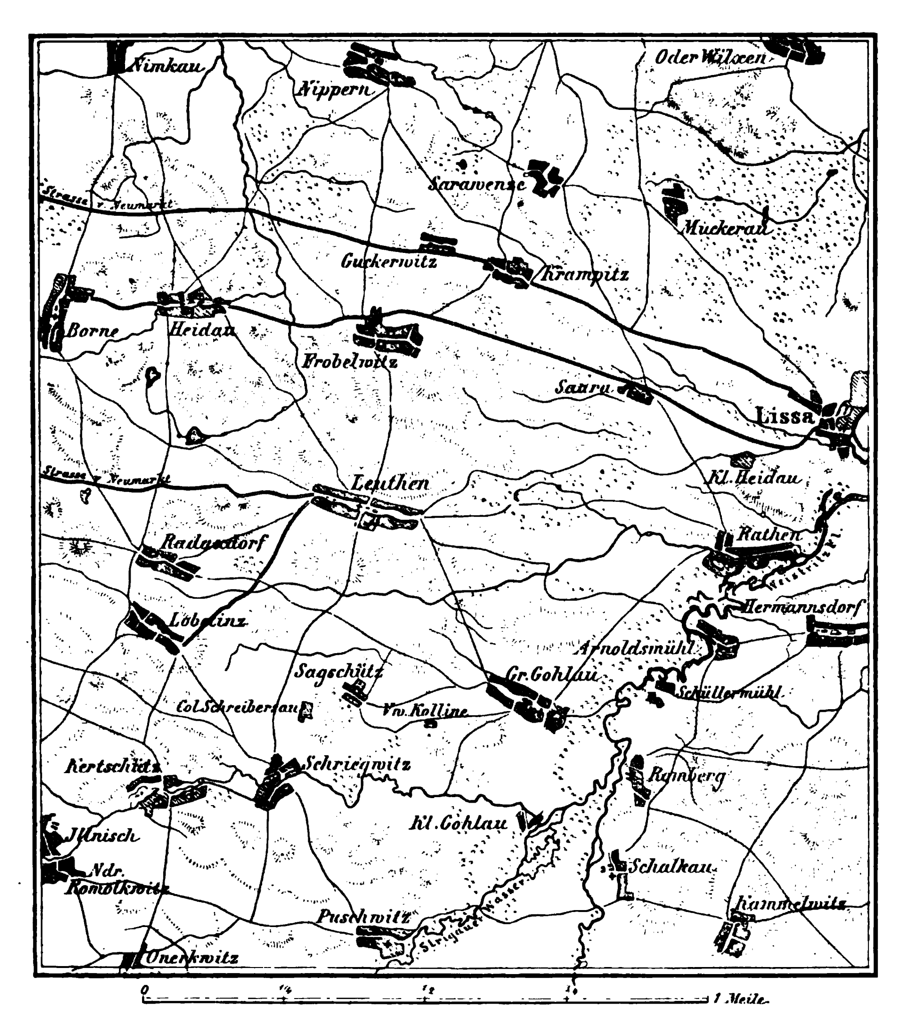
„Franzose! nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmut gebricht's.
Was hilft dir nun dein langes Schwert,
Und großer Stiefel? Nichts."

Selbst in Frankreich, wo das österreichische Bündnis nicht minder verhaßt war als die Pompadour und ihre Geschöpfe, gönnte man von Herzen dieser Klique die lächerliche Niederlage, über welche unendlicher Spott ausgegossen ward. Auch der König Ludwig wurde von den Flugblättern und Liederchen nicht verschont, in denen man in unbefangener Heiterkeit die Schande eines Hofes und eines Heeres besang, die mit der Nation nichts mehr gemein zu haben schienen.

Friedrich aber sah in seinem Siege nur die Möglichkeit, sich gegen andere Feinde zu wenden. Entweder die Österreicher mußten jetzt aus Schlesien vertrieben werden, oder er mußte diese Provinz auf immer einbüßen. Und doch, als der König sein siegreiches Korps den schlesischen Truppen zugeführt hatte, zählte er nur 34 000 Mann, während Karl von Lothringen mindestens 80 000 befehligte. Aber Friedrich befehligte ein erbittertes, zum Siege oder zum Untergange entschlossenes Heer; als er jedem, der nicht zu solcher Wahl bereit sei, den Abschied freistellte, rief der Major Billerbeck aus: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein; jetzt wäre es Zeit!" Der Monarch selber

1) Polit. Korresp. Bd. XVI (1888), S. 8.

entwarf in kurzen Zügen sein Testament[1]) und unternahm dann entschlossen den Angriff auf die Österreicher, die in ausgedehnter und wenig geschützter



Karte der Umgegend von Leuthen.

Stellung sich bei Leuthen befanden (5. Dez. 1757). Indem er dieselben glauben machte, er wolle ihren rechten Flügel angreifen, und sie dadurch zur Verstärkung desselben veranlaßte, marschierte er vielmehr hinter einer schützenden Hügelreihe gegen ihren linken Flügel, den er nun in schräger

1) Polit. Korresp. Bd. XVI (1888), S. 70.

Schlachtordnung in Front und Flanke zugleich bestürmte.[1]) Derselbe wurde über den Haufen geworfen, ehe noch die übrigen Teile des österreichischen Heeres zum Kampfe gekommen waren. Schon erschüttert, wurden sie von den siegesfroh vordringenden und sie durch schräge Richtung beständig überflügelnden preußischen Truppen aufgerollt und in unaufhaltsame Flucht getrieben.

Dieser herrliche Sieg bei Leuthen, von dem Napoleon gesagt hat, daß er allein hinreichen würde, Friedrich unter die ersten Feldherren aller Zeiten einzureihen,[2]) war in der That der glorreichste in dessen ganzer kriegerischer Laufbahn. Hatten die Preußen etwas über 6300 Mann eingebüßt, so stand dem ein österreichischer Verlust von 10 000 Gefallenen und 12 000 Gefangenen gegenüber. Lothringens Heer war in völliger Auflösung, Tausende desertierten oder gaben sich noch gefangen; nur 35 000 Soldaten, darunter mehr als die Hälfte Kranke, brachte Prinz Karl nach Böhmen zurück. Vierzehn Tage nach der Schlacht bei Leuthen kapitulierte Breslau mit mehr als 17 000 Kaiserlichen. Noch vor Ablauf des ereignisreichen Jahres 1757 war ganz Schlesien, mit Ausnahme von Schweidnitz, wieder in preußischem Besitze. Selbst Maria Theresias fester und männlicher Sinn begann zu wanken. Thränenden Auges sagte sie dem französischen Gesandten, sie sehe wohl, daß die Vorsehung sie dazu bestimmt habe, ein unglückliches Schicksal in Geduld zu ertragen. — Endlich war, nach Abzug der Russen, Feldmarschall Lehwaldt nach Pommern aufgebrochen und hatte die Schweden nicht nur aus dem preußischen, sondern auch deren eigenem Gebiete, mit Ausnahme von Stralsund und der Insel Rügen, vertrieben. Friedrich hoffte sogar auf das baldige Ende des Kampfes. Er schrieb Wilhelminen: „Meine teure, meine gute, meine angebetete Schwester, sei nur jetzt ruhig, im März werden wir den Frieden haben.“[3])

In ganz Deutschland jubelte man über diese glänzenden Siege deutscher Scharen über Schweden und Franzosen, sowie über die Kroaten und Panduren, Magyaren und Slowaken des habsburgischen Doppeladlers. An diesen Ruhmesthaten erhob sich um so stolzer das preußische Nationalgefühl. Freilich, die höheren Beamten und Offiziere, die Weisen und Studierten sahen noch immer die Lage mit Kopfschütteln an und machten wohl, wie Friedrichs eigene Brüder, demselben die bittersten Vorwürfe: aber die große Masse des Volkes blickte mit Begeisterung zu seinem Könige und dessen Heer auf. Volkslied und Kunstdichtung verherrlichten ihre Thaten und verspotteten die Gegner. Überall sah man die „Vivatsbänder,“ seidene Bänder von bunter Farbe, auf denen die Siegeslieder gedruckt zu lesen waren, und welche die Männer stolz im Knopfloche, die Frauen auf Hut oder Schulter trugen.

Auch in England wurde Friedrich zum Idol des Volkes. Hier hatte die Verwaltung Pitts unter den trübsten Auspizien begonnen: neue Verluste

---

1) A. Müller, Die Schlacht bei Leuthen (Berlin 1857).

2) Mémoires de Napoleon, publiés par Montholon, V, 215.

3) Polit. Korresp. XVI, 78. — Vgl. den Brief an Prinz Heinrich, 14. Jan. 1758; ebendas. 174.

in Amerika, das Mißlingen eines kostspieligen Unternehmens gegen den französischen Hafen Rochefort, steigende Ausgaben und Schulden. Die englischen Admirale und Generale zeigten allerorts Unentschlossenheit und, wenn nicht physische, so doch moralische Feigheit. Pitt war selbst so weit entmutigt gewesen, daß er Spanien um ein Bündnis bat für den hohen Preis der Abtretung Gibraltars. Besonders aber hatte in Großbritannien die Nachricht von der Konvention von Kloster-Zeven die höchste Entrüstung erregt. Die Minister drohten dem Könige rundweg, nichts mehr für Hannover thun zu wollen. Die Gefahr, daß Frankreich auf dem ganzen Kontinente Meister werde und den englischen Handel von demselben ausschließe, trat sehr deutlich in den Vordergrund. Georg II. sah seine Neutralitätsanerbietungen von Österreich zurückgewiesen und erkannte, daß sein Heimatland nur durch entschiedene Führung des Krieges zu retten sei. So trat er den Bestrebungen und Zielen Pitts bei. Als Cumberland nach England zurückkehrte, sagte der König ihm kein Wort, sondern rief nur laut aus: „Hier ist mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und sich entehrt hat.“ [1]) Der Prinz legte alle seine militärischen Würden nieder. Für Friedrich dagegen, den protestantischen Helden, herrschte in England helle Begeisterung. Nach den Siegen von Roßbach und Leuthen strahlten die Straßen Londons in glänzender Illumination. „Zum Könige von Preußen“ wurde der beliebteste Titel auf den Schildern ländlicher Wirtshäuser. Friedrichs Geburtstag wurde mit nicht weniger Festlichkeiten gefeiert, wie der des eigenen Königs. Und Großbritannien besaß nun in Pitt einen Minister von hinreichend starkem Charakter, um diese Begeisterung praktisch zu verwerten, und von hinreichenden Fähigkeiten, um sie zum Besten des Vaterlandes und seines Verbündeten zu verwenden. Glücklicherweise gaben die Franzosen selbst, indem sie die Konvention von Kloster-Zeven nicht rechtzeitig ratifizierten und einige Bedingungen derselben übertraten, der englischen Regierung den Vorwand, dieselbe für gebrochen zu erklären. Zum Befehlshaber der englisch-deutschen Armee wählte Pitt mit dem ihm eigenen Scharfblick den Herzog (eigentlich nur Prinzen) Ferdinand von Braunschweig, einen fein gebildeten, wahrhaft frommen und wohlwollenden Mann, dabei in Theorie und Praxis tüchtig vorbereiteten, streng gewissenhaften, zugleich umsichtigen und entschlossenen Heerführer. Sofort faßte er seine noch 32 000 Mann zählende Armee fest zusammen und drängte die weit überlegenen, aber von Richelieu liederlichst geleiteten und durch das schlechte Beispiel ihrer unfähigen, uneinigen und räuberischen Generale gänzlich demoralisierten Franzosen über die Aller zurück. „Ich führe eine Bande von Dieben und rädernswerten Mördern,“ schrieb damals General Graf St. Germain, „Menschen, die weglaufen, ohne einen Flintenschuß abzufeuern, die aber jeden Augenblick zur Empörung geneigt sind. Niemals hat es Ähnliches gegeben, niemals ein Heer sich schlechter aufgeführt. Mit solchen Truppen kann man nicht mehr-

---

1) Mahon, IV, 122.

dienen. Das Land ist vierzig Meilen in der Runde mit unseren flüchtigen Soldaten bedeckt; sie haben geplündert, getötet, genotzüchtigt, verwüstet und alle möglichen Scheußlichkeiten verübt." Es ist wahr, daß diese Soldaten unbezahlt waren, weder Lebensmittel noch Zelte noch auch nur Kleidungsstücke bekamen; daß ihre Offiziere sie zum Plündern anhielten, um ihnen die gestohlenen Gegenstände für ein Geringes abzukaufen; daß die Generale das Beispiel jeder Schändlichkeit gaben.[1]) So weit hatte ein pflichtvergessener Absolutismus das erste Heer Europas heruntergebracht! — Unter diesen Umständen gestattete der regierende Herzog Karl von Braunschweig, daß seine braven Truppen bei dem verbündeten Heere verblieben.

Das wechselvolle Kriegsjahr schloß mit allseitigem Scheitern der österreichisch-französischen Pläne. Friedrichs Staaten rechts der Weser waren sämtlich von den Feinden, die sie schon zu erdrücken gedroht hatten, wieder befreit — hauptsächlich durch sein eigenes hohes Verdienst. Für die französische Okkupation seiner rheinisch-westfälischen Provinzen hatte er an dem Besitze Sachsens, Mecklenburgs und Schwedisch-Pommerns einen überreichen Ersatz. Aber diese Ergebnisse hatte Friedrich mit der Aufopferung seiner wackeren Armee erkauft. Kaum 40 000 waren noch von den 120 000 übrig, mit denen er acht Monate früher ins Feld gerückt war. Dabei rüsteten sich seine Feinde mit allem Nachdrucke und mit der dauernden Überlegenheit, die ihnen ihre reichen Mittel gewährten, ihre Entwürfe zu seiner Vernichtung im nächsten Jahre mit größerem Erfolge wieder aufzunehmen.

Und doch hätte zumal Frankreich besser gethan, seine Anstrengungen nach einer anderen Seite zu wenden, wo seine eigensten Interessen von den britischen auf das äußerste gefährdet waren: nach Indien.

Hier hatte der Nabob von Bengalen, Surajah Daulah, ein Fürst, der nur noch dem Namen nach Untergebener des Mongolensultans war, aus mehreren Gründen Feindschaft gegen die Engländer gefaßt. Im Juni 1756 hatte er deren Hauptstadt in Bengalen, Kalkutta, eingenommen und darauf die englischen Gefangenen zum größten Teile in dem „Schwarzen Loche," einem engen Kerker, an Mangel, Hitze und schlechter Luft verschmachten lassen. Mit nur 900 Engländern und 1500 Sepoys — eingeborenen Soldaten — brach Clive auf, um Rache an dem Nabob zu nehmen. Im Beginne des Jahres 1757 eroberte er Kalkutta wieder und überfiel dann die ungeheure Armee des Surajah Daulah, die er gänzlich auseinander sprengte. Durch diese Niederlage eingeschüchtert, schloß der Nabob mit den Engländern ein Freundschaftsbündnis, welches dieselben in den Stand setzte, sich der französischen Niederlassung in Bengalen, Chandernagor, zu bemächtigen. Da indes der Nabob seine Umtriebe mit den Franzosen von neuem begann, rückte Clive mit tausend Europäern und der doppelten Anzahl Sepoys gegen ihn aus.

---

1) Ch. Aubertin, S. 343. — Vergl. Cam. Rousset, Le comte de Gisors (Paris 1868).

Obwohl Surajah Daulah fünfzigtausend Soldaten befehligte, griff Clive ihn bei dem Dorfe Plassey an und schlug ihn vollständig (Juni 1757); freilich waren die verweichlichten und schlecht geführten Hindu nach einer Kanonade, die beiderseits geringen Schaden zugefügt hatte, ohne weitere Gegenwehr davon gelaufen. Dieser leicht errungene Sieg bei Plassey hat die englische Herrschaft nicht nur über Bengalen, sondern über ganz Indien begründet. Seitdem begannen die Hindu die Engländer als ihre vom Schicksale erkorenen Herren und Meister zu betrachten und sich bei dem ersten Angriffe, ja noch vor demselben zu unterwerfen. Stätig hat sich seit dieser Schlacht das englische Reich über die üppigen Gefilde Indiens ausgedehnt, das für Frankreich völlig verloren ging. Clive setzte an Surajah Daulahs Stelle den Mir Jaffir zum Nabob von Bengalen ein, der seinen unglücklichen Vorgänger töten ließ, übrigens den Engländern die ganze bengalische Küste landeinwärts bis nach Kalkutta hinauf abtrat. Derart erwarb die englische Ostindische Kompanie, wie im Dekkan, so auch im Gangeslande ein Gebiet von großem Umfange und mit mehreren Millionen Einwohnern.

Diese Erfolge ermutigten alle Herzen in England. Pitts thatkräftige Entwürfe fanden allgemeinen Beifall. „Eine alte Jungfer würde eher einem Freier Nein sagen, als unser Parlament dem Staatssekretär," schrieb Horace Walpole. Mit allen Stimmen gegen eine einzige bewilligte das Unterhaus zehn und eine halbe Million Pfund zur energischen Fortführung des Kampfes. England konnte sich solche Opfer um so eher auferlegen, als trotz des Krieges seine Industrie und sein Handel einen immer glänzenderen Aufschwung nahmen. Auch wußte Pitt die bisherigen schlaffen und unfähigen Generale durch entschlossene und begabte Männer zu ersetzen. Er war nicht minder gewillt, Friedrich II. ernstlich zu unterstützen, aber nur mit Geld, während der König ein englisches Truppenkorps für Pommern und Ostpreußen und eine englische Flotte für die Ostsee verlangte. Allein Pitt wollte eben nicht mit Rußland direkt brechen, um den britischen Handelsverkehr mit diesem Staate nicht zu schädigen. Nach langen Negotiationen einigte man sich dahin, daß eine englische Besatzung Emden, den Hafen und die Hauptstadt Ostfrieslands, für Preußen sichere und anderseits Friedrich in die ausschließlich pekuniäre Hilfe Englands willigte. In dem Subsidienvertrage vom April 1758 versprach letzteres die Unterhaltung eines Heeres von 55 000 Mann im westlichen Norddeutschland gegen die Franzosen und eine direkte jährliche Geldzahlung an Preußen in Höhe von 670 000 Pfund oder vier Millionen Thaler.

In der That hätte Friedrich nicht nur des Geldes, sondern auch einer Truppenverstärkung dringend bedurft. Zarin Elisabeth war unvermutet von ihrer Krankheit genesen und hatte überdies Bestushews Umtriebe, die geradzu auf ihre Beseitigung hinausliefen, entdeckt. In nicht ungerechtem Zorne hatte sie ihn und seinen Freund Apraxin gefangen nehmen und zum Tode verurteilen lassen; worauf der Kanzler auf seine Güter verbannt, der Feldmarschall aber bis zu seinem bald darauf erfolgenden Hinscheiden im Gefängnis gehalten

wurde. Ein Nebenbuhler Bestushews, der Vizekanzler Woronzow, übernahm nunmehr die Leitung der Geschäfte: ein im Grunde unfähiger und schwächlicher Staaatsmann, der indes, da es seiner Gebieterin Wunsch entsprach, einstweilen im ausschließlichen Interesse der österreichischen Politik thätig war. General Fermor, ein mäßig begabter, aber ehrlicher und tapferer Offizier, erhielt schon im Januar 1758 den Befehl, in Ostpreußen wieder einzurücken, das er dann nicht nur einnahm, sondern auch seiner Kaiserin huldigen ließ. Friedrich II. mußte das weit entlegene, rings von polnischem Gebiete umschlossene Land für das erste aufgeben; doch hat er der Provinz die Willfährigkeit, mit der sie sich den Russen ergeben, nie verziehen. Er sah der Zukunft trübe genug entgegen.[1])

Die österreichischen Lande hatten inzwischen in patriotischen Anstrengungen gewetteifert, der Kaiserin-Königin ein neues Heer zu schaffen, das in der That im Frühjahr 120 000 Mann betrug. Zum Oberbefehlshaber ward an des nun endlich definitiv verabschiedeten Karl von Lothringen Stelle der Sieger von Kolin, Feldmarschall Daun, ernannt. Maria Theresia hatte die Anwandlung der Schwäche vom Schlusse des vorigen Jahres her wieder überwunden und war mehr als je entschlossen, den Kampf bis zur äußersten Demütigung Preußens fortzuführen. Eine gerade entgegengesetzte Stimmung herrschte in Paris. Die jämmerlichen Niederlagen der französischen Truppen, die Unfähigkeit ihrer Generale, die Anarchie in der Verwaltung, die steigende finanzielle Erschöpfung Frankreichs, die Besiegung der Österreicher erfüllten den Grafen Bernis mit ebenso viel Entmutigung, wie er früher Leichtsinn und Überhebung gezeigt hatte.[2]) Er trug in Wien immer dringender auf Frieden an. Allein da er nicht mit Entschiedenheit zu sprechen wagte, da die österreichischen Staatsmänner wußten, daß die wahre französische Regierung im Boudoir der Pompadour residiere, und daß die Marquise noch immer gut kaiserlich gesinnt sei — setzte sie den verzweifelten Vorstellungen des Ministers abweisende Kühle entgegen. Der Kampf ging in alter Weise fort.

Freilich gestaltete er sich für Frankreich nicht ehrenvoller. Dessen Heer im westlichen Hannover, in Hessen und Westfalen, war so schlecht verpflegt, und seine Hospitäler waren so schändlich vernachlässigt worden, daß es in dem harten nordischen Winter fast die Hälfte seines Bestandes durch Krankheiten verloren hatte. Zwar war Richelieu, dessen Diebstähle und Plünderungen denn doch zu viel Skandal hervorgerufen hatten, abberufen worden; der edle Herzog fand sich bei der Rückkehr nach Paris imstande, für mehr als eine Million Schulden zu bezahlen und sich überdies ein prächtiges Gartenhaus zu errichten, welches das Publikum, mit leicht verständlicher Anspielung, „den hannoverschen

---

1) Brief an Prinz Heinrich, 24. Jan. 1758 (Polit. Korresp. XVI 198): Si l'année dans laquelle j'entre devait être aussi cruelle que celle qui est finie, je souhaite que cela soit la dernière de ma vie.

2) Mém. de Bernis, Bd. II.



Graf Daun.

Nach dem Kupferstiche von J. E. Nilson (1721—1788);
Originalgemälde von Martin van Meytens (1695 oder 98—1775).

Pavillon" nannte.[1]) Man war jedoch in der Wahl seines Nachfolgers nicht glücklicher gewesen. Als solchen hatte die Pompadour den aus königlichem Geblüte entsprossenen Grafen von Clermont, Abt von St. Germain, auserkoren. Dieser geistliche General, „der predigt wie ein Soldat und sich schlägt wie ein Apostel," trat sofort bei dem Beginne der Operationen vor der halb so starken Armee Ferdinands von Braunschweig den Rückzug an: erst über die Weser, an der Minden mit 5000 Mann Besatzung an die Verbündeten überging; dann — Anfang April 1758 — auch über den Rhein. Dabei erlitt er erhebliche Verluste, an Gefangenen allein 16 000 Mann. Am schimpflichsten aber war diese Flucht dadurch, daß sie geschehen war, ohne daß die Franzosen eine Schlacht gewagt hätten. Die Mißstimmung zwischen Paris und Wien wurde immer größer. Noch eine Niederlage der Österreicher, und das große Bündnis wäre auseinander gefallen. Dazu kam, daß die beiden hervorragendsten österreichischen Generale, Daun und Loudon, miteinander bitter verfeindet waren.

Indessen König Friedrich wußte diesmal den günstigen Augenblick nicht hinreichend zu benutzen. Mit Aufbietung aller Mittel hatte er in der Winterszeit sich wieder ein Heer von 210 000 Mann geschaffen, das jedoch an Tüchtigkeit dem vorjährigen nicht gleich kam. Um es nicht abermals durch eine große Schlacht seiner besten Elemente zu berauben, verzichtete nun Friedrich darauf, Daun in Böhmen anzugreifen, sondern zog, nachdem er noch Schweidnitz wieder genommen, nach Mähren, dessen Hauptfestung Olmütz er belagerte. Allein sein Heer war zu schwach, zugleich die Belagerung durchzuführen und die heranrückenden 70 000 Kaiserlichen abzuwehren. Dazu kam, daß seine Ingenieure sich durchaus unfähig bewiesen,[2]) wie denn diese von dem großen Könige über Gebühr benachteiligte Waffe während seiner Regierung immer sehr schwach geblieben ist. Der geistvolle und energische General Loudon, von schottischer Abkunft, aber in Livland geboren (1716)[3]), bemächtigte sich nach einem siegreichen Gefechte eines großen preußischen Wagenzuges mit Lebensmitteln, Munition und Geld. Dieser wichtige Verlust zwang den König vollends (Anf. Juli 1758), die Belagerung von Olmütz, sowie die Eroberung Mährens aufzugeben. Er ging zunächst, um Daun einzuschüchtern, nach Böhmen. Während der kaiserliche Feldherr ihm dahin langsam folgte, war Friedrich schon wieder verschwunden, und wandte sich mit einem Teile seines Heeres in Eilmärschen gegen die Russen.

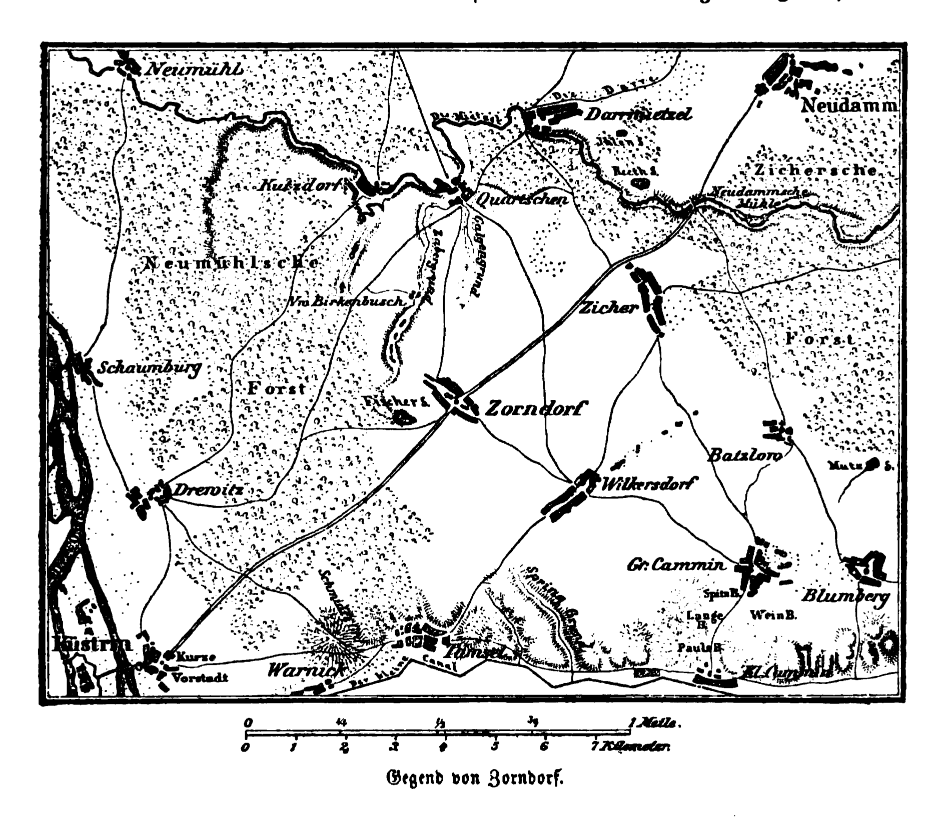
General Fermor war durch das polnische Westpreußen, wo nur Danzig ihm die Thore verschloß, sonst aber kein Mensch die Unverletzlichkeit der polnischen Neutralität zu behaupten wagte, langsam gegen die Neumark vorgerückt, deren Grenze er freilich erst im August überschritt. Er belagerte Küstrin, indem er

1) Jobez, V, 90.

2) Vgl. Friedrichs schneidenden Tadel gegen die Artilleristen und Ingenieure der Olmützer Belagerung, in seinem Schreiben an Prinz Heinrich vom 5. April 1758; Polit. Korresp. XVI 355.

3) W. v. Janko, Loudons Leben (Wien 1869).

die ganze Umgegend auf das furchtbarste verheerte. Friedrich wollte zunächst diesen barbarischen Feind aus dem Herzen seiner Staaten vertreiben. Indem er seine Hauptmacht in Schlesien zurück ließ, brach er mit einem Korps gegen die Neumark auf, um sich mit den dort stehenden Truppen zu vereinigen. Es war ein Manöver, ähnlich dem im vorigen Herbst gegen die Franzosen ausgeführten. Glücklich kam er im Angesichte der 55 000 Russen mit seinen 32 000 Mann über die Oder und fiel den weit überlegenen Feind, der



Gegend von Zorndorf.

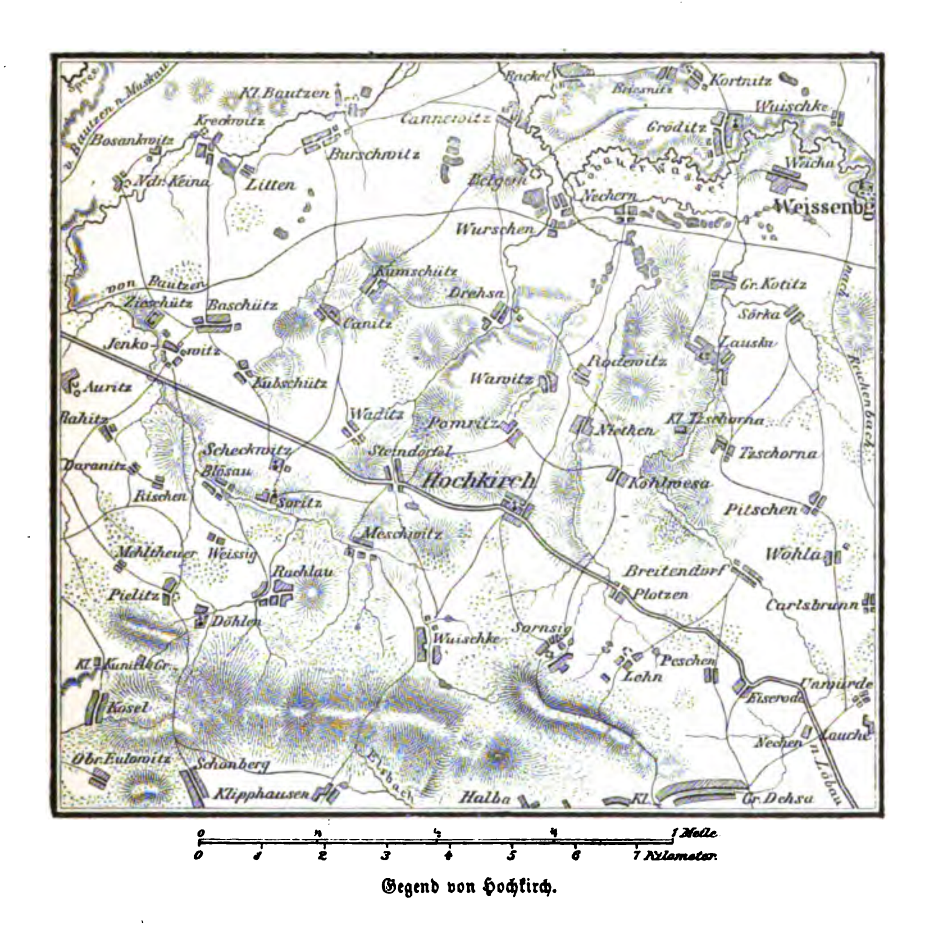
schleunigst die Belagerung Küstrins aufgehoben hatte, am 25. August 1758 bei Zorndorf an. Mit großer Zähigkeit wehrte sich, durch eine zahlreiche Artillerie trefflich unterstützt, das in dichten Massen gehäufte russische Fußvolk gegen die Angriffe des preußischen, bei dem die neugebildeten Regimenter nicht überall ihre Schuldigkeit thaten. Erst die mit unvergleichlicher Tapferkeit und Geschicklichkeit ausgeführten Attacken der preußischen Reiterei unter der vorzüglichen Führung Seydlitz', des Helden von Roßbach, zwangen die Russen zum Rückzuge. Sie hatten 22 000 Mann verloren, waren aber nicht vernichtet, wie Friedrich gehofft hatte; die 11 500 Soldaten, welche dieser eingebüßt, fielen bedeutend schwerer in die Wagschale. Freilich verließ nun Fermor die

D. Chodowiecki del. & sculp. Berlin 1758.

Die ersten russischen Gefangenen in Berlin. 1758 von Daniel Nikolaus Chodowiecki. (1726—1801 gezeichnet und radiert. Rechts: der Künstler selbst und seine Gattin.)

Neumark: allein das war nur ein augenblicklicher Vorteil. In seiner bedrängten Lage konnte Preußen einen dauernden Erfolg lediglich von entscheidenden Siegen erhoffen.

Denn schon mußte der König sich wieder nach einer anderen Seite wenden, um seine Sisyphusarbeit von neuem zu beginnen. Daun und der neue



Gegend von Hochkirch.

Führer der Reichsarmee, der Prinz von Zweibrücken, bedrohten Sachsen. Vor dem schnell nahenden Friedrich zog der österreichische Feldmarschall sich in die Oberlausitz zurück, wo er in der Nähe von Görlitz sich in unangreifbaren Stellungen verschanzte. Als Friedrich, mit übertriebenem Vertrauen auf Dauns Unentschlossenheit, sich bei Hochkirch den doppelt so starken Kaiserlichen gegenüber allzu unvorsichtig lagerte, überfiel ihn der Feldmarschall am Morgen des 14. Oktober 1758. Die Preußen verloren dabei nur wenig mehr als die Österreicher, da sie sich mit bewundernswerter Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit wehrten; aber

sie waren immerhin geschlagen und hatten fast ihr ganzes Geschütz und Gepäck eingebüßt. Die trefflichen Generale Keith und Moritz von Dessau waren gefallen: der erstere einer von Friedrichs treuesten Freunden, ein um so herberer Schmerz, da der König schon ein Jahr vorher Schwerin und Winterfeldt verloren hatte. Zugleich starb ihm die zärtlich geliebte Schwester von Bayreuth. In seiner verzweifelten Stimmung verfaßte er selber eine Trauerpredigt über das Hinscheiden der Schwester und die eigene Lage — gewiß ein merkwürdiger Zug bei dem sonst so skeptischen Fürsten. „Ich bin dies Leben satt," schreibt er an d'Argens, „der ewige Jude selbst war nicht so müde, wie ich es bin." Zum Glück für ihn verfolgte Daun seinen Sieg durchaus nicht, während Friedrich sich mit der ihm eigenen Elastizität sofort wieder aus Kummer und Niederlage erhob und zum Entsatze der von einer anderen österreichischen Armee belagerten oberschlesischen Festungen aufbrach. Kaum hatte er jene vertrieben, ging der Unermüdliche abermals nach Sachsen, wo Daun die Berennung Dresdens begonnen hatte, und scheuchte denselben nach Böhmen, Zweibrücken nach Franken zurück, wo sie Winterquartiere nahmen.

Keine größeren Erfolge hatten des Königs sonstige Gegner zu verzeichnen. Fermor hatte sich nach der Niederlage bei Zorndorf nach Pommern gewandt, um Kolberg zu belagern, das aber von seiner Bürgerschaft und kleinen Besatzung unter dem wackeren Major von Heyde auf das ruhmvollste verteidigt wurde, bis das Herannahen eines preußischen Korps aus Sachsen den russischen General zum Abzuge über die Weichsel zwang. Die Schweden, die während des ganzen Jahres sich in nutzlosen Kreuz- und Quermärschen erschöpft hatten, wurden am Ende desselben mit bedeutenden Verlusten auf Stralsund zurück geworfen.

So hatten schließlich die preußischen Korps, in unaufhörlicher Bewegung von der Warthe bis zum Fichtelgebirge, nicht nur allerorten die Gegner aus den Grenzen herausgeschlagen, sondern auch Sachsen und Mecklenburg behauptet. Freilich war dieser bewundernswerte Erfolg nur ermöglicht worden durch die Genialität Friedrichs, die schneidige Entschlossenheit seiner Generale, die unermüdliche und aufopfernde Tapferkeit seiner Truppen.

Auch in diesem Jahre hatte Frankreich, mit Aufopferung seiner wahren Interessen, seine Hauptkräfte auf den deutschen Feldzug verwendet. Doppelt so zahlreiche Truppen befehligte Clermont, als sein Gegner Ferdinand. Trotzdem wußte er nicht zu verhindern, daß dieser bei Emmerich über den Rhein ging; nach einem unglücklichen Gefechte bei Rheinberg wich der französische Prinz bestürzt und widerstandslos bis Köln zurück. Da ereilte den Entmutigten der bestimmte Befehl seines Königs zum Vormarsch. Er mußte gehorchen, aber nur, um sich von dem weit schwächeren Braunschweig völlig bei Krefeld schlagen zu lassen (23. Juni 1758); er gestand einen Verlust von 4200 Mann ein,[1]) der jedoch in Wahrheit viel größer war. Tief nach Belgien hinein, bis vor die Thore von Brüssel, streiften die siegreichen Reiterscharen der Ver-

---

1) Pajol, IV, 248.

bündeten. Zugleich erschien die englische Flotte vor mehreren französischen Hafenplätzen, bombardierte sie und zerstörte Vorräte und Schiffe. Die allgemeine Begeisterung für Ferdinands Erfolge in Großbritannien bewog endlich auch Pitt, national-englische Streitkräfte jenem zur Verstärkung zu übersenden.

Freilich reichten dieselben nicht aus. Das französische Hauptheer wuchs auf 72 000 Mann und erhielt nunmehr an dem tüchtigen Marschall Contades einen befähigten Feldherrn; mit 30 000 anderen Streitern griff Soubise das wehrlose Hessenland an. Dem allem gegenüber befehligte Ferdinand kaum 45 000 Streiter. Dazu kam die damals ungünstige Lage des Preußenkönigs, der soeben Mähren hatte räumen müssen. So zog auch Ferdinand wieder auf das rechte Rheinufer. Contades folgte ihm und sandte 20 000 Mann dem Soubise zu Hilfe, der nun den um die Hälfte schwächeren hessischen General Oberg bei Lutternberg besiegte. Rhein und Main blieben am Ausgange des Feldzugs in der Gewalt der Franzosen — ein für diese recht mäßiger Erfolg, da die Länder der Gegner in nichts angetastet worden.

Den wahren Vorteil des deutschen Krieges erntete England, zur See und in den transozeanischen Kolonien. Es schien, als ob ganz Europa sich nur zur Sicherung britischer Größe und britischen Reichtums bekämpfte. Die einseitige Verwendung der französischen Streitkräfte im Interesse Österreichs schwächte dieselben auf den maritimen und überseeischen Kriegstheatern vollständig. Die Engländer plünderten ungestraft die französischen Küsten, zerstörten den Hafen von St. Malo, verschlossen mit ihren überlegenen Geschwadern das Meer den französischen Fahrzeugen; sie vermochten den Verkehr mit den französischen Kolonien allen Nationen zu untersagen, und diese Anordnung, freilich mit gewaltsamer Benachteiligung der Neutralen, nachdrücklich zur Ausführung zu bringen. Frankreichs Kolonie Senegambien ward von den Briten erobert, seinem ganzen afrikanischen Besitze ein Ende gemacht. Noch glänzendere Triumphe erlangte das Inselreich in Amerika. Pitt, kühn mit der Routine brechend, sah bei der Auswahl seiner Generale und Admirale weder auf Anciennität noch Geburt, sondern lediglich auf das Verdienst des einzelnen und dessen Begabung. General Amherst und Admiral Boscawen eroberten im Sommer 1758 die wichtige und reiche Insel Cap Breton an der kanadischen Küste, seit langer Zeit ein stetes Ziel englischer Wünsche. Nicht minder bedeutsam waren die Operationen auf dem amerikanischen Festlande, wo der französische Gouverneur Marquis von Montcalm mit seinen schwachen Streitkräften sich außer stande sah, das ungeheure ihm anvertraute Gebiet gegen die Übermacht der englischen Truppen und der amerikanischen Kolonialmiliz zu verteidigen. Besonders schmerzte die Franzosen der Verlust jenes Forts Duquesne, das — an der Gabelung des Ohio gelegen — einst zum Beginn des Kampfes die nächste Veranlassung gegeben hatte. Nunmehr empfing es den Namen Pittsburg, unter welchem es zu einer großen Zukunft bestimmt war. La France est Madame Job (Hiob), schrieb Frau Dudeffand in patriotischem Schmerze an einen Freund.

Nur in Indien schien die Thatkraft und Befähigung eines Einzelnen Frankreich zu einigem Vorteile verhelfen zu sollen. Im Frühjahr 1758 war zu Pondichéry als Generalgouverneur mit geringer Truppenmacht der Generallieutenant von Lally-Tollendal gelandet, ein Mann irischer Abstammung, voll Lebhaftigkeit, Talent und Mut, aber auch hart und ungestüm, der sich bald durch seine Tugenden und Fehler gleich sehr bei seinen neuen Untergebenen verhaßt machte. Sein kühner Sinn ließ ihn sofort aufbrechen zur Belagerung St. Davids, des stärksten englischen Forts an der Küste Koromandel. Nach dessen glücklicher Bezwingung griff er ungesäumt Madras selbst an, allein schon machten sich unter seinen eigenen Landsleuten der Neid und die Mißgunst geltend, welche alle seine Entwürfe zu Falle bringen sollten.

So ging auch das dritte Jahr des großen europäischen Kampfes vorüber, ohne daß von einer Seite entscheidende Erfolge erlangt worden wären. Die russische Beihilfe hatte Österreich und Frankreich keinen Gewinn gebracht; im Gegenteil waren die Eroberungen der Engländer in Amerika ein Vorteil für die Gegner, dem sich von seiten der austro-franko-russischen Verbindung nichts Ähnliches gegenüber stellen ließ. Und wie die Verluste zumal Frankreich betrafen, wie dieses zum größten Teile die Kosten des Krieges trug, so litt es auch überhaupt am meisten unter demselben, eben weil es am meisten zu verlieren hatte. Sein Seehandel, der jährlich einen reinen Nutzen von 200 Millionen abgeworfen hatte, existierte nicht mehr; der Kredit der Privaten wie der Regierung war auf das tiefste erschüttert. Kein Wunder, daß Bernis, schon längst von Furcht und Gewissensbedenken gefoltert, sich mehr als je von seiner Friedenssehnsucht erfassen ließ und in Wien, ja selbst in Berlin dahin zielende Anträge that. Allein hiermit erschütterte er nur seine eigene Stellung. Die Pompadour betrachtete die österreichische Allianz als ihr eigenstes Werk; und Ludwig selbst wünschte seiner Tochter und seinem Schwiegersohn von Parma die nur durch die Eroberung Schlesiens zu ermöglichende Herrschaft über Belgien zu verschaffen. „Abbé, Ihr Kopf fiebert," erwiderte die Marquise spöttisch auf die Klagen und die Vorstellungen des Ministers, den zu beseitigen sie entschlossen war. Zum Troste mit dem Kardinalspurpur geschmückt, wurde Bernis im Oktober 1758 seines Amtes entkleidet und an seine Stelle sein bisheriger Vertrauter gesetzt, der Herzog von Choiseul-Stainville, ein Lothringer, der Gesandter am päpstlichen und dann am österreichischen Hofe gewesen war, ein geistreicher, gewandter, beredter und taktvoller Staatsmann. Aufgeklärt und von offenem, geradem Charakter, war Choiseul freilich etwas phantastisch in seinen Entwürfen und wenig besorgt um das Detail der Geschäfte. Schon seine Abstammung und Erziehung wandten seine Neigungen dem Hause Österreich zu. Bernis blieb zuerst Minister ohne Portefeuille, wurde aber bereits im Dezember in eine seiner Abteien verbannt. So ging er an dem Werke zu Grunde, das er in keckem, leichtsinnigem Übermute unternommen, dessen Verkehrtheit er freilich in demselben Augenblicke erkannt hatte, wo er es zustande gebracht.

Die Pompadour ward für ihre dem österreichischen Bündnis bewiesene Treue diesmal durch eine unmittelbare Aufmerksamkeit seitens der sittenstrengen



Herzog von Choiseul.
Nach dem Kupferstiche von Pierre François Basan (1723—1797).

Kaiserin-Königin belohnt: durch deren Porträt, gefaßt in kostbare Brillanten, 80 000 Livres an Wert.

In vollem Umfange verwirklichten sich die Wünsche Maria Theresias denn doch nicht. Choiseul war allzu einsichtig, um die Augen vor den völlig negativen Ergebnissen der österreichischen Kriegskunst, sowie vor der Ausbeutung

der Pariser Regierung durch die Wiener zu verschließen. Während Bernis geklagt hatte, handelte er. Er nötigte die Kaiserin zur Abschließung zweier neuer Verträge, am 30. und 31. Dezember 1758, in welchen dieselbe auf die Bürgschaft Frankreichs für die Wiedererlangung von Schlesien und Glatz, sowie auf die Stellung eines französischen Hilfskorps zum österreichischen Heere gänzlich verzichtete, auch die französischen Hilfsgelder von zwölf auf drei Millionen Gulden jährlich herabsetzen ließ. Freilich verpflichtete Frankreich sich noch immer zur Stellung eines Heeres von hunderttausend Mann in Deutschland und nahm so in höchst wirksamer und für seine eigenen Interessen höchst verderblicher Art am deutschen Kriege Anteil.

Inzwischen hielt Pitt mit aller Mühe König Georg II. davon zurück, jetzt unter günstigen Bedingungen doch noch eine Neutralitätskonvention für Hannover mit Österreich und Frankreich einzugehen. Mit rühmlicher Festigkeit erklärte Pitt im Parlament: er werde alle Eroberungen in Amerika zurückgeben, wenn dies nötig sein sollte, um Englands Verbündeten, dem Könige von Preußen, etwaige Verluste wieder zurückzubringen. Mit Friedrich II., den ein so männliches und treues Verfahren entzückte, stand Pitt auf bestem Fuße.

Sonst aber brachte der König die Zeit der Winterquartiere in ziemlich trüber Stimmung in Breslau zu, indem er mit unglaublicher Mühewaltung sich auf den bevorstehenden Feldzug vorbereitete. Selbst die Subsidien Englands sowie die schweren Abgaben, die abermals Sachsen und Mecklenburg auferlegt wurden, reichten nicht aus, um die erforderlichen zwölf Millionen Thaler Kriegskosten zu vervollständigen. An den öffentlichen Kredit wollte und konnte Friedrich in seiner ungewissen Lage nicht appellieren. So nahm er zu dem freilich recht bedenklichen Mittel einer durchgehenden Münzverschlechterung seine Zuflucht. Trotzdem mußte er sein Heer gegen die früheren Jahre um 30 000 Mann vermindern; und von den neu eintretenden Rekruten waren zwei Drittel Sachsen, Mecklenburger, Schwedisch-Pommern, Kriegsgefangene und fremde Abenteurer. Die besten Offiziere und Soldaten waren in den bisherigen Kämpfen zu Grunde gegangen, während die österreichische Armee, mit ihrem Hinterlande von fünfzehn Millionen Seelen, sich im Gegenteil fortwährend vervollkommnete. Der König meinte, unter solchen Umständen auf die Offensive verzichten, sich allerorten auf die Verteidigung beschränken zu müssen. Eine solche Kriegsweise aber, ihm völlig ungewohnt, stimmte ihn unsicher und entsprach wirklich seiner Befähigung weniger. Einstweilen tröstete er sich in litterarischer und schriftstellerischer Beschäftigung. Während die Waffen ruhten, bekämpfte er seine Gegner mit einer Reihe anonymer glänzend geschriebener Satiren, in denen er die Vielseitigkeit und Schärfe seines Geistes in bewundernswerter Weise bethätigte. Bald spricht er als Sekretär des Grafen Kaunitz zu einem anderen österreichischen Staatsmann, um die schädlichen Absichten seiner Widersacher zu enthüllen; bald als Schweizer Professor, um der Neutralen Sympathien für Preußen zu gewinnen; bald grotesk-preußenfeindlich als Papst Klemens XIII., um die Protestanten für seine Sache zu erwärmen; bald als Prinz Soubise zum Marschall

Daun, um die Sendung eines geweihten Degens und Hutes durch den Papst an den österreichischen Feldherrn zu verspotten. Wo findet man noch das Beispiel eines Königs, der, von zahllosen Feinden mit völligem Untergange bedroht, gezwungen, jeden Nerv seines Wesens und seines Staates zur Rettung anzustrengen, Muße, Frische und Elastizität genug besessen hat, um in zahlreichen witzsprühenden Flugschriften seine Gegner vor Europa lächerlich zu machen?

Maria Theresia, die ihr Heer auf 200 000 Mann gebracht hatte, wünschte vor allem den gänzlichen Abfall Frankreichs zu verhüten. Deshalb wollte sie



Gegend von Frankfurt a. M. — Bergen — Vilbel.

diesen Feldzug zu einem entscheidenden machen.[1]) Dazu sollten die Russen mit helfen. Nach Dauns Entwurf hatten dieselben von der Weichsel an die Oder zu rücken, diesen Fluß zu überschreiten und sich bei Krossen mit den Österreichern zu vereinigen. Dadurch würde der preußische König gezwungen werden, Schlesien aufzugeben, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, von Brandenburg und Sachsen abgeschnitten und zur Kapitulation gezwungen zu werden. Indessen wurden die Bewegungen der Russen nicht nur durch das Übelwollen Fermors gegen die Österreicher, sondern auch durch einen kühnen Streifzug der Preußen gehemmt. Im Februar 1759 drangen letztere

---

1) Th. v. Trotha, Zur Geschichte der russisch-österreichischen Kooperation im Feldzuge von 1759 (Hannover 1888).

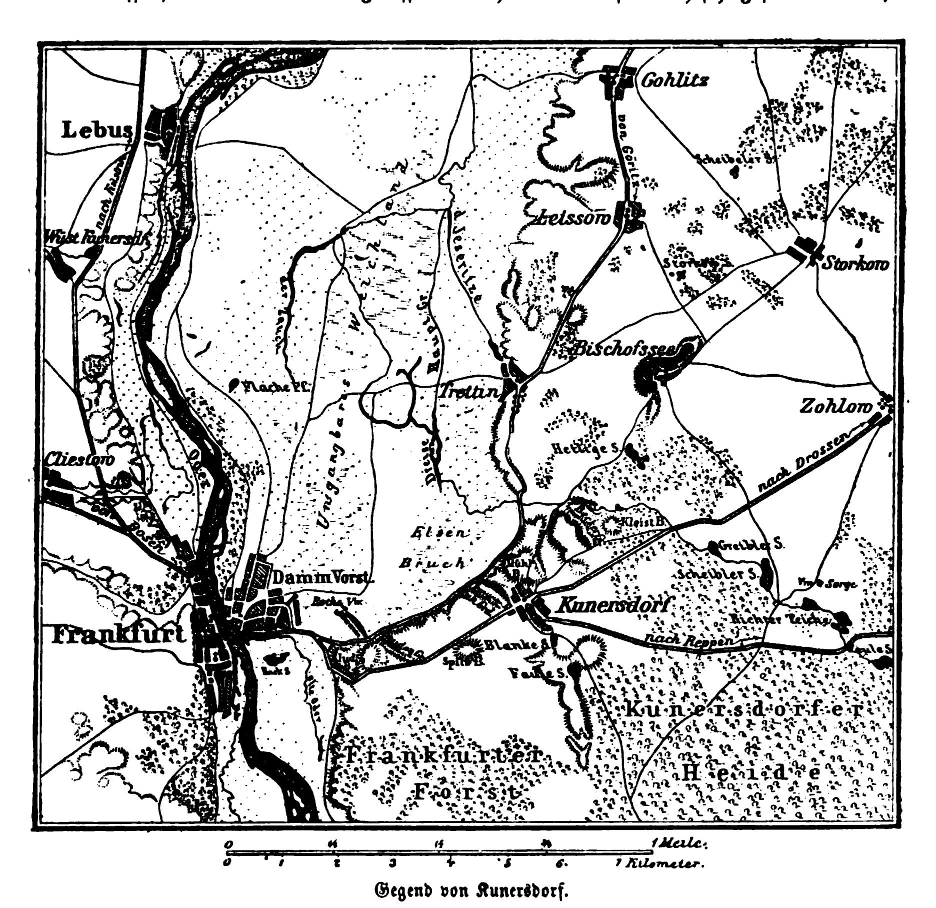
in Großpolen ein, wo die Russen, ohne Rücksicht auf die Neutralität der Republik, ihre Magazine angelegt hatten, und zerstörten dieselben gänzlich.

Größere Operationen unternahm zuerst Ferdinand von Braunschweig, dessen Heer auf 70 000 Mann angewachsen war, während ihm 100 000 Franzosen unter Contades und Broglie — einem Sohn des unglücklichen Feldherrn des Österreichischen Erbfolgekriegs — gegenüber standen. Broglie mit der Mainarmee hatte im Beginn des Jahres Frankfurt besetzt; damals war es, wo der Großrichter dieses Heeres, der „Königslieutenant," bei dem kaiserlichen Rat Goethe einquartiert wurde. Ferdinand wollte die Krönungsstadt den Franzosen wieder entreißen, wurde aber von Broglie bei Bergen (April 1759) wenn auch nicht besiegt, so doch zurückgeschlagen. Glücklicher war Prinz Heinrich von Preußen, der von Sachsen aus in erfolgreichen Streifzügen sieben kaiserliche Magazine in Böhmen, im Werte von 600 000 Thalern, zerstörte, 3000 Feinde tötete oder gefangen nahm, dann in den fränkischen Kreis einfiel, Kaiserliche und Reichstruppen vor sich hertrieb, fast eine Million an Kontributionen erhob.

Durch diese kühnen Unternehmungen wurden die Kaiserlichen um so mehr zur Ruhe genötigt, als sie ohnehin die Mitwirkung der Russen abzuwarten hatten. Endlich, im Juli, trieb der bestimmte Wille der Zarin dieselben vorwärts; dem Namen nach war ihnen der alte unfähige Graf Peter Saltykow zum Oberbefehlshaber gesetzt, der aber die wirkliche Leitung dem tüchtigeren und entschlosseneren Fermor überließ. Friedrich hatte die Abwehr der Russen dem von ihm sehr geschätzten General Wedell anvertraut, dem er selbst die eigentümliche Würde eines Diktators übertrug. Wirklich wollte Wedell die Russen gewaltsam an der Vereinigung mit den Österreichern hindern, allein seine 30 000 Mann wurden bei Kay, in der Nähe von Krossen, durch die 70 000 Saltykows zurückgeworfen, mit beträchtlichem Verluste. Nunmehr marschierten die Russen auf Krossen und Frankfurt a. d. Oder, während Daun in Schlesien einfiel und von hier aus 20 000 Streiter unter Loudon seinen Verbündeten zu Hilfe sandte. Gleichzeitig drang die Reichsarmee erobernd in Sachsen ein. In dieser Bedrängnis beschloß Friedrich, Sachsen einstweilen bis auf die Hauptfestungen zu räumen, Schlesien der Bewachung durch den Prinzen Heinrich zu überlassen und selber mit den besten Truppen zu dem Korps Wedells zu stoßen, um die Russen und Loudon unschädlich zu machen. Mit 47 000 Mann griff er die 80 000 Gegner am 12. August 1759 bei Kunersdorf, östlich von Frankfurt a. d. Oder, kühnlich an. In der That gelang es, wenn auch unter großen Verlusten, die starken Stellungen der Russen einzunehmen; als man aber auch den russisch-österreichischen Rückhalt unter Loudon bestürmte, versagten der erschöpften und gelichteten preußischen Infanterie die Kräfte: sie wurden zurückgeworfen, endlich ganz zersprengt. Die Armee hatte über ein Drittel — 18 000 Mann — verloren. Nach solchem Unheil verzweifelte selbst des Königs kräftiger Geist. Vergebens hatte er den Tod in der Schlacht gesucht: nur seine Kleider waren von Kugeln durchbohrt. „Ich habe keine Hilfsquellen mehr," schrieb er dem Minister Finckenstein,

„und um die Wahrheit zu sagen, halte ich alles für verloren. Ich werde den Untergang des Staates nicht überleben. Adieu für immer. Friedrich.“

Allerdings hätte es jetzt in der Macht der russisch-österreichischen Armee gelegen, dem schwachen und gänzlich entmutigten Preußenheere den Gnadenstoß zu geben und damit den Krieg zum Verderben Preußens zu beendigen. Allein die Russen, die in allen Rangklassen durchaus anti-österreichisch gesinnt waren,

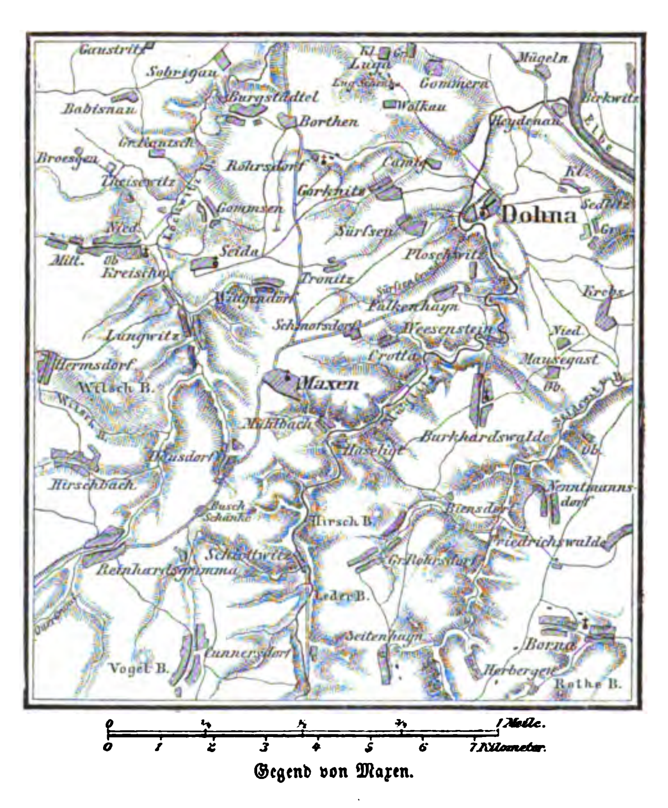


Gegend von Kunersdorf.

wollten nach großen Märschen und zwei blutigen Schlachten durchaus nichts mehr für die bedächtigen und bequemen Verbündeten thun. Nicht mit Unrecht warf Saltykow dem Marschall Daun vor, derselbe habe sich, allem Übereinkommen zuwider, der Vereinigung mit den Russen enthalten und dadurch die Vernichtung des feindlichen Heeres verhindert.[1]) Keinen einzigen Entschluß

1) Trotha, S. 64 ff.

habe er wirklich durchgeführt, und deshalb könne man auch in betreff der in Feindesland zu nehmenden Winterquartiere sich nicht auf ihn verlassen. Den Vorwürfen folgte entsprechende That. Mitte September zog Saltykow nach Glogau. Um ihn günstiger zu stimmen, versuchte Daun mit einem starken Korps zu ihm zu stoßen; indes Prinz Heinrich wußte den allzu vorsichtigen Marschall durch geschickte Märsche zum Rückzuge zu zwingen. Saltykow und Fermor aber sahen in letzterem nur ein verräterisches Übelwollen der Öster-



Gegend von Maxen.

reicher. Als Friedrich, dem die unvermutete Rettung vor dem für unvermeidlich gehaltenen Untergange die volle Elastizität des Geistes zurück gegeben hatte, mit einer notdürftig reorganisierten kleinen Armee sich gegen die Russen wandte, wollten diese sich nicht von neuem opfern. Trotz der energischen Weisungen aus Petersburg beschloß der Kriegsrat den Rückmarsch an die Weichsel. Vergebens mahnte Loudon dringend zu einer Diversion gegen Breslau, um Friedrich von der österreichischen Grenze zurück zu schrecken. Unter greulichen Verwüstungen kehrten die Russen nach Ostpreußen zurück.

Indes war auch das Schlimmste verhütet, durch ein wahres „Mirakel des Hauses Brandenburg," wie Friedrich sich seinem Bruder Heinrich gegenüber

ausdrückt — die Folgen der Schlacht bei Kunersdorf waren doch schwer. Die Entmutigung war so groß, daß General Schmettau ohne weiteres Dresden den Kaiserlichen und Reichstruppen übergab: nicht nur ein moralischer, sondern auch ein empfindlicher materieller Verlust, da diese Stadt der vornehmste preußische Waffenplatz in Sachsen gewesen war. Und ein größeres Unglück kam nach.

General Finck, dem Friedrich das größte Vertrauen schenkte, hatte mit nur 12000 Mann 36000 Kaiserliche und Reichstruppen aus Sachsen vertrieben; nur Dresden hielt Dauns Hauptmacht. Als aber der König, durch diese Erfolge mit übergroßer Zuversicht erfüllt, das geringzählige Korps Fincks dem Feldmarschall in den Rücken sandte, um auch ihn zur Räumung des Kurfürstentums zu zwingen, warf Daun sich auf die kleine Schar und nötigte sie, sich gefangen zu geben (Ende November 1759). Dieser „Finkenfang" bei Maxen, diese Kapitulation von 12000 Preußen war im Grunde verderblicher, als selbst die Niederlage bei Kunersdorf. Er gab den Österreichern wieder Mut, der Kaiserin-Königin Hoffnung und festen Willen, den Krieg bis zur Vernichtung Friedrichs fortzusetzen, er brachte die gerade begonnenen Friedensunterhandlungen zum Scheitern: „Das Unglück," schreibt der König an d'Argens, „hat mich so betäubt, daß ich mich noch nicht von meiner Bestürzung erholen kann. Quando avrò fine del mio tormento! Seit vier Jahren bin ich im Fegefeuer."

An Terrain hatte der König in diesem Feldzuge nur Dresden und das Land zwischen dieser Stadt und der böhmischen Grenze verloren; trotzdem war er für ihn ein sehr unheilvoller gewesen. Das Jahr 1759 hatte gezeigt, daß selbst des großen Königs Kräfte unter der unaufhörlichen Arbeit und Aufregung litten; daß die neugebildeten Regimenter und die jungen Generale nicht mehr den alten gleich kamen; daß es den besser geübten Feinden gegenüber nicht mehr möglich war, mit schwachen Korps eine große Übermacht zu besiegen: kurz, das Jahr 1759 bewies mit Sicherheit, daß Friedrich endlich zwischen seinen gewaltigen Gegnern erdrückt werden müsse. Seit dieser Unglückszeit war des Königs Charakter verbittert, scharf, ja lieblos geworden; das furchtbare Unheil, das Bewußtsein, dasselbe zum Teil seinen eigenen unleugbaren Fehlern zu verdanken, der Verlust vieler erprobter Waffengefährten hatten ihn tief und für immer verstimmt. „Meine Jugend habe ich dem Vater, mein Mannesalter dem Vaterlande geopfert," schrieb er bald darauf mit unverkennbarer Bitterkeit.

Einigen Ersatz für Friedrichs Niederlagen vermochte der Umstand zu geben, daß auf den übrigen Kriegsschauplätzen das Glück der Waffen seinen Gegnern nicht gelächelt hatte. Die Schweden, 15000 Mann stark, waren zunächst in das von Truppen ganz entblößte Pommern, sowie in die Uckermark eingebrochen, wo sie mit Kontributionen und Proviantlieferungen arg gehaust hatten. Allein als sie sich, nach dem Abzuge der Russen, von 3000 Preußen unter Manteuffel angegriffen sahen, zogen sie, trotz ihrer Überlegenheit, sich schleunigst wieder auf ihr Gebiet zurück.

Besonders glänzend aber war der Feldzug Ferdinands von Braunschweig ausgefallen.

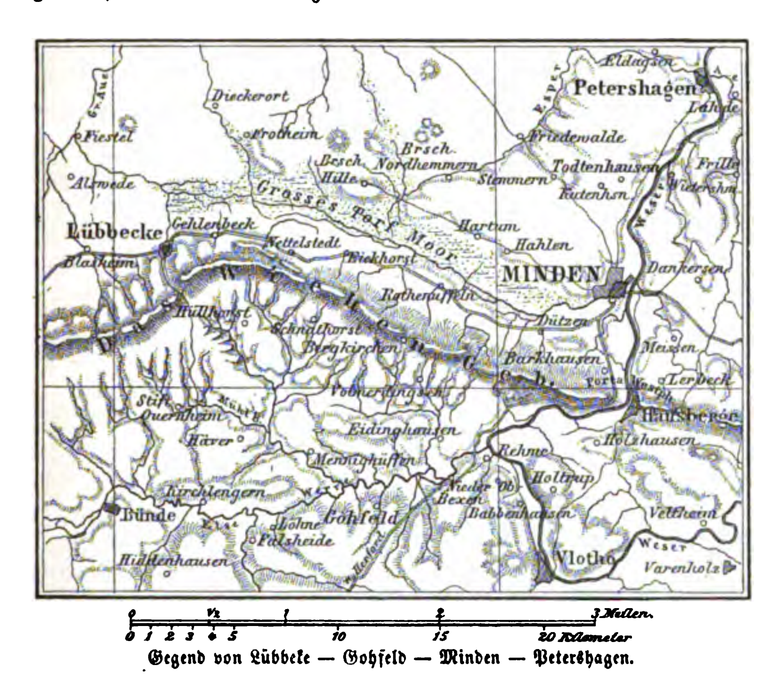
Mit großartigen Absichten hatte Choiseul das neue Kriegsjahr eröffnet. Contades und Broglie sollten in thatkräftigem Angriff das Kurfürstentum Hannover erobern. In allen französischen Häfen wurden Kriegsschiffe und Transportfahrzeuge gebaut, um 70000 Franzosen nach Großbritannien überzusetzen. So sollte die Entscheidung herbeigeführt, das Inselreich zu demütiger Unterwerfung genötigt werden. Die Geldmittel für diese ungeheuerlichen Unternehmungen lieferte die Erfindungsgabe und Einsicht des neuen Finanzministers Stephan von Silhouette,[1]) eines Mannes, der aus schlicht bürgerlichem Stande durch Geist und sorgfältiges ökonomisches Studium zu seiner hohen Stellung emporgestiegen war. Frankreich an Stelle Englands zur ersten Kolonial- und damit zur ersten Seemacht zu erheben, ihm so die Hegemonie auf den Ozeanen wie zu Lande zu sichern, war des Mannes große und edle Idee. Um sie ausführen zu können, bedurfte er bedeutender Mehreinnahmen; diese beschaffte er auf sehr sachgemäße Weise, indem er den Generalpächtern und sonstigen Finanzmännern einen Teil des ungeheuren Gewinnes, den sie auf Kosten des Staates einzuheimsen pflegten, dauernd entzog und auf diese neue Einnahme eine Anleihe von 72 Millionen begründete. So umfassendem Angriffe Frankreichs gegenüber blieb jedoch Pitt sehr ruhig: er wußte, daß Englands Kräfte ausreichten, demselben zu begegnen. Kein Schiff, keinen Mann rief er deshalb übers Meer zurück. Während er auf der ganzen Insel die Milizen aufbot, ließ er seine Flotte vor den französischen Häfen kreuzen, um die Vereinigung der verschiedenen französischen Geschwader zu verhindern; dabei wurden Festungen und Vorratshäuser gelegentlich bombardiert. Endlich gelang es der Mittelmeerflotte doch, aus Toulon auszulaufen, aber an der portugiesischen Küste, bei Lagos, ward sie von dem britischen Admiral Boscawen ereilt und zum größten Teile vernichtet (August 1759). Nicht minder drängte Admiral Hawke die Brester Flotte in die Bai von Quiberon und zerstörte sie fast völlig. Nach diesen furchtbaren Unglücksfällen mußte Frankreich nicht nur jeden Gedanken an eine Landung in England aufgeben, sondern überhaupt darauf verzichten, den Briten noch zur See Widerstand zu leisten.

Nicht besseren Erfolg hatte für die Franzosen der Landkrieg.

Nach dem Siege Broglies bei Bergen waren beide französische Generale mit ihren überlegenen Scharen in Hessen eingebrochen, hatten letzteres Land besetzt und dann, sich zur Weser wendend, die Hauptfestung dieses Stromlaufes, Minden, erobert. Indes nun machte Ferdinand Halt, und während seine kühnen Streifkorps Contades zur Entsendung zahlreicher Detachements nötigten, bestand er selber den Angriff der französischen Hauptarmee bei Minden (1. August 1759). Die geschickten Manöver Ferdinands, die nicht tadelfreie Haltung der französischen Truppen und die Eifersucht des Herzogs von Broglie,

1) P. Clément, M. de Silhouette-Bouret (Paris 1872).

der seinen Oberbefehlshaber Contades geradezu im Stiche ließ,[1]) entschieden den Sieg für die Verbündeten. Nur die sträfliche Unthätigkeit des Generals der englischen Reiterei, Lord Georg Sackville, der dafür später vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, rettete das geschlagene Heer vor gänzlicher Zersprengung. Aber auch so hatte dasselbe mehr als 10 000 Mann verloren. Durch die Schlacht bei Minden wurden Westfalen und Hannover vor dem Schicksale bewahrt, das der greise französische Kriegsminister Belle-Isle — hierin ein würdiger Nachfolger Louvois'! — ihnen zugedacht hatte: nämlich in eine „vollständige Wüstenei verwandelt“ zu werden.

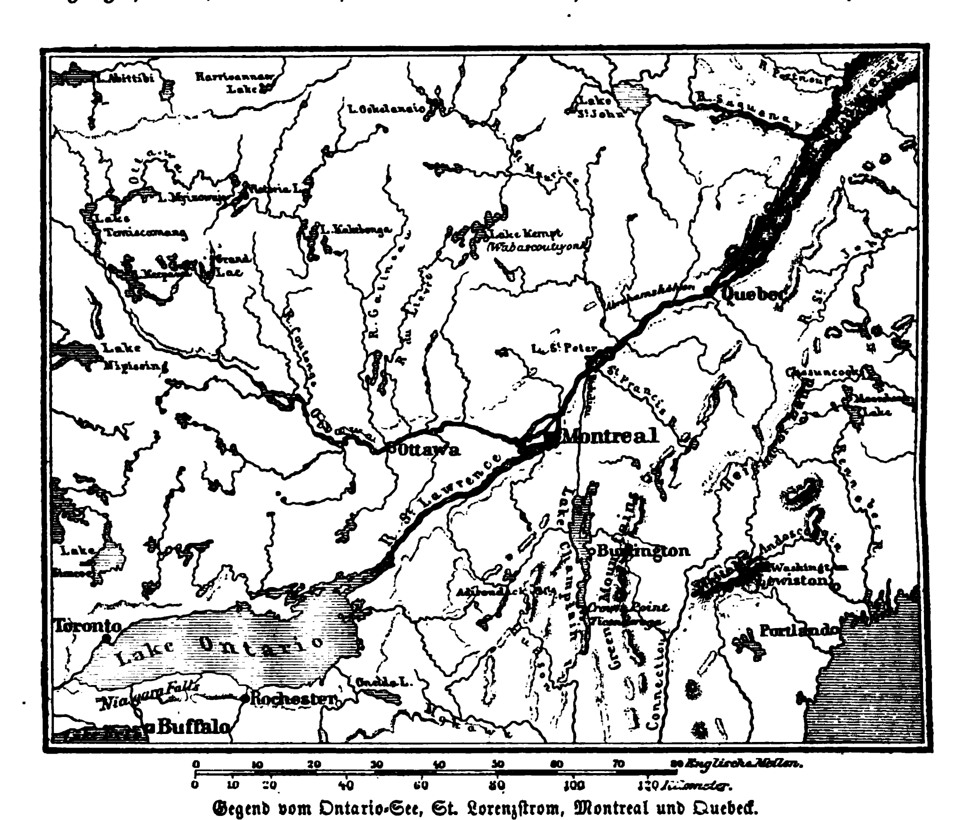


Gegend von Lübbecke — Gohfeld — Minden — Petershagen.

Von den Verbündeten verfolgt, zog Contades sich nach Hessen zurück, dann nach Nassau. Vergebens ermahnten ihn König Ludwig und Belle-Isle ohne Unterlaß, wieder die Offensive zu ergreifen und sich Winterquartiere in deutschen Landen zu verschaffen, da die Lage der französischen Finanzen es dringend nötig mache, das große Heer auf Kosten Fremder zu ernähren. Offiziere und Soldaten waren vielmehr tief entmutigt und wollten vom Kriege in Deutschland nichts mehr hören, was sie auch in meuterischen Reden zu erkennen gaben.[2]) Endlich berief man Contades ab und ersetzte ihn durch seinen Nebenbuhler, den Schützling der Dauphine, der sächsischen Prinzessin,

1) Pajol, IV, 406, 416.
2) Ebendas., S. 444.

durch den Herzog von Broglie. Dieser feurige und unternehmende General versuchte es sofort mit Angriffsoperationen. Allein sie scheiterten sämtlich; besonders das neu gebildete württembergische Korps von 12 000 Mann, welches der tyrannische Herzog Karl Eugen gegen den einstimmigen Willen seines Landes den Franzosen verkauft hatte, lief dabei gänzlich auseinander. Nach mehreren ungünstigen Gefechten mußte Broglie sich sogar weiter zurückziehen, als sein Vorgänger, und seine Winterquartiere wieder am Rhein und unteren Main nehmen.

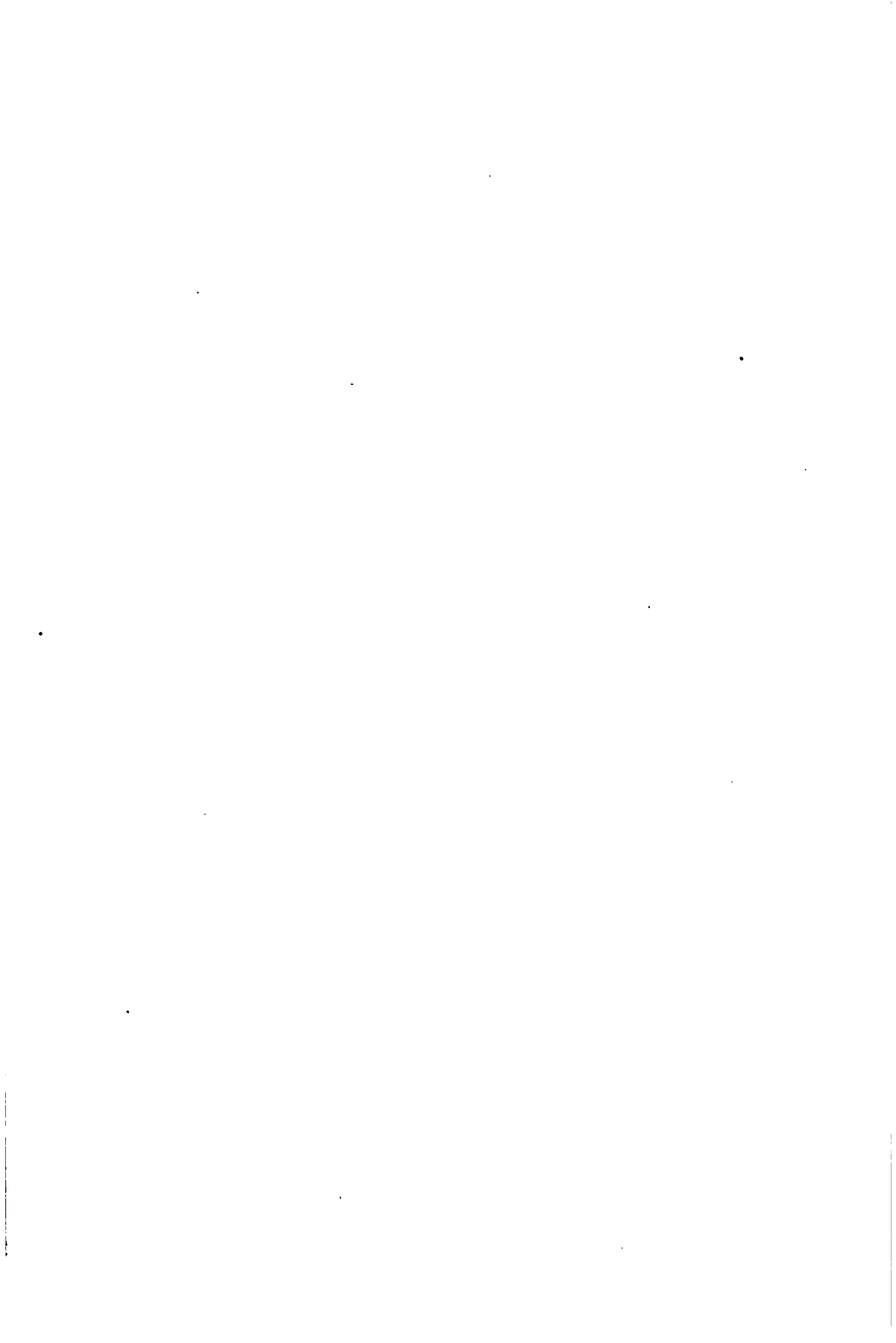


Gegend vom Ontario-See, St. Lorenzstrom, Montreal und Quebeck.

Weit glänzendere Erfolge erlangte noch die englische Kriegsführung in den transozeanischen Gegenden. Wie zwei Jahre vorher in Indien, wurde nunmehr auch für das größere und bedeutsamere Nordamerika das Übergewicht des angelsächsischen Wesens über das romanische entschieden. Pitts Plan war es, in das Herz der französischen Besitzungen auf diesem Kontinente einzudringen, trotz der bedeutenden Schwierigkeiten, welche das hohe Talent Montcalms, die starken Stellungen der Franzosen und ihre Bundesgenossenschaft mit dem größten Teile der streitbaren, wilden, damals noch sehr zahlreichen Indianer einem solchen Entwurfe bereiten mußten. Von drei



Tod des Generals Wolf.
Nach dem Kupferstiche von C. Guttenberg (1743—1792); Originalgemälde von Benjamin West (1738—1820).



Seiten zugleich ließ er Kanada angreifen; zur Leitung des gefahrvollsten Unternehmens, des Anschlages auf dessen Hauptstadt Quebec, erkor der Minister mit scharfer Menschenkenntnis einen noch jungen General von linkischen Manieren, abstoßendem Äußern und polterndem Wesen, aber kühn, geistreich, glühend ehrgeizig und dabei edlen und selbstlosen Charakters: den erst dreiunddreißigjährigen Jakob Wolfe.[1])

Durch eine starke Kriegsflotte nach Kanada überführt, ging Wolfe den Lorenzstrom hinauf, nahm die vorgeschobenen Festungen der Franzosen weg und wandte sich dann gegen Quebec selbst. Sein Korps betrug kaum 8000 Mann, während Montcalm 10000, freilich meist undisziplinierte kanadische Milizen und Indianer, befehligte. Mit so geringfügigen Streitmitteln wurde das Schicksal eines Kontinents entschieden. Montcalm schloß sich nicht in die nur schwach befestigte und dem Feuer der überlegenen feindlichen Artillerie ausgesetzte Stadt ein, sondern verlegte den größten Teil seiner Truppen in ein sorgfältig befestigtes, überdies von steilen Bergen und dem Lorenzstrom geschütztes Lager unterhalb derselben, gegen das nun die Hauptanstrengungen Wolfes gerichtet waren. Ein erster, direkter Angriff der Engländer ward mit großem Verluste zurückgeschlagen. Schon wollte Wolfe an der Einnehmbarkeit der französischen Stellung verzweifeln, als er einen freilich kaum passierbaren Pfad in deren Flanke über die felsigen Abrahamshügel entdeckte. Hier ließ er am 13. September 1759 seine Truppen hinaufklimmen und die kanadischen Vorposten aufheben. Montcalm mußte sein Lager verlassen und die Engländer von den Höhen zu vertreiben suchen. Indes diese widerstanden um so zäher, als sie die günstigere Stellung und die größere Kriegserfahrung für sich hatten. Im erbitterten Kampfe wurden Wolfe und Montcalm beide tödlich verwundet: aber dieser starb als Besiegter, jener als Sieger. Die kleine französische Armee wurde endlich ganz aufgelöst; wenige Tage später ergab sich Quebec. Damit war der Verlust ganz Kanadas, ja des amerikanischen Kontinents überhaupt für die Franzosen entschieden.

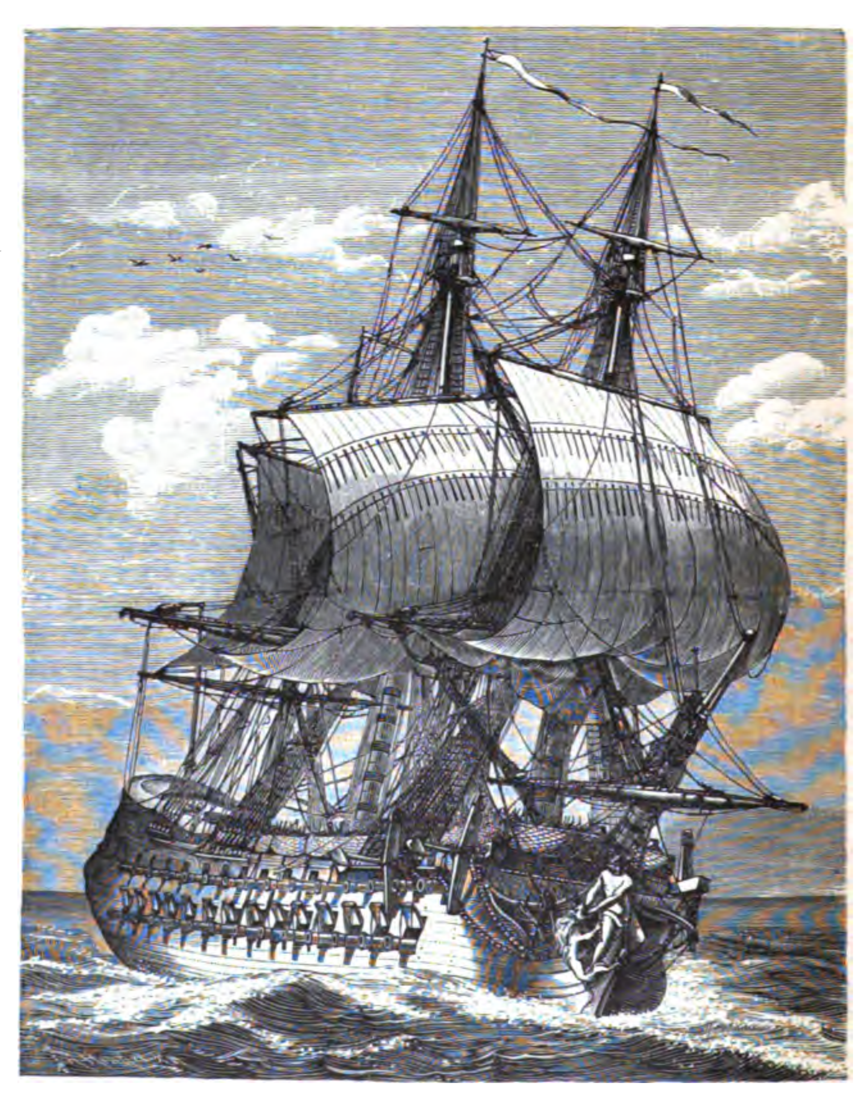
Kaum besser war deren Schicksal in Indien. Empörung unter den eigenen Soldaten, Mangel an Vorräten und die Annäherung einer englischen Flotte hatten Lally-Tollendal gezwungen, mit großem Verluste an Menschen und an Material die Belagerung von Madras aufzuheben. Und während die französische Flotte nach einem unentschiedenen Gefechte mit der englischen ohne weiteres nach Isle-de-France zurückkehrte, landeten für die Engländer Verstärkungen unter dem wackeren und unternehmenden Obersten Eyre-Coote, der sofort seine Operationen mit der Wegnahme einiger feindlicher Forts begann.

Diese Niederlagen trafen Frankreich um so empfindlicher, als der Zustand seiner Finanzen ein nahezu verzweifelter geworden war. Alle Entwürfe und Bemühungen Silhouettes waren an den ungeheuren Anforderungen des in den vier Erdteilen zugleich geführten Krieges, sowie an der Unordnung und

---

1) Parkmann, Montcalm and Wolfe (3. Aufl. London u. Boston 1885).

Raubgier der Verwaltung gescheitert. Das Jahr 1759 schloß für den französischen Staatshaushalt mit einem Defizit von 217 Millionen Livres. Um diesen Verlegenheiten dauernd abzuhelfen, that Silhouette den einzig ver-



Der „Herkules“; französische Fregatte von 58 Kanonen. Gezeichnet von Ozanne.

nünftigen Vorschlag, Einkommen- und Luxussteuern in bedeutendem Umfange einzuführen. Indes der Plan rief den Widerstand der selbstsüchtigen besitzenden Klassen hervor, der im Pariser Parlamente einen energischen Ausdruck und

Bethätigung fand. Damals war es, wo der Haß dieser frivolen Gesellschaft die Schattenbilder, die nur die Umrisse des Menschen, aber keinen Inhalt zeigen, „Silhouetten“ benannte. Der schwache, charakterlose Ludwig XV. schrak vor der feindseligen Haltung des Hofes, Adels, Finanz- und Beamtentums, aller jener Menschen, die ihn täglich umgaben und die er für allein berechtigt hielt, zurück. Im November 1759 ward, nach kurzer Verwaltung, Silhouette entlassen und durch den bisherigen Polizeilieutenant Bertin ersetzt, der freilich die leitenden Kreise in Frieden ließ, aber dafür gedankenlos von der Hand in den Mund lebte und die finanzielle Lage einer Katastrophe immer näher führte.

Choiseul erkannte, daß ein Friedensschluß, zumal mit dem überlegenen Gegner England, für sein Land dringend notwendig sei. Er wurde in diesen Gesinnungen ermutigt durch den neuen Beherrscher Spaniens.

Der zweite Sohn König Philipps V., Ferdianand VI., war nicht minder, als sein Vater, von finster melancholischer, oft geradezu trübsinniger Stimmung erfüllt gewesen. Nur die Stimme eines italienischen Sängers Farinelli hatte ihn zeitweise zu erheitern vermocht, und diesem Musiker hatte er, zum Danke, die Regierung des Staates größtenteils überlassen. Im Sommer 1759 starb der klägliche Souverän; es folgte ihm sein jüngerer Bruder Karl, der bisherige König von Neapel, der letzteres Reich nunmehr einem seiner Söhne, unter der Leitung des bewährten Tanucci, übertrug. Karl III., schon seit 25 Jahren ein Gegner Österreichs, wünschte selbst gegen den Willen Maria Theresias den Frieden zwischen Frankreich, Preußen und England zu vermitteln. Die beiden letzteren Reiche waren ihm schon zuvorgekommen, indem sie Einladungen zu einem Kongresse in Regensburg hatten ergehen lassen. In der That kamen dort, im November 1759, Gesandte der fünf hauptsächlichen kriegführenden Mächte zusammen. Alles scheiterte aber, ehe es recht begonnen, an dem Widerwillen Österreichs und Rußlands, die durchaus von der Vernichtung Preußens nicht abstehen wollten. Choiseul sah dieses Ergebnis mit Bedauern, zumal die Zerstörung des preußischen Staates die Allmacht Österreichs in Deutschland und damit die Ausschließung des französischen Einflusses aus diesem Lande, sowie die Oberherrschaft Rußlands über den gesamten Norden, die Erdrückung Polens und Schwedens zu unmittelbaren Folgen haben mußte. Diese für Frankreich so gefahrvolle Lage durch thatkräftiges Eingreifen zu ändern, glaubte Choiseul nicht imstande zu sein, da die Verträge ihm die Hände banden. Wenigstens aber wollte er dem verlustreichen Kriege mit England ein Ende machen und bot, unter den verlockendsten Bedingungen, letzterer Macht einen Separatfrieden an. Ein solcher hätte freilich Preußen hilflos seinen übermächtigen Feinden ausgeliefert, dessen Untergang entschieden. Trotzdem waren König Georg II. und der schwächliche, gewissenlose Newcastle geneigt, den französischen Verlockungen zuliebe den Verbündeten im Stiche zu lassen; nur Pitt ist es zu danken, daß Friedrich dieses Äußerste, England einstweilen die Schmach des Vertragsbruches erspart blieb.

Inzwischen geschah aber, was Frankreich gefürchtet hatte: Rußland verlangte gebieterisch eine Entschädigung für seine kriegerischen Anstrengungen, durch Überlassung der Provinz Ostpreußen. Kaunitz vermochte, wenn er den Kampf gegen Preußen fortsetzen wollte, ein solches Begehren nicht abzulehnen. Im April 1760 schlossen Österreich und Rußland ein neues Übereinkommen, welches für den Fall, daß jenes wieder in den Besitz von Schlesien und Glatz gelangen sollte, der Zarin den Erwerb Ostpreußens zusprach. Ja noch mehr, Österreich machte den Vorschlag, diese Provinz sogleich dem Großfürsten Peter zu übertragen, bis derselbe sie, durch seine Thronbesteigung in Rußland, mit letzterem Reiche vereine; dafür solle Peter seinen gottorpschen Anteil an Holstein an Dänemark geben, damit auch dieses für die Mitwirkung gegen Preußen gewonnen werde. So wollte die Kaiserin noch ein weiteres deutsches Gebiet den Fremden ausliefern!

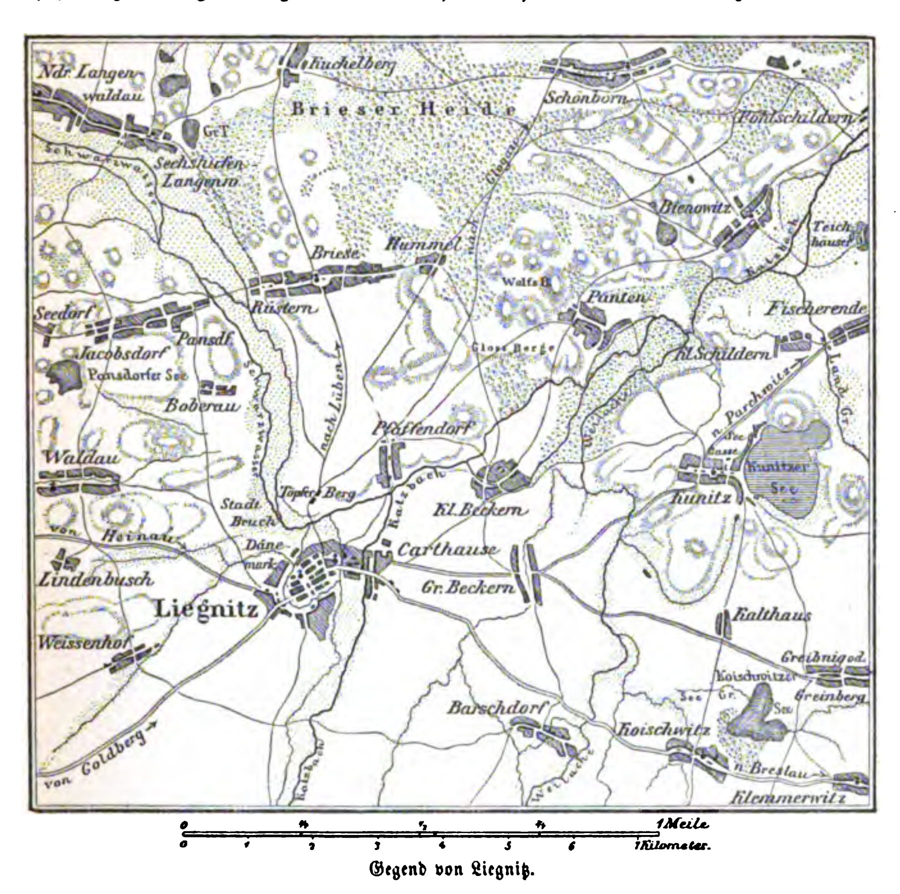
Der neue Vertrag kettete Rußland um so fester an das österreichische Bündnis, verhieß um so mehr die Teilnahme der russischen Armee an dem Kampfe gegen Friedrich. Hätte letzterer nicht den größten Teil Sachsens besessen, würde er gar nicht imstande gewesen sein, den neuen Feldzug zu führen. So mußte das unglückliche Land wieder fünf Millionen Thaler für das preußische Heer aufbringen. Trotzdem vermochte Friedrich nur 90 000 Mann zum Teil recht mittelmäßiger Truppen gegen 120 000 Österreicher, 60 000 Russen, 20 000 Schweden, ebenso viele Reichssoldaten, also gegen 220 000 Feinde ins Feld zu führen.

Nur eines rettete der König: die bewundernswerte Schnellkraft seines Geistes. Die Selbstmordgedanken, die zeitweise seine Seele bestürmten, wurden bald wieder aufgegeben. Er fand noch die Ruhe, sich mit der Lektüre des Lukrez zu beschäftigen, sich vom Berliner Großkaufmann Gotzkowsky Gemälde kaufen zu lassen, für d'Argens ein Tischservice nach eigener Zeichnung zu bestellen. Er schrieb in den Winterquartieren Oden und Episteln, die zu seinen besten litterarischen Erzeugnissen gehören, sowie „Betrachtungen über den Charakter und die militärischen Talente Karls XII. von Schweden." Einen Mann von so hervorragender Seelengröße konnte das Unglück wohl beugen, aber nicht brechen. Dann kamen wieder beißende Flugschriften, darunter sechs Briefe, in denen sich Phihihu, Agent des chinesischen Kaisers in Europa, spottend über die Zustände unseres Erdteils ausläßt. Die unverwüstliche Laune, die in dieser Satire herrscht, läßt nichts von den Gefahren ahnen, welche ihren Verfasser umringten.

Und doch war der Beginn des neuen Feldzuges nur durch neues Mißgeschick bezeichnet.

Um die von dem kühnen und unternehmenden Loudon belagerte Festung Glatz zu retten, sandte Friedrich den General Fouqué mit 11 000 Mann zur Bedrohung von Loudons Verbindungen in dessen Rücken nach Landeshut. Allein die Österreicher wußten jetzt ihre Übermacht zu gebrauchen; mit dreifach stärkerer Truppenzahl warf Loudon sich auf das Fouquésche Korps, das er

tötete oder gefangen nahm; nur 1500 Mann entkamen (23. Juni 1760). Es war eine Wiederholung der vorjährigen Affaire bei Maxen, doch hatte Fouqué sich mit ungleich größerem Mut und Geschick gewehrt, als Finck. Nach der Schlacht eroberte Loudon Glatz, dessen Besatzung ebenfalls kriegsgefangen ward. Ein gleiches Schicksal hoffte er auch Breslau zu bereiten, das er sofort zu belagern begann. Allein hier wehrte General Tauenzien mit nur



Gegend von Liegnitz.

4000 Mann sich mit dem höchsten Heldenmute. Endlich kam Friedrich aus Sachsen zum Entsatze herbei. Anderseits vereinigte Daun sich mit Loudon und stellte so 90 000 Mann den 30 000 Friedrichs gegenüber — ein Verhältnis, noch ungünstiger für diesen als vor der Schlacht bei Leuthen. Die Russen, deren Marschall der alte, die Österreicher bitter hassende Saltykow möglichst lange verzögert hatte, waren schließlich doch auch in Schlesien angelangt und wurden nur mühsam von dem schwachen Korps des Prinzen Heinrich aufgehalten. Dieser unerträglichen Lage beschloß der König ein Ende zu machen —

durch eine Schlacht. Man hatte ihm hinterbracht, daß Daun gesagt: „Der Sack ist aufgemacht, wir brauchen ihn nur zuzuschnüren, und der König ist mit seinem Heere gefangen.“ Lächelnd erwiderte er: „Ganz recht, aber ich denke ein Loch in den Sack zu machen.“ Während Daun weitläufige Anstalten traf, ihn zu umzingeln, warf Friedrich sich bei Liegnitz (15. August 1760) auf die Heeresabteilung Loudons, die er vollständig schlug; der österreichische Verlust betrug fast 11 000 Mann, der preußische nur ein Drittel. Daun aber wagte nun nichts mehr zu unternehmen und zog sich ohne weiteren Widerstand zurück.

Die Schlacht bei Liegnitz, in der Friedrich sein ganzes militärisches Genie wiederum auf bewundernswerte Weise entfaltete, hatte die preußische Armee gerettet; sie hatte ihr überdies, nach den beständigen Unglücksfällen der letzten beiden Jahre, das Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem großen Führer zurückgegeben. Allein weitere praktische Folgen hatte sie bei der ungeheuren Übermacht der Feinde kaum. „Ehedem,“ schreibt der König mit Recht an d'Argens, „würde das Gefecht vom 15. den Feldzug entschieden haben: heute ist es nichts als eine Schmarre. Nur eine große Schlacht kann unser Los entscheiden. Es sind Herkulesarbeiten, die ich vollbringen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie und — verhehle sie der Welt.“ Einem vertrauten Diener gegenüber beklagte er sich: „Meine Lage zwingt mich, sehr oft gegen alle überlieferten Regeln zu handeln, sei es, um mich einer drohenden Gefahr zu entziehen, sei es, um meine Front gegen einen Feind zu decken, während ich zum Kampfe gegen einen anderen in meinem Rücken eile. Fast immer muß ich mit einer Lebhaftigkeit und Kühnheit handeln, die in gewöhnlichen Verhältnissen aller Umsicht und Klugheit widerspräche. Allein die Not zwingt mich.“

Diese Briefe werfen ein helles Licht auf die Lage und den Gemütszustand des großen Königs. Von einer mehr als zehnfachen Übermacht umgeben, 55 Millionen gegen 5⅓ Millionen Preußen, sieht er, daß all sein heldenhaftes Ringen den Untergang wohl verzögern, aber nicht verhindern kann. Wenn ein Sieg die Maschen des eisernen Netzes, das ihn umstrickt, etwas erweitert, ziehen sie sich an anderen Stellen nur um so enger zusammen. Der Welt muß er seine Qual verbergen, muß heitere Zuversicht zur Schau tragen, um seine Getreuen nicht gänzlich zu entmutigen, die schon triumphierenden Feinde nicht vollends mit Siegeszuversicht zu erfüllen. Und dabei fürchtet er, durch das herannahende Alter schließlich selbst der körperlichen und geistigen Elastizität beraubt zu werden. Welch tragischer Gegensatz zu der kecken Zuversicht, mit der er zwanzig Jahre früher in den ersten schlesischen Krieg zog!

Von allen Seiten drangen die Feinde in das Gebiet des Königs ein. Während er Daun nach Böhmen zurückwarf, griffen 40 000 Kaiserliche und

HANS IOACHIM VON ZIETEN



Königlicher Preuscher General der Cavallerie
Chef eines Regiments Hussaren des Schwartzen Adelers Ordens Ritter
Erb Lehns und Gerichts. Herr zu Wustrau.
gebohren den 18. Maij 1699.

Nach dem Kupferstiche, 1782, von Daniel Berger; Originalgemälde, 1769, von Anna Dorothea Therbusch (1728—1782).

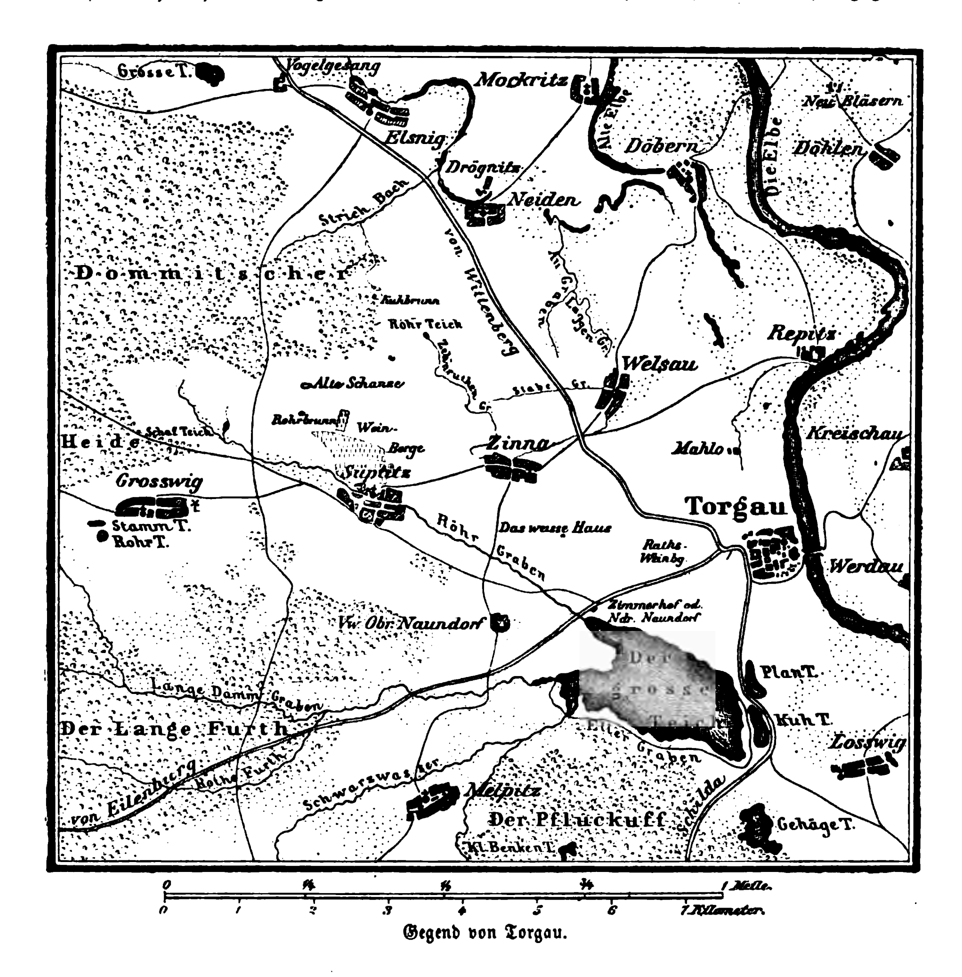
Die Bärenmütze mit den Adlerflügeln von Messingblech und das Pantherfell Zietens werden jetzt im Hohenzollern-Museum, Schloß Monbijou zu Berlin, aufbewahrt.

Reichstruppen, unter dem Prinzen von Zweibrücken, Sachsen an und trieben das schwache ihnen gegenüber stehende preußische Korps vor sich her, so daß sie fast das ganze Kurfürstentum eroberten. Endlich rafften sich auch die Russen zu zwei Unternehmungen auf, einmal zu einer abermaligen Belagerung Kolbergs und dann zu einem Plünderungszuge nach Berlin. Der erstere scheiterte wiederum, trotz des furchtbaren Bombardements der Stadt, an dem unerschütterlichen Mute Heydes, seiner Garnison und der Bürgerschaft, und das Herannahen einer ganz geringfügigen preußischen Abteilung bewog dann die Russen zum Abzuge. Erfolgreicher lief der Zug gegen Berlin ab. Zu demselben vereinigten sich 20 000 Russen unter Czernitschew und 15 000 Österreicher unter Lacy (Oktober 1760), denen kein preußisches Korps entgegengestellt werden konnte. Ohne namhaften Widerstand zu finden, vermochten die Verbündeten die Hauptstadt zu besetzen. An zwei Millionen Thaler mußten die Bürgerschaften von Berlin und Potsdam aufbringen; etwa das Doppelte wurde an königlichem Eigentum zerstört. Sonst benahmen die Russen sich sehr gut, während die Österreicher gewaltthätig und gehässig verfuhren. Nach vier Tagen schon scheuchte der in Gewaltmärschen nahende König die Feinde aus der Residenz hinweg. Der Schade war nur ein materieller.

Friedrich gönnte sich keine Ruhe. In der That war es eine unbedingte Notwendigkeit für ihn, die Gegner aus Sachsen zu vertreiben, ohne dessen Steuern und Rekruten er den Kampf nicht fortzusetzen vermochte. So marschierte er von Berlin an die mittlere Elbe. Die Reichstruppen wichen freilich eilends zurück, dafür rückte auf den gemessenen Befehl seines Hofes, Sachsen zu behaupten, Feldmarschall Daun den Preußen entgegen und bezog bei Torgau eine schon von Natur feste, dann von ihm noch weiter verschanzte Stellung auf den Süptitzer Höhen. Obwohl Friedrich den 60 000 Österreichern nur 40 000 Mann entgegensetzen konnte, beschloß er dennoch den Angriff, um Sachsen zu halten. Seine Absicht war, die überaus starke Südwestfront der Feinde nur durch den General Zieten zu beschäftigen, selber aber mit dem größten Teile des Heeres die Nordseite der kaiserlichen Aufstellung zu attackieren. Er vermochte freilich trotz verzweifelten Ringens die Höhen nicht zu nehmen, machte aber dadurch Zieten Luft, der noch zu später Stunde in voller Dunkelheit des Herbstabends die das Schlachtfeld beherrschenden Hügel erstürmte (3. November 1760). Daun, der schon Kuriere mit der Siegesnachricht nach Wien gesandt hatte, mußte sich, selber verwundet, nun eiligst zurückziehen. Fast die Hälfte ihres Heeres, 24 000 Mann, hatten die Österreicher an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, die Preußen etwa 13 000. Die österreichischen Generale waren auf das tiefste entmutigt und gaben dieser Stimmung in den Berichten an ihre Kaiserin unverhohlen Ausdruck. Wirklich hatte der Sieg von Torgau für Friedrich den wichtigen Erfolg, ihm Sachsen, mit Ausnahme des Dresdener Gebietes, zu erhalten. Selbst Maria Theresia begann nunmehr an dem Erfolge des Kampfes zu verzweifeln.

Die Schweden hatten ihren gewöhnlichen ruhmlosen Feldzug mit Hin- und Wiedermärschen zurückgelegt.

Und dennoch, trotz der beiden gewonnenen Schlachten, ging es rückwärts mit Friedrich: kein augenblicklicher Erfolg konnte ihn mehr retten. Die Österreicher hatten Glatz erobert und damit eine sichere Operationsbasis gegen



Gegend von Torgau.

Schlesien erworben, während die Russen einen Teil von Pommern und der Neumark besetzt hielten, wenige Meilen von Berlin.

Noch übler hatten sich in dem Jahre die Unternehmungen des Herzogs Ferdinand gestaltet. Er hatte diesmal einen thatkräftigen und begabten Gegner zu bestehen in dem Herzog von Broglie, der endlich das Ziel seines Ehrgeizes, den alleinigen Oberbefehl über das französische Heer, erlangt hatte und nicht weniger als 120 000 Mann kommandierte. Ferdinand konnte dieser

Macht nur 75 000 entgegen stellen. So beschloß er, sich durchaus auf die Verteidigung zu beschränken. Durch geschickte Bewegungen wußte ihn aber Broglie zu täuschen, um plötzlich in das schlecht verwahrte Hessen einzubrechen, den Erbprinzen von Braunschweig (10. Juli 1760) bei Korbach mit großer Übermacht zu schlagen, Kassel selbst zu erobern. Herzog Ferdinand, der inzwischen ein nach Westfalen detachiertes französisches Korps bei Warburg besiegt hatte, suchte Hessen durch eine Diversion zu retten, indem er den Erbprinzen, seinen Neffen, mit 30 000 Mann an den Niederrhein sandte, zur Bedrohung von Broglies Verbindungen, sowie der belgischen Lande. Allein der Prinz verlor eine kostbare Zeit mit der langwierigen Belagerung von Wesel, bis der französische General de Castries herbei kam und ihm bei Kloster-Camp eine Niederlage zufügte (Oktober 1760). Die direkten Angriffsversuche Ferdinands auf Hessen scheiterten gleichfalls, vielmehr konnte Broglie noch in das südliche Hannover eindringen, Göttingen erobern und sich dort behaupten. Auch den Verbündeten Friedrichs hatten die Feinde empfindliche Einbuße bereitet.

Was half es dem Könige von Preußen und seinen deutschen Alliierten, daß Frankreich durch seinen selbstmörderischen Krieg in fremdem Interesse England die Möglichkeit zu ungeheurem Gewinn in den überseeischen Gegenden eröffnete? „Amerika ist in Deutschland erobert worden," hat später Pitt mit Recht zur Verteidigung seiner Politik gesagt; „die in jenem erfochtenen Vorteile verdanken wir der Verwendung des französischen Heeres in Deutschland." Indem das Kabinett von Versailles jahraus jahrein seine Streit- und Geldkräfte in dem nutzlosen Kriege an Main und Weser vergeudete, setzte es sich selbst außer stande, seine Kolonien gegen den englischen Angriff zu verteidigen. General Amherst vollendete im Sommer 1760, was im vorhergehenden Jahre Wolfe so erfolgreich begonnen hatte. Er belagerte die letzte Feste Frankreichs in Kanada, Montreal; französische Geschwader, die Entsatz bringen sollten, wurden völlig vernichtet; endlich, im September, mußte Montreal sich ergeben. Damit war ganz Kanada in den Händen der Engländer, und den Franzosen blieben von ihren Besitzungen auf dem Festlande Amerikas nur die dünn bevölkerten Landstriche am unteren Mississippi.

Nicht minder tragisch, als das Schicksal Montcalms, La Bourdonnayes, Dupleix', war das eines anderen französischen Kolonialgouverneurs, des Marquis von Lally-Tollendal, in Ostindien. Von Frankreich aus gänzlich ohne Unterstützung gelassen, von seinen neidischen Beamten und Offizieren eher bekämpft als gefördert, vermochte er seinem kühnen und geistvollen Gegner, dem Obersten Eyre-Coote, nicht zu widerstehen. Er erlitt durch denselben eine entscheidende Niederlage bei Wandewash im Januar 1760; und wie die Schlacht bei Plassey den Engländern Bengalen, so überlieferte ihnen die von Wandewash das viel umstrittene Karnatik. Alle von den Franzosen besetzten Plätze dieses Landes wurden binnen kurzem eingenommen, dann auch ihre letzte und hauptsächliche Niederlassung in Indien, Pondichery, belagert. Nach sechswöchentlichem Widerstand mußte sie sich ergeben.

Damit war, wie in Nordamerika, so auch in Ostindien die französische Macht völlig zerstört und in der That für immer beseitigt. Ihre ostindische Kompanie mußte sich bald nachher auflösen. Der viel umworbene, so einträgliche ostindische Handel gehörte fürder den Engländern ausschließlich an: ein Erfolg, der schon allein sie für alle Opfer dieses Krieges entschädigt haben würde.

Die Franzosen lieben es, die Schuld an den Unglücksfällen, die sie betreffen, Einzelnen aufzubürden, die damit die Nation von jeder Verantwortung befreien sollen. Lally-Tollendal, der doch sehr bedeutende Fähigkeiten entwickelt hatte und nur ein Opfer der Unfähigkeit der Zentralregierung sowie der hämischen Intrigen seiner Umgebung geworden, wurde bei seiner Rückkehr in die Bastille geworfen und, nachdem er fünfzehn Monate hier gesessen, unter der Beschuldigung des Hochverrates zum Tode verurteilt und hingerichtet — einer der schändlichsten Justizmorde aller Zeiten.[1])

Das schienen also am Ende des fünften Kriegsjahres die Ergebnisse des furchtbaren Weltkampfes werden zu sollen: Vernichtung Preußens und dafür Ausdehnung des Angelsachsentums über alle Erdteile. Indes konnte das erstere Resultat vermieden und doch das andere behauptet werden, wenn der hohe Geist, der feste Charakter, die Einsicht und Entschlossenheit eines Pitt noch weiterhin das Ruder des britischen Staatsschiffes lenkte. Aber gerade diese Thatsache, für Preußen die Bedingung der Fortexistenz, für England die Bedingung einer ehrlichen und dauernd vorteilhaften Politik, wurde damals immer zweifelhafter.

---

1) **Hamont**, Le procès de Lally-Tollendal; Revue des deux Mondes, 1. April 1887.

Sechstes Kapitel.

Die Friedensschlüsse von Paris und Hubertsburg.

Unter einer Fülle von Erfolgen und Triumphen, wie sie nie ein englischer König der neueren Zeiten erlebt hatte, wurde Georg II. am Morgen des 25. Oktober 1760, in seinem siebenundsiebzigsten Jahre, durch einen Schlagfluß hinweggerafft. Sein Sohn Friedrich, mit dem er, wie alle welfischen Herrscher Englands mit ihren Erben, in sehr schlechtem Einvernehmen gelebt hatte, war schon vor ihm gestorben, und so folgte ihm auf dem Throne sein zweiundzwanzigjähriger Enkel, Georg III. Der neue Souverän war ein junger Mann von aufrichtiger Frömmigkeit und ehrlicher Gesinnung. Er führte ein musterhaftes Familienleben und gab dadurch ein von der Aristokratie und Bürgerschaft bald nachgeahmtes Beispiel, das der leichtsinnigen Sittenverderbnis, wie sie seit einem Menschenalter in England geherrscht hatte, ein Ende machte. Aber Georg war zugleich herrisch und hart, entschlossen, König nicht nur zu heißen, sondern auch zu sein, seinen Willen überall als den maßgebenden durchzusetzen. Nur Mangel an Bildung und Erfahrung konnte ihm diese bei der Entwickelung, welche die englische Verfassung genommen hatte, unmöglich zu verwirklichende Absicht einflößen, und zugleich lenkte solcher Mangel seinen Willen in verderbliche Bahnen. Den autokratischen Neigungen des Prinzen hatte mit schlauer Berechnung ein schottischer Edelmann geschmeichelt, John Stuart Graf Bute, ein Meister in jeder Art der Intrige, aber sonst aller staatsmännischen Größe, ja selbst der unentbehrlichsten politischen Kenntnisse und Fähigkeiten bar. Durch so üble Künste hatte Bute sich einen unbedingten Einfluß auf den jungen Fürsten gesichert. Bute beneidete vor allem die Stellung und die Verdienste William Pitts; ihn zu stürzen, sich an seinen Platz zu setzen, war das Ziel seiner Bemühungen. Dazu mußte die ganze politische Richtung, welche der große Minister verfolgt hatte, verlassen, sein Werk zerstört, der Krieg beendigt, auf jede Bedingung hin Friede geschlossen werden. Mit derartigen Absichten drang Bute bei Georg III. um so eher durch, als der König, in England geboren und erzogen, nur geringes Interesse für Hannover hegte, und dabei den festen und kühnen Charakter Pitts als mit seinen eigenen autokratischen Gelüsten durchaus in Widerspruch stehend verabscheute.

Das waren ernste Gefahren für den ohnehin so schwer bedrohten Friedrich II. Zog England die Hand von ihm ab, hielt es die ihm bewilligten Subsidien zurück, so war der Untergang des Königs und seines Staates unvermeidlich. Indes trat diese Katastrophe nicht sofort ein. Georg III. und Bute fühlten sich einstweilen außer stande, einen Minister zu stürzen, der den Ruhm und die Macht des Reiches zu ungeahnter Höhe gesteigert hatte und der von der lauten Begeisterung der ganzen Nation getragen wurde. Man mußte dazu besonders günstige Umstände und das Ergebnis langwieriger, geheimer Umtriebe abwarten. Für den Augenblick gab Georg Beweise unbedingten Vertrauens in die Verwaltung Pitts, war dieser überzeugt, daß es ihm gestattet sein werde, seine Politik ohne Abweichung noch lange, bis zum Friedensschlusse, durchzuführen.[1]) Die Thronrede des jungen Königs forderte die kräftige Fortsetzung des gerechten Krieges. Für denselben wurden derartige Geldmittel bewilligt, daß das englische Budget damals auf die als ungeheuerlich betrachtete Höhe von 20 Millionen Pfund stieg; darunter befand sich auch die gewöhnliche Subsidie für den König von Preußen.

Allein dieser war scharfsichtiger als Pitt; er meinte, es sei nur ein Aufschub des Unheils eingetreten, das er als unvermeidlich und nahe bevorstehend betrachtete. Um seinen Kummer einigermaßen zu zerstreuen, ließ Friedrich seine Kapelle nach Leipzig berufen, wo er im Winterquartier lag. Mit ihr kam sein treuer Leibmusikus Fasch. Er fand den Herrn vorzeitig gealtert und in sich gekehrt, mit einem Anstrich von Melancholie und trübem Ernst, der gegen sein früheres heiter mitteilsames Wesen nicht wenig abstach. Selbst das Blasen der geliebten Flöte wurde ihm sauer, so daß er es fast ganz unterließ. „Die ewige Unordnung,“ schrieb Friedrich damals selber an seine ehrwürdige Freundin, die Gräfin Camas, „hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum mehr kennen würden. An der rechten Seite des Kopfes sind meine Haare ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist runzelig wie die Falten eines Weiberrockes; der Rücken gekrümmt, wie bei einem Mönche von La Trappe.“ Er war im Alter von achtundvierzig Jahren zum Greise geworden! — Hier in Leipzig suchte er auch die Bekanntschaft Gottscheds und Gellerts, die er in seiner tiefen Unkenntnis der deutschen Litteratur für deren bedeutendste Repräsentanten hielt. Der pedantische Gottsched mißfiel ihm sehr; besser sagte ihm die bescheidene Liebenswürdigkeit des wackeren Fabeldichters zu. Das waren freilich keine Männer, die ihn von seinem wegwerfenden Urteil über das deutsche Schrifttum hätten heilen können!

Unter allen Sorgen leuchtete ihm ein Hoffnungsstern auf: die im vergangenen Jahre gescheiterten Friedensunterhandlungen schienen endlich eine greifbare Gestalt anzunehmen.

König Karl III. von Spanien war der festen Überzeugung, daß, nach völliger Vernichtung der französischen Marine durch die englische, diese letztere

1) Correspondence of W. Pitt, II, 74 ff.

alle anderen Staaten vom Meere verbannen, die transozeanischen Kolonien derselben erobern, kurz den Welthandel und die Weltmacht an sich reißen würde. Dieses zu verhindern, war er nötigenfalls zum Kriege gegen England entschlossen; die Gewaltthaten der englischen Krieger, sowie der unverschämte Schmuggel, den die Briten mit den spanischen Kolonien trieben, bestärkten ihn in solchen Absichten. Ein Genuese, den er aus Neapel mitgebracht, der Marchese Squilace, ward zugleich zum Marine- und Finanzminister ernannt und hatte in dieser doppelten Stellung alle Hilfsquellen des Landes zur Bildung einer bedeutenden Flotte zu verwenden. Indes ehe er zu kriegerischen Maßregeln schritt, wollte Karl es zunächst mit der Herbeiführung des Friedens versuchen, der Frankreichs und der Neutralen Seehandel ja gleichfalls von den englischen Gewaltthaten befreien mußte. Hiermit fand er volle Zustimmung bei Choiseul und im Grunde auch bei König Georg III., der im März seinem Günstling, dem Lord Bute, das Amt eines Staatssekretärs übertragen hatte. Auf Choiseuls Veranlassung trat im April 1761 ein Gesandtenkongreß der beteiligten Mächte in Augsburg zusammen; und während dessen Beratungen sich endlos ausdehnten, versuchten England und Frankreich es mit Separatverhandlungen. Dieselben nahmen zuerst einen sehr günstigen Verlauf. Die Wegnahme der Inseln Dominica, in Westindien, und Belle-Isle, an der bretonischen Küste selbst, durch die Engländer machten Frankreich zum Frieden geneigt.

Indes alle diese Erwartungen sollten sich als trügerisch erweisen. Pitt stellte im stolzen, selbstbewußten Tone des Siegers unbedingt zwei Forderungen auf: daß England sämtliche in diesem Kriege gemachten Eroberungen behalte, und daß es auch nach Abschluß des Friedens mit Frankreich seinem preußischen Verbündeten die bisher gewährte Unterstützung fernerhin zukommen lassen dürfe. Auf so ungünstige und für Frankreich so wenig ehrenvolle Bedingungen glaubte Choiseul nicht eingehen zu dürfen, zumal er für den Fall eines neuen Bruches mit England des spanischen Beistandes völlig sicher war. Der spanische Gesandte in Paris, Karls III. vertrauter Ratgeber Grimaldi, gleichfalls ein Italiener, ließ den französischen Minister hierüber nicht im Zweifel, sondern arbeitete je länger je mehr auf ein kriegerisches Bündnis der beiden bourbonischen Mächte hin, das zur Demütigung des kecken Albion bestimmt war.

So verschwanden die Friedenshoffnungen, und der preußische König sah sich zu einem neuen Waffengange genötigt.

Die unglaubliche Sorglosigkeit, mit welcher ihm die Österreicher fast ganz Sachsen und Thüringen zu Winterquartieren überlassen hatten, setzte ihn in den Stand, sein Heer wieder auf 100 000 Mann zu bringen — also selbst eine etwas größere Zahl, als im vorhergehenden Jahre. Schon im April ward eine preußische Abteilung gegen die an der Saale und im Fichtelgebirge lagernden Reichstruppen entsandt, und zwar mit solchem Erfolge, daß dieselbe die Feinde bis tief nach Franken hinein jagte und über eine Million an Kontributionen eintrieb. Der geringe Erfolg und der bedeutende Verlust an



a. Grenadier.
b. Fusilier.
c. Schwartze Husaren.
d. Blau oder Gelbe Husaren.
e. Reuter

March Königl: Preußischer Trouppen.

Wir tretten unßern March mit allen freuden an,
dergleichen wir gar viel bißhero schon gethan:
und wißen wir offt nicht wo es hinaus werd gehen
hat unßer König doch die weg schon ausersehen.

la Marche des Trouppes Prussiennes.

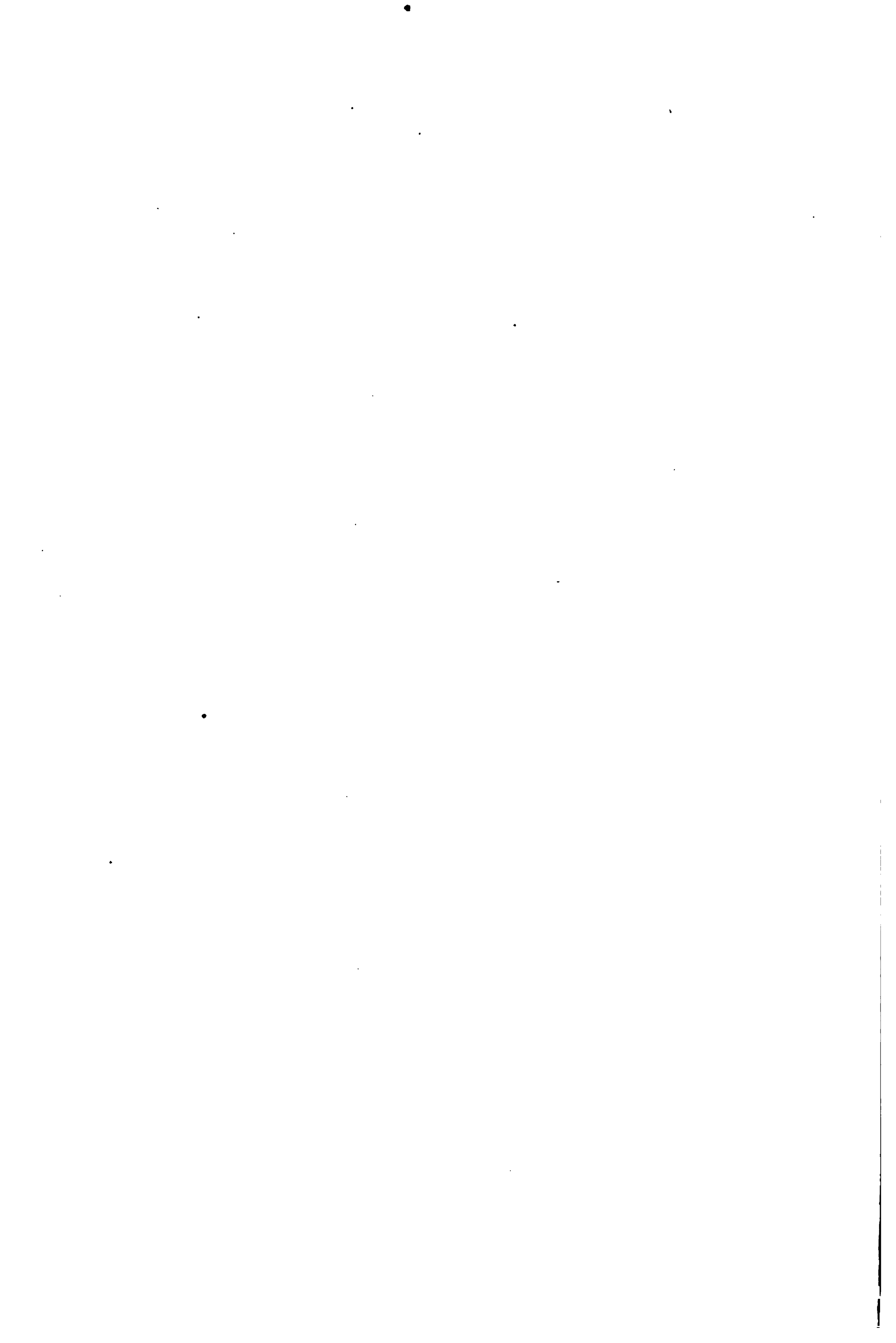
Nous sommes en marchant toujours infatigables.
Notre Roi nous conduit avec un grand sagesse:
la route est quelque fois impracticable,
nous surmontons pourtant le tout avec vitesse.

f. Curaßier Corporal.
g. Tragoner.
h. Carabinier.
i. Constabler od. Canonier.
k. Daß Lager.
l. Daß Dorf.

ʒ Med. Folio N.° 26.

Johan Michael Probst. excud. Aug. Vind.

Preußische Truppen des siebenjährigen Krieges Facsimile des Kupferstiches von Joh. Michael Probst.



seiner besten Mannschaft, welche die großen Schlachten des letzten Jahres zum Ergebnis gehabt, flößten aber dem Könige den Entschluß ein, für diesen Feldzug so viel wie möglich größere Kämpfe zu vermeiden, vielmehr durch sorgfältige und kunstreiche Bewegungen die Gegner an wichtigeren Unternehmungen zu verhindern. Dabei war es seine Hauptaufgabe, der 70 000 Mann zählenden und nunmehr von dem alten Feldmarschall Buturlin befehligten russischen Armee und dem großen österreichischen Heere von 75 000 Streitern, dessen Befehl nach der Schlacht bei Torgau an Loudon übertragen worden war, die Vereinigung unmöglich zu machen. Lange Zeit hindurch glückte ihm dies, zumal der in Wien und Petersburg herrschende Geldmangel die Verpflegung der feindlichen Truppen sehr erschwerte und überdies Buturlin im Grunde den Österreichern ebenso abgeneigt war, wie alle anderen russischen Heerführer. Da Friedrich aber seine 55 000 Mann — 30 000 unter Prinz Heinrich standen in Sachsen dem Feldmarschall Daun gegenüber — durchaus nicht in einer Schlacht aufs Spiel setzen wollte, und Loudon mit ebenso viel Geschick wie Thatkraft verfuhr: brachte der letztere schließlich, Mitte August 1761, eine Vereinigung mit Buturlin bei Striegau zuwege. Dadurch wurde Friedrichs Lage ungemein kritisch, indem er jetzt dem Angriff eines fast dreifach überlegenen Feindes ausgesetzt war. Um Schweidnitz, das Bollwerk des oberen Schlesiens zu schützen, bezog er in dessen Nähe, bei Bunzelwitz, ein Lager, das er sofort mit aller Kraft zu verschanzen begann. Bei der gewaltigen Überzahl der Gegner wäre er dennoch verloren gewesen, wenn nicht unter denselben der alte Zwiespalt ausgebrochen wäre, so daß keiner von ihnen etwas unternahm und der König Zeit erhielt, seine Befestigungen wirklich bis zur Unangreifbarkeit zu verstärken. Indes litt das preußische Heer, rings von den leichten Truppen der Feinde umringt, bald furchtbaren Mangel, und es wäre schließlich Friedrich nichts übrig geblieben als das gefährlich Wagnis, sich durch die übermächtigen Gegner durchzuschlagen — als plötzlich, Mitte September, Buturlin sich von den Österreichern trennte und mit Hinterlassung eines verhältnismäßig schwachen Korps unter General Czernitschew nach Polen zurückkehrte. Nun konnte der König das „Hungerlager" von Bunzelwitz verlassen. Mit der ihm eigenen Thatkraft entsandte er sofort 10 000 Mann unter Platen nach Polen, die dort den Russen zuvorkamen, deren Magazine zum großen Teile zerstörten, mehrere tausend Feinde töteten oder gefangen nahmen und sich dann glücklich nach Pommern in Sicherheit brachten.

Mit seiner Hauptarmee suchte Friedrich die Österreicher aus Schlesien zu entfernen, indem er Mähren mit einem Angriff bedrohte. Einem Daun gegenüber wäre ihm dieser Plan wohl geglückt, aber nicht bei Loudon, der Besonnenheit mit Umsicht und Energie vereinte. Der kaiserliche General ließ sich durchaus nicht einschüchtern, sondern benutzte den Abmarsch des Königs, um sich unvermutet auf das starke Schweidnitz zu werfen. Am 1. Oktober erstürmte er in plötzlichem Angriffe die Festung und machte deren Besatzung zu Kriegsgefangenen. Das ganze südliche Schlesien war nun, mit alleiniger Ausnahme

von Neiße, in der Gewalt der Österreicher. Vergebens bemühte sich der König, Loudon zu einer Schlacht zu bewegen, welche den Verlust rächen und wieder einbringen sollte. Der Gegner zeigte jetzt ebenso große Vorsicht, wie früher Kühnheit, er hielt seine Streitmacht zurück, bis die rauhe Jahreszeit den Operationen ein Ende bereitete.

Gleichzeitig traf durch die gewaltige Übermacht der Feinde Friedrich ein noch schmerzlicherer Schlag, als die Erstürmung von Schweidnitz. Ein russischer Heerhaufe von 30 000 Mann unter dem bewährten und geschickten General Rumänzow hatte längst, zum dritten Male, die Belagerung Kolbergs unternommen, gestützt auf eine zahlreiche schwedisch-russische Flotte, welche ihm fortwährend Verstärkungen, Mund- und Schießvorrat zuführte. Prinz Eugen von Württemberg, der von Stettin aus die bedrohte Festung zu entsetzen versuchte, scheiterte damit, teils durch eigene Schuld, teils infolge der feindlichen Überzahl. Nicht den Waffen der Russen erlag Kolbergs heldenmütiger Kommandant von Heyde, sondern nur dem Mangel; es rächte sich bitter, daß Pitt stets die Absendung einer angemessen starken englischen Flotte in die Ostsee verweigert hatte. Im November mußten Heyde und seine wackere Garnison sich kriegsgefangen geben. Das gesamte Hinterpommern sowie die Neumark waren mit der Kapitulation Kolbergs für Friedrich verloren, Gegenden, die mit am meisten noch brauchbare Soldaten für sein Heer geliefert hatten. Bei solchen Einbußen war es nur ein geringer Trost, daß Oberst Belling mit wenig mehr als 2000 Mann die Schweden in Vorpommern in Schach hielt. Der letzteren unrühmliche Kriegsführung war nicht Schuld der Soldaten, sondern der hochgeborenen, durchaus unfähigen Generale und Intendanten. Ebenso geringen Erfolg hatten die Unternehmungen des Feldmarschalls Daun und der Reichstruppen in Sachsen, wo Prinz Heinrich und General Seydlitz, obwohl ihre Macht nicht halb so groß war, wie die der Gegner, ihre Stellungen vollständig behaupteten.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte Herzog Ferdinand, um den Franzosen die im Vorjahre von ihnen eroberten Länder wieder abzunehmen, den Feldzug schon im Februar eröffnet. Unvermutet drang er in Hessen ein und trieb wirklich den vollkommen überraschten Broglie an den Main zurück. Allein da Ferdinand, anstatt die Franzosen weiter zu verfolgen und gänzlich zu zersprengen, seine Kräfte in der gleichzeitigen Belagerung mehrerer hessischer Festungen zersplitterte, sammelte Broglie seine Truppen, zog Verstärkungen heran, ging wieder zur Offensive über und warf die Alliierten mit beträchtlichem Verluste bis über Göttingen hinaus.

Bis auf 60 000 Mann wuchs Broglies Heer, während Soubise gar 80 000 gegen Westfalen führte; wenig mehr als die Hälfte dieser Zahl konnte Ferdinand ihnen entgegen stellen. In der That konnte er nicht verhindern, daß die beiden feindlichen Heere sich bei Soest vereinigten. Mit scheinbar erdrückender Übermacht griffen sie ihn am 15. Juli 1761 bei Bellinghausen an, aber da Soubise nach seiner Art die Last des Tages Broglie überließ, wurden





General Loudon. Nach dem Kupferstiche, 1783, von F. B. Durmer.

schließlich die Franzosen mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Diese Niederlage brachte die Feindschaft, die längst zwischen den beiden französischen Feldherren herrschte, vollends zum Ausbruche. Sie trennten sich wieder, indem Broglie auf das rechte Weserufer überging, während Soubise in Westfalen verblieb. Aber von keiner Seite geschah etwas Entscheidendes. Am Ausgange des Jahres waren die gegenseitigen Machtverhältnisse im westlichen Deutschland wesentlich dieselben, wie an dessen Beginn: abermals waren die großen erschöpfenden Rüstungen Frankreichs ganz vergebliche gewesen.

Trotzdem fühlte Friedrich sich sehr unbehaglich; in seiner Not griff er zu den eigentümlichsten Auskunftsmitteln. Er unterhandelte mit dem türkischen Sultan, um ihn zum Angriff auf Österreich, mit den Krimtataren, um sie zum Angriff auf Rußland zu bewegen. Allerdings, zieht man aus allen Ereignissen des Feldzuges 1761 ein abschließendes Ergebnis, so wird offenbar, daß er Friedrichs Lage zu einer verzweifelten gestaltet hatte. Schon waren aus dem Festungskranze, der bis dahin seine Länder verteidigt, seine defensiven wie offensiven Bewegungen geschützt hatte, Dresden, Glatz, Schweidnitz, Kolberg ausgebrochen. Die größere Hälfte seiner Staaten befand sich in den Händen des Feindes. Sein Heer zählte kaum noch 60000 Mann, und dessen Ergänzung wurde immer schwieriger. Und dazu war bereits ein anderes Unglück gekommen, schlimmer als der Verlust mehrerer Festungen: der Abfall Englands.

Pitts harte und in schroffem Tone gestellte Forderungen sowie die Zusagen Spaniens hatten Choiseul bewogen, im Beginne des August 1761 die Verhandlungen mit England abzubrechen. Unmittelbar nach diesem entscheidenden Ereignis, am 15. August, unterzeichneten Choiseul und Grimaldi zu Paris zwei geheime Bündnisverträge. Der erste derselben ist der berühmte „Familientraktat.“ Er gewährleistete den Bourbonen von Frankreich, Spanien, Neapel und Parma deren gesamte Besitzungen in allen Erdteilen und verpflichtete im besonderen die Herrscher Frankreichs und Spaniens, in Zukunft jede Macht, welche Feindin des einen von ihnen werden würde, als gemeinsame Gegnerin zu betrachten, nie ohne Zustimmung des anderen Frieden zu schließen, auch die Unterthanen des anderen derselben Handelsvorteile teilhaftig zu machen, wie die eigenen Unterthanen sie genossen. Der zweite Vertrag hatte auf die gegenwärtigen Umstände Bezug. Er bestimmte, daß der katholische König am 1. Mai 1762, wenn bis dahin der Friede zwischen Frankreich und England nicht zustande gekommen sein würde, dem letzteren Reiche den Krieg zu erklären habe; dafür müsse Frankreich die Befriedigung aller spanischen Ansprüche durchsetzen und dem Verbündeten Minorca ausliefern. Der König von Portugal sei zur Allianz mit den beiden Höfen zu zwingen.

So waren nach sechzig Jahren die bei dem Beginne des spanischen Erbfolgekrieges gehegten Befürchtungen in Erfüllung gegangen. Es gab keine Pyrenäen mehr — nach außen hin bildeten Frankreich und Spanien, unter dem Szepter des Hauses Bourbon, nur noch eine einzige, gewaltige Macht.

Gewiß zum Schaden Spaniens, dessen Interessen durchaus denjenigen des mächtigeren Verbündeten geopfert wurden, aber eben deshalb zum großen Vorteile Frankreichs. Pitt, der durch Eröffnung spanischer Briefschaften[1]) von diesen Vorgängen auf das genaueste unterrichtet war, beschloß mit Recht, den Feindseligkeiten des katholischen Königs durch sofortige Kriegserklärung zuvor zu kommen und dessen Rüstungen zu zerstören, ehe sie noch ihren bedrohlichen Abschluß gefunden: sein ebenso gewaltiger wie klarer Geist gab ihm eine Reihe von Entwürfen ein, deren Ausführung Spanien in dessen Lebensnerv getroffen und wehrlos zu Englands Füßen geworfen hätte. Allein Bute und König Georg ergriffen mit Freuden diese Gelegenheit, um endlich den verhaßten Beherrscher Großbritanniens zu stürzen. Vor dem ungenügend unterrichteten Publikum denunzierte man Pitts unersättliche Kriegslust, behauptete man, er wolle den Kampf mit Spanien ohne genügenden Grund vom Zaune brechen, hob man die Schwierigkeiten hervor, zwei Seemächte auf einmal im Schach zu halten. So wurde des großen Staatsmannes Stellung erschüttert, seine eigenen Kollegen im Ministerrate verließen ihn; er konnte seine Absichten nicht durchsetzen und nahm am 5. Oktober 1761 seine Entlassung, nach fünfjähriger Verwaltung, die er mit glänzendem Erfolge für den Staat und zu eigenem unvergänglichen Ruhme geführt hatte. Alle Feinde Englands atmeten erleichtert auf. Wie richtig seine Ansicht auch in betreff Spaniens gewesen war, zeigt der Umstand, daß diese Macht nur die sichere Ankunft der jährlichen Silberflotte aus Peru abwartete, um den Bruch mit England zu vollziehen: in den ersten Tagen des Jahres 1762 wurde von beiden Seiten der Krieg erklärt. Bute aber, der hier seine politische Unfähigkeit auf schlagende Weise bezeugt hatte, meinte einen vorzüglichen Triumph über seinen großen Nebenbuhler zu feiern, indem er König und Parlament dazu bewog, die bisherigen Subsidien für Preußen zu unterdrücken. Diese unzeitige und gewissenlose Sparsamkeit war selbstverständlich ein überaus harter Schlag für Friedrich II., der ohne den Eintritt anderweitiger, nicht vorherzusehender Ereignisse verloren gewesen wäre. Als ein noch härterer Schlag aber stellte sich diese Maßregel auf die Länge für England selbst heraus. Seitdem faßte Friedrich einen eben so heftigen Haß wider die selbstsüchtige und ungetreue Politik des Inselreiches, wie er bereits Maria Theresia beseelte. Ein Jahrzehnt später kam die Zeit der Not, wo England, gänzlich isoliert, von Feinden umgeben, es bitter bereute, früher seine zwingendsten moralischen Verpflichtungen verletzt, auf den Rat eines Newcastle und Bute gehört zu haben.

Tiefe Entmutigung brachten die Nachrichten aus London bei Friedrich und noch mehr bei seinen Generalen hervor; trotzdem war er fest entschlossen, den Krieg bis zum letzten Mann und bis zum letzten Fuß breit Landes fortzusetzen, um wenigstens mit Ehren unterzugehen. Seine heldenmütige Ausdauer, sein großartiger Patriotismus, seine genialen Anstrengungen sollten

1) Corresp. II, 139 ff.

den verdienten Lohn finden: ein Umschwung trat ein, der mit zauberhafter Schnelligkeit allen Hoffnungen seiner Gegner ein Ende machte.

Am 5. Januar 1762 starb plötzlich Friedrichs bitterste Feindin, die Zarin Elisabeth. Damit war die Lage der Dinge von Grund aus verändert. „Seht da den ersten Lichtstrahl," schreibt Friedrich an Finckenstein, „der sich nunmehr zeigt. Hoffentlich werden nun schöne Tage dem Unwetter folgen. Gott gebe es!" Der Verstorbenen folgte auf den Thron ihr Schwestersohn, Prinz Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, unter dem Namen Peter III. Dieser Fürst hatte zwar seit dem Regierungsantritte Elisabeths seine Erziehung in Rußland erhalten und war zur griechischen Kirche übergetreten, aber er war im Grunde des Herzens ein Deutscher geblieben.[1]) Leider war von der selbst rohen und ungebildeten Zarin seine sittliche und geistige Ausbildung völlig vernachlässigt worden, und so wurden sein natürlicher Eigensinn und seine angeborene Heftigkeit durch die nichtsnutzigsten und gröbsten Ausschweifungen in einer Weise gereizt und gesteigert, die an Geistesverwirrung streifte. Er zeigte seine Verachtung alles Russischen so deutlich, daß er sich nach allen Seiten hin verhaßt machte. Noch zu Lebzeiten Elisabeths hatte er sich immer als begeisterter Bewunderer Friedrichs und des preußischen Wesens überhaupt benommen, so daß die Zarin ihn mißtrauisch von den Geschäften fern hielt und ihn sorgfältig überwachen ließ. Als er nun den Thron bestieg, berief er freilich über 20000 Verbannte aus Sibirien zurück, hob den Staatsgerichtshof der geheimen Kanzlei auf, verbot die Tortur, schaffte die Handelsmonopole ab und traf noch andere segensreiche Einrichtungen. Aber den guten Eindruck, den diese Maßregeln hervorrufen mußten, verdarb er durch thörichte Bevorzugung seiner Holsteiner und des den Russen ganz fremden holsteinischen Interesses vor dem einheimischen, und nicht minder durch Nachäfferei alles dessen, was in Preußen gäng und gäbe war. Seine Abneigung wider die Koalition war durch den 1760 von Österreich und Frankreich der Zarin vorgeschlagenen und seither stets eifrig angeratenen Austausch seines geliebten holsteinischen Stammlandes gegen Ostpreußen bis zum Grimm gesteigert. Vielmehr wollte er das ganze Holstein, womöglich auch Schleswig den Dänen entreißen, und dazu sich mit dem gewaltigen Preußenkönige verbinden. Sofort trat er mit Friedrich in freundschaftliche Beziehungen, gab die preußischen Gefangenen zurück. Im März 1762 schloß er dann mit jenem einen Waffenstillstand, dem am 5. Mai der endgültige Friede zwischen Rußland und Preußen folgte. Ersteres entsagte ohne jede Entschädigung allen seinen Eroberungen; die Provinz Preußen wurde des russischen Huldigungseides entbunden und ihrem angestammten Herrscher wieder erstattet.

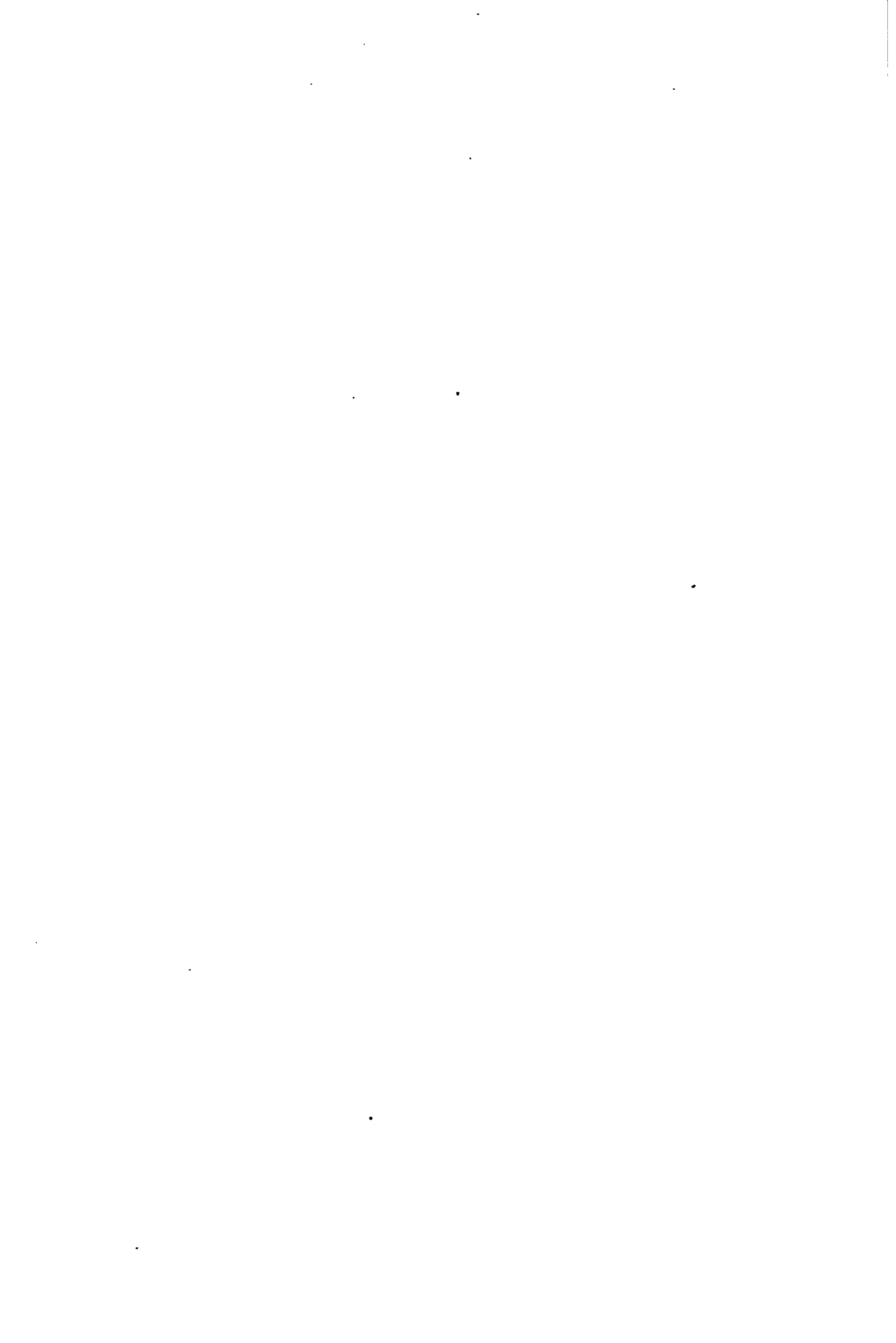
Man kann darüber streiten, ob der Krieg an der Seite Österreichs, gegen Preußen, wirklich aus einem höheren russischen Interesse hervorgegangen

---

1) L. Häußer, Zur Geschichte Friedrichs II. und Peters III.; Forschungen zur deutschen Geschichte, IV, 1 ff.



Peter III., Kaiser von Rußland.
Nach dem Schwarzkunstblatte von Johann Stenglin (1715—1770);
Originalgemälde von G. C. Grobth.



war, oder nicht. Allein da nun einmal sechs Jahre lang russisches Blut geflossen, ungezählte Millionen Geldes ausgegeben waren, erregte es mit Recht unter den Russen den höchsten Unwillen, daß alles dies umsonst geschehen sein sollte, die Laune eines fremdgeborenen Herrschers das mühsam Erstrittene dem besiegten Feinde zurückgab. Aber noch mehr. Einen Monat nach dem Friedensschlusse ging Peter mit Preußen ein Bündnis ein, welches nicht nur zu Verteidigungs-, sondern auch zu Angriffszwecken bestimmt war — es galt den Dänen.

Es ist klar, wie völlig diese Ereignisse das gegenseitige Verhältnis der kriegführenden Mächte umgestalten mußten. Mit einem Schlage war Friedrich II. aller Not entrissen, war ihm eine Million Unterthanen wieder geschenkt, waren hunderttausend russische Krieger, anstatt Feinde, Verbündete geworden. Seit dem Tode der Zarin, seit der Thronbesteigung Peters III. verlor Maria Theresia jede Hoffnung auf den Wiedergewinn Schlesiens, war das Scheitern des hartnäckigen Bestrebens, mit dem sie seit sieben Jahren die Welt in Flammen gesetzt, entschieden. Dazu kam, daß der trotz unerträglicher Steuerlast völlig zerrüttete Zustand der österreichischen Finanzen die Kaiserin zu beträchtlicher Verminderung ihres Heeres zwang. Im Schoße der geheimen Staatskonferenz selbst brachte, wie gewöhnlich, das Unglück Zwietracht und Uneinigkeit hervor. Dagegen hieß Peter sofort den General Czernitschew mit 20000 Mann zu den Preußen stoßen.

Dem Könige selbst erschien seine Rettung aus tiefster Not wie ein Wunder; endlich war die Gunst des Schicksals eingetreten, auf die er so lange vergeblich gehofft hatte. In seinem Jubel pries er den armen halb verrückten Zaren als „göttlich.“ „Seitdem der Tod,“ schrieb er der Gräfin Camas, „eine gewisse Buhlerin der hyperboräischen Lande eingekoffert hat, ist unsere Lage viel erträglicher geworden. Man muß hoffen, daß sich noch einige Begebenheiten so glücklicher Natur ereignen werden, die sich zur Erlangung eines guten Friedens benutzen lassen.“ Denn nur hierauf, nicht auf Eroberungen blieb sein Augenmerk gerichtet; die Freude, das Glück berauschten ihn ebenso wenig, wie das Mißgeschick ihn gebeugt hatte. Dieser Zug ist vielleicht noch bezeichnender für Friedrichs Seelengröße, als selbst seine Ausdauer in den Kümmernissen der letzten Jahre. Nur auf den Frieden bedacht, führte er dieses Jahr den Krieg mehr als Diplomat, denn als Militär.

Die „Begebenheiten glücklicher Natur,“ die er weiter erhofft hatte, blieben nicht aus; wie denn Gutes und Schlimmes im Menschenleben selten einzeln auftreten, sondern jedes Ereignis Gleichartiges nach sich zu ziehen pflegt. Trotz aller französischen Intrigen bat Schweden, welches jetzt das preußische Korps in Pommern mit voller Wucht auf seine schlecht geführten Truppen fallen zu sehen fürchtete, den König demütig um Frieden, der ihm auch, im Mai 1762, zu Hamburg auf Grund der Lage vor dem Kriege gewährt wurde. Bald darauf trat Mecklenburg dem Hamburger Frieden bei, nachdem dem kleinen Lande die thörichte Feindschaft gegen Preußen acht Millionen Thaler gekostet hatte. So auch von diesen minder mächtigen Gegnern befreit, durch

Czernitschews Korps unterstützt, beschloß Friedrich wieder zur offensiven Kriegsführung überzugehen, das obere Schlesien den Österreichern zu entreißen und damit den Frieden herbeizuführen.

Ihm gegenüber befehligte Daun, der nur ungern, aus Gehorsam für seine Monarchin, die Leitung des kaiserlichen Heeres wieder übernommen hatte. Er errichtete bei Schweidnitz ein festes Lager auf den Burkersdorfer Höhen, während 35 000 Österreicher und die Reichsarmee in Sachsen wider den Prinzen Heinrich fochten. Friedrich suchte vor allem Daun zu einer Schlacht zu veranlassen; aber dieser hielt sich zurück und sah gleichmütig mit an, daß Friedrichs leichte Truppen verheerende Streifzüge nach Böhmen unternahmen. Da sich alle Versuche, durch indirekte Mittel Daun von seinen Burkersdorfer Höhen zu entfernen, als vergeblich herausstellten, beschloß der König, dieselben mit Sturm zu nehmen: allein in dem nämlichen Augenblicke, wo er sich hierzu anschickte, trafen aus Petersburg unwillkommene Nachrichten ein, die ihn abermals in die ungünstigste Lage zu versetzen drohten. Peter III. war durch seine eigene Gemahlin vom Throne gestoßen worden.[1])

Im Jahre 1743, als während kurzer Zeit zwischen der Zarin Elisabeth und dem preußischen Könige ein freundschaftliches Verhältnis herrschte, hatte jene denselben um eine Gemahlin für den Thronfolger Peter ersucht. Die Wahl des Königs war auf die Tochter eines kleinen deutschen Prinzen, des Fürsten von Anhalt-Zerbst, gefallen, der als Feldmarschall in preußischen Diensten stand. Diese Thatsache, sowie die natürliche Dankbarkeit einer Dame, die aus bescheidener Stellung durch ihn auf einen der mächtigsten Throne erhoben wurde, schienen Friedrich die Ergebenheit der zukünftigen Zarin zu sichern. Erst vierzehnjährig, gelangte Sophie von Zerbst nach Rußland, wo sie mit der griechischen Religion den Namen Katharina annahm. Indes die kluge, selbst- und zielbewußte Frau enttäuschte bald die Hoffnungen ihres königlichen Gönners; inmitten der gefährlichen Kabalen des Petersburger Hofes hielt sie sich zunächst durchaus neutral und suchte nur der Zarin zu gefallen. Trotzdem wurde sie von dieser, die bald mit Friedrich für immer brach, mit Mißtrauen und Abneigung behandelt. Ebensowenig Trost fand sie bei ihrem Gatten, der sie gänzlich vernachlässigte, um kindischen Vergnügungen nachzugehen. Eine Stütze erhielt sie nur an dem Kanzler Bestushew, der ihr ursprünglich feind gewesen war, der dann aber, bei dem zunehmenden Alter der Kaiserin, es für geraten hielt, nicht sowohl mit dem unfähigen Großfürsten, als mit dessen einsichtiger, ehrgeiziger und entschlossener Gemahlin sich zu verbinden. Mit vieler Umsicht bereitete die junge Frau sich durch eifriges Studium in Büchern und unter den maßgebenden Persönlichkeiten auf ihre zukünftige Herrscherrolle vor. Um ihre Zukunft zu sichern, mußte sie dem

---

1) Hermann, Geschichte des russischen Staates, Bd. V. — K. von Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II. (Berlin 1859). — Rambaud, L'Impératrice Catherine II dans sa famille; Revue des deux Mondes, 1. Februar 1874, S. 567 ff. — Brückner, Katharina die Zweite (Berlin 1883).

Reiche einen Erben geben; und da ihr unfreundliches Verhältnis zu ihrem Gemahle wenig Aussicht auf ein solches Ereignis eröffnete, veranlaßte Bestushew die Kaiserin Elisabeth selbst, ihrer Nichte die Eingehung eines anderweiten Verhältnisses anzuraten. Katharina gehorchte und knüpfte ein solches mit dem Kammerherrn Saltykow an; die Frucht dieser Verbindung war der Großfürst, spätere Zar Paul. Als Bestushew dann, um Saltykow nicht allzu mächtig werden zu lassen, denselben entfernte, unterhielt Katharina ganz öffentlich Beziehungen zu dem jungen und eleganten polnischen Gesandten in Petersburg, Grafen Poniatowski. Seit diesen Vorgängen haßte Peter seine Gemahlin auf das bitterste und gab solche Abneigung in unzweideutiger Weise zu erkennen; sein Wunsch, eine Scheidung von ihr eintreten zu lassen und sie nach dem Auslande zu verbannen, scheiterte nur an dem Widerspruche der Zarin. Katharina aber beobachtete ihm gegenüber die größte Vorsicht und begann nur insofern gegen ihn zu intrigieren, als sie, in vollkommenem Gegensatze zu seinem deutschfreundlichen Benehmen, durchaus als Russin auftrat, um sich so die Zuneigung der Nationalpartei zu erwerben.



Medaille auf die Thronbesteigung Katharinas II.
Reversdarstellung: Petersburg überreicht Katharina die Krone von Rußland.

Nach den ersten verheißungsvollen Akten, die unmittelbar seiner Thronbesteigung gefolgt waren, reizte Peter III. die öffentliche Meinung seines Volkes durch eine Reihe von Maßregeln auf, die alle Gefühle und Bestrebungen

desselben verletzten. Er bedrohte den orthodoxen Klerus mit Einziehung seiner sämtlichen Güter. Er bereitete den Krieg gegen Dänemark vor: wahrlich eine beleidigende Zumutung für die russische Großmacht, daß dieselbe mit ihrem Einfluß, Geld und Blut den winzigen Interessen eines kleinen deutschen Fürstentums dienstbar gemacht werden sollte. Das Heer kränkte er noch im besonderen, indem er den russischen Garden ostentativ die holsteinischen Truppen vorzog, dann überhaupt preußisches Reglement und preußische Uniform einführte. Dabei machte er sich durch unfürstliches Benehmen, durch täppische Lustbarkeiten und fast beständige Trunkenheit verächtlich. Gegen den ausdrücklichen Rat Friedrichs kränkte er seine Gemahlin auf alle Weise; er brutalisierte sie öffentlich, schalt sie bei einem großen Bankett laut eine Närrin und zwang sie, einem Feste beizuwohnen, bei dem er seiner Mätresse, einer Gräfin Woronzow, den Katharinenorden erteilte. Es hieß, die Zarin solle von ihrem Gatten geschieden, ja eingekerkert werden, damit Peter sich mit der Woronzow vermählen könne. Katharina beschloß, das ihr drohende Schicksal um jeden Preis abzuwenden. Sie fand in ihrer Umgebung genug ehrgeizige Freunde und Helfer; so ihre geistreiche und sittenlose Vertraute, Fürstin Daschkow, den bei der Armee höchst angesehenen Grafen Panin, die einflußreiche Familie ihres damaligen Liebhabers Gregor Orlow, die Häupter der Geistlichkeit. Man versicherte sich mit leichter Mühe der Offiziere und Soldaten der Garderegimenter, unter deren Schutz sie am 9. Juli 1762 von dem Klerus als Zarin ausgerufen wurde. Ihr Manifest verkündete, daß sie den Thron bestiegen habe, um die mit dem Untergange bedrohte Religion zu retten, sowie um die Staatsehre wieder herzustellen, die durch den jüngst mit Rußlands Todfeinde — Preußen — abgeschlossenen Frieden nicht minder verletzt worden sei, als die innere Verfassung des Reiches. Die ganze Nationalpartei jubelte ihr zu. Am folgenden Abend brach sie an der Spitze von 15000 Soldaten nach dem Lustschlosse Oranienbaum auf, wo der Kaiser sich gerade befand. Peter wagte keinen Widerstand, sondern unterschrieb zitternd die schimpfliche Absetzungsurkunde, die man ihm vorlegte. Ohne seine Gemahlin noch einmal zu Gesicht zu bekommen, ward er nach Ropscha in Gewahrsam gebracht, in welchem einige Tage später die Orlows ihn erdrosseln ließen (17. Juli). Die neue Zarin, Katharina II., hatte den Anschlag nicht ausdrücklich gebilligt, aber wohl geahnt und that nichts, sei es um ihn zu verhüten, sei es um nachher die Mörder zu bestrafen. Sie brachte ihrem Ehrgeiz und der Ruhe des Reiches ihr Gewissen zum Opfer! Es hieß, der Kaiser sei an der Dysenterie gestorben.

So bestieg nach Ermordung ihres Gemahls, eines Enkels Peters des Großen, mit Beseitigung des rechtmäßigen Kronerben, ihres Sohnes Paul, und während der Enkel des Zaren Iwan noch in dem Kerker Schlüsselburgs schmachtete, eine fremde deutsche Fürstin den russischen Thron. Ohne ein stärkeres persönliches Gefühl, als das für die Freuden der Wollust, aber mit außerordentlichem Scharfsinn, mit nie wankender Entschlossenheit, mit kaltem,



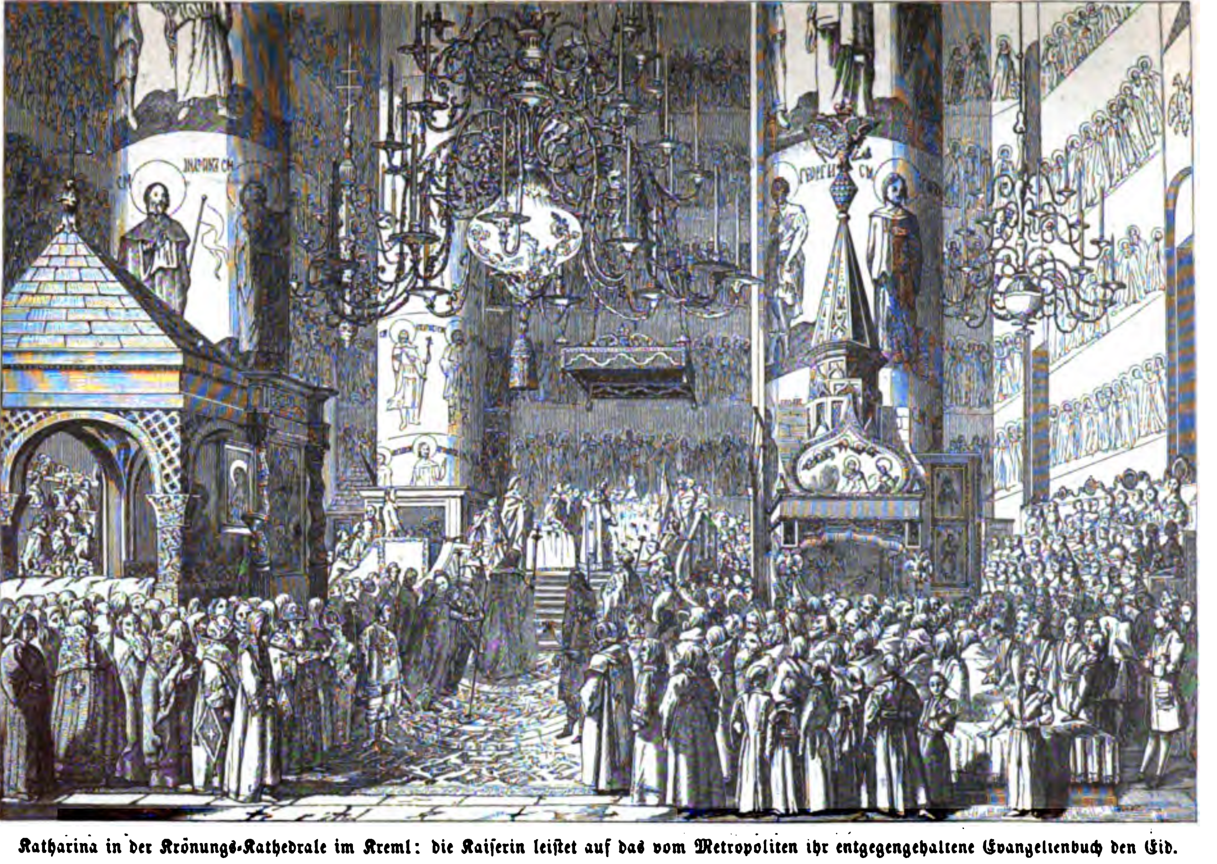
Proklamation der Krönung Katharinas in Moskau;
die Proklamation wird von einem Sekretär des Senats, begleitet von zwei Herolden und der Musik der Gardereiter, verlesen.
Nach dem Kupferstiche von Alexei Kulpaschnikow; Originalzeichnung von Jean de Velly, Hofmaler der Kaiserin (St. Petersburg, Eremitage).



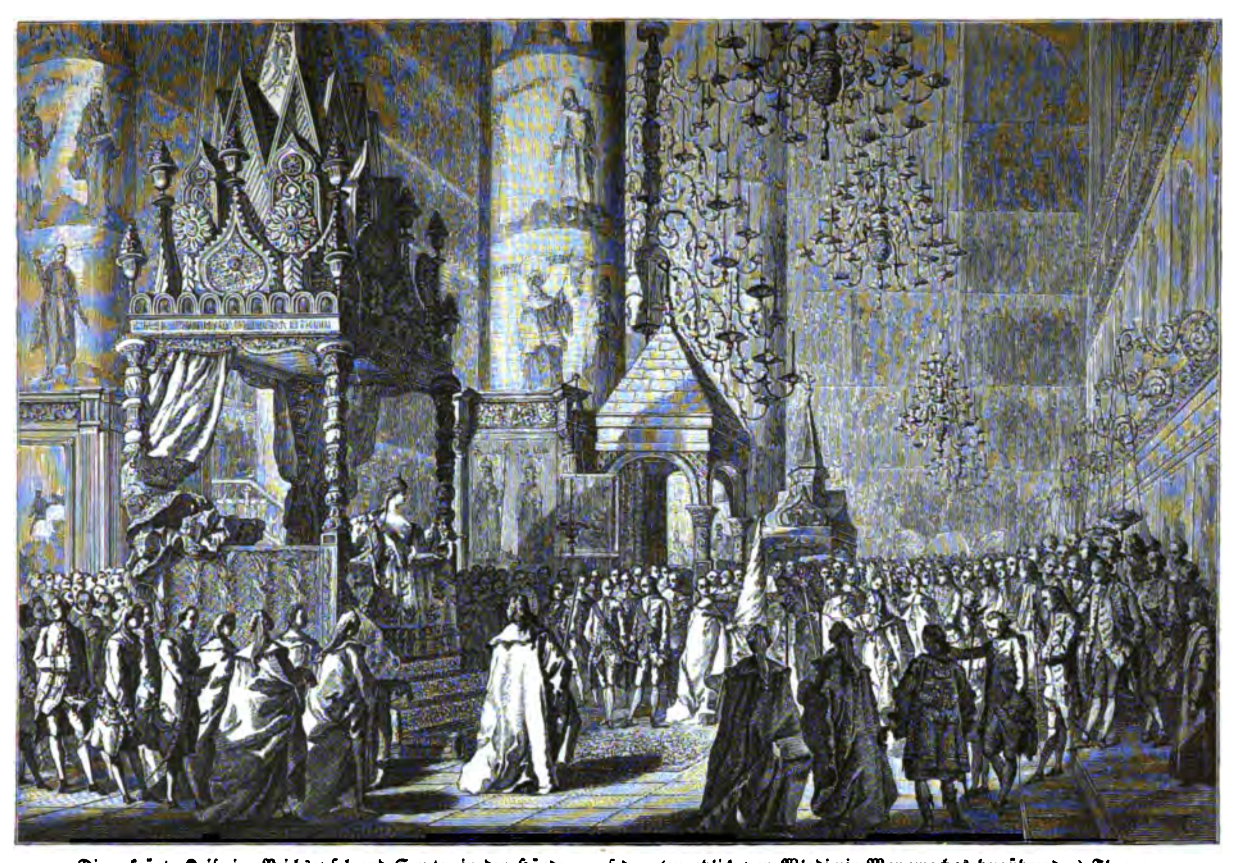


Graf Gregor Gregoriewitsch Orlow.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von E. Tschemessow; Originalgemälde von de Bellay.



Katharina in der Krönungs-Kathedrale im Kreml: die Kaiserin leistet auf das vom Metropoliten ihr entgegengehaltene Evangelienbuch den Eid. Verkleinertes Facsimile des Stiches von Alexei Kulpaschnikow; Originalzeichnung von Jean de Velly, Hofmaler der Kaiserin (St. Petersburg, Eremitage).



Die gekrönte Kaiserin, Reichsapfel und Szepter in den Händen, auf dem (angeblich von Wladimir Monomachos herrührenden) Throne.
Verkleinertes Facsimile des Stiches von Alexei Kulpaschnikow; Originalzeichnung von Jean de Belly, Hofmaler der Kaiserin (St. Petersburg, Eremitage).

rücksichtslosem Ehrgeiz führte sie die Herrschaft: sie erst hat Rußland dauernd in die Reihe der europäischen Mächte versetzt. Mit außerordentlicher Menschenkenntnis wußte sie ihre Werkzeuge zu wählen; sie, die Erkorene der altrussischen, konservativen Partei, arbeitete unentwegt im Sinne Peters des Großen an der Zivilisierung des russischen Volkes und zugleich an der Ausdehnung von dessen Macht.

Friedrich war zuerst von der Kunde dieser Ereignisse auf das tiefste betroffen. „Was seind in Petersburg vor Sachen geschehen," schrieb er damals; „ich schweige still, aber ich traure vor aller Welt vor den ehrlichen und lieben Kaiser." Wirklich wurde Czernitschew sofort von dem preußischen Heere abberufen, und der Abzug der russischen Truppen aus Ostpreußen stockte. In Wien jubelte man; der fromme Wiener Hof beugte sich vor der göttlichen Vorsehung, die vermittelst des Kaisermordes so sichtlich über Österreich, Rußland und die Christenheit gewacht hätte.[1]) Allein die schlimmen Befürchtungen des Königs, die Hoffnungen Maria Theresias bewahrheiteten sich nicht. Die feindselige Sprache des Manifestes vom 9. Juli war nur für die Altrussen bestimmt gewesen und drückte die wahre Gesinnung Katharinas nicht aus. Vielmehr war diese ihrem preußischen Vaterlande und dessen Könige, dem sie ihre Größe verdankte, stets ergeben geblieben. Friedrich hatte sich überdies ihr zu jeder Zeit freundlich und aufmerksam benommen. Endlich hoffte sie in Zukunft an dem genialen und unternehmenden Herrscher den besten Verbündeten für ihre ehrgeizigen Pläne zu finden. Allerdings ließ sich die Offensivallianz mit ihm einstweilen nicht aufrecht erhalten, allein der Friede vom 5. Mai ward in allen Stücken bestätigt und die wiederholte Okkupation der Provinz Preußen, welche die russischen Generale im ersten Eifer unternommen hatten, rückgängig gemacht.

Von dieser Seite vollkommen beruhigt, wagte Friedrich am 21. Juli 1762 den Sturm auf die Burkersdorfer Höhen. Er hatte durch dringende Bitten den ihm persönlich mit Bewunderung zugethanen Czernitschew vermocht, seinen Abzug noch einige Tage zu verzögern, so daß Daun, von den Absichten der Russen unvollkommen unterrichtet, denselben einen Teil seiner Truppen gegenüber beließ. Um so eher gelang es den Preußen, die befestigten Hügel zu erstürmen. Daun mußte Schlesien räumen und sich unter die Kanonen von Glatz zurückziehen. Dadurch erhielt Friedrich die Möglichkeit, zur Belagerung von Schweidnitz zu schreiten. Das war nun kein leichtes Unternehmen, da die Österreicher die Befestigungen von Schweidnitz noch verstärkt und mit einer Besatzung von 12000 auserlesenen Streitern unter dem tapferen und umsichtigen General Guasco versehen hatten. Drei Monate dauerte die Belagerung, die übrigens von den preußischen Ingenieuren mit sehr geringem Geschick geleitet wurde. Dagegen ward ein Entsatzversuch, den die Österreicher unternahmen, von dem Herzoge von Bevern bei Reichenbach (16. August) siegreich zurück-

---

1) A. Beer, Die erste Teilung Polens, I, 13.



Prinz Heinrich.

Kupferstich (1767) von G. F. Schmidt „Graveur du Roy" (1712—1775); Originalgemälde von Charles Amédée Philippe van Loo (1715 oder 1718 bis gegen Ende des Jahrh.).

gewiesen. Endlich mußte Guasco sich mit dem Reste seiner Truppen kriegsgefangen ergeben (Oktober). Das preußische Schlesien war wieder von den Feinden befreit, in deren Händen sich nur noch Glatz befand.

Inzwischen hatte Prinz Heinrich mit 30 000 Mann Sachsen mit großer Zähigkeit gegen die mehr als doppelte Übermacht der Österreicher und Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg verteidigt, ja noch Streifkorps nach Böhmen entsandt, welche dort starke Kontributionen erhoben und einen Teil der feindlichen Magazine zerstörten. Kaum hatte er nach der Einnahme von Schweidnitz einige Verstärkungen aus Schlesien erhalten, als er die Gegner bei Freiberg angriff und vollständig schlug (29. Oktober 1762); freilich hatten die Reichstruppen sich nicht an dem Kampfe, sondern nur an der Flucht beteiligt.

Ebenso glücklich war der Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig abgelaufen, obwohl derselbe mit dem entschiedensten Übelwollen von seiten des Lord Bute zu kämpfen hatte, und die französische Armee stärker war als je zuvor. Glücklicherweise war es den Intrigen Soubises und seiner Beschützerin, der Pompadour, gelungen, den begabten und thatkräftigen Broglie zu stürzen und jenem dafür den gefügigen d'Estrées als Mitbefehlshaber zu verschaffen. Soubise zeigte seine Unfähigkeit wieder in wahrhaft glänzender Weise. Er ließ sich von Ferdinand bei Wilhelmsthal überfallen und mit einem Verluste von 4000 Mann unter die Mauern von Kassel treiben. Diese Niederlage nötigte die Franzosen, Göttingen zu räumen. Nun konnte der Herzog an die Rückeroberung von Hessen gehen. Er schlug die Franzosen von neuem bei Homberg und Lutternberg und nahm ihnen das ganze Hessenland wieder ab. Endlich kapitulierte, am 1. November 1762, auch die zahlreiche Besatzung von Kassel. Das war der ehrenvolle Abschluß der Feldherrnlaufbahn Ferdinands von Braunschweig.

Die Ergebnisse dieses Feldzuges beugten endlich den starren Sinn Maria Theresias. Der einzige Gewinn, den ihr die sieben Kriegsjahre gebracht, bestand in den Festungen Glatz und Dresden; kein Zweifel, daß, wie die Dinge lagen, ein nächster Feldzug auch deren Verlust herbeiführen mußte. Daß Frankreich je eher desto lieber seinen Frieden mit England machen werde, war bekannt genug. So wäre Österreich allein Preußen gegenüber geblieben, ein Verhältnis, welches die Kaiserin und Kaunitz von Beginn an als ein für sie ungünstiges betrachtet hatten. In der That verblendete ihr Haß sie nicht so weit, um die außerordentliche Überlegenheit Friedrichs und des von ihm geschaffenen Offizierkorps über alles, was Österreich ihm entgegen stellen konnte, verkennen zu lassen. Und endlich hatte das Jahr 1762 gezeigt, daß Friedrich auch ohne englische Subsidien auszukommen vermochte, während die österreichischen Finanzen in größter Unordnung sich befanden und ohne französische Hilfsgelder den Anforderungen eines neuen Feldzuges durchaus nicht genügten. Gewiß schweren Herzens, aber der unverkennbaren Notwendigkeit gehorchend, that Maria Theresia, um direkte, sie demütigende Schritte zu vermeiden, durch sächsische Vermittelung dem preußischen Könige Vorschläge zu einem Waffenstillstand.

Mit der Mäßigung und Friedensliebe, die jener während des ganzen Krieges gezeigt, ging er sofort darauf ein; am 24. November 1762 wurde die Waffenruhe verabredet, die bis zum 1. März des nächsten Jahres dauern sollte und der zuverlässige Vorbote des Friedensschlusses war.

Eine Rache für die Geringfügigkeit des Beistandes, welchen das Reich der Kaiserin geleistet hatte, war es, daß dieselbe die Reichstruppen nicht mit in den Stillstand einschloß. Dies benutzte Friedrich, um Fürsten und Städten eine heilsame Warnung vor zukünftigen Feindseligkeiten gegen Preußen zu erteilen. Noch im November 1762 zog General Kleist mit 6000 Reitern nach Franken, das er nach allen Seiten mit Kontributionen heimsuchte; große Festungen, wie Nürnberg, ergaben sich seinen Husaren, die selbst den Reichstag in Regensburg in Schrecken setzten. Die nächste Folge dieses Zuges war, daß sich die Kurfürsten von Bayern, von der Pfalz und von Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und andere von dem Bunde gegen Preußen lossagten und ihre Kontingente von dem Reichsheere abberiefen.

Vergebens hatte inzwischen Lord Bute sich von den kontinentalen Angelegenheiten frei zu machen gesucht: er war nur um so tiefer in dieselben verwickelt worden. Eine der Hauptabsichten der beiden großen bourbonischen Mächte bei dem Abschlusse des Familientraktates war die gewesen, Portugal anzugreifen, um entweder England zur Entsendung eines großen Teiles seiner Truppen nach jenem Lande zu nötigen, oder aber letzteres in Besitz zu nehmen und als Austauschobjekt für die englischen Eroberungen in Amerika zu benutzen. Karl III. von Spanien stellte also an König Josef I. das Ansinnen, den Engländern, mit denen derselbe die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, den Krieg zu erklären, und als, wie erwartet, der portugiesische Monarch diese seltsame Forderung zurückwies, erklärten ihm Spanien und Frankreich den Krieg. In der That wäre das kleine Portugal nicht stark genug gewesen, allein den spanischen Truppen Widerstand zu leisten. Weniger behindert durch die portugiesischen Soldaten, als durch die patriotischen Landleute, die sich zu verzweifelter Gegenwehr wider die verhaßten Kastilier erhoben, eroberten diese in wenigen Wochen das nördliche Portugal. Indes plötzlich änderte sich die Gestalt der Dinge. England sandte, mit einer geringen Truppenmacht, Waffen, Geld und Schießvorrat nach Lissabon und vorzüglich einen ausgezeichneten General aus Friedrich des Großen Schule, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. Der wußte in kurzer Zeit das portugiesische Heer zu reorganisieren, und mit diesem sowie mit seinen Engländern trieb er die Spanier, die trotz ihrer Überzahl keinen erheblichen Widerstand leisteten, über die Grenzen zurück, ja nahm ihnen noch eine Anzahl ihrer eigenen Festungen ab.

Wie in Europa, so brachte auch in den fremden Erdteilen die Einmischung Spaniens den französischen Bundesgenossen nicht den mindesten Nutzen, sondern beschwor nur über den Helfer selbst das schlimmste Unheil herauf. Im Beginne des Jahres 1762 eroberte Admiral Rodney die französischen kleinen Antillen, zumal Martinique, Inseln, deren überaus große Fruchtbarkeit an

allen Arten tropischer Kulturpflanzen ihren Besitz zu einem sehr wichtigen machte. Noch bedeutender war das Unternehmen, das im Frühling Admiral Sir George Pocock gegen die Havanna, die reiche und glänzende Hauptstadt von Cuba, den Mittelpunkt des spanischen Handels in Amerika, ausführte. Freilich war die Stadt auf das stärkste befestigt und mit einer Besatzung versehen, die ebenso zahlreich war, wie die Angreifer. Englische Ausdauer und Tapferkeit aber besiegte alle Schwierigkeiten. Nach einer viermonatlichen verlustvollen Belagerung mußten die Spanier nicht nur die Stadt, sondern auch alle im Hafen liegenden Schiffe, sowie den ganzen westlichen Teil der Insel den Engländern überliefern (August 1762). Die Beute, welche dabei an die Briten fiel, hatte einen Wert von sechzig Millionen Mark!

Damit war die Reihe von Unglücksfällen noch nicht abgeschlossen, welche Spanien wegen seiner thörichten Teilnahme an dem englisch-französischen Kriege trafen. Von Madras aus ward eine Expedition gegen die blühenden Besitzungen der Spanier in Ostasien, die Philippinischen Inseln, ausgesandt; sie führte binnen kurzem zur Eroberung der letzteren und zur Erbeutung von sechzehn Millionen Mark. Bald darauf nahmen die Engländer einige spanische Silberschiffe weg, was ihnen wiederum Werte in Höhe von 28 Millionen Mark in die Hand brachte.

Diese außerordentlichen Erfolge hatten für Lord Bute nur e i n e Bedeutung: nämlich daß sie die Gegner zu versöhnlichen Gesinnungen bekehren würden. Er ließ also durch einen neutralen Herrscher, den König von Sardinien, dem französischen Hofe das Anerbieten zu Friedensverhandlungen machen, auf welches Choiseul um so lieber einging, als er die momentane völlige Nutzlosigkeit, ja geradezu Schädlichkeit des spanischen Bündnisses für Frankreich sehr wohl erkannte. Da man von allen Seiten den Frieden wünschte, nahmen die Negotiationen einen schnellen Fortgang. Am 3. November 1762 wurden die Präliminarien zu Fontainebleau abgeschlossen, denen am 10. Februar 1763, fast ohne jede Veränderung, der endgültige Friede zu Paris folgte. Allseitig — in Deutschland, auf der Pyrenäenhalbinsel, in Ostindien, Afrika und Amerika — sollten die alten Grenzen wieder hergestellt werden; indes mit einer Anzahl höchst bedeutsamer Ausnahmen zu gunsten Englands. In Amerika wurden Kanada und Kap Breton von Frankreich an England abgetreten und ebenso das ganze Land östlich vom Mississippi, welcher damit die Ostgrenze Louisianas wurde; nicht minder gab Frankreich Tabago und mehrere andere Inseln preis. In Afrika mußte es seine Besitzungen am Senegal räumen und für Ostindien die Verpflichtung eingehen, in Bengalen weder Befestigungen noch Truppen zu unterhalten. Und mit allem dem waren die Opfer Frankreichs noch nicht abgeschlossen. Denn da Spanien an England die große Halbinsel Florida überlassen mußte, auch Minorca nicht erhielt, welches die Engländer zurück erwarben, so entschädigte Frankreich großmütig den Verbündeten durch Einräumung des Restes von Louisiana mit Neu-Orleans.

Die Zerstörung seines gesamten Kolonialreiches war für Frankreich das

traurige Ergebnis dieses ebenso verkehrt unternommenen wie kläglich geführten Krieges. Zu so schwerer materieller Einbuße gesellte sich der Schimpf, den stete Niederlagen zu Lande und zur See über die Waffen Frankreichs verbreitet hatten. Auch war seine Kriegsmarine so gut wie vernichtet, seine Finanzen derart zerrüttet, daß man schon das Silbergeschirr des Königs und der Privatleute hatte in die Münze schicken müssen. Die direkten Ausgaben für den siebenjährigen Kampf betrugen nicht weniger als 1289 Millionen Livres, die an Kaufwert jetzt etwa vier Milliarden Francs entsprechen würden. Außerdem hatte man berechnet, daß das französische Nationaleinkommen durch die Unterbrechung des Seehandels eine jährliche Einbuße von zweihundert Millionen Livres erlitten habe.

Zwei große Ergebnisse hat der Siebenjährige Krieg, soweit er außerhalb Deutschlands geführt worden, herbeigeführt, Ergebnisse von weltgeschichtlicher Bedeutung: die ausschließliche Besitznahme Ostindiens durch die Briten und, was noch wichtiger, den Anheimfall des gesamten nördlichen Amerika an die angelsächsische Rasse. Denn daß die schwache spanische Macht sich nicht lange in den Ländern westlich vom Mississippi gegen das siegreich vordringende angelsächsische Element werde halten können, lag schon damals auf der Hand. Die neue Welt jenseits des Atlantischen Ozeans war diesem germanischen Volksstamme zu teil geworden, und die Kolonien, die unter französischer und spanischer Herrschaft wüst gelegen und für die allgemeine Kultur so gut wie bedeutungslos gewesen waren, blühten seitdem in wunderbarer, niemals gesehener oder auch nur geahnter Schnelligkeit und Kraft auf und wurden bald zu einem der maßgebendsten Faktoren der zivilisierten Menschheit. Allein dies geschah nicht zum Besten Englands selbst, sondern einer Tochternation, die in diesem Kampfe Selbstbewußtsein und Großjährigkeit erlangt und die, gerade weil sie seitdem keinen ebenbürtigen Feind mehr zu fürchten und zu bekämpfen hatte, sich binnen kurzem von dem Schutze und der Herrschaft des Mutterlandes ledig sprach.

Übrigens war man in Großbritannien sogleich höchlichst unzufrieden mit dem Pariser Vertrage. Auch hier hatte der Krieg schmerzliche Opfer an Blut und Geld gekostet; die nationale Schuld war während desselben auf das Doppelte gestiegen, von 60 auf 122½ Millionen Pfund Sterling (von 1200 Millionen Mark auf fast 2½ Milliarden, was nach verhältnismäßigem Geldwert heute wenigstens fünf Milliarden Mark entsprechen würde). Man war entrüstet darüber, daß beträchtliche Eroberungen an Spanien und Frankreich zurückgegeben worden seien. Mit Recht wurde dies der unbedingten Friedenssehnsucht des Lord Bute zur Last gelegt. Aber was die Politik des Günstlings für England noch weit schädlicher machte, war seine Bundesbrüchigkeit, welche dasselbe aller Alliierten und Freunde beraubte, während Frankreich, trotz seiner Niederlagen, durch sein korrektes, ja edles Verfahren gegen die Verbündeten sich dieselben sämtlich bewahrte.

Lord Bute war von seinem Hasse gegen Pitt und dessen System zu

einem geradezu niederträchtigen Betragen gegen Preußen veranlaßt worden. Hatte er doch in Petersburg und Wien Englands Unterstützung gegen Friedrich angeboten: ein Vorschlag, der freilich mit verdienter Verachtung abgewiesen worden war. Ebenso hatten die Präliminarien vom 3. November 1762 nur festgesetzt, daß die französischen und britischen Truppen bis zum nächsten Frühjahr die deutschen Gebiete zu räumen hätten, nicht aber, daß die von Frankreich besetzten preußischen Festungen wirklich an Preußen — und nicht etwa an die Österreicher oder Reichstruppen — ausgeliefert würden. Alle Vorstellungen Friedrichs gegen ein so verräterisches Verfahren der englischen Regierung blieben wirkungslos. Die Folgen zeigten sich sofort. Nicht nur bewilligte Frankreich, unter der Form der Abtragung rückständiger Subsidien, der Kaiserin-Königin abermals für das Jahr 1763 eine Unterstützung von zwölf Millionen Livres, sondern es überließ ihr auch das von Frankreich weiter zu besoldende, aus sächsischen Überläufern gebildete Korps und versprach, ihr die preußischen Festungen in Kleve und Westfalen einzuräumen.

Zum Glücke fehlte es den Österreichern in ihren Niederlanden an Truppen, um diesen letzteren Plan auszuführen. König Friedrich dagegen, der noch das Geld für einen ganzen Feldzug vorrätig hatte, nahm einige aus dem englischen Heere entlassene Regimenter in Sold und ließ sie sofort ins Klevesche einrücken. Einen förmlichen Kampf mit Preußen zu beginnen, kam dem friedensdurstigen Choiseul nicht in den Sinn, und so schloß er mit demselben, Anfang 1763, in London eine Konvention ab, nach welcher die rheinisch-westfälischen Provinzen Preußens diesem zurückgegeben, aber ebenso wie die österreichischen Niederlande während der Dauer des preußisch-österreichischen Krieges für neutral erklärt werden sollten.

Die letztere Bestimmung wurde durch den Gang der Unterhandlungen zwischen Friedrich und Maria Theresia illusorisch.

Der König zeigte sich vom Beginn an zum Ausgleiche bereit, unter der einfachen Bedingung, daß alle Verhältnisse nach dem Stande, wie er vor Ausbruch des Krieges gewesen, geregelt würden.[1] „Die Kaiserin-Königin,“ sagte er zu dem sächsischen Geheimen Rate von Fritzsch, „muß Schlesien verschmerzen und vergessen, dann wird nicht leicht wieder ein Krieg, solange ich lebe, zu befürchten sein.“ In der That war solches nur ein Beweis großer Mäßigung von seiten Friedrichs; denn wenn die Österreicher noch die kleine Festung Glatz inne hatten, behauptete er dagegen fast ganz Sachsen. Am 30. Dezember 1762 traten die Vertreter Österreichs, Preußens und Sachsens in Hubertsburg, einem kurfürstlich sächsischen Jagdschlosse zwischen Leipzig und Meißen, zusammen. Freilich versuchte Kaunitz noch einmal, wenigstens Glatz für seine Kaiserin zu retten und einige anderweite Vorteile für deren Verbündete zu erlangen: allein Friedrich bestand durchaus auf der Erneuerung des Dresdener Friedens von 1745. Er erklärte, Sachsen nicht eher räumen zu wollen, als

---

1) C. von Beaulieu-Marconnay, Der Hubertusburger Friede (Leipzig 1871).

bis ihm die Grafschaft Glatz mit allen Festungswerken und Geschützen überliefert sei. Ebensowenig konnte Sachsen mit seinen bei seiner Lage allerdings einigermaßen sonderbaren Entschädigungsansprüchen durchdringen. Da Preußen fest auf seinem Standpunkte beharrte, „daß das Suum cuique die natürlichste Grundlage für einen billigen Frieden sei," mußten die anderen wohl oder übel nachgeben. So kam am 15. Februar 1763 zwischen den drei Mächten der Hubertsburger Friede zustande, gänzlich auf Grundlage des Dresdener Vertrages. Das Reich hatte schon vier Tage früher mit Preußen abgeschlossen. Friedrichs Festigkeit und dabei doch Selbstbeschränkung — da er die mit jedem Tage sich für ihn günstiger gestaltenden Verhältnisse nicht zur Steigerung seiner Ansprüche benutzt hatte — fanden selbst bei seinen Gegnern laute Anerkennung. Der preußische Unterhändler zu Hubertsburg, der erst achtunddreißigjährige Ewald Friedrich von Hertzberg, ein Diplomat von raschem Über-



Medaille auf den Frieden zu Hubertsburg.

blick, sicherem Urteil und ungemeiner Arbeitskraft, ward von seinem dankbaren Könige zum Kabinettsminister — Minister des Äußeren — ernannt. Aber im ganzen nahm Friedrich den Abschluß des langwierigen furchtbaren Kampfes mehr mit Wehmut als mit Freude auf. Er fühlte zu deutlich, wie viel ihm dieser Krieg gekostet, daß derselbe, trotz endlichen glücklichen Ausganges, zur Katastrophe seines Lebens geworden war. „Ich werde Sie nun endlich sehen, mein gutes Mütterchen," meldete er der Gräfin Camas, „und ich hoffe, daß es zu Ende dieses oder zu Anfang des folgenden Monats geschehen wird. Mich werden Sie gealtert und beinahe kindisch finden, grau wie ein Esel, und als einen Mann, der alle Tage einen Zahn verliert und durch das Podagra halb invalide geworden ist. Unsere Freunde haben wir verloren, aber die Feinde scheinen bis in alle Ewigkeit fortwähren zu sollen." Und ebenso heißt es in einem Briefe an d'Argens, eine Woche nach dem Abschlusse zu Hubertsburg: „Das Beste bei dem allen ist der Friede selbst, und jeder gute Bürger mag sich seiner freuen. Ich armer Greis kehre in eine Stadt (Berlin) zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr

antreffe, wo eine unendliche Arbeit meiner harrt, und wo ich binnen kurzem die alten Knochen in einem Zufluchtsorte bergen werde, den kein Krieg, kein Mißgeschick und keine Bosheit der Menschen stören soll." — „Der schönste Tag des Lebens," sagte er bald darauf zu d'Alembert, „ist derjenige, an dem man es verläßt."

Welch' traurige Lebensmüdigkeit bei einem Manne von einundfünfzig Jahren!

Am 30. März 1763 kehrte Friedrich in seine Hauptstadt zurück, die er seit mehr als sechs Jahren nicht betreten hatte; er kam zu unerwarteter Stunde, um jeder Ovation auszuweichen, die zu seiner verbitterten Stimmung, zu dem Gefühle der geistigen und gemütlichen Vereinsamung nicht paßte. Er sah vor sich die ungeheure Arbeit, sein Land von den schweren Folgen des Krieges wieder zu heilen.

Das furchtbare siebenjährige Ringen, in dem auf den Schlachtfeldern allein fast eine Million Menschen umgekommen war, und welches über den größten Teil Deutschlands Verwüstung und Elend gebracht hatte, schien völlig ergebnislos geblieben zu sein. Und doch hatte es in den inneren und äußeren Verhältnissen der beteiligten Mächte die wesentlichsten Veränderungen herbeigeführt.

Österreich sah seine Finanzen völlig zerrüttet. Der Krieg hatte jährlich über fünfzig Millionen Gulden gekostet, und die öffentliche Schuld war seit 1761 um achtundachtzig Millionen vermehrt.[1]) Solchen Lasten war die Steuerkraft des Reiches nicht gewachsen. Seitdem erscheint das Defizit in fast jedem seiner Jahresbudgets. Freilich hatte Friedrich im Hubertsburger Frieden seine Kurstimme für die Wahl des ältesten Sohnes des Kaiserpaares, Josef II., zum Römischen Könige verheißen; freilich ging dieselbe wirklich schon am 27. März 1763 ohne Widerspruch vor sich. Aber die etwas schäbige Pracht, mit welcher einige Tage darauf die Krönung in Frankfurt gefeiert wurde, konnte niemand über die Thatsache täuschen, daß durch das vergebliche Ringen Österreichs mit einem Vasallenstaate das kaiserliche Ansehen in Deutschland und die Autorität des habsburgischen Reiches in Europa überhaupt schwer geschädigt worden waren. Die ihm bisher so treuen Reichsstände hatten im Kriege und bei dem Friedensschlusse allzu bittere Erfahrungen gemacht, um ihm nicht völlig entfremdet zu werden.

Die finanzielle Lage des preußischen Staates dagegen war eine verhältnismäßig sehr günstige. An außerordentlichen Ausgaben hatte der Siebenjährige Krieg demselben nur $64^3/_4$ Millionen Thaler gekostet; anderseits hatte der Kriegsschatz, den der König gebildet, im ganzen vereinnahmt $78^3/_8$ Millionen, so daß beinahe noch vierzehn Millionen vorhanden waren. Dazu kamen im Laufe des Jahres 1763 aus sonstigen Kriegsreservekassen und rückständigen Brandschatzungen mindestens zweiundzwanzig Millionen, so daß Friedrich mit

1) A. Wolf, Österreich unter Maria Theresia, S. 70.

sechsunddreißig Millionen Thalern Überschuß, freilich zum größten Teil in schlechter Münze, aus dem Kriege heraustrat; und zwar ohne seinen Unterthanen eine neue Steuer auferlegt zu haben. Ein bewundernswertes Ergebnis



Friedrich II.

Nach einem Gemälde von Daniel Chodowiecki: eins der wenigen, zu denen der König selbst gesessen haben soll. Jetzt im Besitz des Herrn Rudolf von der Leyen in Crefeld, dessen Familie von Friedrich dem Großen das Bild geschenkt wurde.

seiner finanziellen Umsicht und Sparsamkeit. Allerdings von Milde, Nachsicht gegen unterworfene Feinde, Freigebigkeit gegen einzelne konnte dabei nicht die Rede sein. Aber er rettete so den Staat, und das war sicher die höchste, ja unter den damaligen Umständen fast die einzige Pflicht.

Viel schlimmer als die Lage des Staates war die des verarmten und durch hohe Blutsteuer furchtbar gelichteten preußischen Volkes. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß Friedrich den Leiden seiner Unterthanen während des Krieges das herzlichste Mitgefühl widmete. Die schändlichen Barbareien der Russen in der Neumark und Pommern bewegten ihn bis zu Thränen und erschütterten das sonst so heldenmütig bewahrte Gleichmaß der Seele bis zur Wut. Allein diese Übel waren doch nur vorübergehender Art, während die günstigen Folgen des großartigen Kampfes sich ebenso dauernd wie tief einwirkend erwiesen. Derselbe ist für die nationale Entwickelung Preußens und Deutschlands im allgemeinen von der größten Bedeutung geworden. Bisher war Preußen trotz der beiden Schlesischen Kriege eine Macht untergeordneter Art geblieben; es hatte in denselben seine Erfolge nur an der Seite zahlreicher Bundesgenossen und über das damals erschöpfte und zerrissene Österreich davongetragen. So konnte man glauben, daß letzteres unter günstigeren Umständen ohne allzu große Mühe Schlesien wieder erobern werde. Aber der Siebenjährige Krieg hatte diese Ansicht gründlich widerlegt. Gegen fast ganz Europa hatten Friedrichs Genie, sowie die Tapferkeit und Aufopferung seines Volkes jene wichtige Provinz behauptet. Drei Großmächten hatte Preußen die Spitze geboten: seitdem durfte man ihm wahrlich den Eintritt in die Reihe der leitenden Staaten nicht mehr versagen. Die preußische Armee wurde ohne Frage als die vorzüglichste Europas betrachtet, welche nachzuahmen die anderen sich nach Möglichkeit bestrebten. Schlesien diesem Preußen mit Gewalt zu entreißen, daran dachte selbst Maria Theresia nicht mehr; denn wie hätte sich eine für sie vorteilhaftere Lage erdenken lassen, als sie bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges gewesen war, und es war ihr doch nicht geglückt!

Aber nicht allein Preußen, ganz Deutschland erhob sich an dem Ruhme, den jenes in dem großen Kampfe geerntet. Wie lange hatte Deutschland eine bescheidene Rolle gespielt, wie lange war es schon her, daß unser Vaterland nicht mehr den Anspruch erheben konnte, den ersten, tonangebenden Mann der Zeit zu besitzen! Und jetzt war der von der ganzen Welt angestaunte Heros seines Zeitalters ein Deutscher. Hier war kein Prinz Eugen mehr, halb Italiener, halb Franzose, höchstens ein Adoptivkind Deutschlands; hier war vielmehr ein echter unzweifelhafter Deutscher, der die Bewunderung seiner Nation und aller fremden Völker erregte. Wie wuchs an dieser Persönlichkeit das Hochgefühl aller ihrer Landsleute! Und dann, es waren rein deutsche Truppen gewesen, die Kroaten und Panduren, Russen und Schweden trotz deren Übermacht besiegt, deutsche Truppen, und zwar fast ausschließlich nichtpreußische, welche im Solde Englands die gehaßten und übermütigen Franzosen, die Dränger Deutschlands, bei hundert Gelegenheiten zum Hohn und Spott der Welt geschlagen und gedemütigt hatten. Diese Erfolge gaben den Deutschen das Bewußtsein eigener Kraft und Tüchtigkeit zurück, das ihnen so lange abhanden gekommen war. Nur so war die Möglichkeit geschaffen, daß auch das Geistesleben unseres Volkes sich von der knechtischen Nachahmung des Fremden los-

riß, sich auf eigenen, selbständigen, nationalen Boden stellte. Mit größerer Achtung und Teilnahme für sich, sein Wesen und seine Eigenschaften erfüllt, brachte das deutsche Volk seiner neuen, glänzend sich entfaltenden Litteratur ein bei weitem höheres und stärkeres Interesse entgegen, als dies bisher der Fall gewesen war. Der Glaube an die französische Unfehlbarkeit in geistigen Dingen wurde durch die kläglichen Niederlagen des Franzosentums vor deutscher Kraft gründlich erschüttert, und bald freute man sich, durch aufstrebende deutsche Autoren auch in der Litteratur von der Nachahmung französischer Muster und dem beengenden Regelsystem der überrheinischen Nachbarn befreit zu werden. Lessing zunächst wurde für die Poesie, was Friedrich II. und Ferdinand von Braunschweig auf dem Schlachtfelde gewesen: Befreier vom französischen Übergewichte; aber er wäre es nicht ohne jene geworden. Erst mit dem Ausbruche des großen Kampfes beginnt seine wahrhaft schöpferische Periode. So machen die Feldzüge Friedrich des Großen, besonders im Siebenjährigen Kriege, nicht nur in der politischen, sondern auch in der Kulturgeschichte Deutschlands einen überaus wichtigen Abschnitt aus, von dem aus eine ganz neue und schönere Entwickelung datiert.

Man kennt in der That die Stelle in „Wahrheit und Dichtung,“ in der Goethe den Beginn des litterarischen Aufschwungs geradezu an die Person und die Erfolge Friedrichs knüpft. „Fritzisch“ war man gesinnt, nicht eben preußisch — denn was ging Preußen die Leute im „Reiche“ an? — man betrachtete Friedrich als nicht allein Preußen, sondern ganz Deutschland angehörig. Übrigens steht Goethe mit dieser Auffassung keineswegs vereinzelt da. Friedrich Nicolai, der Herausgeber der epochemachenden „Litteraturbriefe,“ hebt ausdrücklich hervor, daß sie nur dem Enthusiasmus über die Großthaten des Siebenjährigen Krieges ihre Entstehung verdankten. Zahlreiche andere der damals Lebenden bezeugen, von welch freudiger und stolzer Begeisterung die Besten der Zeitgenossen durchdrungen waren. „Unser historischer Stil,“ sagte der einsichtige Justus Möser,[1] „hat sich in dem Maße gebessert, wie sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat.“ Herr von Schönaich, ein Sachse, widmete 1760 eine neue Auflage seines Heldengedichtes „Arminius“ dem preußischen Könige, als demjenigen,

> Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
> Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
> Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget.

So viel dankt Deutschland Friedrich dem Großen! Er selbst hat die Bedeutung seiner Thaten für das weitere Vaterland keineswegs verkannt. Schrieb er doch bereits im Herbste 1756 an seine Schwester von Bayreuth: „Man soll nicht sagen, daß, solange noch ein Preuße am Leben ist, Deutschland keinen Verteidiger habe;“ und: „Das nächste Jahr wird über das Schicksal von Deutschlands Freiheit entscheiden.“[2]

---

1) Vermischte Schriften, I, 205.

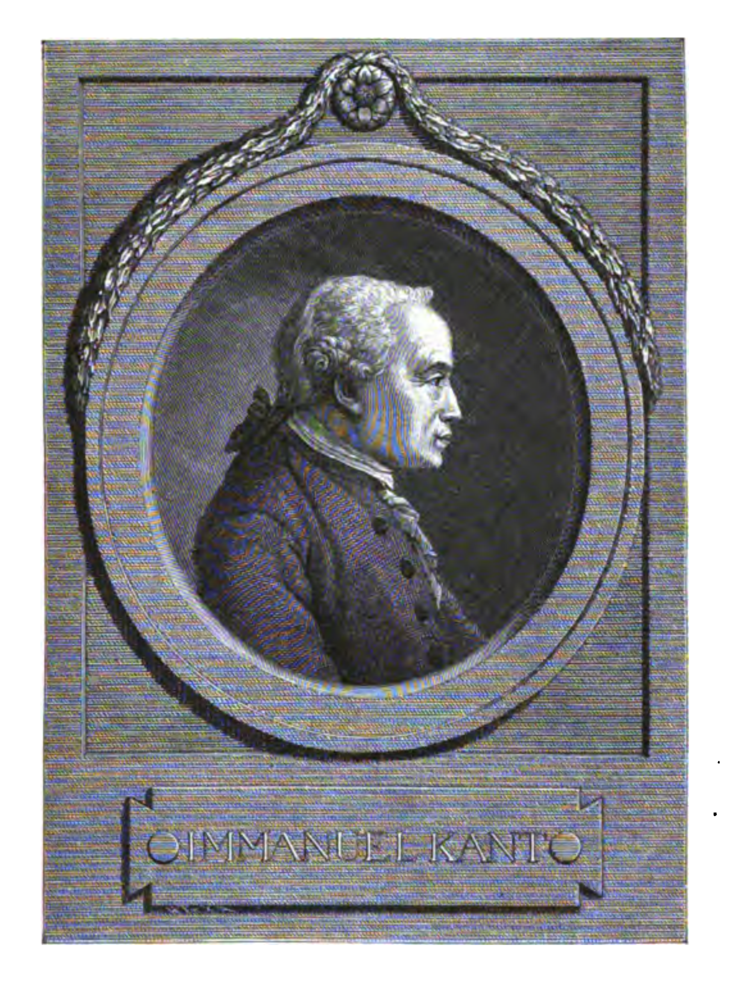
2) Polit. Korresp., Bd. XIV.

Freilich sind es nicht ausschließlich Friedrichs kriegerische Erfolge und deren nationale Bedeutung, welche den bewundernswerten Aufschwung unserer National-litteratur herbeigeführt haben. Es mußte dazu ein weiteres kommen, was dem Siebenjährigen Kriege in litterarischer Beziehung eine ganz andere Wichtigkeit verleiht, als sie die nicht minder glorreichen Großthaten von 1813 bis 1815 sowie von 1870 und 1871 besitzen: nämlich daß jener zugleich den Sieg der Aufklärung, der geistigen Befreiung, der intellektuellen Selbständigkeit gegenüber der damals in Österreich und dessen Vasallenländern herrschenden Bigotterie bedeutete, den Sieg des modernen Staatsbewußtseins und des individuellen modernen Gewissens gegenüber den veralteten politischen Mächten, gegenüber religiöser Bedrückung und Stagnation. Getreu Preußens weltgeschichtlicher Aufgabe, erschien Friedrich als der erfolg- und ruhmreiche Vertreter der im besten Sinne revolutionären Kräfte gegenüber einem starren, toten, ent-wickelungs- und ergebnislosen Konservatismus. Indem er sich mit den kühnsten Bestrebungen der Zeit identifizierte, sich mit ihrem Wesen erfüllte, ihren Zielen nacheiferte, indem er der geistige Leiter und Vorkämpfer seiner Zeit wurde und auch das offene freimütige Wort nicht verfolgte, fühlten sich seine abso-lutistisch regierten Unterthanen gewissermaßen als freie Männer. Ihr König war nicht ihr Zwingherr, sondern ihr Führer.

Ist es ein Zufall, daß 1766, wenige Jahre nach dem Abschlusse des Siebenjährigen Krieges, Kant in den „Träumen eines Geistersehers" be-reits die Grundzüge seiner großartigen Lehre entwickelt? Und unmittelbar wirkte die Begeisterung des preußischen Volkes für seinen Heldenkönig und geistigen Befreier auf dem Gebiete der Dichtkunst. Da stimmte Gleim seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" an, die ein Lessing mit den Schöpfungen des Tyrtäus verglich; in frischer, erhebender Weise und volks-tümlich natürlicher Form feiern sie die Großthaten Friedrichs und seines tapferen Heeres. Ramler dichtete seine künstlichen Oden auf den Herrscher, der ihm freilich niemals dafür Dank wußte. Aus der harten Gefangenschaft in der fernen Feste Hohenasperg ließ Schubart, der kühne Sänger der Freiheit, seine Hymne auf Friedrich erklingen.

In eigentlich politischer Beziehung aber ist der Siebenjährige Krieg für die ganze Zukunft Deutschlands entscheidend gewesen. Er hat jenen ständigen Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten und ihren wechselseitigen Anhängern hervorgebracht, der die alten verrotteten Einrichtungen bis auf den Grund erschütterte, um zur Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes unter glücklichern und wahrhaft nationalen Verhältnissen zu führen. Der Friedens-schluß zu Hubertsburg war die Besiegelung des Dualismus in Deutschland. Hatte doch Preußen nicht nur gegen die Königin von Ungarn und Böhmen, wie in den beiden ersten Schlesischen Kriegen, sondern gegen Kaiser und Reich gekämpft, und zwar siegreich gekämpft! Deren Autorität hatte damit den Todes-stoß erhalten. Die Bande des Reiches lösten sich völlig, und ein Teil der Stände gruppierte seitdem sich ebenso um Preußen, wie ein anderer um das

offizielle Reichsoberhaupt. Zumal die Unterthanen Friedrich des Großen, die Preußen selber, fühlten sich seit dieser Zeit als etwas Besonderes, Eigentümliches, von dem Reiche Getrenntes. Das preußische Staatsbewußtsein, der besondere preußische Patriotismus, die bis dahin noch immer sich nicht recht



hatten entwickeln wollen, wurden durch die Blut- und Feuertaufe des Siebenjährigen Krieges groß gezogen. Allein war diese Zerteilung des deutschen Reiches eine strafbare Rebellion, ein Unglück für das letztere selbst? Darf man bedauern, daß ein politischer Körper sich zersetzte, dessen Lebensäußerungen nur noch in dem Aufstellen einer Reichsarmee bestanden, wie die, welche zu Roßbach und Freiberg Fersengeld gab? Mußte nicht das verrottete Alte verfallen, damit Neues, Lebensvolles aus den Ruinen sich erhebe? Oder wäre

es etwa patriotischer gewesen, für ein Kaisertum sich zu erwärmen, dessen einer Inhaber als länderloser Flüchtling von den Almosen des Nationalfeindes gelebt hatte, dessen folgender Besitzer seine Zeit mit Kuriositätensammeln und Pferdehandel ausfüllte, und dabei Preußen, Pommern, Belgien den Fremden ausliefern wollte; als für die Aufrichtung eines großen rein deutschen Staates zu wirken, der, selbst nach damaliger Auffassung, immerhin Norddeutschland vor den Fremden sicher zu stellen imstande war? Die Geschichte hat die entscheidende Antwort auf diese Fragen gegeben. Die Entwickelung, die 1871 ihren Abschluß gefunden, hat mit den Jahren 1740 und zumal 1756 begonnen.

Siebentes Kapitel.

Aufklärung und Jesuitentum im südlichen und westlichen Europa.[1])

Die französische Aufklärung der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, jene Schule von Schriftstellern, welche Befreiung von den Vorurteilen des Mittelalters und zumal von der Herrschaft der Geistlichkeit, Befreiung der unteren Stände von der Unterdrückung und Ausbeutung durch die Bevorrechtigten, sowie die ausschließliche Geltung der reinen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes nicht nur für das intellektuelle, sondern auch für das staatlich-soziale Gebiet lehrte — diese, von England ausgegangen, aber auf dem Kontinente neue Richtung hatte sich durch das längst befestigte Übergewicht französischen Wesens und französischer Sprache schnell über ganz Europa verbreitet. Allerorten erwarb sie sich den Beifall der gebildeten Klassen. Montesquieu und Voltaire wurden in den entlegensten Gegenden des Erdballs mit Begierde gelesen und ihre Grundsätze wurden zum Gemeingut, ja zu unbestreitbaren Axiomen für die zivilisierte Welt. Maximen, an sich edel und leicht verständlich, scheinbar mit der geschichtlichen Erfahrung nicht minder im Einklang, wie mit den Anforderungen des Verstandes, vorgetragen in schöner, geistreicher, witziger Sprache, mußten überall den tiefsten Eindruck hervorbringen. Hatte nicht jedes Land unter den religiösen Streitigkeiten sowie unter dem Drucke der feudalen Gliederung schwer gelitten? Fühlte sich nicht jede Regierung durch die Ansprüche und überlieferten Gerechtsame des Klerus bedrückt? Sollte man nicht eine Lehre annehmen, die an Stelle dieser Schäden die Wohlfahrt des einzelnen, den Reichtum und die Macht des Staates herbeizuführen versprach? Das Gewicht dieser theoretischen Erwägungen wurde dann wesentlich verstärkt durch das thatsächliche Beispiel, das einer der ersten und zwar der berühmteste aller Fürsten, das Friedrich der Große von der Anwendung der „philosophischen" Prinzipien gab. Ein Vorbild, das von einem so allgemein bewunderten Herrscher ausging, mußte schon an sich zur Nacheiferung auffordern. Aber noch mehr: mit seiner aufgeklärten Regierungsweise hatte der König von

---

1) Saint-Priest, Hist. de la chute des Jésuites au XVIIIe siècle (Paris 1844). — Joh. Huber, Geschichte des Jesuitenordens (Berlin 1873).

Preußen seinem kleinen Staate eine unerhörte Machtentwickelung verschafft, ihm reiche Eroberungen hinzugefügt, ihn mit einem Schlage in die Zahl der Großmächte gestellt. Was Friedrichs Vorgänger und besonders sein Vater schon zur Erreichung dieses Zieles gethan hatten, war außerhalb Preußens so gut wie unbekannt; vielmehr war man geneigt, die großartige und blendende Erhebung Preußens ausschließlich den rationalistischen Regierungsgrundsätzen Friedrichs zuzuschreiben. „Aufklärung“ wurde deshalb das Stichwort nicht nur für den gebildeten Unterthan, sondern auch für die Fürsten, die durch sie ihren Staatsbürgern jede Art irdischer Glückseligkeit, ihrem Lande eine fabelhafte Größe und Kraft, sich selbst aber eine bisher noch unerhörte Selbständigkeit und unbeschränkte Herrschergewalt zu erwerben hofften. Sie fanden Minister, die, selber von den gleichen Anschauungen erfüllt, ihnen mit Eifer und Geschick bei der Verwirklichung solcher Zwecke behilflich waren.

Kein Land hatte schwerer unter der bisherigen gesellschaftlichen und religiösen Organisation gelitten, als das von den Mittelpunkten europäischer Kultur so weit entlegene Portugal.[1] Längst waren alle Nachklänge jener Heldenzeit verhallt, die es in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Säkulums durchlebt hatte. Die sechzigjährige Verbindung mit dem gehaßten und tyrannischen kastilischen Nachbar hatte den Wohlstand vernichtet, die Volkskraft gelähmt, den Verlust der meisten Kolonien herbeigeführt. Der letzte Rest nationaler Energie hatte sich in den Befreiungskämpfen gegen Spanien erschöpft. Um diese Unabhängigkeit gegen den weit überlegenen Widersacher behaupten zu können, hatte sich dann Portugal dem englischen Schutze überliefern müssen, den es mit dem völligen Verluste seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit und mit der kommerziellen Ausbeutung durch das Inselreich teuer erkaufte. Finanziell und politisch ein Vasallenstaat Großbritanniens, verfiel Portugal immer mehr dumpfer und kläglicher Beschränktheit. Sie erreichte ihren Höhepunkt unter der langen Regierung König Johanns V. (1706—1750). Dieser Herrscher, im Grunde nicht ohne gute Anlagen, litt geradezu an religiösem Wahnsinn. Fast die gesamten Einkünfte des Landes wurden für kirchliche Zwecke verausgabt. Man errichtete unaufhörlich neue ungeheure Klöster, deren Anzahl auf achthundert stieg: das einzige Mafra kostete 45 Millionen Crusaden (90 Millionen Mark). Ein volles Zehntel der Bevölkerung lebte, im geistlichen Gewande, dem ständigen Müßiggang. Für Reliquien wurden einmal, unter vielen, 600 000 Mark ausgegeben. Ein Patriarchat ward in Lissabon errichtet und mit Domherrenpfründen sowie Gerichtsämtern aller Art ausgestattet, nach dem Muster des Papsttums und seines Kardinalkollegiums. Was half es, daß die Gold- und Diamantenausbeute in Brasilien von Jahr zu Jahr zunahm und dem königlichen Schatze immer bedeutendere Summen zuführte? Solchen Ausgaben waren sie doch nicht

1) H. Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. V (Gotha 1854). — J. Smith, Memoirs of the Marquis of Pombal (London 1843).

gewachsen, und die dringendsten Bedürfnisse des Staates mußten vernachlässigt werden. Ein Heer, eine Flotte waren nur noch auf dem Papier vorhanden. Die einseitige und ausschließliche Begünstigung des Frömmlertums förderte Unwissenheit und Aberglauben, ertötete Gewerbfleiß und Handel. Adel und Geistlichkeit durften sich alles gegen das Volk erlauben, das unter doppelter Knechtschaft, materieller und geistiger, mehr und mehr verkam. Schmutz, Armut, Unwissenheit und Sittenverderbnis waren in keinem europäischen Lande so allgemein verbreitet, wie in Portugal.

Unter derartig trüben Umständen bestieg am 31. Juli 1750 König Joseph den Thron. Er war an sich wenig dazu geeignet, denselben eine



Pombal.

günstigere Wendung zu geben. Ein sanfter, gerechter und frommer Fürst, entbehrte er doch jedes festen Willens, war unsicher in seinen Entschlüssen und völlig unerfahren in den Geschäften, denen er vielmehr die Genüsse der Jagd und der Musik vorzog. Da war es für Portugal ein großes Glück, daß er die Last der Staatsverwaltung auf einen Mann abwälzte, der nicht nur den Ehrgeiz besaß, die Geschicke seines Vaterlandes zu leiten, sondern auch die Einsicht und Charakterfestigkeit, um dieselben in bessere Bahnen zu lenken, eine gründliche Umgestaltung vorzunehmen.

Joseph de Carvalho e Mello — der spätere Marquez von Pombal — war als Sohn eines schlichten Landedelmannes im Jahre 1699 geboren. Durch eigenes Studium gründlicher und unabhängiger gebildet, als er es auf den offiziellen Unterrichtsanstalten des Landes hätte werden können, von hohem, edlem Wuchs, schön, liebenswürdig, beredt, hatte er sich frühzeitig den leitenden

Kreisen empfohlen. Er ward als Gesandter, zuerst nach London, dann nach Wien geschickt, wo er ein so hohes staatsmännisches Talent entfaltete, daß er trotz der Geringfügigkeit des von ihm repräsentierten Staates Aufsehen und Bewunderung erregte. Zugleich machte sich der scharfsichtige und wissensdurstige Mann an jenen Höfen mit der Verfassung, dem Staatsrecht, der Politik und dem Gewerbfleiß der europäischen Großmächte genau vertraut. Kein Wunder, daß König Joseph sofort nach seinem Regierungsantritt ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berief und bald diesem überlegenen Geiste die öffentlichen Geschäfte völlig überließ, ihn zum Lohne für seine außerordentlichen Dienste erst zum Grafen Oeyras, dann zum Marquez von Pombal ernannte.

Pombal widmete seine unerschöpfliche Arbeitskraft, seinen großen Gedankenreichtum ganz dem Wohle des Staates, wie er dasselbe verstand. Er besaß zumal treffliche Einsicht in die nationalökonomischen Fragen, in denen er sich von der Einseitigkeit sowohl des merkantilistischen wie des neuentstandenen physiokratischen Systemes gleich fern hielt, und die er nicht nur nach ihren pekuniären, sondern auch nach ihren moralischen Folgen beurteilte. Seine Ziele waren die Hebung der geistigen und materiellen Kräfte des Volkes, dessen Befreiung vom Joche des Adels und des Klerus, dessen Emancipation von der englischen Vormundschaft. Im Dienste dieser hohen Zwecke scheute er freilich vor Bruch des positiven Rechtes, vor Gewaltsamkeit, ja Grausamkeit nicht zurück. Auch huldigte er, wie alle die gleichzeitigen Vertreter des „aufgeklärten" Absolutismus, deren Vorbild Friedrich der Große mit einbegriffen, noch immer allzu sehr dem Zwangs- und Monopolienwesen, den großen privilegierten Handelsgesellschaften und der unbegrenzten Einmischung der Regierung in die Privatverhältnisse, was während seiner Herrschaft große Unzufriedenheit hervorrief und nach seinem Sturze den Untergang einer bedeutenden Anzahl seiner Schöpfungen zur Folge hatte.

Vor allem bekämpfte Pombal mit der größten Energie die Übergriffe des Adels. Gegen dessen Raufluft und das Fehderecht, das derselbe noch in völlig mittelalterlichem Sinne ausübte, wie gegen alle die Gewaltthaten, welche die Landstraßen und selbst die Gassen der Hauptstadt unsicher machten, traf er die wirksamsten Maßregeln. Aber der Minister ging weiter. Indem er unter nichtigen Vorwänden die Schenkungen, die frühere Könige an ausgedehnten Ländereien in den portugiesischen Kolonien den Adelsfamilien gemacht hatten, plötzlich zu gunsten der Krone wieder aufhob, beraubte er die Aristokratie ihrer hauptsächlichsten Einkünfte und schwächte deren Macht und Einfluß ganz außerordentlich. Zugleich bekämpfte er den Verfolgungseifer der Geistlichkeit, indem er 1751 die Inquisition in allem und jedem der Aufsicht und der höheren Instanz der weltlichen Gerichte unterwarf. Aber auch der Hofhalt des Königs ward bedeutend eingeschränkt und dessen Kosten um die Hälfte vermindert. Die Finanzverwaltung, die bisher auf eine unverschämte Plünderung des Volkes zum Vorteil der Beamten und Edelleute hinausgelaufen, wurde

nun vortrefflich geregelt und überwacht. Königliche Zuckerraffinerien und Pulverfabriken wurden errichtet, die Seidenmanufaktur sowie andere Gewerbszweige durch Vorrechte aller Art begünstigt, große privilegierte Gesellschaften für den überseeischen Handel begründet. Das Land begann allmählich ein anderes, behäbigeres Aussehen zu gewinnen. Aber wehe dem, der sich dem Systeme und Willen des Ministers widersetzte. Pombal behandelte alle, die sich ihm nicht unbedingt unterwarfen, als Verbrecher. Ein strenges Zensuredikt knebelte die Presse; die Kerker füllten sich mit Leuten, die sich irgend einen Ausdruck der Unzufriedenheit gegen die Regierung erlaubt hatten. Bald verstummte jede Opposition.

Nur ein Stand wagte sich der aufklärerischen Richtung der Pombalschen Verwaltung zu widersetzen: die Geistlichkeit, und an ihrer Spitze der Jesuitenorden, der seit zwei Jahrhunderten allmächtig im Lande gewesen war. Die Feindseligkeit, welche zwischen den Vätern der Gesellschaft und dem Minister herrschte, wurde durch einige besondere Umstände noch gesteigert und nahm einen akuten Charakter an.

Der Geist des Jesuitenordens hatte in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Die alte asketische Frömmigkeit, die strenge Disziplin, die sorgfältige Unterordnung unter den Willen und die Interessen des heiligen Stuhles hatte er aufgegeben, um sich des Wohllebens zu erfreuen, den Anschluß an die Mächtigen dieser Welt und den Einfluß auf dieselben zu suchen und sich auf allerhand juristische und kommerzielle Beschäftigungen von klingendem Nutzen einzulassen. In Rom selbst glich sein Profeßhaus einem ungeheuren Magazine, aus dem alle Arten von Waren verkauft wurden. In Südamerika besaß er nicht allein die zahlreichsten Herden und viele Bergwerke, sondern auch sechs große Zuckersiedereien, jede im Werte einer halben bis einer ganzen Million Thaler. Die gegen seine kommerziellen und industriellen Unternehmungen gerichteten Bullen der Päpste Urban VIII. und Klemens IX. ließ der Orden ganz einfach unbeachtet, wie er denn überhaupt die päpstlichen Befehle nur dann befolgte, wenn sie seinen Interessen und Lehren entsprachen. Er dachte nicht mehr daran, die Welt dem religiösen, streng kirchlichen Geiste zu unterwerfen, sondern sein Ziel war ganz einfach, sich auf alle Weise den Herrschenden unentbehrlich zu machen und mit deren Hilfe selbst zu regieren. Deshalb gaben auch die Jesuiten ihren Beichtkindern, zumal den vornehmen und reichen, die Absolution mit einer Leichtfertigkeit, die einen um so empörenderen Eindruck macht, als sie eine grundsätzliche und wohl überlegte war, wie ihre Kasuisten Toledo, Busembaum, Saa, Escobar u. a. solches in eigenen Schriften theoretisch zu begründen und zu entwickeln unternahmen. Durch den „Probabilismus,“ eine Lehre, die alles zu thun gestattete, was nur durch irgend einen wahrscheinlichen Grund verteidigt werden könne, erstickten sie jeden Gewissensskrupel und öffneten allen bösen Gelüsten Thür und Thor. Endlich bezeichneten sie sogar nur dasjenige Verbrechen als Sünde, das lediglich aus Liebe zur Sünde als solcher

begangen sei! Durch die Zulassung der Reservatio mentalis, des geheimen Vorbehaltes, wurde noch weiter jegliche Art der Lüge, der Täuschung und selbst des Meineides für erlaubt erklärt. Erst die jansenistischen Streitigkeiten haben die Erneuerung des alten Bündnisses zwischen den Jesuiten und dem heiligen Stuhle herbeigeführt. Der Orden ließ zwar deshalb nicht von der einmal eingeschlagenen weltlichen Richtung ab, allein er verwendete die durch sie erworbenen Reichtümer und Machtmittel jetzt zugleich zu gunsten des Ultramontanismus. In diesem Sinne waren die Jesuiten noch im achtzehnten Jahrhundert mächtig. Sie hatten die Beichtstühle der Großen und Fürsten inne und leiteten den Unterricht der Jugend der höheren Stände. Ihre politischen und sehr entwickelten kommerziellen Unternehmungen umfaßten die Welt. Indem sie nun dies alles zur Verteidigung der päpstlichen Herrschaftsansprüche, der Macht und des Einflusses der Geistlichkeit, sowie der starren Orthodoxie, zur Verfolgung jeder entgegengesetzten Ansicht anwandten, mußten sie notwendig allerorten mit dem neuen skeptisch-reformatorischen Geiste in Konflikt geraten. Dies wurde aber für sie ganz besonders gefährlich, als fast gleichzeitig die neuernden Tendenzen in den wichtigsten katholischen Staaten die Oberhand gewannen: selbst ihre Existenz war damit ernstlich bedroht. Und zwar um so mehr, als ihre Herrschaft, Habgier und Selbstüberhebung sie dem ganzen Weltklerus, vom Bischof bis zum letzten Vikar hinab, sowie sämtlichen Mönchsorden nicht minder verhaßt gemacht hatte, als den Freidenkern.[1])

Die Richtung auf weltliche Macht, wie sie bei den Jesuiten seit lange obwaltete, hatte zumal im südlichen Amerika eine ganz eigentümliche Frucht gezeitigt. Mit Billigung der spanischen Regierung hatten sie 1610 in Paraguay ein besonderes Gemeinwesen begründet, in welchem die Patres unumschränkt, aber väterlich in einunddreißig Ortschaften etwa hunderttausend Indianer regierten. Sie nannten es den Staat der sieben Missionen. Man muß gestehen, daß hier zum ersten- und letztenmale mit Erfolg der Versuch gemacht worden ist, die kulturscheuen Eingeborenen Südamerikas für friedliche Arbeit zu gewinnen. Kein Weißer wurde auf das Gebiet zugelassen, auf dem die Indianer in mäßiger Arbeit und einfachem Leben ein zufriedenes Dasein führten. Freilich wußten die schlauen Väter zugleich ihre Untergebenen für den Orden auszubeuten, der aus dem Staate der sieben Missionen einen jährlichen Nutzen von fünfzehn bis sechzehn Millionen Mark zog. Im Jahre 1750 beschlossen nun Spanien und Portugal einen langdauernden Grenzstreit, indem ersteres, gegen Eintausch der bisher portugiesischen Provinz Nova Colonia, an letzteres die Sieben Missionen abtrat. Die Jesuiten von Paraguay aber wollten ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben. Sie bewaffneten die ihnen mit abergläubischer Inbrunst und unbegrenzter Dankbarkeit zugethanen Indianer, organisierten dieselben in militärischer Weise und widerstanden mit ihnen den vereinten spanisch-portugiesischen Streitkräften mehrere Jahre hindurch.

---

1) Vgl. Henke-Vater, Allg. Gesch. der Christl. Kirche, Bd. VII (Braunschweig 1818), S. 47 ff.

Dieses Ereignis steigerte die Erbitterung Pombals und seines Königs gegen die Jesuiten beträchtlich; sie ward aber noch erhöht durch ein furchtbares Unglück, welches das Land betraf und bei dem die Jesuiten in der That eine verwerfliche Rolle spielten.

Am 1. November 1755 wurde die Stadt Lissabon von einem entsetzlichen Erdbeben heimgesucht, das sie fast ganz in Trümmer legte, dabei die Wassermassen des Tajobeckens über ihre Ufer führte, mehr als 30 000 Einwohner unter den Trümmern und den Fluten begrub. Um das Elend voll zu machen, brach eine gewaltige Feuersbrunst aus, fielen Scharen frei gewordener Verbrecher mordend und plündernd über die flüchtenden Einwohner her. Unter dem allgemeinen, lähmenden Entsetzen bewahrte nur Pombal die Besinnung; „es gilt“ sagte er, „die Toten zu begraben und für die Lebenden zu handeln.“ Er trug für die Löschung des Feuers, für die Pflege der Verwundeten, für Verteilung von Lebensmitteln, für die strenge und nachhaltige Herstellung der Ordnung mit unglaublicher Geistesgegenwart und Thätigkeit Sorge. Zur Vermeidung ansteckender Krankheiten wurden die Toten sofort beerdigt. Unterstützt von Liebesgaben, die aus der ganzen Welt anlangten, begann Pombal sogleich mit unbezähmbarer Energie und mit ebenso künstlerischer wie praktischer Einsicht den Wiederaufbau der Stadt, die schöner und gesünder als zuvor aus dem Schutte aufstieg.

Die Verdienste, die Pombal sich während und nach dieser Katastrophe erwarb, würden schon allein genügen, seinen Namen dem dankbaren Gedächtnis seines Volkes und der Menschheit zu empfehlen. Allein die Geistlichkeit und zumal die Jesuiten sahen in dem Unheil nur eine willkommene Gelegenheit, ihrem Hasse gegen den Minister einen auf den Aberglauben des Volkes berechneten Ausdruck zu geben. Sie suchten dasselbe zu überzeugen, die Gottlosigkeit Pombals habe das Erdbeben als eine Strafe des erzürnten Himmels herbeigeführt. König Joseph aber hatte zu sehr Gelegenheit gehabt, die hohen Gaben und die edlen Anstrengungen seines Günstlings bei dem Erdbeben zu schätzen, als daß solche Ausstreuungen ihn nicht lediglich mit Abneigung und Verachtung gegen deren Urheber erfüllt hätten.

Endlich schritten die portugiesischen Jesuiten auch in der Heimat zu offenem Aufruhre, wie sie ihn bereits in Amerika bethätigt hatten. Damit haben sie freilich einen Sturm entfesselt, der auf vier Jahrzehnte hin ihrem Orden die Vernichtung brachte.

Für alle die Beeinträchtigungen, die England durch die fast zollfreie Einfuhr der Erzeugnisse seiner überlegenen Industrie dem Gewerbfleiße Portugals schlug, hatte dieses nur eine schwache Entschädigung erhalten: der im Jahre 1703 von dem englischen Gesandten Methuen abgeschlossene „Methuen-Vertrag“ sicherte seinen Weinen eine namhafte Zollvergünstigung bei der Einfuhr in England, gegenüber den französischen. So wurden in Großbritannien fast nur Produkte des portugiesischen Weinbaues konsumiert, nahm dieser einen außerordentlichen Aufschwung. Um die Weinbauern den harten Bedingungen der

englischen Einkäufer gegenüber unabhängiger zu stellen, gründete Pombal im Jahre 1756 eine Allgemeine Weinbaugesellschaft des Oberen Douro, welcher das Vorkaufsrecht und mehrere andere Privilegien gewährt und die anderseits zu angemessener Bezahlung der Produzenten nach festen Normen verpflichtet wurde. Die Jesuiten in Oporto verstanden es, diese Gesellschaft, die nur zum Besten der Bevölkerung bestimmt war und wirkte, derselben unter den schwärzesten Farben zu schildern. Im Februar 1757 brach unter Führung des Ordens ein Aufstand in Oporto aus, der mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte.

Nun hielt Pombal es an der Zeit, gegen so offenbare Akte der Feindschaft auch seinerseits angriffsweise vorzugehen. Im September 1757 wurden die Beichtväter der königlichen Familie, sämtlich Jesuiten, aufgehoben und in das Novizenhaus gebracht, ihren Ordensbrüdern überhaupt das Erscheinen am Hofe untersagt. Damit war der Herrschaft, die zwei Jahrhunderte lang die Gesellschaft über die höchste Stelle des Landes ausgeübt hatte, ein Ende bereitet. Auf Veranlassung der portugiesischen Regierung verbot Papst Benedikt XIV., der infolge seiner milden und versöhnlichen, echt religiösen Denkweise den Orden gleichfalls nicht liebte, demselben jede Art von Handelsgeschäften, sowie von weltlicher Herrschaft unter Androhung des Bannfluches. Wenn auch im allgemeinen die Jesuiten sich um die päpstlichen Bullen keineswegs kümmerten: in Portugal wurden sie auf das strengste durchgeführt, zumal Kardinal Saldanha, der Patriarch von Lissabon, sich durchaus auf die Seite des Königs und des Papstes stellte. Derselbe suspendierte sogar im Bereiche seiner Kirchenprovinz die Jesuiten von Kanzel und Beichtstuhl. Indes als im Mai 1758 Benedikt XIV. starb, bestieg mit Klemens XIII. ein Freund der Gesellschaft den päpstlichen Thron, und vielleicht würde Pombal bei seinen gegen diese gerichteten Maßregeln größere Schwierigkeiten gefunden haben, wenn nicht ein plötzliches Ereignis dem Minister zu statten gekommen wäre.

Im September 1758 wurde auf den von einem galanten Abenteuer zurückkehrenden König nächtlicherweile ein Mordanfall versucht, und dabei wirklich der Monarch leicht verwundet. Pombal benutzte diesen Vorgang, um seine gefährlichsten Gegner unter dem Adel und der Geistlichkeit unschädlich zu machen. Der erschreckte und für sein Leben bangende Herrscher war zu jeder Gewaltthat bereit. Die vornehmen Familien Aveiro und Tavora wurden als die Anstifter bezeichnet und unter grausamen Qualen hingerichtet. Dann schuldigte man, wie es scheint, ohne den mindesten Grund, die Jesuiten an, zu dem Morde geraten zu haben. Sofort wurden zehn der angesehensten verhaftet, dann sämtliches Vermögen des Ordens im Königreiche mit Beschlag belegt, endlich, im September 1759, trotz des Widerspruches des Papstes, dessen Ausweisung aus Portugal und den Kolonien verfügt. Diese Maßregel ward mit großer Härte ausgeführt. Zweitausend Patres wurden auf enge Schiffe zusammen gedrängt und dann an die Küste des Kirchenstaates nach Civita-Vecchia gebracht. Als über ein solches Verfahren Klemens XIII. dem

Könige Joseph in herben Worten Vorwürfe machte, wies man seinen Nuntius aus Portugal aus und brach jeden Verkehr mit Rom ab.

So war in dem kleinen Königreiche der Krieg gegen die Hierarchie erklärt. Neue Maßregeln der Feindseligkeit erfolgten von seiten des kühnen und zielbewußten Ministers, der dessen Schicksale mit fester Hand lenkte. Königliche Verfügungen verminderten in beträchtlichem Maße die Zahl der Klöster und erschwerten den Eintritt in dieselben. Dafür geschah alles, um Kenntnisse und Bildung unter sämtliche Klassen der Bevölkerung zu verbreiten. Pombal gründete Volksschulen in großer Anzahl, welche den Unterricht unentgeltlich erteilten und bestimmt waren, der Unwissenheit und dem Aberglauben der niederen Stände gründlich abzuhelfen. Aber der Minister hatte auch Sinn für die höheren Studien. Die Kollegien (Gymnasien) wurden auf der Grundlage nationaler Bildung, zumal des eifrigen Studiums der Muttersprache, reorganisiert, die Landes-Hochschule von Coimbra, welche als solche schließlich den Geist des ganzen Unterrichtswesens beherrschte und bestimmte, den Jesuiten entzogen und durch Pombal selbst in trefflichster Weise eingerichtet. Nicht mehr sollten die jungen Leute mit rein formalistischem, grammatikalischem Studium des Lateinischen und Griechischen ihre Zeit verlieren. Es wurden achtzig Lehrstühle der verschiedensten Wissenschaften, Museen, Laboratorien, naturgeschichtliche Sammlungen an der Universität gegründet. So ward der Laienunterricht von der höchsten bis zur untersten Stufe mit Folgerichtigkeit und Einsicht durchgeführt, in wahrhaft mustergültiger Weise, welche den sonstigen Einrichtungen und Ideen jener Zeit weit voraneilte und den besten Beweis für das schöpferische und weitblickende Genie Pombals bietet.

Unter den verschiedenen Bildungsanstalten, die ihm ihren Ursprung verdankten, war auch die erste technisch-kommerzielle Hochschule, die je gegründet worden ist, und die in der That für Portugal die segensreichste Wirkung übte. In politischer Beziehung war Pombal der Verbündete Englands, wenn er auch jeden Versuch des mächtigeren Alliierten, das kleine Reich zu vergewaltigen, mit Entschlossenheit zurückwies; aber in Bezug auf Handel und Gewerbfleiß arbeitete er mit Eifer, ja Gewaltsamkeit an der Zerstörung des alles überschattenden englischen Einflusses, indem er nicht nur neue Manufakturen gründete und entwickelte, sondern auch durch Ge- und Verbote aller Art regelnd und bestimmend, zulassend und ausschließend in die gewerbliche Thätigkeit eingriff. Freilich konnte ihm das Bestreben nicht in vollem Umfange gelingen; es überstieg die Kräfte auch des begabtesten und thatkräftigsten Einzelindividuums, den hundertjährigen Zustand eines ganzen Volkes binnen kurzer Zeit von Grund aus umzukehren und in sein Gegenteil zu verwandeln. Immerhin überstieg in den letzten Zeiten seiner Regierungsthätigkeit die Ausfuhr bedeutend den Import, hoben sich Weinbau und Manufaktur, besaß Portugal eine stattliche, neugeschaffene Kriegsmarine, ein trefflich geübtes Herr von 32 000 Mann, ein reorganisiertes Finanzwesen mit einem baren Schatze von achtundsiebzig Millionen Crusados (156 Millionen Mark) in Gold, abgesehen von einer reichen Sammlung

von Diamanten. Eine einzige Flotte aus Brasilien hatte 11 1/2 Millionen Crusados für den König gebracht. Aber Pombal betrachtete die Kolonien nicht nur als Goldquelle für das Mutterland; er versuchte auch, dort wenigstens die Keime zu einer bleibenden und gründlichen Zivilisation zu legen, die rote Rasse für die Pflichten und Rechte der Kultur zu gewinnen.

Inzwischen hatte der Kampf der Staatsgewalten gegen den Jesuitenorden, in Portugal begonnen, auch die übrigen Länder des westlichen und südlichen Europa ergriffen. Der Brand, den Pombal entfacht, wurde ein allgemeiner. Es handelte sich hier eben nicht um eine partielle Maßregel, um die Laune einer despotischen Regierung — sondern um eine Schlacht, welche der interkonfessionelle, weltliche und freie Geist der „Aufklärung" den extremen Vertretern des Alten und Überkommenen lieferte. Die Befehdung des Jesuitenordens ist ein Vorpostengefecht in dem großen Kriege, welchen die intellektuelle und politische Neuerung damals gegen die Traditionen des Mittelalters begonnen hatte, und dessen Haupt- und Entscheidungsakt in der französischen Revolution von 1789 besteht.

In Frankreich hatten die reformatorischen Bestrebungen die einflußreichste Bundesgenossin gefunden in der Litteratur, die zu jener Zeit eine so mächtige Einwirkung auf den öffentlichen Geist ausübte, daß dafür weder früher noch bislang später ein entsprechendes Beispiel vorhanden ist.

Voltaire stand damals im Zenithe seines Ruhmes und seiner Autorität. Er durfte es wagen, in der „Pucelle" alle Sitte, Religion und Kirche, das Königtum und die Feudalität auf das frechste, aber auch auf das geistreichste zu verhöhnen; die gesamte Aristokratie zollte dieser frivolen Dichtung den lebhaftesten Beifall, ohne zu bedenken, daß solche Anschauungen sich zum Schaden der herrschenden Klassen allmählich von ihnen aus unter das Volk verbreiten mußten. Voltaires Romane, anziehend durch eine unerschöpfliche Fülle von Witz und Geist und durch die Kühnheit, die nichts schont, wenden sich gleichfalls gegen die kirchlichen und politischen Anschauungen, die auf dem europäischen Festlande die herrschenden waren, und die sie unbarmherzig zu zerstören trachten. In seinen philosophischen Schriften, die übrigens an sich sehr unbedeutend sind, predigt Voltaire die bequeme Lebensweisheit eines Genußmenschen, der sein Gewissen mit einem skeptischen Deismus zufrieden zu stellen sucht. Er hatte sich, um von dem Hofe und der Regierung Frankreichs unabhängiger zu sein, in der Nähe des Genfer Sees die Besitzungen Les Délices und Ferney gekauft, wo er seitdem fast ununterbrochen lebte. Aber „der Eremit von Ferney" brachte seine Tage nicht in bequemem Müßiggang zu, sondern bewährte sich nun erst recht als unermüdlicher Verfechter des Rechts und der Geistesfreiheit gegen priesterliche und staatliche Unterdrückung und erfocht hier seine schönsten, edelsten und wirksamsten Triumphe.

Im Jahre 1762 hatte das fanatisch katholische Parlament von Toulouse einen achtundsechzigjährigen Protestanten, Johann Calas, unter der widersinnigen Anklage, seinen ältesten Sohn wegen Hinneigung zum Katholizismus

ermordet zu haben, zum Tode verurteilt und rädern lassen, dessen ganze Familie als Mitschuldige in Klöster gesperrt. Voltaire nahm mit einer sittlichen Entrüstung, deren Aufrichtigkeit und Dauer uns viele seiner Fehler vergessen läßt, für die unglücklichen Opfer der Unduldsamkeit Partei. Er legte an ganz Frankreich, an ganz Europa vor den ungerechten Richtern von Toulouse Berufung ein; er wandte sich an den König; er gewann die



Voltaire; gezeichnet auf Schloß Ferney im Jahre 1764 von Danzel.

vorzüglichsten Advokaten. Mit seiner Feder, mit seinem Einfluß, mit seinem Gelde war er unermüdlich für die Familie Calas thätig. Er setzte es durch, daß der Staatsrat 1765 das Urteil des Toulouser Parlaments kassierte, den geräderten Calas nachträglich für unschuldig erklärte, dessen Angehörige in Freiheit setzte, und der König denselben ein Gnadengeschenk von 36 000 Livres zuerteilte. Es war der schönste Sieg Voltaires, zugleich eine furchtbare Niederlage für die finstere Verfolgungssucht des seit Ludwig XIV. in Frankreich herrschenden religionspolitischen Systemes.

von Diamanten. Eine einzige Flotte aus Brasilien hatte 11$^1/_2$ Millionen Crusados für den König gebracht. Aber Pombal betrachtete die Kolonien nicht nur als Goldquelle für das Mutterland; er versuchte auch, dort wenigstens die Keime zu einer bleibenden und gründlichen Zivilisation zu legen, die rote Rasse für die Pflichten und Rechte der Kultur zu gewinnen.

Inzwischen hatte der Kampf der Staatsgewalten gegen den Jesuitenorden, in Portugal begonnen, auch die übrigen Länder des westlichen und südlichen Europa ergriffen. Der Brand, den Pombal entfacht, wurde ein allgemeiner. Es handelte sich hier eben nicht um eine partielle Maßregel, um die Laune einer despotischen Regierung — sondern um eine Schlacht, welche der interkonfessionelle, weltliche und freie Geist der „Aufklärung“ den extremen Vertretern des Alten und Überkommenen lieferte. Die Befehdung des Jesuitenordens ist ein Vorpostengefecht in dem großen Kriege, welchen die intellektuelle und politische Neuerung damals gegen die Traditionen des Mittelalters begonnen hatte, und dessen Haupt- und Entscheidungsakt in der französischen Revolution von 1789 besteht.

In Frankreich hatten die reformatorischen Bestrebungen die einflußreichste Bundesgenossin gefunden in der Litteratur, die zu jener Zeit eine so mächtige Einwirkung auf den öffentlichen Geist ausübte, daß dafür weder früher noch bislang später ein entsprechendes Beispiel vorhanden ist.

Voltaire stand damals im Zenithe seines Ruhmes und seiner Autorität. Er durfte es wagen, in der „Pucelle“ alle Sitte, Religion und Kirche, das Königtum und die Feudalität auf das frechste, aber auch auf das geistreichste zu verhöhnen; die gesamte Aristokratie zollte dieser frivolen Dichtung den lebhaftesten Beifall, ohne zu bedenken, daß solche Anschauungen sich zum Schaden der herrschenden Klassen allmählich von ihnen aus unter das Volk verbreiten mußten. Voltaires Romane, anziehend durch eine unerschöpfliche Fülle von Witz und Geist und durch die Kühnheit, die nichts schont, wenden sich gleichfalls gegen die kirchlichen und politischen Anschauungen, die auf dem europäischen Festlande die herrschenden waren, und die sie unbarmherzig zu zerstören trachten. In seinen philosophischen Schriften, die übrigens an sich sehr unbedeutend sind, predigt Voltaire die bequeme Lebensweisheit eines Genußmenschen, der sein Gewissen mit einem skeptischen Deismus zufrieden zu stellen sucht. Er hatte sich, um von dem Hofe und der Regierung Frankreichs unabhängiger zu sein, in der Nähe des Genfer Sees die Besitzungen Les Délices und Ferney gekauft, wo er seitdem fast ununterbrochen lebte. Aber „der Eremit von Ferney“ brachte seine Tage nicht in bequemem Müßiggang zu, sondern bewährte sich nun erst recht als unermüdlicher Verfechter des Rechts und der Geistesfreiheit gegen priesterliche und staatliche Unterdrückung und erfocht hier seine schönsten, edelsten und wirksamsten Triumphe.

Im Jahre 1762 hatte das fanatisch katholische Parlament von Toulouse einen achtundsechzigjährigen Protestanten, Johann Calas, unter der widersinnigen Anklage, seinen ältesten Sohn wegen Hinneigung zum Katholizismus

ermordet zu haben, zum Tode verurteilt und rädern lassen, dessen ganze Familie als Mitschuldige in Klöster gesperrt. Voltaire nahm mit einer sittlichen Entrüstung, deren Aufrichtigkeit und Dauer uns viele seiner Fehler vergessen läßt, für die unglücklichen Opfer der Unduldsamkeit Partei. Er legte an ganz Frankreich, an ganz Europa vor den ungerechten Richtern von Toulouse Berufung ein; er wandte sich an den König; er gewann die



Voltaire; gezeichnet auf Schloß Ferney im Jahre 1764 von Danzel.

vorzüglichsten Advokaten. Mit seiner Feder, mit seinem Einfluß, mit seinem Gelde war er unermüdlich für die Familie Calas thätig. Er setzte es durch, daß der Staatsrat 1765 das Urteil des Toulouser Parlaments kassierte, den geräderten Calas nachträglich für unschuldig erklärte, dessen Angehörige in Freiheit setzte, und der König denselben ein Gnadengeschenk von 36 000 Livres zuerteilte. Es war der schönste Sieg Voltaires, zugleich eine furchtbare Niederlage für die finstere Verfolgungssucht des seit Ludwig XIV. in Frankreich herrschenden religionspolitischen Systemes.

Aber schon hatte den greisen Dichter ein ähnlicher Fall beschäftigt.

Der Bischof von Castres hatte dem Protestanten Paul Sirven eine Tochter entführen und mit Gewalt katholisch machen lassen. Die Ärmste war darüber wahnsinnig geworden und hatte sich, als man sie hierauf dem Vater zurückgab, in einen Brunnen gestürzt. Sofort wurden Sirven und alle Seinigen des Mordes bezichtigt und zum Tode verurteilt. Sie entkamen indes und suchten ganz natürlich bei Voltaire Zuflucht (1762). Auch ihrer nahm er sich an. Während neun langer Jahre setzte er Himmel und Erde für sie in Bewegung: und endlich — welcher Umschwung! — sprach 1771 dasselbe Parlament von Toulouse, das früher den Protestanten Calas verdammt hatte, den Protestanten Sirven frei und gab ihm und den Seinigen die konfiszierten Güter zurück.

Nicht minderes Aufsehen erregte eine dritte Angelegenheit derselben Art. Zwei junge Edelleute in Abbeville, de la Barre und d'Etallonde, waren in ihrer Stadt dafür bekannt, daß sie, freigeistiger Gesinnung, vor den Prozessionen nicht den Hut abzögen, auch öfters im Kreise der Zechgenossen antireligiöse Lieder sängen. Als nun 1765 dort ein hölzernes Kruzifix verstümmelt aufgefunden wurde, denunzierte ein persönlicher Feind die Jünglinge als Verüber dieser Heiligtumsschändung. Ohne einen Schatten wirklicher Beweise verurteilte das Gericht de la Barre zum schrecklichen Tode des Rades, d'Etallonde gar zum Verluste von Zunge und Hand und zur Röstung an langsamem Feuer. Wirklich erlitt jener das furchtbare Schicksal, während d'Etallonde zu Voltaire entfloh. Der verschaffte ihm eine Leutnantsstelle in Friedrichs Armee.

Und wie hier, so erhob Voltaire überall seine Stimme, wo es die Verteidigung der Verfolgten und der Unterdrückten galt. Er war es auch, der allein gegen den an Lally-Tolendal verübten Justizmord protestierte und die endliche Rehabilitierung des unglücklichen Gouverneurs durchsetzte. Sein Schloß zu Ferney war gleichsam ein Asyl unschuldig Verfolgter. Er verfocht die Sache der unter der harten Leibeigenschaft der Mönchsklöster seufzenden Bauern der Freigrafschaft. Er schilderte in dem „Manne mit vierzig Thalern" mit glühender und doch sachgemäßer Beredsamkeit das klägliche Los der von Staat, Kirche und Adel ausgebeuteten armen, arbeitenden Klassen.

Durch ganz Europa fanden seine Worte und Thaten begeisterten Widerhall. Es ist völlig richtig, wenn Condorcet in seinem Leben Voltaires sagt: „Die Kaiserin von Rußland, die Könige von Preußen, von Dänemark, von Schweden suchten das Lob Voltaires zu verdienen und unterstützten ihn in seinem Wohlthun; in allen Ländern bewarben sich die Großen, die Minister, welche nach Ruhm strebten, um den Beifall des Philosophen von Ferney und vertrauten ihm ihre Hoffnung auf den Fortschritt der Vernunft, ihre Pläne für die Ausbreitung des Lichts und für die Vernichtung des Fanatismus an. Er hat durch ganz Europa einen Bund gestiftet, dessen Seele er war. Das Feldgeschrei dieses Bundes lautete: Vernunft und Duldsamkeit! Wurde irgendwo eine große

Ungerechtigkeit verübt, vernahm man von einer That blutiger Verfolgungssucht, wurde die Menschenwürde verletzt, da stellte eine Schrift Voltaires die Schuldigen vor ganz Europa an den Pranger. Und wie oft mag die Hand der Unterdrücker aus Furcht vor dieser sichern Rache zurückgebebt sein."

Aber schon entstand in den Reihen der von Voltaire selbst gegründeten litterarischen Schule eine Richtung, die in kecker revolutionärer Skepsis weit über ihn hinausging. Während Voltaire doch nie den Boden der Gegenwart ganz verlassen hatte, während sein Écrasez l'infâme weder der Religion noch der Monarchie an sich gegolten hatte, sondern nur dem Fanatismus, der Hierarchie, der Feudalität und der Gewaltthat jeder Art, eröffnete die neue Partei einen umfassenden und systematischen Krieg gegen alle überlieferten religiösen und moralischen Überzeugungen, sowie gegen Staat und soziale Gliederung. Der Atheismus und die Auflösung der Gesellschaft wurden mit einem Feuer und einer Unduldsamkeit gepredigt, wie diese extremen radikalen Meinungen sie stets nicht minder entwickelt haben, als die kirchliche Intoleranz. Alles in der Philosophie und der Politik sollte auf streng materialistische und atomistische Grundsätze zurückgeführt werden. Und immer zahlreichere Anhänger gewannen diese gefährlichen Bestrebungen unter der Menge, ja sie wurden selbst von den verblendeten höheren Klassen mit Vorliebe gehegt und gefördert.

Der eifrigste Begründer und Verfechter dieser Meinungen war Dionys Diderot (1713—1784), ein lebendiger, geistreicher, konsequenter, im Grunde wohlwollender Mann, ohne Genialität, aber durch Scharfsinn, Witz und festen Willen ausgezeichnet.[1] Auch Diderot stand auf dem Boden der englischen Deisten, der ihm jedoch bald nicht mehr genügte. In seiner „Einleitung in die großen Prinzipien" verteidigt er noch entschieden die deistische Lehre von der Persönlichkeit Gottes; er erkennt in ihm „die höchste Vernunft, die alles eingerichtet hat und nur durch mittelbare Ursachen wirkt." Aber nicht lange beharrte er auf dieser Stufe. In den „Briefen über die Blinden" (1749) schleuderte er das erste Pamphlet des Atheismus in die Welt, das zugleich eine offene Kriegserklärung gegen das ganze moderne Moralsystem enthält. Die Regierung glaubte, gegen diese religionsfeindliche Richtung von Beginn an mit Entschiedenheit einschreiten zu müssen. Diderot wurde wegen dieser Schrift zu längerer Haft in das Gefängnis der Burg von Vincennes abgeführt. So stellte sich Ludwig XV. in schroffen Gegensatz zu den Prinzipien der Duldung und Denkfreiheit, die doch mehr und mehr die Gemüter beherrschten. War man nicht ebenso feindlich gegen die Anschauungen und Bestrebungen Voltaires verfahren? und dennoch triumphierten dieselben nach dreißigjährigem Kampfe, in dem ganzen übrigen Europa und genossen einer Art offizieller Geltung. Die leitenden Kreise Frankreichs aber ließen sich durch solche Erfahrung nicht abhalten, von neuem gegen eine geistige Bewegung mit den Mitteln brutaler Gewalt vorzugehen, die bei der starken Strömung der damaligen öffentlichen Meinung

1) Rosenkranz, Diderots Leben und Wirken (2 Bde. Leipzig 1866).

kaum Aussicht auf dauernden Erfolg hatten, die Regierung selbst in Opposition zu der allgemeinen Bewegung setzten und damit die Grundlagen jener untergruben.

Diderot ließ sich auch durch die Strafe, die ihn betroffen, durchaus nicht entmutigen. Schon im Jahre 1753 veröffentlichte er sein Hauptwerk: „Die Erklärung der Natur“ (l'Intreprétation de la Nature). Hier wird das Dasein



Nach dem Kupferstiche von David, einem Schüler von Le Bas (1707—1783), Originalgemälde von L. M. van Loo (1707—1771).

der Gottheit, einer Vorsehung und eines Sittengesetzes ausdrücklich in Abrede gestellt und den Menschen geraten, sich solcher und ähnlicher Vorstellungen gänzlich zu entschlagen, vielmehr sich einzig mit der Untersuchung derjenigen Dinge zu beschäftigen, die ihr materielles Wohlergehen zu erhöhen geeignet seien. Die Materie beruht ganz auf sich selbst, ist ewig, ohne Anfang und ohne Ende; alle Vorgänge bestehen im Spiele der Atome, welche durch ihnen innewohnende Kräfte bewegt werden. Man sieht, Diderots Theorie läuft auf die Schlagworte Kraft und Stoff hinaus. Und wie diese für die materialistische

Weltanschauung der Folgezeit entscheidend geworden sind, enthält die „Erklärung der Natur“ im Keime auch schon die Darwinsche Evolutionslehre. „Wenn der Glaube,“ sagt Diderot § 58, „uns verkündete, daß alle lebenden Wesen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seien, so dürfte der Philosoph sich lieber die Überzeugung bilden, die belebte Natur habe von Ewigkeit her ihre besonderen Stoffelemente gehabt, welche sich miteinander vereinigten, weil diese Vereinigung in ihrer Möglichkeit lag, und dieser aus solchen Elementen gebildete Embryo sei sodann durch eine Anzahl von Bildungen und Formen durchgegangen und sei endlich in steter Stufenfolge zu Bewegung, Empfinden, Denken, Leidenschaft, zu Sprache, Recht, Wissenschaft und Kunst gesteigert, sowie er dereinst vielleicht noch andere, bisher unbekannte Entwickelungen zu durchlaufen haben werde.“

Eine nähere Begründung seiner Ideen giebt Diderot nirgends; dieselben erscheinen ihm als von selbst einleuchtend und unbedingt zuverlässig. Seine ferneren philosophischen Schriften enthalten nur deren erneute Aussprache und weitere Ausführung. Der Stoffwechsel, der unendliche Kreislauf des Lebens ist das allein Reale. Tugend, Laster, Selbstachtung, Schande, Reue sind kindische Vorurteile, auf die man verzichten soll. Jeder handelt, wie er muß. Die äußersten Konsequenzen der materialistischen Lehre sind hier mit erschreckender Folgerichtigkeit, mit einer an sich bewundernswerten, aber praktisch verderblichen Kühnheit gezogen.

Diderot war in seiner Philosophie von den Engländern, von Locke, Shaftesbury, Bolingbroke ausgegangen, wenn er auch schließlich weit über deren Meinungen hinausschritt. Ebenso beruht seine eigentlich litterarische Thätigkeit auf dem englischen Vorbilde. Im Roman ward Richardson, im Drama wurden Georg Lillo und Eduard Moore seine Muster. Es ist ersichtlich, daß, bei Diderots philosophischen und politischen Überzeugungen, von Idealismus, Heldentum, großartigem Aufschwunge in seinen Erzählungen und Theaterstücken nicht die Rede sein kann. Das praktisch Nützliche, die enge bürgerliche Sphäre, das alltägliche Leben der breitesten Volksschichten werden darin geschildert. Diese Richtung entspricht allzusehr der platt rationalistischen und nivellierenden Denkweise der Aufklärungsperiode, um nicht allseitigen Beifall zu finden, weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Kein Geringerer als Lessing übersetzt Diderots hauptsächliche Rührdramen „Der natürliche Sohn“ und „Der Hausvater“; auch in Italien werden diese Stücke aufgeführt. Seine Romane, wie „Die Nonne“ und „Der Neffe Rameaus“ enthalten scharfe und geistvolle Schilderungen der vor der Revolution in Frankreich herrschenden Sittenverderbnis; die psychologischen Darlegungen sind mit Feinheit und Schärfe durchgeführt: aber die cynische Weltverachtung, der selbstgefällige Pessimismus, die darin vorherrschen, wirken geradezu abstoßend und nehmen selbst der eleganten Leichtigkeit der Sprache jeden Reiz. Auch als Litteratur- und Kunstkritiker ist Diderot thätig, und zwar ganz in dem Sinne des heutigen „Naturalismus“, der in ihm seinen Vater verehren müßte, wenn der Stolz und die Aufgeblasenheit seiner

Meister solche bescheidene Erkenntnis zuließen. Nur die Natur als solche in allen ihren Erscheinungen soll der Künstler darstellen; das eigene Denken und Empfinden, das veredelnde und verschönende, erhebende und läuternde Wesen der Kunst spielen dabei gar keine Rolle. Es ist, wie Goethe so treffend bemerkt, als solle der Künstler einzig für Psychologie und Pathologie arbeiten.

Heute wird Diderot kaum noch gelesen, aber deshalb darf man seinen Einfluß auf das vorige Jahrhundert nicht unterschätzen. Er wurde im Auslande ebenso eifrig studiert, wie in Frankreich — wie er denn bekanntlich ein erklärter Liebling der Kaiserin Katharina II. war; seine eigentliche Partei fand er indes in seinem Heimatlande. Eine zahlreiche Schule von Schriftstellern, die sich durch Aussprechen extravaganter Meinungen bemerkbar machen wollte, faßte begierig seine Lehre auf und suchte ihn durch möglichst lautes und pöbelhaftes Ausschreien derselben noch zu überbieten. Da war der freche Wüstling La Mettrie, ein verkommener Arzt, dessen Weisheit darin gipfelte, daß das Höchste, was der Mensch erreichen könne, der Sinnengenuß und daß dessen eigentliches Ziel die Befriedigung der Wollust sei. Es ist nicht gerade rühmlich für Friedrich den Großen, daß er diesen Menschen, der seine Theorien auf das schamloseste auch praktisch verwertete, in seine Gesellschaft zog, aus welcher ein Lessing und Mendelssohn ausgeschlossen blieben. Claudius Helvetius, pfälzischen Ursprungs, ein reicher Generalpächter, wurde durch maßlose Eitelkeit dazu veranlaßt, seine Muße zu litterarischen Produktionen im Sinne der lärmenden Diderotschen Richtung zu verwerten. In seinem Buche „Über den Geist“ (Sur l'esprit, erschienen 1758) führt er den Menschen völlig auf den animalischen Standpunkt zurück und begründet, mit Leugnung aller ungleichen Anlage der Einzelnen, sämtliche Unterschiede nur auf zufällige Umstände. Hier ist selbst nicht mehr von der Evolutionslehre Diderots, die doch Abstufungen und Entwickelung zu Höherem und Vollkommnerem zuließ, die Rede. Mit so kühlem Fanatismus und so unnachahmlicher Keckheit werden in den verworrensten Faseleien die destruktiven Tendenzen vorgetragen, daß man wohl erkennt, welche Fortschritte dieselben schon in der öffentlichen Meinung gemacht haben mußten und wie sicher sie der Popularität waren. Die Regierung glaubte von neuem, mit Strenge einschreiten zu müssen. Der Erzbischof von Paris, die Sorbonne, das Parlament erhoben sich gegen Helvetius' als höchst gefährlich bezeichnetes Buch. Es ward öffentlich durch den Henker verbrannt, sein Verfasser von seinen Hofämtern entfernt. Dadurch erhielt die alberne Schrift einen ganz unverdienten Ruhm, erlebte bald fünfzig Auflagen und Übersetzung in alle europäischen Sprachen. Nun wagte Helvetius noch leidenschaftlicher und aggressiver aufzutreten in dem Werke „Über den Menschen“ (De l'homme), in welchem er sich geradezu gegen die sozialen und politischen Einrichtungen Frankreichs wendet und dieselben als dem unvermeidlichen Untergange verfallen bezeichnet.

Wie Helvetius war auch Baron Paul von Holbach Deutscher, Pfälzer (geboren 1723); allein er war schon in seiner Jugend nach Paris gekommen

und durch die Erziehung völlig zum Franzosen geworden. Sein Reichtum machte es ihm möglich, seiner Eitelkeit zu fröhnen und sein Haus zum Versammlungsort der „Philosophen“ zu machen. Von diesen selbst als „Haushofmeister der Philosophie“ verspottet, vermochte der gute Baron keinen eigenen Gedanken zu fassen, sondern nur das ihm von seinen Freunden und Gästen Übermittelte vorzutragen. Er that es in seinem Système de la Nature in schärfster und, man möchte sagen, wirklich verruchter Weise (erschienen 1770). Hier wird der Mensch nur als eine Maschine, die Tugend nur als Glückseligkeit bezeichnet, damit alles Ideale, Schöne, Gute, jeder edlere Beweggrund im Menschen als falsch und verwerflich bezeichnet. Selbst die öffentliche Meinung, ja eine große Anzahl von „Philosophen“ protestierte gegen diese cynischen Grundsätze, und nur der schützende Schleier der Anonymität rettete Holbach vor dem Verderben.

Die vielfach persönlich verfeindeten und in ihren Ansichten einander entgegengesetzten Verfechter der Aufklärung, der bürgerlichen Freiheit und des vernunftgemäßen Denkens fühlten das Bedürfnis, sich zu vereinigen zu einem großen litterarischen Werke, welches das Manifest und zugleich das Rüsthaus für die ganze Partei gegenüber den Vorkämpfern der traditionellen Irrtümer und Mißbräuche werden sollte. Diderot hat den Gedanken gefaßt und seit 1746 an dessen Verwirklichung gearbeitet. Er wollte eine Encyklopädie alles menschlichen Wissens und Denkens schaffen, auf Grundlage und im Sinne der neuen „Philosophie.“ Zu diesem Behufe setzte er sich mit allen bedeutenden Schriftstellern des damaligen Frankreich in Verbindung; ganz besonderen Beistand aber fand er bei d'Alembert.

Im Jahre 1717 war d'Alembert als uneheliches Kind der Madame de Tencin und des Ingenieuroffiziers Destouches geboren. Von den gewissenlosen Eltern ausgesetzt und von einer armen Frau erzogen, zeigte d'Alembert frühzeitig sein hohes Talent für Mathematik. Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, ward er von der Akademie der Wissenschaften zum Mitglied erkoren. Der edle, liebenswürdige Mann schenkte aber der Philosophie und der Litteratur nicht weniger Interesse, als den Naturwissenschaften. Großes, Bleibendes hat er freilich nicht geschaffen. Sein feines, mäßiges, etwas zaghaftes Wesen scheute vor der brutalen Gewalt streng logischer Folgerungen zurück. Anhänger Bacons und Lockes, also der Theorie ausschließlich sinnlicher Erfahrung, wendet er sich doch mit Widerwillen von dem lauten Getöse des marktschreierischen Materialismus ab; er gefällt sich in einer milden und entsagenden, melancholisch angehauchten Skepsis. Das „Was weiß ich?“ Montaignes scheint ihm der angemessenste Wahrspruch für den vorsichtigen und naturwissenschaftlich gebildeten Denker.

D'Alembert war es, der zu dem, im Jahre 1751 erscheinenden ersten Bande der „Encyklopädie“ die wissenschaftliche Einleitung, den Discours préliminaire schrieb — eine litterarische Leistung, welche das größte Aufsehen erregte und seinem Verfasser eine Stelle unter den vierzig Unsterblichen der

Académie française eintrug. Er legte mit großer Klarheit und Bestimmtheit den Zweck und die Bedeutung des ganzen Werkes dar. Nachdem er mit Feinheit und vielem Verständnis den Fortschritt der geistigen Arbeit in den letztverflossenen Jahrhunderten geschildert, stellt er als Ziel derselben die Erhebung der alten polyhistorischen Gelehrsamkeit zur Einheit streng philosophischen und deshalb wohl zusammenhängenden Wissens auf. Dieses letztere sollte die Encyklopädie enthalten, also zugleich alles Wissenswerte, und Subsumierung desselben unter einer einheitlichen und umfassenden Weltanschauung.

Die Vertreter der überlieferten Ordnung der Dinge erkannten sofort die Gefahr, welche durch eine so mächtige und groß entworfene Parteischöpfung, wie die Encyklopädie, ihnen drohte. Der Erzbischof von Paris erließ gegen dieselbe einen Hirtenbrief, der aber nur die gewöhnliche Folge hatte, daß das umfangreiche und teure Werk, welches bis dahin nur wenig studiert, mit Begier gekauft und gelesen wurde. Im Februar 1752 verbot dann die Regierung die bislang erschienenen beiden ersten Bände. Allein da sie selber mit dem Klerus in Streit geriet,[1]) ließ sie achtzehn Monate später die Veröffentlichung der folgenden Teile geschehen. Bald aber that sich in denselben ein so gewaltsamer und fanatischer, theoretischer und praktischer Materialismus kund, wie er ja den Gesinnungen Diderots und zumal seiner Anhänger entsprach, daß sich Voltaire und d'Alembert gänzlich von dem Unternehmen zurückzogen. Die „Encyklopädisten" machten also nicht mehr die Gesamtheit, sondern nur noch den extremen Teil der „Philosophen" aus, extrem zumal von dem religiösen oder vielmehr antireligiösen Standpunkte aus. Die Regierung versuchte auch mehrmals von neuem die Fortsetzung des Werkes zu verhindern; im Jahre 1757 erschien ein Gesetz, welches die Verfasser, Drucker und Verbreiter von Büchern, die gegen die Religion gerichtet sind, mit dem Tode bedrohte.[2]) Aber niemand nahm eine so drakonische Verordnung ernst; und Diderot ließ nicht ab, an seiner Encyklopädie mit dem größten Eifer und der rühmlichsten Zähigkeit zu arbeiten. Endlich ermüdete der Widerstand der offiziellen Gewalten, zumal die „Encyklopädie" in den höchsten Kreisen Anhänger fand; und im Jahre 1766 erhielt das Ganze mit dem siebzehnten Bande seinen Abschluß.

Die „Encyklopädie" ist vielleicht dasjenige Werk, das, nach der Bibel, auf die Denkweise der Menschen den meisten Einfluß geübt hat. Man mochte einzelne Ausschreitungen und Gewaltsamkeiten derselben mißbilligen: im ganzen und großen nahm die gesamte gebildete Menschheit die in ihr herrschenden Anschauungen an. Viel Oberflächliches, Leichtfertiges, Ungründliches kam dadurch in die Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts, aber auch Liebe und Begeisterung für Freiheit und Menschenwürde, für Vernunft und Überzeugungstreue, mutiger und unauslöschlicher Haß gegen Fanatismus, Heuchelei, Priesterherrschaft und anspruchsvolle Beschränktheit.

---

1) S. oben Seite 314.

2) Tocqueville, L'ancien régime et la révolution (8. Aufl. 1877) S. 99.

Unzählige Bücher, Flugschriften, Briefe, Abhandlungen verbreiteten die revolutionäre Lehre in allen Schichten der Bevölkerung. Dieselbe erhielt dann einen speziell politischen Charakter durch die Schriften Rousseaus.

In seiner Abhandlung über die Ursachen der Verschiedenheit unter den Menschen[1]) hatte Rousseau bereits die Gründung von staatlichen Gemeinwesen, den angeblichen „Staatsvertrag“, mit dessen thatsächlichen Folgen als einen der wichtigsten Faktoren alles Unrechts und Elends auf der Welt bezeichnet. Schon da hatte er von Bürgertum, allgemeiner Freiheit und Gleichheit, Volkssouveränität gesprochen, und solche Worte zündeten gewaltig in den längst erregten Massen. Diese Anschauungen und Schlagworte erweiterte er zu einem reiflich durchdachten und vollständigen System in dem Buche über den „Gesellschaftsvertrag“ (Du Contrat social), das im Jahre 1762 erschien. Es ist mit derselben erwärmenden und zugleich glänzenden, deshalb doppelt bestechenden und hinreißenden Beredsamkeit geschrieben, welche auch den übrigen Werken Rousseaus einen überaus tiefen und dauernden Einfluß auf die gesamte europäische Menschheit gesichert hat.

Der Contrat social geht, nach dem Vorbilde aller Staatsrechtslehrer seit Hugo Grotius, von der durchaus willkürlichen und irrtümlichen Lehre vom Staatsvertrage aus, aber nur um an dieselbe den hohen und schönen Grundsatz zu knüpfen, daß niemand seine eigene Freiheit, geschweige denn die seiner Nachkommen veräußern dürfe und könne, daß die persönliche Freiheit ein angeborenes und unzerstörbares Recht jedes Menschen sei. Deshalb, folgert nun Rousseau mit ziemlicher Willkür, konnten die ursprünglichen Völker durch den Staatsvertrag den Willen aller Einzelnen nicht dauernd einem Einzelnen unterordnen, sondern nur dem Willen der Gesamtheit, der eben alle Einzelwillen umfaßt und in sich enthält. Jeder Einzelne ist gleich berechtigter Bürger des Gesamtstaates, an dessen Leitung teilnehmend, aber auch dessen selbstgegebenen Gesetzen gehorchend. Die Gesamtheit kann sich nicht selbst schaden wollen, ist deshalb unfehlbar; wenn aber der Einzelne seine Willkür und seinen eigenen Vorteil dem Willen und dem Vorteil der Gesamtheit vorzieht, so fehlt er, und der Staat muß ihn strafen und zur Unterwerfung zwingen. Der Gesamtwille ist souverän und als solcher unteilbar; hier darf nicht, wie Montesquieu lehrt, von einer Teilung der Gewalten die Rede sein: alles, Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit, ausführende Macht, gehört dem Souverän, d. h. dem Gesamtwillen des Volkes. Derselbe hat keine andere Schranke, als die Privatrechte des Individuums. Nicht Abgeordnete dürfen den Gesamtwillen zum Ausdruck bringen — denn das wäre ja für die Wähler eine Entäußerung ihrer bürgerlichen Souveränitätsrechte — sondern nur die allgemeinen Versammlungen des ganzen Volkes. Hier ist die Mehrheit Ausschlag gebend; wer zur Minderheit gehört, hat eben geirrt, da er eine Meinung für den Gesamtwillen hielt, die es nicht war: er muß sich absolut unterwerfen.

1) S. oben S. 312.

Glaubensverschiedenheiten brächten Spaltungen und Zwietracht unter den Bürgern hervor, deshalb hat der Souverän das Recht und die Pflicht, eine Staatsreligion vorzuschreiben, die allerdings nur in wenigen großen Grundsätzen bestehen darf, der aber jeder bei Strafe der Verbannung beizutreten hat.

An Gelehrsamkeit, Besonnenheit und geistiger Tiefe steht der Contrat social dem Esprit des lois ebenso sehr nach, wie er ihn an Feuer, Beredsamkeit, Schärfe des Ausdrucks und unerbittlicher logischer Folgerichtigkeit und somit an zündender Kraft übertrifft. Das Buch Montesquieus ward das Evangelium der gebildeten Bürgerschaft und hat als solches die Verfassung von 1791 geschaffen und geleitet; der „Gesellschaftsvertrag“ wurde das Evangelium der Massen und hat damit die Verfassung von 1793, sowie, sehr gegen den Willen und die Absicht des menschenfreundlichen, sentimentalen Verfassers, die demagogische Schreckensherrschaft verursacht. Hier finden wir schon alle Schlagworte der Konventszeit vereint: absolute Gleichheit aller Bürger, Volkssouveränität, offizielle Vernunftreligion, Ungültigkeit der Abgeordnetenmandate dem direkten Volkswillen gegenüber. Hier kommt auch bereits der blutige Haß gegen die Monarchie zur Aussprache. Rousseau stellt sich in den entschiedensten Gegensatz wider den aufgeklärten Absolutismus, ja auch wider das konstitutionelle Königtum, wie Montesquieu es nach englischem Vorbilde anpries. „Selbst die besten Könige,“ sagt Rousseau, „wollen schlecht sein können, wann es ihnen gefällt. Ein politischer Sittenprediger mag ihnen zehnmal sagen, da die Kraft des Volkes ihnen gehöre, erfordere ihr eigenes Interesse, daß ihr Volk blühend, zahlreich, gefürchtet sei; sie wissen sehr gut, daß das nicht wahr ist. Ihr persönliches Interesse fordert vor allem, daß das Volk schwach und elend sei und keinen Widerstand leisten könne.“ [1]) Daraus zogen die Terroristen dreißig Jahre später die Lehre, daß König zu heißen an sich ein Verbrechen, ein todeswürdiges Verbrechen sei.

Und doch sah Rousseau nicht, daß er an die Stelle der Monarchie eine viel schlimmere Tyrannei setze, als die des despotischsten Herrschers: die Tyrannei der blinden Masse, der rohen Leidenschaften der Menge. Der war keine Schranke errichtet: sie erteilt die Gesetze, sie führt sie aus, sie spricht das Urteil. Da giebt es keine Möglichkeit der Überlegung, keinen Grund des Rechts, der Vernunft und der Erfahrung; was dem zufällig auf dem Markte zusammengelaufenen Pöbel gefällt, muß durchweg geschehen. Altererbtes Ansehen, geistige Überlegenheit, wohlerworbenes Vermögen haben keinen Wert — nur die Zahl entscheidet. Rousseau begriff nicht, daß die unbedingte Souveränität aller die Freiheit jedes Einzelnen vernichtet. Kein Schutz war der Minderheit gestattet — da war kein Senat, da war kein Gericht, zu dem sie hätte ihre Zuflucht nehmen können. Die Mehrheit auch nur einer Stimme machte die Minorität, wenn sie schon der Majorität fast ebenbürtig war, wehr- und rechtlos. Er half sich darüber mit dem Axiom hinweg, daß die

---

1) Buch III, Kap. 6.

Gesamtheit nicht irren könne. Hier rächte sich eben die ungeschichtliche Denkweise dieser ganzen radikalen Schule: die Erfahrungen jener vielgepriesenen athenischen und römischen Musterrepubliken hätten doch Rousseau lehren müssen, wie häufige, große und verderbliche Thorheiten und Verbrechen eine von Demagogen geleitete Massenherrschaft zu begehen imstande sei und gewohnheitsmäßig begehe. Daß endlich eine und dieselbe Verfassung für jedes Volk tauge, ohne Rücksicht auf dessen Vergangenheit und natürliche Veranlagung — diesen grundlegenden Irrtum teilt Rousseau mit der gesamten Philosophenschule des achtzehnten Jahrhunderts.

Mit Unrecht hat man in Rousseau auch den Begründer des modernen Sozialismus gesehen. Es ist wahr, daß er die Einführung des privaten Eigentums für eine der Hauptursachen des menschlichen Elends erklärt. Aber da wir nun einmal im Staate leben und nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur auch leben müssen, sei die Sicherheit des Eigentums unerläßlich und deren Achtung und Bewahrung die erste aller Bürgerpflichten. Nur predigt er, in dem Discours sur l'économie politique, beträchtliche Luxussteuern, um der allzustarken Vereinigung des Reichtums in die Hand einiger Wenigen vorzubeugen.

Weiter, als Rousseau, gingen mehrere seiner Zeitgenossen, die indessen offenbar von ihm angeregt sind. Unter dem Schutze der Anonymität veröffentlichte ein Geistlicher, der Abbé Morelly, im Jahre 1755 „das Gesetzbuch der Natur.“ [1]) Dieser Code de la Nature fordert, zur Beseitigung aller Übelstände in der menschlichen Gesellschaft, kurzweg die Abschaffung des Eigentumes, sowie der auf demselben begründeten herrschenden Sittenlehre. Gemeinschaft der Güter, Recht auf Arbeit, öffentliche Erziehung, unterschiedslose Gleichheit aller, kurz, die sämtlichen Lehren des Kommunismus finden sich bereits in dem Buche des träumerischen Abbé, der Rousseaus erste Schriften sich allzusehr zu Herzen genommen hatte. Selbst ein verdienstvoller Geschichtschreiber, ein sorgfältiger Denker, wie Mably, ließ sich dann von dem „Gesellschaftsvertrage“ verleiten und suchte denselben durch chimärisch sozialistische Träumereien in seiner Schrift „Über die Gesetzgebung“ (1776) noch zu überbieten.

Alle diese Bücher wurden mit Eifer gelesen und erzeugten eine unklare, aber gerade deshalb um so leidenschaftlichere Erregung, die von den höheren Klassen in thörichter Verblendung gepflegt, von ihnen immer weiter in die unteren Schichten des Volkes eindrang.

Indes Jean-Jacques wollte nicht allein auf politischem, er wollte auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts als Gesetzgeber und Reformator auftreten. In demselben Jahre 1762, wo sein Contrat social erschien, veröffentlichte er sein Buch: „Emil, oder über die Erziehung.“ Hier

1) Daß diese Schrift nicht, wie man früher allgemein angenommen, Diderot, sondern Morelly zum Verfasser hat, bewies Quérard, supercheries litteraires dévoilées (Paris 1847), Th. I.

griff er mit Recht das bisherige, bloß mechanische Erziehungssystem an, setzte aber an dessen Stelle ein rein „natürliches“, das zuguterletzt auf einseitige Ausbildung der körperlichen Kräfte und Triebe mit Betonung einiger sonstiger nützlicher Fähigkeiten hinauslief. Jedoch hat das Buch die große Wirkung, die ihm infolge seiner Übereinstimmung mit der allgemeinen Richtung der Geister und im besondern seiner entzückend schönen Sprache und warmen Begeisterung zu Teil wurde, nicht vorwiegend zum Üblen ausgeübt. Die lächerlichen Übertreibungen, in die, nach seinem Vorbilde, der flache „Philantropismus“ in der Erziehung verfiel, fristeten nur ein kurzes Dasein. Unvergänglich dagegen sind die nützlichen Anregungen, die der „Emil“ gegeben hat: an Stelle der steifen Kälte und der trockenen Pedanterie, mit der bisher die Kindheit von Lehrern und Eltern behandelt wurde, setzte er ein herzlicheres, liebevolleres Verhältnis, ein treues und gewissenhaftes Eingehen auf die Fähigkeiten und Erfordernisse der Kindesseele, Rücksicht auf die bisher schändlich vernachlässigte körperliche Ausbildung. Die ganze moderne Erziehungsweise, wie später Pestalozzi sie begründet hat, ist aus den Anregungen von Rousseaus „Emil“ hervorgegangen.

Besonders wertvoll ist dann der dritte Teil dieses „Romans“, welcher den Titel „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars“ trägt. Rousseau bricht in diesen schönen Darlegungen nicht minder entschieden mit den Skeptikern und Materialisten, als mit den Anhängern einer vernunftwidrigen Orthodoxie. Er behauptet das Recht des urteilenden Ichs neben den rein materiellen Sinneseindrücken, das Recht der intuitiven Vernunft und des Gefühls neben dem rein logisch zergliedernden Verstande. So schafft er eine auf das sittliche Empfinden und die vernunftgemäße Anschauung begründete Religion, die er mit warmen und eindringlichen Worten preist, ohne zu verhehlen, daß wir den großen Zusammenhang der Dinge nur zu ahnen, nicht aber im einzelnen zu erforschen vermögen. Diesem Buche, wegen dessen Rousseau von den Regierungen Frankreichs, Genfs, Berns auf das unbarmherzigste verfolgt wurde, ist es vor allem zu danken, wenn damals in der französischen Gesellschaft der Funke des Spiritualismus und Idealismus nicht völlig erlosch, nicht alles auf bloße Sinnenlust und Nützlichkeitspflege hinauslief. Der Verfasser aber mußte sich nach dem damals preußischen Neuenburg flüchten, wo ihm Friedrich der Große, obwohl er den radikalen Politiker keineswegs liebte, ein sicheres Asyl gewährte. Von hier schleuderte Rousseau vernichtende Briefe, nicht nur gegen seinen Hauptfeind, den Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, sondern auch gegen die Genfer Aristokratie; seine „Briefe vom Berge“, in denen er die Sache religiöser und politischer Freiheit mit Geist und Enthusiasmus verfocht, erregten ganz Europa.

Um seine Ansichten in alle Kreise zu verpflanzen, auch in diejenigen, welche wissenschaftlichen oder philosophischen Erörterungen unzugänglich zu sein pflegen, brachte Rousseau jene in die Form eines Romanes. Die „neue Heloise“ wollte den Zwiespalt zwischen der herrschenden Sitte und der Natur aufdecken,

die Konflikte schildern, welche aus diesem Gegensatze entstehen; sie wollte an Stelle der Dogmatik und des Katechismus eine Religion und Moral des Gefühles und des gesunden Menschenverstandes verkünden, gleich weit von starrem Dogmentume und von abstoßendem cynisch verzerrtem Materialismus entfernt. Dabei verleihen tiefe Wahrheit der Empfindung und der Personenschilderung, Beredsamkeit und Lebendigkeit der Darstellung der „neuen Heloise“ zahlreiche Einzelschönheiten, wenn sie auch, durch das Gezwungene und Gewollte in der Anlage, den Situationen und den Charakteren und durch die stete Einmischung trockener Lehrvorträge der Eigenschaften eines wahren Kunstwerkes beraubt wird. Die „neue Heloise“ hat in Deutschland mehr und vorteilhafter gewirkt, als in Frankreich, wo sie von der Rechtgläubigkeit, den Materialisten und den Freunden einer üppigen, schwelgerischen Kultur mit gleicher Heftigkeit angegriffen ward. Überhaupt hat kein Schriftsteller wohl je derart auf ein fremdes Volk gewirkt, wie Rousseau auf die Deutschen. Seine schwärmerische Gesinnung, sein Interesse für Religion, sein tiefes und etwas unklares Gefühl, die Selbständigkeit und Unerschrockenheit seines Wesens, vielleicht Erbteile burgundischer Ahnen, ließen bei den Deutschen sympathische Fibern anklingen. Wir werden das bei der Betrachtung der deutschen Litteraturentwickelung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch des nähern festzustellen haben. Aber auch in Frankreich erweckten Rousseaus begeisterte Schilderungen die Lust an der Natur und dem natürlichen Leben. Die französische Gartenkunst mit ihrer geradlinigen Künstelei und der verstümmelnden Schere verschwindet aus ihrer Heimat. Die feine Welt verläßt die geschlossenen Hallen ihrer Schlösser und errichtet sich Gartenhäuser an grüner Berglehne oder an den Ufern der Seen und Bäche: sie schweift in Schäferkleidung auf den Auen. Viel hierin war zweifellos Modesache, aber es war doch ein großes Verdienst, die Mode auf die Freude an den Schönheiten der Schöpfung gelenkt zu haben, und in immer weiterem Umfange ward aus der Mode- eine Herzenssache.

Durchaus gemäßigt gegenüber diesen Richtungen der Reform traten diejenigen Männer auf, welche man als „philosophische Ökonomisten“ bezeichnete und heute Nationalökonomen nennen würde: und doch haben sie zum großen Teile der Revolution zwar nicht den bleibenden Charakter verliehen, aber immerhin den ersten Anstoß gegeben.[1]) Wir erinnern uns, daß seit Colbert das Merkantilsystem unbestritten die Handels- und Finanzpolitik Frankreichs beherrscht hatte. Dieses System zielte darauf hin, einseitig Handel und Industrie als die wirklich entwickelungsfähigen Zweige des Nationalwohlstandes zu begünstigen, auf Kosten des Landbaues, auf den schließlich die Hauptlast des Staates gewälzt wurde. Die indirekten Steuern, die Kopfsteuer, die unentgeltlichen Wegebauten — alles drückte vorzüglich den Landmann, den bäuerlichen Betrieb, dem doch mindestens zwanzig von den damaligen fünfund-

1) E. Daire, Collection des principaux économistes Physiocrates (2 Bde. Paris 1846).

zwanzig Millionen Franzosen oblagen. Aber diesen Bauern gehörte nur ein Drittel alles Grundeigentums, volle zwei Drittel waren im Besitze der großen Grundherren, der Geistlichkeit und besonders der Adligen, die nur selten ihre Güter und Unterthanen sahen, sich noch weniger um dieselben kümmerten und den Ertrag in den Städten, zumal am Hofe verpraßten. Diese Güter waren an Pächter verteilt, die meist die Hälfte des Gewinnes (métayers) an die Herren entrichten mußten. Bei einer so enormen Pachtzahlung hatten die Pächter weder Interesse noch Mittel, den Acker zu verbessern, der dadurch in elendem Zustande war und trotz der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens nur fünfmal die Aussaat brachte, während der englische, an sich weniger gute meist zwölfmal die Aussaat trug. Im allgemeinen gewann der französische Landmann von dem gleichen Maß Land nur die Hälfte dessen, was der Engländer erzielte.[1]) Ebenso wurden in den Städten durch den strengen Zunftzwang die unteren Klassen zu gunsten der bemittelten Meisterfamilien ausgebeutet.

Schon Vauban und Boisguillebert hatten unter Ludwig XIV. die Schädlichkeit dieser Zustände erkannt und dargelegt.[2]) Auf umfassendere und gründlichere Weise aber opponierte dem Merkantilsystem Cantillon (um 1720), ein reicher Kaufmann irischen Ursprungs, indes völlig Franzose geworden, in seinem „Versuch über das Wesen des Handels“ (Essai sur la nature du commerce). In diesem Werke schrieb er das ökonomische Zurückbleiben des von der Natur so begünstigten Frankreich hinter England dem übertriebenen Gewichte zu, das man in ersterem Lande der Industrie im Vergleiche mit dem Ackerbau beilegte. Die beiden ewigen Grundlagen jeden Handels und damit des Nationalwohlstandes seien Ackerbau und Fischzucht; diese allein vermöchten einen gesunden und soliden Verkehr zu schaffen. Cantillon redete mit großem Nachdruck einer Befreiung des Landbaues von den Fesseln und Lasten, unter denen er erstickte, das Wort. Auch hier, wie man sieht, auf mittelbarem Wege, ein Feldzug zu gunsten der großen Volksmenge!

Ihre wahre Ausbildung erhielt die Lehre Cantillons, die man die „physiokratische“ zu nennen pflegt, erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch den Arzt Quesnay und den Kaufmann Gournay. Franz Quesnay (1694—1774), der begünstigte Leibarzt Ludwigs XV., war streng monarchisch gesinnt, aber dabei ein wahrer Menschenfreund und auch mit den Encyklopädisten in Verkehr. In einer Reihe nationalökonomischer Werke und Abhandlungen unterschied er drei Klassen: die produzierende (eigentlich arbeitende), die verteilende (Handelsstand) und die erhaltende (Beamte, Lehrer, Künstler u. s. w.); und von diesen bezeichnete er die erste als die wichtigste und eigentlich unentbehrliche, von der die anderen nur abgeleitet seien, und ohne welche sie nicht existieren könnten, während die erstere sehr wohl ohne die beiden übrigen zu denken sei. Der Überschuß der Einkünfte des Grundbesitzes — der „Rein-

1) Arthur Young, Travels in France during the years 1787, 1788 and 1789 (Bury St. Edmund's 1792, 4⁰), S. 340 ff., S. 398 ff.

2) S. Bd. VIII, Seite 526 ff.

ertrag“ (produit net) — sei die Quelle, welche Gewerbe und Handel, Wissenschaften und Künste speise, und aus welcher der Staat seine Steuern schöpfe. Ohne einzusehen, daß Industrie und Verkehr geradezu neue Werte schaffen,



Nach dem Kupferstiche, 1767, von Jean Charles François (1717—1769); Originalgemälde von Frebou.

ebenso gut wie der Ackerbau, sah er in letzterem die einzig produktive Thätigkeit. Er drang darauf, daß sie und vor allem die landwirtschaftlichen Arbeiter der Frohnden entledigt, daß der Getreidehandel freigegeben und alle inneren Zölle abgeschafft werden sollten. Sein System fand einen begeisterten Anhänger in dem Provençalen Marquis von Mirabeau dem Älteren, dem Vater des be-

rühmten Revolutionsredners, der es in endlosen Büchern anzupreisen nicht müde wurde. Schon gemäßigter zeigte sich Gournay, der neben dem Ackerbau auch die Industrie gelten ließ und Beseitigung jedweder Beschränkung derselben, wie Zünfte, Monopole und dergl., eifrig forderte und bereits, ganz in moderner Weise, die freie Konkurrenz als den Lebensnerv des Staatswohlstandes bezeichnete. Von ihm soll der berühmte und heute soviel bestrittene Grundsatz: Laissez faire, laissez passer, herrühren.

So einseitig die physiokratische Lehre auch war, so wenig sie bleibenden wissenschaftlichen Wert besaß, leistete sie doch beträchtliche Dienste als Gegenwirkung wider den ungerechten und engherzigen Merkantilismus. Sie lenkte auch ihrerseits den Blick auf die Natur und auf die ungünstige Lage der überwiegenden Mehrheit des Volkes. Ihre Grundsätze fanden, im Auslande nicht weniger als in Frankreich, Eingang in die Verwaltung, trafen hier aber auf den hartnäckigen Widerstand des Altüberkommenen, so daß auch auf ökonomischem Gebiete ein unentschiedenes Durcheinander der Richtungen und Systeme eintrat, das nur Unzufriedenheit, Gegensatz und Begehrlichkeit hervorbringen mußte.

Immer unwiderstehlicher bemächtigte sich der Drang nach Änderung der unerträglichen und mit der Stimmung der Geister durchaus kontrastierenden Zustände des ganzen französischen Volkes. Die gelehrten Gesellschaften, der niedere Klerus zeigten sich von ihm ergriffen. Eine umfangreiche geheime Presse, die Nouvelles à la main, verbreitete die Teilnahme an den politischen Angelegenheiten bis in die untersten Klassen. Streitschriften, Broschüren, Briefe, Abhandlungen erschienen fast täglich, gleich wie Hornisse durch stets wiederholte Stiche das „alte Regime" zu Tode hetzend.[1]) Jedermann, selbst aus dem Volke, hatte diese Druckerzeugnisse in Händen und begehrte immer dringender, daß ihre Forderungen sich verwirklichen und die Mißbräuche abgestellt werden möchten. Schüchterne Versuche, gegen den Strom zu schwimmen, die Überlieferung in religiöser, staatlicher und gesellschaftlicher Beziehung zu verteidigen, erfuhren um so mehr die Ungunst des Publikums, als man ihre Urheber für Mitschuldige der Schergen ansah, welche die freisinnigen Schriftsteller in die Bastille schleppten, und der Henker, welche deren Bücher verbrannten. Schon wagten sogar die hochkonservativen Parlamente die Beschränkung der königlichen Gewalt und Bürgschaften für die persönliche Freiheit der Einzelnen zu fordern. Noch ehe die revolutionäre Litteratur völlige Herrschaft erlangt, hatten Parlamentarismus, Jansenismus und die steten Mißbräuche der königlichen Gewalt ihnen gründlich vorgearbeitet: das wird nur allzuhäufig vergessen und deshalb der Einfluß der „Philosophen" überschätzt.

Außerhalb dieser reformistischen Richtung und ihrer lärmenden Debatten steht in schlichter Einfachheit ein wirklicher Philosoph, Stephan von Condillac (1715—1780). Auch er war von Locke ausgegangen, dessen Ideen seine ersten

---

1) Aubertin, S. 390 ff.

schriftstellerischen Erzeugnisse beherrschen. Aber auch er gelangte, wie sein Hauptwerk „Abhandlungen über die Empfindungen“ (Traité des sensations) beweist, von dieser Grundlage aus zu einer rein materialistischen Entwickelung der Erkenntnistheorie, indem er alle Empfindungen, Urteile und Schlüsse ausschließlich auf die Sinneseindrücke und deren notwendige und unvermeidliche Folgen zurückführt: das System des folgerichtigen „Sensualismus.“ Wenn Condillac, der vielfältige offizielle Beziehungen besaß, zuweilen vor den Ergebnissen seiner Darlegung zurückzuschrecken scheint und dem Spiritualismus Zugeständnisse macht, so stehen dieselben doch mit seiner eigentlichen Lehre völlig im Widerspruche.

Alle wissenschaftliche Einzelbetrachtung ordnete sich in jener Zeit sofort zu großer, halb philosophischer, halb phantastischer Gesamtanschauung: das ist die Stärke, aber auch die Schwäche der geistigen Produktion in jener Epoche. Diese Erscheinung tritt auf das deutlichste in den bewundernswerten und doch wieder so mangelhaften Werken des großen Naturforschers Grafen von Buffon hervor (1707—1788), dessen „Allgemeine Naturgeschichte“ in hinreißend fesselnder, von der lebendigsten Einbildungskraft durchglühter Sprache, mit sympathischer Bewunderung für ihren Gegenstand ein herrliches Gemälde der gesamten Tierwelt bietet: ein Gemälde, dessen einzelne Züge freilich zum großen Teile irrtümliche oder mindestens ungenaue sind.

Um die große Macht dieser reichen, mannigfachen und doch im ganzen vergänglichen Litteratur in dem damaligen Frankreich zu begreifen, müssen wir uns erinnern, wie dieses Land bei fortgesetzten äußeren Unglücksfällen, Verlusten und Demütigungen nur noch durch seine Litteratur groß und bedeutend war. Auf ihr beruhte also sein Stolz, ihr war es geneigt, eine übergroße Wichtigkeit beizulegen. Das Schrifttum zu jener Zeit und in jenem Staate war eine bei weitem größere Macht, als heute die Tagespresse, deren Urteil niemand mehr eine hervorragende Bedeutung beilegt. Das praktische politische Leben existierte nicht: so flüchtete sich das politische Interesse in die Litteratur, wo es eine abstrakte, allgemein gültige und deshalb leicht überzeugende, hinreißende und begeisternde Form annahm.

Die Wirksamkeit der Litteratur wurde erhöht durch den Einfluß der Pariser „Salons“, der Gesellschaftskreise, welche zumal fein gebildete und reiche Frauen aus den Gelehrten, Schriftstellern und deren hochgeborenen Freunden um sich versammelten, und die, sämtlich der reformistischen Richtung angehörend, die öffentliche Meinung nicht allein beeinflußten, sondern zum guten Teile geradezu schufen. Niemals hat die den Franzosen angeborene Tugend der Geselligkeit glänzendere Triumphe gefeiert, als im achtzehnten Jahrhundert. Sie herrscht da als unumschränkte Gebieterin und zieht Politik, Religion, Wissenschaft, Litteratur vor ihren Richterstuhl, über alle mit Geist, Witz und Leichtfertigkeit aburteilend. Sie wird von den Regierenden ebenso gefürchtet und umworben, wie von den glänzendsten Schriftstellern. Jene richten ihre Maßregeln so ein, daß sie von den Salons gelobt werden; diese verfassen

ihre ernstesten Bücher in so leichtem und glänzendem Stil, daß Madame Du Deffant, Madame Geoffrin oder Madame d'Epinay sie lesen und gefällig finden. Fast jedes Werk geht aus einem Salon hervor und wird in der Regel in einem Salon vorgetragen, bevor es dem Publikum übergeben wird. Dieser Umstand hat zur Verbreitung der Schriften und Anschauungen der damaligen französischen Autoren durch ganz Europa außerordentlich beigetragen.[1]) Während früher Versailles, der Sitz des Hofes, den Ton in Frankreich angegeben hatte, war seit der Mitte des Jahrhunderts Paris das geistige Zentrum des Landes, entscheidend für alles, was im ganzen Reiche auf Bildung und feine Sitte Anspruch erhob. Die Regierung selbst war daran schuld. Ihr Streben nach Allmacht, nach strengster Zentralisation hatte alles politische Leben nach Paris gezogen. Kein Wunder, daß jeder, der zu steigen und zu glänzen hoffte, sich nach Paris wandte. Nur in Paris konnte man sich geltend machen. So vereinigten Adel, Besitz, Bildung, Geist sich in Paris, das, im siebzehnten Jahrhundert nur die größte Stadt Frankreichs, bald dessen Hauptstadt, ja in gewissem Sinne sogar ganz Frankreich wurde. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Paris bereits die Provinzen verschlungen. Daher kam es, daß in der Revolutionszeit Paris allein alles entscheidet, wahrlich nicht zum Vorteile des Staates und Volkes.

Die Revolution war schon in den Geistern vollzogen, ehe sie in die körperliche Wirklichkeit trat. Es wäre falsch, die Revolution geradezu dem Wirken der „Philosophen" zuzuschreiben. Sie haben freilich derselben in den höheren Klassen die Führer gegeben; die Masse des Volkes aber, die ungeheure Armee der Revolution, wurde derselben hauptsächlich durch die thatsächlichen Leiden der unteren Klassen sowie die Nichtsnutzigkeit, die herzlose Selbstsucht und die zahlreichen Mißbräuche der Regierung und der regierenden Klassen zugeführt. Die geistigen Umsturztendenzen und die Entartung des französischen Staatswesens haben auf verschiedenen Wegen zu der großen Umwälzung geführt. Die Aristokraten selber, sie, die am meisten an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge interessiert sind, gewöhnen sich daran, sich über ihn lustig zu machen und ihn als unerträglich zu bezeichnen. Sie verspotten die Regierung, sie schwärmen höchst sentimental für die Hebung der unteren Stände, sie huldigen ganz offen dem zersetzendem Materialismus, wie ihn Diderot und seine Schule predigen. Das ist einmal Modesache, und die Herren und Damen von Welt müssen sie mitmachen. Begünstigt doch dieser krasse Unglaube, diese Freiheit von allem „Vorurteil" so herrlich die völlige Rücksichtslosigkeit in jeder Art des Vergnügens und der Ausgelassenheit! Selbst die Geistlichen, besonders die vornehmeren und die höher gestellten, nehmen an dem allgemeinen Unglauben und der Sittenlosigkeit ihren reichlichen Anteil. Ebenso redet alle Welt über Politik, Staat und Gesellschaft. Man hat in der guten Gesellschaft ein „fühlendes Herz"; man bekümmert sich — in der

1) Näheres darüber bei Taine, L'origine de la France moderne, Bd. I.

Theorie — um das Los der Armen und Hungernden; die radikalen Anschauungen sophistischer Denker finden bei oberflächlich gebildeten Geistern lebhaften Beifall. Waren diese Gedanken nicht so einfach und verlockend, mit so hinreißender und erwärmender Beredsamkeit vorgetragen? Es kostete ja so wenig, sie anzunehmen und zu bekennen, sie machten ja ein so glänzendes Spielzeug für den Witz aus. Niemand ahnte, daß man auf diese Weise den Gegnern selber die Waffen in die Hand drückte, um die sorglos Genießenden aus ihrem schönen Traume zu reißen und zu thatsächlicher rauher Gleichheit zu zwingen.[1])

Diese Zustände blieben nicht auf Frankreich beschränkt. Die allgemeine Herrschaft, welche damals die französische Sprache im gesamten Europa erlangt hatte, verbreitete solche Anschauungen und Gefühle über den Erdteil. Allerorten zündeten die Schriften Voltaires und Rousseaus, Cantillons und Quesnays: in den Palästen der mächtigsten Fürsten ebenso wie im Arbeitszimmer des Gelehrten oder der Dachkammer des Poeten. Die ganze gebildete Welt schien gegen die überlieferten Einrichtungen und Ideen verschworen.

Eine so beschaffene Gesellschaft mußte gegen denjenigen geistlichen Orden, der seit zwei Jahrhunderten die strengste römische Orthodoxie und die unbedingte Unterordnung unter die Hierarchie verfocht, mußte gegen die Jesuiten auf das äußerste erbittert sein. Wir wissen in der That, daß die öffentliche Meinung ihnen eine unversöhnliche Feindschaft gewidmet hatte.[2]) Die Vorgänge in Portugal, der Vernichtungskrieg, den in diesem Reiche Pombal gegen sie führte, ermunterte ihre zahllosen Gegner in Frankreich zu gleichem Vorgehen. Und bald gaben sie selber mit einer Verblendung, die ihre sonst gerühmte Klugheit sehr vermissen läßt, ihren Feinden die geeignetste Handhabe zu ihrer Bekämpfung.

Trotz des ausdrücklichen und wiederholten Verbotes des Papstes Benedikt XIV. hatten die französischen Jesuiten ihre einträglichen Handelsgeschäfte in den Kolonien fortgesetzt. Der Pater La Valette hatte als Vorsteher der westindischen Jesuitenmission auf der Insel Martinique großartige Pflanzungen eingerichtet und setzte, im Namen des Ordens, deren Erträgnisse mit bedeutendem Nutzen um. Ein Marseiller Haus acceptierte von ihm Wechsel im Betrage von $2^1/_2$ Millionen; als aber einige von La Valette befrachtete Schiffe durch die Engländer genommen wurden und derselbe persönlich zahlungsunfähig wurde, leugnete der Orden jede Entschädigungspflicht, weil La Valette durch seine kaufmännische Thätigkeit die Regeln der Gesellschaft Jesu übertreten habe. Es war das freilich ein bequemer Grundsatz, sich das reiche Erträgnis der Geschäfte gefallen zu lassen, die aus ihnen sich ergebenden

1) Einer der größten und verhängnisvollsten Irrtümer Taines ist der, daß er glaubt, die französische Aristokratie sei geneigt und bereit gewesen, nach diesen Theorien auch zu handeln, wodurch die ganze Revolution überflüssig gewesen sei. Man sehe darüber meine Besprechung der beiden ersten Bände des Taineschen Buches in der Hist. Zeitschr. 1879, S. 355.

2) S. oben S. 13. 131.

Verluste aber zurückzuweisen! Und doch wäre es den Jesuiten leicht gewesen, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, da sie auf Martinique allein an Gütern und liegenden Gründen ein Kapital von vier Millionen besaßen. Das selbst mit Bankrott bedrohte Marseiller Haus erwirkte dann auch von dem dortigen Handelsgerichte ein Urteil, welches La Valette und dessen Vorgesetzten, Pater de Sacy, zur Zahlung heranzog und den gesamten Orden mit dessen in Frankreich gelegenen Gütern für solidarisch haftbar erklärte. Anstatt nunmehr durch Einlösung der Wechsel größeres Unheil zu verhüten, beging der Orden die Unklugheit, an das ihm so durchaus feindlich gesinnte Pariser Parlament Berufung einzulegen.

Der Gerichtshof ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um gegen die Kompanie Jesu einen vernichtenden Streich zu führen.[1]) Da es sich darum handelte, zu entscheiden, ob La Valette deren Konstitutionen verletzt habe oder nicht, forderte und erlangte er die Vorlegung der bis dahin sorgfältig geheim gehaltenen Ordensstatuten; und nachdem er dieselben als rechtlich unverbindlich bezeichnet und die Gesellschaft zur Zahlung der $2^1/_2$ Millionen kondemniert hatte, erklärte er eine Anzahl jener Gesetze für aufrührerisch und gefährlich und mehrere der von den Päpsten der Kompanie erteilten Privilegien für mißbräuchlich und ungültig. Die Werke von 24 jesuitischen Schriftstellern sollten öffentlich durch den Henker verbrannt, ihre sämtlichen Schulen und Noviziate geschlossen werden, kein Unterthan des Königs mit ihnen in Verkehr treten (August 1761).

Diese harten Beschlüsse, eine Rache der Jansenisten wegen ihrer frühern Verfolgung durch den Orden, wurden von der öffentlichen Meinung mit fast ungeteiltem Beifall aufgenommen. Selbst die sonst so gern gehörte Stimme Voltaires, welcher gegen die Verketzerung der jesuitischen Fanatiker durch ihre nicht minder fanatischen Widersacher protestierte, verhallte wirkungslos. Vergebens suchten die französischen Jesuiten sich durch die Feigheit zu retten, daß sie sich den ehemals von ihnen so arg verschrieenen Beschlüssen von 1683[2]) unterwarfen. Auch die meisten Bischöfe zeigten sich ihnen feindselig. Choiseul, damals erster Minister und, wie wir wissen, mit den Jansenisten und Parlamentariern auf freundschaftlichem Fuße, that mindestens nichts, um das den Jesuiten drohende Verderben abzuwenden. Der bigotte König machte freilich hierzu schüchterne Versuche; als aber seine Aufforderung, gewisse Reformen in die Ordnungen der Gesellschaft einzuführen, von deren General Ricci mit dem stolzen Spruche zurückgewiesen wurde: Sint ut sunt, aut non sint — durfte das Parlament unbehindert weiter voran gehen. Selbst die Verdienste der Jesuiten trugen zu ihrem Untergange bei; denn da sie auf Entfernung der königlichen Mätresse vom Hofe gedrungen hatten, arbeitete Frau von Pompadour bei dem Monarchen mit allem Eifer gegen den Orden und

---

1) Jobez, V., 504 ff.
2) Bd. VIII., S. 430.

brachte jenen immer mehr und mehr auf Seite des Parlamentes.[1]) Am 6. August 1762 faßte das letztere den entscheidenden Beschluß, welcher die Gesellschaft Jesu in Frankreich völlig aufhob, weil ihre Fortdauer mit dem Staatswohle unverträglich sei. Doch wurde den einzelnen Jesuiten das Verbleiben im Reiche, ja der Besitz von Pfarrämtern und geistlichen Pfründen gestattet unter der Bedingung eines Eides, in dem sie jeder Gemeinschaft mit dem Orden und dessen auswärtigen Angehörigen entsagten und seine Lehren, soweit dieselben gegen die königliche Gewalt gerichtet waren, verwarfen. Selbstverständlich fanden sich nur wenige, die eine solche Bedingung annahmen. Darauf verwies im März 1764 das Parlament alle Jesuiten aus Frankreich; was dann der König dahin milderte, daß diejenigen unter ihnen, welche sich der bischöflichen Jurisdiktion und den Staatsgesetzen unterwerfen wollten, zurückbleiben könnten. Jedenfalls war der Jesuitenorden als solcher in einer seiner größten und reichsten Provinzen, in Frankreich, vernichtet. Bei dem engen Zusammenhange aber, welchen die verschiedenen bourbonischen Fürstenhäuser untereinander bewahrten, waren auch die anderen Zweige dieses Geschlechtes zu einem ähnlichen Verfahren gegen die Gesellschaft geneigt; und zwar um so eher, je verhaßter die letztere der überall immer unwiderstehlicher vordringenden Aufklärung war. Vergebens suchte Papst Klemens XIII. den Jesuiten zu Hilfe zu kommen, indem er durch die in tiefstem Geheimnis vorbereitete Konstitution Apostolicum pascendi (Januar 1765) den Orden lebhaft verteidigte und ihn geradezu als heilig bezeichnete. Durch so schroffen Widerspruch gegen zweifellose Thatsachen reizte der Pontifex die Gegner der Jesuiten und zumal die weltlichen Mächte nur um so mehr. In fast sämtlichen katholischen Staaten wurde die Verbreitung der Konstitution auf das strengste, zum Teil unter Todesstrafe verboten, da sie ungültig und von den Jesuiten erschlichen sei. Überall hatte sie den letzteren feindliche Maßregeln zur Folge, am meisten aber in dem Staate, der früher der Hort des ausschließlichsten Katholizismus gewesen war.

Spanien[2]) war seit dem Regierungsantritte der Bourbonen mit dem heiligen Stuhle über die Grenzen zwischen Staat und Kirche in einen heftigen Streit geraten, der ein halbes Jahrhundert gedauert hatte und erst durch das Konkordat von 1753 beigelegt wurde, welches die Ernennung zu allen kirchlichen Würden in Spanien und dessen Kolonien, mit ganz geringen Ausnahmen, der Krone beließ und damit den Sieg der von diesem verteidigten Anschauung entschied. Die spanischen Bourbonen nahmen übrigens hiermit nur das Verfahren der habsburgischen Könige wieder auf, welche stets, so kirchlich auch ihre Gesinnung gewesen, die Selbständigkeit Spaniens gegenüber der Kurie behauptet hatten. Innerhalb ihres Staates tasteten diese Bourbonen die Macht und den Reichtum der nationalen Kirche keineswegs an. In einem Lande, das

1) Aktenmäßige Begründung bei Alexis de Saint-Priest, Hist. de la chute des Jésuites (Brüssel 1845), S. 28 ff.

2) Mod. Lafuente, Hist. de España. Bd. XVIII. XIX. — W. Coxe, Memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon, 3 Bde. (London 1813).

am Beginne des achtzehnten Jahrhunderts wenig mehr als fünf Millionen Einwohner zählte, gab es 180 000 Geistliche, also je einen auf 28 Seelen! Freilich waren unter ihnen 110 000 Klostergeistliche und nur 22 000 Pfarrer. Die Kirche genoß eines jährlichen Einkommens von fast 400 Millionen Realen oder 80 Millionen Mark, bei weitem mehr als der Staat.

Die bourbonische Königsfamilie hatte versucht, dem altersschwachen spanischen Staats- und Volkswesen frische Kraft einzuflößen. Unter Philipp V. waren Heer und Seemacht reorganisiert, dem Gewerbfleiß und Handel ein segensreicher Anstoß gegeben worden. Auch die Litteratur, zumal die historische und nationalökonomische, entfaltete sich von neuem. Ferdinand VI. überließ dann die Leitung der inneren Angelegenheiten zum überwiegenden Teile einem Manne, der vielfach Ähnlichkeit mit Choiseul zeigt, dem Marques von Ensenada. Früher Professor der Mathematik, neigte Ensenada durchaus dem neuernden französischen Wesen zu, war prachtliebend, unruhig in seinem reformistischen Drange, geistvoll, aber ohne tieferen Gehalt an politischem Wissen und ohne Ernst des Willens. Indes wirkte er nach vielen Seiten hin gutes, zumal er von seinem konservativen, rechtlichen, herben Gegner Carvajal in Schranken gehalten wurde. Bei einem Einkommen von 360 Millionen Realen (73½ Millionen Mark) wurde nicht allein das Staatsbudget ins Gleichgewicht gebracht, sondern es fand sich bei dem Tode des Königs noch ein Schatz von 300 Millionen Realen (61 Millionen Mark) vor. Und doch waren Heer und Marine auf achtunggebietendem Fuße erhalten, Verwaltung und Justiz jetzt erst mit geziemenden Beträgen bedacht worden. Ensenada faßte den fruchtbaren und richtigen Gedanken, an Stelle der drückenden, allen Wohlstand darnieder haltenden und mit ungeheuren Kosten erhobenen indirekten Steuern eine gut angelegte Einkommensteuer einzuführen: allein dieser Entwurf war allzu grundstürzend, um verwirklicht zu werden. Dagegen gelang es ihm, den tief gesunkenen spanischen Ackerbau durch Befreiung von den schwersten auf ihm lastenden Verpflichtungen, sowie durch Abschaffung der Binnenzölle auf Getreide und durch Verbesserung der Kommunikationsmittel bedeutend zu heben. So ergeben auch der König der Kirche war, man beschränkte die Macht der Inquisition: die Zahl der Autos-de-fe verminderte sich beträchtlich, und es hatten in denselben, während der dreizehn Jahre von Ferdinands VI. Regierung, nur zehn Personen den Tod zu leiden. Dagegen wurde die Wissenschaft auf alle Weise begünstigt, und führte dies in der That zu erfreulicher Entwicklung der spanischen Gelehrsamkeit, zumal auf juristisch-historischem Gebiete. Leider hat aber Ensenada nicht zugleich, wie Pombal, für den Volksunterricht gewirkt, da er, wie seine Gesinnungsgenossen in Paris, die Menge in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit den höheren Ständen gegenüber zu halten gedachte. Im Jahre 1754 unterlag er dem damals in Madrid herrschenden englischen Einflusse; doch wurde er aus der Kerkerhaft, die ihm zunächst zuteil geworden war, bald wieder befreit und mit einem ehrenvollen Gnadengehalte bedacht, da sich die gegen ihn erhobenen Anklagen meist als durchaus unbegründet herausstellten.



Ferdinand VI., König von Spanien.
Nach dem Schwarzkunstblatt von Johann Daniel Herz (1693—1754).



Am 10. August 1759 war, wie erwähnt, König Ferdinand VI. kinderlos gestorben. Ihm folgte sein Halbbruder Karl, der bisherige Herrscher von



Karl III. von Spanien.
Nach dem Kupferstiche von Rafaello Morghen (1758–1833); Originalgemälde von A. R. Mengs (1728–1779).

Neapel und Sizilien,[1]) dessen Regierung nunmehr, da Karls ältester Sohn blödsinnig, sein zweiter zum Nachfolger in Spanien bestimmt war, seinem

1) S. oben S. 197 ff.

dritten Sohne Ferdinand übergeben wurde. Dieser Ferdinand war noch minderjährig, und so erfreute Neapel sich auf Jahre hin der wohlthätigen Leitung des Marchese Tanucci, den Karl zum Vorsitzenden des Regentschaftsrates ernannt hatte.

Der neue König von Spanien, der sich nunmehr Karl III. betitelte,[1] war durch fast dreißigjährige Abwesenheit seinem Heimatlande entfremdet. Ohne Rücksicht auf die zähe Eigenart desselben, auf seine Vorurteile gegen alles Fremde, beschloß Karl die reformatorische Thätigkeit, die er mit gutem Erfolge in Neapel geltend gemacht hatte, auch auf Spanien auszudehnen, und zwar mit Hilfe von zwei Neapolitanern, die er mit sich gebracht: den Marchesen Grimaldi und Squilace. Er machte sie zu seinen Ministern. Zumal Squilace, der sich durch Fleiß, Ehrenhaftigkeit und außergewöhnliche Begabung aus niedrigstem Stande emporgearbeitet hatte, schritt mit Eifer auf den Wegen Ensenadas weiter. Trotz der unglücklichen Teilnahme Spaniens an dem Siebenjährigen Kriege wurden die Staatsfinanzen in musterhafter Ordnung gehalten, ferner Sicherheit und Friede im Lande hergestellt, die Hauptstadt durch Straßenpolizei und nächtliche Erleuchtung europäisiert, den Übergriffen der Geistlichkeit mit Ernst und Festigkeit entgegen getreten. Squilace beschränkte wesentlich das von der Inquisition geübte Recht der Bücherzensur; und die sogenannte Pragmatik des Exequatur vom 18. Januar 1762 unterwarf von neuem alle päpstlichen Bullen, Breven und Provisionen der Prüfung durch den königlichen Rat von Kastilien, ehe sie Geltung im spanischen Reiche haben sollten.

Nur in einem versah es Squilace: er meinte in den Spaniern ein geduldiges, unterwürfiges Volk vor sich zu haben, mit dem die Regierenden nach Belieben verfahren könnten, wie er es von Neapel her gewöhnt war. Allein die Kastilier waren von anderem Stoffe. Es empörte sie schon, daß Ausländer sie regierten. Daß der König fast ausschließlich seinem leidenschaftlichen Vergnügen an der Jagd oblag und die Geschäfte in allen Einzelheiten diesen Fremden völlig überließ, ließ ihnen die Sache noch schlimmer erscheinen. Drei schlechte Ernten und die aus ihnen entstehende Teuerung wurden geradezu für eine teuflische Veranstaltung der Verhaßten genommen. Der Klerus aber, der in Squilace den entschlossenen Gegner seiner Vorrechte erblickte, schürte die Unzufriedenheit nach Kräften und gab ihr Leitung und Richtung. Vaterland und Religion schienen einer Verschwörung der verachteten Neapolitaner unterliegen zu sollen. Ein wohlgemeintes, aber allerdings despotisches Dekret, durch welches Squilace, nach der Weise Peters von Rußland, dem Volk seine Nationaltracht rauben und durch europäische Kleidung ersetzen wollte, gab den geheimen Führern des Pöbels den Anlaß, loszuschlagen. Am Palmsonntag (23. März) 1766 erfolgte der Ausbruch. Soldaten und Polizei

1) Fr. Beccatini, Storia del regno di Carlo III. rè delle Spagne (Venedig 1790). — A. Ferrer del Rio, Historia del reinado de Carlos III. (4 Bde. Madrid 1856—58). — Lafuente, Bd. XIX—XXI.

wurden verjagt, niedergemetzelt, die Häuser Squilaces und Grimaldis verwüstet, der Palast des Königs selbst bedroht. Das Kruzifix in der Hand, zwang ein Mönch an der Spitze der tobenden Volkshaufen den Monarchen, in die Absetzung Grimaldis und die Verbannung Squilaces, sowie in die Rücknahme von dessen verhaßtesten Anordnungen zu willigen. Noch mehrere Tage lang herrschte der Aufruhr blutig in den Straßen Madrids. Squilace zog sich nach Sizilien zurück, bis einige Jahre später Karl ihn als seinen Gesandten nach Venedig schickte.

Aber wie hatte sich die Geistlichkeit getäuscht, wenn sie gehofft hatte, daß dieser Aufstand den König einschüchtern, ihr die Herrschaft zurückgeben werde. Karl III. war im Gegenteile fest entschlossen, die königliche Macht nicht dem Belieben des Straßenpöbels und seiner geheimen Führer zu unterwerfen, auf der eingeschlagenen Bahn zu verharren und an den Urhebern der Empörung Rache zu nehmen. Er war nicht lange zweifelhaft, wo er dieselben zu suchen habe; die Lehren Tanuccis, die Warnungen seiner treuesten Diener kamen ihm wieder ins Gedächtnis. In die Stellung eines ersten Ministers berief er einen Spanier, aber einen Gesinnungsgenossen Squilaces, den Aragonier Grafen Aranda. Ein aufgeklärter, milder und wohlwollender und doch dabei kräftiger und selbstbewußter Staatsmann, wußte Aranda zunächst die überall in den Provinzen offenbar planmäßig ausbrechenden Unruhen mehr durch Güte als durch Gewalt zu beseitigen. Er ordnete die städtischen Verwaltungen von neuem und brachte es dahin, daß die Kommunalvertretung von Madrid selber den König um Rücknahme aller den Meuterern gemachten Zugeständnisse anging. Dann schritt Aranda, mit völliger Billigung des Monarchen, unmittelbar gegen die Geistlichkeit ein. Jede Äußerung politischer Unzufriedenheit ward ihr bei harter Ahndung verboten. Einzelne widerstrebende Prälaten sahen sich mit unnachsichtlicher Strenge bestraft.

Besonders hatte der Grimm des Königs sich gegen die Jesuiten gerichtet, welche als die eifrigsten Verfechter der kirchlichen Allmacht bekannt waren, und denen man von vornherein hervorragenden Anteil an den Szenen von 1766 zuschrieb. Karl setzte zur Untersuchung der Ursachen des Aufstandes eine geheime Junta ein, die, außer Aranda, mehrere hervorragende Rechtsgelehrte und den als Nationalökonomen berühmten Campomanes unter ihren Mitgliedern zählte. Sie glaubte bestimmte und unwiderlegliche Beweise zu finden, daß der gegen die Jesuiten gehegte Verdacht in vollem Umfange berechtigt gewesen war. Die Vorgänge in Portugal und Frankreich bestärkten den Entschluß, den Orden auch in Spanien völlig zu vernichten. Man verfuhr mit außerordentlicher Schnelligkeit und in tiefstem Geheimnisse.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April 1767 wurden in Madrid, während der nächsten Nacht in sämtlichen Provinzen und Kolonien alle Jesuiten durch Polizei und Soldaten aufgehoben, nach verschiedenen Seehäfen gebracht und dann, 6000 an der Zahl, mit einem Male nach dem Kirchenstaate überschifft, „unter die unmittelbare, weise und heilige Leitung Seiner Heiligkeit“,

wie Karl III. sich etwas spöttisch in seinem Schreiben an den Papst ausdrückte. Unter dem Vorwande, daß seine Mittel nicht ausreichten, um sie zu unterhalten, in Wahrheit aber, um den spanischen König in Verlegenheit zu bringen, verweigerte Klemens den Unglücklichen mit Kanonenschüssen die Landung. Allein Karl bewog den Minister von Choiseul, die Vertriebenen auf der wilden und unruhigen Insel Corsika zuzulassen, von wo sie der Papst doch endlich nach dem Kirchenstaate abholen ließ. Alle Vorstellungen Klemens' XIII. gegen die allgemeine Aufhebung des Jesuitenordens in Spanien wies der König kategorisch zurück. Vielmehr wurde sämtlichen spanischen Universitäten streng untersagt, die jesuitischen Lehren ferner vorzutragen, die Rückkunft eines Jesuiten nach Spanien aber mit dem Tode oder, im Milderungsfalle, mit ewigem Gefängnisse bedroht.

So war der Existenz des Ordens in dem katholischsten aller Staaten ein Ende gemacht; ja, nirgends war man so hart und rücksichtslos gegen ihn aufgetreten, wie in dem Lande, das als die Hochburg der römischen Rechtgläubigkeit galt. Aus ganz Westeuropa war er nunmehr verschwunden, und neue Stürme kündigten sich sofort den bedrängten Patres an.

Karl III., mit seiner Rache noch nicht zufrieden, bot seinen ganzen Einfluß auf seinen Sohn Ferdinand IV. von Neapel und dessen Minister Tanucci auf, um auch diese zur Austreibung der Jesuiten zu bewegen. Bei der bekannten Gesinnung Tanuccis konnte ihm dies nicht schwer fallen. Noch im November 1767 wurden die Ordensmitglieder aus dem Königreiche beider Sizilien mit nicht minderer Härte nach dem Kirchenstaate weggeschafft, als aus Spanien.[1])

Nun war von den bourbonischen Höfen nur noch der von Parma übrig. Klemens XIII., der über die Mißhandlung der Jesuiten und die Nichtachtung der päpstlichen Autorität Thränen des Kummers und der Entrüstung vergossen hatte, war auf das äußerste gegen das Haus Bourbon erbittert. Die mächtigen Könige von Frankreich, Spanien und Neapel wagte er unmittelbar nicht anzugreifen, aber er glaubte dieselben auf das empfindlichste indirekt treffen zu können, indem er seinen Zorn auf den schwächsten Bourbonen, Herzog Ferdinand I. von Parma, entlud. Dieser, noch sehr jung an Jahren, hatte die Regierung einem Franzosen, Wilhelm du Tillot, überlassen, der völlig für die Grundsätze der Aufklärung gewonnen war. Er entzog der Geistlichkeit die Befugnis, Grundbesitz zu erwerben, unterwarf sie den Steuern, welche die Laienbevölkerung zu entrichten hatte, verbot ihr, von den heimischen kirchlichen Behörden nach Rom zu appellieren, und machte die Ausführung päpstlicher Verfügungen von der landesherrlichen Gutheißung abhängig.[2]) Darauf erließ Klemens gegen Ferdinand I. ein heftiges Monitorium, in welchem alle Ratgeber und Befolger der verschiedenen kürzlich in Parma erlassenen kirchenpolitischen Gesetze mit dem Banne bedroht wurden. Um sein Vorgehen zu rechtfertigen, berief er sich nicht allein auf die Bulle In coena Domini, deren

1) P. Colletta, Storia del regno di Napoli del 1734 sino al 1825 (Florenz 1848) Bd. I, S. 102.

2) Jos. La Farina, Storia d'Italia dal 1815, Bd. I (Turin 1851), S. 41.

extrem hierarchische Ansprüche niemals von den katholischen Mächten anerkannt worden waren, sondern auch auf die, längst in Vergessenheit geratene, Lehnsabhängigkeit Parmas vom heiligen Stuhle.

Das scharfe Vorgehen des Pontifex gegen Parma hatte indes nur die Folge, die bourbonischen Höfe noch fester gegen die Jesuiten und deren Beschützer, den Papst, zu einigen. Schon einen Monat nach dem Erlaß des Monitoriums wurden die Jesuiten — hundertundfünfzig — auch aus Parma nach dem Kirchenstaate gebracht, ihre Güter, wie in Spanien und Neapel, eingezogen. Aus den Inseln Corsika und Malta wurden die Jesuiten ebenfalls vertrieben. Das war aber noch das Wenigste. Die großen bourbonischen Höfe faßten das Vorgehen Klemens XIII. richtig als das auf, was es wirklich sein sollte, als einen feindlichen Akt, der gegen sie alle gerichtet sei. Ihr Selbstgefühl war auf das äußerste verletzt. Die Nachkommen des heiligen Ludwig wollten sich nicht von dem Sohne eines venezianischen Krämers mißhandeln lassen.[1]) Als der Papst die von ihren Botschaftern in einer Kollektivnote geforderte Genugthuung nicht gab, besetzte Frankreich die Grafschaften Venaissin und Avignon, besetzte Neapel seine päpstlichen Enclaven Benevent und Pontecorvo. Klemens XIII., tief gebeugt durch das Gefühl seiner Machtlosigkeit, flehte die Kaiserin Maria Theresia um Beschützung der Religion und der Kirche an: allein so fromme Katholikin auch diese Fürstin war, die unzeitigen Herrschaftsansprüche des Pontifex hatten sie gleichfalls erzürnt. Sie untersagte in ihren Staaten die Publikation der Bulle In coena Domini und ließ die von derselben vorgefundenen Exemplare verbrennen.

Spanien, das bei dem ganzen Feldzug gegen die Jesuiten die Leitung übernommen hatte, sprach dann zuerst das entscheidende Wort aus: im August 1768 forderte es geradezu die Unterdrückung des Ordens. Im Beginne des nächsten Jahres schlossen sich Portugal, Frankreich, Neapel und Sizilien diesem Verlangen an. Die drohende Vernichtung des von ihm so hoch geschätzten und geliebten Ordens brach dem zweiundachtzigjährigen Klemens XIII. das Herz; am Morgen des 2. Februar 1769 ist er ganz plötzlich gestorben.

Den vier bourbonischen Höfen, sowie Portugal lag alles daran, nunmehr einen ihnen ergebenen Kardinal auf den Stuhl Petri zu erheben.[2]) Das heilige Kolleg war freilich von der Partei der zelanti, „der Eiferer," beherrscht; allein die Drohungen der fünf Mächte verhinderten dieselben daran, die Gemäßigten, „die Partei der Kronen", zu vergewaltigen. Endlich fanden jene es für rätlich, unter diesen letzteren den mindest gefährlichen zu wählen, einen Bauernsohn von bewährt schwachem Charakter, der sein Emporkommen sogar den Jesuiten verdankte, Lorenz Ganganelli. Man hat vielfach darüber ge-

---

1) St. Priest, 47.

2) Vgl. Cretineau-Joly, Clément XIV. et les Jésuites; u. Aug. Theiner, Hist. du Pontificat de Clément XIV. 4 Bde., mit Urkunden, Paris 1852. 53; deutsch Leipzig 1853. — Über das Konklave besonders Fr. Masson, Le cardinal de Bernis depuis son ministère (Paris 1884) S. 77 ff.

stritten, ob derselbe vorher sich den Kronen gegenüber zur Aufhebung des Jesuitenordens förmlich verpflichtet und dafür deren Unterstützung zur Erlangung der Tiara gewonnen habe. Aktenstücke, die von ihm selber ausgegangen sind, lassen einen Zweifel über einen solchen simonistischen Vertrag nicht zu, so sehr auch alle Teile denselben vor der Welt in Abrede zu stellen suchten.

Klemens XIV., so nannte sich der neue Pontifex, war im Grunde des Herzens keineswegs geneigt, den Wünschen der fünf Höfe nachzukommen, teils weil er die Feindschaft der Jesuiten fürchtete, die ganz Rom beherrschten und ihn mit Gift und Dolch bedrohten, teils weil er den Nutzen ihrer Gesellschaft für die Macht der Kirche sehr wohl erkannte. Er fand deshalb immer neue Vorwände, die fatale Maßregel hinauszuschieben. Eine neue Hoffnung, derselben enthoben zu werden, brachte ihm der Sturz des aufgeklärten, parlamentarisch gesinnten Choiseul und dessen Ersetzung durch den bigotten Herzog von Aiguillon (1770). Allein Karl III. von Spanien, der die Zerstörung des Jesuitenordens geradezu zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, hielt den französischen Hof bei dem einmal beschlossenen Unternehmen fest. Maria Theresias Zustimmung wurde als Mitgift bei der Vermählung ihrer Tochter Maria Antoinette mit dem Dauphin erlangt.[1] Den Drohungen der Mächte und ihrem Hinweis auf seine festen Verpflichtungen mußte der armselige Ganganelli zuletzt weichen. Hatte er doch selber die Väter als unruhig und aufrührerisch bezeichnet; gingen ihn doch sogar die gesamten spanischen Bischöfe um Unterdrückung der Gesellschaft an. Nach mehreren einleitenden Schritten erließ er am 21. Juli das Breve Dominus ac redemptor noster, durch welches er, unter starken Anklagen, den Jesuitenorden aufhob; solange er bestehe, hieß es da, „könne die Kirche nicht in wahrem und dauerndem Frieden leben.“ Es gab damals 22589 Jesuiten, von denen etwa die Hälfte die priesterlichen Weihen empfangen hatte. Die Bestimmungen des Breve waren so harte, daß sie überall Mißbilligung fanden und z. B. Venedig sich veranlaßt sah, dieselben bei der Ausführung auf seinem Gebiete zu mildern.[2] In der Hauptsache aber wurde in dem ganzen katholischen Europa das Breve ohne den mindesten Anstand in Vollzug gesetzt. Selbst die fromme Kaiserin Maria Theresia kam demselben nach. Die auf drei Millionen Gulden geschätzten Güter der österreichisch-ungarischen Jesuiten wurden vom Staate eingezogen. Wenn aber der Papst befohlen hatte, daß die ehemaligen Besitzungen der Gesellschaft den anderweitigen geistlichen Orden überliefert werden sollten, so fand er hierin keinen Gehorsam. Die verschiedenen Regierungen nahmen die betreffenden Güter zu gunsten des Fiskus in Anspruch. Der König von Sardinien sagte geradezu: es sei nicht Sache des Papstes, fremden Ländern Gesetze aufzuerlegen. So sprach sich selbst in Befolgung eines päpstlichen Dekretes die allgemeine antihierarchische Stimmung des damaligen Europa aus.

1) Masson, Bernis depuis s. minist. S. 217 f.

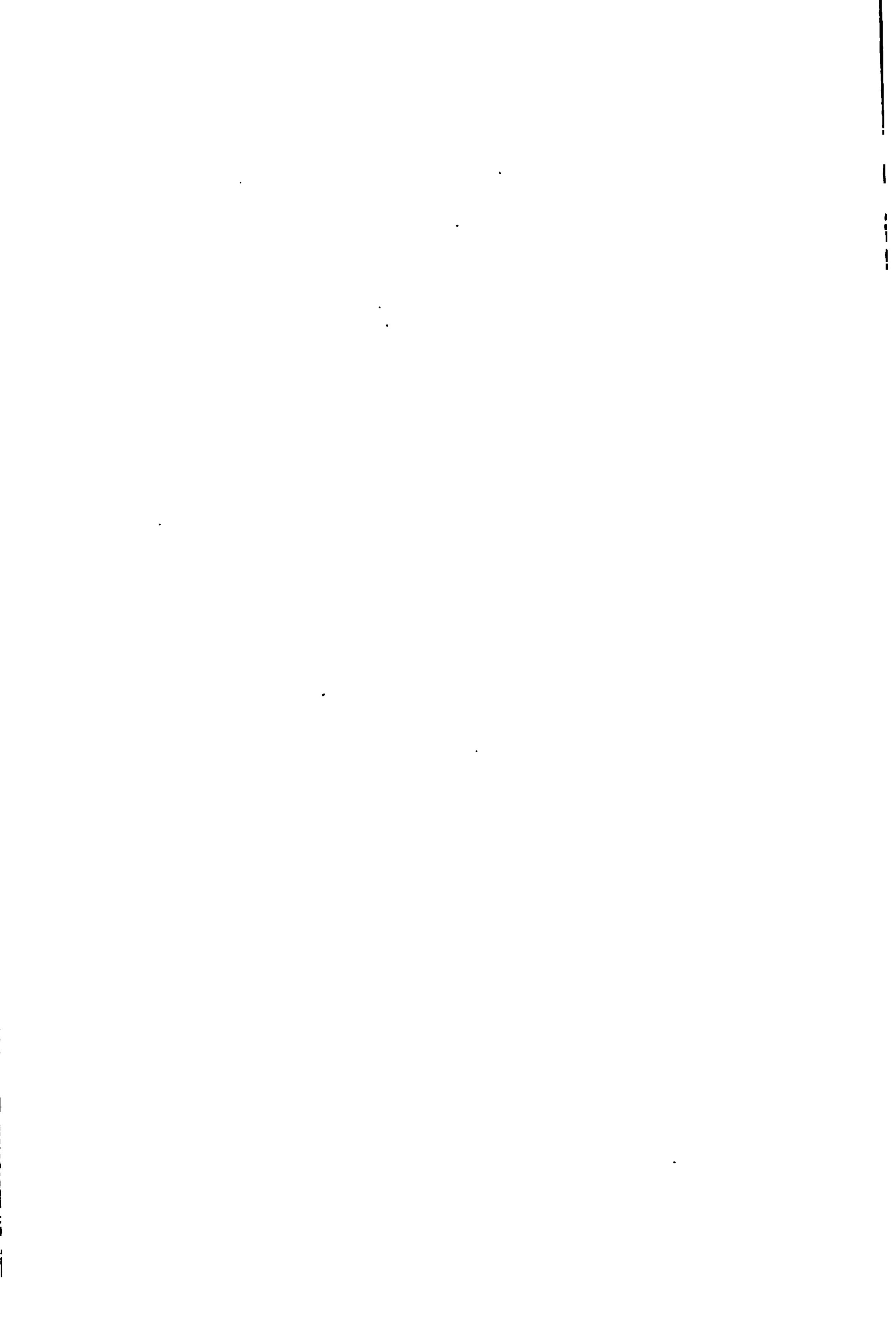
2) M. Philippson, Die Jesuiten und die Republik Venedig. (Im neuen Reich, 1874, Nr. 23).



FRANCISCO DE SOLIS FOLCH DE CARDONA S.R.E.
Basilicæ S.S. XII. Apostolorum Presbytero Cardinali Archiep. Hispalen Viro magnifico optime que de Romanis bonis que artibus merito hanc EJUSDEM PONTIFICIS EFFIGIEM summo studio a se depictam Joh Dominicus Porta pictor immaginarius Pontificius animo libens
D. D. D

Papst Clemens XIV.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von D. Cunego (1727—1794); Originalgemälde von J. D. Porta.



Die einzigen Souveräne, welche den Orden ganz unbekümmert um die päpstliche Verfügung in ihren Staaten aufrecht erhielten, waren der Protestant Friedrich II. und die schismatische Zarin Katharina II. von Rußland. Der erstere hielt ihn nach seiner tiefen Demütigung für vollkommen ungefährlich und sah in seinen schlesischen Mitgliedern lediglich tüchtige und, was ihm sehr wichtig war, für den Staat sehr billige Lehrer der Jugend. Er benutzte also sein traktatmäßiges Versprechen, die katholische Kirche Schlesiens in ihrem früheren Zustande zu belassen, als Vorwand, jedes Einschreiten gegen die dortigen Jesuiten zu verweigern. Katharina aber begünstigte geradezu in ihren polnischen Erwerbungen die Gesellschaft, die sich ihr als nützliches Werkzeug zur Russifizierung Polens zur Verfügung stellte. Dieses unglückliche Reich fand in den Jesuiten die eifrigsten Diener seiner hartnäckigsten und gefährlichsten Bedrückerin. Dafür erlaubte ihnen Katharina, sich einen General-Vikar zu wählen, der förmlich als General des Ordens auftrat (1782). Hier, wo es sich um seine eigenen Interessen handelte, vergaß letzterer völlig den, nach seinen eigenen Gesetzen, dem Stellvertreter Christi geschuldeten absoluten Gehorsam.[1])

Einmal in der wichtigsten Angelegenheit von den Kronen überwunden, setzte Klemens XIV. denselben auch in anderen Geschäften keinerlei Widerstand mehr entgegen. Er legte den Streit mit Parma zu dessen Zufriedenheit bei; er verbot, trotz des heftigen Widerstandes der eifrig klerikalen Partei, die jährliche öffentliche Verlesung der den weltlichen Gewalten besonders verhaßten Bulle In coena Domini.

Es ist nicht wahr, daß Klemens über sein Verfahren gegen die Jesuiten lebhafte Gewissensbedrängnisse empfunden habe. Richtig dagegen ist, daß ihm die Überbleibsel des Ordens allerorten die bitterste Feindschaft bewiesen und seine Seelenruhe hart bedrängten. So war es natürlich, daß, als der noch nicht siebzigjährige Papst schon am 21. September 1774 plötzlich verschied, man seinen Tod dem Gifte der Jesuiten zuschrieb. Selbst viele Ärzte, die bei der Öffnung seines Leichnams zugegen gewesen, und mehrere der einflußreichsten Kardinäle, ja sein Nachfolger, waren dieser Ansicht. Möglich ist freilich auch, daß das gefährliche Klima Roms und die stete Furcht vor den Nachstellungen der Jesuiten den schnellen Tod Ganganellis verursacht haben.[2])

Die Aufhebung des Jesuitenordens war eines der wichtigsten Fakten in der Reihe von Ereignissen, welche das Eindringen des rein weltlichen, ja antikirchlichen Geistes in die damaligen Staatsregierungen erweisen und das Vorherrschen des aufgeklärten Absolutismus, selbst in den bisher am meisten zurückgebliebenen Nationen, begründeten. Das Breve Dominus ac redemptor noster bedeutet eine wahrhafte Kapitulation von seiten des Papsttums. Indem dasselbe, auf Andringen der weltlichen Mächte, denjenigen Orden vernichtete, welcher nach seinen Gesetzen und in seiner Wirksamkeit der eifrigste Verteidiger

---

1) Th. v. Bernhardi, Gesch. Rußlands, II. II. 392 ff.
2) Vgl. Ginzel, Kirchenhistorische Schriften (Wien 1872), 241 ff.

der pontifikalen Machtansprüche gewesen war, gab es die letzteren selber auf und gestand seine Niederlage offen ein. Es wurde denn auch dies Ereignis zum Zeichen allgemeiner Auflehnung gegen die Hierarchie. Der Senat von Venedig stellte Nachforschungen an, die ergaben, daß unter einer Bevölkerung seines Staates von 1 600 000 Seelen 46 000 Geistliche vorhanden waren, deren jährliches Einkommen einem Kapitalbesitze von 129 Millionen Dukaten entsprach. Eine ähnliche Untersuchung im Königreiche beider Sizilien lehrte, daß die 107 000 geistlichen Personen desselben nicht weniger als zwei Drittel aller Immobilien inne hatten. Im ganzen katholischen Europa, selbst in dem Österreich Maria Theresias, fand infolgedessen eine Beschränkung und Verminderung der Klostergeistlichkeit statt. In mehreren italienischen Staaten wurde die Inquisition abgeschafft, und voll Freude verbrannte das Volk die Papiere des verhaßten Gerichtes auf öffentlichen Plätzen.

In diesem Sinne ging auch in Spanien Graf Aranda, früher Gesandter in Paris und ganz von dem Einflusse der dort herrschenden litterarischen Bestrebungen sowie der Anschauungen Choiseuls erfüllt, an die Umgestaltung seines Volkes. Er wurde dabei unterstützt von dem Grafen Florida-Blanca, seinem Mitminister, einem geschickten und vorurteilsfreien Diplomaten, der als Gesandter in Rom die Verhandlungen geleitet hatte, welche zur Aufhebung des Jesuitenordens führten. Doch hatte Florida-Blanca in höherem Maße, als Aranda, bei seinen Maßregeln mehr die Steigerung der königlichen Macht, als gerade eine Modernisierung der spanischen Zustände im Auge. Neben diesen beiden politisch thätigen Männern wirkte Campananes für die wirtschaftliche Wiedergeburt der Nation, eine echte Gelehrtennatur, kühn in seinen Theorien, aber für die praktischen Maßregeln überall auf geschichtlichem Boden wurzelnd, den allzu schroffen Umwälzungen im Staats- und Volksleben abgeneigt. Auch D. Manuel de Rodas ist unter den ausgezeichneten Helfern jener beiden Minister zu nennen. Freilich mußte 1773 Aranda seinen zahlreichen persönlichen Gegnern weichen und kehrte auf den Gesandtschaftsposten in Paris zurück. Allein nach kurzer Verwaltung Grimaldis erhielt 1777 Florida-Blanca die Stelle des ersten Ministers, in welcher er nach längst bewährter Weise weiter thätig war. Unter so ausgezeichneten und doch so eigentümlichen und verschieden gearteten Leitern erlebte Spanien eine Periode des Aufschwunges und der Blüte, die leider für das vielgeprüfte Land nur zu schnell vorüber ging. Die öden Gebirge der Sierra Morena wurden durch deutsche Kolonisten belebt und angebaut. Die ausgedehnten, aber bisher völlig vernachlässigten Gemeindeländereien wurden aufgeteilt und an tüchtige Ackerwirte vergeben. Der Getreidehandel ward, den Grundsätzen der physiokratischen Schule entsprechend, von jeder Beschränkung befreit. Der Staat legte auch eigene Magazine zur Vorsorge für Notjahre an. Das Münzwesen erfreute sich einer neuen und streng gewissenhaften Reorganisation. Allen Rohmaterialien für Groß- und Kleingewerbe gestattete man freie Einfuhr. Die bisher in unsinniger und verderblicher Weise eingerichteten Steuern wurden nach rationellen Grundsätzen

umgelegt. Die Macht der bürgerlichen und zumal richterlichen Obrigkeiten ward über militärische und hierarchische Willkür erhoben und verstärkt. Das Polizeiwesen machte eine Umwandlung durch, welche nicht wenig die öffentliche Sicherheit, freilich auch die Allmacht der Zentralregierung, begünstigte. Ein Gesetz regelte genau die jährliche Aushebung für den Militärdienst und verminderte die Zahl der von demselben befreiten Bevölkerungsklassen. Kein Zweig des nationalen Lebens und der Staatsverwaltung, auf welchen diese Regierung nicht ihre gutgemeinte, wachsame, eifrige, wenn auch bisweilen übel beratene Sorgfalt gelenkt hätte. Die durch Vertreibung der Jesuiten freigewordenen Grundstücke, Baulichkeiten und Einkünfte wurden zum großen Teile zur Einrichtung eines weltlichen Volksunterrichtes verwendet; die Lehrer mußten eine Staatsprüfung bestehen, wurden dafür aber durch Erteilung zahlreicher Vorrechte ausgezeichnet und ermutigt. Nicht minder wurden die völlig zerrütteten und von Mißbräuchen überwucherten Universitäten gründlich reformiert. Die Zahl der Klostergeistlichkeit wurde vermindert, die Einkünfte der Pfarrer dagegen beträchtlich aufgebessert. Es bildete sich eine national-ökonomische Gesellschaft aus den hervorragendsten Granden, Staatsmännern und Gelehrten des Landes, um auf theoretischem und praktischem Wege dessen Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern; und diese Gesellschaft besaß wirksame Zweigvereine in allen bedeutenderen Städten. Die Früchte ihrer Studien und Schriften wurden bald bemerklich. Man verbesserte in mustergültiger Weise die öffentliche Wohlthätigkeit, die Armen- und Vagabundengesetzgebung. Kanäle wurden gezogen, zumal zum Zwecke der Bewässerung des dürren spanischen Bodens. Der König und seine Kinder legten Musterwirtschaften zur Hebung des Ackerbaues an. Die Gesetzgebung schützte und begünstigte den Landmann gegenüber der Unterdrückung und Ausbeutung durch den Gutsherrn. Ebenso berief man tüchtige Handwerker und Ingenieure aus dem Auslande, kaufte Maschinen und Modelle, um die Fabrikation zu fördern. Die schönen Künste wurden von allen Zunftfesseln befreit. Die Regierung legte zweihundert Leguas neuer Wege an, baute 322 neue Brücken, besserte die alten aus, richtete Postkurse ein. Diese Arbeiten zur Erleichterung des Verkehrs kosteten neunzig Millionen Realen. Der Handel mit Amerika, der früher auf Cadiz und Sevilla beschränkt war, wurde freigegeben, wodurch er sich verdreifachte, die staatlichen Zolleinkünfte sich verdoppelten. Man errichtete eine Handelskompanie für die Philippinen, sowie, was wichtiger war, eine Nationalbank. — Blieben auch viele dieser Reformen noch unvollendet, so war doch überall der Antrieb zum Besseren gegeben. Frisches Leben begann die blutleeren Adern Kastiliens zu erfüllen; materiell und geistig hob sich die Nation, deren Kern ein so kräftiger und entwicklungsfähiger ist, unter dem wohlthätigen Zusammenwirken zahlreicher unterrichteter, denkender, wohlwollender und patriotischer Männer. Streng monarchisch war diese Reformbewegung, wie die Friedrich des Großen und Josefs II., wie die Pombals und Tanuccis; aber sie hat dem spanischen Volke mehr Gutes gebracht, als alle demokratisch-revolutionären Zuckungen

zusammen genommen, die es in unserem Jahrhundert betroffen haben. Noch heute sehen die Spanier auf das Zeitalter Karls III. als auf ein goldenes, nur allzu schnell entschwundenes, zurück.

Mit nicht minderem Geschick hat Florida-Blanca die äußere Politik Spaniens geleitet. Er führte endlich den langen Grenzkrieg zwischen Spaniern und Portugiesen in Südamerika zu einem für die ersteren günstigen Abschluß (1777) und ging sogar, im folgenden Jahre, mit Portugal ein enges Handels- und politisches Bündnis ein, das für beide Staaten höchst vorteilhaft war. Andere Handelsverträge, mit der Türkei und den Barbareskenstaaten, sicherten die spanische Schiffahrt auf dem Mittelmeere. Dabei waren, trotz der Teilnahme am amerikanischen Kriege (1779—1783), die Finanzen in bester Ordnung, keine Anleihe notwendig, die Steuern nicht allzu drückend. Solche Ergebnisse machen der Verwaltung Karls III. und Florida-Blancas alle Ehre. —

Klemens XIV. hatte auch Portugal den Frieden angeboten und Pombal sehr geneigt gefunden, dem heiligen Stuhle entgegen zu kommen; unter den lebhaftesten und pomphaftesten Beweisen der Freude hatte man beiderseits die Versöhnung gefeiert. Indes die Freundschaft mit diesem Ganganelli erbitterte gegen Pombal nur desto mehr die klerikale und jesuitische Partei, die mit der von dem Papste zerstörten Gesellschaft so eng verbunden gewesen war. Solange König Josef lebte, scheiterten alle Intrigen, obwohl aus der Mitte der königlichen Familie selbst gefördert, an dem felsenfesten Vertrauen des Herrschers zu seinem Minister. Aber nach des Monarchen Tode (Febr. 1777) trat unverzüglich ein völliger Umschwung ein.

Josef hatte nur Töchter hinterlassen, deren älteste, dem Klerus ganz ergeben, nun als Königin Maria I. die Regierung übernahm. Sofort wurde Pombal, allerdings zunächst in sehr gnädiger Weise, entlassen. Dann durften alle Feinde des bisherigen Ministers aus dem Gefängnis und der Verbannung wiederkehren. Der zelotischste Teil der Geistlichkeit sah sich auf jede Weise bevorzugt. Die Verteidigungsschriften Pombals gegen die immer heftigeren Anklagen seiner Widersacher wurden vom Gerichte verurteilt und vernichtet, endlich gegen ihn, den mehr als Achtzigjährigen, geradezu eine peinliche Untersuchung begonnen. Das Verfahren wider die Familien Aveiro und Tavora[1]) gab hierfür nur allzu viel Anhalt — ihre Prozesse wurden revidiert und nach flüchtiger Verhandlung die Unschuld aller im Jahre 1759 Hingerichteten ausgesprochen. Da sich aber für Pombal immerhin noch mächtige Freunde verwandten, wurde er nur in die Provinz verbannt, und bald entzog ihn der Tod (1782) den weiteren Angriffen seiner Gegner.

Maria I., eine im Grunde sanfte und edle Frau, war derart von schwärmerischer, überstrenger Frömmigkeit erfüllt, daß diese mehr und mehr ihre Seele umdüsterte, bis endlich die unglückliche Fürstin völliger Geistesnacht verfallen ist (1792). Sie machte den Klerus und den Hochadel wieder

1) S. oben S. 476.

zu den herrschenden Gewalten im Reiche; an Stelle der von Pombal begründeten Unterrichtsanstalten erhoben sich Klöster, die Volksschule ward der Geistlichkeit überantwortet. Doch war der höhere Unterricht nach wie vor Gegenstand sorgfältiger Pflege, und nicht minder setzte die neue Regierung die Bemühungen Pombals für Handel und Gewerbe fort. So blieb wenigstens zum Teile das Gute bestehen, das ein Minister gestiftet hat, welcher, früher vielfach angeschwärzt und verleumdet, in neuester Zeit immer mehr nach seinem wahren Verdienste anerkannt wird. Wenn das an Zahl wenig beträchtliche portugiesische Volk während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, meist in erfreulichem Gegensatze zu seinem spanischen Nachbarn, wohlhabend, betriebsam, befriedigt ist, dabei des patriotischen Stolzes keineswegs entbehrend, so verdankt es seine glückliche Lage hauptsächlich der Thätigkeit Sebastian Josef von Pombals. —

Nicht nur die Pyrenäenhalbinsel — alle europäischen Völker erfuhren damals die Einwirkungen der vorherrschenden französischen Kultur.[1]) Selbst das ferne Rußland konnte sich denselben nicht entziehen. Die poetische Litteratur dieses Landes, die vor dem achtzehnten Jahrhundert überhaupt nicht existierte, schlug unter dem Fürsten Kantemir, der zugleich Geschichtschreiber und Satirendichter war, und dem Dramatiker Lomonosow durchaus französische Bahnen ein. Hegte doch die Selbstherrscherin Katharina II. noch unbedingtere Bewunderung für den gallischen Geist, als selbst Friedrich der Große. Sie ließ sich durch einen deutschen, aber völlig französierten Baron Grimm, einen geistreichen und witzigen Beobachter, regelmäßig über die litterarischen Vorgänge in Paris genauen Bericht erstatten; sie berief Diderot nach Petersburg, in dessen kaltem Klima und autokratischer Luft derselbe es freilich nicht lange aushalten konnte; sie gewährte dem in Frankreich bitter angefeindeten und verfolgten d'Alembert ein Jahresgehalt.

Viel tiefer gingen die Einwirkungen in Italien. Eine Schule von Rechtsgelehrten und Politikern entstand in diesem Lande, welche sich gänzlich unter dem Einflusse der neuesten französischen Litteratur, und zumal Montesquieus befand.[2]) Der Mailänder Marchese Cäsar Beccaria (1735—93) veröffentlichte im Jahre 1764 sein berühmtes Werk: „Über Vergehen und Strafen.“ Er zeigte sich darin keineswegs als origineller Denker, als Neuerer und Reformer, wohl aber als geschickter Vulgarisator, der in kurzen Sätzen und ausdrucksvollen Worten die philantropischen Ideen der Zeit wiederzugeben verstand. „Damit jede Strafe“, sagte er, „nicht die Gewaltthat eines Einzelnen oder mehrerer gegen einen privaten Bürger sei, muß sie ihrem Wesen nach öffentlich, schnell, notwendig, nach den gegebenen Umständen möglichst gelinde, den Vergehen angemessen und von den Gesetzen vorgeschrieben sein.“ In diesen wenigen prägnanten Worten hat Beccaria für die ganze Rechtspflege der Neuzeit das Programm aufgestellt. Es ist bekannt, daß Beccaria auch, mit Übertreibung seiner

1) Honegger, Kritische Gesch. der französ. Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten (Berlin 1875).

2) Ces. Cantu, Storia di cento anni (2. Aufl. Florenz 1852), I, 437 ff.

humanistischen Bestrebungen, lebhaft und wirksam für Abschaffung der Todesstrafe eintrat. Derselben Schule gehörte der Neapolitaner Johann Filangieri an, der in seinem „Lehrbuch der Gesetzeswissenschaft“ (Scienza della legislazione) den aufgeklärten Absolutismus, die Allmacht der Gesetze, gleiche Grundsätze für alle Klassen und Völker anpries.

Und wie die Jurisprudenz, so blühte in Italien auch die ihr verwandte Wissenschaft der Nationalökonomie. Zum erstenmale fand 1765 zu Padua die Landwirtschaft in Peter Arduino einen akademischen Lehrer. Ludwig Ricci, aus Modena, war ein begabter und eifriger Anhänger von Gournays individualistischer Lehre, die wiederum in Friedrich Galliani, aus Foggia, einen eifrigen Gegner fand. Palmieri, aus Lecce, vermittelte zwischen beiden und trug einen gesunden und verständigen Eklektizismus zur Schau. Mit großem Erfolge trat dann der berühmte Beccaria in die Schranken. War er auch im ganzen Physiokrat, so gestaltete er doch diese Doktrin in origineller und einsichtiger Weise um. Sein Werk „Über Ackerbau und Manufakturen“ enthält viele Darlegungen, die später Adam Smith weiter ausgeführt hat: so, unter anderm, von der zu erzielenden möglichst großen Menge an nutzbarer Thätigkeit, von den Folgen der Teilung der Arbeit. Ein lebhaftes Interesse an Volkswirtschaft und politischer Theorie bemächtigte sich der gebildeten Klassen der Halbinsel.

Die milde und aufgeklärte Richtung in der juristischen Theorie fand wenigstens an einer Stelle in Italien auch ihre Verwirklichung im praktischen Leben. Nach dem Tode Kaiser Franz' I. erbte dessen zweiter Sohn, Leopold, das Großherzogtum Toscana. Die fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung (1765—1790) machten die glücklichste Epoche für das reiche und hochzivilisierte toscaner Ländchen aus. Von wohlwollender, milder Gesinnung, gründlicher Einsicht und tüchtiger Bildung, führte Leopold ein reiflich durchdachtes System von nützlichen und zweckmäßigen Reformen in dem ihm anvertrauten Gebiete durch. Zunächst kam er dem Ackerbau zu Hilfe, indem er die wenig einträglichen Gemeindewiesen parzellierte und einer intensiveren Kultur unterwarf, die Ausdehnung des Großgrundbesitzes durch Beschränkung der Majorate verhinderte, den Verkauf der liegenden Güter erleichterte. Nicht minder schaffte er die von dem fiskalischen Geiste der späteren Mediceer begründeten landesherrlichen Monopole des Tabaks, der Eisenmanufaktur und anderer Waren ab, unterdrückte er die Zollinien im Innern des Staates, baute er zahlreiche Straßen und Brücken. Im Interesse des Handels gewährte er auch allen in der Hafenstadt Livorno lebenden Fremden völlige Kultusfreiheit. Die Aufhebung des Zunftzwanges kam dem Gewerbfleiße zu gute, allen Unterthanen die Verminderung der Steuern. Im Gegensatze zu dem sonstigen Verfahren des aufgeklärten Absolutismus gewährte er den Gemeindevertretungen eine größere Selbständigkeit in der Verwaltung der Kommunalgüter und der Festsetzung der kommunalen Steuern. Besonders wohlthätig wirkte dann seine Justizreform. An Stelle der zahlreichen Partikularrechte, welche in den verschiedenen Bestandteilen Geltung hatten, aus denen das Großherzogtum

erwachsen war, setzte er eine einheitliche Gesetzgebung und eine wohlgeordnete Organisation der Rechtspflege. Das neue Kriminalgesetzbuch war von den humanitären Ideen des achtzehnten Jahrhunderts durchaus beeinflußt: es schaffte die Tortur, die Gütereinziehung und — zum erstenmale in der Geschichte — auch die Todesstrafe ab; eine Maßregel, die dem milden Sinne der toscanischen Bevölkerung ganz besonders entsprach.

Auch die antiklerikale Gesinnung der Zeit kam in den Neuerungen Leopolds zum Ausdrucke. Indem er das feste Einkommen der Pfarrer erhöhte, konnte er den lästigen Kirchenzehnten abschaffen. Die Pfarreien wurden durch öffentliche Bewerbung besetzt, die kirchlichen Brüderschaften verboten; für die Ablegung der Klostergelübde ward eine ziemlich hohe Altersgrenze bestimmt. Die geistliche Gerichtsbarkeit durfte sich nur noch auf religiöse Vergehungen erstrecken und ausschließlich kirchliche Strafen verhängen, während die Kleriker für alle bürgerlichen Gesetzesübertretungen auch der bürgerlichen Justiz unterstellt wurden. Leopold machte sogar, mit Hilfe Scipio de Riccis, Bischofs von Pistoja, den Versuch, ein vom Papsttum unabhängiges Episkopalsystem zu gründen. Allein hier scheiterte er an der jahrtausendalten Überlieferung der Kirche; Ricci, von der Exkommunikation betroffen und selbst von seinem Landesherrn aufgegeben, mußte sich der Kurie schließlich unterwerfen. Immerhin ist der Vorgang charakteristisch für die Gedanken, welche die damalige Zeit erfüllten.

In dem andern, von dem Hause Lothringen-Habsburg regierten italienischen Lande, in der Lombardei, herrschten gleichfalls erträgliche Zustände. Die Finanzen waren in trefflicher Ordnung, die Steuern vermindert, die innern Zollinien verschwunden. Man baute Straßen und Kanäle und verschönerte die Städte. Die Landesuniversität Pavia blühte auf unter vorzüglichen Professoren, einheimischen und fremden; hier lehrte der große Physiker Volta. Die Regierung belohnte verdienstvolle Schriftsteller und sorgte für Sammlung und Veröffentlichung der Geschichtsquellen. Wie anders sah es in den Nachbarländern aus! Unter Karl Emanuel III., einem ungebildeten und mißtrauischen Fürsten, gehörten Sardinien und Piemont zu den zurückgebliebensten und rohesten Gegenden der Halbinsel. Niemand hätte damals glauben können, daß von diesem Staate einst die Befreiung und nationale Wiedergeburt der Halbinsel ausgehen werde. Und östlich von der Lombardei zeigte sich im Gebiete Venedigs ein immer traurigerer Verfall. Freilich zählte es noch 4 1/2 Millionen Einwohner, betrugen die jährlichen Einkünfte noch sechs Millionen Dukaten. Aber die Korruption war allmächtig. Einige reiche Familien erkauften die armen Edelleute, die „Barnabotti“, durch deren Stimmen sie den großen Rat und alle Obrigkeiten beherrschten. Das Volk wurde durch Spionentum und kastenartige Teilung im Zaume gehalten: es schied sich in Bürger und Plebejer; jedes Stadtviertel, jedes Gewerbe hatte besondere und ungleiche Vorrechte. Die niedrigste Angeberei stand in voller Blüte. Dabei war die äußere Politik der Republik die der Schwäche und Furcht, Kunde des Waffenhandwerks nicht mehr vorhanden. Noch weit übler lagen die Dinge im Kirchenstaate.

Fr. Beccatini, ein Zeitgenosse Papst Pius' VI., gesteht in einer durchaus enkomiastisch gehaltenen Lebensbeschreibung dieses Fürsten,[1]) daß, mit Ausnahme der Türkei, es kein schlechter verwaltetes Land gebe, als das des Papstes. Der Getreidehandel war dort Monopol der Regierung; das Vieh wurde beim Verkauf durch bestechliche Beamte abgeschätzt; Industrie existierte überhaupt nicht. Die Grundsteuer war für elende 40000 Dukaten verpachtet, obwohl sie leicht das Doppelte hätte einbringen können. Das Volk war, trotz der Unzahl der Geistlichen, bis zum Tierischen verroht. In den elf Regierungsjahren Klemens' XIII. kamen zwölftausend Mordthaten vor, darunter nicht weniger als viertausend in der Stadt Rom, unter den Augen des Papstes. Freilich war Pius VI. eine schöne majestätische Erscheinung, ein eleganter und salbungsvoller Redner, voll grenzenloser Eitelkeit, aber ohne ernstere Verdienste. Seit mehr als zwei Jahrhunderten war er wieder der erste, der seine Nepoten begünstigte. Selbst indem er die Austrocknung der pontinischen Sümpfe begann, geschah das nur in der Absicht, hier für seine Familie ein Fürstentum zu gründen. So erneuerte er die Mißbräuche der Päpste des fünfzehnten Jahrhunderts.

In Neapel bezogen die Neuerungen sich nach wie vor nur auf das kirchenpolitische Gebiet.[2]) Hier ließ sich der tyrannische Geist des Königs Ferdinand IV. um so eher von der antihierarchischen Gesinnung des Ministers Tanucci bestimmen, als Klemens' XIV. Nachfolger, der eben erwähnte Pius VI., der jesuitenfreundlichen und zelotischen Partei des heiligen Kollegiums angehörte und dadurch bald in Streit mit den weltlichen Gewalten geriet. Der König ernannte, ohne jede Genehmigung seitens der Kurie, die Bischöfe seines Reiches und verbot ihnen, sich in ihrem Titel der Worte „durch die Gnade des apostolischen Stuhles“ zu bedienen. Als Pius VI. sich weigerte, solche Prälaten zu weihen, drohte der König, diese Handlung durch Bischöfe des Königreiches vollziehen zu lassen, und zwang damit den Pontifex zur Nachgiebigkeit. Ebenso bezeichnend war es, daß vom Jahre 1776 an Ferdinand die jährliche Zeremonie der Überreichung eines weißen Zelters an den Papst, als Anerkennung der Lehnsabhängigkeit Neapels vom heiligen Stuhle, trotz aller Proteste desselben unterdrückte.

Gewissermaßen zu derselben Reihe von Thatsachen gehören die Maßregeln, die Tanucci zum Besten des weltlichen Unterrichtes traf. Hierzu wurden, in löblichster Weise, die eingezogenen Jesuitengüter zum großen Teile verwendet. Jede Gemeinde mußte eine oder mehrere Volksschulen begründen, in denen Lesen, Schreiben und das elementare Rechnen gelehrt wurden. In jeder größeren Stadt entstand ein Kolleg, wo zwölf Professoren Vorlesungen über weltliche und kirchliche Wissenschaften hielten; kleinere Kollegien in den Städten mittlern Ranges. Alle geistliche Aufsicht oder Einmischung ward von diesen

---

1) Kapitel III.
2) Colletta I, 106 ff. (Ausg. Florenz 1848).

Unterrichtsanstalten mit Strenge fern gehalten. Die Universität von Neapel ward in dem prächtigen ehemaligen Jesuitenpalaste untergebracht, und ihre Lehrstühle wurden mit zahlreichen tüchtigen und gut bezahlten Professoren besetzt. Hier fanden auch die Schätze der Farnesischen Bibliothek und des Farnesischen Museums, die König Karl aus Parma mit sich geführt hatte, sowie die Ergebnisse der Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji, ihren Platz. Diese Einrichtungen hatten den glücklichsten Erfolg: die so lange vernachlässigte geistige Kultur begann in Süditalien zu erblühen, und eine Reihe hervorragender Talente sich in den verschiedenen Wissenschaften geltend zu machen.

Indes diese nützlichen Einrichtungen versprachen leider keine Dauer, da sie nur das Werk Tanuccis und einzelner einsichtiger Gehilfen waren. Weder der rohe, ungebildete, den gemeinsten Ausschweifungen ergebene König, noch die durch Jahrhunderte lange Mißregierung geistig und moralisch heruntergebrachte Bevölkerung brachte ihnen die mindeste Teilnahme entgegen. Die Verwaltung fuhr fort in ihrer alten Willkür, Unehrlichkeit und Unbedachtsamkeit. Die mittleren und unteren Klassen blieben der Spielball der feudalen Privilegien und Mißbräuche. Handel und Gewerbe wurden durch die unvernünftigsten mittelalterlichen Beschränkungen gelähmt und überdies durch staatliche Monopole behindert, deren Zahl Ferdinand noch vermehrte. Die Gerechtigkeitspflege war grausam und willkürlich, die Tortur und Todesstrafe häufig, jedes Vergehen gegen die königliche Autorität mit den schärfsten Strafen geahndet. Die Zugehörigkeit zum Freimaurerbunde, ja Teilnahme an einer von der Polizei nicht ausdrücklich erlaubten Versammlung galten als todeswürdiges Verbrechen. Die Lektüre der Bücher Voltaires war bei drei Jahren, diejenige der offiziellen Zeitung von Florenz bei sechs Monaten Galeere verboten. Gute Gesetze wurden in Menge erlassen, aber niemand führte sie aus, und die Beamten und Barone kümmerten sich um sie am wenigsten. In jedem Jahre kamen Tausende von Mordthaten vor, und Diebe gab es nicht weniger als 30 000.

Die Reformbestrebungen erhielten dann den härtesten Schlag, als im Jahre 1777 die Königin Maria Karolina, Tochter Maria Theresias, eine stolze und herrschsüchtige Frau, den Sturz Tanuccis herbeiführte, der sich ihrem leidenschaftlichen und tyrannischen Ehrgeize widersetzt hatte. Er zog sich auf sein Gut zurück, wo er im Jahre 1783, in ärmlichen Vermögensverhältnissen, gestorben ist. Die Entfernung dieses hochverdienten Mannes von der Regierung eröffnete eine Ära der Reaktion und der finanziellen Zerrüttung.

Und ebenso ging es in Parma. Auch hier ward der Herzog Ferdinand seines aufgeklärten Ministers Du Tillot überdrüssig und ersetzte ihn durch den Spanier De Lano. Dieser glaubte seinen Ruhm in Zerstörung alles dessen finden zu sollen, was sein Vorgänger geschaffen hatte. Nun wurden die kirchenpolitischen Neuerungen wieder abgeschafft, die Inquisition hergestellt, der Friede mit Rom unter beträchtlichen Opfern landesherrlicher Gewalt geschlossen.

Im ganzen, muß man sagen, hat die fürstliche Reformbewegung der

zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für Italien, mit Ausnahme Toscanas, eben nur eine Stärkung der monarchischen Macht zur Folge gehabt, wie sie ja auch Filangieris Anschauungen entsprach. Sonst behielt die Halbinsel ihre schlechten Gesetze, ihre drückende und lästige Feudalität, den elenden Zustand der Gewerbe und des Handels; niemals war das italienische Nationalgefühl so ganz vernichtet, wie damals. In den Jahren 1748—1796, während eines halben Jahrhunderts, genoß die Apenninenhalbinsel ununterbrochenen Friedens unter den neuen Herrscherhäusern, die fremde Gewalt ihr aufgedrungen hatte. Aber dieser Zustand der Ruhe, der in ihrer Geschichte ohne Beispiel war, diente nur dazu, das geknechtete und entgeistigte Volk völlig zu demoralisieren. Kein Italiener, außer den zu Soldaten gepreßten Verbrechern, trug mehr die Waffen; die Lombardei mußte von der österreichischen Regierung ausdrücklich von der allgemeinen Rekrutierungspflicht der habsburgischen Monarchie ausgenommen werden, da ihre Bevölkerung sich völlig kriegsuntüchtig zeigte. Eine Republik, die früher eine Weltstellung behauptet hatte — Genua — unterhielt noch fünfzehnhundert Söldner; die Republik Lucca zweihundert! Dafür blühte die Unsitte des Cicisbeismus, eine Schöpfung des achtzehnten Jahrhunderts, und übte seine verweichlichenden und demoralisierenden Wirkungen. Keiner wollte arbeiten, genießen ein jeder, nach seiner Weise; die ungeheure Zahl der Klöster ermutigte die Trägheit, durch das Beispiel, welches die Mönche gaben, durch die Almosen, die sie ohne Unterschied dem Schwachen und dem Gesunden, dem Unglücklichen und dem Faulen verteilten. Bettelei, Betrug und Räubertum erschienen als ganz natürliche und keineswegs unziemliche Dinge.

Bei so vollständigem Verfalle des italienischen Volkstums konnte seine Litteratur nicht gedeihen. Sie ging in prächtigem, metapherreichem Stile einher, aber der geistige Inhalt war überaus gering. Die Schriftsteller waren von dem Volke durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Sie trugen nicht mehr den nationalen Charakter, der in früheren Zeiten der gesamten italienischen Litteratur hohen Wert und bleibende Volkstümlichkeit verliehen hatte. Um so mehr verfielen sie dem Einflusse der glänzenden und hochbegabten Nachbarnation, der Franzosen, der allmächtig ward, in noch höherem Grade, als zur Zeit Ludwigs XIV. Der venezianische Advokat Karl Goldoni (1707—1793) machte dem regellosen Volkslustspiele ein Ende, indem er es durch die Charakter- und Sittenkomödie nach Art Molières zu ersetzen suchte. Wirklich ist dem überaus fruchtbaren Schriftsteller reiche Einbildungskraft, ausgezeichnete Kenntnis der szenischen Erfordernisse, glückliche Beobachtungsgabe in allen Äußerlichkeiten des Lebens und Gewandtheit des Dialogs keineswegs abzusprechen. Aber wirklich dichterische Anlage, tiefes Eindringen in das Wesen der Menschennatur, packender Witz fehlen ihm gänzlich. In anmutigem, aber schließlich leerem Geschwätze zeigt sich uns nicht das wahre und bleibende Leben, sondern nur die Oberfläche einer gezierten, geistig und moralisch verschrobenen Gesellschaft von Müssiggängern. Es traf ihn also nur ein wohlverdientes Schicksal, als

er nach fünfzehnjährigen Triumphen ganz plötzlich von einem grundsätzlichen Gegner, einem Anhänger des volkstümlichen Lustspiels, dem Grafen Karl Gozzi, aus dem Felde geschlagen, ja zur Selbstverbannung nach Paris genötigt wurde. Gozzi (1722—1806) war ein wirklicher Dichter, der seinen Lustspielen inneres Leben, seinen Personen einen wahren und scharf umschriebenen Charakter zu verleihen wußte, dessen lustig sprudelnde Phantasie doch nie die Grenzen des litterarisch Erlaubten überschritt. Erschütternde Tragik wechselt mit burlesk Heiterem und kecker Mannigfaltigkeit ab. Dabei weiß Gozzi die Waffe des Spottes gegen die Ausartungen der zeitgenössischen Philosophie mit ebenso vieler Kraft wie Schärfe zu führen.

Allein Gozzi blieb ganz vereinzelt. Wie durchaus französisch gesinnt ist der, früher weit überschätzte, Trauerspieldichter Graf Viktor Alfieri, aus Asti (1749—1803)! Leidenschaftlich und von maßloser Eitelkeit erfüllt, traute er sich zu, die französischen Dichter, außer denen er keine kannte, noch auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen. Sind die Gefühle und Ideen, die er in seinen Tragödien ausdrückt, auch an sich erhaben und edel, so ertötet doch die übertriebene Einfachheit und daraus erwachsende Unnatur der Anlage, die Gewaltsamkeit des Ausdruckes, die unharmonische Häßlichkeit der Sprache, die rohe Wut der Leidenschaften inmitten pedantischer Beobachtung strenger äußerer Regeln jedes Wohlgefallen. Alle Ruhe, alle lyrische Sanftmut ist aus seinen Stücken verbannt.

Erwähnen wir noch, daß Italien seinen alten Ruhm in den Naturwissenschaften nur in bescheidenem Umfange behaupten konnte. Doch hatte die Halbinsel die Ehre, die Begründer der Lehre von der Elektrizität, einen Galvani (1737—1798) und einen Volta (1745—1827) unter seinen Söhnen zu zählen. Über dem tiefen Verfalle der italienischen Kunst aber erhob sich der Stern der Canovaschen Skulptur nur eben am Horizonte. Seine Glanzzeit gehört schon einer anderen, bessern und lebenskräftigern Epoche des italienischen Volksgeistes an. Sie wurde durch Alfieri und einige andere ausgezeichnete Geister vorher empfunden und verkündigt. „Der Tag wird kommen," ruft jener aus, „wo die Italiener wieder erstehen werden, Helden auf dem Schlachtfelde!" — „Mögen wir alle wieder Italiener werden," läßt schon 1766 Peter Verri in seinen Dialogen eine seiner typischen Persönlichkeiten sagen, „wenn wir nicht aufhören wollen, Männer zu sein. Möge der Patriotismus, das heißt die Liebe zum allgemeinen Wohl unseres Volkes, die Sonne werden, die uns erleuchtet."

Achtes Kapitel.

Preußen und Deutschland in der Friedenszeit.

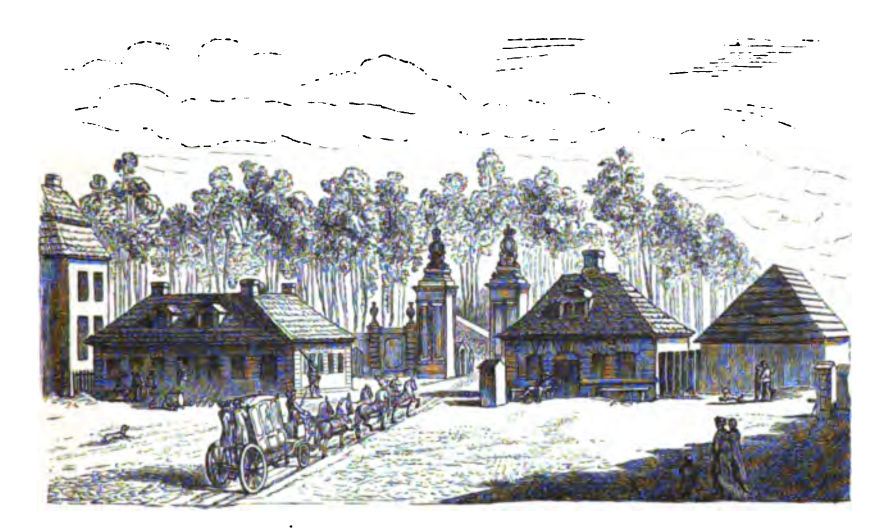
Reich an Ruhm und Ehren, aber an Mitteln verarmt und mit verringerter Bevölkerung war das preußische Volk aus den gefahrvollen siebenjährigen Kämpfen hervorgegangen. Doch kaum war sein großer Regent durch den Friedensschluß der dringendsten Sorgen für das Dasein des Staates entledigt, als er, ohne einen Tag zu verlieren, mit unermüdlicher Sorgfalt an die Arbeit ging, seine Länder von den Wunden zu heilen, die der Krieg ihnen geschlagen.[1]) Ruhe, Erholung kannte dieser rastlose und pflichttreue Geist nicht. Zunächst galt es die Reorganisation der Finanzen und des Geldwesens.

Wenn wir von den englischen Subsidien sowie den sächsischen und mecklenburgischen Kontributionen absehen, hatte der König, da er sich weder auf neue Steuern noch auf Anlehen einlassen wollte, die Kriegskosten hauptsächlich in doppelter Weise bestritten: durch Verschlechterung der Münzen und durch Ausgabe von Kassenscheinen. Nicht nur wurden die brandenburgischen und sächsischen Münzen weit unter dem Nominalgehalt ausgeprägt, sondern Friedrich schloß auch heimlich Verträge mit wahrhafte Falschmünzerei betreibenden Kleinfürsten, deren Geld er dann, gegen angemessenen Vorteil, Zwangskurs im eigenen Lande verschaffte. Dadurch wurden Zerrüttung, Verluste aller Art, Preissteigerungen und Agiotage hervorgerufen. Aber hiermit nicht genug: nach dem Frieden, in den Jahren 1763 und 1764, wurden plötzlich alle diese schlechten Münzen — manche enthielten nur ein Viertel des Nennwertes — außer Kurs gesetzt und von den öffentlichen Kassen lediglich noch zum Metallwert angenommen. Es ist wohl wahr, daß man wieder ein loyales Münzsystem haben mußte, und daß der Staat damals nicht imstande war, die Kosten dieses Heilungsprozesses zu tragen. Indes es war doch die plötzliche Demonetisierung der durch das Bildnis des Königs und das preußische Wappen gewährleisteten

---

1) Manso, Geschichte des preußischen Staates, vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft (3 Bde. Frankfurt 1819.) — K. H. S. Roedenbeck, Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrich des Großen Regentenleben (3 Bde. Berlin 1840—42). — C. Reimann, Neuere Geschichte des preuß. Staates, Bd. I. II. (Gotha 1882—88). — Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur, Bd. II. — Preuß, Riedel, Lehmann, Cauer, u. s. w.

Münzen zweifellos eine Art öffentlichen Bankrotts, der zahllosen Privatpersonen wirtschaftlichen Ruin brachte und überhaupt derartige Verluste und Nachteile im Handel und Verkehr herbeiführte, daß eine noch so schwere, aber umsichtig angelegte und gerecht verteilte Kriegsteuer bei weitem weniger drückend und schädlich gewesen wäre. Und dabei hätte eine solche sicherlich dem Könige viel mehr Ertrag gebracht, als jenes Münzgeschäft, dessen Profit er mit zahlreichen gewissenlosen Spekulanten teilen mußte. Das Generaldirektorium schrieb selber, in einem Berichte vom Oktober 1768, den Rückgang des Handels und Gewerbfleißes in den letzt verflossenen Jahren zu allererst der „zweimaligen Reduktion des Geldes“ sowie dem darauf erfolgten Verluste des auswärtigen Kredits zu.



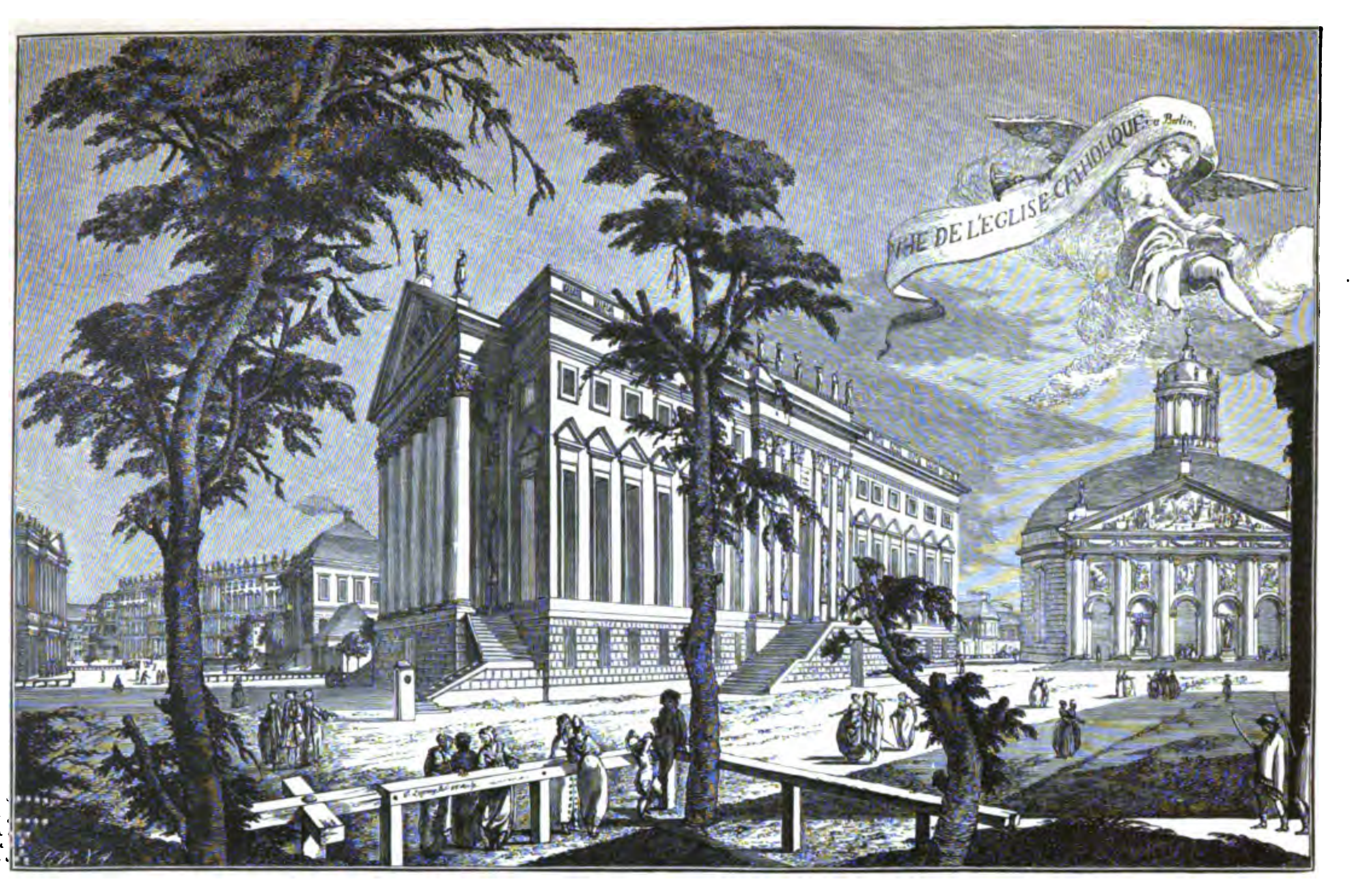
Das Brandenburger Thor in Berlin um 1760.
Nach der Radierung von Daniel Chodowiecki (1726—1801).

Das zweite Mittel war nicht minder ungerecht und unheilvoll für die davon Betroffenen. Sämtliche Gehalte und Pensionen waren seit dem Jahre 1757 inne behalten und durch „Kassenscheine“ ersetzt, die nach Ende des Krieges eingelöst werden sollten. Je länger sich aber der letztere hinaus zog, je ungewisser sich das Schicksal Preußens gestaltete, um so tiefer sanken selbstverständlich die Kassenscheine im Kurse: schließlich auf ein Fünftel des Nennwertes. Man kann sich vorstellen, welche unerträgliche Not in vielen Beamtenfamilien herrschte. Endlich, 1763, wurden die Kassenscheine eingelöst, aber noch in minderwertigem Gelde. Es war das gewiß ein durchaus verwerflicher Kunstgriff, eines Friedrich völlig unwürdig. Freilich entschuldigt er ihn mit der Notwendigkeit: er habe sich dieser „gewaltsamen und verderblichen Maßregel bedienen müssen zur Erhaltung des Staates.“ Allein, wie schon gesagt,

das Land hätte viel leichter eine schwere Einkommensteuer tragen können, als diese grausame Verkürzung wohl erworbener und achtungswerter Rechte.

Um so mehr zu bewundern ist anderseits die Thätigkeit, die Friedrich entfaltete, um den am schwersten betroffenen Landesteilen Hilfe zu bringen. Hier war viel wieder gut zu machen. Beinahe das ganze Staatsgebiet war mehr oder minder von den Feinden verheert worden, die außerdem 125 Millionen Thaler Brandschatzungen erpreßt hatten. Die Felder lagen wüst, weil es an Vieh und Saatkorn und zum Teil an den nötigen Arbeitskräften mangelte, denn die Bevölkerung war fast um eine halbe Million zurückgegangen. Hier schritt der König sofort helfend ein. Es wurden aus den Militärbeständen 25 000 Scheffel Korn, 17 000 Scheffel Hafer, überdies 35 000 Pferde sofort unentgeltlich verteilt. Jedes Regiment schickte Hunderte von Inländern nach Hause, die sich wieder der produktiven Arbeit, zumal dem Ackerbau widmeten. Von den Geldern, die Friedrichs Fürsorge für einen neuen Feldzug bereit gestellt hatte, verteilte er unter die einzelnen Provinzen, je nach Bedürfnis, mehr als sieben Millionen; in vielen Gegenden traten umfassende Steuererlasse ein. Mit großem Eifer ließ er die von den Russen niedergebrannten Häuser neu aufbauen. Dabei revidierte er die Finanzrechnungen bis in die geringsten Einzelheiten, um die alte Ordnung wieder herzustellen. „Das geht schon vier Monate lang ununterbrochen so fort," schreibt er im Juli 1763 seinem Bruder Heinrich: „ich gestehe Dir, es ist ein Vergnügen, für welches ich die geringste Vorliebe hätte; jedoch man muß es sich gefallen lassen, um eine gänzliche Verwirrung in den Finanzen zu vermeiden."

Dreimal: am Beginn seiner Laufbahn, im „Anti-Macchiavell"; in deren Mitte, in den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg;" und an deren Ende, in dem Versuche „Über die Regierungsformen" (1777), hat Friedrich den Satz ausgesprochen, der sich wie ein roter Faden durch seine ganze Verwaltung zieht: „Der Fürst ist der erste Diener und der erste Beamte des Staates." — „Er schuldet diesem," fährt er an der zweiterwähnten Stelle fort, „Rechenschaft über den Gebrauch, den er von den Steuern macht; er erhebt sie nur, um den Staat vermittelst der Truppen, die er unterhält, verteidigen zu können; um die Würde, mit der er bekleidet ist, aufrecht zu erhalten, Dienste und Großthaten zu belohnen, gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen Reichen und Bedrückten herzustellen, den Unglücklichen jeder Art auf alle Weise zu helfen, endlich in allem, was das Staatswesen als solches angeht, Pracht zu entfalten. Wenn der Herrscher einen aufgeklärten Geist und ein rechtschaffenes Herz besitzt, wird er alle seine Ausgaben auf den Nutzen des Publikums und zum größten Vorteil seiner Völker verwenden." Dieser Gedanke, daß der König nicht allein dem himmlischen Herrn, sondern seinem Volke Rechenschaft schuldig sei von seiner Regierung und zumal von der Verwendung der Staatsmittel, war kein vorübergehender Einfall, sondern kehrt in der Abhandlung über die Regierungsformen sowie im Testamente von 1768 noch zweimal wörtlich wieder. Wie weit haben uns hinter solche Anschauungen



Ansicht aus Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen: Katholische Kirche, Opernhaus, königl. Palais und Schloß, Zeughaus.
Gleichzeitiger Stich nach seiner eigenen Zeichnung von J. Legeay.

die politischen Romantiker unseres Jahrhunderts zurückgeführt zu mittelalterlich mystischen Ideen! Und Friedrich hat mehr gethan, als diese herrlichen Gedanken in schönen und treffenden Worten auszusprechen — er hat sie, was weit schwieriger, auch während einer fast fünfzigjährigen Regierung auf das getreueste verwirklicht.

Keineswegs ist ihm, dem genialen, unvergleichlichen Feldherrn, die militärische Thätigkeit die wichtigste Seite des Fürstenberufs. „Es ist offenbar falsch," sagt er, „daß der Fürst nichts sein soll als Soldat. Die Fürsten sind ihrer Entstehung nach zuerst Richter; und wenn sie Generale sind, so ist das eigentlich nur eine Beigabe dazu." Unter dem „Richter"-Amt versteht Friedrich natürlich die Sorge für Ordnung, Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt überhaupt, die gesamte Verwaltungsthätigkeit. Nicht das Recht, nicht den Genuß der königlichen Gewalt hat Friedrich betont; er hat vielmehr in deren Besitz immer vorzugsweise die schwere, verantwortliche Pflicht gesehen, eine Pflicht, die ihn oft tief niederdrückte, die ihm sogar bisweilen den Wunsch nahe legte, sich ihrer zu entäußern. Aber das gerechte Bewußtsein, daß niemand so gut wie er diese Pflicht verwalten werde, hielt ihn davon zurück. Nicht der Staat gehörte ihm, wie es seit Ludwig XIV. das Königtum beansprucht hatte, sondern er gehörte ganz und voll dem Staate an. Dies zuerst verkündet und bethätigt zu haben, den Fürsten der Mit- und Nachwelt mit dem glänzendsten Beispiel voran gegangen zu sein, wird alle Zeit einer der schönsten Ruhmestitel Friedrich des Großen bleiben. Jede Verschwendung, jede Weichlichkeit blieb ihm fern. Jede Stunde des genau eingeteilten Tages hatte ihre Bestimmung, zu der sie unabänderlich benutzt wurde. Man ersieht aus dem zweiten seiner „Politischen Testamente" (1768), wie eingehend er die Bedürfnisse, Produkte und Existenzbedingungen einer jeden Provinz seines Staates erforscht hat: danach entwirft er sich einen auch das Einzelnste umfassenden Plan zur Vermehrung und Erweiterung der Industrie. Der geringste seiner Unterthanen durfte und sollte sich mit seinem Anliegen an ihn wenden. Jede Bittschrift wurde erledigt, auf der Reise ebenso gut, wie in Potsdam oder Berlin. Das hielt er nicht für eine Gnade seinerseits, sondern für das Recht seiner Unterthanen ihm gegenüber. Er verbot den Bittstellern, vor ihm niederzuknien: „das sollten sie nur vor Gott thun." Fünf, höchstens sechs Stunden müßigt er sich für seinen Schlaf ab. So ergehen an einem Tage oft mehr als hundert Verfügungen, über äußere Politik, über Landesmeliorationen, über militärische Unternehmungen, über theologische oder Schulangelegenheiten: das alles bald mit schlagender Kürze, bald in eingehendster Ausführlichkeit; mahnend, lobend, tadelnd, bejahend, abschlagend, antreibend — aber immer originell, frisch, selbständig, geistreich, zutreffend, dem nachgeborenen Leser noch zur Bewunderung und zum höchsten Interesse. Nur durch diese nie ermattende, täglich von neuem beginnende Selbstaufopferung vermochte sein Genie Preußen auf einer Höhe der Macht und des Ansehens zu erhalten, zu der dessen materielle Kräfte in gar keinem Verhältnisse standen.

In der That war Friedrich von der Überzeugung durchdrungen, daß zum Wohle des Staates jede Initiative vom Fürsten ausgehen, dieser die gesamte Verwaltung selber beherrschen und leiten müsse. Nicht als ob er dem Könige eine unmittelbare göttliche Leitung oder mystische Begabung zugeschrieben hätte: das lag ja seiner Auffassung durchaus fern. Der Herrscher, sagt er einmal, habe keine wichtigere Pflicht, als sich daran zu erinnern, daß er ein Mensch sei, wie der letzte seiner Unterthanen. Nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht des Staatsoberhauptes betrachtete er es, selbst überall die Hand anzulegen und die Entscheidung zu bringen: denn wer hätte sonst gleiches Interesse an der Wohlfahrt und Macht des Ganzen? Sah er nicht an dem Sachsen des Grafen Brühl, an dem Schweden der Adelsoligarchie, an dem Rußland Bestuschews, an dem Frankreich der Pompadour die traurigen Folgen der Minister- und Favoritenwirtschaft? Noch 1777 spricht er sich deshalb auf das heftigste gegen die Mißregierung aus, die notwendig erfolgen müsse, wenn der Herrscher die Leitung den Händen von Mietlingen überlasse, die, zufrieden, selbst von jeder Verantwortlichkeit befreit zu sein, sich wohl davor hüten, gegen ihre Untergebenen eine strenge Überwachung auszuüben. Um seiner Unterthanen selbst willen, davon war Friedrich fest überzeugt, muß der Herrscher sein eigener erster Minister sein, seine Beamten, so tüchtig auch ein jeder in seiner Art, nur Werkzeuge in der Hand des geschickten und weisen Meisters. „Die Staatsdiener," sagt er, „muß man sorgfältig überwachen; denn das Mißtrauen ist die Mutter der Sicherheit, und nur der, der die Menschen nicht kennt, darf ihnen trauen." Mit oft unverdienter Härte und Geringschätzung behandelt er die hervorragendsten und bewährtesten seiner Beamten. Er schleudert den einzelnen Gliedern wie der Gesamtheit des Generaldirektoriums den Vorwurf der Unwissenheit, des Mangels an Einsicht, der Impertinenz, ja der Malice und Bestechlichkeit ins Gesicht, droht die Minister selbst arretieren und lebenslänglich auf die Festung bringen zu lassen. Den Minister für Schlesien sowie alle dessen Räte will er ohne weiteres „wegjagen"; und so fort. Und doch hatte Friedrichs Königsauge, mit einer einzigen Ausnahme, nur würdige und ausgezeichnete Männer zu Ministern erkoren. Widerspruch reizte ihn aufs äußerste. Ein Referent, der das Generaldirektorium zu einem den königlichen Absichten widersprechenden Vorschlag veranlaßt hatte, der Geheime Finanzrath Ursinus, ward ohne weiteres kassiert und auf die Festung Spandau gebracht (1766). Freilich führte die ganze Vorgeschichte seines Staates Friedrich zu einer solchen Auffassung. Was Brandenburg-Preußen war und bedeutete, war es nur durch seine Herrscher geworden. Ihr nüchterner, fester, praktischer Sinn, ihre hohe Auffassung von ihrem Fürstenberuf hatte, meist wider den Willen der Unterthanen, Preußen zu einem großen, fest gefügten, ruhmreichen Staatswesen erhoben. Das wußte Friedrich wohl; und dazu kamen das Gefühl des eigenen Wertes und das schönere Gefühl seiner eigenen Pflichten gegen sein Volk. Was wäre wohl geschehen, wenn er im Jahre 1740 oder während des Siebenjährigen Krieges den Rat-

schlägen seiner Minister oder Generale oder selbst seiner Brüder gefolgt wäre? Nur sein Königswille hatte Preußen um die Hälfte vergrößert, und es zur europäischen Macht erhoben! Dafür mochte er aber auch keine Selbständigkeit, keine Eigentümlichkeit neben seinen eigenen wohl überlegten und berechneten Entschlüssen leiden. Freilich war ein solches System ausschließlich auf die Persönlichkeit eines Friedrich zugeschnitten, und darin lag eine große Gefahr. Nur ein Genie ersten Ranges konnte der Aufgabe, eine Art allwissender und allmächtiger Vorsehung zu spielen, einigermaßen genügen. Unter minder begabten Nachfolgern mußte solche Regierungsweise zur Vernachlässigung der wichtigsten Geschäfte, zu geistloser Vielregiererei, zu Verfall und Erschlaffung des gesamten Verwaltungsmechanismus und aller staatlichen Einrichtungen führen. Das ist eben die schlimme Seite des Erscheinens einer genialen Energie an der Spitze eines absolut oder fast absolut regierten Staates, daß sie im Bewußtsein ihrer höheren Begabung und Thatkraft die Institutionen nur nach ihrem eigenen Maßstabe formt, als ob sie ewig da sein würde, dieselben mit ihrem Geiste und Willen zu erfüllen.

Die leitenden Behörden Preußens, das Kabinettsministerium für die äußere Politik, das Generaldirektorium für das Innere sowie für Finanzen und Handel, das Justizministerium für die Gerechtigkeitspflege, waren alle auf kollegialer Grundlage errichtet. Jede dieser Behörden enthielt mehrere Minister, von denen zwar jedem ein besonderes Departement zugewiesen war, die aber alle wichtigen und prinzipiellen Entscheidungen nur in gemeinschaftlicher Beratung miteinander und mit den Geheimräten des Kollegiums erledigen sollten. Und ebenso waren die Provinzialbehörden eingerichtet. Diese Verfassung wurde indes, wenn auch ihre Formen bestehen blieben, in ihrer Wesenheit durch den großen König gründlich desorganisiert, indem er die bedeutendsten Angelegenheiten, ganz besonders in der äußeren Politik, ohne Beteiligung und selbst ohne Wissen der Minister erledigte oder auch, je nach seinem Gutbefinden, von einem derselben Bericht und Vorschlag forderte, oder endlich den einzelnen mit der Ausführung eines königlichen Auftrages betraute. Niemals hat er den Beratungen der Ministerien beigewohnt. Alles regierte er aus seinem Kabinett: sowohl seine Generaladjutanten, welche die militärischen Geschäfte, als auch die Kabinettsräte, welche die weit umfassenderen Zivilangelegenheiten bearbeiteten, sollten nach seinem eigenen Ausdrucke nur seine Schreiber sein. Deshalb nahm er zu seinen Geheimen Kabinettsräten grundsätzlich nur Männer bürgerlicher Abkunft, ja meist unstudierte Subalternbeamte, damit sie eben lediglich einflußlose und einflußunfähige Sekretäre wären. Indes schon unter Friedrich zeigte diese Einrichtung die bedenklichsten Mängel. Da die Minister den König fast nie zu sehen bekamen und ihm deshalb ihre Ansichten nicht fortlaufend auseinander setzen konnten; da infolgedessen die Kabinettsräte die einzigen Personen waren, die dem Herrscher über die verschiedensten Dinge regelmäßig Vortrag zu halten hatten: übten sie thatsächlich einen bedeutenden Einfluß auf die Entscheidungen des Königs. Daß sie durch ihre

Bildungsstufe und Vergangenheit zu einem solchen Einflusse durchaus nicht berufen waren, machte ihn nur um so gefährlicher, um so unabhängiger von persönlichen Beweggründen. Wirklich mochte es einem gewandten, mit dem Charakter des Regenten und den Verhältnissen genau vertrauten Manne nicht schwer werden, der bloßen Darstellung der von ihm vorgetragenen Thatsachen eine Wendung zu geben, die auf ein bestimmtes Ziel hinführen mußte.

Bei der unermüdlichen Arbeitskraft und dem durchdringenden Scharfblick des großen Königs, welcher das Kleinste wie das Wichtigste umfaßte, konnte das Übel noch keinen beunruhigenden Umfang annehmen; aber wie, wenn ein geistesträger oder auch nur beschränkter Fürst die Allmacht in Händen hatte? Erhob sich nicht da drohend die Gefahr eines nichtsnutzigen und zweckwidrigen Schreiberregimentes mit seinen schmutzigen Motiven und zerrüttenden Folgen? Und wie oft muß selbst der beste und einsichtigste Herrscher durch persönliche Launen, Gefühle, Vorurteile zu Ungerechtem und Unangemessenem veranlaßt werden, wie dies auch bei Friedrich bisweilen vorkam.

Unablässig wurde die gesamte Verwaltung bis in das geringste Detail hinunter auf das schärfste überwacht, Kassenrevisionen vorgenommen, jeder Ungehorsam, jede Lässigkeit, Untreue oder Willkür der Beamten mit oft grausamer Härte bestraft. „Hurtig, munter," hieß es immer wieder in den Bescheiden an die Behörden. Der Ausdruck der Zufriedenheit erschien hier nur selten, Tadel und Rüge um so häufiger. Friedrich wußte, wie arm an äußeren Mitteln sein Staat, wie da jede Feder angespannt war und ein Nachlassen an einer einzigen Stelle die ganze künstlich zusammengefügte und erhaltene Maschinerie zum Einsturze bringen würde! Deshalb seine stete Aufmerksamkeit, seine unnachsichtige Herbheit allen Angestellten gegenüber.

Noch mehr als das Beamtentum hielt Friedrich sein Heer für die sichere und zuverlässige Stütze des Staates. Mit Recht erblickte er in der Armee die Grundlage von Preußens schnell angewachsener Größe und Macht. So beschäftigte er sich unaufhörlich mit ihr bis in die geringsten Einzelheiten des Dienstes und der Disziplin; er wurde außer ihrem Führer auch ihr unverdrossener Lehrer und Erzieher, und überdies ihr Verwalter; denn nie hat er einen wirklichen Kriegsminister gehabt. Seine Thätigkeit in dieser Beziehung ist wahrhaft bewundernswert und großartig. Freilich gewährte er der Armee d. h. den Offizieren bedeutende und willkürliche Vorrechte. Er hielt dieselben nicht allein für ehrenhafter, sondern auch für einsichtiger, als seine besten Beamten, und gab ihnen in Fällen des Konfliktes mit diesen immer und grundsätzlich Recht, wenn es auch eigentlich nicht auf ihrer Seite war. „In meinem Staate," schreibt Friedrich noch 1784 an den Grafen Kayserling, „gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr."

Allein wenn der Offizier, oft sehr zum Verdruß und zum Schaden des Bürgers, bei weitem den hervorragendsten Platz im Staate und in der Gesellschaft einnahm, war er doch auch nicht geringen Opfern unterworfen. Der Gehalt des Leutnants war sehr unbedeutend, zehn Thaler monatlich;



König Friedrichs II. Wachtparade in Potsdam. Gemalt und gestochen von Daniel Chodowiecki (1726—1801).

Aufmarschirt ist die zweite Leib-Garde. Im Gefolge des Königs: der Kronprinz, nachheriger König Friedrich Wilhelm II., die Generale Ramin und Zieten, und ein Flügeladjutant.

Schuldenmachen wurde so wenig wie möglich gelitten. Vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren konnte man schwerlich die einträgliche Hauptmannstelle erhoffen. Verheiraten durfte der jüngere Offizier sich nicht. Und wie scharf und rücksichtslos war der Dienst! Das tägliche mechanische Einerlei des Exerzitiums, die mürrische Strenge der Chefs, welche dem Könige für das gesamte Betragen ihrer Offiziere verantwortlich waren, die stete peinliche Selbstbeobachtung und Kontrolle, welchen diese unterworfen waren: alles dies machte wahrlich kein glückliches und erhebendes Dasein aus. Jedes Jahr fand dann die Revue vor dem Herrscher statt, eine Zeit schwerer Prüfung und Angst, in die man mit stärker klopfendem Herzen hineinging, als in das feindliche Feuer. Friedrichs scharfem Blicke entzog sich nicht der kleinste Fehler; da regnete es Verweise, Spott, Drohungen, oft Kränkungen, die den sofortigen Abschied erzwangen. Als im Jahre 1784 das schlesische Armeekorps dem Könige nicht gänzlich genügte, schrieb er an dessen Generalinspektor, den greisen und hoch verdienten Tauentzien: „Meine Armee in Schlesien ist noch nie so schlecht gewesen als jetzt; wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein." Er spricht von lâcheté der Generale und droht mit Kriegsrecht. Tauentzien forderte und erhielt darauf Entlassung aus seiner Stellung. Generalleutnants mußten oft in Arrest wandern; von der Front weg wurden Generale und Bataillonskommandeure ohne weiteres verabschiedet. Auch in dem Offizier sah Friedrich nicht den Menschen, sondern nur das Mittel für die Zwecke des Staates, wie es einst die antiken Republiken gethan: er beutete das Werkzeug schonungslos aus, und schien es ihm nicht mehr tauglich, so warf er es eben beiseite. Human, wohlwollend war das gewiß nicht; aber er meinte, wenn das kleine Preußen seine Großmachtstellung bewahren sollte, dürfe von Humanität und Wohlwollen im Dienste nicht die Rede sein, sondern nur von unerbittlicher Staatsraison. Die Grundlage, auf der er seine Armee aufbaute, war die Tüchtigkeit, die unbedingte Hingabe, das Beispiel des Kriegsherrn und der höchsten wie der unteren Anführer, eines jeden in seiner Sphäre. Untauglichkeit, ja nur Mittelmäßigkeit, irgend eine Lässigkeit konnten nicht geduldet werden.

Es wäre ungerecht, wenn man verschwiege, daß Friedrich auch außergewöhnlich verdiente Offiziere nach Möglichkeit belohnte, daß er, wenn er wollte, gegen seine greisen Kriegskameraden die bezauberndste und sinnigste Liebenswürdigkeit zu entfalten wußte. Das waren freilich Ausnahmen, allein sie beweisen doch, daß er die Stimme des Herzens, die früher so laut zu sprechen pflegte, auch im Alter nicht völlig zum Schweigen gebracht hat. Aber in den meisten Fällen gab es selbst für den tüchtigen und hochstehenden Offizier keine Pension. Welch bittere Aussicht für einen Mann, der sein ganzes Leben in hartem Dienste dem Vaterlande geweiht hatte, im Greisenalter dem Mangel preisgegeben zu werden! Man sieht, die Ehre und der Patriotismus forderten von dem Offizierstande große Opfer, und der Vorzug, der hierin dem Adel gewährt wurde, blieb nicht ohne schwere Kompensationen.

Wenn Friedrich so rücksichtslos mit dem Offizier, dem Edelmanne verfuhr, behandelte er selbstverständlich ohne jede Schonung den Gemeinen, der eben nur als Kriegsmaterial, als die Null galt, die, an sich wertlos, die Ziffer der Offiziere verstärkte. Wenn von der Armee und ihrer Ehre die Rede war, dachte man nur an die letzteren. Friedrich hat den Kriegsdienst in manchen Einzelheiten weniger grausam, den Druck, den dieser auf das Volk ausübte, erträglicher gestaltet, als es unter seinem Vater gewesen war: im ganzen aber hat er die Dinge hier nicht wesentlich geändert. In einer Beziehung ist geradezu ein Rückschritt zu verzeichnen. Friedrich hat die Zahl der vom Kriegsdienste befreiten Inländer noch vergrößert, den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ganz aufgehoben. Von Inländern wollte er nur „gemeine Leute" haben; und schon 1742 bestimmte er, daß zwei Drittel der Soldaten Ausländer sein sollten, die zum Teil mit allen Mitteln der List und Gewalt angeworben waren. Friedrich sah eben in seinen Soldaten nur willenlose und despotisch lenkbare Maschinen: deshalb vernichtete er das große Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, das sein Vater begründet hatte. Wurden schon die Inländer lediglich aus den untersten und rohesten, zumeist ländlichen Volksklassen genommen, so waren die Fremden fast sämtlich nichtsnutzige, liederliche, verwilderte Menschen. Der Kriegsdienst wurde sogar zu einer Kriminalstrafe gemacht.[1]) Ein solches Heer war freilich nur durch strengste Überwachung und Schrecken zusammen zu halten; wie denn Friedrich es öfters ausgesprochen hat, das Heil der Armee beruhe lediglich darin, daß der Soldat den eigenen Offizier mehr fürchte, als die Schrecknisse, die er im Kriege zu bestehen hat — ein Grundsatz, der sich allerdings den freieren und ehrliebenden Kriegern der französischen Revolution und des Kaiserreiches gegenüber wenig bewährte. Disziplin und Strafmittel waren barbarisch, Stockprügel alltäglich, Arrest und Festung, durch allerhand Züchtigungen und Marter verschärft, nicht selten; das schrecklichste das Gassen- oder Spießrutenlaufen, wo der Delinquent zwanzig bis dreißigmal mit entblößtem Oberkörper durch eine lebendige Gasse mit Ruten bewaffneter Soldaten hindurch laufen mußte, während die Offiziere darauf achteten, daß jeder tüchtig zuhieb. Hunderte von Unglücklichen haben unter diesen Qualen ihren Geist aufgegeben. Wirklich hat solch eiserne Zucht, schrecklich für den Einzelnen, aus der Gesamtheit des Heeres eine unübertreffliche Maschine gemacht, die, um großes zu wirken, allerdings durch einen überlegenen Geist in Bewegung gesetzt werden mußte. Als dieser später fehlte, erstarrte die ganze Einrichtung und löste sich bei dem ersten Anstoße auf. Friedrich II. war in den Fehler so vieler thatkräftiger und genialer Staatsmänner verfallen, zu wenig Wert auf die moralischen Triebfedern und das Zusammenwirken vieler einzelner Individualitäten zu legen, vielmehr alles von mechanischem Gehorsam zu erwarten.

---

1) C. Bornhake, Geschichte des preußischen Verwaltungsrechtes, Bd. II. (Berlin 1885), S. 195. — M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II. (Leipzig 1887), S. 68 ff.

Das Heer wurde beständig im Verhältnis zu der größeren Ausdehnung des Staatsgebietes und der Zunahme der Volksmenge vermehrt. Es zählte schließlich rund 200 000 Mann, von denen aber etwa die Hälfte ständig oder vorübergehend Beurlaubte waren. Bei einer Seelenzahl von 5½ Millionen hatte Preußen also ein stehendes Heer von etwa zwei Prozent der Gesamtbevölkerung. Wenn man erwägt, daß jetzt in Deutschland die Armee auf Friedensfuß wenig über ein Prozent der Einwohnerschaft ausmacht, wird man die Schwere der Last begreifen, mit der diese furchtbare Rüstung auf das arme Preußen des vorigen Jahrhunderts drückte. Nur die Umsicht, Sparsamkeit, ja unnachsichtliche Schärfe eines Friedrich hat es möglich gemacht, daß er trotz dieser außerordentlichen Belastung der pekuniären Kräfte des Volkes selbständig große Kriege führen konnte. Er hielt darauf, daß alle Vorbereitungen getroffen waren, um die Armee zu jeder Zeit in fünf bis sechs Wochen ins Feld schicken zu können: eine damals von allen Fachmännern als unvergleichlich bewunderte Leistung, die freilich unablässige Arbeit und Sorgfalt verlangte. Unter weniger begabten, bequemeren und weichherzigeren Nachfolgern nahm indes die unverhältnismäßige Friedensstärke des Heeres die finanziellen Hilfsquellen des geldarmen und kreditlosen Staates derart in Anspruch, daß eine längere, ja überhaupt nur eine wirksame Kriegführung ganz unmöglich wurde.

Dieses Heeressystem hatte, wie man sieht, tiefe und breite Schatten. Allein die Mängel wurden zum großen Teile durch des Königs Genie und unermüdliche Arbeitskraft aufgewogen; und dann war die ganze Einrichtung der damaligen Zeit angepaßt, wo dieselben Übelstände, nicht aber dieselben Vorzüge, in allen Armeen herrschten. Hätte Friedrich die Umgestaltung der Dinge am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts erlebt, würde er zweifellos auch die militärischen Verhältnisse Preußens den neuen Anforderungen entsprechend entwickelt haben. Nicht ihm darf man es zum Vorwurf machen, wenn seine Nachfolger sein System für das unbedingt und auf ewige Zeit gültige betrachteten und sich zu keinem Versuch einer durchgreifenden Änderung aufrafften, bis bittere Not sie dazu zwang.

Wenn der König schon die höchsten Verwaltungsstellen fast ausnahmslos mit Adeligen besetzte, so genossen diese bei den militärischen Würden eine ganz ausschließliche Berücksichtigung. Dem Adel allein glaubte er Ehrgefühl zutrauen zu dürfen. Höchstens bei der Artillerie, die man als geringer, für eine Dienerin der aktiven Waffengattungen ansah, wurden Bürgerliche als Offiziere zugelassen. Mit großer Geringschätzung spricht Friedrich, wenn vom Heere die Rede ist, von der „Rotüre,“ die „ausgemärzt“ werden müsse. Derselbe Monarch, der in Dichtung und Prosa die Humanität und die Gleichheit aller Menschen verherrlicht, huldigt in der Praxis engherzigem Vorurteil. Auch bei Landesmeliorationen wurde der Adel stets bevorzugt, der doch ohnehin von allen direkten Abgaben frei war; ihn, die Pflanzschule des Offizierkorps zu erhalten, war Friedrichs besonderes Bemühen. Viele Millionen Thaler wurden dem

Adel teils zur Bezahlung seiner Schulden geschenkt, teils zu einem Prozent geliehen. Allen Beamten ward die äußerste Rücksicht gegen den Adel eingeschärft, „da solcher mit seinen Söhnen das Land defendieren muß.“ Es zielte auf Erhaltung des Adels, wenn der Verkauf eines adeligen Gutes an einen Nichtadeligen wiederholt auf das strengste untersagt wurde. Das war für den Adel selbst eine harte Beschränkung, da standesgenössische Käufer sich für die Besitzungen eines pekuniär bedrängten Edelmannes selten fanden, jedenfalls die Konkurrenz mit ihrem preistreibenden Einflusse bei dem Kaufe ausgeschlossen war. Das kam aber nicht in Betracht, da der Herrscher seinen Adel als eine abgeschlossene und nur durch königliche Würdigung zu öffnende Kaste erhalten wollte. Keine Verbindung sollte zwischen adeligen und bürgerlichen Familien bestehen. Die Vermählung eines Edelmannes, zumal eines Offiziers, mit einer Bürgerlichen wurde nicht gestattet, „denn Ich sonst bald lauter Bürgerliche zu Offiziers kriegen werde.“ Und zwar galt als Mésalliance nicht nur die „vorhabende niederträchtige Heirat“ eines Leutnants von Buttberg mit der Tochter eines Unterförsters, sondern auch die Vermählung mit einer Doktorswitwe, mit den Töchtern geachteter Kaufleute, Amtmänner, ja königlicher Räte.

Friedrich pflegte eben kein Vorrecht ohne Entgelt zu verleihen. Auch untersagte er den Adeligen ferner den Ankauf bäuerlicher und bürgerlicher Grundstücke sowie das Treiben von Handelsgeschäften. Er verlangte überdies von seinen Edelleuten, daß sie nicht müßig auf ihren Gütern säßen, sondern daß sie für dürftigen Sold dem Könige und dem Staate in Heer oder Verwaltung dienten. Für diese Aufopferung der Persönlichkeit in harter und undankbarer Arbeit sollte die höhere Ehre des Standes entschädigen. Ein Edelmann durfte nicht ohne königliche Erlaubnis das Land verlassen, ja nicht einmal auf fremden Universitäten studieren. Es erinnert wieder an die antiken Militärstaaten, wie jeder individuelle Wunsch, jedes persönliche Behagen dem Staatszwecke unerbittlich geopfert wurde.

Im Dienste kannte Friedrich absolut kein Ansehen des Ranges, und ein Prinz galt ihm da nicht mehr als der letzte Junker. Der „alte Dessauer“, ein unabhängiger Reichsfürst, erhielt bei den geringsten Versehen den härtesten Tadel. Als der Hofmarschall Graf von Schulenburg mit Berufung auf seinen Adel seinen Sohn zu schneller Beförderung empfahl, schrieb ihm der König (1783): „Ich muß Euch sagen, daß Ich schon Befehl gegeben habe, keinen Grafen in Meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause, und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avancieren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Auf Titel und Geburt muß er sich nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.“ Welch Gegensatz zu der thörichten Bevorzugung des Hochadels im damaligen Österreich, Frankreich, England, Schweden!

Ebensowenig galt hoher Stand da, wo Recht und Gerechtigkeit im Spiele waren. Hier mußten selbst Mitglieder des königlichen Hauses sich durchaus den Gesetzen unterwerfen. Der Geheimrat von Lamotte bat, das gegen seinen Schwager, den gewesenen Ordenskanzler von Münchow, ergangene Urteil nicht öffentlich bekannt zu machen. Er erhielt darauf von dem Könige folgenden Bescheid: „Es muß in dergleichen Fällen gerade durch gegangen und derjenige, welcher Infamien begeht, und wenn er von königlichem Geblüte wäre, bestraft werden.“ Solche Grundsätze haben den Hohenzollern eine Popularität verschafft, wie derselben kein anderes Fürstenhaus sich rühmen kann.

Friedrich machte wiederholte Versuche zu durchgreifender Verbesserung der Lage des bäuerlichen Standes, der sich in fast ganz Preußen in persönlicher Abhängigkeit von der Gutsherrschaft befand. Der Frohndienst für die Herren beanspruchte des Bauern beste Kraft und Zeit; der Herr und seine Beamten nahmen ein ungemessenes Züchtigungsrecht ihm gegenüber in Anspruch; in jeder Bewegung, in jedem Akte des bürgerlichen Lebens war er an die Zustimmung des Herrn gebunden, dem seine Kinder fünf Jahre lang für elende Kost und vier bis sechs Thaler Lohn jährlich Gesindedienste leisten mußten. Nun nahm sich Friedrich, mit dem ihm eigenen Gefühl für Gerechtigkeit, der armen gedrückten, ausgebeuteten und geprügelten Menschenklasse in zahllosen Einzelfällen an. Ungerechte Gutsbeamte und Herrschaften, wie der schlesische Graf Frankenberg, wurden von dem Monarchen mit Verweisen und Strafen bedacht; aus dem gleichen Grunde wurde auf seine Veranlassung eine Gräfin Geßler mit so hartem Gefängnisse bedroht, daß sie es vorzog, aus dem Lande zu fliehen. Königliche Amtleute, welche Bauern mit Stockschlägen züchtigten, sollten, nach einem Edikt vom Jahre 1749, mit sechs Jahren Festung belegt werden. Der König wollte die Zahl der bäuerlichen Bevölkerung nicht gemindert wissen, schon damit an Steuerzahlern und Rekruten kein Abgang stattfinde; deshalb untersagte ein Gesetz vom 12. August 1749 das sogenannte Bauernlegen, die Einziehung bäuerlicher Höfe zu eigener Bewirtschaftung durch den Gutsherrn. 1764 erneuerte er das Gesetz und führte es mit Ernst durch. Während damals in den Nachbarländern die technische Verbesserung des Großbetriebes massenhafte Bauernlegung veranlaßte, hat Friedrich solche in Preußen verhütet.[1]) Das darf ihm nicht vergessen werden. Aber daß der Gutsherr nach Belieben einen Bauern austrieb und einen anderen an dessen Stelle setzte, war hiermit nicht verhindert; lediglich für die königlichen Domänen wurde es, und zwar erst im Jahre 1777, verboten. Häufig genug nahm Friedrich Ansätze zu prinzipieller Besserung der bäuerlichen Verhältnisse. So ordnete ein Kabinettsbefehl vom 11. September 1784 eine Revision der Urbarien, d. h. der Frohndiensturkunden, in der ganzen Monarchie an. Die Hörigkeit der Bauern lief dem Gerechtigkeitsgefühl des Königs durchaus zuwider,

---

1) G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter (Leipzig 1887), I, S. 54 f., II, S. 73 ff.

wie er in seinen Schriften wiederholt bemerkt. In seinem Versuch über die Regierungsformen sagt er: „Der Zustand, nach welchem der Bauer dem Acker gehört und der Knecht seines Edelmanns ist, empört die Menschheit.“ Öffentlich sprach er es aus: „Es gehet meine Intention dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen und keine Sklaven.“ Wie seine beiden letzten Vorgänger, machte er wirklich wiederholte Versuche, die Aufhebung der Hörigkeit durchzusetzen: so 1763, so noch kurz vor seinem Tode, im Sommer 1786. Aber schließlich scheiterte er an der Rücksicht auf die vermeintlichen Interessen der adeligen Kriegerkaste und an dem zähen Widerstande derselben, sowie eines büreaukratischen und mit ihr verbündeten Beamtentums. Der König, der sonst seinen Willen so gut durchzusetzen verstand, gab nach, daß alles auf einige Erleichterungen hinauslief. Nur auf den königlichen Ämtern wurde die Zahl der bäuerlichen Frohntage in der Woche auf drei beschränkt, wurden die Dienste sogar zum Teil in Geldabgaben verwandelt.

Das Übel war, daß Friedrich die Landwirtschaft keineswegs als das betrachtet hat, was sie in dem damaligen Preußen ohne Zweifel war, nämlich als die bei weitem wichtigste Quelle des Nationaleinkommens. Vielmehr hat er, ein eifriger Anhänger des Merkantilsystems, die Landwirtschaft gegenüber der Industrie gründlich benachteiligt. Es mag dies bei den Millionen, die er auf die Hebung des Ackerbaues verwendete, bei der unermüdlichen Sorgfalt, die er ihm widmete, paradox klingen; und doch war dem so. Der Pflug und die Hacke, mit denen der Landmann seinen Acker bestellte, das Hemd, der Rock und der Hut, die er trug, der Zucker, den er für seine Speisen gebrauchte, der Tabak, den er in seine Pfeife stopfte: alles wurde ihm wesentlich verteuert durch die hohen Eingangszölle und durch die Einfuhrverbote, mit denen der große König die heimische Industrie gegen fremden Wettbewerb zu schützen suchte. Alle Handwerkerwaren mußte er aus der oft weit entfernten Stadt holen. Dagegen wurde ihm durch das Verbot der Getreideausfuhr, das den Preis des Brotes und damit der industriellen Handarbeit niedrig zu halten bestimmt war, der Lohn seiner Arbeit, zumal in guten Jahren, wesentlich verkürzt und er hierdurch verhindert, außer seinen schweren Abgaben an Staat, Gutsherrn und Kirche auch sich selbst und seiner Familie etwas Behaglichkeit zu schaffen. Nicht minder war, um die Tuchfabrikation zu heben und zumal den kursächsischen Tuchmachern in der Lausitz Abbruch zu thun, die Ausfuhr von Schafen, Wollfellen und Wolle bei Todesstrafe verboten. Dadurch geriet, trotz aller Aufmunterungen, Gebote und Verbote des Königs, die Schafzucht in völligen Verfall. Flachs und Hanf, Hopfen und Lumpen auszuführen wurde verboten, alles zu gunsten der schwächlichen Industrie. Als ob ein blühender Ackerbau, eine kräftig entwickelte Viehzucht nicht bessere und reichere Gegenwerte für fremde Fabrikate geboten hätten, als die doch meist geringen Erzeugnisse des preußischen Gewerbfleißes; ja, als ob jene nicht die gesündeste und dauerhafteste Grundlage für eine nationale Industrie ausgemacht hätten! So aber lag in den meisten Provinzen der Ackerbau in

veraltetem und rein extensivem Betriebe kläglich danieder, und die preußischen Viehherden waren fast durchgehends von elender Beschaffenheit. Wohlstand, Bewegungsfreiheit, Unternehmungsgeist gingen eben dem armen und allseitig eingeschränkten Bauernstande völlig ab.[1])

Friedrich that freilich alles, um der Landwirtschaft aufzuhelfen, soweit es sein ökonomisches System erlaubte. Es waren großartige öffentliche Unterstützungen, die er seinem knappen Budget durch eine peinliche Sparsamkeit abzunötigen wußte. Nicht leicht war ihm hier eine Summe zu hoch, wenn es Urbarmachungen, Entwässerungen, Meliorationen der verschiedensten Art, Veranstaltungen zur Hebung des Landbaues galt. Hier, in der bewundernswerten Freigebigkeit für das allgemeine Beste, liegt die eindringlichste Erklärung und Entschuldigung für die geizige Härte, die er oft den Einzelnen zeigte.

Da wurden die Netzeufer durch Abzugsgräben urbar und für nahe an viertausend neue Familien anbaufähig gemacht; da der Oderbruch ausgetrocknet, so daß der König in Freuden ausrufen konnte: „Hier ist ein Fürstentum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten brauche!“ Nicht minder großartig war die Entwässerung des Drömlingbruches im Magdeburgischen, die 177 000 Morgen anbaufähigen Landes ergab, und des Warthebruches, wo eine fast 123 000 Morgen umfassende Kulturfläche dem Sumpfe abgewonnen ward. Diese neuen Äcker sowie die sonstigen öden Stellen wurden meist mit fremden Kolonisten besetzt, von denen Friedrich nicht weniger als 300 000 in sein Land zog. Zu dieser Art Geschäften fand er eine vorzügliche Kraft in Franz Balthasar von Brenckenhoff, dem Sohne eines pfälzischen Reiteroffiziers; im Dessauer Zivildienst war Franz emporgestiegen, hatte aber im Siebenjährigen Kriege für die Verpflegung der preußischen Heere so Vorzügliches geleistet, daß der König ihn als Wirklichen Geheimrat in seine Verwaltung zog. Scharfblick, Thatkraft, Begeisterungsfähigkeit und Opfermut zeichneten ihn aus. Auch bei der Einrichtung des neuerworbenen Westpreußen hat er später die namhaftesten Dienste geleistet.

Unermüdlich griff Friedrich lehrend und helfend ein. Er begann das segensreiche Werk der Gemeinheitsteilungen nach englischem und schweizerischem Vorbilde und führte dasselbe, in stetem Kampfe mit der Lässigkeit der Beamten und dem zähbeschränkten Konservatismus der Bauern, ein gutes Stück weiter. Er zwang dem letzteren, mit beharrlicher Strenge, den Anbau der für Sandboden so geeigneten Lupinen und zumal der Kartoffeln auf, in denen er mit Recht ein für die Ärmeren höchst wichtiges Nahrungsmittel erkannte. Er suchte, wenn auch vergeblich, die alte Dreifelderwirtschaft durch die weit fortgeschrittenere englische Fruchtwechselwirtschaft zu ersetzen.[2]) Er ließ den Bauern mit stetem Eifer und großen eigenen Kosten den Hopfen- und Obstbau, die Stallfütterung des Viehes, gute Hühnerzucht u. dergl. beibringen — freilich

---

1) Knapp I, S. 77.
2) Stadelmann II, Nr. 210 ff.

mit nur mäßigem Erfolge, da einem umfassenden Gelingen die klägliche ökonomische Lage, die Gebundenheit und Unwissenheit der Landleute unüberschreitbare Hemmnisse boten.

Im ganzen hat Friedrich in den dreiundzwanzig Jahren vom Hubertsburger Frieden bis zu seinem Tode nicht weniger als vierzig Millionen Thaler auf die Verbesserung des Landes verwendet: eine ungemein beträchtliche Summe für die geringfügigen Einkünfte Preußens!

Daneben gründete er Einrichtungen, die im besondern zur Erhaltung des adeligen Großgrundbesitzes bestimmt waren. Der Adel, zumal in Schlesien, war durch den Krieg tief verschuldet, die Subhastationen mehrten sich und man konnte für die ausgebotenen Güter nur geringe Preise erhalten. Da ließ Friedrich einen von dem Berliner Kaufmann Büring entworfenen Plan zu einer „Leihbank auf liegende Gründe" durch den Justizminister von Carmer umarbeiten.[1]) Der Entwurf trat 1769 mit der Schlesischen Landschafts-Kreditbank ins Leben, welche durch Pfandbriefe Gelder aufnahm, um dieselben auf die adeligen Güter, bis zur Hälfte von deren Wert, wieder auszuthun. Der Umstand, daß die gesamte schlesische Ritterschaft, die sich zu diesem Kreditvereine verband, für die Pfandbriefe haftete, und daß dieselben den Vorzug vor allen sonstigen Gläubigern hatten, hob den Kredit der schlesischen Landschaftsbank derart, daß sie die Pfandbriefe zu verhältnismäßig niedrigen Zinsen begeben konnte. Die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes und eine beträchtliche Erhöhung des Wertes der Güter waren die Folgen dieser wichtigen Maßregel. Bald folgte die Ritterschaft der übrigen Provinzen östlich der Weser dem Beispiele Schlesiens, und das landschaftliche Kreditsystem umfaßte beinahe den ganzen Staat. Freilich sind später diese adeligen Kreditvereine die Herde der feudalen Reaktion gegen die Gesetzgebung Carmers und besonders gegen die Reformen Steins und Hardenbergs geworden.

Auch dem Kredit des geldarmen Kaufmannsstandes wußte der König durch eine Reihe vorzüglicher, mit großer Sachkenntnis getroffener Maßregeln zu Hilfe zu kommen, wie durch die Gründung der Preußischen Bank (1765) und der Seehandlung (1772), welche letztere besonders die Aufgabe hatte, die östlichen Provinzen mit Salz zu versorgen und dafür das dort gewonnene Wachs auszuführen.

Millionen hat Friedrich auf die Hebung der Industrie verwendet, indem er fremde Fabrikanten ins Land rief, Woll- und Seidenmagazine, Manufakturen jeder Art aus Staatsmitteln gründete.[2]) Und doch kam jene nicht zur Blüte. Man rechnete zwar einen jährlichen Überschuß des Exports über die Einfuhr heraus; allein diese Zahlen sind sehr unzuverlässig, und überdies vergaß man die recht bedeutenden Mengen fremder Waren, welche der an den weiten Grenzen lustig blühende allgemeine Schmuggel in das Land brachte. Das

1) E. Reimann, Über den Ursprung der schlesischen Landschaft; Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens, XVIII, S. 1 ff.

2) Zahlreiche neue Einzelheiten im 2. Bande Stadelmanns.

meiste, was von Staats wegen gegründet ward, ging nach kurzer Zeit wieder unter. Denn zum Teil fehlten die notwendigen Kenntnisse oder die natürlichen Vorbedingungen; überall aber verließ man sich auf die Unterstützung von



Nach dem Kupferstiche von C. G. Rasp; Originalgemälde von C. F. R. Lisiewsky, 1725—1794.

oben und den Ausschluß der Konkurrenz und verkam deshalb in Trägheit, Ungeschicklichkeit und Selbstsucht, während tüchtige und unternehmende Leute, die auf eigene Kraft bauen mußten, abgeschreckt wurden. Den innern Handel hemmten die Schranken, die sich zwischen den rheinisch-westfälischen Provinzen auf der einen, den altländischen auf der anderen Seite, sowie zwischen diesen

und Schlesien erhoben. Die Krefelder Sammete z. B. durften wohl im Auslande, nicht aber in Preußen rechts der Weser abgesetzt werden. So war der Staat in drei einander feindlich gegenüberstehende Produktionsgebiete geschieden. Und der ganzen künstlichen und doch kränkelnden, kapitalarmen Industrie zuliebe wurde der internationale, der Transithandel, zudem das damalige Preußen durch seine weiten Grenzen, durch seine Lage an zwei Meeren und durch seine zahlreichen großen Ströme berufen war, infolge der enormen Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben, Verbote und Zollplackereien gänzlich vernichtet.

Man hat neuerdings vielfach behauptet, wie Friedrich es selber that, daß die junge Industrie seines Landes dieses Schutzes unbedingt bedurft hätte. Nun soll auch nicht geleugnet werden, daß mäßige Zölle dem preußischen Gewerbfleiße damals, entwickelteren Kulturstaaten gegenüber, wohl hätten zu Hilfe kommen müssen. Aber sie hätten auch völlig genügt, eine wirklich lebenskräftige Industrie, zumal in den mit der Landwirtschaft verbundenen Gewerben, groß zu ziehen; denn wenn in Preußen Kapitalmacht, Erfahrung und Geschicklichkeit geringer waren als in England, Frankreich oder selbst Sachsen, so waren doch anderseits die Rohstoffe und vor allem der Arbeitslohn weit billiger als in jenen Ländern: ein Umstand, der die Gleichheit nahezu wieder herstellte. Das extrem-protektionistische System Friedrichs aber diente nur dazu, künstliche Anlagen herbeizuführen, die, mit dem Charakter des Landes und Volkes nicht in Übereinstimmung, schließlich doch einem unvermeidlichen Ende entgegensiechten, abgesehen davon, daß es die Landwirtschaft schwer schädigte und den Handel beeinträchtigte. Wenn dennoch der preußische Staat, freilich sehr langsam, an Bevölkerung und Wohlstand zunahm, so lag dies einmal an den schon erwähnten großartigen Meliorationen des Königs, ferner an dem langen Frieden seit 1763 und an den natürlichen Vorzügen mancher Provinzen, endlich an dem Umstande, daß Friedrichs System ein festes und unveränderliches war und sich so allmählich die Menschen danach einrichteten.[1])

Die reinen Einkünfte des Staates in den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege betrugen etwa zwölf Millionen Thaler. Diese Summe erschien dem Könige allzu geringfügig, und er glaubte, daß das mangelhafte Ergebnis vor allem der Ungeschicklichkeit der preußischen Behörden in Anlage, Verwaltung

1) Wenn G. Schmoller, Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs d. Gr. (Jahrb. f. Gesetzg., Verwalt. u. Volkswirtsch. im deutschen Reiche, N. F., Bd. VIII—IX) ein Loblied des Merkantilismus und der Staatsbevormundung in Handels- und Gewerbeangelegenheiten singt, so trägt dasselbe offenbar einen politischen Charakter. Schmoller, der häufig durch heftigen Ton mangelnde Beweise zu ersetzen sucht, kommt widerwillig in seinen ermüdend weitschweifigen Untersuchungen schließlich zu demselben thatsächlichen Ergebnisse, wie wir: nämlich, daß die preußischen Provinzen sich natürlicherweise während der Friedensjahre von 1717—1740 und von 1763—1786 in ihrem Wohlstande gehoben haben, aber nur äußerst langsam und von einer verkehrten Gesetzgebung fortwährend behindert und beeinträchtigt. Vgl. Schmoller a. a. O. X, II, 46; III, 75. 82; XI, III, 41 u. s. w.

und Ausnutzung der indirekten Steuern zuzuschreiben sei. Deshalb vertraute er, trotz des vom Generaldirektorium geleisteten Widerstandes, im Jahre 1766 deren Verwaltung französischen Beamten, der sogenannten Regie, an.[1]) In der Sache selbst waren seine Absichten durchaus richtig und lobenswert: er wollte die Abgaben auf die den Armen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse aufheben und dafür solche auf den Konsum der höheren Klassen verlegen. Deshalb wurden die Auflagen auf Getreide abgeschafft; der König versah es nur, indem er nicht allein Tabak, Kaffee und Wein, sondern auch Fleisch, Bier, Branntwein mit immer steigenden Steuern belastete. Das Salz, gewiß ein unentbehrlicher Artikel, wurde ebenso wie Tabak und Kaffee zum Staatsmonopol erklärt und der Preis dieser Waren auf das Vier- und Fünffache des natürlichen gesteigert. Überall drangen die Steuerbeamten in Haus- und Verkaufsläden, um nachzusehen, ob nicht fremdes Salz gebraucht, ausländischer Tabak gekauft, Kaffee von anderen als den dazu bestellten königlichen Beamten gebrannt werde. Und doch waren diese überaus drückenden und verhaßten Maßregeln für die Staatskasse zum großen Teile nutzlos. Es wuchs durch dieselben nur der Schmuggel, der überhaupt bei den hohen Abgabesätzen der Regie furchtbar überhand nahm, in einer Weise, die für das Staatseinkommen und in noch höherem Maße für die öffentliche Moral die traurigsten Folgen hatte. Vom Kaffee z. B. wurden mehr als zwei Drittel der zum Konsum erforderlichen Menge eingeschmuggelt. Die Gefängnisse und Zuchthäuser füllten sich mit den ertappten Paschern; das Rechtsgefühl und die Achtung vor dem Gesetze litten in der ganzen, besonders aber in der Grenzbevölkerung in unsagbarer Ausdehnung. Es fanden förmliche Schlachten statt zwischen den Schmugglern und den Zollbeamten, und Mordthaten gegen die letzteren kamen nur allzu häufig vor. Die Höhe des Gewinns reizte immer wieder, Betrug und Unterschleif, trotz aller Gefahr, dem redlichen Verdienste vorzuziehen. Unbotmäßigkeit gegen das Gesetz erschien als etwas moralisch Zulässiges und dem Einzelnen Nützliches.

Und dabei war der Reinertrag der Regie ein verhältnismäßig geringer, wozu, außer der gewaltigen Ausdehnung des Schmuggels, die übermäßige Zahl der Beamten und die bedeutende Höhe der Gehälter und Menge der Gratifikationen beitrug. Während die Einnahmen der Regie gegen die alte Verwaltung um acht Prozent, nahmen die Ausgaben um neunzig Prozent zu.[2]) Die gesamte durch die Regie bewirkte Mehreinnahme machte, wenn man die neueingeführten Steuern und die Einkünfte des inzwischen annektierten Westpreußen abzieht, in einundzwanzig Jahren nur sechzehn Millionen aus, also etwa dreiviertel Million aufs Jahr. Ein so geringer Gewinn war offenbar durch die endlosen Bedrückungen und Prellereien, welche die Fremdlinge über

1) Die gewissenhafte und aktenmäßige Untersuchung W. Schultzes, Geschichte der preußischen Regieverwaltung (Leipzig 1888), hat die früheren Ergebnisse lediglich bestätigt. Um so abstoßender wirkt G. Schmollers Dithyrambus auf die Regie, in der „Deutschen Rundschau," April 1888.

2) W. Schultze, S. 148.

das Volk gebracht, viel zu teuer erkauft. Sicherlich würde in jenen einundzwanzig Friedensjahren, welche die Zahl und den Wohlstand der Bevölkerung anwachsen ließen, eine Verwaltung durch die altbewährten preußischen Beamten und nach den altbewährten preußischen Grundsätzen günstigere Ergebnisse erzielt haben. Friedrich selbst war mit jenen und ihrer Wirksamkeit gar nicht zufrieden, wie er es zu wiederholten Malen aussprach. „Ich will keine Franzosen mehr," bemerkt er schon 1776, „sie seind gar zu liederlich und machen liederliche Sachen." 1784 nennt er sie gar „lauter Schurkenzeug." Und doch ließ er sie gewähren!

Diese Regie mit ihrem entwickelten Spür- und Denunziantentum, mit ihren traurigen moralischen Folgen, mit ihren von dem Könige selbst verurteilten fremdsprachlichen Beamten hat dem großen Friedrich die Zuneigung seiner Unterthanen geraubt. Der grimmige Haß gegen die Regiefranzosen, der an mehreren Orten sogar zu Tumulten und Unruhen führte, wurde zum Teil auch auf den König übertragen, der jene Fremdlinge herbeigerufen hatte und schützte, und für den sie arbeiteten.

Um so glänzender und reiner strahlt des großen Herrschers Ruhm in der strengen und unparteiischen Pflege, die er der Gerechtigkeit zu teil werden ließ zu einer Zeit, wo in allen Ländern Fürsten oder Parlamente willkürlich in den Lauf der Gerechtigkeit eingriffen. „Jeden Machtspruch verabscheue ich" — diesen Grundsatz, mit dem der absolute König seiner Gewalt selber Schranken setzte, hat Friedrich nicht nur ausgesprochen, sondern auch verwirklicht. „In einer Rechtssache kann Ich nichts unmittelbar decidiren," beschied er einen vornehmen Bittsteller; oder auch: „Die Justizverfassung im Lande kann auf keine Art geändert werden, weil die Gesetze regieren müssen;" oder endlich: „Ich kann Euch nicht durch unmittelbare Verfügungen in Eurer Rechtssache aushelfen. Dieses ist offenbar gegen Meine so oft bekannt gemachten Gesinnungen, nach welchen Ich alle Rechtspflege dem pflichtmäßigen Ermessen meiner Justiz-Collegiorum überlasse."

Diese waren zur Unparteilichkeit, ohne Ansehen der Person, auf das schärfste angewiesen. Noch 1784 legte das der König dem neuen Regierungs-(Oberlandesgerichts-)Präsidenten von Massow ans Herz. „Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage Ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute." Er selbst gab dafür das Beispiel, indem er Klagen von Verwandten und Fürsten gegen Bürger, ja gegen Juden einfach an die zuständigen Gerichte wies. „Er kann keine violence von mir fordern," hieß es einem Grafen gegenüber; „meine Schuldigkeit ist die Gesetze zu unterstützen, aber nicht umzuwerfen." Und bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Die Gesetze sind vor alle Leute, sie mögen von Marschall heißen, oder nicht; wenn Ihm das nicht paßt, mag er außer Landes gehen." Diese Unparteilichkeit bewies er auch in Fällen, wo sein eigenes Interesse auf dem Spiele stand: er unterwarf sich durchaus den Entscheidungen seiner Gerichte. Es ist vorgekommen, daß das Kammer-

gericht gegen königliche Beamte, die sich auf allerhöchste Kabinettsordres berufen konnten, Gewalt anwandte, um sie zum Gehorsam gegen seine Urteile zu zwingen. „Die Gesetze müssen sprechen, und der Souverän muß schweigen," sagte Friedrich schon in seinem politischen Testamente vom Jahre 1752. Gab es damals noch Herrscher, die ähnlich verfuhren? Und solche grundsätzliche Enthaltsamkeit der Justiz gegenüber ist doppelt bewundernswert bei den absolutistischen Neigungen seines selbstbewußten, thatkräftigen Charakters.

Freilich gab er es deshalb nicht auf, den geraden und unparteiischen Gang der Gerechtigkeitspflege zu überwachen: dazu hielt er sich verpflichtet als der eigentliche und höchste Richter seiner Unterthanen. Zumal seit dem Siebenjährigen Kriege war seine Anschauung von den Menschen eine entschieden pessimistische: er mißtraute jedem und allen, und deshalb glaubte er auch bei seinen trefflichen Richtern häufig genug strafbares persönliches Interesse oder wenigstens Hang zu juristischen Kniffen und Weitläufigkeiten voraussetzen zu müssen. So beklagte er sich bei dem Großkanzler von Jariges 1767, daß der Prozeß wegen Entschädigung einiger Abgebrannten in Frankfurt a. d. O. seit drei Jahren gar nicht von der Stelle rückte: „Es ist dieses nicht der einzige cas verzögerter Rechtspflege; Mir sind schon mehrere bekannt geworden, und Ihr werdet dahero sehr wohl thun, wenn Ihr auf den prompteren Betrieb der Prozesse besonders bedacht seid, die Collegia deshalb recherchiren, und an einem und anderen Rathe, der sich dergleichen Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, Exempel statuiren lasset." Am bekanntesten ist die Sache des Müllers Arnold [1]), der, rechtskräftig zur Zahlung seiner Pacht verurteilt und schließlich seiner Mühle beraubt, bei dem Könige selbst Beschwerde führte, daß er nicht habe zahlen können, weil der Landrat von Gersdorff ihm durch Anlegung eines Karpfenteiches oberhalb der Mühle das Wasser entzogen habe. Friedrich sandte zur Untersuchung der, wie er meinte, von dem „Federzeug" verfahrenen Sache einen Soldaten, den Obersten Heucking. Dieser, der wohl merkte, daß der König schon für den Müller Partei genommen, erstattete einen Bericht, der ganz für letzteren sprach. Aber die neumärkische Regierung und das Kammergericht als Revisionsinstanz blieben bei ihrer Meinung, daß Arnold durch den Gersdorffschen Karpfenteich keinen Schaden erlitten habe und seine Beschwerden ganz grundlos seien. Da entbrannte des Herrschers Zorn; er meinte, daß die Richter nur dem vornehmen Landrat zuliebe ein ungerechtes Urteil gesprochen, seinen „Namen cruel gemißbraucht" hätten. Der Großkanzler von Fürst, Jariges' Nachfolger, wurde in höchster Ungnade sofort entlassen, drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräte abgesetzt, auf die Festung Spandau geführt und überdies zum Schadenersatz an den Müller kondemniert. Auch der Landrat von Gersdorff und der Präsident der neumärkischen Regierung wurden ihrer Stellungen beraubt.

---

1) Breßlau u. Isaacsohn, Der Fall zweier preußischer Minister (Berlin 1888). — Finckenstein, in der Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landesk., Bd. I.

Das war allerdings ein ebenso grausamer wie ungerechter Spruch; aber der Beweggrund, aus dem er hervorging, war ein edler und schöner. Friedrich betrachtete sich eben als den „König der armen Leute", der durch seine Stellung berufen sei, überall dem geringsten Unterthan zu dem Seinigen zu verhelfen. „In meinen Augen", bemerkte er 1777 seinen Justizministern, „gilt ein armer Bauer ebensoviel wie der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und ist das Recht sowohl für vornehme als geringe Leute." Man beachte, daß die erwähnten Eingriffe in die Justizpflege nirgends im Interesse des Fiskus oder zu gunsten der Kronrechte stattfanden, sondern stets nur, um die Dürftigen und Kleinen gegen vermeintliches Unrecht zu schützen. So wenig sie auch an sich zu billigen sind, waren sie doch die Folge einer großartigen und rühmlichen Auffassung von den Pflichten eines Königs. Friedrich war unermüdlich in der Anhörung von Beschwerden. Auf den Antrag des Großkanzlers, daß einige Bauern, die wiederholt ganz unbegründete Klagen vorgebracht hatten, bestraft werden sollten, entschied der Monarch: „Es ist meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen arme Leute gleich ins Gefängnis werfen zu lassen; und ob sie schon öfters Unrecht haben, kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." Es kam vor, daß er Bauern, welchen plötzlich der Mut entsank, ihre Beschwerden vorzutragen, Feldjäger nachschickte, um sie nach Potsdam zurückzuholen. Er war nur allzu geneigt, diesen Leuten, die oft thörichte oder übelwollende Querulanten waren, Glauben zu schenken. „Ich werde künftig Jahr hinkommen," schrieb er einst bei ähnlicher Veranlassung einem Gerichtshofe; „Ich spreche alle Leute, und Ich werde nicht fünf gerade sein lassen, und gnade Gott demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfährt, quod bene notandum." Aber Friedrich war kein sinnloser Tyrann, und wenn ihm die Behörden bewiesen, daß sie recht gehabt, so erteilte er ihnen beruhigenden und lobenden Bescheid. Als er gegen den Justizminister von Münchhausen eine ähnliche Beschuldigung erhoben und ihm dieser in würdiger und überzeugendster Weise geantwortet hatte, zeigte ihm der König auf jede Art wieder sein Vertrauen.

Der Müller Arnoldsche Prozeß hatte übrigens die segensreiche Folge, daß die Angelegenheit einer umfassenden und bleibenden Justizreform von neuem aufgenommen wurde.[1]) Coccejis Allgemeines Gesetzbuch war nur Entwurf geblieben, und selbst seine vorteilhaften Abänderungen des prozessualischen Verfahrens waren mehr und mehr verlassen worden. Seine Nachfolger Jariges und Fürst gaben der Neigung der damaligen Richter und Advokaten zum schriftlichen Verfahren nach und ließen das mündliche fallen, das freilich nur bei fortschreitender Vereinfachung des materiellen Rechtes hätte gedeihen können. Des schlesischen Justizministers Carmer Entwurf zu einer Justizverbesserung, im Jahre 1774 eingereicht und im folgenden wiederholt, bekämpfte Fürst vor dem Monarchen, der deshalb keinen bestimmten Entschluß faßte. Doch konnte

1) Stölzel, C. G. Svarez (Berlin 1884), eine vorzügliche Arbeit.

der klaren Einsicht des großen Königs nicht verborgen bleiben, daß es mit der Rechtspflege im preußischen Staate zurückgehe. Diesem unbehaglichen Gefühle und dem Mißtrauen gegen Fürst entsprangen dann auch die gerade in den Jahren 1774—1779 häufigen Einmischungen des Herrschers in die Justiz, sein Eingreifen in die Arnoldsche Angelegenheit und die schnelle Entlassung des Großkanzlers. Aber Friedrich begnügte sich nicht mit einmaligem Zornausbruch, sondern schöpfte aus ihm den festen Entschluß gründlicher Besserung der Rechtspflege. Sofort, es war im Dezember 1779, berief er jenen Carmer, dessen schöpferisches Talent er zu würdigen Gelegenheit gehabt und der sich übrigens in zwölfjähriger musterhafter Amtsführung in Schlesien auch praktisch bewährt hatte, in die wichtige Stellung des Großkanzlers, mit der ausgesprochenen Absicht, die Justizreform „in die Wege zu bringen." Am 11. April 1780 erteilte er dem neuen Kanzler den ausdrücklichen Befehl zur Herstellung eines allgemeinen Gesetzbuches für die gesamten preußischen Staaten. Carmer wurde beauftragt, den Schwerpunkt der prozessualischen Verhandlungen von den Schriftsätzen der Advokaten in das mündliche Verfahren vor dem Richter zu verlegen. In diesem Sinne ist die neue Prozeßordnung abgefaßt, die schon im Frühjahr 1781 veröffentlicht werden konnte: sie bildete einen sehr bedeutsamen Fortschritt, der zum großen Teile der persönlichen Initiative des Königs zu danken war.

Langsamer ging es mit dem Gesetzbuche selbst voran, das mit der größten Umsicht, aber eben deshalb auch nur sehr allmählich gefördert wurde. Es zeugt von der erhabenen Auffassung des Königs sowohl wie Carmers, daß letzterer von dem Herrscher die Erlaubnis erhielt, die einzelnen Teile des Gesetzbuches, wie sie im Entwurfe fertig würden, dem Publikum zur Begutachtung vorzulegen und die Bemerkungen aller, die sich dazu berufen glaubten, entgegen zu nehmen. Hervorragende Juristen und Philosophen erhielten direkte Aufforderungen zur Beurteilung; zugleich setzte man Preise für die besten Schriften über den jedesmal erscheinenden Teil des Entwurfes aus. Vieles ist daraus zur Verbesserung des Projektes benutzt worden. Es wäre überflüssig, eine so weitherzige und freisinnige Art der Arbeit in jener Zeit einer hochmütigen und kastenartig abgeschlossenen Bureaukratie noch besonders loben und rühmen zu wollen. Friedrich und sein Großkanzler verzichteten auf das ihnen rechtlich zustehende Monopol der Gesetzgebung, das Volk selbst, ja die ganze gebildete Welt — sogar aus Frankreich liefen Vorschläge ein — an jener mit arbeiten zu lassen. Das neue Gesetzbuch wurde nicht von einigen Beamten am grünen Tisch willkürlich zusammenstellt: es war vielmehr der reinste Ausdruck der damaligen deutschen Rechtsbegriffe. Der Codex juris Friedericiani, später Allgemeines Landrecht genannt, war eine bis dahin von keinem Staate versuchte Schöpfung, die Kodifizierung des gesamten Rechtes auf den Grundlagen der altrömischen Überlieferung, der nationalen Anschauungen und der Vernunft.

Noch rühmenswerter ist, wie Friedrich in der „Einleitung" die königliche Gewalt selber definieren und begrenzen, ihr bestimmte Schranken setzen, ihr nicht

nur Rechte, sondern auch Pflichten beilegen läßt. Deutlich und klar war in diesen denkwürdigen Paragraphen ausgesprochen, daß das Oberhaupt des Staates nur für das Wohl des letzteren und seiner „Einwohner“ da sei, daß es „die natürliche Freiheit und Rechte der Bürger nicht weiter einschränken dürfe, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordere.“ Es war der Triumph der modernen Staatsanschauung über die mittelalterliche und zugleich die großartigste freiwillige Selbstbeschränkung, die ein absoluter Fürst sich je auferlegt hat. „Machtsprüche,“ heißt es da, „oder solche Verfügungen der oberen Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliche Erkenntnisse erteilt worden sind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten.“

Dieser freien Auffassung von der Natur der königlichen Gewalt entsprach auch Friedrichs Verfahren gegenüber dem gedruckten Worte. Um solches unparteiisch würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß damals in ganz Europa, England nicht ausgenommen, die periodische Presse und selbst Bücher den strengsten gesetzlichen Beschränkungen und Strafbestimmungen unterlagen. Wie viele Werke wurden in Frankreich von der Hand des Henkers verbrannt, wie zahlreiche Schriftsteller wanderten in die Bastille! Friedrich dagegen verkündete sofort nach seinem Regierungsantritte vollkommene Zensurfreiheit: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht geniert werden.“ Diesem Grundsatze blieb er freilich nicht getreu, vielmehr erging es den preußischen „Gazetten“ ziemlich übel: damit nicht seine eigenen Absichten vorzeitig verraten oder fremde Höfe beleidigt würden, schrieb er schon Ende 1741 vor, „daß in publicis nichts ohne höhere Erlaubnis gedruckt werden dürfe.“ Allein in Büchern, sowie litterarischen und gelehrten Zeitschriften konnte man sagen, was man wollte. Von Zeit zu Zeit erschienen Zensuredikte, aber nur der Form halber, und sie wurden so wenig eingeschärft, daß überhaupt fast niemand eine Schrift zur Zensur einreichte. Gelegentlicher Eifer eines Zensors oder des Generalfiskals wurde von dem philosophischen Könige wiederholt zurückgewiesen. „Ohne die Freiheit zu schreiben, bleiben die Geister in der Finsternis,“ bemerkt er 1771.

Zumal auf religiösem und philosophischem Gebiete herrschte unbedingte Schreibfreiheit. So wurde Berlin der Mittelpunkt der deistischen „Aufklärung“, das Hauptquartier jener rationellen Auffassung, deren vornehmste Vertreter Garve, Nicolai, Biester, Gedike, Mendelssohn waren, und der auch ein Lessing nicht fern stand, wenngleich er weit über sie hinaus ging. Die protestantische Kirche war mit völliger Zersetzung durch diese „Aufklärung“ bedroht, da alle maßgebenden Theologen der bequemen „Philosophie“ dieser Richtung huldigten. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe, zumal während der Verwaltung des Ministers Zedlitz, ein förmliches Parteiregiment führte, nur Männer ihrer Anschauung in kirchliche und Lehrämter beförderte, den lutherischen Gemeinden ein neues freisinniges Gesangbuch geradezu aufzwingen wollte. Friedrich selbst schritt einmal in demselben Sinne ein, als er den Abt Hähne von Kloster-Bergen bei Magdeburg wegen seines Pietismus absetzte.

Indes im allgemeinen ließ er die kirchlichen Sekten jeder Art gewähren. In Preußen sah man Schwenckfelder, Unitarier, Rosenfelder, Mennoniten, Herrnhuter in gleicher Weise Schutz und Duldung empfangen. Selbst Mohammedaner wollte er in sein Land ziehen.[1] Anderseits wurde denjenigen lutherischen Gemeinden, die sich das neue rationalistische Gesangbuch nicht gefallen lassen wollten, vollkommen freigestellt, bei dem alten zu bleiben. Nicht ohne Spott äußerte Friedrich, es möge jeder so viel dummes und thörichtes Zeug singen, wie er wolle. Auch in anderen Fällen verteidigte er die Gewissensfreiheit der Orthodoxen gegen die Aufklärer. In unzähligen Briefen führt er seine Anschauung aus, daß die Mehrzahl der Menschen von Vorurteilen und Aberglauben nun einmal nicht geheilt werden könne, und deshalb der Staatsmann mit dergleichen Dingen Nachsicht haben müsse. Aus gleichem Grunde mißfiel ihm die Religionsstürmerei der jüngeren französischen „Philosophen" auf das höchste. Es ist bekannt, wie er nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch den Papst den Orden in seinem Lande beibehielt, weil er in ihm treffliche und zugleich wohlfeile Lehrer und Professoren für seine katholischen Unterthanen zu finden glaubte. Doch mußten die Jesuiten bald Namen und Ordenstracht ablegen, wurden „Priester des königlichen Schulinstituts" genannt und in ihrer Thätigkeit auf den höheren Jugendunterricht beschränkt. So geschah es in Schlesien und in Westpreußen. Die Regierung überwachte auf das genaueste diese katholischen Gymnasien.[2]

Dem Volksschulwesen hat Friedrich, trotz theoretischer Proklamierung der allgemeinen Schulpflicht in den „General-Landschul-Reglements" für Evangelische und Katholische, ein thätiges Interesse nicht entgegen gebracht; außer wo es sich, wie in Westpreußen, zugleich um politische Gesichtspunkte handelte. Man weiß, daß er die Lehrerstellen als Versorgungen für seine unwissenden Invaliden betrachtete. Besser erging es dem höheren Unterricht, für den er sich in dem schlesischen Freiherrn Karl Abraham von Zedlitz einen trefflichen Helfer erkor.[3] Für die Gymnasien schrieb der König 1779 einen, trotz nebensächlicher Mängel vorzüglichen Unterrichtsplan vor, in dem er besonders die Übung der Verstandeskräfte der Schüler an Stelle des toten Auswendiglernens verlangte. Zumal das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, welchem der treffliche Meierotto vorstand, wurde in diesem Sinne reorganisiert. Aber Geld hat der König zu Unterrichtszwecken fast ausnahmslos verweigert: die Kehrseite seiner stark materialistisch gefärbten Anschauung von dem Wesen und der Kraft der Staaten!

Die geistige Entwickelung in Preußen wurde endlich behindert durch Friedrichs Abneigung gegen die deutsche Sprache.[4] Freilich ist der oft

1) Stadelmann, Preuß. Könige und die Landeskultur, II, 408, 416. — Oeuvres XXIII, 344.

2) Lehmann, Kath. Kirche, V, 325 ff., 433 ff.

3) K. Rethwisch, Der Staatsminister von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen unter Friedrich d. Gr. (Berlin 1881).

4) Vgl. Oeuvres VII, 104, XII, 83.

gehörte Vorwurf, der große König sei ein Franzosenfreund, ein Verräter des Deutschtums gewesen, durchaus unrichtig. Vielmehr spricht sich in zahllosen Stellen seiner Schriften ein starkes Gefühl preußischen und allgemein deutschen Patriotismus aus. Die Franzosen als Nation in ihrem damaligen Zustande hat er eher zu gering geschätzt. Aber, wie er selbst eingesteht, er hatte in seiner Jugend nur einen unvollkommenen Begriff von der deutschen Sprache erhalten; seine Lektüre in derselben beschränkte sich auf gelehrte Bücher des siebzehnten Jahrhunderts mit ihrem abschreckenden Gemenge fremder Wörter aus allen Idiomen, mit ihrem schwerfälligen und wirren Stile. Beides mißfiel seinem Schönheitsinne, seinem klaren und scharfen Geiste. Die zahllosen Mundarten der Deutschen ließen ihm ferner ihre Sprache als eine Sammlung von Dialekten erscheinen, denen jede litterarische Ausgleichung und Bestimmtheit abgehe. Nur mit Schmerz bildete er sich diese Überzeugung; aber einmal gefaßt, setzte sie sich bei ihm fest und verhinderte ihn, dem glänzenden Aufschwung der deutschen Litteratur, wie er sich während seiner Regierung und nicht am mindesten infolge der Anregung durch seine großartige Persönlichkeit vollzog, zu folgen. Zur Zeit eines Wieland, Lessing, Goethe und Schiller suchte er noch immer in dem Garve, Gottsched, Gellert die Hauptvertreter des deutschen Schrifttums! Er spricht sich selber über diesen Gegenstand in einem Briefe an Voltaire vom 8. September 1775 weitläufig aus: „Sie behaupten mit Recht, daß unsere guten Deutschen erst die Morgenröte ihrer Kenntnisse haben. Man liebt die schönen Wissenschaften, sucht sie auf, und sie werden von Fremden zu uns verpflanzt, aber der Boden ist noch nicht hinlänglich vorbereitet, daß er sie selber hervorbringen könnte. Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann. Ich für meinen Teil werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem Entstehen etwas beigetragen; aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Drittel seines Lebens von unaufhörlichen Kriegen geplagt ward oder die Übel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte?“ Friedrich stand also der deutschen Litteratur, wenn auch mit großer Unkenntnis, doch keineswegs gleichgültig gegenüber. Indes es mußten alle noch so gut gemeinten Bemühungen des Herrschers, auf die Entwickelung der deutschen Sprache einzuwirken, mißlingen, da sie von ganz irrigen Voraussetzungen ausgingen. Seine Versuche, die deutsche Litteratur aufzumuntern, schlugen eben deshalb völlig fehl. Sein Irrtum, ebenso wie sein patriotischer Eifer, werden unwiderleglich bewiesen durch seine im Jahre 1780 verfaßte Schrift „Über die deutsche Litteratur, über ihre Gebrechen und die Mittel, sie zu verbessern.“ Hier sprach er die Hoffnung aus: „Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben; ein jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Entzücken sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen entwickelt ist, durch die Gunst, die unsern guten Schriftstellern zu teil wird, sich von einem Ende Europas

zum andern verbreitet.“ Aber er ahnte nicht, daß diese Schriftsteller schon erschienen waren; er hielt die Idyllen Geßners und des Johann Götz klägliche Elegie „Die Mädcheninsel“ noch immer für die Meisterstücke der deutschen Dichtkunst! Er umgab sich ausschließlich mit französischen Schriftstellern und Gelehrten; französisch war sein Theater, französisch seine Akademie. Das schmerzte und entmutigte das den eigenen Wert immer lebhafter empfindende Selbstgefühl aller denkenden Deutschen. Das Buch „über die deutsche Litteratur“ rief zahlreiche, zum Teil in entrüstetem Tone abgefaßte Gegenschriften hervor. Im Grunde hat die der deutschen Litteratur von Friedrich bewiesene Gleichgültigkeit jener selbst eher zum Nutzen als zum Schaden gereicht. Schon ein geringfügiger Gunstbeweis seitens des Königs würde sie, bei der damals herrschenden Servilität, zu einer rein höfischen umgewandelt haben.[1])

Als Schriftsteller war der König noch bis in seine letzte Lebenszeit thätig, doch immer in französischer Sprache. Freilich dürfte man nicht behaupten, daß die Arbeiten seines Alters: die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ und des bayrischen Erbfolgekrieges, sowie der Verhandlungen, die zur Teilung Polens führten, den Werken seiner Jugend und ersten Manneszeit gleichwertig sind. Vielmehr zeigen sie eine gewisse Flüchtigkeit in den Gedanken und dem Stile. Allein sie weisen in einer Hinsicht die Vorzüge aller historischen Abhandlungen Friedrichs auf: so sehr der Verfasser auch die Dinge von seinem eigenen Gesichtspunkte darstellt, läßt er sich nie absichtliche Unwahrheiten zu schulden kommen; viele seiner Angaben, die man früher bezweifelt hat, sind durch die umfassenden neueren Forschungen über jene Zeit vollkommen bestätigt worden. Mit seinen historischen Schriften steht die politische Satire im Zusammenhang, deren Geißel er fortgesetzt über seine Gegner schwang: die junkerhaften und bigotten polnischen Konföderierten von Targowice hatten sie ebenso gut zu empfinden, wie Choiseul und die Pompadour, ja selbst Voltaire und d'Alembert. Bewundernswert aber ist, wie der König bei seiner unausgesetzten Arbeit für alle Zweige der Politik, der Staats- und Heeresverwaltung, bei seiner umfassenden Korrespondenz als Herrscher und Privatmann, in der jede Zeile genau durchdacht und mit dem Stempel seines scharfen Geistes bezeichnet ist, daneben noch Muße und Frische fand, auch abstrakten Problemen seine Aufmerksamkeit zu schenken und sie zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen. Man erkennt hier wieder den unversiegbaren Reichtum seines Denkens, die unvergleichliche Ausdehnung seiner Genialität. Die Erziehung war einer der Lieblingsgegenstände seiner Betrachtung. So sehr ferner der König die Grundsätze der ersten Schule der französischen „Philosophen“ geteilt hatte, die ihre Angriffe allein gegen religiöse Vorurteile und jede Ausbeutung und Mißhandlung der untern Klassen kehrte, dabei aber royalistische Gesinnung bewahrten, war er entschiedener Gegner der jüngeren,

---

1) A. Schöne, Fried. d. Gr. u. seine Stellung zur deutschen Litteratur (Berlin 1884). — G. Krause, Friedr. d. Gr. u. die deutsche Poesie (Halle 1884).

radikaleren Richtung, die nicht nur alle Religion und jeden Idealismus bekämpfte, sondern auch dem Königtume und überhaupt dem überlieferten politischen Systeme den Krieg erklärte. Gegen ihren Naturalismus war die „Kritische Prüfung des Systems der Natur von Baron Holbach“ gerichtet; gegen die revolutionäre Propaganda die „Prüfung der Abhandlung über die Vorurteile“ des Pariser Advokaten du Marais. Beide Schriften, welche seinem gichtischen Leiden und der langen Rekonvaleszenz im Winter und Frühjahr 1770 ihre Entstehung verdanken, beweisen, daß Friedrich trotz aller Skepsis weder philosophischem noch politischem Radikalismus zu huldigen gedachte. Neun Jahre später zog er von neuem gegen die „Diderot, Jean-Jacques und die sogenannten Philosophen“ zu Felde, „die eine Schande für die Litteratur sind,“ in den „Briefen über die Liebe zum Vaterland.“ Hier begnügt sich der König nicht mehr mit der Verneinung, sondern legt in edler und schöner Sprache die Verpflichtung des Bürgers und zumal des Herrschers dem Vaterlande gegenüber dar. Diese Schrift, wie der zwei Jahre früher verfaßte „Versuch über die Regierungsformen und die Pflichten der Fürsten“, wird stets ein herrliches Zeugnis für Friedrichs großartige und edle Gesinnung bleiben, die selbst im Alter Menschenhaß, Isolierung und immer stärker ausgeprägter Eigenwille nicht ganz haben verdunkeln können. Es ist vielmehr merkwürdig zu beobachten, wie sehr die in diesen Büchern niedergelegten Anschauungen und Gefühle den Meinungen entsprechen, die der König vierzig Jahre früher, voll jugendlichen Enthusiasmus, im „Anti-Macchiavell“ geäußert hatte. So blieb, trotz der Entwickelung im einzelnen, im großen dieser mächtige Charakter sich gleich durch ein ganzes, langes, bewegtes Leben.

Zu allen den mannigfachen litterarischen Erzeugnissen kommen noch die politischen „Testamente“, die Friedrich wiederholt ausarbeitete, und seine zahlreichen militärischen Schriften, deren Preuß, ohne vollständig zu sein, nicht weniger als zweiunddreißig aufzählt. Wo findet man noch das Beispiel eines gekrönten Schriftstellers von gleicher Vielseitigkeit und geistiger Schöpferkraft, um so bewundernswerter, als die Thätigkeit des Autors doch zugleich, und zwar in viel höherem Grade, anderweitigen anstrengenden und zeitraubenden, das Denken und den Willen durchaus fesselnden Beschäftigungen angehörte?

Mit eiserner Energie spannte der Herrscher die Kräfte seines Volkes an zur Bewahrung von Preußens Großmachtstellung. Er hatte das lebhafte Gefühl, wie wenig die Kräfte seines Staates eigentlich den Anforderungen einer solchen entsprächen, daß ein kleines Land, das einmal zu solcher Höhe emporgestiegen, von seinen Nachbarn beneidet und angefeindet, stets um sein Dasein selbst zu ringen habe. So hatte er schon, als die Wolken des Siebenjährigen Krieges sich zusammenzogen, Befürchtungen für die Existenz des Staates ausgesprochen; so war er noch gegen Ende seiner Laufbahn gestimmt. In den „Betrachtungen über den politischen Zustand Europas“, die er im Mai 1782 niederschrieb, äußert er die Besorgnis, „daß in dreißig Jahren von jetzt an weder von Preußen noch von dem Hause Brandenburg die Rede

sein wird."[1]) Man weiß, in wie furchtbarer Weise im Jahre 1812 diese Voraussage der Erfüllung nahe gekommen ist. Die trüben Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges hatten dem Könige ganz besonders solche Betrachtungen eingeflößt. Um derartige Katastrophen möglichst zu verhüten, muß sich jeder dem Staatszweck opfern. Adel, Bürger, Bauern, jeder soll demselben auf seine, und nur auf seine Art dienen. Von irgend welcher bürgerlichen Selbständigkeit oder städtischen Selbstverwaltung dürfte die Rede nicht sein. Im Gegenteil machte Friedrich dem letzten Reste der Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit der städtischen Magistrate ein Ende. Er ernannte deren Beamte, er mischte sich persönlich in alle Einzelheiten der städtischen Verwaltung; z. B. ob die Häuser hübsch abgeputzt und reinlich gehalten seien. Und wie die Beamten, so wurde nicht minder das Vermögen der Städte königlich: der Überschuß ihrer Einkünfte, oft nur durch klägliche Vernachlässigung aller städtischen Einrichtungen erlangt, floß in die königlichen Kassen. Aber das war nicht das Schlimmste: unheilvoller war die gänzliche Zerrüttung des Gemeingeistes, das Erlöschen des letzten Restes von Bürgersinn bei dem intelligentesten und betriebsamsten Teile des Volkes. Das ist ein schwerer, verhängnisvoller Übelstand des Friedericianischen Systems. Alles für das Volk, nichts durch das Volk, das war der Wahlspruch des aufgeklärten Absolutismus.

Mit Geiz, ja mit Härte wachte Friedrich über die öffentlichen Gelder, wenn es sich nicht um nützliche Zwecke des Staates handelte. „Ich habe kein Geld," non habeo pecuniam, „auf dem Ohre höre ich nicht gut," je n'ai pas le sol, hieß es bei Bitten um Unterstützung, um Pension, ja um Erfüllung wirklicher staatlicher Verpflichtungen. Als ein Prediger ersuchte, ihm 150 Thaler jährlich zuzulegen, da er von einem Gehalte von 186 Thalern (!) nicht leben könne, erhielt er die Antwort: „Die Apostel sind nicht gewinnsüchtig gewesen, sie haben umsonst gepredigt; der Herr hat keine apostolische Seele und denkt nicht, daß er alle Güter in der Welt vor nichts ansehen muß." Auf Petitionen um Ersatz des von den Russen verursachten Schadens verfügte der König: „Ob man ihnen auch den Schaden von der Sündflut vergüten soll;" und: „Am jüngsten Tage kriegt ein jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat." Schlimmer aber war, daß seine verdientesten Diplomaten auf ihre Bitten um Entschädigung für ihre ruinösen Auslagen nur den Bescheid bekommen konnten: Toujours de l'argent? je n'ai rien. Diese Härte gegen einzelne wird aber verständlich, entschuldbar, ja bis zu einem gewissen Grade notwendig durch die Aufgabe Friedrichs, mit geringfügigen Mitteln sein großes Werk aufrecht zu erhalten. Nicht das Wohl oder Glück jedes Einzelnen — die Macht, die Stärke, die Größe des Ganzen war das Ziel, dem er unausgesetzt nachstrebte. Von zahlreichen Gegnern umringt, nur auf sich selbst bauend, mußte dieses Preußen vorwärts

1) Histor. Zeitschr. N. F. XXIV (1888), S. 263.

streben mit Anstrengung aller seiner Muskeln, mit Aufbietung seines letzten Hauches.

Und in wie hohem Maße ist Friedrich solchen Anforderungen gerecht geworden! Seine Finanzverwaltung führte zu den glänzendsten Ergebnissen. In seinem letzten Lebensjahre beliefen sich seine reinen Staatseinnahmen auf beinahe zwanzig Millionen Thaler und hatten sich demnach gegen sein erstes Regierungsjahr fast verdreifacht. Davon konnten nicht weniger als $12^1/_2$ Millionen auf das Heer verwendet werden. Und trotzdem hinterließ der große König seinem Nachfolger einen seit dem Siebenjährigen Kriege ersparten Schatz von fünfundfünfzig Millionen. Eine solche Finanzverwaltung war ein Unikum zu einer Zeit, wo die übrigen, ungleich fruchtbarern und reichern Staaten fast ausnahmslos mit chronischem Defizit und stetem Schuldenmachen wirtschafteten und zum großen Teile am Rande des Bankrotts standen.

So verhielt es sich auch in einem Lande, dessen Fürst der, obwohl wenig treue und dankbare, Zögling Friedrichs war: in Württemberg. Aus der üblen Finanzwirtschaft des Herzogs Karl Eugen ergaben sich Verfassungskämpfe, die damals ganz Deutschland erregten.

In den meisten deutschen Gebieten hatte die materielle und moralische Zerrüttung, welche der Dreißigjährige Krieg herbeigeführt, die Vernichtung der ständischen Institutionen und die völlige Ausbildung der landesherrlichen Vollgewalt zur Folge gehabt. Nicht so in Württemberg: allzufest war hier die Macht der Stände begründet. Inmitten seiner Nöten hatte Herzog Ulrich,[1]) im Tübinger Vergleich des Jahres 1534, der „Landschaft" eine Reihe erklecklicher Vorrechte zugestehen müssen, deren bedeutendstes die Verwaltung der Steuern durch deren eigene Beamte war. Hiermit war ein großer Teil der eigentlichen Regierung in die Hand der Stände gelegt. Zur praktischen Ausübung solcher Befugnis hatte Ulrichs Sohn Christoph im Landtagsabschiede des Jahres 1554 die Errichtung eines dauernden ständischen Ausschusses bewilligt, der nun als selbständige und unabhängige Zentralbehörde neben dem Herzog regierte.[2]) Diese durchaus parlamentarische Verfassung des Herzogtums, die sich durch lange Wirksamkeit immer mehr ausgedehnt und befestigt, erhielt einen vorwiegend bürgerlichen, demokratischen Zug durch den Umstand, daß der schwäbische Adel fast ausnahmslos seine Reichsfreiheit durchsetzte und deshalb, von der Unterthanenschaft gegen den Herzog frei, auch an dessen Landständen keinerlei Anteil nahm. So wurden die letzteren nur aus den Abgeordneten von siebenundsechzig Städten und den vierzehn „Prälaten" d. h. Äbten der Landesklöster gebildet. Nun waren aber letztere längst in evangelische Stifte ver-

---

1) Bd. VII, S. 155.

2) Ulmann, Fünf Jahre württembergischer Geschichte (Leipzig 1867). — B. Kugler, Herzog Christoph v. Württemberg (Stuttgart 1868). — Eine eingehende Darstellung der württemb. Verfassung, wie sie inmitten des 18. Jahrhunderts fungierte, findet man, aus der Feder Joh. Jak. Mosers, in Häberlins Staatsarchiv, Heft 31, Nr. VIII.

wandelt, die Prälaten lutherische Pfründenbesitzer geworden, die aus den bürgerlichen Familien hervorgegangen waren und mit denselben in engstem Zusammenhange blieben. Derart war in dem kleinen Lande, das auf hundertundfünfzig Quadratmeilen etwa 600 000 Einwohner zählte, ein eigenartiges Staatswesen entstanden, das parlamentarisch und bürgerlich regiert wurde, mitten im feudal-absolutistischen Reiche, und das sich bei dieser Verfassung in blühendster und behaglichster Lage befand.

Die volkstümliche Organisation Württembergs hatte allen Versuchen, welche die Herzöge in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unternommen hatten, dieselbe zu gunsten der fürstlichen Allmacht zu zerstören, endlich auch das Luthertum zum Vorteile ihres eigenen katholischen Bekenntnisses zu vernichten, siegreichen Widerstand geleistet. Nach dem jähen Tode Karl Alexanders (1737)[1]) schien für das Land alles gewonnen. Die Regentschaft suchte engen Anschluß an das protestantische Preußen, und 1741 ward der dreizehnjährige Herzog Karl Eugen dem Könige Friedrich II. zur Ausbildung übersandt. Drei Jahre später übernahm Karl die Regierung, von seinem königlichen Erzieher mit den besten Lehren ausgestattet. „Sie müssen nicht denken," schrieb ihm damals der große Friedrich, „das Land Württemberg sei für Sie geschaffen, sondern daß die Vorsehung Sie ins Leben berufen hat, um Ihr Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie stets die Wohlfahrt desselben Ihren Annehmlichkeiten vor, und so wird Ihnen nicht allein dessen Liebe, sondern auch die Bewunderung der ganzen Welt zu teil werden." [2])

Leider trugen diese herrlichen Lehren bei dem jungen, heißblütigen, sinnlichen, trotzigen und selbstsüchtigen Fürsten keine Früchte. Freilich vermählte er sich 1748 mit einer Nichte Friedrichs, Friederike Sophie von Bayreuth: aber diese Ehe gestaltete sich sehr unglücklich und entfremdete nicht nur Karl dem preußischen Hofe, sondern veranlaßte ihn auch, infolge der Abneigung gegen seine Gemahlin, zu grenzenloser Liederlichkeit. Die besonnenen Männer, die ihn bis dahin beraten hatten, wurden entfernt, und durch einen gewissenlosen und verschwenderischen Höfling, den zum Staatsminister erhobenen Grafen Montmartin, sowie durch einen brutalen Soldaten, den Grafen Rieger, ersetzt. Da wurden italienische große Oper und Opera Buffa, französisches Schauspiel und prächtiges Ballett gestiftet; da erhoben sich stolze Schlösser, Graveneck, Einsiedel und andere, als Schauplätze rauschender Feste, offener und heimlicher Ausschweifungen. Dazu kam dann die nicht minder kostbare Soldatenspielerei. Als gehorsamer Diener Österreichs und Frankreichs stürzte sich Karl in den Siebenjährigen Krieg, entgegen den Interessen seines Landes und den protestantischen Sympathien von dessen Bewohnern.

---

1) Siehe oben S. 163.

2) Diese ganze Instruktion ist sehr lesenswert u. äußerst bezeichnend für die Anschauungen Friedrichs II., obwohl der König offenbar von der besonderen württembergischen Verfassung nicht die mindeste Kenntnis besaß. Meiner u. Spittler, Histor. Magazin, I, 683 f.

Zur Bestreitung so außerordentlicher Aufgaben traf Karl bald verfassungswidrige Maßregeln; und ebenso scheute er vor keinem Rechtsbruch zurück, um für seine Regimenter Rekruten zu schaffen. Die württembergische Konstitution kannte keine Aushebung, sondern nur freiwillige Anwerbung: aber Rieger führte ein vollständig tyrannisches und niederträchtiges Preßsystem ein, vor dem kein fleißiger Arbeiter, kein Familienvater sicher war. Selbstredend widersetzte der ständische Ausschuß sich so despotischem Treiben. Aber der Herzog begegnete dessen demütigen Vorstellungen in rohester Weise, jagte endlich den Ausschuß auseinander und ließ dessen hochgelehrten und charakterfesten Führer, den Landschaftskonsulenten Joh. Jak. Moser, zu strenger Haft auf den Hohen Twiel abführen (1759).[1] Nun wurden die von den Ständen verweigerten Steuern nichtsdestoweniger erhoben, Monopole eingeführt, und die landständischen Kassen durch den Herzog in Person aufgebrochen und geleert. Der schändliche Kirchenratsdirektor Wittleder plünderte inzwischen die religiösen Anstalten und verkaufte die geistlichen Ämter an den Meistbietenden.

Bei allen diesen und zahllosen anderen Gewaltthaten gegen das ganze Land und einzelne Unterthanen rechnete Karl Eugen auf den Schutz des kaiserlichen Hofes, dessen Verbündeter er war und dem er durch sein religiöses Bekenntnis nahe stand. Aber nach dem Ende des Krieges fanden die Stände den Mut, sich zugleich an den Reichshofrat, sowie an die drei protestantischen Mächte Preußen, Großbritannien und Dänemark mit der Bitte um Schutz ihrer verfassungsmäßigen Rechte und um Befreiung des ungesetzlich verhafteten Moser zu wenden. Nur dem thatkräftigen Einschreiten Friedrich des Großen hatten die Württemberger es zu danken, daß der kaiserliche Hof seine Abneigung gegen sie überwand und dem Herzoge die sofortige Freilassung Mosers, sowie die Einberufung eines Landtages anbefahl (September 1764).[2] Beides geschah, allein Karl begann sein höhnisches und tyrannisches Verfahren von neuem, ohne jede Rücksicht auf Verfassung und Landtag. Abermals schritt Friedrich, der wohl auch an dem einstigen Pflegesohn dessen Undankbarkeit rächen wollte, ein, und zwar geradezu mit Androhung von Gewaltmaßregeln. Dieser, sowie wiederholten Befehlen des Reichshofrats, wagte der Herzog nicht länger entgegen zu handeln. Im Frühjahr 1766 erhielt Montmartin seine Entlassung, wurde Wittleder aus dem Lande gejagt, nicht ohne daß Karl ihn zuvor geplündert hätte; Rieger saß schon längst auf dem Hohen Asperg gefangen. So waren unter dem Jubel der Württemberger die Werkzeuge der Tyrannei gestürzt. Nach langwierigen Verhandlungen kam dann im Jahre 1770 zwischen Ständen und Herzog der „Erbvergleich“ zu stande, der, vom Kaiser bestätigt, einen gänzlichen Sieg der alten Verfassung in sich schloß, die in allen ihren Hauptpunkten Erneuerung und Bekräftigung fand.

Indes der Erfolg der Stände bedeutete keineswegs ein gutes Regiment.

---

1) A. Schmid, Joh. Jak. Moser (Stuttg. 1868).

2) R. Mohl, Friedrich d. Gr. und die Streitigkeiten in Württemberg (Tübingen 1831).

Jene verfielen in eigensüchtiges und geistloses Vettern- und Schreibertum, das auf das Wohl des Volkes, auf eine heilsame Verwaltung und auf den rechtlichen Schutz derjenigen, die nicht mit den herrschenden Bürgerfamilien in Verbindung standen, auch nicht die mindeste Rücksicht nahm. Moser, der dringend eine Reform und zumal eine strengere Beaufsichtigung der landschaftlichen Verwaltung forderte, wurde von den Ständen seines Postens als Konsulent enthoben. Ebenso ließen sie des Herzogs tyrannischen Launen freien Lauf, wenn dieselben nur nicht ihre eigenen Interessen und den Buchstaben der Verfassung verletzten. Karl Eugen konnte nach wie vor unglückliche Landeskinder, welche die Künste der Werber unter seine Soldaten gelockt hatten, für schnödes Geld den Engländern für deren amerikanische Kriege oder für ihre nicht minder mörderischen Garnisonen in den Fiebergegenden Westindiens, sowie den Holländern nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung verkaufen. Wer sich der Todesreise weigerte, wurde auf der Stelle niedergeschossen. Man weiß, wie der junge Schiller sich Karl Eugens Despotenlaunen durch die Flucht entziehen mußte, wie der als Musiker und Dichter hochbegabte Schubart, durch dessen Sinngedichte und „Deutsche Chronik" der Herzog sich beleidigt glaubte, durch schändlichen Verrat 1777 auf württembergisches Gebiet gelockt und in ein scheußliches Loch auf den Hohen Asperg gesperrt wurde, aus dem ihn erst zehn Jahre später die Verwendung eines preußischen Königs befreite. Man hatte auch nicht einmal den Versuch gemacht, einen Prozeß gegen ihn anzustrengen, ohne jedes Urteil und Recht hatte der Unglückliche so lange in dem schmählichen Kerker zubringen müssen; weder in Württemberg noch im übrigen Deutschland hatte sich gegen so schändlichen Rechtsbruch eine Stimme zu erheben gewagt.

Ja, Karl-Herzog, wie die Württemberger ihn nannten, genoß schließlich bei der unverwüstlichen Loyalität seines Volkes noch einer gewissen Popularität. Seine stattliche Persönlichkeit, der Glanz seines Auftretens, die Pracht seiner Schlösser machten Eindruck auf die Menge. Dazu kam der romantische Schein, mit dem ihn sein Verhältnis aufrichtiger und uninteressierter Liebe zu seinem „Franzel" umgab. Franziska, die schöne und anmutige Tochter des armen Freiherrn von Bernardin, hatte schon in den ersten Jahren ihrer Ehe mit dem mißgestalteten und jähzornigen Baron von Leutrum den Herzog kennen gelernt, der in lebhafter Liebe zu ihr entbrannte.[1]) Aber nicht eher hatte sie sich seinen Wünschen ergeben, als bis ihre Ehe mit Leutrum gelöst war. Zur Reichsgräfin von Hohenheim ernannt, blieb Franziska doch stets bescheiden und anspruchslos und scheint auf den Herzog in möglichst mildem und menschenfreundlichem Sinne gewirkt zu haben. Ihrem Einflusse ist auch wahrscheinlich das merkwürdige Reskript entsprungen, das sich der Trotzige zu seinem fünfzigjährigen Geburtstage abrang, und in dem er seine Fehler und

---

1) E. Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim. (Stuttg. 1876.)

Verschuldungen dem ganzen Lande offen eingestand und für den Rest seines Lebens Besserung verhieß (1778). Schade, daß diese guten Regungen nicht lange anhielten, die alte Roheit und Selbstsucht, mit sentimentalen Anwandlungen und ästhetischen Entwürfen seltsam aufgeputzt, immer wieder zum Durchbruch kamen.

Übrigens hat, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Karl die Gräfin von Hohenheim im Jahre 1785 zu seiner rechtmäßigen Gattin gemacht. Diesen Akt der Gerechtigkeit hat er noch acht, die nunmehrige Herzogin Franziska noch sechsundzwanzig Jahre überlebt.

Karl von Württemberg war nicht der einzige deutsche Fürst, der sich mit dem Soldatenhandel, mit dem schnöden Verkauf seiner Landeskinder an fremde Souveräne und für fremde Interessen befleckte, der das Blut seiner Unterthanen zur Füllung seiner Kassen und zur Befriedigung seiner Gelüste verschacherte. War doch damals, nach Vernichtung der ständischen Mitwirkung in fast allen deutschen Territorien, der fürstliche Absolutismus auf den Höhepunkt gestiegen. Die soldatische Erziehung der Fürsten machte sie nur um so geneigter, sich als die unbedingten Herren des Lebens und Gutes ihrer Unterthanen zu betrachten. Kaum war der Krieg zwischen England und den nordamerikanischen Kolonien ausgebrochen, kaum hatte es sich gezeigt, daß die britischen Söldlinge des Inselreiches nicht genügten, um die aufständischen Länder wieder zur Unterwerfung zu nötigen, als die deutschen Kleinfürsten, ein Graf von Hanau, ein Prinz von Waldeck und andere, um die Wette ihre Regimenter dem Könige Georg zum Verkauf anboten.[1]) Wichtiger waren der englischen Regierung selbstverständlich die bedeutendern deutschen Militärstaaten, wie Braunschweig und Hessen-Kassel. Das erstere Ländchen zählte zwar nur einige sechzig Quadratmeilen und 150000 Einwohner, allein Herzog Karl I. (1735—80) hatte stets an fünftausend Soldaten unter den Waffen. Da er überdies auch für glänzende Festlichkeiten, Mätressen, italienische Oper und französisches Ballett das Geld in ungezählter Menge zum Fenster hinaus geworfen, erschien ihm das englische Anerbieten wie eine rettende Gunst des Schicksals. Er schlug 4300 Soldaten billig los: 50 Thaler für jeden Mann, und eine Subsidie von 64500 Thalern im ganzen; freilich wurde ihm jeder tote Soldat noch außerdem mit 50, jeder verwundete mit $16^2/_3$ Thalern bezahlt. Man kann sich vorstellen, wie nach jedem Gefechte in Amerika eine recht ausgiebige Verlustliste das Herz des Landesvaters erfreuen mußte. In Hessen-Kassel aber war der Menschenhandel schon seit einem Jahrhundert auf das trefflichste ausgebildet. Die Hessen waren daran gewöhnt, sich zum Nutzen der fürstlichen Kasse auf irgend einer beliebigen Seite herumzuschlagen, und fanden an dem wilden Raufen großen Gefallen. Landgraf Friedrich II. (1760—85) hatte denn auch sein Dasein recht verständig eingeteilt zwischen Vergnügungen jeder Art sowie prächtigen Bauten auf der einen und der Pflege

---

1) Fr. Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika (Berlin 1884).

eines rationellen, nach dem preußischen Kantonsystem eingerichteten Soldatenwesens auf der anderen Seite: dieses mußte ihm jene bezahlen. Mit England schloß er einen Vertrag, der ihm für seine 12000 Mann ganz außerordentliche Vorteile brachte, und er wußte dieselben durch unbedenkliche, aber höchst geschickte Manipulationen nicht unbedeutend zu vermehren. Hanau, Waldeck, Ansbach-Bayreuth, Zerbst folgten so edlem Beispiel. Im ganzen sind 30 000 Deutsche, worunter 17 000 Hessen, nach Amerika geliefert worden. Fast zwei Fünftel dieser Zahl sind nicht mehr zurückgekehrt, sondern im fernen Erdteil zu gunsten britischer Gewaltherrschaft gefallen.

Diese Thatsachen, die vielleicht das beschämendste Blatt der deutschen Geschichte bilden, gingen in dem damaligen Deutschland nur wenig beachtet vorüber. Machtlose Poeten, wie Schubart, Schiller, widmeten ihnen einige flammende Worte gerechten Unwillens; Friedrich des Großen sarkastische Laune forderte bei dem Durchzuge der unglücklichen Söldner durch den Weserpaß bei Minden einen Zoll wie vom Schlachtvieh — aber sonst blieb alles ruhig, und die unwürdigen Fürsten konnten in voller Behaglichkeit den Sündenlohn genießen, an dem so viel Blut und Elend klebte.

Weder der Kaiser noch die Reichsgerichte fanden gegen solchen Mißbrauch der fürstlichen Gewalt etwas zu erinnern.[1]) Von jenen beiden höchsten Tribunalen, von deren Richterspruch übrigens die kurfürstlichen und manche andere bevorrechtete Gebiete ausgenommen waren, stand der Reichshofrat in völliger Abhängigkeit vom Kaiser, wurde aber von diesem so schlecht bezahlt, daß seine Mitglieder ganz regelmäßig Geschenke von den Parteien nahmen und nach deren Höhe die Reihenfolge der Prozesse bestimmten. Wer wenig oder nichts zahlte, dessen Angelegenheiten schleppten sich endlos hin. F. C. von Moser durfte in seiner Zeitschrift „Patriotisches Archiv“ öffentlich heraussagen: es fehle den meisten Reichshofräten notorisch an den drei wichtigsten Erfordernissen des Richters — Kenntnis des Rechtes, Liebe zur Gerechtigkeit und redlichem Sinn. Kaiser Josef II. fuhr zwar mit scharfen Verordnungen drein, in welchen er die Reichsrichter in gröbster und beschämendster Weise abkanzelte; indes da er der Ärmlichkeit der Besoldungen nicht abhalf, blieb das Übel so groß wie bisher. Noch schlimmer waren die Zustände bei dem Reichs-Kammergerichte. Hier wurden nur der Vorsitzende, sein Stellvertreter und ein Beisitzer vom Kaiser, die übrigen Assessoren aber von den Reichsständen ernannt und besoldet. So wurde der Kaiser der natürliche Gegner des Kammergerichtes, das er zu gunsten des von ihm selbst abhängigen Hofrates zurückzudrängen suchte. Aber auch die größeren und mittleren Reichsstände wünschten das Kammergericht nicht aufkommen zu lassen, damit dessen Wirksamkeit brach gelegt und ihre eigene Souveränität auch in Bezug auf die Gerechtigkeitspflege nicht von demselben eingeschränkt werde. Deshalb wollten sie für das Kammergericht so

---

1) Vergl. L. Häusser, Deutsche Geschichte, Buch I, Abschnitt 4. — Cl. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamburg und Gotha 1845).

wenig thun, wie irgend möglich; deshalb blieb die Zahl der Richter, anstatt der gesetzlichen fünfzig, auf siebzehn und ihre Besoldung auf das kärglichste Maß beschränkt. Die ungeheuere Menge der Prozesse stand mit der geringen Anzahl der Beisitzer in gar keinem Verhältnis; diese gewöhnten sich daran, unter der Masse, die sich hier immer aussichtsloser aufstaute, nur diejenigen Streitsachen zu erledigen, für welche die Parteien mit erklecklichen Geldspenden eintraten. Man kann den Richtern hieraus kaum einen Vorwurf machen: schuldete ihnen doch im Jahre 1769 das Reich mehr als eine halbe Million Thaler an Gehältern. Dafür belief sich aber auch die Menge der unerledigten Prozesse einige Jahre später auf 61233! Nach vielen Bemühungen setzte der Kaiser im Jahre 1767 durch, daß der Reichstag eine vierundzwanzigköpfige Visitations-Kommission nach Wetzlar entsandte. Allein da im Schoße derselben religiöse, politische und persönliche Parteilichkeit herrschte; da die Untersuchung wieder mit unendlicher Gründlichkeit und Weitläufigkeit geführt wurde: so kam man hier eben auch nicht weiter voran. Endlich, nach acht Jahren, wurde die ganze Angelegenheit glücklich wieder auf das Gebiet des Zankes zwischen dem Corpus evangelicorum und der katholischen „Konferenz" auf dem Reichstage gespielt, so daß darüber 1770 die Visitation überhaupt ins Stocken geriet. Bei derartigem Zustande vermochten freilich die Reichsgerichte ihren Zweck als „Palladium der deutschen Freiheit" nicht zu erfüllen. Der patriotischste und konservativste Deutsche konnte über diese Formen der Reichsjustiz nur schweren Kummer empfinden und bitteren Spott ausgießen.

Nicht besser stand es um die Reichskriegsverfassung, die doch allein Deutschlands Einfluß und Integrität hätte verbürgen mögen. Es war hier seit dem Spanischen Erbfolgekriege, wo die Verhältnisse schon traurig genug gewesen waren, nur schlimmer geworden. Mehr als je fand man die von dem Reichstage nach langem Drängen und Verhandeln beschlossenen Truppenkontingente lediglich auf dem Papiere. Jeder suchte die Last von sich auf andere abzuwälzen, stellte so wenig Soldaten wie möglich, und diese wieder in der denkbar schlechtesten Ausrüstung und Verpflegung. Die Krieger wurden angewiesen, „recht langsam zu feuern, damit die Munition nicht mangeln möge." Das Ausreißen wurde geradezu ermutigt, indem die Deserteure daheim freundlicher Aufnahme und guter Verpflegung gewiß waren. Die kleineren Reichsstände wollten eben thunlichst Geld und Menschenleben sparen, die größeren nicht durch Absendung von Truppen zur Reichsarmee ihr Landesheer schwächen. Für die Verpflegung mußte jeder Reichsstand selber sorgen, so daß z. B. die schwäbischen Kreistruppen aus 96 verschiedenen Proviant-, Kleidungs- und Waffenzentren versorgt wurden! Mit allen diesen hatte der unglückliche Reichsfeldherr besondere Verhandlungen zu pflegen. Bei einer Kompanie des schwäbischen Kontingents stellte Gmünd den Hauptmann, Rotweil den ersten, die Äbtissin von Rotenmünster den zweiten Leutnant und der Abt von Gengenbach den Fähnrich. Und ebenso buntscheckig wie das Kommando war die Bewaffnung. Auch gingen überhaupt z. B. in der Schlacht bei Roßbach von

hundert Flinten der „Reichsvölker“ höchstens zwanzig los! Ein solches Heer konnte bei Freund und Feind lediglich Verachtung und Hohn einernten.

Ein klägliches Zerrbild des Bundesstaates stellte die damalige deutsche Verfassung vor. Sie war völlig lebensunfähig geworden und diente ausschließlich dazu, die Bildung neuer und besserer Einrichtungen für die Gesamtheit des deutschen Volkes zu verhindern. Freilich trug der stete Gegensatz zwischen Österreich und Preußen einen guten Teil der Schuld an diesen traurigen Zuständen. Aber waren solche früher, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, erfreulicher gewesen? Hatten da nicht andere Gründe des Zwiespaltes und der Ohnmacht obgewaltet? Die tiefere Ursache für diese letzteren war eben die Selbstsucht der fürstlichen Aristokratie und der völlige Mangel an Sinn für das größere Vaterland in den maßgebenden Kreisen.

Das Volk als solches hatte sich längst daran gewöhnt, den Vorgängen in Regensburg und überhaupt den Angelegenheiten des Reiches vollständige Apathie und Gleichgültigkeit entgegen zu bringen. Allzu oft hatte es die Erfahrung gemacht, daß dieselben lediglich auf ziellose Beschäftigung der Diplomaten und Rechtsgelehrten hinausliefen, die nicht das geringste thatsächliche Ergebnis zur Folge hatte. Stärker wurden wenigstens die Gebildeten durch die Reformbewegung erregt, die sich damals innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands vollzog.

Wir haben schon gesehen [1]), daß der rationalistische Geist des Zeitalters auch in die festen Mauern der römischen Hierarchie, zumal in unserm Vaterlande, eingedrungen war. Man konnte einen Kardinal Quirini, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, auf einer Reise durch Deutschland auf das liebenswürdigste und zuvorkommendste mit protestantischen Theologen und Schriftstellern mündlich und schriftlich verkehren sehen.[2]) Eine Frucht rationalistischer Bestrebungen war ein Werk, das 1763 unter dem Pseudonym eines Rechtsgelehrten Justinus Febronius und mit dem angeblichen Druckorte Bouillon, zu Frankfurt in lateinischer Sprache erschien: Über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römischen Bischofs.[3]) Obwohl der Verfasser sich als treuer Katholik und Anhänger der päpstlichen Gewalt bekannte, definierte er letztere doch in einer Weise, welche eine vollständige Umwälzung in der Verfassung der römischen Kirche bedeutete. Er wollte den Bischöfen und Nationalkirchen ihre alte Selbständigkeit zurückgeben, den Papst nur als den ersten unter gleichen anerkennen, und forderte geradezu die Fürsten auf, ein so wichtiges und ersprießliches Werk in die Hand zu nehmen. Dadurch würden alle Mißbräuche aus der Kirche und folgerichtig auch alle Klagen gegen dieselbe verschwinden, die so notwendige und allgemein gewünschte Wiedervereinigung sämtlicher Christen sich ohne Schwierigkeit vollziehen. Auch die Bischöfe sollten mit Kraft

---

1) S. oben S. 336 f.

2) Henke-Vater, Gesch. der christlichen Kirche, V, 305 f.

3) Justini Febronii jurisconsulti, de statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis liber singularis. Bullioni apud Guilelmum Evrardi, 1763, in 4°.

dahin wirken, daß ihnen die durch die List und Härte des römischen Hofes entrissenen Rechte wieder zu teil würden. Die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit weist Febronius selbstverständlich mit Entschiedenheit zurück; nur die allgemeine Kirche, welcher Christus die Gewalt übergeben habe, sei untrüglich. Deshalb müsse man ökumenische und nationale Konzilien einberufen, die in Gemeinschaft mit den katholischen Fürsten den wahren Rechtszustand wieder herstellen sollten.

Im Grunde enthielt das Buch des Justinus Febronius weder neues noch richtiges. Die Lehren, die es vortrug, waren seit dem vierzehnten Jahrhundert, seit Marsilius von Padua und Wilhelm Occam, seit Johann Gerson und Peter von Ailly schon unzählige Male verkündet worden. Sie hatten die Grundlage der Reformbestrebungen auf den Konzilien von Konstanz und Basel und noch in Trient gebildet. Aber sie hatten nie den Sieg erringen können. Es war falsch, wenn Febronius behauptete, auf dem Boden des Trienter Konzils zu stehen; vielmehr hatte dasselbe mit dem Siege der päpstlichen Allgewalt geendigt. Der ideale Zustand, den Febronius verherrlichte, hatte nie existiert, die Kirchenversammlungen nie die Rolle gespielt, die er ihnen zuschrieb. Von einer Wiedervereinigung der gesamten Christenheit durch die bloße Beseitigung der päpstlichen Herrschaft konnte im achtzehnten Jahrhundert vollends nicht mehr die Rede sein; die ganze Auffassung der kirchlichen Überlieferungen und damit zahlreiche Dogmen trennten allzu gründlich die Protestanten von den Katholiken.

Trotzdem erregte, bei der antihierarchischen, jansenistischen und rationalistischen Gesinnung jener Tage, das Buch gewaltiges Aufsehen; es wurde sofort in den katholischen Ländern durch zahlreiche Nachdrücke und Übersetzungen in die lebenden Sprachen verbreitet. Bald wurde bekannt, was man schon von vornherein geahnt, daß der vorgebliche Rechtsgelehrte ein hochgestellter Würdenträger der katholischen Kirche sei: Johann Nikolaus von Hontheim, der Weihbischof des Kurfürsten Klemens Wenzel von Trier. Zu Löwen und dann in Utrecht gebildet, hatte Hontheim in seinen gründlichen kirchengeschichtlichen Studien Überzeugungen geschöpft, die ihn freilich nicht zu der einfachen Erwägung kommen ließen, daß das längst Vergangene sich nie wieder herstellen lasse, und daß das seit Jahrhunderten Bestehende mehr Recht habe, als ein, noch dazu in phantastischer Weise, ausgemaltes Früheres. Papst Klemens XIII. sah sich selbstverständlich veranlaßt, gegen das Buch mit Klagen und Drohungen einzuschreiten; aber so gut er auch den wahren Verfasser kannte, wagte er nicht, denselben zu nennen oder gar ihn ausdrücklich zu verdammen. So blieb Hontheim unangefochten.

Auf weltlichem Gebiete nahm gleichfalls die publizistische Thätigkeit einen großen Aufschwung — ein Beweis für das immer lebhafter erwachende Interesse und das stets wachsende Verständnis der Deutschen für das öffentliche Leben. Johann Jakob Moser führte den Kampf, den er praktisch in Württemberg gegen den fürstlichen Absolutismus unternommen, auch in seinen zahlreichen Schriften theoretisch fort. Mit scharfen Worten streitet er gegen den Grund-

satz, daß alles Recht der Rücksicht auf das „gemeine Beste“ weichen müsse, und daß der Regent der einzige Richter sein dürfe, was denn das „gemeine Beste“ sei und erfordere. Lehrt nicht „die Erfahrung aller Zeiten, daß das gemeine Beste oft nur ein Firnis ist, den man über die Affekten zieht, und daß manche zum angeblichen Besten des Staates gemachte Verfügungen sich oft mit dessen gänzlicher Entkräftung enden?“

Auf dem vom Vater gezeigten Wege ging der Sohn Friedrich Karl von Moser (1723—1798) mit nicht minderem Mute, Geist und Beharren weiter. Frühzeitig in hohen öffentlichen Ämtern mit den politischen Verhältnissen vertraut geworden, gab der jüngere Moser 1759 das berühmte Buch „Der Herr und der Diener“ heraus, in welchem er Fürsten und Beamten die Grundsätze einer wahren Verwaltungsweisheit auseinandersetzte. Mit Recht eifert er gegen die Gepflogenheit, die leider auch im gegenwärtigen Deutschland nur zu sehr überwiegt: in dem Fürsten vor allem den Soldaten zu sehen und zu erziehen. Das giebt von vornherein dem Herrscher den Beamten, und diesen den Unterthanen gegenüber eine völlig falsche Stellung. Jedes friedliche Interesse — und das sind doch im Grunde diejenigen, die den wahren Inhalt und Wert des Lebens ausmachen — wird nunmehr dem allein maßgebenden militärischen geopfert. Zum erstenmal sagt Moser frei heraus, der Beamte sei nicht königlicher Diener, sondern Staatsdiener — eine Wahrheit, die auch heute noch lange nicht in vollem Umfange erkannt und bethätigt wird. Solche Grundsätze hat Moser sein ganzes reiches Leben hindurch mit That und Wort jederzeit und in zunehmender Schärfe verfochten.

Die beiden Moser waren durchaus keine Freunde der „Aufklärung“, vielmehr religiös pietistisch und politisch konservativ gesinnte Politiker. Letzteres war in noch weit höherem Maße der Fall bei einem Manne, dessen ganz hervorragende Gaben als publizistischer Denker und Schriftsteller durch seine hartnäckige Vorliebe für veraltetes und unwiderruflich abgestorbenes leider wesentlich in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt worden sind: bei Justus Möser (1720—1794.[1]) Ein längerer Aufenthalt in England, dem Musterlande politisch-historischer Tüchtigkeit, hatte auf ihn, wie auf so viele Schriftsteller diesseit und jenseit des Rheines, bildend und befruchtend gewirkt. Als Geschichtschreiber, besonders in seiner „Osnabrücker Geschichte,“ hat Möser insofern einen richtigen historischen Blick bewährt und originelle Anregung gegeben, als er, mit sympathischem Gefühl für alles Volkstümliche, die Notwendigkeit erkannte, die soziale Organisation zum Mittelpunkte der Darstellung zu machen, besonders für das von jener ganz vorzüglich beherrschte Mittelalter. Unhistorisch dagegen ist seine blinde Voreingenommenheit für das Wesen und die Formen der Vergangenheit, seine Abneigung gegen die doch unvermeidliche Weiter- und Fortentwickelung. Diese Vorzüge und Fehler treten auf das deutlichste in seinen eigentlich politischen Schriften hervor, deren berühmteste seine „Patriotischen Phantasien“ (1774) sind. Genaue Kenntnis des Volkes und der Gesellschaft,

---

1) F. Kreyßig, Justus Möser (Berlin 1857).

dahin wirken, daß ihnen die durch die List und Härte des römischen Hofes entrissenen Rechte wieder zu teil würden. Die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit weist Febronius selbstverständlich mit Entschiedenheit zurück; nur die allgemeine Kirche, welcher Christus die Gewalt übergeben habe, sei untrüglich. Deshalb müsse man ökumenische und nationale Konzilien einberufen, die in Gemeinschaft mit den katholischen Fürsten den wahren Rechtszustand wieder herstellen sollten.

Im Grunde enthielt das Buch des Justinus Febronius weder neues noch richtiges. Die Lehren, die es vortrug, waren seit dem vierzehnten Jahrhundert, seit Marsilius von Padua und Wilhelm Occam, seit Johann Gerson und Peter von Ailly schon unzählige Male verkündet worden. Sie hatten die Grundlage der Reformbestrebungen auf den Konzilien von Konstanz und Basel und noch in Trient gebildet. Aber sie hatten nie den Sieg erringen können. Es war falsch, wenn Febronius behauptete, auf dem Boden des Trienter Konzils zu stehen; vielmehr hatte dasselbe mit dem Siege der päpstlichen Allgewalt geendigt. Der ideale Zustand, den Febronius verherrlichte, hatte nie existiert, die Kirchenversammlungen nie die Rolle gespielt, die er ihnen zuschrieb. Von einer Wiedervereinigung der gesamten Christenheit durch die bloße Beseitigung der päpstlichen Herrschaft konnte im achtzehnten Jahrhundert vollends nicht mehr die Rede sein; die ganze Auffassung der kirchlichen Überlieferungen und damit zahlreiche Dogmen trennten allzu gründlich die Protestanten von den Katholiken.

Trotzdem erregte, bei der antihierarchischen, jansenistischen und rationalistischen Gesinnung jener Tage, das Buch gewaltiges Aufsehen; es wurde sofort in den katholischen Ländern durch zahlreiche Nachdrücke und Übersetzungen in die lebenden Sprachen verbreitet. Bald wurde bekannt, was man schon von vornherein geahnt, daß der vorgebliche Rechtsgelehrte ein hochgestellter Würdenträger der katholischen Kirche sei: Johann Nikolaus von Hontheim, der Weihbischof des Kurfürsten Klemens Wenzel von Trier. Zu Löwen und dann in Utrecht gebildet, hatte Hontheim in seinen gründlichen kirchengeschichtlichen Studien Überzeugungen geschöpft, die ihn freilich nicht zu der einfachen Erwägung kommen ließen, daß das längst Vergangene sich nie wieder herstellen lasse, und daß das seit Jahrhunderten Bestehende mehr Recht habe, als ein, noch dazu in phantastischer Weise, ausgemaltes Früheres. Papst Klemens XIII. sah sich selbstverständlich veranlaßt, gegen das Buch mit Klagen und Drohungen einzuschreiten; aber so gut er auch den wahren Verfasser kannte, wagte er nicht, denselben zu nennen oder gar ihn ausdrücklich zu verdammen. So blieb Hontheim unangefochten.

Auf weltlichem Gebiete nahm gleichfalls die publizistische Thätigkeit einen großen Aufschwung — ein Beweis für das immer lebhafter erwachende Interesse und das stets wachsende Verständnis der Deutschen für das öffentliche Leben. Johann Jakob Moser führte den Kampf, den er praktisch in Württemberg gegen den fürstlichen Absolutismus unternommen, auch in seinen zahlreichen Schriften theoretisch fort. Mit scharfen Worten streitet er gegen den Grund-

satz, daß alles Recht der Rücksicht auf das „gemeine Beste“ weichen müsse, und daß der Regent der einzige Richter sein dürfe, was denn das „gemeine Beste“ sei und erfordere. Lehrt nicht „die Erfahrung aller Zeiten, daß das gemeine Beste oft nur ein Firnis ist, den man über die Affekten zieht, und daß manche zum angeblichen Besten des Staates gemachte Verfügungen sich oft mit dessen gänzlicher Entkräftung enden?“

Auf dem vom Vater gezeigten Wege ging der Sohn Friedrich Karl von Moser (1723—1798) mit nicht minderem Mute, Geist und Beharren weiter. Frühzeitig in hohen öffentlichen Ämtern mit den politischen Verhältnissen vertraut geworden, gab der jüngere Moser 1759 das berühmte Buch „Der Herr und der Diener“ heraus, in welchem er Fürsten und Beamten die Grundsätze einer wahren Verwaltungsweisheit auseinandersetzte. Mit Recht eifert er gegen die Gepflogenheit, die leider auch im gegenwärtigen Deutschland nur zu sehr überwiegt: in dem Fürsten vor allem den Soldaten zu sehen und zu erziehen. Das giebt von vornherein dem Herrscher den Beamten, und diesen den Unterthanen gegenüber eine völlig falsche Stellung. Jedes friedliche Interesse — und das sind doch im Grunde diejenigen, die den wahren Inhalt und Wert des Lebens ausmachen — wird nunmehr dem allein maßgebenden militärischen geopfert. Zum erstenmal sagt Moser frei heraus, der Beamte sei nicht königlicher Diener, sondern Staatsdiener — eine Wahrheit, die auch heute noch lange nicht in vollem Umfange erkannt und bethätigt wird. Solche Grundsätze hat Moser sein ganzes reiches Leben hindurch mit That und Wort jederzeit und in zunehmender Schärfe verfochten.

Die beiden Moser waren durchaus keine Freunde der „Aufklärung“, vielmehr religiös pietistisch und politisch konservativ gesinnte Politiker. Letzteres war in noch weit höherem Maße der Fall bei einem Manne, dessen ganz hervorragende Gaben als publizistischer Denker und Schriftsteller durch seine hartnäckige Vorliebe für veraltetes und unwiderruflich abgestorbenes leider wesentlich in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt worden sind: bei Justus Möser (1720—1794.[1]) Ein längerer Aufenthalt in England, dem Musterlande politisch-historischer Tüchtigkeit, hatte auf ihn, wie auf so viele Schriftsteller diesseit und jenseit des Rheines, bildend und befruchtend gewirkt. Als Geschichtschreiber, besonders in seiner „Osnabrücker Geschichte,“ hat Möser insofern einen richtigen historischen Blick bewährt und originelle Anregung gegeben, als er, mit sympathischem Gefühl für alles Volkstümliche, die Notwendigkeit erkannte, die soziale Organisation zum Mittelpunkte der Darstellung zu machen, besonders für das von jener ganz vorzüglich beherrschte Mittelalter. Unhistorisch dagegen ist seine blinde Voreingenommenheit für das Wesen und die Formen der Vergangenheit, seine Abneigung gegen die doch unvermeidliche Weiter- und Fortentwickelung. Diese Vorzüge und Fehler treten auf das deutlichste in seinen eigentlich politischen Schriften hervor, deren berühmteste seine „Patriotischen Phantasien“ (1774) sind. Genaue Kenntnis des Volkes und der Gesellschaft,

---

1) F. Kreyßig, Justus Möser (Berlin 1857).

glückliche Anpassung an den volkstümlichen Ton, mit Anmut gepaart und jede Plattheit vermeidend, Begeisterung für die Nation und das Nationale, glühende Liebe zur Freiheit zeichnen sie aus. Leider sucht Möser sein Ziel nicht in vernünftiger Fortbildung des geschichtlich Gegebenen, sondern in der Rückkehr zu einem ideal, also irrig ausgemalten Zustand der Vergangenheit. Damit hat er deutschen Patriotismus gefördert, die volkstümliche Dichtung überhaupt erst angeregt, aber auch alle Verirrungen einer reaktionären Romantik in der Litteratur sowie der fortschrittsfeindlichen „historischen Schule“ im Staats- und Rechtsleben hervorgerufen. Seine Schwärmerei für ständische Unterschiede, für die Leibeigenschaft, für rohe Mißhandlung aller, die nicht ländliche Grundbesitzer sind, sein Haß gegen jede „Humanität,“ seine Lehre, daß man religiöse Aufklärung für die Gebildeten reservieren, die Religion aber als „einen Kappzaum für den Pöbel“ betrachten müsse — alles dies hat unendlichen Schaden gestiftet. Anderseits aber darf es Möser nicht vergessen werden, daß er, der zäh konservative Mann, in dem Zeitalter der Vielregiererei und des Fürstenabsolutismus für Dezentralisation, für Selbständigkeit der Provinzen und Gemeinden, für allgemeine Volksbewaffnung, für Schwurgerichte und Handelsfreiheit mutig und in begeisternden Worten eintrat.

Möser hat vorzüglich für die Zukunft gewirkt. Für den Augenblick hatte die „Aufklärung“ das Wort. Nach Friedrichs II. Vorgang waren in der ganzen höheren und mittleren Gesellschaft, unter preußischen Offizieren wie unter Erlanger und Göttinger Professoren, Voltaire, Diderot und sogar Helvetius die angestaunten Klassiker. Allein das Übel der vaterlandslosen Selbstunterwerfung unter fremden und dem deutschen Wesen keineswegs angemessenen Einfluß trug doch sein Korrektiv in sich. Die Siege Friedrichs riefen wieder in das Bewußtsein der deutschen Nation den Begriff eines heimischen Volkstums und erfüllten denselben mit lebensvollem Inhalte. Die dreißig Friedensjahre nach dem Abschlusse des Siebenjährigen Krieges gaben dann der national angeregten Litteratur die Möglichkeit ungestörter Entfaltung und dem Publikum Zeit und Muße, sich für dieselbe zu interessieren, so daß ein lebhafter Austausch der Gesinnungen und Gedanken zwischen Schriftstellern und Volk entstand. Mit der bloßen Gelehrtenlitteratur ging es seitdem glücklich zu Ende.

Bereits in der letzten Zeit des Siebenjährigen Krieges trat gegen die Verherrlichung einer oberflächlichen und sittenauflösenden, sogenannten Philosophie eine heilsame Reaktion ein, die von Mendelssohn, Garve, Abbt gefördert und getragen wurde, bis sie dann in Lessing und Kant gipfelte. Man mag über die Enge und Beschränktheit in den Anschauungen jener erstgenannten Popularphilosophen lächeln; Thatsache ist, daß sie durch Betonen des Deismus und der Moral als Grundlagen und notwendigen Ziele jeder Philosophie das deutsche Bürgertum vor drohender sittlicher Entartung bewahrt und gerettet haben; daß sie anderseits eine Milde der Gesinnung, eine Freiheit von Vorurteilen, eine edle und gleichmäßige Menschenfreundlichkeit predigten und erzielten, wie sie in der Vergangenheit nie existiert hatten und seitdem, leider, wieder ver-

loren gegangen sind. Mittelpunkt und Rüsthaus dieses Kreises wurde des Berliner Buchhändlers und Schriftstellers Friedrich Nicolai „Bibliothek der schönen Wissenschaften.“ Im Adel blieb die französierende Richtung herrschend, der gebildete Mittelstand aber, zumal in Norddeutschland, gehörte der deutschen Popularphilosophie.

Echt deutsch waren auch die Liebe zur Natur, die feine und innige Empfindung für deren Reize, wie solche in den Dichtungen eines Uz und zumal des Ewald von Kleist und Salomon Geßner hervortreten. Inmitten der öden und geistlosen Gleichförmigkeit des Garnisonlebens erwärmte sich Kleists, des preußischen Offiziers, weich empfindendes Gemüt für die Vorzüge des Daseins in und mit der Natur. So entstand „der Frühling“, ein belebtes, anmutvolles und andächtig gestimmtes Gemälde, das der Dichter auch für die übrigen Jahreszeiten auszuführen beabsichtigte. Es blieb bei dem Bruchstücke; denn Kleist starb 1759 bei Kunersdorf den Heldentod für das Vaterland, den sein vorahnendes Gemüt bereits in tief empfundenen, von edelstem Patriotismus getragenen Strophen verherrlicht hatte. Weniger sympathisch berühren uns die künstlichen, sentimentalen Naturmenschen des Schweizers Geßner, die offenbar unter der mächtigen Einwirkung Rousseaus gestaltet worden sind.

Ein ganz neuer und von den Deutschen originell geschaffener Zweig jener Popularphilosophie ist die Ästhetik, welche dem Namen wie der Sache nach als Logik des Gefühls Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762), der Bruder des bekannten Theologen,[1] begründete. Als Ziel der Ästhetik stellte Baumgarten auf: die Vollkommenheit der bisher von den Philosophen gänzlich vernachlässigten sinnlichen Erkenntnis als solcher, das ist der Schönheit. „Richtig denken zu lehren“, sagte er mit Anlehnung an die Wolffsche Phraseologie, „ist die Aufgabe der Logik als der Wissenschaft des oberen Erkenntnisvermögens; schön denken zu lehren ist die Aufgabe der Ästhetik als der Wissenschaft des unteren Erkenntnisvermögens.“ Sie ist ihm die Kunst schön zu denken, Kunstlehre, Theorie der schönen Künste. Zum erstenmal wird der Phantasie neben dem Verstande und der Vernunft ihr Recht gewährt, wird sie nach den ihr eigentümlichen Gesetzen gewürdigt und dargestellt. Das war eine wissenschaftliche That ersten Ranges, wenn auch Baumgartens Ausführungen seinem vortrefflichen Prinzip wenig entsprachen. Sulzer und Mendelssohn haben dann in der von Baumgarten vorgeschriebenen Richtung weiter gearbeitet.

Die größte ästhetische That aber verrichtete der Altmärker Johann Joachim Winckelmann (1717—1768)[2]: indem er zum erstenmal das wahre Wesen griechischer Kunst entdeckte und darlegte, hat er für alle Zeiten das Schönheitsideal aufgestellt, das seitdem nie ungestraft verlassen worden ist. Er hat dem Unwesen des Zopfstiles in künstlerischer und wissenschaftlicher Anschauung ein Ende bereitet. Unter den elendesten Verhältnissen, als Student der ihm verhaßten

1) S. oben S. 154.

2) K. Justi, Winckelmann sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen (2 Bde. in 3 Teilen, Leipzig, 1862—1872).

Theologie, als schlecht besoldeter Haus- und Schullehrer, hatte ihn die Liebe zum Altertum und dessen Kunst, genährt durch den Anblick der Dresdener Antikensammlung, aufrecht erhalten; endlich erkaufte er um den ihm schwer genug gewordenen Preis des Übertrittes zum Katholizismus die Möglichkeit, sich nach Rom zu begeben und hier das Altertum von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Achtunddreißig Jahr alt, trat er aus der engen Beschränktheit der Heimat in das freiere und reiner menschliche Leben des Südens. Papst und Kardinäle schätzten und ehrten ihn, wie einen der Ihrigen. In Rom versenkte er sich derart in die Antike, daß er sich ganz mit deren Inhalt und Denkungsart erfüllte. Er studierte nicht nur das Altertum, er durchlebte es. Nach vielen Einzelschriften legte er die Gesamtheit seiner Anschauungen in der „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) nieder. Es war die erste Kunstgeschichte, die sich über trockenen Notizenkram und allgemeine Lobsprüche erhob; mit wunderbarem Scharfsinn und feinstem Verständnis drang Winckelmanns Genius in das Wesen der bildenden Kunst und ihre Gesetze ein. Wenn er an einer gewissen Einseitigkeit leidet, die schöne Form auf Kosten des Inhaltes der Kunstwerke zu ausschließlich hervorhebt, so liegt das an dem doppelten Umstande, daß er sich dem Einflusse der zeitgenössischen ästhetischen Anschauungen nicht gänzlich zu entziehen vermochte, und daß er anderseits nicht die Originale der wahren griechischen Blütezeit, sondern nur spätrömische Nachbildungen oder gar spätrömische Schöpfungen um sich sah. Auch der ergreifende und formvollendete Stil seines Werkes spiegelt seine Ansicht wieder. Die ruhige Einfalt und Größe, die er als das Wesen der antiken Kunst so richtig erkannt hatte, macht das Wesen seiner eigenen Denk- und Schreibweise aus. Niemals wohl hat ein weltliches Buch so ungeheuere und dauernde Wirkung geübt, wie Winckelmanns Kunstgeschichte. Nicht nur schreibt sich von ihr eine neue Epoche in der Kunst her: unsere ganze geschichtliche und ästhetische Betrachtungsweise ist von ihr beeinflußt. Die rege Wechselwirkung zwischen dem Allgemeingeiste, der Kunst und der Litteratur ist erst durch sie zur Erkenntnis gebracht. Erst sie hat uns gelehrt, in den Monumenten das innerste Denken und Fühlen der Vergangenheit zu suchen. Sie erst ließ den Begriff der organischen Entwickelung der Völker sich bilden.

Freilich für den minder genialen Künstler, besonders den Maler, wurde Winckelmanns Lehre, allzu einseitig aufgefaßt, gefährlich. Ein deutliches Beispiel dessen giebt Winckelmanns vertrautester Freund und Genosse in Rom, der deutsche Maler Raphael Mengs (1728—1779). Mengs war ein Künstler, der mit lobenswerter Korrektheit und Feinheit der Zeichnung, mit lebhaftem Formensinn und kräftiger Modellierung ursprünglich die Gabe treffendster Charakteristik verband, wie es seine jugendlichen Pastellbilder und noch das Bildnis seiner Tochter in der Galerie Barberini in Rom beweisen. Allein die ausschließliche Bewunderung der antiken Form als solcher verleitete ihn zu geist- und inhaltlosem Eklektizismus, der sich, auf seinen historischen und mythologischen Bildern, in der Aneinanderreihung schöner, aber banaler und gleich-

gültiger Figuren gefiel. Dennoch ist er der bei weitem hervorragendste der damaligen deutschen Maler. Anzuerkennen ist immerhin auch an den übrigen, den Öser, den Hackert, einer Angelika Kaufmann, daß sich nach langer Zeit zum erstenmal wieder Streben, mehr als das Gewöhnliche zu leisten, und Talent, wenn auch ein sehr bescheidenes, bei ihnen kund that.

Blieb die deutsche Kunst in enge Grenzen gebannt, so öffnete für die deutsche Litteratur sich mit dem ersten Auftreten Winckelmanns das große, das einzige Zeitalter klassischer Vollendung. An dessen Pforte erhebt sich, wie ein streitbarer Hüter und Wächter, die gewaltige Gestalt eines Lessing.

Das ganze Leben Lessings war Krieg, aber Krieg nie für persönliche kleinliche Interessen, sondern Krieg für die Freiheit des Denkens, gegen Lüge und Heuchelei; Krieg für die Freiheit und Würde der Wissenschaft gegenüber hohlem Dünkel und kleinlicher Ausbeutung; Krieg für die Freiheit nationalen Wesens gegenüber verderblicher Beeinflussung durch die Fremden; Krieg für das Gute, Rechte und Schöne gegen jede Verdrehung, jede Verdunkelung, jedes Vorurteil. Freien, männlichen Sinn hat er in allen Lagen seines bewegten Lebens bethätigt. Er kannte weder Schmeichelei noch Furcht der Person; er hat sich in Anstellungen und Ämtern stets Unabhängigkeit und unbeschränkte Thätigkeit gewahrt. Diese, bei deutschen Schriftstellern so seltenen Vorzüge machen Gotthold Ephraim Lessing jedem Deutschen von wahrer Bildung und offenem Sinne lieb und wert über alle anderen Denker und Dichter seines Volkes.

Auch darin zeichnet sich Lessing unter den vaterländischen Dichtern aus, daß er bei aller Klarheit und Schärfe seines Urteils doch genug umfassenden und zugleich praktischen Sinn besitzt, um sich von jedem nutzlosen Systematisieren und engherzigen Formelkram fern zu halten. Ein ebenso ausgedehntes wie gründliches Wissen, ein glückliches Gedächtnis, das ihm oft die mangelnde Phantasie ersetzt, ein heller Blick, der ihn überall das Richtige und Zutreffende erkennen läßt, ein reges Nationalgefühl, das sich freilich nur auf litterarischem, nicht auf politischem Gebiet heimisch findet, machen aus Lessing nicht ein Genie, aber das größte und bahnbrechendste Talent, von dem die Litteratur zu berichten weiß.

Lessing hat endgültig die deutsche Dichtkunst von dem einst segensreichen, aber längst zur unnatürlichen Fessel gewordenen französischen Einflusse befreit. Er that es durch seine scharfe, zutreffende Kritik, die, wie jede wahrhaft fruchtbare kritische Thätigkeit, nicht nur von negativer Art war, sondern sich schöpferisch geltend machte auf Grund genauen Studiums der alten und neueren Litteratur und auf Grund feinster selbständiger Synthese. Er that es ferner, indem er der Begründer eines nationalen Dramas wurde. Dieser Lessing, der nicht ganz mit Unrecht den Ehrennamen eines Dichters von sich ablehnte, hat doch das erste und das beste deutsche Lustpiel in seiner „Minna von Barnhelm“ geschaffen; es war „der Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik.“[1])

1) Ph. Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, II, 143.

Der Eindruck der Großthaten Friedrichs und seines Heeres spiegelt sich hier in der Verklärung der Dichtung wieder. Er schrieb auch die erste gute deutsche Tragödie in der „Emilia Galotti.“ Freilich war er vorsichtig genug, den Gegenstand in die Fremde zu verlegen; aber jedermann fühlte, daß die „Emilia“ gegen das despotische und sittenlose Treiben vieler kleiner deutscher Höfe jener Zeit gerichtet war und den Sieg des sittlichen Prinzipes solchem Treiben gegenüber darstellte. Die ganze dichterische Opposition der „Sturm- und Drangperiode“ und zumal die Jugenddramen Schillers gehen auf die hier von Lessing gegebene Anregung zurück. Aber bei weitem größer als die politische Wirkung dieser Werke ist die litterarische. „Lessings großartige Bedeutung in der Geschichte des deutschen Dramas ist, daß er diese große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volkstümlichen, welche die Bremer Beiträge, die Rabener und Gellert, die Hallesche Dichterschule und selbst Klopstock in den anderen Dichtarten nur höchst unzulänglich gelöst hatten, zur entscheidenden und für immer maßgebenden Lösung brachte.“[1]) Seitdem war die deutsche Dichtung für immer von dem Zwange der französischen Klassizität befreit, hatte sie einen eigentümlichen, nationalen Charakter gefunden. Mit seinen Dramen wurde er auch der Schöpfer der deutschen Schauspielkunst; an wahren, ewig lebendigen, aus sorgfältigster Beobachtung des Menschen abgeleiteten Charakteren bildeten sich die großen Mimen heran, die seit Eckhof, Schröder und Iffland die deutsche Bühne geziert haben. Lessings „Dramaturgie“ und Lessings Dramen sind die Hand- und Lehrbücher jedes deutschen Schauspielers geworden.

Viel schwächer als in der „Minna“ und „Emilia“, ist der künstlerische Aufbau des Dramas in des großes Mannes letzter schauspielerischer Schöpfung, dem „Nathan der Weise.“ Man möchte bezweifeln, ob der Gegenstand desselben, die Verherrlichung der Geistesfreiheit über alle Vorurteile und willkürliche Beschränkung hinaus, sich überhaupt zu dramatischer Behandlung eignet. Allein der Gedankeninhalt des Stückes ist so herrlich, die Gesinnung so lauter, die Sprache so hinreißend und begeisternd, daß es, trotz aller Schwäche der Handlung, selbst auf der Szene nie die Wirkung verliert, weil es den Hörer mit Zaubergewalt auf die Höhen der Menschheit erhebt und auf ihnen festhält. „Nathan“ verkündet die gute Botschaft der neuen Zeit, daß nicht das Dogma, der besondere Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Reinheit der Seele und die Erziehung zu werkthätiger Humanität das Wesen und den Wert der Religion ausmache. „Nathan der Weise“, so hoch er sich über den gewöhnlichen Strom der „Aufklärung“ erhebt, ist doch deren schönstes und herrlichstes Erzeugnis; noch heute streitet sie in ihm gegen engherzige Rechtgläubigkeit, gegen haßerfüllte Beschränktheit, gegen die niedrigsten und selbstsüchtigsten Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Keine Nation der Welt hat noch zwei philosophische Dramen wie „Nathan“ und „Faust“

---

1) Hettner III, II, 494.



Lessing.

Nach dem Kupferstiche, 1772, von J. F. Bause (1738—1814); Originalgemälde von Anton Graff (1736—1813).

aufzuweisen; und wenn in letzterem der gedankliche Inhalt ein tieferer, so ist im „Nathan" die Wirkung auf die Volksseele und auf deren Bethätigung eine viel umfassendere.

Neben der großartigen und schöpferischen Entfaltung des Lessingschen Geistes auf dem Gebiete der Dichtung steht seine Wirksamkeit auf dem Felde der Wissenschaft erst in zweiter Linie. Und doch hätte auch sie genügt, dem Manne unvergängliches Verdienst und unvergänglichen Ruhm zu sichern. Zunächst in philosophisch-ästhetischer Hinsicht. Lessings „Laokoon" und verwandte Schriften bilden die notwendige Ergänzung zu den Werken Winckelmanns. So begeistert Lessing dessen Größe anerkannte, er bekämpfte den schweren ästhetischen Fehler, in den der Kunsthistoriker mit allen seinen Zeitgenossen verfallen war: die Vorliebe für hohle und eitle Allegorie, für die kühle Personifikation allgemeiner, abstrakter Begriffe, die seit dem Verfall der Renaissance ihr Unwesen in den bildenden Künsten trieb. Zugleich stellte Lessing mit sicherm Blick und fester Hand die unterscheidenden Merkmale und Grenzen zwischen den bildenden Künsten und der Poesie auf. So wurde zumal Laokoon das unumstößliche Grundbuch der künstlerischen Stillehre.

Endlich auf dem Boden der Theologie machte sich Lessings selbständiger und tief eindringender Geist von dem oberflächlichen Rationalismus der „Aufklärung" völlig frei. Indem er verlangte, daß sich das religiöse Denken und das religiöse Gefühl vertiefe, war er geneigt, jener selbst die gläubigste Orthodoxie vorzuziehen. Nicht etwa, um bei derselben zu verharren, sondern um von ihr aus zu dem wahren religiösen Ideale vorzudringen, das von den Aufklärungstheologen gänzlich verwässert, mit leerem Phrasenschwalle sozusagen fortgeschwemmt wurde. Gegen jeden Unterdrückungsversuch, gegen jede Unduldsamkeit, sei es von Seite der Zionswächter oder von Seite der Freigeister, schlug er mit heiligem Zorn und mit vernichtender Kraft los — wahrlich der schönste Ausfluß von Lessings großem und sympathischem Charakter. Von Grund aus erregte er damit das deutsche Volksgemüt. Wie er selber jeder Zoll ein Mann, so war jede seiner Schriften eine große, männliche, rettende That.

Nur in bescheidenem Abstande folgt auf einen Lessing ein Christoph Martin Wieland (geboren zu Oberholzheim bei Biberach, 5. September 1733; gestorben zu Weimar 1813)[1]). Ein Mitstreiter des großen Heroen war Wieland in der Beziehung, daß er gegen das seraphische und bombastische Wesen der Klopstockianer, gegen ihre abstrakten Phrasen und Mondscheinhelden auftrat und dem wirklich Menschlichen, zumal der Sinnlichkeit wieder zum Rechte zu verhelfen suchte. Wirklich gelang es ihm so, durch den ersten tüchtigen deutschen Roman, „Agathon," seine Zeit- und Landesgenossen aus dem blauen Äther einer überschwenglichen Epopöe wieder auf den festen Boden der Wirklichkeit zu versetzen. Unerbittlich bekämpfte Wieland die falsche Sentimentalität der Klopstockianer und Hainbündler, ihr Weinen auf Friedhöfen, ihre

1) Gruber, Chr. M. Wielands Leben (4 Bde. Leipzig, 1827. 28).

Rührungszähren, ihre Freundschaftsküsse und langweilige Liebelei. Nur schade, daß Wieland eben die natürliche Sinnlichkeit mit raffiniertem Sinnengenusse, die naive Unbefangenheit mit wollüstigem Kitzel verwechselte. Es ist, als wenn man mit der keuschen Nacktheit einer antiken Bildsäule die lüsterne Entblößung einer modernen italienischen Salonskulptur vergliche. Diese freche, satyrhafte, die französischen Vorbilder oft noch überbietende Unmoral hat Wielands meisten Schöpfungen den bleibenden Wert geraubt. Schon die Zeitgenossen nahmen sie nur mit Bedenken auf; und jetzt wird von ihnen kaum mehr als der reizende, von blühendster Phantasie umwobene und verherrlichte Oberon gelesen. Doch hat Wieland das Verdienst, den höheren Ständen, die ganz von der leichtfertigen Anmut der zeitgenössischen Franzosen bezaubert waren, gezeigt zu haben, daß auch deutscher Geist und deutsche Sprache mit Grazie zu scherzen wisse; so gewann er sie für die heimische Litteratur und bereitete auch sie auf das Erscheinen Größerer vor.

Man warf Wieland bereits in den sechziger Jahren des vorigen Säkulums seine Nachahmung der Franzosen vor. In der That hat Wieland vaterländische Gesinnung als eine mit den wahren kosmopolitischen Grundsätzen unverträgliche Leidenschaft erklärt.[1]) Indes er stand damit nicht allein, es war eben die Gesinnung der Zeit: nicht Bürger eines Staates, Bürger der gesamten Welt wünschte man zu sein. Derselbe Lessing, der mit Eifer und Glück für die Befreiung der deutschen Litteratur von fremdem Einfluß stritt, sagte doch geradezu: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre.“[2]) Ähnliche Stellen hat man aus Schillers und Goethes Schriften in großer Zahl anzuführen vermocht. Herder findet in dem Gesamtbegriff „Nation“ lediglich einen „großen ungejäteten Garten voll Kraut und Unkraut, einen Sammelplatz von Thorheiten und Fehlern, wie von Vortrefflichkeit und Tugend.“ In Friedrich des Großen Hauptstadt sprach Nicolai offen aus, der deutsche Nationalgeist sei ein politisches Unding. Mit ernster Stirne leugnete ein so hervorragender Publizist, wie Schlözer, die Pflicht des Staatsbürgers, zum Schutze des Vaterlandes selbst das Leben zu wagen.[3]) Aber ist das erstaunlich zu einer Zeit, wo die Regenten das Volk von jedem Anteile an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten fern hielten? wo sie dem Bürgerstande wie eine Wohlthat den Ausschluß von dem Wehrstande verliehen? wo es das Ideal eines Friedrich des Großen war, den Krieg lediglich mit Ausländern zu führen, damit die Staatsangehörigen inzwischen ruhig ihren Geschäften nachgehen und tüchtig Steuern zahlen könnten? Da durfte freilich kein Geschlecht entstehen, das, wie die Griechen des Themistokles oder die Römer der Fabier, mit heldenhafter Freude den Tod für des Vaterlandes Rettung und Ruhm suchte.

1) Neuer Teutscher Merkur 1788, Bd. 4.
2) Brief an Gleim, Febr. 1758, (Werke, Lachm. Ausg. XII, 127).
3) Allgemeine Staats- und Staatsverfassungs-Lehre, S. 70.

Aus dem heiteren humanistisch-kosmopolitischen Traume, aus dem bequemen Genusse der schönsten Erzeugnisse des antiken und modernen Menschentums sollten die Deutschen durch den Kanonendonner und die Erpressungen der neufränkischen „Befreier“ furchtbar geweckt werden. Inzwischen hatten aber ihre großen Denker und Schriftsteller sie doch gelehrt, auf den Namen „Deutsche“ stolz zu sein. An dem litterarischen Nationalbewußtsein hat sich, unter dem Einflusse schwerer Drangsale, dann auch das politische genährt und gehoben. Deutsch fühlt man sich da wieder, „so weit die deutsche Zunge klingt“ in den Liedern und Lehren der Dichter und Weisen.

ЕКАТЕРИНА ВТОРАЯ  CATHERINE THE SECOND.

Katharina II.

Nach dem Schwarzkunstblatt von James Walker (1748—1808); Originalgemälde von Joh. Bapt. Lampi (1751—1830).

Neuntes Kapitel.

Die erste Teilung Polens und der bayrische Erbfolgekrieg.[1]

Als Katharina II. durch einen ebenso geschickten wie gewissenlosen Staatsstreich sich die Krone auf das Haupt setzte, glaubte man in ganz Europa und am meisten in Petersburg selbst, daß ihre Herrschaft nur von kurzer Dauer sein werde. Bald werde eine neue Umwälzung sie zu gunsten ihres Sohnes oder auch des eingekerkerten Iwan des Thrones berauben. Sie aber strafte alle diese pessimistischen Anschauungen Lügen: mit jedem Jahre befestigte sie sich in der Herrschaft. Die Fremde, die deutsche Schülerin der französischen Aufklärungslitteratur, wußte sich mit unnachahmlicher Geschicklichkeit in das Wesen der Russen zu finden und sich allmählich zu der von allen ihren Unterthanen anerkannten Personifikation der gesamten russischen Interessen zu machen. Mit ebenso großer Gewandtheit wie Thatkraft wahrte Katharina das Gleichgewicht zwischen den hervorragenden Familien und den verschiedenen Parteien des Reiches. Ihr Liebhaber, Gregor Orlow, drängte sie wider ihren Willen zu einer Vermählung mit ihm, sein Geschlecht war überhaupt durch Roheit und Anmaßung verhaßt: da stellte sie ihnen einen andern hervorragenden Mithelfer am Staatsstreiche gegenüber, den Grafen Nikita Panin, einen befähigten, feingebildeten, im Grunde mehr aristokratisch als absolutistisch gesinnten Mann. Den Übermut der Garden, die seit dem Juli 1762 die Herren des Reiches zu sein glaubten, wußte sie durch wohl angebrachte Strenge gründlich zu brechen. Sie vernichtete den letzten Rest der Selbständigkeit des Klerus, indem sie, nach ihres unglücklichen Gemahls Vorbild, die weiten geistlichen Güter für den Staat einzog und dafür die Besoldung der Popen und die Unter-

1) Friedrichs II. Memoiren von dem Hubertsburger Frieden bis zum Jahre 1778; Oeuvres Bd. VI. — A. v. Arneth, Maria Theresias letzte Regierungszeit (4 Bde., Wien 1876—79). — A. J. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Josefs II. (4 Bde., Stuttgart 1835). — Ad. Beer, Die erste Teilung Polens (3 Bde., Wien 1873). — K. v. Schlözer, Friedrich der Große und Katharina II (Berlin 1859). — M. Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelms III. (Berlin 1876). — E. Reimann, Neuere Geschichte d. preußischen Staates vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Kongreß, T. I, II. (Gotha 1882—88). — A. Brückner, Katharina II. (Berlin 1883). — A. Sorel, La question d'Orient au XVIII. siècle (Paris 1879).

haltung der Klöster und Bistümer übernahm. Die Eigenmacht des Senates, der nur allzu häufig sich zur Beschützung gewissenloser Beamten hatte mißbrauchen lassen, wurde wesentlich eingeschränkt durch Errichtung zweier neuer, die Kaiserin gleichfalls unmittelbar beratender Zentralbehörden, des Staatsrates und des Geheimen Kabinettes; dadurch war die Regierungsform vollends absolutistisch geworden. Allein von einzelnen Akten despotischer Willkür hielt sich Katharina sorgfältig fern. Sie wußte sich die Gunst der „Patrioten" zu wahren, indem sie alle mit offiziellem Glanze umgebenen Stellungen den Russen vorbehielt, denen sie dann freilich einen deutschen Mentor beizuordnen pflegte; dieser hatte, ohne hervorzutreten, die eigentliche Arbeit zu leisten, während jene, zur großen Genugthuung des nationalen Adels und Volkes, den Ruhm und die Belohnungen einernteten. Auch vermochte sie zahlreiche deutsche Kolonien zum Anbau noch unbewohnter Gegenden, zumal im Süden des weiten Reiches, herbeizuziehen. Nur in zwei Dingen scheiterte sie an der Selbstsucht und Frivolität der höheren Stände: in ihrem Bestreben nach Durchführung eines besseren Unterrichtes und nach Aufhebung der Leibeigenschaft.

Überhaupt, es war keine Heuchelei, wenn Katharina mit Madame Geoffrin, mit Diderot, Grimm und anderen Größen der französischen Aufklärung eifrig und als Gesinnungsgenossin korrespondierte. Sie übertrug von deren Grundsätzen auf Rußland, was ihr für dieses halb barbarische Land angemessen schien und zugleich ihre eigene Regierungsgewalt nicht schwächte. Sie war eine aufgeklärte Absolutistin. Überall suchte sie Volkswohl, Gesetzlichkeit, ja selbst persönliche Freiheit zu verbreiten. Jeder Unterthan mochte sich ihr nähern, jede Beschwerde und Forderung prüfte sie in unverdrossener Arbeit. In den ersten mühevollen und gefährlichen Jahren ihrer Regierung verfaßte sie persönlich eine ausführliche „Instruktion zur Entwerfung eines neuen Gesetzbuches".[1]) Sie erklärt darin in einer Weise, die an ähnliche Aussprüche Friedrich des Großen erinnert: „Alles dieses dürfte jenen Schmeichlern mißfallen, welche den Herrschern der Welt täglich wiederholen, daß ihre Völker nur ihnen zu Gefallen geschaffen sind. Was Uns anbetrifft, so denken Wir, und rechnen es Uns zum Ruhme an, es zu sagen, daß Wir nur da sind um Unserer Völker willen." Freilich, Friedrich „rechnete sich das nicht zum Ruhme an", sondern sprach es als das allernatürlichste Ding von der Welt aus. Allerorten ist in der „Instruktion" von Freiheit, Gerechtigkeit, von Naturrecht und natürlicher Ordnung die Rede. Alle die schönen theatralischen Worte und die Montesquieu und Beccaria entlehnten Sätze stehen zwar im Dienste des Absolutismus, aber sie kämpfen doch auch für edle und gute Zwecke: Abschaffung der Tortur und der qualvollen Todesarten; Einrichtung von Altervesorgungskassen für die Bauern; Einführung volkstümlicher Gerichtsformen; vorbereitende Maßregeln zur Abschaffung der Leibeigenschaft. Diese

1) Brückner 427 ff.



Nikita Iwanowitsch Graf von Panin.

Nach dem Kupferstiche, 1792, von Antoine Radigues; Originalgemälde von Röslin.

Instruktion zu beraten und ihr entsprechend ein Gesetzbuch zu schaffen, berief die Kaiserin 1767 eine Art Parlament, 564 Abgeordnete der verschiedenen Stände des Reiches ein, die sich „Gesetzgebende Kommission“ benannten. Allein sie zeigten sich so uneinig und so unfähig, daß die Zarin ihrer müde wurde und sie am Ende des Jahres 1768 ohne greifbares Ergebnis wieder nach Hause schickte.

Wenn Katharinas starker Wille sich in den Fragen der Verwaltung den Normen des Rechtes und der bürgerlichen Wohlfahrt unterordnete, konnte er in der äußeren Politik sich mit der vollsten, ungebundensten Selbstherrlichkeit bethätigen. Ihre Absicht war zunächst darauf gerichtet, die beiden ehemals mächtigen, nun aber durch innere Auflösung und Zerrüttung geschwächten Nachbarreiche Rußlands, Polen und Schweden, der mittelbaren oder direkten Herrschaft desselben zu unterwerfen. In beiden gedachte sie zu diesem Zwecke sich der Selbstsucht und Habgier des herrschenden Adels zu bedienen.

Mit der Unterwerfung Polens bedrohte Rußland sowohl Österreich als auch Preußen; mit der Unterwerfung Schwedens immerhin Preußen und besonders dessen baltische Länder. Katharina suchte den von beiden Mächten zu erwartenden Gegensatz dadurch lahm zu legen, daß sie sich von vornherein mit der einen verbündete: sie wandte sich deshalb an den unternehmenderen, kühneren, unbedenklicheren Preußenkönig. Zumal Panin war, im Gegensatze zu den auf Österreichs Seite sich neigenden Orlows, ein Anhänger des preußischen Bündnisses. Dabei traf die Zarin bei dem Könige auf große Bereitwilligkeit. Angenehm war freilich demselben das Verhältnis zur „Semiramis des Nordens“ keineswegs, und mit Besorgnis sah er das weitere Anwachsen der russischen Macht, deren Schwere er ja im Siebenjährigen Kriege zu seinem Schaden erfahren hatte. Und doch konnte er nicht anders. Wider seinen eigentlichen Wunsch, notgedrungen mußte Friedrich die russische Allianz annehmen, ja herbeisehnen.

Die Gegnerschaft Österreichs wider Preußen hatte sich in der That nach dem Hubertsburger Frieden um nichts vermindert. Unmittelbar nach demselben hatte Maria Theresia in den Verhandlungen wegen Auslieferung der Gefangenen mit dem gehaßten Könige die ärgerlichsten Streitigkeiten begonnen. In vertraulichen Ergüssen sprach sie ihren Grimm gegen das „Scheusal“ (le monstre) immer von neuem aus. Wiederholt versuchte der König, sich mit Österreich gut zu stellen, denn jeder Gedanke an Offensive war ihm fern, Friede sein einziger Wunsch. Kaunitz selber erkennt das öfters an. Aber an Maria Theresias leidenschaftlicher Rachsucht scheiterte jede Hoffnung auf eine Annäherung zwischen den beiden deutschen Mächten. Friedrich mußte die Notwendigkeit eines neuen, eines vierten Krieges mit der Kaiserin mit schmerzlicher Sicherheit voraus sehen. Mit Österreich aber stand, trotz aller trüben Erfahrungen, Frankreich in engstem Bunde; auch von diesem wußte Friedrich sich bedroht. Wo sollte er einer so gefährlichen Koalition gegenüber Hilfe und Unterstützung suchen? Auf England war nicht der mindeste Verlaß,





Vera Delineatio
Comitiorum Polonicorum in campo prope pagum Wola ad Electionem Regis.

a. Campus electionis.
b Casa Senatorum Polonice Szopa
c. Consessus publicus Senatorum et Nuntiorum terrestrium sub dio
d. Fossa circumducta
e. Turmæ Nobilium secundum Palatinatus
f. Warsauia
g. Wola, pagus.

Polnische Reichsversammlung zur Königswahl bei Wola. De

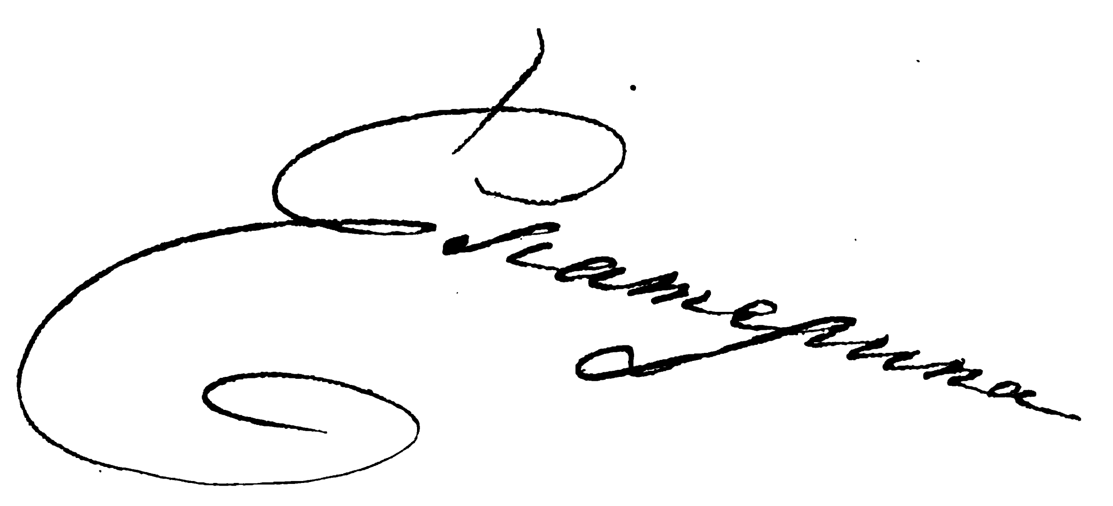


Wahre Abbildung
einer Pohlnischen Reichs-versamlung auf dem Felde bey dem Dorffe Wola zur Königs-Wahl

a das Wahl-feld
b der Schoppe, in welchen sich die Senatoren versamlen.
c offentliche Versamlung der Senatorum und Landbothen unter freyen Himmel
d der herumgeführte Graben
e. die Hauffen des Adels nach den Waywodschaften
f. die Statt Warschau
g das Dorf Wola.

[V]erkleinertes Facsimile eines anonymen Kupferstiches aus dem 18. Jahrhundert.

das hatte die Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts auf das schlagendste bewiesen. Zumal Friedrich hatte hier die traurigsten Erfahrungen gemacht, war auch, gleich nach dem Friedensschlusse, mit jenem Staate wegen dessen noch rückständiger Subsidienzahlungen in heftigen Streit geraten, so daß er das englische Gut in seinen Ländern mit Beschlag belegte. So blieb nur Rußland. Der König konnte unmöglich es noch einmal darauf ankommen lassen, daß die russischen Korps Ostpreußen und Pommern okkupierten, während die Österreicher an der Oder, die Franzosen an Rhein und Weser erschienen; er mußte im Gegenteil, mit Aufopferung selbst wichtiger Interessen, wider die Feindschaft zweier Großmächte Anlehnung an eine dritte



Facsimile der Unterschrift Katharinas II. von einem Briefe an den Hofrat Wolkow, datiert St. Petersburg, 22. September 1793. Originalgröße.
(Im Besitz des Herrn Paul Daschkow in St. Petersburg.)

suchen. Daran konnte ihn Mitgefühl für die Republik Polen sicher nicht hindern. Es war für die preußische Monarchie schon an sich sehr störend, daß das polnische Westpreußen deren Provinz Ostpreußen von dem Hauptteile des Staates trennte; dadurch war letztere, wie sich das im Siebenjährigen Kriege deutlich herausgestellt hatte, bei einem Kampfe mit Rußland sofort unrettbar verloren. Hierzu kam, daß die Polen nicht den mindesten Versuch gemacht hatten, den Pflichten eines neutralen Staates zu genügen. Vielmehr hatte Rußland das polnische Gebiet ungescheut mit seinen Truppen durchziehen, es geradezu zu seiner Operationsbasis machen, dort seine Magazine anlegen können. Ja, polnische Magnaten hatten die Gelegenheit benutzt, um mit selbstgebildeten Freikorps plündernd in die preußischen Provinzen einzufallen. Friedrich hatte deshalb gar keine Sympathien für die Polen.

Die inneren Zustände der Republik waren den Plänen Katharinas über-

aus günstig. Seit einem halben Jahrhundert hatte in Polen die Anarchie lediglich neue Fortschritte gemacht.[1]) Niemals hat ein großes Reich, mit damals etwa vierzehn Millionen Seelen, ein kläglicheres Schauspiel geboten. Die rechtliche Gleichheit aller Edelleute war thatsächlich verwandelt in eine kriechende Unterwürfigkeit der hunderttausend kleinen bettelarmen Schlachtizen gegen die etwa hundert reichen und mächtigen „Pane", die sie fütterten. Umgeben von dieser vielköpfigen und zu jeder Gewaltthat bereiten Klientenschar schalteten die Potocki, Czartoryski, Radziwil, Lubomirski, Branicki, Sapieha nach Belieben im Lande, begingen ungestraft die gröbsten Verbrechen, bekämpften einander wechselseitig. Das stete Parteigetriebe in der Republik gab nur den Schein des Lebens, da es, aller höheren und edleren, auf das allgemeine Beste gerichteten Absichten bar und ledig, eben nur auf Befriedigung der Selbstsucht der großen Familien hinauslief. Neben den Ausgaben für ihre adeligen Dienstleute und deren Ausrüstung vergeudeten die Magnaten ihre unermeßlichen Einkünfte in den rohesten Ausschweifungen, während sie für Zwecke des Staatswohles oder für ihre armen, im bittersten Elende schmachtenden Bauern auch nicht einen Groschen ausgaben. Ungebildet, schmutzig, von barbarischen Sitten waren alle Stände, der goldstarrende Fürst nicht minder als der verkommene Leibeigene. Die Adelsherrschaft hatte dann, zum größten Unglück des Landes, den Bürgerstand so gut wie vernichtet. Nur in den deutschen Städten Danzig und Thorn trieb er noch eine bescheidene Blüte, ohne hier aber am Leben des Staates irgend einen Anteil zu nehmen. Außer jenen waren nur noch Warschau, Krakau, Lemberg gemauert; die anderen sogenannten Städte, in Wahrheit Dörfer, bestanden, bis auf einzelne steinerne Adelspaläste und Klöster, aus hölzernen Häuschen. In diesen lebte eine arme, schmierige Bevölkerung, kleine Handwerker und Tagelöhner, deren Ideal der Schnaps war; das bischen Handel, dessen man nicht entraten konnte, war in den Händen der Deutschen und ganz besonders der völlig rechtlosen und deshalb dem Volke und Staate durchaus entfremdeten Juden. Allmächtig war die Geistlichkeit, und zumal der Jesuitenorden, allein sie that nichts, um dem Adel und Volk Bildung oder Sittlichkeit einzuprägen. Der niedere Geistliche war der rohe, unwissende Diener des Gutsherrn, dessen Branntweinschänke er allsonntäglich den Bauern anpries; der Bischof nahm lebhaften Anteil am Parteienkampfe. Während man sich mit Patriotismus, mit Anhänglichkeit an „Freiheit und Glauben" brüstete, bewarb man sich eifrig um französische, preußische und zumal russische Subsidien; einig war man nur in dem Punkte, die einzige Gewalt, die noch hätte Rettung oder doch Besserung schaffen können, das Königtum, zur elendesten Machtlosigkeit hinabzudrücken. Aber auch die Reichstage, diese Versammlungen der Adelsvertretung selbst, besaßen keinen Einfluß: seit 1749 hatten sie keinen einzigen Beschluß mehr

1) R. Röpell, Polen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (Gotha 1876). — E. von der Brüggen, Polens Auflösung (Leipzig 1878).

fassen können, hatte die Zügellosigkeit der egoistischen Leidenschaften einen jeden durch das nie pozwolam gesprengt.

Im Grunde war es Rußland, das in Polen herrschte, und für das die sächsischen Könige nur als Statthalter walteten. Schon August II. war lediglich durch die russischen Bajonette auf den Thron zurückgeführt worden; Augusts III. Wahl war von vornherein ausschließlich diesen russischen Bajonetten zu verdanken. Graf Broglie hatte als Abgesandter König Ludwigs XV. eine Zeitlang verzweifelte Anstrengungen gemacht, gegenüber der russischen Partei den alten französischen Einfluß, wie er in der zweiten Hälfte des sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert in Polen bestanden hatte, wieder herzustellen. Allein das Bündnis, das Frankreich als Gehilfe Österreichs 1756 mit Rußland einging, hatte alle diese Bemühungen zunichte gemacht; wie seitdem immer, hatten die Anhänger Frankreichs unter den Polen sich verlassen, geopfert gesehen. Die Abberufung Broglies im Jahre 1758 bedeutete endlich den definitiven Rücktritt Frankreichs von einer thätigen Politik in Polen, dessen Überlassung an Rußland.[1]) Vergebens hatte 1763 der französische Geschäftsträger in Warschau seine Regierung vor den ehrgeizigen Plänen Rußlands gewarnt. Sie schloß eben absichtlich die Augen und antwortete: Rußland sei durch den Krieg allzu sehr geschwächt, auch die Herrschaft der Zarin zu unsicher, als daß dieselbe etwas ernstliches gegen Polen unternehmen würde.[2])

Es ist ein schmerzliches Schauspiel, diese Agonie eines großen, einst mächtigen und begabten Volkes. Die Trauer wird nicht gerade durch die Erwägung gemildert, daß die tödliche Krankheit durch eigenes Verschulden der Nation sich gebildet hatte und in ihrem zersetzenden Verlaufe gefördert wurde. Polens schlimmste Feinde waren Polen. So fand auch Rußland die festesten Stützen seines Einflusses in der Republik in den Mitgliedern der mächtigen Familie Czartoryski. Allen Reformversuchen des Königs August III. und der Hofpartei hatte sie sich mit Eifer und Erfolg widersetzt. Um „die Rechte und Freiheiten, auf denen die Republik beruhte, in der Form des einmal festgestellten Regiments unerschütterlich aufrecht zu erhalten“, ging sie bis zur offenen Verräterei, indem sie erklärte: „Unser Vaterland würde die Zarin preisen, wenn sie das Bestehen desselben mit den wirklichen Interessen ihres eigenen Reiches so fest verbände, daß ohne Rußlands Einverständnis eine Veränderung in Polen unmöglich wäre.“ Derartig ermutigt, benahm sich Katharina in dem Nachbarlande lediglich mit der Tyrannei des Stärkeren, der sich an Völkerrecht und Gesetz nicht gebunden glaubt. Sie nötigte gegen den ausdrücklichen Willen Augusts III. und des polnischen Senates die Kurländer, also die Vasallen Polens, ihren Herzog, einen Sohn des Königs, abzusetzen und Biron, den russischen Großen, wieder als Fürsten anzuerkennen. Tief gekränkt

1) Edg. Boutaric, Correspondence secrète inédite de Louis XV., T. I (Paris 1866). — de Broglie, Le secret du roi, T. I (ebendas. 1879).

2) Instruktion an den franz. Geschäftsträger Hennin, v. 18. Sept. 1763; L. Farges, Pologne, II 239 ff. (Recueil des instructions données aux ministres de France).

über diese Demütigung, die abzuwenden er kein Mittel besaß, starb August III. bereits im Oktober 1763. Und doch so groß war der Reiz des Königstitels, daß des Verewigten ältester Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich Christian, und, nach dessen bald darauf erfolgendem Tode, sein Oheim, Prinz Xaver, sich eifrig um die polnische Dornenkrone bewarben. Allein Rußland und Preußen waren gleich fest entschlossen, keinen Sachsen wieder auf den Thron gelangen zu lassen: jenes, weil ein sächsischer Herrscher immerhin einige Hausmacht besaß, mit deren Hilfe er dem Reiche eine vernünftigere Verfassung und damit eine größere Selbständigkeit hätte verschaffen können; dieses, weil es in Sachsen den erblichen Gegner erblickte. Der russische Minister Graf Panin sprach für den Fall, daß die Polen Widerstand leisten würden, in einer Unterredung mit dem preußischen Gesandten Solms (29. Dezember 1763) geradezu von einer Teilung Polens — eine Aussicht, die damals Friedrich heftig erschreckte, weil er von einem solchen Plane den Ausbruch neuer Unruhen in dem kaum befriedeten Europa befürchtete. Um dieser Eventualität zuvorzukommen, für alle Fälle aber des russischen Schutzes sicher zu sein, schloß er am 11. April 1764 mit der Zarin einen Bündnisvertrag. Beide Mächte verbürgten sich in demselben den Besitz ihrer Länder und versprachen sich bei einem Verteidigungskriege ausgiebige gegenseitige Hilfe, zugleich verpflichteten sie sich, einem polnischen Edelmanne zum Throne zu verhelfen, nötigenfalls mit Waffengewalt, die Dissidenten in der Republik gegen jede Unterdrückung durch die Katholiken zu schützen, endlich die jetzige Verfassung Polens, d. h. die beiden Mächten bequeme Anarchie, aufrecht zu erhalten. Auch in Bezug auf Schweden mußte Preußen eine ähnliche Verpflichtung übernehmen. Überhaupt war der Vertrag vorzugsweise Rußland günstig, dem Preußen seine Herrschaft über Polen und Schweden garantierte. Nur ungern war Friedrich auf diese Bedingungen, die Rußland ihm diktierte, eingegangen, lediglich um des Schutzes der Zarin gegenüber der Feindseligkeit Österreichs und Frankreichs nicht verlustig zu gehen. — Auch Dänemark schloß sich dem Bündnis an, wenigstens in denjenigen Bestimmungen, die auf Bewahrung der schwedischen Zerrüttung hinzielten.

In Polen hatte nun Rußland freie Hand, und zwar um so mehr, als Österreich nichts gegen die beiden nordischen Mächte ohne Frankreichs Zustimmung unternehmen wollte, Ludwig XV. aber absolut friedfertig gesinnt war. Katharina hatte schon seit lange ihren Kandidaten in Bereitschaft: es war ein Verwandter der Czartoryski, Graf Stanislaus August Poniatowski. Der Graf, damals 32 Jahre alt, war ein bildschöner, feingebildeter Mann, der in Paris mit Erfolg die Schule höfischer Sitte, frivoler Ausschweifung und modern aufgeklärter Schlagwörter durchgemacht hatte. Ein liebenswürdiger und gewandter Weltmann, hatte er, erst fünfundzwanzigjährig, die Gesandtschaft in Petersburg verwaltet und während dieser Zeit die intime Gunst der immer leidenschaftlicher auf Sinnengenuß bedachten Zarin genossen. Die scharfe Menschenkenntnis Katharinas ward von dem Liebesrausche nicht verdunkelt: sie erkannte, daß der



Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1798, von Jgn. Seb. Klauber (1754—1820);
Originalgemälde, 1797, von Louise Elisabeth le Brun (1755—1842).



Graf unter blendendem Äußern eine große Schwäche des Geistes und des Charakters verberge. Ein solcher Mann versprach, als König von Polen, ein gefügiges Werkzeug Rußlands zu werden. Vergebens schloß, durch die drohende Übermacht des letzteren erschreckt, die patriotische Partei des polnischen Adels, unter der Führung des Krongroßfeldherrn Branicki, nunmehr ein Bündnis mit den Anhängern Sachsens und stellte den Prinzen Xaver als Thronbewerber auf. Sie wurde von Österreich und Frankreich nur lau unterstützt, während Katharina den patriotischen Eifer durch Verteilung von drei Millionen Rubel an Bestechungen bedeutend schwächte, 30 000 Soldaten in Polen einrücken ließ, mit 10 000 Warschau selbst besetzte und Preußen gleichfalls veranlaßte, ein Heer an der Grenze aufzustellen. Hatte doch Poniatowski längst auch mit Friedrich freundschaftliches Einverständnis angeknüpft. Es versteht sich, daß die Czartoryski ebenso Truppen zusammenzogen, mit allem Eifer für die Erhöhung ihres Verwandten wirkten. Die Scharen der Patrioten wurden im Juni bei Slonim geschlagen. So setzten die Czartoryski es durch, daß zunächst die Macht des Königs auf Kosten der großen Kronbeamten verstärkt, dann, am 7. September 1764, Poniatowski zu Warschau unter dem Namen Stanislaus August zum Könige erwählt wurde. Freilich waren von 80 000 wahlberechtigten Edelleuten nur 4000 auf dem von russischen Bajonetten umgebenen Wahlfelde erschienen! Es war der dritte König, den Rußland dem unseligen Nachbarreiche aufdrängte. Von einer Unabhängigkeit Polens konnte die Rede nicht mehr sein, dasselbe war bereits, wenn auch nicht dem Namen, so doch den Thatsachen nach, eine Provinz Rußlands.

Stanislaus August war, soweit es seine Eitelkeit, seine Schwäche und Vergnügungslust gestatteten, ein wohlmeinender und patriotischer Mann. Er nahm seine Königswürde ganz ernst und wünschte in der That, sein Vaterland im Sinne größerer Einheit und Stärke zu reformieren. In so löblichem Bestreben wurde er nicht allein von den Czartoryski, die nunmehr die Hofpartei bildeten, eifrig unterstützt, sondern auch von dem zur Würde eines russischen Großkanzlers erhobenen Grafen Panin. Denn da Rußland jetzt des polnischen Bündnisses und Gehorsams auf alle Fälle sicher war, hatte es ein Interesse daran, die Republik so stark wie möglich zu wissen. Allein da traf Stanislaus August auf entschiedenen Widerstand bei Friedrich II. Dieser Fürst war der Ernennung Poniatowskis nur deshalb geneigt gewesen, weil er denselben für schwächer und machtloser hielt, als irgend einen ausländischen Prinzen, der auf den polnischen Thron hätte gelangen können. Und ebenso mußte Preußen, da es nicht daran denken konnte, Polen der russischen Beeinflussung zu entziehen und etwa an sich zu ketten, möglichst dafür sorgen, daß dasselbe schwach und hilflos bleibe. Diese Gesichtspunkte bestimmten die Politik Friedrichs. Er hatte nach der Wahl ein sehr freundschaftliches Schreiben an den neuen König gerichtet; er ermahnte wiederholentlich seine russische Verbündete, die Polen milde zu behandeln und sie nicht zur Verzweiflung zu treiben. Aber von den reformatorischen Plänen Stanislaus Augusts wollte

er nichts wissen. Er widersetzte sich denselben bei der Zarin und wußte sie wirklich am Ende zu der Ansicht zu bestimmen, daß man Polen in seiner inneren Zerrüttung erhalten müsse. Auch Österreich wirkte in demselben Sinne — denn im Eigennutze, in der Rücksichtslosigkeit gegen die nationalen Interessen eines fremden Staates waren sich alle Mächte gleich. Vor kurzem noch hatte Katharina eine von den Czartoryski zu gunsten der Durchführung kräftigender Verbesserungen geplante Konföderation unterstützt; jetzt verbot sie dieselbe. Darauf wurde die Stellung Stanislaus Augusts eine sehr unglückliche. Bei weitem mächtiger als er war in Warschau der russische Gesandte Fürst Repnin, ein roher, brutaler und gewaltsamer Mensch, der sich in alles und jedes mischte, überall unbedingt den Willen Rußlands durchgeführt haben wollte und wirklich mit Drohungen und Bestechungen stets zum Ziele kam. Russische Truppen verblieben in großer Zahl auf dem Gebiete der Republik. Es gab hier nirgends Männer, die kühn und patriotisch den Verteidigungs- und Rachekampf gegen so schändliche Unterdrückung unternommen hätten. Der König wußte nichts zu thun, als flehentliche Bitten nach St. Petersburg zu schicken, die man dort höhnisch zurückwies, und eitle Drohungen auszusprechen, die man verachtete. Endlich überwarf er sich gänzlich mit Rußland: er wollte auf dem Reichstage des Jahres 1766 auch gegen dessen Willen die Abschaffung des Liberum veto durchsetzen, mußte aber erleben, daß Repnins entgegengesetzter Einfluß durchdrang, und die Landboten das verderbliche Vorrecht von neuem bestätigten. Durch diese verräterische Haltung hat die polnische Adelsrepublik sich das Todesurteil gesprochen, selber sich der wohlverdienten Vernichtung geweiht. Und sie erntete damit nicht einmal den Dank Rußlands.

Nur in einer Angelegenheit hatte dasselbe bei dem Reichstage nicht durchzudringen vermocht, nämlich in dem Punkte, wo die schändliche religiöse Unduldsamkeit der Polen ins Spiel kam. Die von Rußland und Preußen in Gemäßheit des Vertrages von 1764 geforderte Gleichberechtigung der Dissidenten — Protestanten sowie nicht-unierten Griechen — ward mit Einstimmigkeit abgelehnt; zum Teil auf den Rat Österreichs, das in Gemäßheit der persönlichen Gesinnungen Maria Theresias eine streng katholische Interessenpolitik verfolgte.

„Die Kaiserin von Rußland hat noch nie das, was sie sich in den Kopf gesetzt, fahren lassen", bemerkte damals ein Diplomat.[1]) Wirklich war Katharina keineswegs gewillt, sich die in Polen erlittene Niederlage ruhig gefallen zu lassen, vielmehr war es ihre feste Absicht, sich an demselben zu rächen und es vor sich auf die Knie zu drücken. Sie ließ 15000 Mann frischer Truppen in Polen einrücken und forderte die Dissidenten auf, Konföderationen zu bilden. Darauf traten im März 1764 die preußischen Protestanten zu Thorn zusammen, während die griechisch-katholischen Litauer sich

1) Reimann, I, 201.

zu Sluzk vereinigten. Katharina nahm beide Konföderationen unter ihren Schutz und knüpfte auch mit der unterlegenen sächsisch-patriotischen Partei, zumal den Radziwils, an, die vor Begierde brannten, die Czartoryski zu stürzen. Alles, was mit dem Hofe unzufrieden war, erhob sich: die einzelnen Bündnisse schlossen sich im Juni 1767 zu einer großen Generalkonföderation in Radom zusammen.

Friedrich der Große war von Beginn an mit diesem gewaltsamen Verfahren der Russen keineswegs einverstanden gewesen. Er sah wohl ein, daß es sich hier durchaus nicht um eine Frage religiöser Duldung, sondern lediglich um die dauernde und eklatante Aufrichtung der russischen Herrschaft in Polen handle. Er war es herzlich müde, der Schildknappe der Petersburger Vergrößerungspolitik zu sein. „Wann wird man endlich aufhören, Gefälligkeiten von mir zu verlangen?“ schrieb er seinem Gesandten am zarischen Hofe. Trotzdem meinte er auf das russische Bündnis, das allein ihn schützte, nicht verzichten zu dürfen; er erneuerte es im Mai 1767, aber mit dem für die Zukunft bedeutungsvollen Zusatze, daß Rußland ihm für den Fall, wo er es mit Geld oder Truppen unterstützen müsse, eine Entschädigung gewährleiste.

Inzwischen hatte die Generalkonföderation eine außerordentliche Ausdehnung erlangt. Gerade die früher sächsische Partei unter den Großen schloß sich ihr mit Eifer an, um mit der verhaßten „Familie“, d. h. den Czartoryski, aufzuräumen und deren Anhang aus Ämtern und Herrschaft zu jagen. 80000 Edelleute sollen in Radom gegenwärtig gewesen sein. Von dem erneuten russisch-preußischen Bündnis eingeschüchtert, von Ludwig XV. im Stiche gelassen, erklärte sich Österreich trotz früherer Verheißungen an die streng katholische Partei, für neutral.

Nirgends sah Stanislaus August die Möglichkeit einer Hilfe, um die Unabhängigkeit seines Reiches zu wahren. Notgedrungen warf er sich also abermals Rußland in die Arme. Ein neuer Reichstag ward ausgeschrieben. Die Wahlen fanden unter dem Drucke der russischen Waffen statt: Repnin bezeichnete ganz einfach die Personen, die zu Abgeordneten zu ernennen seien. Nicht minder gewaltsam ging es auf dem Reichstage selbst zu. Die Stadt Warschau war von russischen Truppen umgeben, und russische Kanonen standen auf dem anderen Ufer der Weichsel, die Mündungen gegen das Schloß gerichtet, wo die Sitzungen stattfanden. Die noch widerstrebenden Bischöfe und Senatoren ließ der Gesandte ganz einfach verhaften. So unterwarf sich der Reichstag, indem er im Februar 1768 die Bedingungen annahm, die ihm Rußland vorschrieb. Die Dissidenten erlangten völlige bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken; nur König und Königin sollten stets dem römischen Bekenntnisse angehören. Diese Bestimmungen wurden unter den Schutz Rußlands und der protestantischen Mächte gestellt. So hatte ersteres nicht allein in den Dissidenten ergebene Anhänger von politischer Bedeutung gewonnen, sondern auch verfassungsmäßig das Recht beständiger Einmischung in die religionspolitischen Verhältnisse Polens erlangt. Ferner wurde, und zwar unter der ausschließlichen Garantie

Rußlands, noch einmal das freie Wahlrecht des Adels zur Krone sowie das Privileg des Liberum veto, mit alleiniger Ausnahme der Fragen der inneren Verwaltung, festgesetzt. Erst nachdem sich Polen auf solche Weise an Händen und Füßen gefesselt der russischen Willkür überliefert hatte, verließen die russischen Truppen nach vierjähriger Okkupation das Gebiet der Republik. Stanislaus August aber wurde für seine schmähliche Willfährigkeit durch erhöhte Pension von seiten der Zarin belohnt.

Es stellte sich bald heraus, daß die Ratschläge der Mäßigung, welche Friedrich II. nicht müde geworden war der Petersburger Regierung zu erteilen, gute Begründung gehabt hatten. Im Augenblicke, wo Katharina alles gewonnen zu haben glaubte, wurde das Erreichte wieder völlig in Frage gestellt. Wenn auch das nationale Gefühl in Polen erstorben schien, der religiöse Fanatismus bestand noch in voller Kraft. Im Südosten der Republik, in der Woiwodschaft Podolien, erhoben Krasinski und Pulawski zu Bar einen Aufstand im Namen des bedrohten katholischen Glaubens. Der ganze Klerus trat für diesen ein, Tausende von Schlachtizen strömten nach Bar, selbst mehrere bisher der russischen Partei angehörige Große schlossen sich der neuen Konföderation an. Dieselbe ist vielleicht das verhängnisvollste Ereignis in der gesamten Geschichte Polens: sie hat dessen Untergang herbeigeführt. Aber für den Augenblick gestalteten sich die Dinge für die Russen bedrohlich genug. Nun mußten ihre Regimenter wieder umkehren, verwüsteten rings das Land, trugen auch einige militärische Vorteile davon, nahmen Bar, das große Kloster Berditschew, selbst Krakau, die zweite Stadt des Reiches — aber an allen Punkten des weiten polnischen Gebietes loderte die Empörung gegen die griechischen Ketzer auf, nahmen auch die Bauern an dem Kampfe gegen sie teil. Wunderbare Erscheinungen aller Art wurden den Gläubigen zu teil und steigerten ihre Entschlossenheit und Wut. Man hing die Dissidenten, die man für Verbündete der Russen hielt, einfach auf, wo man sie fand.

Das Schlimmste war, daß die polnische Angelegenheit, wie Friedrich stets gefürchtet und der Zarin vorhergesagt, zu einem allgemeinen europäischen Brande zu führen drohte. Alle Gegner des russischen Ehrgeizes fühlten sich durch den hartnäckigen Widerstand der Konföderierten ermutigt. Choiseul nahm sich ihrer eifrig an, indem er ihnen Geld und geschulte französische Offiziere zusandte.[1]) Noch gefährlicher war die Einmischung der Türkei.

Dieses Land war seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts ein Tummelplatz der verschiedenen Faktionen innerhalb der Janitscharen-Truppen

1) Und zwar, trotz der üblen Meinung, welche die französische Regierung von den Konföderierten hegte. So heißt es in der Instruktion an den französischen Geheimagenten in Polen, Ritter von Châteaufort, vom 18. Jan. 1769 (L. Farges, La Pologne, I 290): „Quant aux confédérés, en général, leur division, leur incapacité, leurs incertitudes ne méritent aucune confiance de notre part. Ils ne se conduisent tous que par des vues personnelles et particulières . . . . Nulle vue arrêtée, nul système, nul point de réunion entre eux, nuls moyens, nulles ressources.“

gewesen, welche nach ihrem Belieben die schwachen Sultane, entartete Haremshelden, einsetzten oder ermordeten. Wie Mustapha II. im Jahre 1703, so starb sein Bruder Achmed III. im Jahre 1730 an Gift, beide infolge eines Aufstandes jener unruhigen und habgierigen Prätorianer. Einer der letzteren, ein ehemaliger Hausierer, Patrona Chalil, herrschte zwei Monate lang (Oktober und November 1730) mit kecker Tyrannei über das Reich; Sultan und Minister gehorchten zitternd seinem Willen; einen griechischen Fleischer machte er zum Woiwoden der Moldau; die Sultanmutter, die erste Frau des Reiches, mußte sich vor seiner Buhlerin demütigen. Endlich gewinnt man einen anderen Janitscharen von herkulischer Gestalt, Chalil Pehlewan „den Ringer“: der dringt mit seinen Offizieren in Patronas Haus und haut ihn und dessen Freunde nieder. Darauf wird unter den Janitscharen weiter gemetzelt, bis 16 000 gefallen sind. So wurde damals in der Türkei regiert.

Und doch hatten die Osmanli ihre alte militärische Tüchtigkeit noch nicht eingebüßt. Als im Jahre 1722 die Dynastie der Sofi in Persien in furchtbarem Bürgerkriege unterging, entrissen die Türken dem schiitischen Nachbarreiche die gesamten westlichen Provinzen. Achmeds III. Nachfolger Mahmud I. (1730—1754) war ein hochstrebender und kräftiger Herrscher, der sich freilich hauptsächlich auf die schon allzugefährliche Janitscharenmiliz stützte. Er legte ihr förmlich Rechenschaft von seinen Regierungsmaßregeln und Beamtenernennungen ab. Dafür war sie ihm aber auch mit Begeisterung ergeben, schlug die Österreicher in den Jahren 1737—1739 und kämpfte tapfer gegen die Russen. Sein kühner Minister Raghib Pascha ward nach Ägypten gesandt, um dort die meuterischen Mameluken-Beys zur Vernunft zu bringen. Er führte den Auftrag aus, indem er die meisten derselben verräterisch ermorden ließ, dann aber die übrigen mit Hilfe seiner Janitscharen besiegte. Ihre Schätze wanderten nach Stambul, und Ägypten gehorchte dem Sultan. Mahmud stützte sich auf ein Bündnis mit Frankreich, das ihm Offiziere zur Unterweisung seiner Truppen sandte und auch auf dem Gebiete der Diplomatie jede Art der Unterstützung erwies. Er war übrigens ein Freund der Wissenschaften und Künste, soweit diese bei den Mohammedanern möglich sind, und schmückte Stambul mit vier Bibliotheken und einer Moschee, sowie mit acht kaiserlichen Lusthäusern, die zum Teil mit unerhörter Pracht ausgeführt waren.

Nach Mahmuds I. Tode führte, unter dessen unfähigem Nachfolger, Raghib als Großwesir die Regierung und wußte durch ehrliche und verständige Verwaltung das Reich zu ordnen und zu befestigen. Dabei fand dieser außerordentliche Mann Muße und Stimmung, zahlreiche, von seinen Landsleuten noch heute bewunderte dichterische Arbeiten zu verfassen, die ihm den ehrenden Beinamen „Fürst der Dichter Rumeliens“ eingetragen haben, und große historische Werke zu schreiben.

Zum Unglück für das Reich starb Raghib 1763, und nun mangelte es dem Sultan Mahmud III. zwar nicht an Ehrgeiz, wohl aber an Begabung und Thatkraft.

Schon längst hatte die Pforte mit Unruhe das Anwachsen des russischen Einflusses in der benachbarten polnischen Republik bemerkt, von dem sie eine übermäßige Zunahme der ihr ohnehin bedrohlichen Macht der Moskowiter fürchtete. Immer wiederholt hatte sie dieselben zur Zurückziehung ihrer Truppen aus Polen aufgefordert, war aber von Katharina stets abgewiesen worden. Nun mußte sie erleben, daß russische Truppen ungescheut die Konföderierten auf osmanisches Gebiet verfolgten, dabei den türkischen Flecken



Bildnis Alexei Orlows auf der Tschesme-Medaille.
(Originalgröße.)

Balta abbrannten und dessen ganze Bevölkerung niedermetzelten. Diese Nachricht entflammte die ohnehin gereizte öffentliche Meinung Konstantinopels zu hellem Zorne. Sie forderte in leidenschaftlicher und drohender Weise den Krieg; auch der französische Gesandte drängte dazu. So gab der Sultan nach, warf den russischen Gesandten Obreskow in den Kerker der Sieben Türme und erklärte am 30. Oktober 1769 der Zarin den Krieg.

Hätte die Pforte erst ihre Vorbereitungen getroffen und dann die Feindseligkeiten eröffnet, so wären ihr sicher bei dem schwachen Stande des russischen Heeres, dessen beste verfügbare Truppen sich in Polen befanden, wenigstens im Anfange große Vorteile zugefallen, sie hätte die wehrlosen russischen Süd-

provinzen mit einem Schlage besetzen können. Um so mehr, als auf die Nachricht von dem Bruche zwischen Konstantinopel und Petersburg die Konföderation in Polen sofort einen weiteren Aufschwung nahm. In der That hatte Repnin durch sein brutales Verfahren den allgemeinsten Unwillen erregt und sämtliche Parteien gegen Rußland aufgebracht. Als er durch den milden Wolkonski ersetzt wurde, war es bereits zu spät. Ein Glück für Rußland, daß auch in diesem für die dauernde Befreiung der Republik so günstigen



Revers der Medaille auf den Sieg bei Tschesme mit dem Plane der Schlacht. (Originalgröße.)

Augenblicke die polnischen Großen sich nicht zur Einigkeit aufraffen konnten, während das eigentliche und berufene Haupt der Nation, der König, nur immer ängstlich zu vermitteln suchte.

Dazu kam, daß der Türkenkrieg sich bald höchst vorteilhaft für die Russen gestaltete. Die grenzenlose Unfähigkeit und Unwissenheit der türkischen Staatsmänner hatte jenen für ihre Vorbereitungen eine kostbare Zeit gewährt, die Katharina mit ebenso großer Thatkraft wie Klugheit benutzte, um ihr Heer zu verstärken, ihren Räten und ihrem Volke feste Zuversicht einzuflößen. Sie machte den Krieg sofort zu einem offensiven, indem sie ihre Truppen in die Donauprovinzen einbrechen ließ. Die einst so kräftige und energische türkische

Nation dagegen schien ihrem Sultan in träger Genußsucht nachahmen zu wollen. Selbst das Elitekorps der Janitscharen war seit Mustaphas III. Regierung verweichlicht. Die Verwaltung war in den letzten Jahren durch klägliche Unkenntnis und Korruption in gänzliche Auflösung gerathen; zumal von den Fortschritten der Kriegskunst seit einem Jahrhundert wußte man lediglich nichts. Noch im Spätsommer 1769 fiel, nach einer Niederlage der Türken, die wichtige Festung Choczim in die Hand der Russen; darauf eroberten die letzteren die gesamte Moldau und Walachei, deren christliche Bevölkerung sie enthusiastisch als Befreier begrüßte. Auch in den Kaukasusländern machten sie zahlreiche Eroberungen. Für das Jahr 1770 faßte Katharina den großartigen Plan, in dem schon längst von den Russen bearbeiteten Morea einen allgemeinen Aufstand gegen die osmanische Herrschaft hervorzurufen. Morea erhob sich wirklich im Beginne des Jahres, wurde aber von den Russen so schlecht unterstützt, daß die Türken in wenigen Monaten die Halbinsel wieder unterwarfen, die sie nun grausam züchtigten. Freilich vernichteten die Russen, hauptsächlich durch das Verdienst des als Admiral in ihren Diensten stehenden Engländers Elphinstone, die gesamte türkische Flotte in einer Schlacht in der Bai von Tschesme (6. Juli 1770), allein sie benutzten diesen Sieg nicht. Um so bedeutender waren ihre Erfolge an der Donau, wo Rumänzow das weit überlegene Heer der Türken am Kaghul (1. August) auseinander sprengte. Fast sämtliche türkische Donaufestungen wurden erobert.

Mit Unbehagen sahen alle europäischen Mächte die riesenhaften Fortschritte Rußlands, das in zwei Feldzügen die Gebiete der unteren Donau sowie die Mündungslandschaften des Dniester und Don erobert hatte. Solange jedoch Preußen auf seiten Rußlands stand, war demselben nicht beizukommen.

Friedrich II. war durch den Ausbruch der polnischen Unruhen, namentlich aber des türkisch-russischen Krieges, gleichfalls sehr unangenehm berührt worden. Das Ansinnen der Zarin, preußische Truppen in Polen einrücken zu lassen zur Verstärkung des dortigen russischen Heeres, wies er wiederholt auf das bestimmteste ab: wenn sie die Konföderierten nicht besiegen könne, möge sie sich mit denselben abfinden. Dagegen mußte er, in Gemäßheit des Vertrages von 1767, während der Dauer des Türkenkrieges an Rußland jährliche Hilfsgelder in Höhe von 480 000 Thaler zahlen, was dem sparsamen Monarchen übel genug gefiel. Er gedachte sich dafür eine Entschädigung zu verschaffen; die Pläne, die er fast vierzig Jahre früher als Kronprinz erörtert [1]), tauchten da wieder in ihm auf. In dem politischen Testamente, das er im November 1768 für seinen Nachfolger niederschrieb, nennt er unter den Aufgaben der Zukunft die Erwerbung des polnischen Preußens: „Nachdem man einige Weichselplätze befestigt, werde man dann Ostpreußen gegen die Unternehmungen der Russen verteidigen können.“ Noch in demselben Monat forderte er die letzteren durch den Grafen Solms auf, von der Republik Entschädigungen für die ungeheueren Kosten der Okkupation und des Krieges zu verlangen, wobei auch er seinen

1) S. oben S. 219.





Seeschlacht bei Tschesme am 5. Juli 1770. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von P. C



P. C. Canot (1710—1777) und W. Watts (1752—1851); Originalgemälde von Richard Paton (1719—1791).

Anteil beanspruchte.[1]) Aber vor allem wünschte er doch Frieden. Nichts war ihm verhaßter als die Aussicht, bei weiterer Ausdehnung der Verwickelungen selber in einen Kampf gegen Polen und Österreich hineingezogen zu werden. Die preußischen Lande waren von den Leiden des Siebenjährigen Krieges noch lange nicht hergestellt, und ebenso war das Heer bei weitem nicht wieder auf die Höhe gebracht, welche der König mit ihm zu erreichen wünschte. Endlich wurde Friedrich die allzu große Macht unbequem, welche Rußland durch seine türkischen Eroberungen erlangte.

In dieser Stimmung empfing er von Choiseul Anerbietungen zu einer freundschaftlicheren Annäherung zwischen den Höfen von Paris und Berlin. Des französischen Ministers herrschender Gedanke war, an England Vergeltung zu nehmen wegen der von demselben im Siebenjährigen Kriege über Frankreich erfochtenen Vorteile. Zu diesem Behufe galt es, das Festland zu neutralisieren, Preußen und Rußland an jedem Bündnisse mit Großbritannien zu verhindern. Zumal Rußland fürchtete er: deshalb suchte er, diesem überall Feinde zu erregen. So unterstützte er die Konföderierten von Bar, nahm in Schweden die Partei des Königs gegen die herrschende Adelspartei der Hüte, stachelte die Türken gegen die Zarin auf. Endlich wandte er sich direkt an Friedrich II. Dieser glaubte indes, die verlockenden Vorteile, welche der französische Minister ihm als Preis eines Bündnisses bot, und die in einem beträchtlichen Teile Polens bestanden, zurückweisen zu müssen, weil jener nichts weiter beabsichtige, als ihn mit Rußland zu entzweien. Der diplomatischen Verbindung, die im Herbst 1768 nach zwölfjähriger Unterbrechung zwischen Preußen und Frankreich wieder hergestellt worden, machte Friedrich bald abermals ein Ende.[2]) Aussichtsreicher gestalteten sich die Verhandlungen mit Österreich, das durch die russischen Siege jedes Einflusses auf die Balkanhalbinsel beraubt zu werden und die Herrschaft über die untere Donau an das Zarenreich fallen zu sehen fürchtete.

Die Lage Österreichs war damals eine keineswegs erfreuliche. Mit einer Schuldenlast von 256 Millionen, mit einem verfügbaren Jahreseinkommen von nur zwanzig Millionen Gulden war es aus dem Siebenjährigen Kriege hervorgegangen. Die Auferlegung neuer Steuern wurde notwendig, die recht drückend wirkten. Die deutsch-slawischen Länder mußten diese ganze Last ertragen, da der ungarische Reichstag für die östliche Reichshälfte nur eine Steuervermehrung von 700000 Gulden bewilligte. In den magyarischen Ländern ruhten die gesamten Abgaben freilich ausschließlich auf dem armen Volke, da Adel und Geistlichkeit in schändlicher Selbstsucht selbst den kleinsten Beitrag verweigerten.[3]) Der konservative Geist, der Maria Theresia beseelte, ließ es nirgends zu einer gründlichen Reorganisation, einer wirklichen Neuschöpfung kommen. Das neue Strafgesetzbuch, das 1769 erschien, die Nemesis

1) Reimann, I, 258.

2) A. Sorel, La question d'Orient au XVIII. siècle. — Hammond, Mission du comte de Guines à Berlin; Revue hist. XXXVII, 322 ff.

3) Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn V, 401 ff.

Theresiana, enthielt troß mancher Verbesserung des Verfahrens und Milderung der alten barbarischen Strafen doch immer noch die Tortur und die greuelvollen Schärfungen der Todesstrafe. Die übrige Gesetzesreform blieb stecken, da sich die Rechtslehrer der Kaiserin von den überlieferten Anschauungen ebensowenig loszureißen vermochten, wie ihre Herrin. „Der Staatsbau, den Maria Theresia aufgerichtet hat, glich einem modernisierten Feudalschlosse; ein neues Stockwerk war aufgesetzt, neue Flügel waren angebaut, aber alles ruhte auf dem alten Grundbau. Die Einheit der Verwaltung war ganz unvollständig. Auch das Innere des Staatsbaues war nicht ganz wohnlich und bequem eingerichtet. Die Verwaltungszweige durchkreuzten sich, es fehlte der Überblick, die Kenntnis des Einzelnen und die nötige Autorität. Nach unten blieb der alte feudale Grundbau, denn die Grundherren behielten die niedere Gerichtsbarkeit, die Polizei, das Schulwesen. Das Herrengut war minder besteuert als das Bauerngut. Maria Theresia selbst äußerte in dem vertrauten Gespräche mit dem Staatskanzler mehrmals ihre Betrübnis über den traurigen Stand der inneren Angelegenheiten." [1]) Dazu kam der Dualismus des Reiches, zwischen dem von den Deutschen beherrschten Österreich und dem von den Magyaren beherrschten Ungarn, jenes absolutistisch, dieses aristokratisch regiert, jenes mit deutscher, dieses mit lateinischer Verwaltungssprache, jenes mit einer Verwaltung ohne Verfassung, dieses mit einer Verfassung ohne Verwaltung.'

Auch in der äußeren Politik hatte der zähe Konservatismus keine guten Früchte getragen. Die einseitige Begünstigung katholischer Interessen, das eben deshalb eifrig gepflegte und doch an Ergebnissen so unfruchtbare Bündnis mit Frankreich, der starre Haß gegen Preußen hatten Österreich lediglich in allen wichtigen Fragen seines Interesses entwaffnet und drohten es, zumal in der polnischen und der orientalischen Angelegenheit, wehrlos den russischen Übergriffen preiszugeben. Hier mußte eine Änderung geschaffen werden. Glücklicherweise für Österreich hatte Maria Theresia nun schon mit einem neuen Faktor zu rechnen: dem jungen Kaiser Josef II.

Der Erstgeborne unter den sechzehn Kindern, welche die Kaiserin ihrem Gatten schenkte, war Josef (geboren 1741), von der Mutter in ziemlicher Unwissenheit und unter pedantischen Ubungen strengster Frömmigkeit erzogen worden. Aber jene hatte der lebhafte Geist des jungen Fürsten bald durch eigenen Antrieb überwunden, wenigstens was die praktischen Verwaltungsfächer anbetrifft; diese hatte ihm zwar nicht die Religion im höheren Sinne, wohl aber jedes konfessionelle Wesen verhaßt gemacht. Die langen und traurigen Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges hatten seinem scharfen Verstande die Überzeugung eingeprägt, daß in dem Staate vieles verkehrt und verrottet sei, und die Notwendigkeit einer grundstürzenden Reform nahe gelegt. Da er mit solchen Gedanken in seiner Umgebung völlig allein stand, wurde er eigenwillig, herrisch, unduldsam gegen fremde Meinungen. Begeisterung für die Größe

1) A. Wolf, Österreich unter Maria Theresia 2c., S. 103 ff.



Josef II. als römischer König.
Nach dem Kupferstiche von P. Lion; Original von A. Tischler.

seines Staates und für die Wohlfahrt von dessen Bewohnern erfüllte ihn. Solchen Zwecken wollte er sein ganzes Leben widmen. Aber sein allzu feuriges Temperament und ein gewisser Mangel an reiflicher Überlegung und politischem Takte ließen ihn zu viele Dinge auf einmal unternehmen und mit Geringschätzung aller Hindernisse allzu ungestüm auf ein oft chimärisches Ziel hinstürmen. Die Notwendigkeit, in politischen Angelegenheiten auf geschichtlich gewordene Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, übersah er wie fast alle Männer jener Periode. Litterarische und gelehrte Bildung blieben ihm überhaupt fremd.

In seinen ehelichen Verhältnissen war er noch unglücklicher als Friedrich II. Seine erste, heißgeliebte Gattin Isabella von Parma wurde ihm schon nach dreijähriger Verbindung durch den Tod entrissen. Gegen die zweite, die ihm seine Eltern aufgezwungen, Josefa von Bayern, hegte er heftige Abneigung; übrigens starb auch sie schon früh (1767). Josefs einziges Kind, die Tochter Isabellas, verschied in ihrem neunten Jahre. Sonstige Frauenliebe blieb ihm fremd. So stand er innerlich ganz vereinsamt da. Diese traurigen Umstände mögen manche Härten in dem Wesen des von Grund aus edlen und guten Monarchen erklären. Freude und Erholung suchte Josef zumal in der Tonkunst: er war ein tüchtiger Musiker, ein gewandter Partiturspieler. Viola und Violoncell waren seine Lieblingsinstrumente, auf denen er, wie einst Friedrich der Große auf der Flöte, in Hauskonzerten mitwirkte.

Er war noch nicht lange zum Römischen Könige gewählt, als ihm der Tod seines Vaters Franz I. (1765) die Kaiserwürde verschaffte. Seine Mutter versetzte ihn nun in das gleiche Verhältnis wie seinen Vater, d. h. sie erhob ihn dem Namen nach zu ihrem Mitregenten, ließ ihm aber in Wirklichkeit gar keine Selbständigkeit, so daß der thatendurstige junge Kaiser von nagender Ungeduld erfüllt wurde.[1] Freilich war sein feuriges, zu zeitgemäßen Neuerungen neigendes Temperament dem zähen Konservatismus der Mutter allzu entgegengesetzt, als daß diese nicht Mißtrauen wider den Sohn hätte hegen müssen. Die weitesten, großartigsten Entwürfe bewegten Josefs Geist: und nun sollte er nichts davon ausführen dürfen! Man erzählte sich, daß der Kaiser, um einen seiner Diener zu befördern, sich an ein Kammerfräulein seiner Mutter wenden mußte. Zuerst unterwarf er sich vollständig der mütterlichen Tyrannei, aber auf die Länge vermochte er sich in die Rolle, wie sein unbedeutender Vater sie gespielt, nicht zu finden. „Mein Eifer," schrieb er an Maria Theresia, „wird für das Vaterland und Euer Majestät Dienst nie erkalten, aber zu großen Sachen zu gelangen muß man wohl einsehen und recht munter dreinschneiden, sonst geht es stückweise, wie wir sehen, gewiß nicht vor sich." Das „muntere Dreinschneiden" war jedoch nicht nach dem Sinne der Kaiserin und ihrer Hofleute. Häufig forderte er Entlassung von seiner Stellung als Mitregent; so sehr er und die Mutter sich liebten, stritten sie doch beständig

1) Zur Charakterisierung dieser Verhältnisse dienen vorzüglich die Originalaktenstücke in A. v. Arneth, Maria Theresia und Josef II.; ihr Briefwechsel (Wien 1867 ff.).

miteinander. Endlich erhielt er einen gewissen Einfluß auf die innere Verwaltung, soweit es nicht prinzipielle Fragen betraf. Hier suchte er nun vor allem das Kriegs- und das Finanzwesen zu reformieren. In ersterem erwirkte er vieles Gute mit Hilfe des Grafen Moritz Lacy, der, wenn auch kein hervorragender Feldherr, so doch ein tüchtiger Organisator war. Bedeutsamer waren seine finanziellen Erfolge. Das riesige Privatvermögen, das sein Vater ihm hinterlassen hatte, an dreißig Millionen Gulden, überließ er gänzlich dem Staate und benutzte es, um eine Konvertierung der Zinsen der Staatsschuld von sechs und fünf auf vier Prozent durchzuführen, wobei der Schatz an vier Millionen jährlich ersparte (1767). Wirklich gelang es Josef einige Jahre später (1775), das Gleichgewicht zwischen den staatlichen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Er beförderte den Handel, indem er die Provinzialzollinien aufhob, die Einfuhr- und Transitzölle bedeutend herabsetzte, denn er neigte zu den physiokratischen Grundsätzen hin. Auf einem anderen Gebiete reorganisierte er die Wiener Hochschule, freilich ganz im Sinne der staatlichen Allmacht, und vor allem das Volksschulwesen, das damals in Österreich besser eingerichtet war, als in irgend einem anderen Lande Europas, auch Preußen nicht ausgenommen.[1] Wenig Einfluß übte er zunächst auf die äußere Politik, wo er ein kräftigeres, thätigeres Eingreifen wünschte, selbst um den Preis einer Annäherung an Friedrich II., dem er freilich mißtraute, dessen Geistesgröße und politisches Genie er aber lebhaft bewunderte.

Indes als Kaunitz durch das preußisch-russische Bündnis sowie durch die verhältnismäßige Gleichgültigkeit Frankreichs in der wichtigen polnischen Frage Österreich so ganz brach gelegt sah, begann auch er mehr auf den Standpunkt des Kaisers einzugehen. Er entwarf sogar den Plan zu einem Bündnisse zwischen Preußen, Österreich und der Türkei; ersteres sollte dann Schlesien an Österreich zurückgeben und dafür in Polen entschädigt werden. Man sieht, wie die selbstverschuldete Schwäche und Hilflosigkeit der Republik den Gedanken an deren Beraubung und Teilung überall nahe legte: derselbe wurde zu fast gleicher Zeit von Friedrich II., dem Versailler Kabinett und dem österreichischen Staatsmanne gefaßt. Um sich jedenfalls mit dem Könige in ein besseres Einvernehmen zu setzen, verabredete Josef II., nachdem er den zähen Widerstand seiner Mutter überwunden hatte, mit dem preußischen Könige eine Zusammenkunft an der schlesisch-böhmischen Grenze.

Die Annäherung Österreichs machte die Stellung Friedrichs der Zarin gegenüber, die ihn bisher als eine Art Vasallen behandelt hatte, viel unabhängiger. Er benutzte diesen Umstand, um einen Versuch zur Erlangung der längstgewünschten territorialen Verbindung zwischen Ostpreußen und dem Hauptkörper der Monarchie zu machen. Er sandte also nach Petersburg einen förmlichen Teilungsvorschlag in Betreff Polens, den er vorsichtshalber einem sächsischen Diplomaten, dem Grafen Lynar, zuschrieb (Februar 1769): er selber

---

1) v. Helfert, Die österreichische Volksschule (Wien 1860).

sollte Westpreußen und Ermeland, Österreich sollte den Lemberger Distrikt, Rußland endlich einen beliebigen Teil der Republik erhalten. Katharina und



Graf Moriz Lacy.
Nach dem Kupferstiche, 1770, von J. E. Mansfeld (1738—1796); Originalgemälde von Kollonitsch.

Panin wollten aber keineswegs beträchtliche Stücke von Polen lostrennen lassen, das sie schon in seiner ganzen Ausdehnung als ihre sichere Beute betrachteten, und wiesen deshalb den Plan höflichst zurück.

Um so mehr wünschte Friedrich ein Einverständnis mit Österreich herbeizuführen. Im August 1769 fand in der That in Neiße die Zusammenkunft zwischen ihm und dem jungen Kaiser statt, wobei der König sich äußerst freundlich und entgegenkommend zeigte. Allein Josef mißtraute seiner eigenen Befähigung einem so gewiegten Politiker gegenüber noch zu sehr, um selbständig Verabredungen mit Friedrich zu treffen, und deshalb hatte die Zusammenkunft geringeren Erfolg, als letzterer gehofft. Vergebens appellierte der König an das deutsche Vaterlandsgefühl und wies auf den drohenden Despotismus Rußlands hin; der Kaiser meinte, er wolle mit solchen Äußerungen lediglich Österreich von einer etwaigen Verständigung mit der Zarin abschrecken. Man kam nur dazu, für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und England einen Neutralitätsvertrag für Deutschland einzugehen sowie das Versprechen auszutauschen, daß Österreich und Preußen sich nicht in ihrem bisherigen Besitze angreifen wollten, wenn anderweitige Unruhen beide Mächte auf verschiedenen Seiten in einen Kampf verwickelten.

Wenn auch die unmittelbaren Folgen der Tage von Neiße nicht beträchtlich waren, übten diese doch auf die Entschließungen des Petersburger Kabinetts einen namhaften Druck zu gunsten Preußens aus. Als im Oktober 1769 das russisch-preußische Bündnis erneuert wurde, gewährte Panin die bisher hartnäckig verweigerte Verbürgung des nahe bevorstehenden Anheimfalls der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an die preußische Linie des Hohenzollernhauses.

Die neuen Siege Rußlands im Jahre 1770 machten sowohl Österreich als auch Preußen immer geneigter, sich zur Beschränkung von dessen Fortschritten die Hand zu reichen. Das französische Bündnis zeigte sich wieder einmal für Österreich ganz wirkungslos; Frankreich wünschte vielmehr die Fortdauer des Orientkrieges, um Rußland für die westeuropäischen Angelegenheiten brach zu legen. Um so mehr war Österreich auf Preußen angewiesen. Hier fand es das freundlichste Entgegenkommen, da Friedrich über das Liebäugeln des russischen Hofes mit den Polen und über dessen Eroberungspläne in der Türkei, die Europa in Krieg zu verwickeln drohten, das größte Mißbehagen empfand. Im September 1770 hatte Friedrich in Mährisch-Neustadt eine neue Zusammenkunft mit dem Kaiser, der dieses Mal auch Kaunitz und zwar als Hauptakteur, beiwohnte. Obschon auch hier faktische Ergebnisse bei dem Mißtrauen der Österreicher nicht erzielt wurden, war doch die feindselige Spannung, die seit dreißig Jahren zwischen beiden Staaten Platz gegriffen hatte, nunmehr beseitigt. Für ihre Person bewahrte freilich Maria Theresia den alten Haß.

Friedrich hatte aus der Neustädter Zusammenkunft die Überzeugung gewonnen, daß Österreich eine wesentliche Vergrößerung Rußlands an der unteren Donau nicht gestatten werde. Brach darüber ein Krieg aus, so mußte er selber, den bestehenden Verträgen zufolge, Rußland mit einem Heere zu Hilfe kommen. Von solchen Abenteuern, von solchen neuen Opfern seines armen Landes wollte er aber durchaus nichts wissen, und am wenigsten zu gunsten

einer Macht, deren Fortschritte ihm keineswegs behagten. Er sandte also ohne Verzug seinen Bruder Heinrich nach Petersburg, um hier für den Frieden thätig zu sein. Die drohende Gefahr hatte den König auf jeden Gedanken eigener Vergrößerung verzichten lassen; immer wieder forderte er von seinem Bruder: „Den Frieden, den Frieden so schnell wie möglich." Im Gegenteil, als Rußland ein engeres Bündnis mit Preußen vorschlug, das sich dafür eine wesentliche Vergrößerung aussuchen möge, wies der König dies Anerbieten zurück: vielmehr sollte Rußland nur Mäßigung zeigen und seinen Frieden machen. Allein der schien noch in weitem Felde zu stehen, da die Zarin nicht nur die Krim, die Moldau und Walachei, sondern auch das Protektorat über alle im osmanischen Reiche lebenden Angehörigen der griechischen Religion verlangte — Forderungen, auf die weder die Pforte noch Österreich einzugehen gedachten. Friedrich war über die Anmaßung Katharinas entrüstet. Schon drohte er ihr ganz offen: nur in Betreff der polnischen Ereignisse habe er sich mit ihr verbunden, aber zu ihren ehrgeizigen Plänen gegen die Türken brauche er nicht mit zu wirken, er werde sich von ihr zurückziehen. „Diese Leute," schrieb er unwillig an den Prinzen, „sind trunken von ihrem Erfolge."

Da trat ein Ereignis ein, welches die ganze Auffassung der Sachlage in St. Petersburg und in Berlin zu verändern geeignet war.

Schon seit den Tagen Karls XII. und August des Starken war immer wiederholt von den verschiedensten Seiten die Teilung Polens zu gunsten der Nachbarn zur Sprache gekommen. Die gewissenlose Staatskunst jener Zeit sah die Beraubung einer zerrütteten Nation als etwas ganz natürliches an. Im Jahre 1763 hatte die sächsische Kurfürstin sie von neuem angeregt, wenn nur Sachsen einen Anteil dabei erhielte. Österreich und Frankreich hatten noch in der jüngsten Zeit sie nicht minder vorgeschlagen, als Rußland oder Preußen. Und den thatsächlichen Anfang machte Österreich, einen Anfang, der dann den allmählichen Zerfall der ganzen Republik herbeigeführt hat.

An der Nordgrenze Ungarns lagen die dreizehn Städte der Zips, die früher zu diesem Reiche gehört, aber schon 1412 an Polen verpfändet und seitdem nie wieder eingelöst, seit Jahrhunderten als polnisches Gebiet angesehen worden waren. Nun ließ Österreich dieselben besetzen. Aber damit nicht genug: im Herbst und Winter 1770 bemächtigte es sich auch der Starosteien Neumarkt, Czorsztyn und Sandec, in denen sich die wichtigen Salzbergwerke von Bochnia und Wielicka befanden — Gegenden, auf die es nie den Schatten eines Rechtes besessen hatte, wie der Staatskanzler, ja die Kaiserin selber sich gegenseitig gestanden. Man griff zu dem Vorwande, es handle sich nur um eine zeitweilige Besetzung dieser Lande „zu deren Schutze;" allein diese Ausrede, die an die jüngsten Vorgänge in Bosnien und der Herzegowina erinnert, wurde durch die Thatsache hinfällig, daß der Verwalter jener Bezirke sofort den Titel „Administrator des wieder gewonnenen Gebietes" annahm.

Das Beispiel ahmte zur Nacheiferung an. Katharina sagte dem Prinzen Heinrich lachend: „Aber warum sollte da nicht jedermann nehmen?" Sie und

ihre Vertrauten boten Preußen an, es möge sich eines Stückes von Polen bemächtigen — dann, glaubte die Zarin, werde man ihr auch gegen die Türken freie Hand lassen und noch obenein gleichfalls die Besitznahme polnischen Gebietes erlauben (Januar 1771). So ging der wirksame Anstoß zur Beraubung Polens von Österreich, die eigentliche Aufforderung von Rußland aus. Es ist also ungerecht, wenn man für jene in erster Linie Friedrich II. verantwortlich machen will. Vielmehr verhielt der König sich zunächst den russischen Vorschlägen gegenüber abwehrend — nicht sowohl aus Gewissenhaftigkeit, wie aus der Besorgnis, durch deren Annahme zur Beteiligung an dem Kriege mit der Türkei und Österreich verpflichtet, ja am Ende vielleicht von der Zarin doch noch getäuscht zu werden; auch schien ihm Ermeland, von dem allein die Russen damals redeten, „nicht wert, daß man sechs Pfennige ausgiebt, es zu gewinnen.“ Allein als Prinz Heinrich, längst Anhänger polnischer Erwerbungen, nach Berlin zurückgekehrt war, gelang es ihm, seinen Bruder völlig umzustimmen, indem er ihn von dem Ernste und der Zuverlässigkeit von Katharinas Anerbietungen überzeugte. Er wies ihn darauf hin, daß Preußen für die an Rußland bereits geleistete und noch zu leistende Hilfe ausschließlich in einem Stücke Polens Entschädigung zu finden vermöge, und daß anderseits nur durch dessen Beraubung Rußland von seinen Absichten auf türkisches Gebiet abgelenkt und so der Friede herbeigeführt werden könne. Auch gab es noch einen allgemeineren und tiefer liegenden Grund: gerade wenn Friedrich die Russen zur Mäßigung gegenüber der Pforte bewog, warfen sie sich zweifellos mit verdoppeltem Eifer auf Polen, und dann war Ostpreußen, überall von russisch gewordenen Gebieten umgeben, verloren, sofern Preußen nicht einen Landstrich zur Verbindung jener Provinz mit dem Staatsganzen erhielt. Als Friedrich die Nützlichkeit des Planes eingesehen, ging er freilich mit allem Eifer auf denselben ein (März 1771) und betrieb in Petersburg dessen sofortige Durchführung. Selbstverständlich begnügte er sich nicht mit Ermeland, sondern verlangte außerdem den größten Teil Westpreußens.

Auch in Wien ließ er seine Vorschläge mitteilen, aber er traf hier auf entschiedenen Widerspruch. Kaunitz und Kaiser Josef drängten die zagende Maria Theresia zu einem Bruche mit Rußland, zu kriegerischer Unterstützung der bedrohten Türkei. 50 000 Mann wurden auf Kriegsfuß gesetzt; Frankreich sagte, trotz seiner finanziellen Zerrüttung, die Leistung seiner vertragsmäßigen Beihilfe von 24 000 Mann zu. Endlich gelang es dem gewandten österreichischen Unterhändler Thugut, am 6. Juli 1771 zu Konstantinopel mit der Pforte ein Bündnis abzuschließen, das für die Kaiserin-Königin sehr vorteilhaft war. Indem diese letztere nur im allgemeinen den Osmanen einen annehmbaren Frieden zu verschaffen sich verpflichtete, wurden ihr die Abtretung der kleinen Walachei, gewisse Handelsvorteile und 11 3/4 Millionen Gulden Hilfsgelder zugesagt. Ein Viertel der stipulierten Summe wanderte sofort nach Wien. „Ich nehme nicht gerne Geld von diesen Leuten,“ sagte Maria Theresia, aber hütete sich wohl, den Ungläubigen die Millionen zurück zu senden.

Für Rußland war damit die Lage eine sehr bedenkliche geworden. Rückten die Österreicher in die Moldau ein, so mußte das russische Heer sich nach Polen zurückziehen. Aber in diesem Lande machte die Konföderation von Bar immer größere Fortschritte; auch in Litauen gärte es. Bei solchen Umständen war die Zarin auf die Freundschaft Preußens unbedingt angewiesen, die Rollen waren durchaus vertauscht. Panin, der zuerst von der Erwerbung Westpreußens durch Friedrich nichts hatte wissen wollen, gab nun hierin nach. Freilich verlangte er dafür die preußische Beihilfe, nötigenfalls mit gesamter Macht, gegen einen etwaigen österreichischen Angriff.



Wassilij Michailowitsch Dolgorukow-Krimski.
Nach dem Kupferstiche von E. Kudrjakow.

Allein gerade in dem entscheidenden Augenblicke versagte dem Fürsten Kaunitz der Mut, wirklich mit Rußland zu brechen, zumal Maria Theresia keine Lust fühlte, in ihrem Alter noch einen neuen Kampf zu beginnen. Ihr Gewissen, sagte sie, verhindere sie, zum Vorteil Ungläubiger mit Christen Krieg zu führen. Das dafür stipulierte Geld der Moslim einzustreichen, schien ihrem Gewissen offenbar sehr verdienstlich. Inzwischen hatten die Russen im Feldzuge des Jahres 1771 neue Fortschritte gemacht. Fürst Dolgoruki hatte die Perekoper Linien, welche die Krim schützen sollten, eingenommen und darauf die ganze Halbinsel erobert, während der Besitz der Moldau und Walachei siegreich gegen alle Angriffe der Türken behauptet wurde. Nach solchen Niederlagen der Osmanen hatte Kaunitz noch weniger Lust, für sie das Schwert zu ziehen. In Übereinstimmnug mit der Kaiserin und Josef II. erbot er sich, ohne Rücksicht auf die mit den Türken abgeschlossene Konvention, die letzteren

zur Abtretung der Krim zu bestimmen. Anderseits bewog Friedrich auch den russischen Hof, auf Moldau und Walachei zu verzichten und sich dafür an einem tüchtigen Stück Litauen schadlos zu halten (Ende 1771). Dagegen erbot sich Friedrich, falls der Krieg doch noch ausbrechen werde, 20 000 Mann in Polen und Ungarn den Russen zur Verfügung zu stellen. Auf diese Bedingungen hin schlossen Preußen und Rußland im Februar 1772 einen neuen Bündnisvertrag ab, der zugleich die Grundsätze der vorzunehmenden Teilung Polens zu gunsten beider Mächte enthielt. Rußland sollte die polnischen Landschaften östlich von Dwina, Druß und Dniepr erhalten; Preußen dagegen Westpreußen mit Ermeland und Pommerellen, jedoch ohne Danzig und Thorn, sowie Großpolen nördlich der Netze.

Inzwischen hatte auch Österreich mildere Saiten aufgezogen. Auf Kaunitz' ohnehin gesunkenen Mut wirkte die Aussicht, neben Rußland noch Preußen bekämpfen zu müssen, geradezu vernichtend. Im Januar 1772 gab er den Rat, den preußisch-russischen Teilungsvorschlägen beizutreten und dadurch sowohl den Krieg wie die wesentliche Schädigung der Türkei zu vermeiden. Maria Theresia empfand zwar wegen der ungerechten Beraubung Polens Gewissensbisse, gab aber schließlich nach, daß auch Österreich à la prussienne handele, wie sie sich ausdrückte. Leicht wurde der greisen Herrscherin der Entschluß nicht. „Ich bekenne," schrieb sie damals, „daß ich Zeit meines Lebens mich nicht so beängstiget gefunden. Als alle meine Länder angesprochen wurden, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Allein in dem gegenwärtigen Fall, wo nicht allein das Recht auf meiner Seite nicht vorhanden, sondern Verbindlichkeiten, Recht und Billigkeit wider mich streiten, bleibt mir keine Ruhe, vielmehr Unruhe und Vorwürfe eines Herzens übrig, so niemals jemanden oder sich selbst gewohnt war zu betäuben oder Doppelzüngigkeit für Aufrichtigkeit gelten zu lassen." Allein mit der Vorstellung, daß sie damit einen furchtbaren Krieg vermeide, wußte man sie zur Einwilligung zu bestimmen. Und als diese einmal erfolgt war, machte Kaiser Josef, dessen Länderhunger unersättlich war, seinen Einfluß derart geltend, daß Österreich sich für seine anfängliche tugendhafte Entrüstung nun doppelt bezahlen ließ. In einer Erklärung vom 19. Februar 1772, welche die grundsätzliche Zustimmung Österreichs und seine Beteiligung an dem Plünderungswerke aussprach, hatte es noch bescheiden einen gleichen Anteil für jede der drei Mächte gefordert. Allmählich aber beanspruchte es ein Gebiet, das fast so groß und bei weitem wertvoller war, als das russische und preußische zusammengenommen. Und es erreichte seine Absicht fast ganz, um so mehr, als es sofort 30 000 Mann in Polen einrücken ließ. Am 5. August 1772 ward zwischen den drei Mächten der endgültige Teilungsvertrag abgeschlossen, welcher Österreich den größten Teil des jetzigen Galizien überließ. Rußland hatte dabei zweitausend Quadrat-

*) Katharina, Josef II., Friedrich II. und Stanislaus mit der Karte von Polen, auf die neuen Grenzen des von ihnen geteilten Reiches zeigend; Stanislaus sucht die von seinem Kopf fallende Krone festzuhalten. Nach dem Kupferstiche von Noël le Mire (1724—1801). Das Blatt erschien unter dem Pseudonym „Erimele" und wurde sofort verboten, dem Drucker aber verstattet, so viele Exemplare abzuziehen, als er am Tage des Erscheinens noch machen konnte.



THE TVVELFTH CAKE. | **LE GÂTEAU DES ROIS.**

Sold by Robt. Sayer No. 53. in Fleet Street. | *et se trouve à Paris chez le Mire rue St. Etienne des Grez.*

Satirisches Flugblatt auf die Teilung Polens. *)

meilen mit 1 800 000 Einwohnern, Preußen 644 Quadratmeilen mit 600 000, Österreich noch immer 1280 Quadratmeilen sehr ergiebigen Landes mit fast drei Millionen Seelen erhalten, also eine größere Bevölkerungsziffer, als die beiden anderen zusammen. Die Kaiserin konnte nunmehr Schlesien vergessen. Maria Theresia zeigte denn doch eine wunderliche Dehnbarkeit des Gewissens, wenn sie dem Feldmarschall Lacy, der das Geschäft der Besitznahme geleitet hatte, schrieb: „Der Petersburger Kurier hat den unglücklichen Teilungsvertrag unterschrieben überbracht. Auch diesen großen Vorteil, wenn es einer ist, habe ich Ihnen zu danken. Gewiß ist, Sie haben den Plan gemacht und den Mut gehabt, so viel zu fordern und dadurch dem Staat diese Wohlthat verschafft, ohne nach Recht und Unrecht zu fragen."

Wie würden sich nun die Polen gegenüber dieser unerhörten Vergewaltigung ihres Landes verhalten? Das war die Frage, die ganz Europa beschäftigte.

Die nach Polen gesandten französischen Offiziere, unter denen sich auch der später so berühmt gewordene Dumouriez befand, hatten umsonst versucht, den Streitkräften der Konföderierten eine festere Ordnung zu geben. Die Magnaten und die Schlachta zogen es vor, das französische Geld in wilden Gelagen zu verthun, höchstens gewinnbringende Raub- und Plünderungszüge zu unternehmen. Kein Wunder, daß die Konföderierten von den russischen Truppen mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Ein Attentat, welches ihr General Pulawski auf den eigenen, der Zuneigung zu Rußland verdächtigen König ausführen ließ, mißglückte (Herbst 1771). Als nun auch die preußischen und österreichischen Truppen die in dem Vertrage vom 5. August 1772 bezeichneten Gebiete besetzten, legten die Konföderierten völlig die Waffen nieder. Von Stanislaus August war kein heroischerer Widerstand zu erwarten. Während er öffentlich in feierlichen Redewendungen protestierte, unterhandelte er im geheimen mit den drei Mächten über vorteilhafte Bedingungen für seine Privatkasse; so schändlich suchte er aus dem Unglück seines Reiches persönlichen Nutzen zu ziehen. Nachdem er denselben erlangt, pries er höflichst „die uneigennützigen Bestrebungen der Kaiserin Katharina für den Frieden Polens!" Unter dem Einflusse des russischen, preußischen und österreichischen Gesandten beriefen König und Senat den Reichstag ein, um die gesetzliche Bestätigung der Abtretung der okkupierten Gebiete zu erlangen. Im Frühjahr 1773 trat derselbe zusammen, freilich nur schwach besetzt; und sogar die Bestechungen und Drohungen der drei Gesandten vermochten nicht ihn zu leiten, es mußten erst russische Truppen in Warschau einrücken, um ihn gefügiger zu stimmen. Er wählte zur Beratung eines Vertrages mit den drei Mächten eine Delegation, die zunächst ihren Patriotismus in endlosen pomphaften Reden verpuffte, um dann mit demselben einen ehrlosen Schacher zu treiben und für oft lächerlich kleine Bestechungen das Wohl ihres unglücklichen Vaterlandes zu verkaufen. Die Ausdehnung der Debatten benutzte inzwischen Kaiser Josef, um ohne weiteres ein neues Gebiet, zwischen Sereth und Sbrutz, zu besetzen; ein Beispiel, das Friedrich II. sofort befolgte, indem er die preußischen Grenzadler über ein Stück jenseits der Netze

vorschob. Um größere Verluste zu verhüten, beeilte sich die Delegation, im Herbst 1773, den Cessionsvertrag zu unterzeichnen; auch nahm sie einen ihr von den drei Gesandten überreichten Verfassungsentwurf an, durch welchen die Anarchie in Polen verewigt und die ohnehin schon so schwache Macht des Königs noch mehr beschränkt wurde. Im Laufe der Jahre 1774 und 1775 stimmte dann das Plenum des Reichstages allen diesen Beschlüssen bei.

Die erste Teilung Polens oder vielmehr die umfassende Beraubung desselben durch die drei übermächtigen Nachbarstaaten war vollbracht. Konstatieren wir zunächst, daß an sich die Polen ihr Schicksal reichlich verdient hatten. Die Selbstsucht des Adels und der Knechtessinn des Volkes hatten seit zwei Jahrhunderten aus der „Republik" einen Unstaat gemacht, ein loses Konglomerat von hunderttausend kleinen und größeren Tyrannen, die nur an Befriedigung des rohesten Eigennutzes, nie an das Wohl des Ganzen dachten. Für einen Augenblick oft voll auflodernder Begeisterung, bereit, das Leben in die Schanze zu schlagen, weniger für das Vaterland als für die Standesinteressen — erkalteten sie ebenso schnell auch für diese Interessen wieder, nur um die eigene Person bekümmert, oder höchstens für unduldsame konfessionelle Beschränktheit. Indes die verbrecherische Thorheit der Polen darf uns nicht behindern, eine That zu verdammen, die auf gänzlich rechtlose Plünderung des Schwächeren zu gunsten der Stärkeren hinauslief, auf ein Räuberstück in großartigem Maßstabe. Der einzige der drei beteiligten Staaten, der einigermaßen den Zwang der Selbsterhaltung geltend machen konnte, war Preußen. In der That war Ostpreußen durch das polnische Westpreußen gänzlich von dem Hauptteile der Monarchie getrennt und jedem feindlichen Angriffe fast schutzlos ausgesetzt. Auch war Westpreußen früher deutsch gewesen, gab es dort noch zahlreiche deutsche Einwohner. Friedrich hat freilich durch die Ausdehnung, die er, in Nachahmung des wiederholt von dem tugendhaften Österreich gegebenen Beispiels, seiner Okkupation verlieh, dafür gesorgt, diesen Entschuldigungsgrund selber wesentlich abzuschwächen. Dagegen vermochte er noch anzuführen, daß die gewonnenen polnischen Provinzen das einzig mögliche Entschädigungsobjekt für die drei Millionen Thaler bildeten, die er an Subsidien schon an Rußland gezahlt hatte. Rußland konnte seinerseits darauf hinweisen, daß es nur deshalb sich polnischer Gebietsteile bemächtige, um sich eines Äquivalentes für die türkischen Eroberungen zu versichern, die man ihm nicht belassen wollte; allein wir wissen, wie es auch schon früher die Polen mißhandelt und bedrängt hatte. Ganz ohne Entschuldigung handelte Österreich, das, während es die Pforte und Polen seiner Freundschaft vergewisserte, beide, wie wir noch weiter sehen werden, beraubte, und zwar unter wiederholten heuchlerischen Phrasen, welche letzteren wenigstens Katharina und Friedrich sich erspart haben. Es mochte die Polen wenig trösten, daß das ungeheure Opfer, das man ihnen auferlegte, den Ausbruch eines großen osteuropäischen Krieges verhindert hat. Das ganze Ereignis war nur denkbar bei der völligen Auflösung, in welche das internationale System Europas verfallen war, und bei der durch einen kläglichen Absolutismus verschuldeten Machtlosigkeit Frankreichs.

Nach dem Abschlusse des polnischen Teilungsvertrages war der türkische Krieg für Rußland gegenstandslos geworden; und auch die Pforte mußte bald erkennen, daß Österreich keineswegs die in dem Vertrage vom Juli 1771 versprochene und durch die türkischen Subsidien bereits bezahlte gewaffnete Hilfe zu leisten gedenke. Endlich erklärte Kaunitz, gegen Rußland habe Österreich den Osmanen wohl seinen Beistand verheißen, nicht aber gegen Preußen, das nun auch mit Krieg drohe, und deshalb sei die Konvention von 1771 als aufgehoben zu



Medaillenbildnis von Rumänzow.
(Originalgröße.)

betrachten, ohne daß jenes die empfangenen Hilfsgelder zurückzuerstatten habe. Wahrlich ein unwürdiger Betrug! So ließ sich die Pforte im Sommer 1772 zum Abschlusse eines Waffenstillstandes und zur Teilnahme an einem Friedenskongresse herbei, der in der moldauischen Stadt Fokschan eröffnet wurde. Indessen scheiterte derselbe noch einmal an der Weigerung der Türken, Abtretungen irgend beträchtlichen Umfanges zu machen. Wirklich war bei dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten das Glück zunächst den Türken hold (1773). Aber das war nur eine Galgenfrist: der folgende Feldzug veränderte die Lage der Dinge von Grund aus. General Rumänzow umzingelte das Heer des Großwesirs so vollständig, daß dieser sich nur durch schleunigen Abschluß des Friedens zu retten vermochte. Dieser

Friede zu Kutschuk-Kainardsche, im Juli 1774, erklärte die Tartaren der Krim für unabhängig von der bisherigen türkischen Herrschaft, trat die osmanischen Festungen Kertsch und Jenikale, Kinburn (das spätere Odessa) und die ganze Strecke zwischen Bug und Dniepr, sowie Asow an Rußland ab. Damit hatte dies das Nordufer des Schwarzen Meeres erworben, und erhielt noch überdies ausdrücklich das Recht der freien Handelsschifffahrt auf diesem Meere. Ebenso erwarb es mehrere Gebiete in Kaukasien, sowie eine Kriegskostenentschädigung



Rückseite der Medaille auf die Reise nach Taurien mit der Routenkarte derselben.
(Originalgröße.)

von 4$^1/_2$ Millionen Rubel. Das waren schon höchst wichtige Vorteile, die zumal für Rußlands zukünftigen Handel die größte Bedeutung besaßen. Außerdem aber enthielt der Vertrag von Kutschuk-Kainardsche die Bestimmung, daß Rußland für die Moldau und Walachei freie Übung der christlichen Religion, einen mäßigen Tribut und überhaupt eine schonende Behandlung ausbedang, und daß der russischen Regierung das Recht eingeräumt wurde, sich durch ihren Gesandten in Konstantinopel nötigenfalls für diese Fürstentümer zu verwenden. Dadurch erlangte das Petersburger Kabinett einen Vorwand steter Einmischung in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches, und sie hat von demselben wirklich häufigen und nachdrücklichen Gebrauch gemacht. Im

allgemeinen hat dieser Krieg dem Zarenreiche ein unbestreitbares Übergewicht über den mehr und mehr verfallenden türkischen Nachbarn verschafft.

Nun hielt es auch Österreich an der Zeit, diesem gegenüber die Maske völlig abzuwerfen; ohne den mindesten Vorwand ergriff es, einem schon seit drei Jahren heimlich gehegten Plane entsprechend, Besitz von demjenigen Teile der Moldau, der zwischen Siebenbürgen und dem neu gewonnenen Galizien lag — der Bukowina. Rußland und Preußen wollten wegen dieser neuen Erwerbung des unersättlichen Josef II. nicht einen Krieg anfangen; die Pforte war zu einem solchen außer stande: so behielt Österreich den schamlos erlangten Raub, verübt an seinen Verbündeten. Die Okkupation der Bukowina übertrifft an rechtsverletzender Keckheit bei weitem alles, was man Friedrich dem Großen in dieser Hinsicht vorwerfen kann. Derselbe hat wenigstens nie seine Alliierten bestohlen.

Friedrich II. hat sich der Zivilisierung und Amalgamierung des eroberten westpreußischen Gebietes sofort mit bewundernswerter Thatkraft und Einsicht gewidmet.[1]) Land und Volk befanden sich in traurigstem Zustande. „Das Land ist wüst und leer," klagte eine preußische Behörde, „die Viehrassen sind schlecht und entartet, das Ackergerät höchst unvollkommen, die Äcker ausgesogen, voll Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich ausgehauen und gelichtet. Die festen Schlösser liegen in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die Mehrzahl der vorhandenen Wohnungen scheint kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen; die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel haben aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste Verwaltung ist das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege liegt ebenso im Argen wie die Verwaltung. Der Bauernstand ist ganz verkommen. Ein Bürgerstand existiert gar nicht. Wald und Sumpf nehmen die Stätte ein, wo vordem eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Mit jenem reiflichen Nachdenken und jenem durchdringenden Blicke, die Friedrich bei all' seinem Thun auszeichnen, hatte er sich sofort ein umfassendes Programm gebildet, wie dieses materiell und sittlich verkommene Land zu behandeln sei: Einführung der strengen und bewährten preußischen Einrichtungen, ohne Schonung unberechtigter Eigentümlichkeiten; Vernichtung der Macht des Adels und der Geistlichkeit; Hebung des Bürger- und Bauernstandes, zumal durch Mischung mit deutschen Elementen. Friedrich wollte auch die neue Provinz dem Staatsganzen nutzbar machen, aber er sah ein, daß man zu diesem Behufe ihr zunächst pekuniär zu Hilfe kommen müsse. Dieser geizige Staatswirt, der sich und anderen oft den gerecht zukommenden Thaler verweigerte, zögerte nicht, Jahr für Jahr mit ebenso großartiger wie weiser Freigebigkeit Millionen auf Westpreußen zu verwenden.

1) Preuß, Friedrich der Große; Urkundenbuch, Bd. IV, S. 3—195, Bd. V, S. 183—234. — E. Graf Lippe-Weißenfeld, Westpreußen unter Friedrich d. G. (Thorn 1866).

Den besten und einsichtigsten Beamten, die man finden konnte, wurde Einrichtung und Verwaltung des Landes übertragen. Die geistlichen und Domanialgüter wurden sofort eingezogen, um die gutsherrliche Gewalt des Klerus und der vornehmen polnischen Herren zu brechen; die Geistlichen wurden durch eine jährliche Rente der Hälfte des Reinertrages ihrer bisherigen Güter entschädigt. „Unsere Bischöfe erhalten 24 000 und die Äbte 7000 Thaler," schrieb Friedrich scherzend an Voltaire, „so viel haben die Apostel nicht gehabt." Die Provinz ward zu besserer Fürsorge in kleine Kreise geteilt, jeder mit einem Landrat an der Spitze, der für das Wohl derselben zu arbeiten hatte, und mit Post, Gericht und Sanitätspolizei versehen. Die unparteiische preußische Justiz mit ihrem gleichen Rechte für alle, ohne Berücksichtigung der Standesverschiedenheit, trat sofort in Wirksamkeit. „Die Unterthanen werden für freie Leute deklariert und die Leibeigenschaft aufgehoben, auch dergestalt gesetzet, daß kein Bauer die Woche hindurch mehr als drei Tage Hofdienst thut," hatte Friedrich am 2. März 1772 anbefohlen. Wenn irgendwo, so war hier die Ansiedelung auswärtiger, d. h. deutscher Kolonisten angezeigt, zum Besten der Polen selbst. „Das beste Mittel," heißt es in einer Kabinettsordre vom 1. April 1772, „um diesen sklavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutschen zu melieren, und wenn es auch nur anfänglich mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann." Dieselben „sollen alle als freie Leute, nämlich daß sie keine Sklaven sind, angesetzt werden. Und wenn sie Dienste thun müssen, so muß das nicht mehr als zweimal in der Woche geschehen." Aber nicht nur deutsche Landleute wurden mit großen Kosten herbeigeschafft, sondern auch geschickte Handwerker für die Städte, zur Hebung des Gewerbfleißes, des Bürgertums. „Schneider und Schuster," schreibt Friedrich selbst, „sind Virtuosen, die in diesem Lande eifrig gesucht." Da er den Städten überdies ansehnliche „Retablissementsgelder" gewährte, so erhoben sie sich allmählich aus Trümmern und Schmutz und nahmen ein reinliches und blühendes Aussehen an. Etwa tausend städtische und dreizehnhundert ländliche Kolonistenfamilien führte Friedrich in Westpreußen ein, kein Pole durfte darunter sein, nur Deutsche. Und endlich stellte man zahlreiche polnische und deutsche Schulmeister an, „um den gemeinen Mann desto eher von der polnischen Sklaverei zurück zu bringen und zu der preußischen Landesart anzuführen." Dieser letztere Gesichtspunkt kehrt immer wieder in den Verfügungen des großen Königs. Golden sind die Vorschriften in der Kabinettsordre vom 7. Juni 1772: „Bei Administration derer Ämter muß die Kammer sehr aufmerksam sein, und dahin ernstlich sehen, daß die Administratores mit denen Unterthanen nicht auf dem harten polnischen Fuße umgehen, weil Se. Königliche Majestät alle Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschaffet und die Unterthanen als freie Leute angesehen und behandelt wissen wollen. Unter denen katholischen und evangelischen Unterthanen muß nicht der allermindeste Unterschied gemachet werden; sondern selbige müssen bei der Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichem unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle

Weise behandelt werden.“ Emanzipation der Bauern und völlige Gewissensfreiheit, das waren die ersten Ergebnisse der fridericianischen Herrschaft in Westpreußen.

Mit aufopferndem Fleiße war der König für die Hebung des unglücklichen Landes, „seines Kanada,“ wie er scherzhaft sagte, thätig. Da wurden auf königliche Kosten Häuser errichtet, Fabriken gegründet, Wüsteneien angebaut. Da wurde mit fieberhafter Eile der Bromberger Kanal angelegt, der Weichsel und Oder miteinander verband, dadurch den Handel belebte, den Produkten leichteren Absatz und höhere Preise sicherte, das neue Land wirtschaftlich an die alten Provinzen fesselte und die deutsche Einwanderung beförderte. Andere Wasserbauten, wie die Senkung des Goplosees und zumal die Schiffbarmachung mehrerer Flüsse, wurden gleichfalls vollendet. Man richtete Musterwirtschaften ein; Wälder und Torfmoore unterlagen rationeller Ausnutzung. $7^3/_4$ Millionen hat der König für alle diese Unternehmungen der Provinz zugewiesen. Dabei verzichtete er für zwölf Jahre auf die Einrichtung der Regie in derselben. Ärzte, Feldscherer und Apotheker wurden über das ganze Land verteilt.

Aber auch moralische Mittel wandte dieser als materialistisch verschrieene Herrscher zur Besserung der westpreußischen Zustände an. Der Geistlichkeit ward aufgetragen, weniger auf den Zeremonienkram und mehr auf die sittliche Hebung der Bevölkerung hinzuarbeiten. Vor allem sollte für den Unterricht der gesamten Einwohnerschaft gesorgt werden. „Ihr müßt darauf sehen,“ verfügte er an die westpreußischen Behörden, „daß die Söhne von denen Bauern ein bischen besser instruiert werden; denn wo das nicht auf eine vernünftige Art geschiehet, so bleiben solche zu roh und werden halbwilde Menschen daraus. Dieses nur ist es, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu wenden und darauf sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie darin auch gehörig und ordentlich unterrichtet werden.“ Das Schlemmen am Sonntag, wo, zum Besten der herrschaftlichen Brennereien und Kneipen, sich die gesamte Bauernschaft bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken pflegte, wurde durch strenge Verordnungen eingeschränkt. Überhaupt sollte die alte Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit, die nur den herrschenden Klassen zu gute kam, aufhören. „Man muß mit den Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden sie nur noch mehr verdorben, sondern scharf darauf halten, daß sie denen Ordres gehörig nachleben, ihre Prästanda zur gesetzlichen Zeit richtig und prompt abführen, und ihnen nicht die geringste Nachsicht gestatten.“ Damit das Land um so eher in den Besitz Deutscher käme, ließ er hier, seinen sonstigen Grundsätzen zuwider, die Veräußerung adeliger Güter an Bürgerliche vollkommen frei (Januar 1776). Anderseits suchte er den polnischen Adel der Provinz zu gewinnen, indem er in Kulm ein Kadettenhaus zur unentgeltlichen Annahme von 56 Junkern eröffnete. So suchte er jenen durch sein Interesse an den Dienst des neuen Vaterlandes zu fesseln.

Um 290 000 Seelen soll sich in den Jahren von 1772 bis 1786 die Bevölkerung von Westpreußen vermehrt haben; die Staatseinnahmen aus der Provinz vergrößerten sich um Millionen.

Wirklich gelang es, durch solche Wohlthaten die Westpreußen an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen und sie bald zu patriotischen Bürgern zu machen. Jedes Jahr erschien Friedrich persönlich in dem Lande, dessen Beglückung er selber für eine seiner Lieblingsangelegenheiten erklärt hatte, und überzeugte sich von dessen Fortschritten. Er betrachtete die neue Erwerbung eben nicht als eine Bereicherung, als ein Geschenk, sondern als eine neue Pflicht. Das war nun einmal der Grundzug dieses wahrhaft königlichen Charakters! —

Von den inneren Fragen wurde Friedrichs Aufmerksamkeit bald abgezogen durch die Besorgnisse, welche ihm die Ländergier der mehr und mehr unter dem Einflusse Kaiser Josefs stehenden österreichischen Regierung einflößte.[1]

Die gemeinschaftliche Lösung der polnisch-türkischen Angelegenheiten durch die drei Ostmächte war nicht imstande gewesen, das Verhältnis zwischen denselben dauernd gut zu gestalten; vielmehr hatte die willkürliche und rechtlose Besitzergreifung der Bukowina durch Österreich das Mißtrauen Rußlands und insbesondere Preußens wider diese Macht von neuem entzündet. Auch hatten fürder Kaunitz und sein Kaiser ihrer Feindschaft gegen Preußen, das allein sie an Verfolgung ähnlicher Vergrößerungspläne zu hindern drohte, gar kein Hehl. „Niemals,“ äußerte der Staatskanzler, „darf der kaiserliche Hof die preußische Macht ruhig ertragen; es ist notwendig, daß wir sie zu Grunde richten, damit wir herrschen.“ Trotzdem verflossen einige Jahre dem mittleren und östlichen Europa in völliger Ruhe. Während Frankreich durch den Thronwechsel, England durch den amerikanischen Aufstand hinreichend beschäftigt waren, hatte Katharina mit Unterdrückung von Unruhen im Inneren ihres Reiches genügend zu thun. Friedrich selber verfolgte ja grundsätzlich, solange es ging, eine friedliche Politik. Da schreckte ihn die offenbare Absicht des Kaisers auf, durch Besitznahme von Bayern den rein deutschen Kern der österreichischen Erbstaaten zu vergrößern und sich, der preußischen Übermacht im nördlichen Deutschland gegenüber, im südlichen eine durchaus beherrschende Stellung zu begründen.

Dieses Kurfürstentum zu erlangen, war schon an sich der Anstrengung wohl wert. Es umfaßte 716 Quadratmeilen, hatte etwa 1 070 000 Einwohner, brachte jährlich fünf bis sechs Millionen Gulden landesherrlicher Einkünfte und unterhielt eine Militärmacht von 12 000 Mann, die in Kriegszeiten bis auf 30 000 gebracht werden konnte. Jetzt schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten, einen beträchtlichen Teil des Landes zu Österreich zu schlagen. Von der jüngeren Linie der Wittelsbacher nämlich, die seit dem Erbvergleich von Pavia, im Jahre 1329, Bayern erhalten, die Pfalz aber dem älteren Zweige des Geschlechtes überlassen hatte, war nur noch der regierende Kurfürst Maximilian III. Josef vorhanden, derselbe, welcher den

1) E. Reimann, Geschichte des bayrischen Erbfolgekrieges (Leipzig 1869). — Ad. Beer, Zur Geschichte des bayrischen Erbfolgekrieges; Hist. Zeitschr. Bd. XXXV, S. 88—152. — Derselbe, Der Friede zu Teschen; ebendas. XXXVIII, S. 403—476.

Streit mit Österreich durch den Frieden von Füssen beendigt.[1]) Nach seinem Ableben war, in Gemäßheit der Hausverträge, der rechtmäßige Erbe Bayerns das Haupt der älteren Linie, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der bereits, auf 358 Quadratmeilen, etwa 700000 Unterthanen regierte. Indes Josef II. wollte die zwischen den Wittelsbachern abgeschlossenen Erbverträge als der kaiserlichen Bestätigung ermangelnd nicht anerkennen und beanspruchte ein reichliches Drittel der Erbschaft, darunter ganz Niederbayern, sowie mehrere schwäbische und oberpfälzische Herrschaften, als erledigte Lehen sei es des Reiches, sei es Böhmens und Österreichs. Darüber stand er bereits seit geraumer Zeit in Verhandlung mit Kurfürst Karl Theodor. Dieser, ein schon betagter Mann von schwachem, wankelmütigem Charakter, der ehelichen Kinder entbehrend und überhaupt der letzte der Pfalz-Sulzbachschen Linie, kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden zu verbringen; und überdies gab ihm der Kaiser Hoffnung, er werde seine unehelichen Nachkommen in den Reichsfürstenstand erheben und mit Grundbesitz ausstatten, auch dem Kurfürsten selbst, der Glanz und Verschwendung sehr liebte, eine bedeutende Summe zur Verfügung stellen. Für solche Vorteile und in der Hoffnung, dafür das übrige Bayern ohne Weiterungen zu erhalten, war Karl Theodor gern bereit, einen bedeutenden Teil des letzteren an Österreich abzutreten. Indes noch war zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten nichts vereinbart, als am 30. Dezember 1777 Maximilian Josef von Bayern plötzlich starb. Die Minister proklamierten sofort die Vereinigung Bayerns mit der Pfalz, von der dieses Land seit vier und einem halben Jahrhundert getrennt gewesen war.

Auf diese Nachricht ließ aber Kaiser Josef, dem seine greise Mutter nicht mehr zu widerstehen wagte, unverzüglich 20000 Mann in Bayern einrücken, mit der Drohung, er werde noch 40000 nachsenden, wenn man seine Rechtsansprüche nicht anerkenne. Karl Theodor hatte durchaus keine Lust, Widerstand zu leisten, und noch Mitte Januar 1778 kam in Wien der Vergleich zu stande, der Niederbayern bis zur Donau sowie eine beträchtliche Anzahl sonstiger Graf- und Herrschaften an Österreich abtrat. Die damalige Lage Europas schien diesen neuen Länderraub Kaiser Josefs zu begünstigen. Frankreich und England waren durch die amerikanischen Händel reichlich beschäftigt. Rußland dachte nur an einen neuen Türkenkrieg. Österreich selber besaß einen wieder hergestellten Staatskredit und ein Heer von 170000 Mann mit ganz vorzüglicher Artillerie. Von Preußen erwartete der Kaiser nur wirkungslose Proteste, da er annahm, Friedrich werde es keineswegs wagen, ohne jeden Bundesgenossen mit dem reorganisierten und von langer Hand sorgfältig gerüsteten Österreich zu brechen. Obwohl auch Kaunitz zur Versöhnlichkeit riet, begegnete Josef dem alten Herrscher sogar mit beleidigender Schärfe.

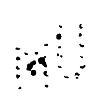
Indes, wie so oft, schoß der Kaiser mit seinen ungestümen Unternehmungen über das Ziel hinaus. Der preußische König war nicht der Mann, der, weil

---

1) Siehe oben S. 275.



Josef II. zur Zeit seiner Mitregentschaft.
Nach dem Kupferstiche, 1778, von Christ. Gottfr. Schultze (1749—1819);
Originalgemälde, 1777, von Kynly.





Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz.

Nach dem Kupferstiche von Romanet; Originalgemälde von Pompeo Girolamo Battoni (1708—1787).

er augenblicklich nicht selbst bedroht war, ruhig Gefahren für die Zukunft heranwachsen sah. Er kannte wohl den Haß der österreichischen Staatsleiter gegen Preußen. Die Erwerbung Niederbayerns mußte die österreichische Macht bedeutend vermehren; die Einziehung dieses Landes als eröffnetes Lehen würde bald gleiche Ansprüche bei ähnlichen Gelegenheiten zur Folge haben. Eine Handhabe besaß Friedrich für seine Opposition einmal in der offen ausgesprochenen Abneigung der Niederbayern gegen die österreichische Herrschaft und dem Widerwillen der bayrischen Staatsmänner gegen die Zerstückelung ihres Kurfürstentumes; ferner in dem Umstande, daß Karl Theodors präsumptiver Erbe, Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, dem Wiener Vergleiche noch nicht beigetreten war, und daß auch Sachsen und Mecklenburg Ansprüche auf einen Teil der Erbschaft erhoben.

Es galt, alle diese Gegner Österreichs um sich zu sammeln. Friedrich vermochte durch einen geheimen Abgesandten, den Grafen Görtz, zunächst Karl II. zu einem Proteste gegen den Wiener Vergleich (März 1778). Sachsen war ebenso leicht zu gewinnen, da der Kaiser soeben in dem Streite, der sich wegen der Lehensverhältnisse der Schönburgschen Grafen zwischen dem Kurfürstentum und Böhmen erhoben hatte, mit militärischer Exekution gegen jenes eingeschritten war. Kurfürst Friedrich August war tief gekränkt und warf sich völlig Preußen in die Arme: indem er zugleich seine Ansprüche auf die bayerischen Allodien öffentlich erhob, schloß er am 18. März ein Bündnis mit Friedrich II. ab. Auch Mecklenburg widersprach dem Vorgehen Österreichs. Nun konnte Preußen offen als Beschützer der drei von der österreichischen Übermacht bedrohten Reichsstände sowie des Westfälischen Friedens auftreten, übertrug auch, um die Reinheit seiner Absichten zu erweisen, sein altes Anrecht auf die Herzogtümer Jülich und Berg auf Karl von Zweibrücken, der dafür versprach, nichts ohne die Zustimmung und den Rat des preußischen Herrschers zu unternehmen. Bei dem absoluten Gegensatze der preußischen und österreichischen Interessen und bei der stolzen und ehrgeizigen Gesinnung beider Monarchen konnte ein unmittelbarer brieflicher Verkehr zwischen Friedrich und Josef nicht zur Versöhnung führen. Obwohl alle Bemühungen des Königs, Bundesgenossen zu werben, fruchtlos blieben, erklärte er doch am 3. Juli 1778 an Österreich den Krieg.

Unmittelbar darauf führte Friedrich selber ein Heer von 80 000 Mann aus Schlesien nach Böhmen, während von Sachsen her eine andere ebenso starke preußisch-sächsische Armee unter Prinz Heinrich, des Königs Bruder, in Böhmen einbrach. Der Plan war, sich möglichst rasch zu vereinigen. Ihnen gegenüber standen die gleich starken Österreicher, unter des Kaisers eigenem nominellen Oberbefehl, in Wirklichkeit geführt von Loudon und Lacy, in einer festen Stellung bei Königgrätz. Zuerst drangen sowohl Friedrich wie Heinrich siegreich vor; bald aber erlahmte der letztere, verlor den Mut und stand still, so daß die Vereinigung mit seinem Bruder nicht stattfinden konnte.[1])

[1]) Diese Verhältnisse und zumal die Fehler des Prinzen Heinrich hat besonders prägnant auseinander gesetzt E. Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates II, S. 123 ff.

Unter solchen Umständen wollte auch dieser nicht den Angriff auf die 150 000 Österreicher wagen. Bei ganz ähnlichen Verhältnissen scheiterten die Preußen 1778 da, wo sie 1866 den glücklichsten Erfolg davon tragen sollten. Freilich wurde im ersteren Jahre der Krieg von beiden Seiten sehr lau geführt. Maria Theresia war ganz unglücklich über die Thatsache, daß sie in ihrem hohen Alter noch einen großen Kampf bestehen sollte. Sie hatte ohne Wissen ihres Sohnes den jungen Thugut, der sich in Konstantinopel als geschickter Diplomat bewährt hatte, an den preußischen König nach Braunau gesandt, um Friedensverhandlungen zu beginnen, über die sich freilich Kaiser Josef sehr erbittert zeigte, die aber, bei der versöhnlichen Stimmung des Königs, einen endlichen günstigen Erfolg verhießen. Genug, schon in der zweiten Hälfte des September zogen sich die Preußen langsam nach Schlesien und Sachsen zurück, unter mehreren glücklichen Gefechten; nur das österreichische Schlesien hielten sie besetzt. Während des Winters versuchten sogar die Österreicher wiederholt, aber ohne dauernden Erfolg, in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz Stellung zu nehmen.

Wenn auch die militärischen Unternehmungen Friedrichs gerade nicht glänzend verliefen, hatte sich die politische Wagschale immer mehr zu seinen Gunsten geneigt. Vergebens hatte Österreich dem Kabinette von Versailles wiederum die flandrische Seeküste angeboten: Frankreich, im Kriege mit England befindlich und von ungeheurer Schuldenlast erdrückt, auch in den orientalischen Angelegenheiten mit der aggressiven Politik Josefs II. wenig zufrieden, nahm die angebliche Verletzung des Westfälischen Friedens durch Österreich zum Vorwande, um der Kaiserin den vertragsmäßigen Beistand zu verweigern. Dagegen ergriff Katharina II. immer lebhafter für ihren Verbündeten Partei, indem sie ein kleines Heer an der galizischen Grenze zusammenzog und drohte, ihre Truppen mit den preußischen zu vereinigen. Kaiser Josef stimmte auch jetzt noch dafür, Österreichs Forderungen mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten, aber seine Mutter empfand durchaus keine Lust, sich und ihr Reich noch am Spätabend ihres Lebens in einen Kampf zu stürzen, dessen Ausgang ein so zweifelhafter war. So ging sie auf die Vermittelung ein, welche Frankreich und Rußland anboten, zumal letztere Mächte den Österreichern eine goldene Brücke zum Rückzuge errichteten, indem sie ihnen eine kleine Erwerbung zusicherten. Auch des Kaisers Trotz wurde durch die Nachricht gebrochen, daß Rußland seinen Frieden mit der Türkei gemacht und dadurch die Hände gegen Österreich frei bekommen habe. Nach Annahme des mit den russisch-französischen Vorschlägen übereinstimmenden preußischen Ultimatums wurden im März 1779 zu Teschen die Verhandlungen förmlich eröffnet, die am 13. Mai 1779 zu dem Abschlusse des Teschener Friedens führten. Die Kaiserin-Königin entsagte allen ihren Ansprüchen auf Bayern; dafür, daß sie die wirklich reichsgesetzlich eröffneten Lehen dem Pfälzer gleichfalls überließ, erhielt sie das bayrische Grenzgebiet, das von den Flüssen Donau, Inn und Salzach umfaßt war, das sogenannte Innviertel, mit 80 000 Einwohnern und einer halben

Million Gulden Einkünften. Sachsen bekam zur Abfindung seiner Ansprüche die böhmischen Lehen in seinem Lande — die Schönburgschen Gebiete — sowie von Bayern eine Summe von vier Millionen Thaler. Zu demselben Behufe wurde Mecklenburg für seine Landesgerichte das privilegium de non appellando — die Befreiung vom Appell an die Reichsgerichte — zugestanden. Preußen dagegen trug zur Entschädigung für den Krieg und die in demselben entstandenen Kosten nichts davon als die Zusage, daß bei dem bevorstehenden Aussterben der hohenzollernschen Seitenlinie von Ansbach-Bayreuth die Vereinigung dieser Fürstentümer mit Preußen keinerlei Hindernissen von seiten Österreichs begegnen würde.

Der bayrische Erbfolgekrieg und der Teschener Friede hatten unmittelbar nur die negative Folge, Österreich an der Ausdehnung seiner Herrschaft über Süddeutschland verhindert zu haben. Sonst hatten sie an den Machtverhältnissen in Deutschland und zumal zwischen den beiden deutschen Großmächten nichts geändert. Dagegen wurden ihre Ergebnisse sehr wichtig für die nächste Zukunft. Freilich war das militärische Ansehen Friedrichs einigermaßen gemindert, wie er selbst anerkannte: um so mehr war der politische Einfluß Preußens gesteigert. Es war Österreich nicht allein das Übergewicht in Deutschland entrissen, sondern ihm auch das Fortschreiten nach dem Westen, auf deutschem Gebiete, abgeschnitten; es wurde lediglich auf den Osten, auf die magyarischen und zumal slawischen Länder verwiesen. Um so glänzender stand Preußen im Reiche da. Indem Friedrich ohne jeden eigenen Nutzen, mit Aufwand großer Kosten — nicht weniger als auf vierzig Millionen Thaler war ihm der „Kartoffelkrieg" zu stehen gekommen! — die Rechte schwächerer Reichsstände gegen die Übergriffe des ehrgeizigen, herrschsüchtigen Kaisers mit Erfolg verteidigte, erhielt er eine ganz neue Stellung in der Welt, und zumal in Deutschland. Man hatte ihn bisher als einen ländergierigen Kriegsfürsten betrachtet und, bei aller Bewunderung, als einen Herrscher gefürchtet, von dem weder Freund noch Feind Gutes zu erwarten hätte. Damit war es nun vorbei: er erschien als Hort des Friedens und des Rechtsbestandes. Das moralische Schwergewicht war so offenbar auf seine Seite übergegangen, daß sogar Maria Theresia von ihm an ihren Sohn schrieb: „Er ist ein Unmensch, aber wir sind im Unrechte." Diejenigen Reichsstände, und es waren ihrer nicht wenige, welche den Kaiser scheuen zu müssen glaubten, suchten seitdem an Friedrich von Preußen einen Anhalt. Die Möglichkeit zu dem späteren „Fürstenbunde" wurde nur durch den bayrischen Erbfolgekrieg und den Teschener Frieden geschaffen. Die Anerkennung der deutschen Mission Preußens seitens der anderen deutschen Staaten schreibt sich her von dem verachteten „Kartoffelkriege". So sind es nicht immer äußere glänzende Erfolge, die Großes zuwege bringen, sondern die richtige politische Einsicht in die Bedürfnisse und Strömungen der Zeit, zumal wenn sie mit dem Rechte und der Billigkeit im Einklange steht.



Katharina II.

Nach dem Kupferstiche von James Walker (1748—1808), Originalgemälde von Schebanoff.

Zehntes Kapitel.

Der aufgeklärte Absolutismus im Norden.

Nur zum Teile hatte Katharina von Rußland ihre herrschsüchtigen Absichten auf die benachbarten Reiche Polen und Türkei verwirklichen können. Sie hatte hier mit Preußen und Österreich rechnen und denselben einen Anteil an der Beute gewähren müssen. Wir wissen, daß ihre Pläne sich noch auf einen dritten Staat, auf Schweden, erstreckten, so die Unterwerfung des gesamten nördlichen und östlichen Europa unter den russischen Supremat zu vollenden. In der That herrschte in diesem Lande seit dem verunglückten Russenkriege der Jahre 1741—1743 unbedingt die Partei der Mützen vor, die nach Petersburg hinneigte. Es schien, als ob Schweden vollständig und dauernd dem zarischen Einflusse verfallen sei; und zwar um so mehr, als England, um nur die franzosenfreundlichen „Hütte" niederzuhalten, sein ganzes Ansehen, das in Stockholm ein sehr bedeutendes war, zu gunsten der Russenpartei in die Wagschale warf. Ein Handelsvertrag, der im Jahre 1766 zwischen England und Schweden abgeschlossen worden, kettete beide Staaten eng aneinander und kam so mittelbar wieder den russischen Bestrebungen zu gute. Katharina II. herrschte über Schweden, dessen aristokratische Regierung und dessen Schattenkönig ebenso vollständig, wie über die Republik Polen vor der Konföderation von Bar.

Vergebens hatte Frankreich versucht, innerhalb der schwedischen Aristokratie dieses Vorwiegen Rußlands zu bekämpfen, das seit dem Bündnisse zwischen der Zarin und Friedrich dem Großen auch durch den preußischen Gesandten in Stockholm eifrig unterstützt wurde. Vergebens hatte der französische Minister in dieser Hauptstadt, Baron Breteuil, Millionen und wieder Millionen an die habgierigen Parteiführer verausgabt, um den Hüten das Übergewicht zu verschaffen.[1]) Seine Pensionäre waren zum Teil außer stande, ihre Pläne durchzuführen, zum Teil aber nahmen sie das Gold Frankreichs und ließen dann dasselbe ganz schamlos im Stiche. Der Handelsvertrag, den die schwedische Aristokratie 1766 mit Frankreichs schlimmstem Gegner, mit England, abschloß, öffnete Choiseul vollends die Augen über die Thatsache, daß für sein Interesse von der Adelsherrschaft gar kein Nutzen zu erwarten sei.

---

1) A. Geffroy, Gustave III. et la Cour de France (2 Bde., 2. Aufl., Paris 1867).

Diese Erkenntnis wurde für die weitere Entwickelung Schwedens sowie der nordischen Verhältnisse überhaupt von der größten Wichtigkeit. Während die Versailler Regierung bis dahin, nicht weniger als Rußland und Preußen, die Aristokratie und mit ihr die innere Zerrüttung in Schweden begünstigt und aufrecht erhalten hatte, begann sie nun mit Eifer und Folgerichtigkeit an der Stärkung der königlichen Gewalt zu arbeiten und so in viel wirksamerer Weise sich den Plänen Katharinas zu widersetzen. Das Königtum, wenn es durch französische Hilfe wieder Kraft gewann, mußte um so unvermeidlicher dem Einflusse Frankreichs verfallen, als es dann der von Rußland und England unterstützten Aristokratie in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber stand. Auch hatte die Adelsherrschaft im russischen und im Siebenjährigen Kriege bewiesen, daß sie selbst als Bundesgenossin völlig wertlos sei, während man von wirklichen, nicht nur nominellen Nachfolgern Gustav Adolfs und Karls XII. eine kräftige und erfolgreiche Unterstützung erhoffen durfte.

Am 22. April 1766 erließ Choiseul an Breteuil die entscheidende Weisung[1]: die schädliche Unterstützung einer verderblichen Verfassung aufzugeben und vielmehr an der Wiederherstellung der monarchischen Gewalt zu arbeiten. Um die Adelsherrschaft zu schwächen, behielt Frankreich einstweilen sowohl seine offiziellen Hilfsgelder an den schwedischen Staat als seine Unterstützungen an die dortigen Politiker ein.

Freilich der Charakter des damaligen Schattenkönigs gewährte wenig Hoffnung auf ein baldiges Gelingen der neuen französischen Politik. An Mut und Geist war Adolf Friedrich zu schwach, um eine so große Umwälzung glücklich durchzuführen. Allein teils die Ermahnungen des nunmehrigen französischen Gesandten, Grafen Modène, teils das Zureden seines feurigen und unternehmenden ältesten Sohnes Gustav bewirkten, daß er wenigstens einen Versuch zur Stärkung der königlichen Gewalt wagte. Im Jahre 1768 forderte er den Reichsrat zur Einberufung des gesamten Reichstages auf, in dem er, bei der vielfach im Lande herrschenden Unzufriedenheit, eine royalistische Gegenströmung hervorzurufen hoffte. Da der Reichsrat, der ähnliches voraussah, das Verlangen Adolf Friedrichs zurückwies, griff dieser, auf das Andringen seines Sohnes, zu einem äußersten Mittel: er legte die Krone nieder. Der Reichsrat hätte ganz gern bei dieser Gelegenheit Schweden auch der Form nach in eine Adelsrepublik verwandelt; aber damit drang er nicht durch. Alle bürgerlichen und militärischen Behörden weigerten sich, ohne den königlichen Namen ihre Funktionen weiter zu führen, und die rauhen Dalekarlier erschienen zu Tausenden an den Thoren der Hauptstadt, um einen König zu verlangen. So mußte wohl oder übel der Hochadel nachgeben: auf den Frühling 1769 wurde der Reichstag zusammenberufen.

Derselbe erfüllte nur zum Teil die Wünsche des Königs. Freilich setzte er den bisherigen Reichsrat ab, der jenem besonders widerwärtig gewesen, und

1) Flassan, Histoire de la diplomatie française, V, 463 ff.

einen mehr franzosenfreundlichen an dessen Stelle; aber er verwarf, wenn auch nur mit geringer Mehrheit, jede weitere Ausdehnung der königlichen Befugnisse. So verblieben die Dinge bis zu Adolf Friedrichs Tode, der am 12. Februar 1771 erfolgte.

Sein Nachfolger, Gustav III., war im Jahre 1746 geboren.[1]) Er war ohne jede ernsthafte, geistige oder moralische Anregung aufgewachsen; weder sein unfähiger und schwacher Vater noch seine schöngeistige und stets mit hohen Entwürfen beschäftigte Mutter hatte sich sonderlich um ihn gekümmert. Übrigens hatten die Reichsstände sich die obere Leitung der Erziehung des jungen Thronerben zugesprochen und dieselbe dem Grafen Karl Gustav Tessin anvertraut, der früher Gesandter in Paris gewesen und dort ein begeisterter Verehrer der französischen Litteratur geworden war. Er redete und schrieb mit Vorliebe deren Sprache und hat selber in ihr einige Werke sehr geringen Wertes verfaßt. In seiner Schule wurde auch Gustav ein getreuer Zögling der französischen Dichter und Philosophen; und wenn er langweiligen Ratssitzungen beiwohnte, kritzelte er gewohnheitsmäßig die Tugendtiraden Voltaires oder die politischen Grundsätze Montesquieus nieder, denen sein Geist doch im Grunde fremd geblieben ist. Voltaire war von der Aussicht entzückt, wieder einen Thronerben als seinen gelehrigen Jünger zu erblicken; er glaubte in Gustav einen Helden und Halbgott zu entdecken, der einst im fernen Norden alle „Vorurteile“ zerstören würde. So war der Prinz durch ausländische Bildung seiner Nation entfremdet; und ebensowenig wurde er durch Herzensbande gefesselt und gesänftigt. Seinen Vater schätzte er gering, mit seiner Mutter lebte er im Unfrieden, gegen die ihm von dem Reichsrate aufgezwungene dänische Gemahlin hegte er heftige Abneigung, und auch seinen Geschwistern stand er kalt gegenüber. Derart wurde sein schon von Natur herrschsüchtiges und hochfahrendes Temperament immer schroffer und rücksichtsloser. Keine ernsthafte Arbeit, kein gründliches Studium hatte seinen Geist wahrhaft gebildet und gefestigt. Wenn wir von dem oberflächlichen französischen Firnis absehen, den ihm Tessin und sein ähnlich gesinnter Nachfolger Scheffer gegeben, glich er in vielem seinem Vorfahren Karl XII.: er besaß dessen Thatkraft und Leidenschaftlichkeit, aber auch dessen unruhiges, abenteuerliches Wesen, dessen Verachtung jeder gleichmäßigen und wohl überlegten Thätigkeit. Schon während der Krise des Jahres 1768 hatte er seinem Vater geradezu eine gewaltsame Umwälzung, einen Staatsstreich angeraten. Er gedachte, die litterarischen Beziehungen, die er in Paris angeknüpft hatte, zur Unterstützung seiner ehrgeizigen Absichten auszubeuten. Deshalb unternahm er auch gegen Ende des Jahres 1770 eine Reise auf den Kontinent, die ihn bald nach der französischen Hauptstadt führte. Hier wußte er die Meinung der leitenden Kreise ganz für sich zu gewinnen und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, um ihren

1) E. G. Geijer, Des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere (deutsche Übersetzung, 4 Tle. Hamburg 1843—46). — Posselt, Geschichte Gustavs III. (Straßburg 1793). — A. Geffroy, Gustave III. et la Cour de France.

Beistand zur Durchführung einer monarchischen Revolution zu erlangen. Inmitten dieser Thätigkeit erhielt er die Nachricht seiner Thronbesteigung; und während er öffentlich der Verfassung von 1720 Treue schwur, schloß er im geheimen mit Ludwig XV. persönlich einen Vertrag zu deren Sturze ab: er bekam sofort eine bedeutende Summe in Bar mit und die Zusage weiterer umfangreicher Geldunterstützung, für welche er wiederum sich dem politischen Systeme Frankreichs anzuschließen versprach. Außerdem wurde ihm ein trefflicher und höchst einsichtiger Ratgeber zur Seite gesetzt in der Person des neuen französischen Gesandten in Stockholm, Grafen Vergennes.

Zunächst mußte der König freilich seine Pläne auf das sorgfältigste verbergen. Rußland und Preußen waren bereit, die Katharinas herrschsüchtigen Entwürfen so günstige Verfassung von 1720 auch durch bewaffnete Dazwischenkunft aufrecht zu erhalten. Die herrschende Aristokratie kam dem jungen Herrscher, dessen Gesinnungen sie wohl kannte, mit dem schärfsten Mißtrauen entgegen und versuchte sogar, wenn auch vergeblich, seine Thronbesteigung zu verhindern. Auf dem sofort einberufenen Reichstage einigten sich Mütze und Hüte gegen ihn. Solchen Gefahren gegenüber verfuhr Gustav mit vollendeter Geschicklichkeit und Verstellung. Während er durch liebenswürdiges und leutseliges Benehmen die Gunst des hauptstädtischen Volkes gewann, hielt er sich von allen Regierungsgeschäften sorgfältig fern und verbreitete den Schein, als wolle und werde er nur seinen Vergnügungen leben. Die ihm von den Ständen vorgelegte Versicherungsakte der bisherigen Verfassung unterschrieb er ohne Zögern, mit bewußtem Meineid. Inzwischen suchte er sich eine immer wachsende Zahl persönlicher Freunde zu gewinnen.

Es gelang ihm dies um so leichter, als die Stände fast ein ganzes Jahr mit widerwärtigen und nutzlosen Zänkereien verbrachten, gerade als ob sie es darauf angelegt hätten, die Verderblichkeit des herrschenden Regierungssystems auf das deutlichste darzulegen. Ein furchtbarer Mißwachs erhöhte die Erregung und Unzufriedenheit der Volksmassen, die nur von einem starken Königtum Besserung der Zustände erwarteten. Vergennes riet dem Fürsten dringend, diese Stimmung zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen. In der That ging wenigstens ein Teil der auf dem Reichstage im Streite mit der Gegenpartei unterlegenen und ohnehin Frankreich geneigten „Hüte“ unbedingt zum Könige über. Gustav hatte ferner eine große Anzahl von Offizieren der in Stockholm garnisonierenden Truppen gewonnen. So gab er, nach sorgfältig vorbereitetem Plan, das Zeichen zum Ausbruch der Revolution. Ein ihm ergebener Hauptmann, Hellichius, mußte am 12. August 1772 in der schonischen Festung Christianstad einen Aufstand ins Werk setzen, damit eben jene Truppen in Stockholm selbst zusammengezogen würden. Freilich faßte der neue, aus den Mützen gebildete Reichsrat sofort Verdacht gegen den König und beriet dessen Verhaftung; aber Dank Gustavs Heuchelei sowie der Verblendung und Furchtsamkeit der Räte vermochten diese zu keinem kräftigen Entschlusse zu gelangen. Für den Monarchen jedoch war keine Zeit mehr zu verlieren. Am



Gustav III. von Schweden (Graf von Gothland).

Nach dem am 23. Juni 1777 in St. Petersburg erschienenen anonymen Kupferstiche.

Morgen des 19. August wandte sich Gustav, mit Hilfe der ihm ergebenen Offiziere, an zwei Regimenter, die ihm sofort beifielen; das Volk Stockholms, schon längst gegen die Aristokraten erbittert, stimmte begeistert in den Ruf: „Es lebe der König!“ ein. Nun wurde der Reichsrat in seinem Sitzungszimmer von dreißig Grenadieren gefangen gehalten, während der König die Straßen durcheilte, die übrigen drei Regimenter und die Massen durch Anreden gewann, in denen er Beseitigung der Anarchie und Herstellung einer gesetzmäßigen und freiheitlichen Regierung verhieß. Binnen zweier Stunden war, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen worden, der Staatsstreich vollzogen, der Gustav III. zum wahren Könige erhob und einem mehr als fünfzigjährigen aristokratischen Verfassungssysteme das Ende bereitete.

Auch ferner hatte der Monarch nur milde Mittel anzuwenden. Die arretierten Reichsräte und ihre wichtigsten Anhänger konnten schon nach wenigen Tagen als ungefährlich wieder in Freiheit gesetzt werden. In den Provinzen brachten die Brüder Gustavs, die an der Spitze zweier Armeekorps standen, den in Stockholm vollzogenen Umschwung binnen kurzem zur Anerkennung. Gönnten doch im Grunde die Hüte eher dem Könige als ihren feindlichen Brüdern, den Mützen, die Herrschaft.

Indes konnte Gustav nicht daran denken, den königlichen Absolutismus in Schweden einzuführen. Seine Revolution war großenteils durch Überraschung geglückt, und eine übermäßige Ausnutzung derselben durfte ebensowenig bei dem freiheitsgewohnten schwedischen Volke wie bei dem von adeligen Offizieren befehligten Heere auf Anerkennung rechnen. Er handelte sehr geschickt, indem er seine Usurpation mit gesetzlichen Formen umgab, anderseits aber keine Zeit zur Überlegung oder zur Organisierung des Widerstandes ließ. Schon am 21. August berief er die, wie wir wissen, gerade in Stockholm anwesenden Stände zur endgültigen Annahme der von ihm selbst entworfenen Verfassung, die einen gemäßigt konstitutionellen Charakter trug. Unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse sowie der Militärmacht, die mit geladenen Kanonen den Sitzungssaal umgab, stimmten die vier Stände des Reichstags sofort und fast ohne Widerspruch den Vorschlägen des Königs zu. Das Wesentlichste in denselben war die Vernichtung der Macht des Reichsrats, der künftig von dem Herrscher ernannt wurde und anstatt seiner entscheidenden nur mehr beratende Befugnisse bekam. Der Monarch erhielt die Verfügung über die bewaffnete Macht, die Besetzung aller Militär- und Zivilämter, das Recht Bündnisse und Verträge jeder Art zu schließen, einen Verteidigungskrieg zu führen; nur bei Angriffskriegen hat er vorher die Zustimmung des Reichstages einzuholen. Auch bei Auferlegung neuer Steuern und bei Erlaß neuer Gesetze ist er an die Einwilligung des Reichstages gebunden. Aber er kann denselben einberufen, wann er will, ohne durch eine Zeitbestimmung verpflichtet zu sein; der Reichstag ist selber jeder gesetzgeberischen Initiative beraubt und darf nur die Vorschläge des Königs beraten; und in Notlagen kann letzterer auch Gesetze und Steuern aus alleiniger Machtbefugnis vorschreiben.

Diese Verfassung ließ absichtlich mancherlei Zweideutigkeiten zu; es kam eben alles darauf an, in welchem Geiste sie gehandhabt und ob der hauptsächliche Nachdruck auf die konstitutionellen Beschränkungen oder auf die Machtbefugnisse des Königtums gelegt wurde. Wie sich voraussehen ließ, folgte Gustav dem einmal erhaltenen Antriebe und dehnte die Gewalt des monarchischen Prinzips mehr und mehr auf Kosten des ständischen Einflusses aus. So milde er auch gegen seine politischen Widersacher verfuhr, so eifrig er nach Volkstümlichkeit strebte, er hat doch im wesentlichen als ein absoluter Herrscher regiert. Sechs Jahre lang hat er den Reichstag nicht mehr einberufen. Es kam ihm sehr zu statten, daß Rußland, das ja das hauptsächlichste Interesse an dem Fortbestande der alten schwedischen Verfassung, der Zerrüttung des schwedischen Reiches durch die Adelskoterien hatte, damals durch die türkischen und polnischen Händel in Anspruch genommen war und überdies durch die Drohung Frankreichs, Schweden gegen jeden Angriff zu unterstützen, geschreckt wurde. Freilich war auch Friedrich der Große durch seine wiederholten Verträge mit Rußland zum Schutze der Verfassung von 1720 verpflichtet; allein er dachte gar nicht daran, ohne der Zarin Mitwirkung und Zwang gegen seinen Neffen einen Krieg zu beginnen, der ihm höchstens das kleine Schwedisch-Pommern, jener Fürstin aber die unbedingte Beherrschung Skandinaviens eingetragen hätte.[1])

Es ist nun merkwürdig zu beobachten, wie derselbe Geist der französischen Aufklärung, der sich bereits der absoluten Throne von Preußen, Österreich, Rußland, Neapel, Toscana, Portugal, Spanien bemächtigt hatte, jetzt auch von dem schwedischen Besitz nahm. Ohne sich um die von ihm selbst gegebene Verfassung zu bekümmern, aber in löblichster Absicht, führte Gustav eigenmächtig eine Reihe wichtiger Reformen ein. Sofort nach dem Staatsstreiche schaffte er die Folter aus dem Strafverfahren ab. Überhaupt wurde die Gerechtigkeitspflege gründlich verbessert und zugleich der völlig entartete Beamtenstand zur Gewissenhaftigkeit, Zucht und Ordnung angehalten. Durch Arbeitshäuser, in denen sowohl freiwillige Arbeiter als dazu genötigte Herumtreiber Aufnahme fanden, mehrte der König den Gewerbfleiß und steuerte, so viel als möglich, der Not. Er gründete den Wasaorden zur Belohnung der Dienste, die in Ackerbau, Industrie und Künsten dem Lande geleistet wurden. Er traf höchst angemessene Einrichtungen für die öffentliche Gesundheitspflege, ließ Waisen-

1) Nichts ist ungerechter als die Weise, in der Geffroy in seinem sonst so verdienstvollen, oben citierten Werke Friedrich den Großen als den bösen Genius darstellt, der Schwedens wie Polens Zerstückelung angestrebt hätte. Wie es sich mit Polen verhielt, haben wir gesehen. In Betreff Schwedens spricht sich Friedrich klar genug aus: er hat kein Interesse an der Zerrüttung Schwedens; die Eroberung Schwedisch-Pommerns „kann höchstens die Gier eines jüngeren Prinzen reizen; aber das Wohl meines Staates fordert unbedingt, daß ich mit Rußland verbunden bleibe gegen persönliche Neigungen" (Geffroy I, 175 ff.). Die Warnungen Friedrichs an Schwestern und Neffen sind offenbar aufrichtig gemeint, und keineswegs „Verwünschungen," nach der unglaublichen Deutung durch jenen Autor.

häuser und Spitäler in Menge errichten. Die Anlage zahlreicher Kanäle förderte den Handel, der überdies durch völlige Freigebung des Verkehrs mit Getreide unterstützt wurde. Export und Seehandel Schwedens wurden zu einer unvermuteten Höhe entwickelt. Ebenso stellte der König den öffentlichen Kredit wieder her. Die Schuld Schwedens betrug 47 Millionen Silberthaler, während die Bank einen Fond von nur $2^1/_2$ Millionen besaß.[1] Infolgedessen war der Kurs der Banknoten auf weniger als die Hälfte ihres Nennwertes gesunken, das bare Geld überhaupt aus dem Verkehr verschwunden. Gustav traf nun, auf den Rat des Kommerzienrats Liliencrantz, die einzig mögliche Maßregel: er verschaffte sich durch auswärtige Anleihen die nötigen Barmittel zur „Realisation," d. h. zur Einlösung sämtlicher Banknoten, und zwar zu dem Kurse von fünfzig Prozent, den sie zuletzt gehabt hatten. Eine überaus sparsame Verwaltung, aber auch eine Reihe neuer finanzieller Einrichtungen, die zum Teil die Bevölkerung schwer belasteten, setzten Gustav in den Stand, den Verpflichtungen des Staates gegen seine auswärtigen Gläubiger nachzukommen und außerdem die Streitkräfte des Reiches in trefflicher Weise zu organisieren. Die Flotte zählte einundzwanzig Linienschiffe und eine sehr beträchtliche Anzahl kleinerer Fahrzeuge, das Heer war auf das reichlichste ausgerüstet.

Indes so rühmlich auch diese Schöpfungen im ganzen waren, bewies doch schon ihre Menge und die überstürzende Hast ihrer Einführung, wie ruhelos und unstät der Sinn des jungen Monarchen war, wie alle jene Maßregeln weniger auf wahrer und geduldiger Einsicht, als auf geistreichem Hange nach Glanz, Ruhm und fremder Anerkennung beruhten. Gustav prahlte mit diesen Dingen vor seinen Pariser Freunden und Freundinnen, sogar mit einem Edikte über die Preßfreiheit, das schon von einem älteren, aristokratischen Reichstage herrührte. Ernster Arbeit war er durchaus abgeneigt, um so mehr begierig nach schimmernden und überaus kostspieligen Festen. Es war doch sehr eigentümlich, daß er, der Anhänger der modernsten Aufklärungsphilosophie, zugleich die Ritterturniere in veraltetem Pompe und Aufputze wieder vorschrieb. Er legte dem schwedischen Volke eine Nationaltracht auf, die dann lächerlicher Weise nach altspanischem Schnitte ausfiel. Er begünstigte die Litteratur nur in der glanzvollen Form des Dramas, des Theaters; besonders beliebt waren Opern und Ballette. Er gründete eine schwedische Akademie, aber — wie diejenige Friedrich des Großen — ausschließlich mit französischen Anschauungen und Formen. Sein Privatleben war von skandalöser Unsittlichkeit, sein Verhältnis zu Mutter und Gattin das denkbar gespannteste, Dinge, die in dem streng lutherischen Schweden großen Anstoß erregen mußten.

Durch dieses Gebahren des Königs wurde Unzufriedenheit erregt, welche der Adel selbstverständlich zu nähren und zu vergrößern sich angelegen sein ließ. Dazu kamen aber ernstere Irrtümer des Monarchen. Die Stände hatten zur Zeit ihrer Allmacht den Branntwein aus sittlichen Gründen überhaupt

---

1) Geijer II, 49 ff.

verboten. Es läßt sich darüber streiten, ob ein solches Gesetz den physischen Bedingungen des hohen Nordens entsprach; jedenfalls war es, eben wegen des moralischen Zweckes, ohne viel Murren ertragen worden. Jetzt (1775) errichtete Gustav, aus eigener Machtvollkommenheit, ein königliches Branntweinregal, und zwar unter höchst drückenden Bedingungen. Es gab fortwährend Anlaß zu Angebereien, Spionentum und hohen Geldstrafen; selbst das Hausrecht wurde durch die schnüffelnden Beamten des Monopols verletzt; gewissenlose Angestellte mißbrauchten ihre Befugnisse zu allerhand Erpressungen. Dieses Branntweinmonopol brachte schließlich das Landvolk geradewegs zur Verzweiflung. Auch fiel es auf, daß der Reichsrat, der trotz des Umschwunges als Vertretung des hohen Adels immerhin noch einige Unabhängigkeit besaß, mehr und mehr zu gunsten einer völlig absoluten Regierung durch Kabinettsminister zurückgedrängt wurde.

Der erste Reichstag nach der Revolution, der von 1778, hatte keinerlei Opposition zu leisten gewagt. Allein im Volke drückte man sich ohne die Bedenken der offiziellen Vertreter aus, und Schmähschriften aller Art belehrten den König, daß man anfange, ihn in seinem Reiche zu hassen. Gustav, in seinem reizbaren Selbstbewußtsein aufs tiefste verletzt, erließ darauf im Mai 1780 eine Verordnung, welche, allen seinen früheren Grundsätzen zuwider, auf Einführung der Zensur hinauslief. Spätere, noch schärfere Dekrete unterdrückten jeden offenen Tadel, um desto mehr der heimlichen, um so bittereren und giftigeren Verunglimpfung Thür und Thor zu öffnen. Derselben gab, außer Gustavs unnatürlichen Lastern, auch seine Hinneigung zu Geisterspuk und mystischem Ordenswesen nur allzu viel Nahrung. Schon kam es zu Unruhen an manchen Orten des Landes.

Diese Schwierigkeiten nahmen dem Könige vollends die Lust an der stäten und gewissenhaften Führung der Regierungsgeschäfte. Er redete sich vor, daß eine Reise ins Ausland und der Beifall, den er auf derselben einernten müßte, die inneren Gegner zum Schweigen bringen würden. Im Grunde zog ihn die Lust an Abwechselung, Vergnügungen und glänzendem Auftreten fort. Ein volles Jahr, vom September 1783 bis zum August 1784, reiste er mit glänzendem Gefolge und unter schweren Kosten für seinen ohnehin armen Staat in Italien und Frankreich umher, überall seine Person in den Vordergrund der höchsten Gesellschaft drängend. Auch nach seiner Rückkehr ließ er, der Bekämpfer der Aristokratie, nur Hochadelige an seinem Hofe zu, und ebenso ernannte er lediglich solche zu Bischöfen.

Wenn er gehofft hatte, durch solche Maßregeln die vornehmen Familien zu versöhnen, täuschte er sich völlig; dieselben verziehen ihm nie den Staatsstreich vom August 1772. Er erzürnte nur den Bürgerstand und zumal die Geistlichkeit, der die hochgeborenen und meist untauglichen Bischöfe durchaus nicht behagten, und welche bald die Pastorstellen an den Meistbietenden verkauft sah.

Anstatt der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, dachte Gustav III. nur daran, sie gänzlich zum Schweigen zu bringen, indem er die Stände

ihrer letzten Macht beraube und sie sogar durch einen bloßen Ausschuß ersetze, mit dem selbstverständlich leichter zu unterhandeln war, als mit dem Reichstage. Zu diesem Zwecke berief er diesen im Jahre 1786 ein.

Allein seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Der neue Reichstag zeigte sich durchaus nicht so gefügig, wie seine letzten beiden Vorgänger. Die Stände wiesen jede Ausdehnung der Regierungsgewalt durchaus zurück, ja sie bestritten sogar die Gültigkeit mehrerer Maßregeln des Königs, wie z. B. der Einführung des Branntweinmonopols. Unter starken Zeichen gegenseitigen Mißvergnügens wurde der Reichstag schon nach zweimonatlicher Dauer vom Könige aufgelöst.

Immerhin hatte Schweden durch die von Gustav III. durchgeführte Revolution größere Einheit, verstärkte Macht und Bedeutung gewonnen und war dem Schicksale entgangen, welches ihm die schlau und kühl berechnende „Semiramis des Nordens“ zugedacht hatte: gleich Polen durch die unwürdige Adelsherrschaft so zerrüttet zu werden, daß es als willkommene Beute Rußland anheimfallen müsse. Bei seinem zweiten Aufenthalte in Paris hatte vielmehr Gustav mit Frankreich einen neuen Vertrag abgeschlossen (14. Juli 1784), der ihm, nebst außerordentlichen Hilfsgeldern im Frieden, für den Fall eines feindlichen Angriffes bedeutende militärische Unterstützung zusagte.

Während sich Schweden aus tiefem Verfalle wenigstens einigermaßen wieder erhob, litt sein Nachbar und steter Nebenbuhler Dänemark, das seit einem Jahrhundert unter der absoluten Herrschaft trefflicher Monarchen sich sehr wohl befunden hatte, unter der unvermeidlichen Kehrseite einer solchen Regierungsform: den Irrtümern eines unbefähigten Königs.

Die gute und reformierende Regierung Friedrichs V. (1746—1766) und seines hannoverschen Ministers Bernstorff[1]) (s. oben S. 329) hatte den Staat nicht allein vor jeder nutzlosen Teilnahme am Siebenjährigen Kriege bewahrt, sondern auch den Streit mit Rußland wegen der holstein-gottorpschen Angelegenheiten so auszugleichen verstanden, daß er dabei ohne jedes Opfer an Ehre und Interesse davon kam. Es gelang dem Minister zugleich, durch Unterstützung des Fabrikwesens und des für das meerumspülte Dänemark so wichtigen Frachthandels zur See den Wohlstand des Landes beträchtlich zu fördern. Dabei milderte er die Lasten des Landmannes und traf zahlreiche menschenfreundliche und wohlthätige Einrichtungen. Aufgeklärten Geistes, blieb er doch, ungleich so vielen anderen hochstehenden Deutschen jener Zeit, dem deutschen Wesen treu, anstatt dem französischen zu huldigen. Während selbst ein Friedrich der Große nur wälsche Litteratur und Kunst anerkannte, zog, auf Bernstorffs Veranlassung, der dänische Herrscher nicht nur Klopstock und Cramer, sondern auch den Pädagogen Basedow, den Historiker Johann Heinrich Schlegel, die Naturforscher Oeder und Kratzenstein an seinen Hof und an seine Unterrichtsanstalten. Übrigens wurde in gleichem Maße die heimische Wissenschaft

1) Allen, Histoire du Danemarc, traduit par Beauvais (Kopenhagen 1878), Bd. II.

begünstigt. In Soröe entstand eine Adelsakademie, an der eine Anzahl hervorragender dänischer Gelehrten wirkte; in Kopenhagen eine dänische, in Drontheim eine norwegische Gesellschaft der Wissenschaften. Auf Kosten des Königs trat Karsten Niebuhr, der Vater des berühmten Geschichtschreibers, eine Forschungsreise durch Ägypten und Arabien an.

Am 14. Januar 1766 starb Friedrich V., und es folgte ihm sein kaum siebzehnjähriger Sohn Christian VII., ein schöner, lebhafter, geistreicher Jüngling, aber tief unwissend, zum Übermute geneigt und doch feige, von boshaftem, lieblosem Charakter und durch schlechte Gesellschaft von Grund aus verdorben. Zunächst überließ er die Regierung vollständig dem bewährten Bernstorff, dessen Nebenbuhler er sämtlich entfernte und den er mit dem Grafentitel auszeichnete; während er selber, zurückgestoßen von seiner jugendlich reizenden, gebildeten und hoch begabten, aber selbstsüchtig ehrgeizigen Gemahlin, der englischen Prinzessin Karoline Mathilde, sich den schrankenlosesten Ausschweifungen ergab, die seine physischen und bald auch seine geistigen Kräfte mehr und mehr zerrütteten. Man suchte ihn aus diesem verderblichen Treiben zu erretten durch eine große Reise (1768), allein auch auf dieser huldigte er nur den gröbsten sinnlichen Genüssen, so daß er im Januar 1769 kränker als je von ihr zurückkehrte. Doch brachte er von derselben auch einen neuen, noch jungen Leibarzt mit, den Dr. Johann Friedrich Struensee.[1]) Geboren 1737 als Sohn eines Pfarrers in Halle, hatte Struensee sich als Landarzt in Holstein bei dem dortigen Adel Zutrauen und Beliebtheit erworben. Dieser hatte ihn dann an den König empfohlen. Struensee war ein feingebildeter und von der Natur mit großer Liebenswürdigkeit ausgestatteter Weltmann, voll Ehrgeiz und wohlmeinender Absichten; übrigens ganz materialistisch gesinnt, liederlichen Lebenswandels, ohne jede geschichtliche und politische Kenntnis, mit nüchtern mechanischer Auffassung der Welt und Menschheit, ein getreuer Schüler der französischen Encyklopädie. Sein heiteres Wesen und seine medizinische Geschicklichkeit gewannen ihm rasch des Königs Vertrauen und Neigung. In Kopenhagen angelangt, brachte er eine Aussöhnung zwischen Christian und Karoline Mathilde zu stande. Die Königin, die damit die Herrschaft über ihren Gemahl erlangte, hatte den gewandten Unterhändler nur allzu sehr schätzen gelernt und ergab sich ihm in leidenschaftlicher Liebe, indem sie ihm zugleich die Leitung der Geschäfte überließ. Als Bernstorff sich diesen Umtrieben widersetzte, wurde er



Medaillen-Bildnis Christians VII. von Dänemark.

1) K. Wittich, Struensee (Leipzig 1879). — v. Jensen-Tusch, Die Verschwörung gegen Karoline Mathilde und Struensee (Leipzig 1864).

im September aus allen seinen Ämtern entfernt. Unter dem schlichten Titel eines königlichen Vorlesers war seitdem der junge Arzt der unbeschränkte Gebieter in Dänemark. Sofort benutzte er seine Macht, um die Anschauungen der Encyklopädisten in diesem Reiche zur Durchführung zu bringen.

Wie schlecht paßten aber solche Neuerungen für ein durchweg absolutistisch geordnetes Staatswesen! Ein derartiges Werk war schon von vornherein zum Scheitern verurteilt, zumal Struensee, der von der praktischen Verwaltung auch nicht den mindesten Begriff besaß, mit thörichter Hast verfuhr, und die Reformen in verkehrtester Weise begann und weiter führte. Sein Streben war gewiß ein wohlgemeintes, aber doch zugleich mit persönlicher Eitelkeit und Ruhmsucht durchsetzt und leider gar nicht von Erfahrung und Besonnenheit geleitet — eine Erscheinung, die sich bei zahlreichen „philosophischen" Staatskünstlern, wie sie für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so bezeichnend sind, wiederholt. In achtzehn Monaten erschienen nicht weniger als sechshundert neue Verordnungen! Gleich im Anfang kam ein königlicher Kabinettsbefehl, der nicht nur die Zensur abschaffte, sondern auch an deren Stelle unbegrenzte Preßfreiheit setzte. Dabei wurde aber die Regierung dem Geheimen Staatsrate sowie den verschiedenen Kollegien, die sie bisher besessen und damit gewissermaßen eine Beschränkung der königlichen Allgewalt gebildet hatten, entzogen und ausschließlich auf das Kabinett des Monarchen übertragen, d. h. im Grunde auf den hier allmächtigen Struensee; freilich war dieser zu einem solchen Schritte genötigt durch den Haß, den Bureaukratie und Adel gleicherweise gegen ihn, den fremden Emporkömmling, hegten und bethätigten. Sehr lobenswert war die Verbesserung der Justiz, da die Richter, anstatt wie bisher auf die Sporteln der Parteien, ausschließlich auf ein auskömmliches Staatsgehalt angewiesen und dadurch zur Beschleunigung der Prozesse veranlaßt, auch die bevorrechteten Gerichtsbarkeiten abgeschafft und mit löblicher Selbstentsagung die Eingriffe des Kabinetts in die Rechtspflege beseitigt wurden. Die für die Armen lästige Salzsteuer kam in Wegfall, ebenso die nutzbarer Arbeit schädlichen überzahlreichen Feiertage. Neue Hospitäler, Findelhäuser, Alterversorgungsanstalten wurden gegründet. Die Frohndienste der Bauern führte man auf ein gesetzliches Maß zurück und stellte überhaupt den Landmann unter den Schutz der Gesetze, gegenüber der Gewaltthätigkeit der Grundbesitzer. Auch die städtische Verwaltung und zumal die Polizei erfuhren eine vollständige Neuordnung, allerdings in einer Weise, welche der Einmischung der Regierung in die Privatverhältnisse, dem übermäßigen Reglementieren und Überwachen Thür und Thor öffnete. Den Ausfall der Einnahmen aus der Salzsteuer und die Kosten der zahlreichen Ausgaben für das allgemeine Beste deckte Struensee dann durch ein freilich bedenkliches Mittel, die Einführung einer königlichen Zahlenlotterie. Sonst aber brachte er in das zerrüttete Finanzwesen Ordnung und Sparsamkeit, schaffte die unverdienten Gnadengehalte und Pensionen ab und arbeitete mit Erfolg an der Abtragung der Staatsschuld, welche fünfzehn Millionen Thaler betrug.

Auch in Bezug auf die äußere Politik schlug Struensee ganz neue Wege ein. Bernstorff hatte den Frieden mit Rußland und dessen Zustimmung zur endgültigen Einverleibung des bisher gottorpischen Anteiles an Schleswig nur durch absolute Abhängigkeit von der Petersburger Regierung erkauft. Struensee aber schlug dieser Macht gegenüber einen freieren und kühneren Ton an, so daß der russische Gesandte, der bis dahin seinen Willen unbedingt zur Geltung zu bringen gewohnt war, Kopenhagen verließ und darauf der diplomatische Verkehr zwischen beiden Staaten völlig abgebrochen wurde. Struensee ließ sich die heftigen Drohungen der Zarin wenig kümmern und stützte sich, ihr gegen-



Karoline Mathilde, Königin von Dänemark.

über, auf die Allianz mit Frankreich, das seine alten Beziehungen zu Dänemark ebenso gern erneuerte, wie die schwedischen. Auch gegen die Barbaresken-staaten, die sich wiederholte Gewaltthaten an dänischen Fahrzeugen hatten zu schulden kommen lassen, trat die neue Regierung mit Kraft und Selbstgefühl auf: sie bereitete eine große Expedition zu deren gründlicher Züchtigung vor.

Solches durchaus grundstürzendes und erneuerndes Verfahren mußte die Zahl von Struensees Feinden vermehren. Die gesamte Beamtenhierarchie und der hohe Adel, die sich aller Macht entkleidet sahen, wurden seine heftigsten Gegner, die in der Preßfreiheit ein bereites Mittel fanden, ihn anzugreifen und zu beschimpfen. Die in dem damaligen Dänemark sehr einflußreiche Partei der lutherisch Frommen, die beinahe die ganze Geistlichkeit ausmachte, haßte ihn

wegen seiner zweifellos atheistischen Gesinnung und wegen mehrerer Maßregeln, wie der Aufhebung der übermäßigen Feiertage und der kirchlichen Ehehindernisse, verschiedener sittenpolizeilichen Neuerungen. Die ungebildeten und rohen Klassen des Volkes vermochten seine Wohlthaten nicht hinreichend zu würdigen. Um so auffälliger waren seine wirklichen Fehler, die dann immer weitere Kreise und schließlich auch aufgeklärte und unparteiische Männer wider ihn erbitterten. Um alle Gegner einzuschüchtern und den festen Grund seiner Gewalt zu erweisen, machte er in herzlos selbstsüchtiger Weise das verbrecherische Verhältnis der Königin zu ihm ganz offenkundig. Wie das moralische Gefühl der Dänen, so verletzte er auch das nationale. Weil er selbst ein Deutscher war und das Dänische gering achtete, erflossen alle königlichen Anordnungen und Gesetze nur noch in deutscher Sprache. Und doch hätte er, der Fremde, das nationale Selbstbewußtsein der Dänen und Norweger zu schonen nur allzu viele Ursache gehabt. Der herrische Egoismus und dünkelhafte Übermut, deren Symptome schon solche Maßregeln waren, zeigten sich überdies in vielen anderweitigen Thatsachen. Alle Freunde des alten Systems, alle, die Struensee nicht durchaus für seine unbedingten Anhänger hielt, wurden, wenn sie auch die verdientesten Beamten waren, rücksichtslos aus ihren Stellungen entfernt. Er selbst ließ sich im Juli 1771 vom Könige mit dem Grafentitel schmücken: eine Eitelkeit, die dem „Philosophen“ und grundsätzlichen Feinde des Adels wenig anstand; und zur selben Zeit ließ er sich zum Kabinettsminister ernennen mit der unerhörten und gesetzwidrigen Befugnis, daß seine Unterschrift der des Königs völlig gleich sein und volle Gesetzeskraft haben sollte. Zu diesem frevlen Hochmut kam die Ungeniertheit, mit der unausgesetzt Struensee sich selbst, seine Verwandten und Geschöpfe aus Staatsmitteln bereicherte. Um den schwachsinnigen König vollends zu beherrschen, gab er demselben einen Wächter in dem Kammerherrn Brandt. Dieser, wie übrigens schon sein Vorgänger, behandelte den unglücklichen Monarchen mit der größten Keckheit und hielt ihn, wie ein wildes Tier, mit Prügel und Peitsche im Zaume. Für seinen schweren Dienst ward Brandt durch bedeutende Geldsummen sowie durch den Grafentitel entschädigt.

Ein solches Regiment ließ sich nur noch mit Gewalt aufrecht erhalten. In der That ward schon im Herbst 1771 die Unzufriedenheit in allen Schichten des Volkes so groß, daß Struensee den Hof und seine eigene Person stets durch zahlreiche Soldaten mit geladenen Gewehren, ja durch Auffahrung schußbereiter Kanonen vor dem Schlosse schützen mußte. Diese Mißstimmung ermutigte die adligen Gegner Struensees, eine Verschwörung zum Sturze der Königin und des Ministers anzuspinnen, an deren Spitze kein Minderer trat als die herrschbegierige Stiefmutter des Monarchen, Juliane Marie von Wolfenbüttel; der Sekretär Guldberg, der Generalleutnant Graf Rantzau und mehrere höhere Offiziere waren die Hauptteilnehmer. Zunächst suchte man durch anonyme Briefe Brandt mit Struensee zu verfeinden und somit diesem die Person des Königs zu entziehen. Als dies nicht glückte, beschlossen die Königin-Mutter

und deren adlige Anhänger, zu Gewaltmaßregeln überzugehen. Nur besonnene Thätigkeit, eiserne Konsequenz und Festigkeit konnten Struensee retten, der ja jedermann gegen sich hatte und sich ausschließlich auf den blödsinnigen Monarchen zu stützen vermochte. Indes er that alles, um sein Verderben zu beschleunigen. Mit kecker Überhebung wies er Warnungen von sich, vernachlässigte die Staatsgeschäfte ebenso vollständig, wie er sie früher mit fieberhafter Übereilung betrieben hatte und lebte nur seinen Vergnügungen und der Befriedigung seiner Eitelkeit. Das Heer, das allein ihn schützen konnte, brachte er durch



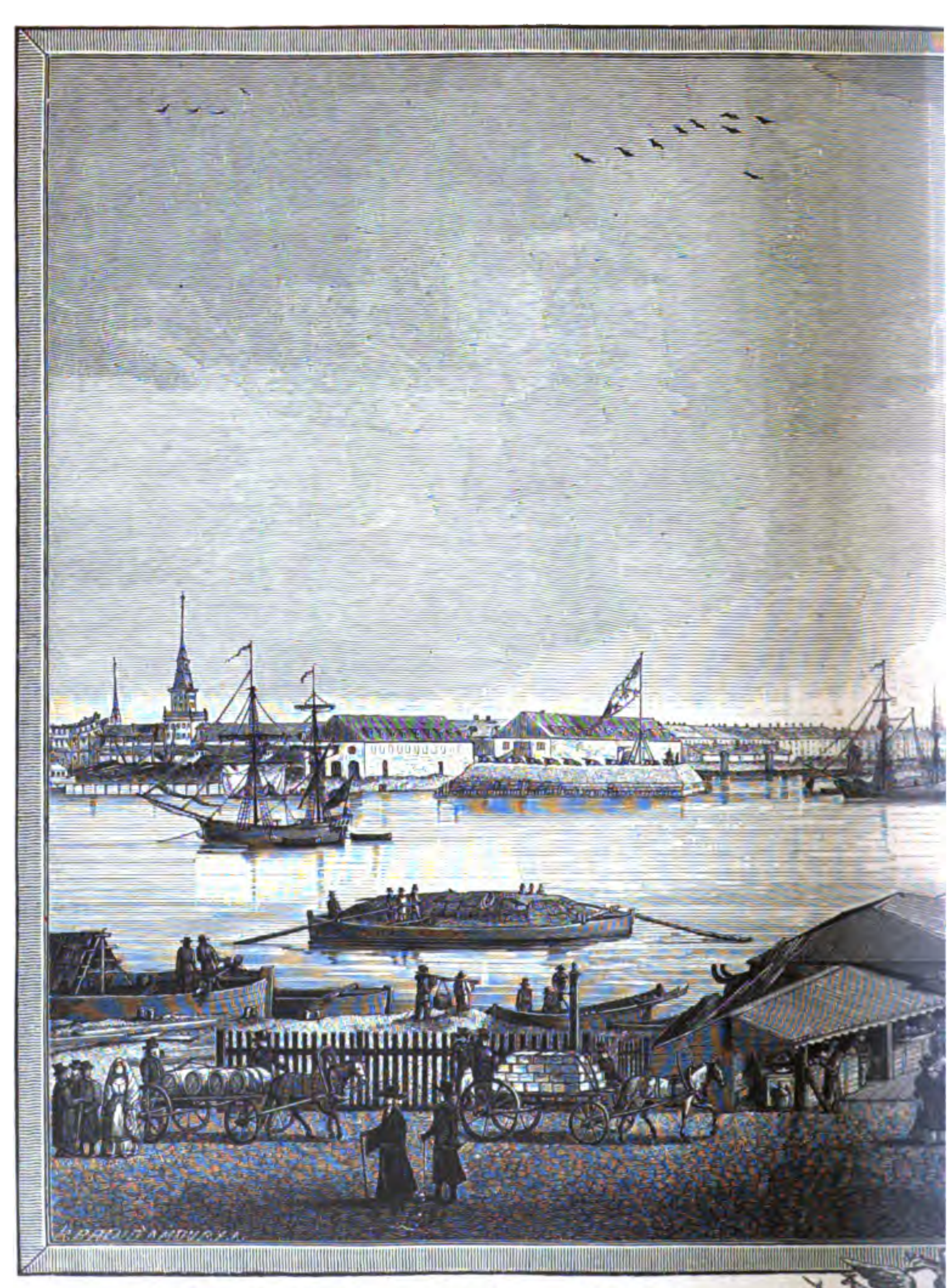
Johann Friedrich Struensee.

willkürliche Veränderungen gegen sich auf; und als darüber unter der Leibwache eine Empörung ausbrach, schlug er dieselbe nicht etwa mit Strenge nieder, sondern ließ die Aufständischen reich beschenkt nach Hause gehen. Ein so mutloses Betragen und die Entwaffnung der Leibwache nahmen den Verschworenen jedes Bedenken. Des Königs sich zu bemächtigen, fiel ihnen nicht schwer. Indem er in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 plötzlich aus dem Schlafe geweckt wurde und von seiner Stiefmutter mit einer angeblichen Verschwörung Struensees und seiner eigenen Gemahlin gegen ihn bekannt gemacht wurde, ließ er sich willig herbei, die Befehle zu deren und ihrer Anhänger Verhaftung zu unterzeichnen. Struensee und Brandt wurden auf die Citadelle von Kopenhagen in finstere Kerker gesetzt, die unglückliche Karoline

Mathilde auf die Festung Kronenborg gebracht. Die Bevölkerung von Kopenhagen nahm die Nachricht von dem Staatsstreiche mit Jubel auf, der den König in seinem nunmehrigen Verfahren bestärkte. Man bildete aus den Verschworenen eine neue Regierung, die sofort den Strafprozeß gegen die Gefangenen begann. Struensee zeigte einen Kleinmut, eine Feigheit, die seinem Charakter zur größten Schande gereichen. Durch die Vorspiegelung, man werde bei offenem Geständnis ihm das Leben lassen, brachte man ihn dahin, daß er in gemeinster Weise seinen vertrauten Umgang mit der Königin offenbarte und diese dadurch zu Grunde richtete. Karoline Mathilde bewies mehr Seelengröße; erst als man ihr Struensees Aussagen mitteilte, gab sie deren Wahrheit zu. Ohne sich an das dem gefallenen Minister gethane Versprechen zu kehren, ließ die Regierung diesen sowie seinen Vertrauten Brandt, in parteiischster Weise, wegen Hochverrats und Verbrechen gegen die Religion zum Verluste der rechten Hand und zum Tode durch das Schwert verurteilen. Am 28. April 1772 fand diese Hinrichtung statt, bei welcher Brandt viele Fassung, Struensee aber klägliche Mutlosigkeit zeigte. Man dürfte ihm kaum ein tieferes Mitgefühl widmen. Die übrigen Verhafteten wurden milde behandelt; weniger weil man ihnen in der That nicht das mindeste Unrecht nachweisen konnte, als weil sie an sich jeder Bedeutung entbehrten. Gern hätte die Regierung auch die Königin zu Tode gebracht und deren Kinder, als illegitim, zu gunsten der Nachkommen Juliane Mariens enterbt. Allein da Karolinens Bruder, Georg III. von England, mit Krieg drohte, machte man dem weiteren Verfahren gegen dieselbe ein Ende, so daß man sich mit der Trennung der unglücklichen Ehe begnügte. Karoline Mathilde zog sich nach ihrem hannoverschen Stammlande, nach Celle zurück. Aber die schrecklichen Erregungen jener Winter- und Frühjahrsmonate hatten ihre Gesundheit tief erschüttert, und schon 1775 ist sie, noch nicht vierundzwanzigjährig, gestorben.

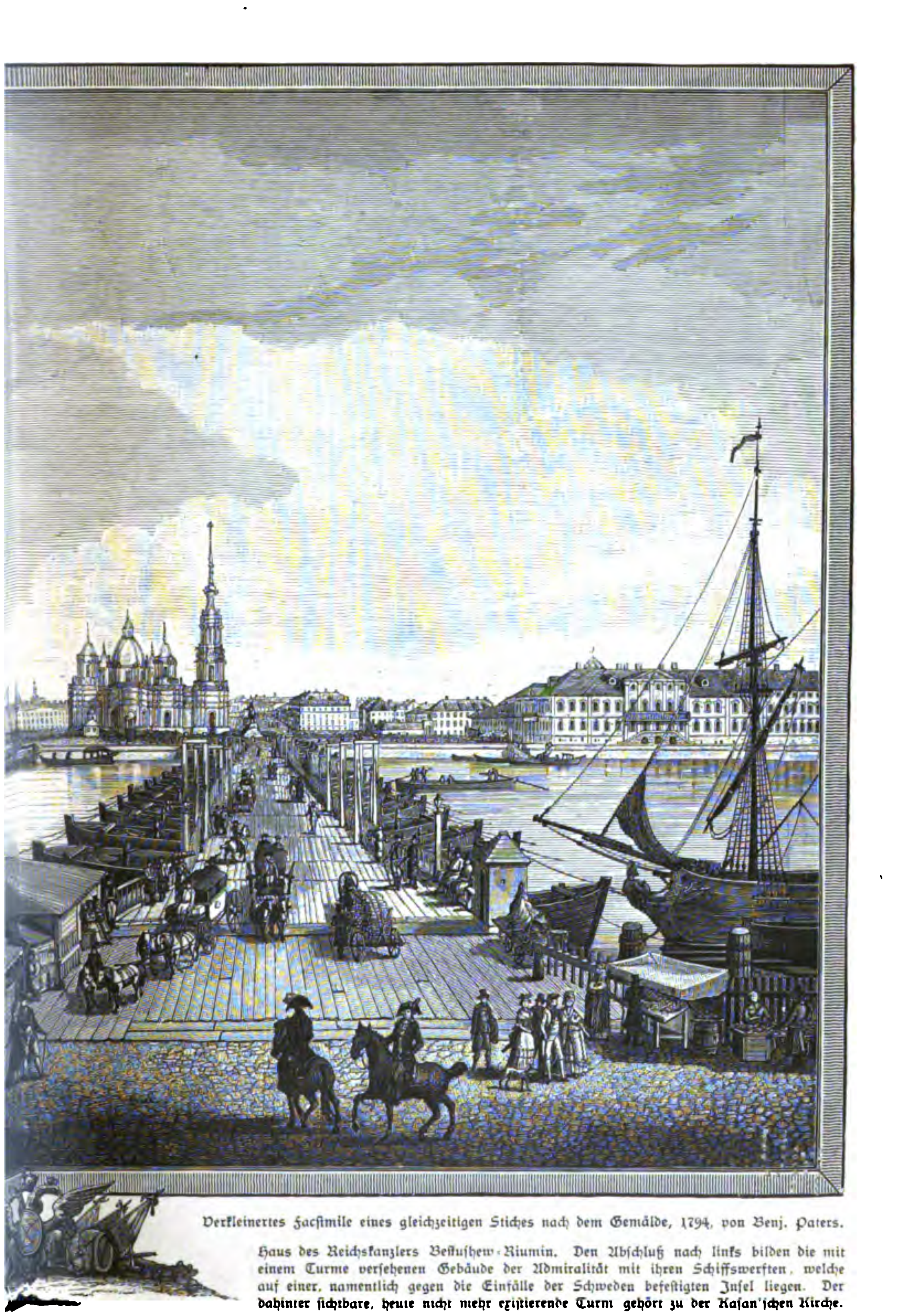
Selbstverständlich schaffte die Junkerregierung, die sich der Herrschaft in Dänemark bemächtigt hatte, alle Reformen Struensees wieder ab, auch die wohlthätigsten, wie die Beseitigung der Frohnden und der Tortur, und teilte sich überdies in die Gelder des Staates. Das Volk hatte den Jubel, mit dem es den Sturz des Deutschen aufgenommen hatte, bitter zu büßen. Guldberg wurde, als Kabinettssekretär des Königs, die Seele dieser schändlichen Verwaltung, deren einziges Verdienst bei dem Volke die ausschließliche Einführung des Dänischen als offizieller Sprache war. Endlich brachte im April 1784 der kaum siebzehnjährige Kronprinz Friedrich (VI.) sie in gleicher Art zu Falle, wie sie entstanden war: durch leisen Zwang bewog er den gemütskranken Vater, ihn zum Regenten zu ernennen. Als solcher entließ er das Guldbergsche Ministerium und schloß Juliane Marie von allem Einflusse aus. Zum leitenden Staatsmanne berief er den Grafen Andreas Bernstorff, einen Neffen des früheren Ministers, welcher dann die Geschäfte in dem liberalen Geiste Struensees, aber in besonnenerer und gemessenerer Weise fortführte. Nicht nur durch Befolgung einer standhaften Friedens- und Neutralitätspolitik





Ansicht von St. Petersburg zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Pontonbrücke ist die damalige Isaaksbrücke, welche vielfach verändert, jetzt als „Palaisbrücke" weiter abwärts neben dem Winterpalais steht. Jenseits steht die Reiterstatue Peters des Großen zwischen der Brücke und der Isaakskirche. Das große Gebäude, welches das Bild nach rechts abschließt, ist das Senatsgebäude früher das



Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Stiches nach dem Gemälde, 1794, von Benj. Paters.

Haus des Reichskanzlers Bestuschew-Riumin. Den Abschluß nach links bilden die mit einem Turme versehenen Gebäude der Admiralität mit ihren Schiffswerften, welche auf einer, namentlich gegen die Einfälle der Schweden befestigten Insel liegen. Der dahinter sichtbare, heute nicht mehr existierende Turm gehört zu der Kasan'schen Kirche.

wurde der jüngere Bernstoff der Wohlthäter Dänemarks, sondern auch durch eine große Reihe wohl überlegter und nützlicher Reformen. Die bedeutendste von ihnen war die Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit, eine Segensthat, die eine von Bernstorff eingesetzte und von dem Grafen Christian Reventlow geleitete Kommission in den Jahren 1787 und 1788 auf ebenso umsichtige wie gründliche Weise verwirklichte.

So triumphierte auch in diesem nordischen Königreiche, trotz aller Hindernisse seitens der traditionellen Elemente, der Geist des Jahrhunderts. In dem mächtigeren östlichen Nachbarstaate, in Rußland, saß er, durch die Persönlichkeit der Herrscherin, gleichfalls auf dem Throne; aber es erwuchsen ihm schwere Hindernisse aus dem zähen Konservatismus der barbarischen Volksmassen.

Die gemeinschaftliche Lösung der polnisch-türkischen Frage durch die drei Ostmächte war nicht im stande gewesen, das Verhältnis derselben zu einem freundschaftlichen zu gestalten; vielmehr hätte die willkürliche und rechtlose Besitzergreifung der Bukowina durch Österreich (s. oben S. 596) das Mißtrauen Rußlands und besonders Preußens wider jene Macht von neuem angeregt, zumal Kaunitz und unter seiner Einwirkung auch Josef II. ihrer Feindschaft wider Preußen durchaus kein Hehl hatten. Trotzdem verflossen im Osten die nächsten Jahre in Ruhe und Frieden, die nur durch die Episode des „Kartoffelkrieges“ auf kurze Zeit unterbrochen wurden. Das Bündnis zwischen Friedrich und Katharina hielt Österreich im Zaume. Der preußische König befolgte, wie wir wissen, grundsätzlich eine Politik des Friedens; und die Zarin war zunächst durch die drohende Haltung eines großen Teiles ihrer Unterthanen in Anspruch genommen. Im niederen Volke wie im Adel begann man die Fremde zu hassen, welche den rechtmäßigen Zaren, ihren eigenen Gatten, hatte töten lassen und eine Menge Neuerungen einführen wollte, welche wohl dem ungläubigen Westen, nicht aber dem alten orthodoxen Rußland angemessen seien.[1])

Zu wiederholten Malen hatte die Kaiserin den Versuch einer Aufhebung oder doch Beschränkung der Leibeigenschaft der russischen Bauern gemacht. Aber sie fand hier bei dem sonst so unterwürfigen Adel entschlossenen und hartnäckigen Widerstand. Einige der Herren erklärten im Zorn der bedrohten Selbstsucht, sie würden einen jeden niederstoßen, der von Aufhebung der Leibeigenschaft zu sprechen wage. Selbst die Bemühungen der Zarin, den unglücklichen Sklaven wenigstens die Freiheit der Verheiratung zu verschaffen, sowie das Recht, sich für eine gesetzlich bestimmte Summe loszukaufen, wurden durch die zähe passive Gegnerschaft der Edelleute und Beamten vereitelt. Mußte doch schließlich die Freundin Voltaires und der Encyklopädisten die Leibeigenschaft noch in demjenigen Teile des Reiches einführen, der bis dahin von ihr verschont geblieben war: in der Ukraine, dem freien Lande der Kosaken. Das Volk war allzu roh und unwissend, um die guten Absichten der Herrscherin zu verstehen, und

---

1) Brückner, Katharina II. — Bernhardi, Gesch. Rußlands, Bd. II, T. II.

sah in ihr eben nur die Ausländerin, welche die guten alten Überlieferungen umzustoßen gedenke. Die Regierung wagte es nicht, die Truppen in Kasernen zu vereinigen, weil sie fürchtete, dieselben möchten sich dann zu einer Militärrevolte verabreden.

Die längst drohende Gefahr nahm greifbare Gestalt an, als im September 1773, während der Türkenkrieg noch im Gange war, ein donischer Kosak, Jemelian Pugatschew, im Ural auftrat und vorgab, er sei Zar Peter III., der, aus der Gefangenschaft entkommen, sich nun seiner rechtmäßigen Herrschaft wieder bemächtigen wolle. Er fand sofort von allen Seiten Unterstützung; wohl weniger, weil man an seine Identität mit dem früheren Kaiser glaubte, als weil man in ihm einen Führer für alle unzufriedenen Elemente des Reiches zu finden hoffte. Der Aufstand war ein gewaltiger Protest gegen die Schlechtigkeit der Beamten, gegen deren Mißregierung, gegen die Bauernsklaverei. Die starken Soldatenaushebungen während des Türkenkrieges hatten die Unzufriedenheit vergrößert. Der falsche Peter III. verkündete: er sei gekommen, um dem gekränkten Volke Genugthuung zu schaffen. Er versprach eine soziale Revolution, verhieß den Bauern Freiheit und schwor dem Adel den Tod. Welche furchtbare Anwendung der von Katharina selbst verfochtenen Grundsätze der „Aufklärung"! Zahllose Kosaken, sibirische Bergwerksarbeiter, unterdrückte Bauern und die Raskolniken strömten unter Pugatschews Fahnen. Selbst von Petersburg und Moskau aus scheinen viele vornehme Persönlichkeiten insgeheim seinen Aufstand unterstützt zu haben. Wie ein verheerender Strom wälzte dieser sich unaufhaltsam von den Grenzen Sibiriens gegen die Wolga. Die wider Pugatschew ausgesandten Truppen unter General Carr wurden völlig geschlagen, eine Menge von Städten und Festungen durch die Anführer genommen. Der ganze Südosten des Reiches zeigte sich von wilder Unruhe ergriffen. Noch drohender war, daß auch anderwärts die unteren Volksklassen mit Pugatschew sympathisierten, daß dessen Sendlinge selbst in Moskau Anklang fanden, man dort häufig die Rufe: „Es lebe Pugatschew! es lebe Peter III.!" hörte. Das wichtige Kasan fiel in die Gewalt des Rebellen. Überall erhoben die Bauern sich, ermordeten die Gutsbesitzer. Der Thron Katharinas war auf das ernstlichste bedroht (Juni 1774). Zwei Umstände sind es, welche die Kaiserin vor dem Untergange retteten: einmal die sozialistischen, den herrschenden Ständen feindlichen Tendenzen, die Pugatschews Massen zeigten; und dann die Unentschlossenheit des Kosakenhäuptlings, der, anstatt auf Moskau zu ziehen und die dortige, ihm günstig gesinnte Einwohnerschaft an seine Person zu fesseln, die Zeit mit der Belagerung Orenburgs und Kasans verlor. Die erstere Thatsache nötigte Adel und Beamte, zur Kaiserin zu stehen; die zweite gab dieser Zeit, die Bekämpfung des Aufstandes zu organisieren.

Graf Peter Panin, ein Bruder des Ministers, wurde mit bedeutenden Truppenmassen und mit sehr ausgedehnten Vollmachten auf den Schauplatz der Unruhen entsandt. Allein das Beste zu deren Unterdrückung that ein mutiger und entschlossener Offizier deutscher Abstammung, der Oberst Michelson.



Großfürst Paul.

Nach dem Kupferstiche, 1781, von Gabr. Scorodumoff (um 1748—1792).

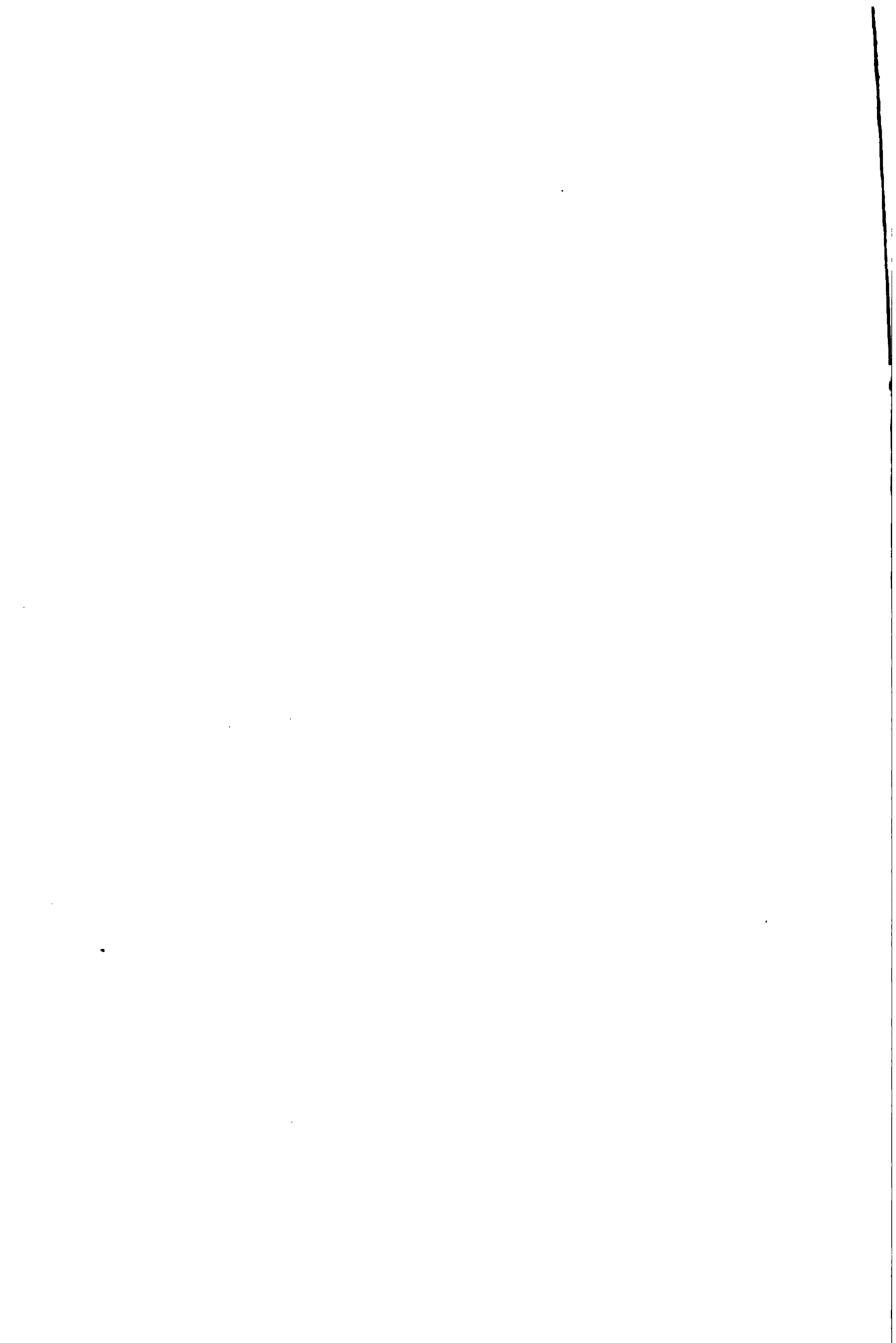
Er brachte im August 1774 den Aufständischen bei Zarizyn eine empfindliche Niederlage bei, tötete ihrer 2000 und nahm 8000 gefangen. Darauf verfolgte er sie unausgesetzt. Der Hunger in den vom Kriege verwüsteten Gegenden, die Strenge, mit der Peter Panin verfuhr, die Enttäuschung der Bauern, die sich lediglich geplündert und mißhandelt sahen, führten die völlige Auflösung der Banden herbei. Endlich lieferten einige Vertraute Pugatschews den Führer des Aufstandes selbst an die Regierungstruppen aus. Er wurde nach Moskau geschleppt, verhört und im Januar 1775 hingerichtet. Mit einem Schlage war die Empörung beendet, der Bauernkrieg unterdrückt, die soziale Gefahr beseitigt.

Allein mit diesen Erfolgen war die Herrschaft der Zarin keineswegs gesichert. Die Unzufriedenen, die nun auf keinen wahren oder falschen Peter III. mehr zählen konnten, wandten seitdem ihr Augenmerk auf den neuen rechtmäßigen Herrscher, Katharinens Sohn Paul. Ihm jubelte das Volk zu, während es seine Mutter mit beredtem Schweigen empfing. Wiederholt wurden inmitten der Garden Anschläge entdeckt, die Kaiserin zu ermorden und den Großfürsten auf den Thron zu setzen. Paul, den seine Mutter durch harte und demütigende Behandlung gründlich scheu und mißtrauisch gemacht hatte, ließ sich doch von seiner ehrgeizigen und entschlossenen Gemahlin, einer hessischen Prinzessin, verleiten, an diesen Umtrieben teilzunehmen. Selbstverständlich kam Katharina denselben auf die Spur; aber sie hielt ihre Stellung nicht für stark genug, um jene zu bestrafen. Die Liste der Verschworenen, die Paul selber, um sein Leben zitternd, ihr auslieferte, warf sie ungelesen ins Feuer. Solche Besorgnis von seiten der Zarin ermutigte zu immer neuen Anzettelungen, auch nach dem frühen Tode von Pauls Gemahlin. Um diese inneren Gefahren zu beseitigen, faßte Katharina den Plan, ihr Volk durch eine großartige Eroberungspolitik und ruhmvolle Kriege zu beschäftigen und zu blenden, ein Entschluß, in dem sie ihr neuer Günstling bestärkte.

Katharina war allmählich der Tyrannei des brutalen Gregor Orlow überdrüssig geworden und hatte denselben von ihrer Person entfernt — der Mörder Peters III. endete einige Jahre später im Wahnsinn eines gewaltsamen, rätselhaften Todes. Seine Stelle nahm, nach mehreren Zwischenfällen, Gregor Potemkin ein, der Sohn eines kleinen Edelmannes aus der Gegend von Smolensk; er imponierte der Kaiserin durch seine riesige Gestalt und gewaltige Körperkraft, durch Witz und Gedächtnisstärke, sowie vor allem durch die lärmende Prahlerei seines Wesens, welche die sonst so scharfsichtige Frau über seinen Mangel an wirklicher Befähigung und Wissen, ja an persönlichem Mute und über seine gewissenlose Selbstsucht täuschten. Er erhielt sich in seiner Stellung, indem er einerseits das Mißtrauen der Zarin gegen ihren Sohn stets von neuem anregte und sich als ihren einzig zuverlässigen Beschützer hinstellte, anderseits ihr glänzende Bilder von Ruhm und Größe, zumal die Vertreibung der Türken aus Europa, die Einnahme von Byzanz vorspiegelte. Deshalb gab die Kaiserin ihrem ältesten Enkel den Namen Alexander, dem zweiten, dem sie das griechische

J'ai cru mon cher f
Vous venés de m'e
point du tout prod
lettre du 11. May n'
un doute sur le
ai donc d'aller e
n'est point décla
non plus d'hostil
miers corps de
mais a tout heu
Je Salue ma ch
brasse.

ce 24 Juin 1788. en
la bastille de



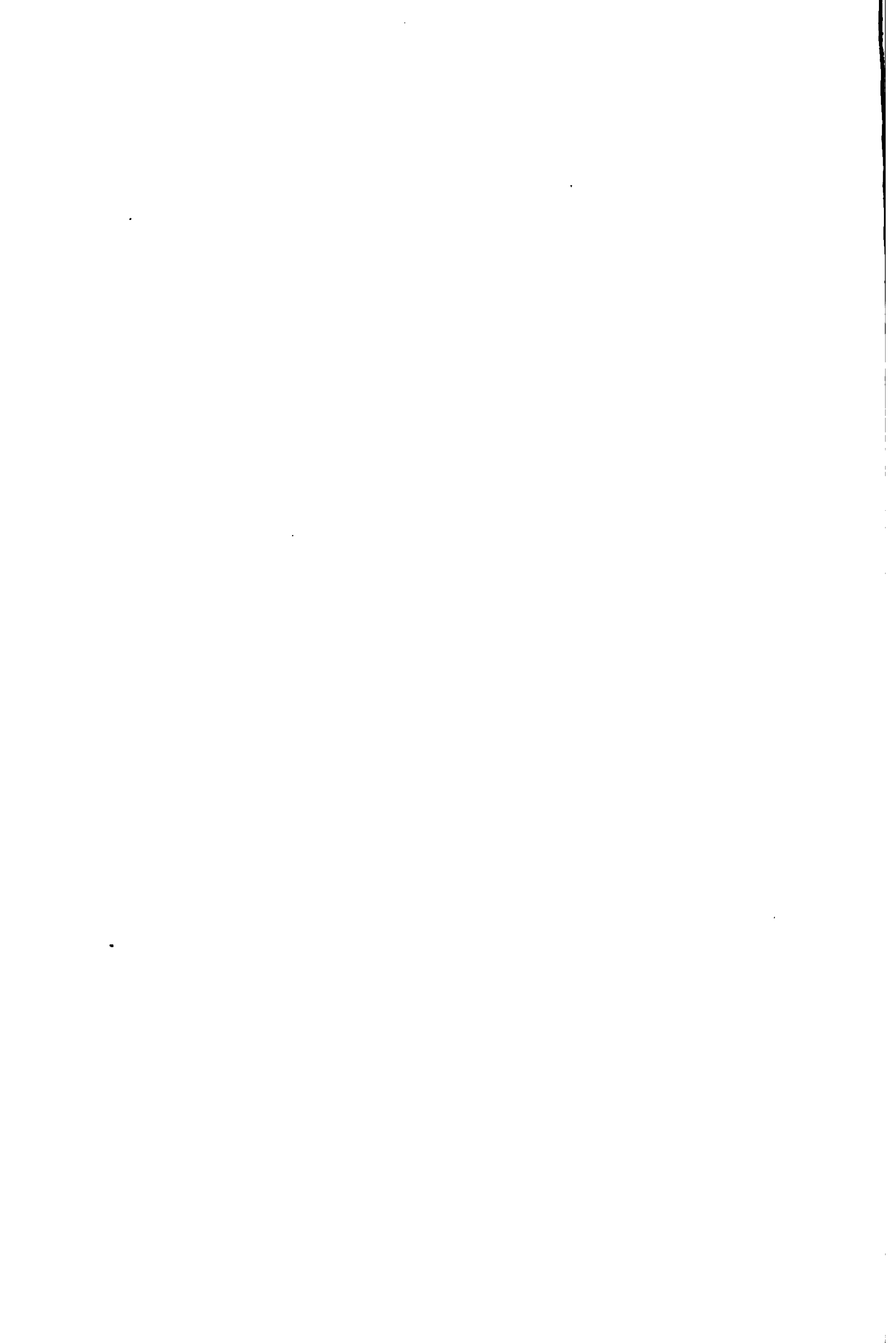
Kaisertum zudachte, den nicht minder bezeichnenden Konstantin. Zu so ungeheuerlichen Unternehmungen reichten freilich die Kräfte des durch Mißverwaltung seitens ungetreuer Beamten und finanzielle Zerrüttung geschwächten russischen Reiches bei weitem nicht aus. Schon damals mußte es seine Kriege mit Papiergeld führen. Deshalb sah Katharina sich dazu gezwungen, für ihre neue Politik einen Bundesgenossen zu suchen; und da Friedrich von Preußen offenbar keine Lust empfand, sich in orientalische Abenteuer zu stürzen, war



Bildnis Potemkins.
Vorderseite der Medaille auf die Reise nach Taurien. (Originalgröße.)

sie gewillt, sich an dessen Gegner, den ehrgeizigen, unstäten, immer nach Neuerungen begehrenden Josef II. zu wenden. Sie war um so sicherer, dessen Freundschaft zu erhalten, als er voll bitterster Kränkung und Feindschaft gegen Preußen aus dem bayrischen Erbfolgekriege hervorgegangen war. Und hatte nicht der Friede von Teschen zum erstenmale, neben Frankreich, auch Rußland zum Garanten der Verhältnisse des deutschen Reiches eingesetzt und der Zarin so die stete Einmischung in dieselben ermöglicht?[1]

1) Al. Tratschewsky, das russisch-österreichische Bündnis vom Jahre 1781; Histor. Zeitschr. Bd. 34 (1875) S. 361 ff.



Kaisertum zudachte, den nicht minder bezeichnenden Konstantin. Zu so ungeheuerlichen Unternehmungen reichten freilich die Kräfte des durch Mißverwaltung seitens ungetreuer Beamten und finanzielle Zerrüttung geschwächten russischen Reiches bei weitem nicht aus. Schon damals mußte es seine Kriege mit Papiergeld führen. Deshalb sah Katharina sich dazu gezwungen, für ihre neue Politik einen Bundesgenossen zu suchen; und da Friedrich von Preußen offenbar keine Lust empfand, sich in orientalische Abenteuer zu stürzen, war



Bildnis Potemkins.
Vorderseite der Medaille auf die Reise nach Taurien. (Originalgröße.)

sie gewillt, sich an dessen Gegner, den ehrgeizigen, unstäten, immer nach Neuerungen begehrenden Josef II. zu wenden. Sie war um so sicherer, dessen Freundschaft zu erhalten, als er voll bitterster Kränkung und Feindschaft gegen Preußen aus dem bayrischen Erbfolgekriege hervorgegangen war. Und hatte nicht der Friede von Teschen zum erstenmale, neben Frankreich, auch Rußland zum Garanten der Verhältnisse des deutschen Reiches eingesetzt und der Zarin so die stete Einmischung in dieselben ermöglicht?[1])

1) Al. Tratschewsky, das russisch-österreichische Bündnis vom Jahre 1781; Histor. Zeitschr. Bd. 34 (1875) S. 361 ff.

Die russische Diplomatie begann sofort, mit voller Absicht, diesen vertragsmäßig begründeten Einfluß geltend zu machen, und besonders Katharina selber legte ihm einen großen Wert bei. Mit jener selbstsüchtigen Abkehr von jedem Patriotismus, die den deutschen Reichsfürsten zu allen Zeiten eigen gewesen



Münzen von Katharina II.

1. Brustbild aus den ersten Regierungsjahren (mit Halskrause). 2. Brustbild aus den mittleren, 3. Brustbild aus den letzten Jahren. 4. Sibirische Kupfermünze.

ist, wandten sie sich wetteifernd der mächtigen Herrscherin zu, um von ihr Beihilfe zur Vermehrung der Privilegien, Erhöhung des Titels, Geldunterstützung und Pensionen zu erbetteln. Friedrich II. war in seiner prekären Lage nicht imstande, dem entgegen zu wirken, mußte sich vielmehr fortgesetzt, in fast demütiger Weise, um die Freundschaft der Zarin bemühen. Diese

befand sich in glänzender Lage. Sie durfte sich als Schiedsrichterin, gewissermaßen als Herrin ganz Ost- und Mitteleuropas betrachten.

Allein diese mehr ideale Größe genügte ihr nicht lange, und sie strebte greifbare Vorteile, Eroberungen an. Ihr hierbei behilflich zu sein, erklärte Kaiser Josef sich bereit, der auf alle Bedingungen hin sich Genugthuung für die im Teschener Frieden erlittene Niederlage schaffen wollte. Der Wunsch, den preußischen König durch Auflösung von dessen Bündnis mit Rußland matt zu legen, dadurch in Deutschland die Oberhand zu erlangen, und überdies in der Balkanhalbinsel neue Länder zu erwerben, verblendete den österreichischen Monarchen über die Gefahren, die gerade für Österreich erwachsen mußten,



Münzen von Katharina II.

5. Taurische Silbermünze. 6. Gewöhnliches Kupferstück, wie sie in Petersburg und Moskau gemünzt wurden. 7. In Jassy aus eroberten Kanonen geschlagen.

wenn Rußland sich über die Donaumündungen bis zum Bosporus ausdehnte. Nun fehlte es freilich nicht an Gegenbestrebungen. Zunächst wollte Maria Theresia in ihrem hohen Alter nicht neue Verwickelungen und Gefahren heraufbeschworen sehen; auch hegte sie gegen die sittenlose Zarin lebhaften persönlichen Abscheu; allein ihr Widerspruch vermochte nicht mehr die Pläne ihres ehrgeizigen Sohnes und des Staatskanzlers, der sich von ihm leiten ließ, zu hemmen. Anderseits war Friedrich bestrebt, seine Allianz mit Katharina aufrecht zu erhalten; aber da er die Integrität der Türkei zur Vorbedingung eines solchen Verhältnisses machte, konnte er den Vorschlägen Josefs nicht das Gegengewicht halten. Er fand allerdings in Petersburg Unterstützung bei Panin, der seiner Kaiserin zur Eindämmung von Josefs bedrohlichem Ehrgeiz

eine Tripelallianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte vorschlug. Doch begegnete der Minister begreiflicher Weise damit scharfer Abweisung. Daß im Grunde Katharina nur beabsichtigte, Österreichs Unterstützung auszubeuten, demselben aber keineswegs einen vollen Anteil an der Beute zu gewähren, läßt sich bei ihrem schlauen und völlig skrupellosen Charakter unschwer begreifen.

Als der gewandte österreichische Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf Josefs II. Befehl von der Zarin geradezu eine persönliche Zusammenkunft zwischen ihr und dem Kaiser verlangte, ging Katharina, trotz des Widerstrebens der preußischen Partei an ihrem Hofe und zumal Panins, gern darauf ein. Ihrer Einladung entsprechend, langte Josef, unter dem Pseudonym eines Grafen Falkenstein, das doch niemanden täuschte, im Juni 1780 in Mohilew an, wo er die „Semiramis des Nordens“ vorfand. Unter unendlichen Festlichkeiten und Gepränge begleitete er sie nach Moskau und Petersburg; die beiden Monarchen überschütteten sich mit Liebenswürdigkeiten und ergingen sich in weit aussehenden Entwürfen, die indes zu einer bestimmten Verabredung noch nicht führten; in der That, solange Maria Theresia lebte, konnte Josef an die Verwirklichung ehrgeiziger Eroberungspläne kaum denken. Durch diese Zusammenkunft auf das äußerste beunruhigt, suchte Friedrich ihr Paroli zu bieten, indem er unmittelbar darauf den Prinzen von Preußen nach Petersburg sandte. Aber der Prinz wurde dort unfreundlich aufgenommen, und gleich nach seiner Abreise nahm Katharina dem Grafen Panin das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das sie dem von Potemkin ganz abhängigen Grafen Ostermann, dann dem äußerst geschäftsgewandten, aber völlig gefügigen Grafen Besborodko übergab.

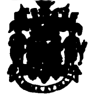
Endlich wurde das letzte Hindernis für das österreichisch-russische Bündnis aus dem Wege geräumt durch den Tod der Kaiserin Maria Theresia, am 29. November 1780; sie starb am Asthma, das sie schon seit längerer Zeit gequält hatte. Die Wiener zeigten sich bei ihrem Leichenbegängnis gleichgültig, ja eher erfreut, der alten Herrscherin entledigt zu sein.[1]) In der That fühlte man sich damals in Österreich keineswegs behaglich. Da Ungarn zu den gemeinschaftlichen Ausgaben fast gar nichts beisteuerte, hatte der bayrische Erbfolgekrieg, der fünfundvierzig Millionen Gulden gekostet hatte, in den deutschen Erblanden eine zehnprozentige Steuererhöhung zur Folge gehabt. Die verschiedenen Religionsparteien Ungarns, auch Adel und Bauern, standen sich feindselig gegenüber. Aber mit Besorgnis sahen die österreichischen Völker auch der neuen Regierung entgegen, von der sie nach außen eine abenteuernde Politik, im Innern überstürzende Neuerungen befürchteten.

Sofort nach dem Verschwinden der greisen Kaiserin nahmen die Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg lebhaften Aufschwung.[2]) Die

1) G. Wolf, Österreich und Preußen, S. 21.

2) A. v. Arneth, Josef II. und Katharina von Rußland (Wien 1869). — Ders., Josef II. und Leopold von Toscana; ihr Briefwechsel (2 Bde. das. 1872). — Ad. Beer, Josef II., Leopold II. und Kaunitz (das. 1873).

ALEXANDRE COMTE DE BESBORODKA
Grand Maitre de la Cour de Sa Majesté Imperiale de toutes les Russies
son Conseiller privé Actuel Directeur general des postes Chevalier des Ordres de S. André de S. Alexandre Newsky
et Grand Croix de celui de S. Wladimir



gravé d'après l'original dans sa collection peint par le Professeur Lampi

Alexander Graf Besborodko.

Nach dem Kupferstiche von James Walker (1748—1808); Originalgemälde von Joh. Bapt. Lampi (1751—1830).

beiden Monarchen tauschten Briefe aus, die von leidenschaftlicher Bewunderung und Zuneigung überflossen und doch nur den Plänen eines kalten und selbstsüchtigen Ehrgeizes zu dienen bestimmt waren. Großfürst Paul stattete in Wien seinen Besuch ab, wobei ihm streng verboten wurde, in Berlin vorzusprechen. Es wurde zwischen beiden Mächten nicht eigentlich ein Traktat abgeschlossen, aber in einem eigenhändigen Schreiben vom 21. Mai 1781 nahm Josef die von Katharina vorgeschlagenen Bedingungen des Bündnisses an. Es enthielt nicht nur die Zusage gegenseitigen Schutzes gegen fremden Angriff, sondern auch, was das Wichtigste war, das Versprechen, daß für den Fall, wo eine der beiden Mächte mit der Pforte in Streit geraten sollte, sie beide dieselbe mit einer gleich starken Anzahl Land- und Marinetruppen bekämpfen und nur gemeinschaftlich den Frieden mit ihr herstellen würden. Übrigens hatte außerdem die Zarin dem Kaiser schon während der Zusammenkunft des vorhergehenden Jahres zugestanden, daß derselbe das entfernte und für die österreichische Machtstellung völlig nutzlose Belgien gegen Bayern umtauschen dürfe. Da bekanntlich Preußen unter allen Umständen die Erwerbung des letzteren Landes durch den Kaiser verhindern wollte, richtete sich die Schärfe dieses Bündnisses ebenso gegen Berlin, wie gegen Stambul. Kaunitz war wieder so preußenfeindlich wie nur je, und er war der einzige, der bei dem selbstbewußten Kaiser einigen Ansehens genoß. Beide wollten für Österreich ein ganz neues System durchführen, das, indem es die im Lande und Volke schlummernden Kräfte erweckte und zugleich sie in schrofffster Zentralisation den Händen des Staatsoberhauptes überlieferte, dieses in den Stand setzte, nach außen eine gewaltsame, erobernde Politik in großem Maßstabe zu betreiben. Allein wie völlig verkannten diese hochbegabten Menschen die doch so einfache Wahrheit, daß eine grundstürzende und alle überkommenen Verhältnisse zerstörende Reform sich nur im tiefsten Frieden durchführen lasse, daß es aber ein vergebliches, ja verderbliches Beginnen sei, zu gleicher Zeit eine innere Umwälzung und eine kriegerische Eroberungspolitik größten Stils durchführen zu wollen.

Die Gelegenheit, letztere zu verwirklichen, schien gekommen, als im Mai 1782 in der Krim, welche der Vertrag von Kutschuk-Kainardsche unabhängig erklärt hatte, Thronstreitigkeiten ausbrachen. Katharina behauptete, dieselben seien von der Pforte hervorgerufen, und machte sich zu gewaltsamer Einmischung bereit, die, wie sie hoffte, den gewünschten Türkenkrieg herbeiführen sollte. Sie setzte, im September 1782, dem Wiener Freunde ihre Pläne auseinander. Sie verlangte für sich nur ein Stück von Bessarabien mit Oczakow und einige Inseln des Archipels; dafür sollten aber Moldau, Walachei und der Rest Bessarabiens unter dem Namen Dacien einem Fürsten griechischen Bekenntnisses, d. h. einem Vasallen Rußlands, überliefert werden und der gesamte Süden der Balkanhalbinsel als griechisches Kaisertum dem zweiten Sohne der Zarin, Konstantin, zufallen. Mit einem Worte, die europäische Türkei war zur Bildung mittelbarer russischer Provinzen bestimmt. Der Kaiser antwortete mit nicht

bescheideneren Gegenforderungen. Er verlangte nicht nur die kleine Walachei, die gesamten Donauufer bis zur Mündung dieses Stromes, das westliche Serbien, samt Bosnien und Herzegowina, sondern auch Istrien und Dalmatien, die Venedig gehörten, sowie das gesamte Gebiet der Republik Ragusa. Josef



Maria Theresia als Wittwe. Nach dem Kupferstiche von Adam.

machte sich also durchaus kein Gewissen daraus, zwei neutrale christliche Staaten, die ihm nicht den mindesten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatten, mitten im Frieden auszuplündern. Als Katharina auf so unverantwortliche Entwürfe nicht eingehen wollte, drohte der Kaiser mit dem Bruche. Die Zarin ließ ihn ruhig zürnen und pochen und handelte inzwischen, ohne ihn weiter um Rat zu fragen.

Sie befahl ihren Truppen unter Potemkin, in die Krim einzurücken, und dekretierte im April 1783 kurzerhand die Einverleibung dieser Halbinsel in das russische Reich. Widerstand von seiten der Eingeborenen wurde durch grausam systematische Niedermetzelung von Tausenden, zumal der edleren und angeseheneren, von vornherein unmöglich gemacht. Diese Schändlichkeiten Potemkins, den Kaiser Josef schon früher zum deutschen Reichsfürsten erhoben hatte, wurden von der Zarin durch den ehrenden Beinamen des Tauriers (Tawritscheski) belohnt. Der Chan Schagin-Girei trat gegen das Versprechen eines Jahrgeldes das Land, das er nicht verteidigen konnte, der Zarin ab und ließ sich im Innern Rußlands internieren. Die Pforte, deren Finanzen und Streitkräfte sich in gleich elendem Zustande befanden, fühlte sich zu schwach, um sich der russischen Gewaltthat zu widersetzen, und erkannte durch den Vertrag von Konstantinopel (Januar 1784) die Erwerbung der Krim durch Rußland an, dem sie noch überdies einige kaukasische Landschaften zugestand. In der That wurde Katharina an der Ausführung neuer Raubthaten auf Kosten der ohnmächtigen Türkei nur durch Frankreich gehindert, das mit Ostentation rüstete, um unter Beihilfe Preußens Rußland und Österreich von fernerer Vergewaltigung des Osmanenreiches abzuhalten. Immerhin war die Erwerbung der Krim ein wichtiger Erfolg Rußlands. Durch sie hat es die Herrschaft über das Schwarze Meer gewonnen; seitdem bedroht es unmittelbar Konstantinopel. Katharina soll später gesagt haben: ohne Mitgift sei sie nach Rußland gekommen, aber in Taurien und Polen habe sie sich eine solche geschaffen.

Kaiser Josef hatte mit geheimem, aber unter süßlichen Glückwünschen schlecht verhehlten Ärger die einseitige Erwerbung seiner gefährlichen Alliierten mit angesehen. Um auch seinerseits nicht müßig zu bleiben, wandte er sich wieder seinem Lieblingsplane zu, durch Umtausch mit Belgien dennoch Bayern für Österreich zu erwerben und damit dieses zum Herrn Süddeutschlands zu machen. Die Ausführung dieses wichtigen Projektes hing jedoch von einer unumgänglichen Bedingung ab; nämlich vorerst Belgien von der halben Abhängigkeit zu befreien, in die der Utrechter und der Barriere-Vertrag es zu Holland gestellt hatten. Es handelte sich hierbei um die Beseitigung der holländischen Garnisonen in einer Anzahl belgischer Festungen und um die Eröffnung der Schelde für freie Schiffahrt bis ins Meer. Es ist wahr, daß diese Beschränkungen vom Standpunkte Belgiens nur so lange einen Sinn gehabt hatten, als von Frankreich ein Angriff zu fürchten gewesen war: deshalb hatten die Holländer durch eigene Truppen die Widerstandskraft des Landes zu stärken gesucht und als Entgelt Antwerpens Hafen zu gunsten Amsterdams und Rotterdams geschlossen. Bei dem, wenn auch unsicheren, so doch im ganzen freundschaftlichen Verhältnisse, in dem seit dreißig Jahren Frankreich zu Österreich stand, war aber eine Invasion des ersteren in Belgien in absehbarer Zeit nicht mehr zu fürchten.

Josef handelte deshalb, wenn auch nicht dem formalen, so doch dem höheren politisch-nationalen Rechte gemäß, als er schon im Jahre 1781 den

zwischen England und den Vereinigten Provinzen ausgebrochenen Krieg benutzte, um fast alle belgischen Festungen zu schleifen und die dadurch nutzlos gewordenen holländischen Besatzungen zum Abmarsche zu bewegen. Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, ging Josef weiter vor. Im August 1784 forderte er von den Generalstaaten die Eröffnung der Schelde, die Freigebung des Handels nach beiden Indien für seine belgischen Unterthanen, sowie eine Anzahl von südholländischen Festungen. Inzwischen werde er in der sicheren Erwartung, daß die Haager Regierung dieses Ultimatum annehmen würde, bereits seine Schiffe auslaufen lassen; etwaige Beleidigung seiner Flagge aber müsse er als Kriegserklärung betrachten.

Gestützt auf sein doppeltes Bündnis mit Rußland und Frankreich, hatte der Kaiser geglaubt, bei den Generalstaaten keinerlei Widerstand fürchten zu müssen. Allein diese blieben fest und wiesen das österreichische Verlangen zurück; und als dennoch ein belgisches Schiff von Antwerpen die Schelde hinabsegelte, ein anderes den Hafen von Ostende verließ, wurden beide von holländischen Kriegsfahrzeugen weggenommen, einige Tage darauf freilich zurückgesandt.

Zunächst erging Josef sich über diese Kränkung seiner Ehre in den gefährlichsten Drohungen: er selbst wollte an der Spitze von 80 000 Soldaten gegen die Republik marschieren. Hier glaubte man, sich auf das Schlimmste gefaßt machen zu müssen, und bot alle waffenfähigen Männer vom achtzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahre auf. Aber bald stellte sich heraus, wie wenig der Kaiser und Kaunitz auf ihre angeblichen Verbündeten zählen konnten. Zum großen Kummer Josefs zeigte sich die russische Diplomatie höchst lau, und von bewaffneter oder pekuniärer Unterstützung seitens der Zarin konnte die Rede nicht sein. Frankreich aber benahm sich geradezu feindlich. Der Minister des Äußern, Vergennes, war überhaupt kein Freund des Kaisers, dessen Bündnis mit Rußland, dessen Gewaltpolitik gegen Polen und die Pforte die französischen Interessen bereits empfindlich geschädigt hatten. Das Kabinett von Versailles hatte wenigstens in Westeuropa seinen Einfluß stärken wollen und deshalb im Haag ein Schutzbündnis in Vorschlag gebracht. Sollte es auch hier, in seiner unmittelbaren Nähe, sich von Österreich verdrängen lassen? Einmütig verneinten die französischen Minister diese Frage, und auf ihren Vorschlag erklärte König Ludwig XVI., er werde einen Angriff auf die freien Niederlande nicht dulden, biete aber zugleich seine Vermittelung an.

Die Lage hatte sich damit ganz anders gestaltet, als Josef II. es vorhergesehen hatte: anstatt, von Rußland und Frankreich unterstützt, die Generalstaaten mit leichter Mühe überwältigen zu können, war er nun von der erstern Macht verlassen, von der zweiten geradezu mit einem Kriege großen Stiles bedroht. Einen solchen wollte er aber wegen der im Grunde doch untergeordneten Scheldefrage nicht unternehmen und zwar um so weniger, als er dann auch Friedrich gegen sich auftreten zu sehen fürchtete. Er wich auf allen Punkten zurück; nur suchte sein beweglicher und chimärischer Geist die drohende Kriegs-

gefahr zu benutzen, um die Mächte und zumal Frankreich zur Annahme seines belgisch-bayrischen Tauschplanes zu überreden.[1]) Allein auch hiermit hatte der Kaiser keinen Erfolg. So eifrig in Versailles Königin Maria Antoinette zu gunsten ihres Bruders arbeitete, Ludwig XVI. folgte dem Rate seiner Minister, welche von der Annektierung Bayerns durch Österreich dessen Übergewicht in Deutschland, in der Schweiz, in Italien befürchteten. Der König wies also seinen kaiserlichen Schwager mit dessen kühnen Absichten an den König von Preußen, d. h. den entschlossensten Gegner des Umtauschprojektes.[2]) Wie hatten sich doch seit dem Siebenjährigen Kriege die Umstände wieder verändert! Josef mußte einstweilen auch diese Hoffnung verloren geben.

Nun blieb ihm nur übrig, in der belgischen Angelegenheit den Rückzug unter möglichst günstigen Bedingungen anzutreten. Frankreich arbeitete daran, ihm eine goldene Brücke zu bauen. Zwei holländische Gesandte kamen nach Wien und baten den Kaiser wegen der Beleidigung seiner Flagge um Verzeihung. Dafür, sowie für Einräumung einiger bisher holländischer Forts in unmittelbarer Nachbarschaft von Antwerpen, verzichtete der Kaiser im Frieden von Fontainebleau (November 1785) abermals auf die freie Scheldeschiffahrt; und auch seine Ansprüche auf das feste Mastricht gab er auf für zehn Millionen Gulden, von denen Frankreich großmütig $4\frac{1}{2}$ Millionen auf eigene Kosten übernahm. Die Abfindung mit diesem „Trinkgelde", wie Friedrich II. spöttisch die zehn Millionen nannte, nach so großartigen Ansprüchen und gewaltigen Drohungen, war für das Ansehen des Kaisers verhängnisvoll. Zumal in Belgien, das sich schon den glänzendsten Hoffnungen auf kommerziellen Aufschwung hingegeben hatte, erregte der Friede von Fontainebleau eine tiefgehende und bleibende Erbitterung. Zum zweitenmale — wie einst bei der Ostendeschen Kompanie — hatte das Haus Österreich den Belgiern die Befreiung ihres Handels versprochen, um sie beide Male zu täuschen. Das hat sie für immer diesem Herrschergeschlechte entfremdet.

Ebensowenig glückten des Kaisers Pläne in Deutschland. Hier trat ihm mit wachsendem Erfolge der greise Friedrich von Preußen entgegen.

---

1) Ich teile nicht die Ansicht Onckens (Zeitalter Friedrich d. Gr., II, 827), daß Josef den ganzen Feldzug in der Schelde-Angelegenheit nur unternommen habe, um die Mächte dem Plane des Austausches geneigt zu machen. Die unvermutete Gestaltung der allgemeinen Lage erklärt zur Genüge den Rückzug des Kaisers im Jahre 1785. Das Vorschlagen des Tausches war dann nur ein Versuch, die üblen Umstände doch noch zu einem guten Ergebnisse auszunutzen.

2) A. v. Arneth, Marie Antoinette, Josef II. und Leopold von Toscana (Wien 1866).

Elftes Kapitel.

Deutschland in den letzten Jahren Friedrich des Großen.

Es war ein überraschender Anblick, Österreich, den bisher unentwegten Hort aller konservativen Interessen, unter der Alleinherrschaft Kaiser Josefs mit ruheloser, fieberhafter Hast die Bahn innerer Reformen beschreiten zu sehen.[1] Freilich waren diese nicht Selbstzweck des Herrschers, sondern von einem anderweitigen Gesichtspunkte her unternommen. Gewiß beseelte Josef II. ein humanistischer Sinn, gewiß wollte er zugleich das Wohl seiner Unterthanen befördern, indem er die Grundsätze der Aufklärung in seinen Ländern zu verwirklichen suchte. Aber das war doch nicht der Kernpunkt seines Strebens. Er hat, unähnlich Friedrich dem Großen, der Aufklärungslitteratur im ganzen Gleichgültigkeit, ja Abneigung bewiesen; er hat lediglich das Gemeinverständliche, Nützliche und Praktische in ihr betont; er hat ihr die Grundsätze der Staatsallmacht und des fürstlichen Absolutismus, den zumal die Voltairesche Schule predigte, entlehnt; er hat sie endlich nachgeahmt in ihrer Feindschaft gegen alle überlieferte Sitte, gegen jede geschichtliche Besonderheit. Nur diese Umstände machten die Aufklärung zu einer Verbündeten Josefs, für dessen eigentlichen Zweck: die Herstellung eines frei und ausschließlich über alle Kräfte des Volkes gebietenden Despotismus. Sämtliche Länder und Völker des österreichisch-ungarischen Gebietes sollten zu einem gleichförmigen Einheitsstaate unter absoluter und ausschließlicher Leitung des Monarchen verschmolzen werden. Man sieht, es ist dieselbe Weise, in der die meisten italienischen Fürsten jener Epoche die neue Zeit verstanden haben. Die „Philosophie“ war insoweit willkommen, wie sie Gründe und Rechtfertigung bot für die Maßregeln, welche gegen jede noch vorhandene provinzielle, aristokratische oder kirchliche Eigengewalt innerhalb des Staates gerichtet waren. Seinen Unterthanen wohlzuthun, war Josef gewillt, aber hauptsächlich, um sie zahlreicher, wohlhabender, kräftiger, für die Zwecke

---

1) A. Wolf, Österreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. — Derselbe, Geschichtliche Bilder aus Österreich, Bd. II. — A. J. Groß-Hoffinger, Leben und Regierungsgeschichte Josefs II. (4 Bde., Stuttgart 1835). — H. Meynert, Kaiser Josef II. (Wien 1862). — Lustkandl, Die Josefinischen Ideen und ihr Erfolg (Wien 1881). — Joh. Wendrinsky, Kaiser Josef II. (das. 1880). — Eine wirklich genügende aktenmäßige Darstellung der Reformthätigkeit Kaiser Josefs steht noch aus. — Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn, Bd. V (Leipzig 1883), S. 459—583).

des absolut regierten Staates nützlicher zu machen. Vielleicht wären seine Absichten geglückt, vielleicht wenigstens zum Teil die schwere Aufgabe gelungen, mit Hilfe der „Aufklärung" aus Deutschen, Slawen, Magyaren, Rumänen und Italienern, aus Pfaffen- und Herrenknechten ein einiges, intelligentes und patriotisches Volk zu bilden, wenn Josef bedächtig, planmäßig und möglichst schonend zu Werke gegangen wäre, wenn er sorgfältig jede auswärtige Verwickelung und Schwierigkeit vermieden hätte. Indem er aber in widersinniger Überstürzung alles auf einmal erreichen wollte, sämtliche Verhältnisse im Innern seines Reiches umstürzte, jeden Stand, jede Nationalität, jeden Glauben, jedes Vorurteil vor den Kopf stieß, sich mit allen seinen Nachbarn überwarf, von einem Abenteuer ins andere stürzte — hat er von vornherein sein ganzes Streben mit Unfruchtbarkeit geschlagen.

Zumeist gegen die Vorrechte der Aristokratie waren die Maßregeln Josefs gerichtet. „Der Fürst soll nicht Einzelne mit Vorliebe bedenken," sagte er, „sondern die Gesamtheit mit Gleichheit. Ich bin einem jeden ohne Unterschied der Person und des Ranges Gerechtigkeit schuldig." In den deutsch-slawischen Provinzen wurden alle ständischen Versammlungen kurzerhand aufgehoben, so daß sie nur als Prunkzeremonien noch fortdauerten, die Edelleute ferner der bis dahin behaupteten Regierungsgewalt über ihre Gutsunterthanen beraubt und dieselbe den kaiserlich königlichen Kreisämtern übertragen, welchen auch die privilegierten Stände durchaus unterworfen wurden. Alle Vorrechte des Adels vor Gericht sowie bei Besetzung der öffentlichen Ämter wurden abgeschafft. Urbarien regelten auf das genaueste und in schonender Weise die Pflichten der Landleute gegen ihre Gutsherren. Ja noch mehr: Josef hat bereits den großen Schritt gethan, den Preußen erst nach den Unglücksfällen der Jahre 1806 und 1807 wagte — er schaffte 1782 die persönliche Leibeigenschaft völlig ab. Waren bisher die Bauern und Kleinstädter mehr die Unterthanen ihrer Gutsherren als des Landesfürsten gewesen, so hörte das jetzt völlig auf; Adel, Bürger, Landmann gehorchten nunmehr allein dem kaiserlichen Beamten. Ebenso rücksichtslos verfuhr Josef gegen die ungarische Aristokratie, die doch viel selbstbewußter, mächtiger und politisch entwickelter war, als die deutsch-slawische. Da er es vermieden hatte, sich in Ungarn krönen zu lassen und dort den Verfassungseid zu leisten, glaubte er auch nicht an dessen Konstitution gebunden zu sein und verletzte sie ohne Scheu, indem er willkürliche Verordnungen erteilte, die gewiß das Beste des Landes bezweckten, aber der Bestätigung durch den Reichstag bedurft hätten, und überdies die Zentralgewalt ganz einseitig verstärkten. Die veraltete Komitatsverwaltung wurde aufgehoben und das Land in zehn große Bezirke geteilt, die nun von kaiserlichen Beamten viel sparsamer und zweckmäßiger regiert wurden, als vorher die Komitate von den ständischen Würdenträgern — aber die ungarische Selbständigkeit und Freiheit war vernichtet mit wahrhaft revolutionärer Rechtslosigkeit und Plötzlichkeit. Nicht minder erregte in dem wirtschaftlich zurückgebliebenen Ungarn die Aufhebung der Zollschranken zwischen diesem und Österreich böses Blut,

so richtig und notwendig auch im Grunde diese Maßregel war. Ganz willkürlich und ungerecht endlich war die Vorschrift, die in Ungarn die deutsche



Josef II. als Alleinherrscher.
Nach dem Kupferstiche von Jac. Adam.

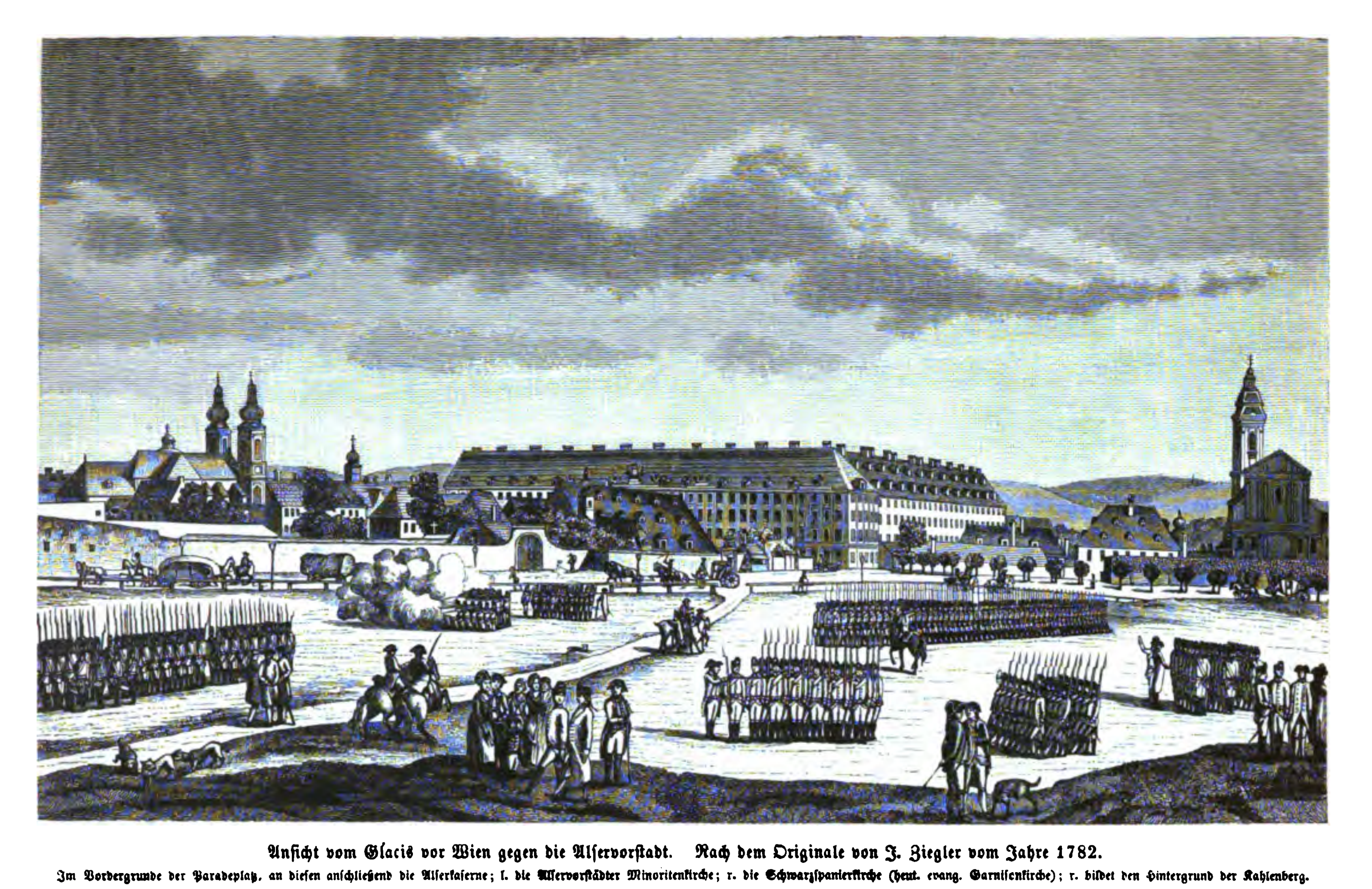
als die alleinige offizielle Sprache einführte. Damit schien die Unterjochung Ungarns unter das fremde deutsche Element besiegelt, schienen die Ungarn

von der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten ausgeschlossen. Mit solchen Geboten hat der Kaiser die Feindschaft gegen alles Deutsche in den magyarischen Ländern lediglich verstärkt. Die Unzufriedenheit ward allgemein: ein selbstbewußtes und patriotisches Volk läßt seine Eigenart, sein innerliches Wesen nicht ohne weiteres vernichten. Sogar die Evangelischen Ungarns, die Josef so viel verdankten, murrten wider ihn, als er ihre Schulen in Staatsanstalten verwandelte. Die Abführung der Stephanskrone in die Wiener Schatzkammer drückte auch äußerlich, und zwar nachdrücklichst den Willen des Kaisers aus, jede Selbständigkeit Ungarns zu zerstören. Schon kam es hier, zumal unter den Walachen Siebenbürgens (1784), zu Aufständen, die nur unter Blutvergießen unterdrückt werden konnten. Um der stets wachsenden Unzufriedenheit der magyarischen Länder die drohende Spitze abzubrechen, arbeitete der Kaiser mit allen Kräften darauf hin, daß die ungarischen Großen am Wiener Hofe ihren Aufenthalt nähmen. Dies gelang ihm auch bis zu einem gewissen Grade. Aber die Folgen davon waren nur, daß einerseits das ungarische Volk sich seinen natürlichen Führern entfremdete; und daß anderseits die Millionen der Einkünfte dieser Magnaten dem Lande entzogen wurden, das bereits schwer unter der mit Absicht durchgeführten wirtschaftlichen Bevorzugung der cisleithanischen Gebiete zu leiden hatte.

Unterschrift Josefs II. von einem Brief an „Dem Ehrwürdigen Unserm und des Reichs Fürsten und Lieben Andächtigen Theodor Abten des Stiftes Corvey", mit der Anzeige vom Tode seiner Mutter; datiert Wien, 30. November 1780. (Geh. Staatsarchiv zu Berlin.)

Wohin der Kaiser eigentlich zielte, bewies die straffe militärische Disziplin, die er in den Beamtenstand einführte. Ja noch mehr, durch strenge Konduitenlisten und Begünstigung geheimer Angeberei suchte er dieser Körperschaft eine sklavische Unterwürfigkeit beizubringen, mit der dann freilich freudige, geistig belebte, nicht rein mechanische Amtsthätigkeit völlig unvereinbar war. Er befahl, nichts einigermaßen Wichtiges ohne seine Willensäußerung zu thun, anderseits seine Verordnungen auf das genaueste, ohne die mindeste Deutelei auszuführen. Freilich wurde er zu so autokratischem Verfahren zum Teil genötigt durch den passiven Widerstand, den er häufig bei seinen geistesträgen oder reaktionären Behörden fand. Immerhin sehen wir, daß Josef, nach Art Friedrich des Großen, aber in viermal ausgedehnterem Staatsgebiete und unter Völkern, die an Abstammung, Sprache und Kulturzustand so ungeheuer von einander abwichen, der allein und ausschließlich Bestimmende und Gebietende sein wollte.

Ebenso wurden Ackerbau und Handel mit großer Schärfe der Reglementierung und Ordnung von oben herab unterworfen. Die städtische Verwaltung mußte sich nicht minder genaue Beaufsichtigung durch den Kaiser und dessen



Ansicht vom Glacis vor Wien gegen die Alservorstadt. Nach dem Originale von J. Ziegler vom Jahre 1782.

Im Vordergrunde der Paradeplatz, an diesen anschließend die Alserkaserne; l. die Alservorstädter Minoritenkirche; r. die Schwarzspanierkirche (heut. evang. Garnisonkirche); r. bildet den Hintergrund der Kahlenberg.

Behörden, sowie ihre steten Eingriffe in die kommunale Selbständigkeit gefallen lassen. Dadurch wurde allerdings an vielen Stellen Gutes gestiftet, aber schließlich eine Menge einzelner Unzufriedenheit hervorgerufen, die in ihrer Vereinigung nicht wenig gefährlich wurde. Wie bedenklich, ja aussichtslos war überhaupt das Bestreben, ohne Rücksicht auf die tiefen Abweichungen und Verschiedenheiten der mannigfachen österreichischen Länder denselben binnen wenigen Jahren gleiche Gesetze und einheitliche Verwaltung aufdrängen zu wollen. Höchst bezeichnend ist die Thatsache, daß der Kaiser, aus mißverstandenen sanitären Rücksichten, die Toten ohne Sarg in ungelöschten Kalk zu betten befahl: eine Verordnung, die solche Mißstimmung erregte, daß sie schon nach einem halben Jahre wieder zurückgenommen werden mußte.

Auch die Mitherrschaft der in Österreich seit Jahrhunderten so mächtigen Geistlichkeit sollte möglichst eingeschränkt werden. In diesem Bestreben unterstützte Kaunitz den Kaiser mit aller Kraft. Schon im Dezember 1780, wenige Wochen nach dem Tode Maria Theresias, schrieb Josef an Choiseul: „Der bisherige Einfluß des Klerus auf die Regierung meiner Mutter wird ein Gegenstand meiner Reformen sein; ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen." Sofort ward der Verband inländischer Klöster mit auswärtigen Oberen vollständig aufgehoben, die Geldsendungen an letztere untersagt, die Gültigkeit päpstlicher Bullen und Breven an das königliche Placet geknüpft, die geistliche Gerichtsbarkeit der Nuntien völlig aufgehoben und vielmehr den Landesbischöfen überwiesen. Das Religionspatent Maria Theresias, welches die ausschließliche Geltung der katholischen Kirche aufrecht erhielt, wurde bereits im Jahre 1781 beseitigt, vielmehr im Oktober desselben Jahres durch das „Toleranzpatent" den Juden volle Duldung, den Protestanten aber Gleichstellung mit den Katholiken gewährt. Seitdem nahm der Abfall vom Katholizismus zum evangelischen Bekenntnisse in Österreich einen beträchtlichen Umfang an; Hunderttausende traten zu dem Glauben ihrer protestantischen Vorfahren zurück. Jede Gewaltsamkeit oder auch nur Belohnung bei Bekehrung der Israeliten ward untersagt. Freilich mußten die letzteren dafür auf den Gebrauch des Hebräischen oder Jüdisch-Deutschen als Umgangs- und Geschäftssprache verzichten.

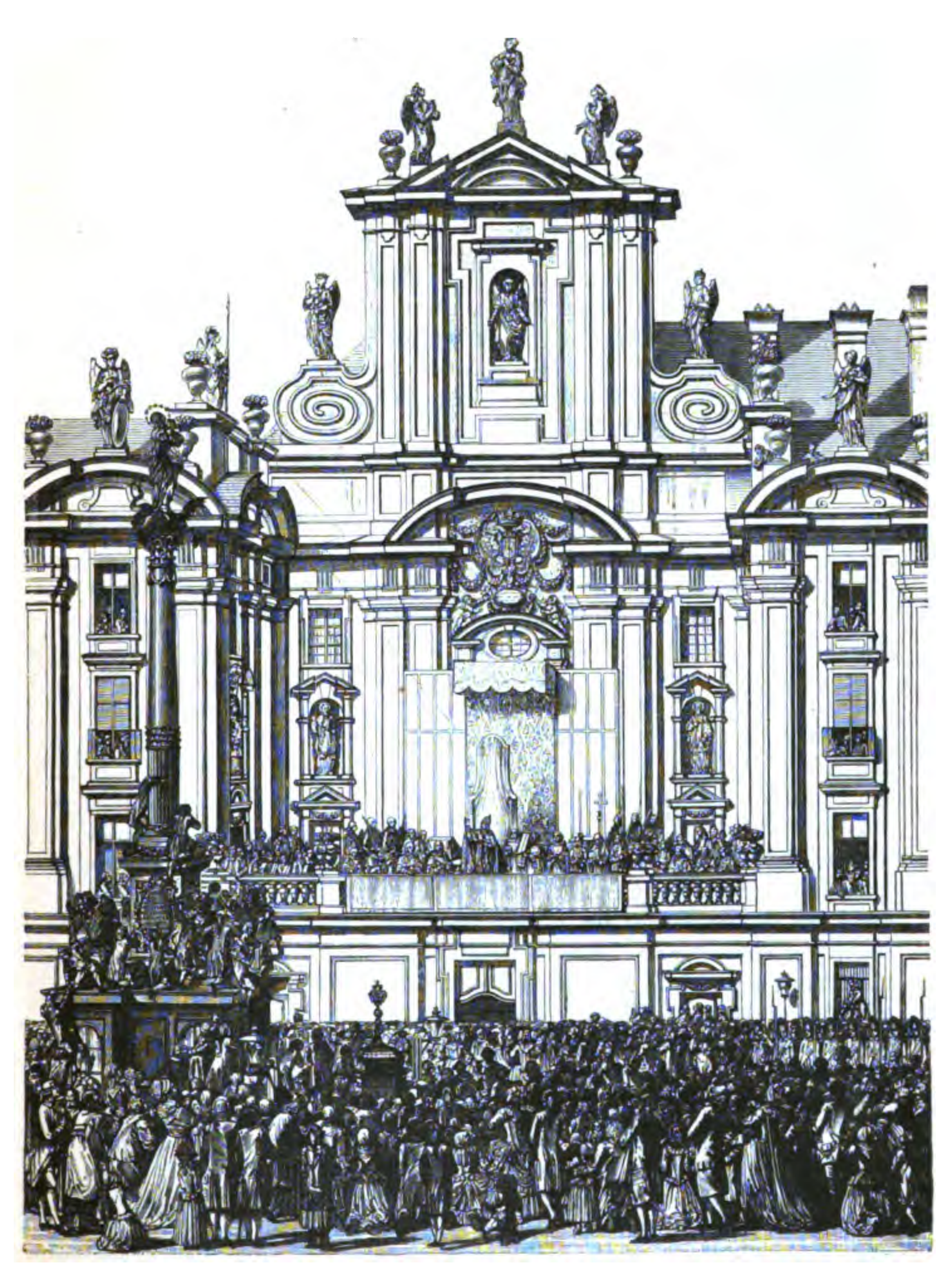
Solche Grundsätze und Verordnungen waren freilich in dem damaligen Österreich ganz neu und mußten dem zelotischen Teile der Bevölkerung als Akte der Feindschaft gegen die Religion erscheinen. Aber auch unmittelbar ging der Kaiser zum Angriffe auf die Hierarchie vor. Ein Gesetz vom Jahre 1782 hob alle geistlichen Orden auf, die nicht der Lehrthätigkeit oder Krankenpflege gewidmet waren; ihr Vermögen wurde vom Staate eingezogen, zum geringeren Teile für den Unterhalt der bisherigen Mönche und Nonnen, zum größeren aber auf Vermehrung der Pfarreien und Aufbesserung der diesen zugewiesenen Gehälter verwendet. Hatte man doch allein in den siebenunddreißig ungarischen Eremitorien der Pauliner an Geld und Kostbarkeiten zehn Millionen



Allegorie auf die Aufhebung der Klöster durch Josef II.
Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

vorgefunden, warfen deren Güter jährlich 200 000 Gulden ab! Die Besitzungen der sechs ungarischen Benediktinerabteien brachten jährlich 118 000, der fünf ungarischen Klarissenklöster 112 000 Gulden ein. Dafür wurden nunmehr in Niederösterreich 260, in Steiermark 301, in Mähren 180, in Ungarn 1189 neue Pfarreien errichtet, und so in allen Kronländern. Man sieht, wie wenig Josef ein Feind der Religion war! Von 2700 Klöstern in den österreichischen Staaten blieben freilich nur 700 bestehen, in denen, an Stelle der bisherigen 36 000 Religiosen beiderlei Geschlechts, künftig nur 2700 weilten. Auch diese wurden der Gerichtsbarkeit der Bischöfe unterworfen, die unterirdischen Kerker der klösterlichen Strafgewalt geschlossen. Nachdem mit den Klöstern die festen Burgen der kirchlichen Selbständigkeit verschwunden waren, mußten auch die Bischöfe die schwere Hand des Staates fühlen. Sie wurden genötigt, dem Kaiser einen ausführlichen Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören, dem Papste erst nachher, und mit Vorbehalt jenes ersteren Gelöbnisses.

Wohl versuchte die österreichische und ungarische Geistlichkeit, unter Führung ihrer hervorragendsten Vertreter, der Kardinäle Erzbischof Migazzi von Wien und Erzbischof-Primas Batthianyi von Gran, den Kaiser auf die Wege seiner frommen Mutter zurückzuführen; allein die Vorstellungen der Prälaten wurden höflich, aber mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Eine schärfere und energischere Abfertigung erfuhr der Kurfürst von Trier, als er bei Josef gegen die Unterwerfung der Kirche unter weltliche Gerichtshöfe und staatliches Belieben Verwahrung einlegte. Nun trat der päpstliche Nuntius hervor, und endlich kündigte gar Pius VI. dem Kaiser zu dessen gerade nicht angenehmer Überraschung an, er werde selber ihm in Wien einen Besuch abstatten. Vergebens antwortete Josef dem Pontifex, seine kirchenpolitischen Maßnahmen seien reiflich erwogen und eben deshalb unwiderruflich; vergebens deutete er demselben an, daß die Reise Sr. Heiligkeit besser unterbleibe; vergebens riet auch die Mehrzahl der Kardinäle ab, die das Ansehen des heiligen Stuhles durch ein nutzloses und dabei so auffallendes Unternehmen nicht noch mehr geschädigt sehen wollten. Pius hegte solches Vertrauen auf den gewinnenden und imponierenden Einfluß seiner Persönlichkeit, daß er auf der Reise bestand und sie im März 1782 auch ausführte. Er sah sich überall mit der größten Ehrerbietung empfangen, vom Kaiser selbst mit Ergebenheit und Verehrung behandelt, in der Ausübung priesterlicher Funktionen in nichts behindert. Er mochte, so viel er wollte, die tausendköpfige Menge segnen und absolvieren, vornehme Damen zum Handkusse zulassen und Klöster revidieren; er mochte sich die dreifache Krone auf das Haupt setzen und auf einem Throne Platz nehmen, der höher war als derjenige des Kaisers. Aber weiteren Erfolg hatten seine Bemühungen nicht. Die persönliche und schriftliche Annäherung an ihn wurde möglichst verhindert, jede unmittelbare Verhandlung mit dem Kaiser von diesem zurückgewiesen, der vielmehr nur von dem ordentlichen diplomatischen Wege der Negotiationen hören wollte. Fürst Kaunitz, dieser greise Voltairianer, benahm sich dem Papste gegenüber, obwohl derselbe ihn äußerst zuvorkommend



Pius VI. erteilt, 1786, vom Balkon der Kirche zu den neun Chören der Engel, auf dem Platze „Am Hof“ zu Wien, den Segen. Links die Mariensäule.
Nach dem Original, 1786, von Karl Schütz (1746—1800).

behandelte, geradezu ungebührlich. Er ließ den Pontifex den ersten Besuch bei ihm machen, schüttelte dann ohne weiteres die zum Kusse dargebotene Rechte und bedeckte in Gegenwart seines erlauchten Gastes das Haupt. Pius mußte erleben, daß noch während seiner Anwesenheit in Wien mit Aufhebung von Klöstern unausgesetzt fortgefahren wurde. Er war so klug, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, reiste aber schon nach vierwöchentlichem Aufenthalte bei dem Kaiser wieder ab.

Ihm nach folgten Flugschriften, die, unangefochten von der sonst so strengen Wiener Zensur, geradezu seine Stellung als Oberhaupt der katholischen Kirche angriffen. Auch der Kaiser selbst ließ sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht zurückhalten. In Wien ward eine Oberkirchenkommission, in jedem der anderen Länder eine Unterkirchenkommission eingesetzt, welche die Ordnung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten bis in alle Einzelheiten zu überwachen hatten. Er verbot alle Wallfahrten, den übermäßigen Schmuck der kirchlichen Bilder, vielfache Zeremonien, die er als abergläubisch bezeichnete; unterwarf die Ehegesetzgebung der Staatsgewalt; ließ durch die weltliche Obrigkeit einen Katechismus aufstellen; befahl die Einführung deutscher Kirchenlieder u. s. w. So griff er tief und oft ohne Not in die religiösen Anschauungen und Sitten des Volkes ein, das an den kirchlichen Zeremonien mit größerer Inbrunst zu hängen pflegt, als an den Dogmen selbst.

Er soll sich sogar mit dem Gedanken an eine völlige Trennung der österreichisch-ungarischen Kirche von Rom, etwa nach Art des Anglikanismus unter König Heinrich VIII., getragen haben; indes das ist unerwiesen. Thatsache ist, daß er, wie schon bei Lebzeiten seiner Mutter, gegen Ende des Jahres 1783 zum zweitenmale nach Rom reiste, sich abermals mit dem Papste aussöhnte und von diesem das Recht der Ernennung zu den lombardischen Bistümern und sonstigen Prälaturen erlangte. Das hielt freilich den Kaiser nicht ab, die bisherigen bischöflichen Seminarien für Geistliche aufzuheben und an deren Stelle ein Generalseminar für junge Kleriker unter staatlicher Aufsicht an jeder Universität einzurichten — eine Maßregel, die in klerikalen Kreisen lebhaften Widerspruch hervorrief. Nicht minder wurden diese in ihren persönlichen Interessen verletzt durch das Verbot, kein Geistlicher dürfe mehr als eine Pfründe besitzen, das freilich den Vorschriften des Trienter Konzils durchaus entsprach. Kardinal Migazzi verlor dadurch an seinem jährlichen Einkommen 60 000 Gulden.

Es läßt sich leicht denken, daß ein Mann, wie Kaiser Josef, die allgemeine Bildung seiner Unterthanen zu fördern bedacht war, schon um sie zu nützlicheren und wirksameren Bürgern zu erziehen. Für die hier einschlagenden Maßregeln bediente er sich vorzüglich des Rates des Freiherrn Josef von Sonnenfels [1]), eines Mannes, der als jüdischer Konvertit von den Wiener hochadeligen Familien begünstigt worden war und überdies als popularisierender Schriftsteller einen gewissen Ruf erlangt hatte. Ohne das Verdienst irgend

1) Willib. Müller, Josef von Sonnenfels (Wien 1882).

einer hervorragenden Leistung wußte er sich doch an höchster Stelle geltend zu machen und wurde in allen wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen Fragen zu Rate gezogen. Friedrich hat seinen Algarotti und La Mettrie keinen Einfluß auf die Gesetzgebung gewährt; für Josef II. ist es sehr bezeichnend, daß er dem seichten und im Grunde kenntnis- wie geistlosen Sonnenfels, dem Gegner Lessings und Goethes, eine große politische und wissenschaftliche Wichtigkeit beilegte. Freilich der „Aufklärung“ in ihrer plattesten Form war der „Mann ohne Vorurteil“ — so lautet der Titel einer von ihm redigierten Zeitschrift — durchaus ergeben.

Es ist des Kaisers großes Verdienst, daß er den Elementarunterricht auf eine, sonst in keinem der damaligen europäischen Lande wieder erreichte Stufe erhob. Er führte allgemeinen Schulzwang und als logisch nötiges Korrelat hierzu die Unentgeltlichkeit des Volksunterrichtes ein, arbeitete auch an der Errichtung zahlreicher Normalschulen zur Heranbildung von Lehrern. Leider ging er hier ebenfalls mit übergroßer Hast vor und schuf im Handumdrehen Einrichtungen, die dem Zustande und den Anschauungen der österreichischen Völker noch nicht ganz entsprachen und gerade deshalb ihnen bald verhaßt wurden. Dabei zeigte er seinen durchaus selbstherrlichen Charakter in der übermäßig scharfen Zensur, der er sämtliche Druckerzeugnisse unterwarf; die Zeitungen durften lediglich öffentliche Verordnungen mitteilen und fristeten so ein klägliches Dasein. Da ferner alle Druckschriften mit einem hohen Stempel — einem Kreuzer für jeden Bogen — belegt waren, führten diese Maßregeln zu völliger Unterdrückung jeder Art litterarischer Regsamkeit in Österreich. Seiner duldsamen Weise gemäß, öffnete der Monarch die Hörsäle der Gymnasien und gestattete die Betretung ihrer Lehrkanzeln auch den Evangelischen. Aber auf den Universitäten sollte nur das praktisch Nützliche gelehrt werden, und zwar genau nach bestimmt vorgeschriebenen Handbüchern: Maßregeln, durch welche die geistige Entwickelung Österreich-Ungarns schweren Schaden erlitt. Dagegen wurde durch ein neues Kriminalgesetzbuch das Strafverfahren bedächtiger und menschlicher gestaltet. Ebenso führte Josef in Ungarn eine verbesserte Organisation der Gerichte und Prozeßordnung ein.

Der Kaiser huldigte durchaus den physiokratischen Ansichten, nach denen die wichtigste Quelle des Volksreichstums der Ackerbau ist; und da dieselben mit seinen allgemeinen humanitären Anschauungen übereinstimmten, begünstigte er den Bauernstand auf alle Weise. Es wurden diesem die Mittel an die Hand gegeben, sich gegen den Gutsherrn Recht zu verschaffen, die Strafgewalt des letzteren wohlthätig eingeschränkt, die Freizügigkeit sowie die Unabhängigkeit der bäuerlichen Eheschließung von dem gutsherrlichen Willen ausgesprochen, dann den Landleuten das volle Eigentum der von ihnen inne gehabten Äcker überantwortet. Die neuorganisierten Kreisämter waren für die Gutsherren scharf blickende Aufseher, für deren Unterthanen eifrige Beschützer. Diese Maßregeln dienten mächtig zur Hebung des bäuerlichen Standes und räumten die wesentlichsten Hindernisse seiner Betriebsamkeit hinweg, während sie andrerseits freilich

das Hauptziel der Josefinischen Politik, Allgegenwart der Regierung und Erweiterung ihres unmittelbaren Einflusses auf sämtliche Staatsangehörige, verwirklichen halfen. Immerhin ist die Gestalt des Monarchen gerade in diesem freundlichen Lichte populär geblieben; der „Bauernkaiser" Josef hat nach seinem Tode die Volkstümlichkeit erworben, die dem Lebenden und Strebenden leider versagt geblieben ist. Für jedermann aus dem Volke war der Kaiser persönlich zugänglich. Berühmt ist der „Kontrolorgang" in der Burg, wo er täglich Leute aus allen Ständen anhörte und ihre Bittschriften annahm.

Unbedingt zu loben ist des Kaisers Thätigkeit auf dem Gebiete der Staatsfinanzen. Er half ihnen dauernd auf, und zwar nicht durch Steuererhöhungen, sondern durch Ersparnisse am rechten Orte. So beschränkte er die glänzende und kostspielige Hofhaltung, wie seine Mutter sie geführt, schaffte die Gnadengehälter und Geschenke an verdienstlose Höflinge ab und vermied überhaupt jede unnütze Ausgabe. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, wirkliche Verdienste zu belohnen, mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit menschliches Elend zu lindern und gemeinnützige Anstalten zu gründen.

So außerordentlich war die Thätigkeit des rastlosen Herrschers, daß das Handbuch der Gesetze, die er in nur fünf Jahren erlassen hat, sechs Oktavbände ausfüllt. Natürlich blieb vieles nur halb oder gar nicht ausgeführt. Später sollte dieses wohlgemeinte und aufopfernde, aber fieberhafte und rücksichtslose Schaffen, das gerade die tonangebenden Klassen der Gesellschaft — Adel und Geistlichkeit — bis zur Empörung aufreizte, den Bürger und Bauern verwirrte und durch Antastung seiner Religion und Sitte gleichfalls verstimmte, die traurigsten Folgen für den Kaiser und dessen ganzen Staat mit sich führen; einstweilen mochte Josef sich schmeicheln, durch sein System eine ungeahnte Machtentwickelung seines Staates ermöglicht zu haben.

In Deutschland bewährte seine auswärtige Politik sofort ihren kecken, übergreifenden Charakter, wobei sie übrigens die volle Billigung des durch das Alter nur kühner gewordenen Kaunitz erfuhr.

Die unglücklichen Vorgänge, welche die Visitation und Reformirung des Reichs-Kammergerichtes vereitelt hatten, stellten die völlige Auflösung des deutschen Reiches als politischen Körpers sonnenklar heraus. Auf Abhilfe durch innere Kraft, ohne Einwirkung von außen, war schwerlich zu hoffen.[1] Bei der Feindschaft der beiden gleich starken Hauptmächte Österreich und Preußen gelangte der Reichstag zu keinem Ergebnisse mehr — gerade wie zwei Jahrhunderte früher infolge der konfessionellen Scheidung. Eine Folge solcher

1) K. A. Menzel, Neuere Gesch. d. Deutschen, XII, I (Breslau 1847). — K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (3 Tle. Leipzig 1854—76). — Cl. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamb. u. Gotha 1845). — W. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren (Leipzig 1887). — L. Häusser, Deutsche Geschichte, Bd. I, Abschn. 4 u. 5. — A. Tholuck, Gesch. des Rationalismus, Bd. I (Berlin 1865). — K. v. Raumer, Gesch. der Pädagogik, Bd. II (4. Aufl. Gütersloh 1872). — Göttinger Professoren (Gotha 1872). — C. F. Nebenius, Karl Friedrich v. Baden; herausgeg. von Weech (Karlsruhe 1868).

trostlosen Lage war, daß die Reichsstände die Last der Vertretung nicht mehr tragen wollten und dieselbe auf immer weniger zahlreiche Gesamtgesandte abwälzten. Schließlich waren deren nur noch 29 in Regensburg anwesend. So zählte das fürstliche Kollegium anstatt der gesetzlichen 100 Stimmenden nur 14; die 52 Reichsstädte waren durch 8 Stimmen vertreten, die meist Regensburger Magistratmitgliedern anvertraut waren. Manche Gesandte hatten für zehn Territorien zu stimmen. Eine so geringzählige und so gekünstelte Versammlung konnte offenbar nicht mehr den Anspruch erheben, Vertretung des deutschen Reichskörpers, geschweige denn der deutschen Nation zu sein. Das Finanz- und Kriegswesen des Reiches befand sich schon zur Zeit des Siebenjährigen Krieges in der kläglichsten Verfassung, und seitdem hatte der stete heftige Kampf zwischen der österreichischen und der preußischen Partei sie noch mehr zerrüttet. Die Reichsgerichte waren, wie erwähnt, ebenso ohnmächtig wie bestechlich. Bisher hatten die Bemühungen Preußens, an Stelle der alten konföderativ-monarchischen Verfassung Deutschlands, dessen Neugestaltung auf Grund einer Einigung unter den mächtigeren, wirklich noch lebensfähigen reichsfürstlichen Territorien unter Preußens Leitung herbeizuführen, keinen Erfolg gehabt. So groß war damals die Kraft der mittleren deutschen Gebiete, so entschieden ihre Staatsnatur in den inneren Einrichtungen ausgebildet, daß das deutsche Volk sich in seiner Gesamtheit nicht als ein Staat darstellen konnte. So zahlreich waren aber doch wieder diese werdenden Einzelstaaten, daß keiner derselben im Wettstreite der großen europäischen Interessen ein auf sich beruhendes Dasein zu führen, völlig und ganz Staat zu werden vermochte. Und nun erst die Gebiete der kleinen Reichsstädte, der Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsdörfer! Sie waren, den schon so mannichfachen staatlichen Aufgaben des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, eine wahre Karikatur. Nichts war mit ihnen anzufangen; sie mußten einfach verschwinden, von den größern Territorien aufgesogen werden, wenn Deutschland überhaupt an Macht, Ordnung, Rechtspflege und nationaler Gesittung mit den großen Nachbarvölkern in Wettbewerb treten wollte. Nur eine von außen eindringende und grundstürzende Umgestaltung konnte helfen. Selbst ein Friedrich war da nicht im stande Dauerndes zu schaffen.

Wenn im Reichstage die Politik sich noch der konfessionellen Schlagworte bediente, hatten diese doch im Bewußtsein der gebildeten Klassen bedeutend an Wert verloren. Man folgte vielmehr mit gespannter Aufmerksamkeit dem Kampfe, der auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete zwischen Rationalismus und Rechtgläubigkeit ausgebrochen war, wie z. B. dem Streite zwischen Lessing und dem unduldsamen Hamburger Hauptpastor Goeze. Es blieb nicht unbemerkt, daß Lessings edler und wohlmeinender Landesherr, Herzog Karl von Braunschweig, ihn schützte, ihm aber die Fortführung der Sache verbot. Darauf übertrug Lessing die Sache auf das dramatische Gebiet, auf das seine Gegner ihm nicht folgen konnten, und veröffentlichte seinen „Nathan den Weisen,“ dieses goldene Buch echt menschlicher Toleranz, diese weisheitsvolle Lehre von der wahren Bedeutung und dem tiefern Grunde aller positiven Religion.

Besonders lebhaft war der Kampf, der sich über den Wert der symbolischen Bücher der beiden evangelischen Bekenntnisse erhob, und der im Grunde mit demjenigen für oder gegen die Orthodoxie gleich bedeutend war. Eine große Anzahl angesehener protestantischer Theologen, unter ihnen der auch als Geograph berühmte Oberkonsistorialrat Büsching in Berlin, verwarf die Autorität dieser Bücher, die mit dem Grundgedanken der Reformation selbst in Widerspruch stünden; und zwar in Schriften, die sogar das Bibelwort teils auf das freieste auslegten, teils geradezu im Sinne des verstandesgemäßen Rationalismus modifizierten. Überhaupt wurde Berlin das Hauptquartier dieser Richtung. Hier erschien des auch als Schriftsteller vielfach thätigen Buchhändlers Friedrich Nicolai „Allgemeine deutsche Bibliothek," welche auf dem Boden der litterarischen Kritik alle Anhänger der „Aufklärung" zu einer zahlreichen Phalanx vereinte. Daneben stifteten 1783 die beiden Berliner Gelehrten Gedike und Biester die „Berliner Monatsschrift," die hauptsächlich der Bekämpfung des neu erwachenden katholischen Klerikalismus, der „Jesuiten," wie man damals wieder sagte, gewidmet war. Freilich nahm die Aufklärung eine Wendung zum Flachen, roh Materiellen. Hatte sie schon früher als das Wesen der Religion die Moral hervorgehoben, so betonte sie in dieser wieder ihre Bedeutung für das Wohl der Menschheit, für die „Glückseligkeit." Dies entwickelte in reiner Absicht und edler Sprache der Professor Steinbart in Frankfurt an der Oder in seinem „System der reinen Philosophie des Christentums oder Glücklichkeitslehre": wahrlich ein bezeichnender Titel. In roherer Weise predigte solche Anschauungen Karl Friedrich Bahrdt, Professor der Theologie, dann Superintendent des Reichsgrafen von Leiningen in Dürckheim a. d. Haardt[1]). Er veröffentlichte in den siebziger Jahren unter dem Titel „Die neuesten Offenbarungen Gottes" eine angebliche Übersetzung des neuen Testamentes, in der er die Sätze des Textes in rationalistischer, sie des Wunderbaren und eigentlich Dogmatischen entkleidender Weise umschrieb. Darauf wurde ihm vor dem Reichshofrate wegen Irrlehre der Prozeß gemacht und er zum Verluste seiner Ämter sowie des Rechtes zum Lehren und Predigen verurteilt. Freilich hatte er durch liederlichen Lebenswandel zu dieser Strenge noch besondere Veranlassung gegeben. Er flüchtete auf das Gebiet des freidenkenden preußischen Königs, nach Halle, wo er seine Ansichten, bis zum Extrem entwickelt, durch zahlreiche Schriften verteidigte, zugleich aber zum Lebensunterhalte — eine Schankwirtschaft betrieb, in der es sehr anstößig herging. So brachte er nach Kräften die rationalistische Richtung in Verruf.

Außerhalb Preußens ward dieselbe in den größeren protestantischen Gebieten von den staatlichen Gewalten eifrig bekämpft. In Sachsen wurden, trotz des katholischen Bekenntnisses des Herrscherhauses, nicht nur die Geistlichen und Lehrer, sondern die Staatsdiener jeder Art eidlich auf die

1) Leyser, K. Fr. Bahrdt (2. Aufl. Neust. 1870).



Herzog Karl Eugen von Württemberg.
Nach dem Kupferstiche von C. Nilson (1721—1788).

symbolischen Bücher verpflichtet. Ebenso verbot in Württemberg der katholische Landesfürst, Herzog Karl Eugen, im Jahre 1780 jede den symbolischen Grundlehren der evangelischen Kirche zuwiderlaufende Predigt und Unterweisung bei Strafe der Amtsentlassung und unterwarf die theologischen Schriften der Geistlichen der Zensur seitens des herzoglichen Konsistoriums oder der theologischen Fakultät in Tübingen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Thätigkeit des Rationalismus wesentlich eine negative, auflösende war, daß sich von ihm eine Neubelebung des deutschen Nationalgeistes durchaus nicht erwarten ließ. Indem er die Richtung auf das kühl Verständige, das praktisch Nützliche, die Befriedigung einer raffinierten Selbstsucht nahm, war er sehr wohl dazu angethan, das Veraltete, Thörichte und Unzweckmäßige zu beseitigen, nicht aber dazu, rege, opferfreudige, hingebende Begeisterung für eine wahrhaft reformierende Thätigkeit zu erzeugen oder auch nur der letzteren eine bestimmte, vorbildliche, allgemein gültige Gestalt zu geben. Die „Aufklärung" in Deutschland entbehrte jenes leidenschaftlichen, tief erregenden, auf das Große und Allgemeine gerichteten sozial-politischen Elementes, welches in Frankreich so Wichtiges bewirkt und schließlich auch Deutschland, wider Willen, aus seiner staatlichen Misere befreit hat. Dagegen wird es ein stetes Verdienst der genannten Richtung sein, daß sie in unserm Vaterlande die frühere Roheit der Gesinnung zerstört, Platz für einen milden humanen Geist geschaffen hat, der noch lange das folgende Jahrhundert beeinflußte, aber leider unsern Tagen wieder zum großen Teile abhanden gekommen ist.

Von dem Rationalismus ging auch zunächst der in seiner mittelbaren Wirksamkeit mehr als in seinen direkten Thaten schätzbare und deshalb oft verkannte Reformator des deutschen Erziehungswesens aus, Johann Bernhard Basedow (geboren 1723 zu Hamburg, gestorben 1790). Seine heterodoxen philosophisch-religiösen Schriften zogen ihm vielfache Verfolgungen zu, bis der edle dänische Minister Graf Bernstorff der Ältere sich auch seiner annahm und ihm durch ein Jahrgehalt eine sorgenfreie Existenz verschaffte. Angeregt durch die Werke Rousseaus, wie so viele geistig hervorragende Deutsche jener Zeit, wandte er sich nun der Jugenderziehung zu, die er von dem bisherigen sklavischen Zwange, steifförmlichen Wesen und mechanischen Treiben zu befreien und auf Ausbildung der natürlichen Kräfte des Körpers und Geistes zu begründen suchte. Von den Übertreibungen des genialen Genfers hielt er sich fern. Das Hervortreten des Anschauungsunterrichtes und der auf Entwickelung des Denkvermögens gerichteten Lehrweise, die Einführung körperlicher Übungen in die Jugenderziehung sind in erster Linie Basedows Werk. Milde und Freundlichkeit zogen in Schule und Familie ein. Andrerseits ist Basedows Erziehungsmethode von plattem Utilitätsbestreben, von Feindschaft gegen alles Ideale nicht frei zu sprechen. Praktisch glückte es ihm weniger: die Musterschule, die Fürst Franz Leopold von Dessau unter dem Namen des „Philantropin" von ihm gründen und leiten ließ, hatte keinen

Erfolg. Doch hat dieser Zwischenfall nicht verhindert, daß seine zum großen Teil richtigen und zutreffenden Grundsätze auf immer weitere Kreise anregend wirkten. Die Jugend atmete auf, der bisherigen rauhen, mechanischen, ermüdenden und demütigenden Erziehung entronnen. Nicht allein in der Schule, auch im Elternhause fand sie nun, anstatt Härte und Tyrannei, liebevolles Eingehen auf ihre Eigenart und gütige Behandlung. Als darauf aus den philologischen Seminarien Heynes und Friedr. Aug. Wolfs in Göttingen und Halle mit dem wahren Geiste des Altertums enger befreundete Lehrer in großer Anzahl hervorgingen, verbreiteten sich allmählich bessere Methoden des Unterrichtes und edlere Formen der Erziehung über den größten Teil Deutschlands.

Der Rationalismus machte auch in dem katholischen Teile des Reiches immer weitere Fortschritte. Gegen den Verfasser des „Febronius", den Trierer Weihbischof von Hontheim, hatte Papst Klemens XIII. nur durch allgemeine Beschwerden bei dessen Metropoliten, Kurfürst Klemens Wenzeslaus von Trier, einem sächsischen Prinzen, nicht aber durch direkte Strafverfügungen einzuschreiten gewagt. Hontheim hatte nicht nur seine Stellen und Würden behalten, sondern auch sein Werk verteidigen und durch Erläuterungen und Zusätze ausdehnen dürfen.[1]) So geringen Einfluß besaß damals der heil. Vater auf die außeritalischen Kirchenprovinzen! Fünfzehn Jahre später (1778) gelang es freilich den diplomatischen Bemühungen Pius' VI., den Weihbischof durch Hinweis auf den der Kirche erwachsenden Schaden zu einer Art Widerruf zu bewegen. Allein derselbe war doch sehr bedingt und oberflächlich. Trotzdem litt selbst die fromme Maria Theresia nicht, daß derselbe in ihren Staaten veröffentlicht werde, während sie des „Febronius" Lektüre zugelassen hatte. Kaunitz meinte einem römischen Prälaten gegenüber, Hontheim habe den Febronius wohl widerrufen, aber nicht widerlegt. Die angesehensten Kanonisten der Wiener Universität lehrten offiziell die Grundsätze jener Schrift.

Die hervorragendsten geistlichen Fürsten waren, noch über Febronius hinaus, offenbar den Grundsätzen der damaligen „Philosophie" zugethan. Die meisten von ihnen, aus dem fürstlichen oder doch reichsritterlichen Adel hervorgegangen, führten mit ihren Domherren ein heiteres, vergnügliches Leben, unter Konzerten, Theatervorstellungen, Festlichkeiten jeder Art, bei denen es auch an schönen und nicht allzu sittenstrengen Damen keineswegs fehlte. In Münster mußte 1740 eine ältere Polizeivorschrift wiederholt werden, welche den geistlichen Herren verbot, ihre Konkubinen zu hochzeitlichen Gastmählern mitzunehmen. In der Regierung ihrer Staaten begünstigten die bischöflichen Landesfürsten die „Aufklärung," soweit es sich überhaupt nur mit ihrer Stellung vertrug. Maximilian Friedrich von Köln und Münster, ein geborener Reichsgraf von Königseck, überließ die Verwaltung seines westfälischen Bistums vollständig dem Domherrn Franz von Fürstenberg, einem der edelsten und

1) Es erschienen in den Jahren 1770 bis 1774 noch vier weitere Bände des „Febronius."

freiest denkenden Staatsmänner jener Zeit, der sich weit über die mechanisch-materialistischen Anschauungen des aufgeklärten Absolutismus erhob und vor allem auf die Förderung der moralischen Volkskräfte bedacht war. Er wandte dem Unterrichte, sowohl dem volkstümlichen wie dem höheren, das lebhafteste Interesse zu; in dem ersteren brachte er die Rousseau-Basedowschen Grundsätze zur Verwirklichung, für den letztern gründete er in Münster eine Universität, die mit den Gütern eines abgeschafften Nonnenklosters ausgestattet wurde. Nach dem Beispiele des Grafen Wilhelm von der Lippe dachte er an Einführung einer Landwehrverfassung, an Einübung und Bewaffnung des ganzen Volkes zum Rückhalt für eine schwache stehende Armee. Nicht minder rühmlich war die Thätigkeit Franz Ludwig von Erthals, Bischofs von Würzburg und Bamberg, der das Armen- und Volksschulwesen seiner beiden Fürstentümer mit unermüdlichem Eifer und großer praktischer Einsicht organisierte. Der Universität Würzburg bewies er bei jeder Gelegenheit liebevollste Teilnahme, begünstigte an ihr Staats- und Naturwissenschaften und ermahnte die Professoren zu vorurteilsloser Lehrthätigkeit. Aus dem Gerichtsverfahren schaffte er Tortur und Todesstrafe ab. Auch sonst arbeitete er unausgesetzt für das Wohl seiner Unterthanen, während er doch seinen bischöflichen Obliegenheiten mit ebenso treuer Pflichterfüllung nachkam.

Von letzterem war nun freilich bei den drei rheinischen Erzbischöfen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts nicht die Rede, die von dem Geistlichen nur das Gewand hatten, und auch dies nicht immer trugen. Der Mainzer Kurfürst Emmerich Josef von Breidenbach führte 1772 die Basedowsche Lehrweise in die niederen Schulen ein. Sein Nachfolger Friedrich Karl Josef von Erthal, ein Bruder des Würzburger Bischofs, fühlte ebensowenig, wie Fürstenberg in Münster, Bedenken, mehrere Klöster aufzuheben, um deren Einkünfte zur Wiederherstellung der gänzlich gesunkenen Mainzer Universität zu verwenden (1782). Unter den von ihm berufenen Professoren waren mehrere Protestanten und sogar der Lehrstuhl der Geschichte wurde einem solchen, Nikolaus Vogt, übertragen. So weit war damals bereits die Ausgleichung der verschiedenen Bekenntnisse gediehen, und man kann daran die ganze Größe des Rückschritts ermessen, den unser Jahrhundert in den interkonfessionellen Beziehungen gethan hat. Erzbischof Erthal untersagte alle Kontroverspredigten, er zog selbst evangelische Geistliche zur Tafel. Sein Statthalter in Erfurt, Karl von Dalberg, wirkte vollständig im Sinne der Aufklärung, erneuerte die Akademie dieser Stadt und regenerierte die Universität, an welcher neben der katholischen auch eine protestantische theologische Fakultät bestand.[1]) In Trier überließ Klemens Wenzeslaus, obwohl persönlich mehr konservativ gesinnt, doch aus Bequemlichkeit die weltliche Verwaltung vollständig dem Geheimrat von La Roche, der ein ausgesprochener Gegner

---

1) K. v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit (Weimar 1879) I, 19 ff.

des Mönchswesens und Freund der Aufklärung war. Er legte große Straßen an, suchte die Industrie und den Ackerbau des Landes zu heben und erteilte 1783 ein „Toleranzedikt,“ welches die Protestanten ins Land berief, „weil einesteils durch die Entfernung alles Scheines des Verfolgungsgeistes unsere heilige Religion verehrungswürdiger gemacht wird, anderenteils aber durch die Niederlassung reicher Handelsleute und Fabrikanten das inländische Kommercium befördert, der müßige Bettler beschäftigt und fremder Reichtum in das Vaterland gebracht werden möchte.“ Inzwischen ergötzte sich der Kurfürst an Wissenschaft und Kunst, legte prächtige Bauten an und feierte Feste, deren Glanz an einen Königshof gemahnten.

In der Schule seiner Brüder, Josefs II. und Leopolds von Toscana, war auch Kurfürst Maximilian Franz von Köln (1783—1794) gebildet.[1]) Er betrachtete sich als ersten Diener des Staates, empfing alle Unterthanen ohne Unterschied des Standes, besetzte alle Aemter nur nach strenger Prüfung. Er fühlte sich mehr als Landesherr, denn als Erzbischof. Im Jahre 1786 eröffnete er eine neue Universität zu Bonn, eine aufgeklärte Lehranstalt im Gegensatze zu der alten klerikalen Stadt-Kölner Universität. So war der Erzbischof der Schutzherr der Geistesfreiheit gegenüber der Unduldsamkeit einer Reichsstadt! Ebenso wurde der niedere Unterricht mit Eifer gepflegt. Das ganze Erzstift jubelte dem wackeren, gerechten und milden Kurfürsten zu.

Damals erließ in der Nachbarschaft des Josefinischen Österreich Erzbischof Hieronymus von Salzburg 1782 einen Hirtenbrief, der um so merkwürdiger ist, als er gerade zur Erinnerung an das zwölfhundertjährige Bestehen dieses Hochstiftes bestimmt war. Der geistliche Fürst schilderte darin eine von allen Auswüchsen und Zuthaten des mittelalterlichen Kirchenwesens gereinigte Religion als den wahren Katholizismus und empfahl sogar dringend die Lesung der Bibel in deutscher Übersetzung sowie den Gebrauch deutscher Kirchenlieder an. Schon hoffte man auf eine friedliche Revolution im Schoße des deutschen Katholizismus, welche denselben mit dem neuernden Protestantismus zu einer einzigen aufgeklärten Kirche verschmelzen würde.

Eine merkwürdige Bewegung rief der Rationalismus in dem streng klerikalen Bayern hervor.

Kurfürst Karl Theodor ließ sich vollständig von Exjesuiten beherrschen, zumal von seinem Beichtvater Frank, der fast unumschränkt die Regierung leitete, während der Kurfürst ein wüstes Schwelgerleben führte. Der Hofstaat, der zu des Fürsten persönlicher Umgebung und Bedienung allein 1450 Personen gebrauchte, erforderte jährlich nicht weniger als eine und eine halbe Million Gulden! Die Beamten, von denen nur jesuitische Gesinnungstüchtigkeit verlangt wurde, standen durch das ganze Reich im Rufe, bestechliche Richter, unredliche Finanzverwalter und tyrannische Bauernschinder zu sein. Bürger und Bauern mußten, außer den elf Millionen an Staatssteuern, die

1) S. den betr. Artikel H. Hüffers in der Allg. Deutsch. Biographie.

ausschließlich auf ihnen lasteten, noch den Unterhalt des Weltklerus und der Bettelorden aufbringen, der wiederum Millionen kostete. Der Adel gefiel sich zum Teil am Hofe in äußerlich glänzender aber nichtswürdiger Knechtschaft. Ohne Grundsätze und bar aller Kenntnisse, dabei mit Kavaliersehre prahlend und über alles mit Kennermiene urteilend; den Freigeist und Voltairianer spielend und doch das Herz erfüllt von Aberglauben und Sektenhaß; grob, übermütig und herrisch nach unten, kriechend, feig, unterthänig nach oben; in leichtsinniger Verschwendung das Geld verschleudernd, für das ihm sein Gewissen und oft genug die Ehre seiner weiblichen Angehörigen feil gewesen war — so war der Höfling an den prächtigen Höfen Süddeutschlands beschaffen, und solchen Männern ward gemeiniglich die Verwaltung des Landes und die Führung der Heere anvertraut. Der zahlreiche bayrische Landadel lebte in Roheit, Bigotterie und Unwissenheit, wenn auch mit Bewahrung der altväterischen Rechtschaffenheit. Die Menge der Beamten war Legion, und mit allen Stellen wurde, soweit es die Rücksicht auf Adelsvorrechte erlaubte, ganz öffentlicher Schacher getrieben. Dabei war Bayern gegen die feinere Bildung des westlichen und nördlichen Deutschlands hermetisch abgeschlossen. Eine überaus strenge Zensur ließ von auswärtigen Drucksachen nur sittenlose französische Romane herein, im Lande selbst wurden lediglich Gebet- und Schulbücher, geistliche Traktätchen und Räubergeschichten gedruckt. Die Kanzel war der einzige Weg, auf dem das bayrische Volk einigermaßen über das gröbst materielle Dasein hinaus geführt wurde; aber wie die Predigten beschaffen waren, läßt sich leicht vorstellen, da die Geistlichen über die elementarsten Kenntnisse nicht hinaus kamen. Deshalb war der Altbayer und Oberpfälzer unter allen deutschen Volksstämmen der abergläubigste, unduldsamste, beschränkteste und zugleich der sittlich verkommenste. Bürger und Bauern, in unglaubliche Geistesträgheit versunken, dämmerten stumpfsinnig dahin, gleichgültig gegen alles, was nicht rohesten Sinnengenuß und gedankenlosen Scheingottesdienst betraf. Nicht allein Gewerbthätigkeit und Wohlstand der Bevölkerung, auch deren Zahl nahm ab.

Diesem verderblichen Treiben der Exjesuiten beschlossen einige für die Aufklärung begeisterte Männer einen Geheimbund entgegen zu setzen. Das Geheimnisvolle war damals als natürliche Reaktion gegen den flachen und vertrocknenden Unglauben sehr in der Mode. Erwähnen wir nur die mystischen Rosenkreuzer, die sich im Besitze des Steines der Weisen und der höchsten Geheimnisse Gottes und der Natur wähnten;[1]) Mesmer, den Entdecker des sympathischen Magnetismus; den Grafen St. Germain, welcher sich rühmte, das Lebenselixir bereiten zu können und viele Jahrhunderte alt zu sein; den Palermitaner Balsamo, der als Graf Cagliostro ganz Europa mit seinen magischen Künsten erfüllte. Emanuel von Swedenborg (st. 1772)

---

1) Über sie sehe man M. Philippson, Gesch. des preuß. Staatswesens nach dem Tode Friedrichs d. Gr., T. I (Leipzig 1880), S. 62 ff.

entdeckte in der Offenbarung Johannis ein neues theosophisches System, welches das Wesen der Geisterwelt erklärte und mit dem menschlichen Dasein eng verknüpfte. Alle diese und ähnliche, sich mit märchenhaftem Schleier umgebende Männer fanden zahllose Gläubige. Solche Richtung der Geister übte ihre Wirkung auf Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechtes in Ingolstadt. Schon im Jahre 1776 hatte er in der Absicht, sich gegen die ihm als weltlichem Lehrer einer geistlichen Wissenschaft abgeneigten jesuitischen Amtsgenossen eine Stütze zu schaffen, unter dem Namen Illuminatenorden eine geheime Studentenverbindung gebildet. Bald beschloß er, derselben höheren Charakter und größeren Umfang zu verleihen, zu dem Zwecke, das Regiment in Staat und Kirche unwissenden und eigennützigen Machthabern zu entziehen und in die Hände der Einsichtigen und Wohlgesinnten zu bringen.[1]) Das Gute sollte endlich zur Herrschaft auf Erden gelangen. Um eine so hohe Aufgabe gegenüber der wahrscheinlichen Feindschaft der zeitlichen Gewalten verwirklichen zu können, erhielt der Illuminatenorden eine dem Jesuiten- und dem Freimaurertum zugleich nachgebildete Organisation: mehrfache Grade mit verschiedenen Zeremonien und steigender Aufklärung, strengster Gehorsam gegen die unbekannten Oberen als höchste Pflicht, regelmäßige und umständliche Selbstschilderungen jedes einzelnen Mitgliedes an diese Oberen. Die Sonderung der Menschheit in positiven Religionsbekenntnissen und verschiedenen Staaten als das größte Übel zu bekämpfen, bildete die hauptsächliche Lehre der höchsten Grade. Man sieht, welchen Einfluß auch hier der kosmopolitische, verstandesmäßige Humanismus übte. Man wußte mit großer Geschicklichkeit angesehene und bedeutende Männer für den Orden zu gewinnen, der nach wenigen Jahren Tausende von Mitgliedern zählte, fast durchgehends aus den höheren Gesellschaftsschichten. Im protestantischen Norddeutschland war es vorzüglich der durch sein Buch „Über den Umgang mit Menschen“ bekannte Freiherr von Knigge, der für den Bund thätig war und auch an seiner inneren Organisation arbeitete. Leider stellte es sich bald heraus, daß die Mehrzahl der Mitglieder durch den Orden nicht sowohl das allgemeine Beste betreiben, als vielmehr Mittel zu eigener Förderung im Staats- oder gewerblichen Leben, zum Sinnengenuß und dergl. finden wollte; jeder wünschte zu befehlen, niemand zu gehorchen. Streitigkeiten innerhalb des Bundes, die dann an die Öffentlichkeit gelangten, veranlaßten die bayrische Regierung 1784 zum Verbot aller geheimen Gesellschaften und, als die Illuminaten dem nicht gehorchten, 1785 zur Verhängung einer Verfolgung über dieselben, der Weishaupt noch durch eilige Flucht nach Gotha entging, mehrere seiner Genossen aber durch Einkerkerung zum Opfer fielen. Hierauf löste sich der Illuminatenorden von selbst auf, obwohl keiner der auswärtigen Fürsten den von Bayern bethätigten Verfolgungseifer nachahmte. In letzterem Lande aber wurde begreiflicherweise die kirchliche Reaktion nun mächtiger als je.

---

1) Über den Illuminatenorden sehe man: A. Kluckhohn, Über den Illuminatenorden, Beilagen zur Augsb. Allg. Zeit. 1874.

In erfreulichem Gegensatze zu dem bigotten Treiben des Wittelsbachers und dem tyrannischen Gebaren Karl Eugens in Württemberg standen die Verhältnisse des dritten größeren süddeutschen Gebietes, des Markgrafentums Baden. Lange war dasselbe unter die beiden, auch durch das Bekenntnis geschiedenen Linien Durlach und Baden-Baden zerteilt gewesen; im Jahre 1771 wurde es durch das Aussterben des letzteren Hauses wieder vereinigt, und umfaßte nun vierundsechzig Quadratmeilen mit ungefähr 200 000 Einwohnern, von denen der Landesherr etwa 1 1/2 Million Gulden jährlicher Einkünfte zog. Es regierte damals Markgraf Karl Friedrich, einer der edelsten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, Kenner und Förderer der Wissenschaften und Künste, ein wahrer Vater seines Volkes, der durch musterhafte Verwaltung das durch so viele aufeinander folgende Franzosenkriege verwüstete und mit drückenden Schulden belastete Land dem Ruin entriß und, unterstützt durch die Fruchtbarkeit seines Bodens sowie die natürliche Intelligenz und Betriebsamkeit der Bewohner, es wieder zum Wohlstande erhob. Im Jahre 1767 schaffte er die Tortur, 1783 auch die Leibeigenschaft ab: letzteres eine Großthat, bei der er selber 40 000 Gulden jährlicher Einkünfte zum Opfer brachte. Auch war er durchaus national gesinnt, verlieh Klopstock eine beträchtliche Pension und trug sich mit der Absicht der Errichtung einer großen deutschen Akademie.

Bedeutende Landstrecken im südlichen und westlichen Deutschland standen noch unter der Herrschaft der Reichsritter. Diese waren mehr als tausend an Zahl, Grundbesitzer, die meist nur ein ganzes, ein halbes oder gar Drittel-Dorf ihr eigen nannten und doch niemandem unterthan waren, als dem entfernten und ihnen gegenüber machtlosen Kaiser. Sie standen sogar ganz außerhalb des Reichsverbandes, zu dessen Bedürfnissen sie nicht heran gezogen wurden, und an dessen Versammlungen sie nicht teilnahmen. Höchstens hatten sie dem Kaiser in Zeiten der Not eine freiwillige Beisteuer zu entrichten. Sie mißbrauchten meist ihre „souveräne" Gewalt zu egoistisch-roher Aussaugung und Unterdrückung ihrer Unterthanen. Einzelne doppelt rühmliche und treffliche Ausnahmen — ein Stein, ein Breidbach und andere — sind bekannt genug; aber die große Menge war grob und ausschweifend und hinderte im südwestlichen Deutschland Verkehr, Ordnung und Sicherheit. Noch gefährlicher, weil mit etwas umfassenderen Gebieten versehen, waren die Reichsgrafen und kleinen Fürsten Süd- und Westdeutschlands. Von einem Bewußtsein staatsoberhauptlicher Pflichten konnte bei den Beherrschern dieser Miniaturgebiete nicht die Rede sein; sie gingen vielmehr lediglich von den selbstsüchtigen Gesichtspunkten privater Besitzer gegenüber ihrem Gesinde aus, konnten aber diese Gesichtspunkte mit dem furchtbaren Nachdrucke unumschränkter Staatsgewalt gegen die Unterthanen geltend machen. In diesen „patriarchalischen" Tyranneien herrschte Armut, Verkommenheit, geistige Barbarei, völlige Schutzlosigkeit von Eigentum und Leben. Man berichtet von diesen Duodezdespoten die ärgsten Schandthaten, so daß sich selbst die Reichsgerichte bisweilen ver-

anlaßt sahen, einzuschreiten. Der letzte Graf von Leiningen-Guntersblum, der letzte Wild- und Rheingraf, ein Graf von Wolfegg-Waldsee wurden wegen Betrügereien, Gewaltthaten und Schändlichkeiten aller Art ihrer Gewalt entkleidet und in Festungen eingesperrt. Mit den größeren Fürsten lagen die Reichsgrafen und Reichsritter beständig im Streit; aber so wenig sie auch dem Kaiser leisteten, er beschützte sie doch, weil sie die Gebiete der mächtigeren Dynasten durchbrachen und schwächten und deren Landeshoheit störten. Wie sollte aus derartigen politischen Zuständen Gedeihliches erwachsen!

Nicht besser verhielt es sich, wie wir wissen, mit den Reichsstädten, die immer noch einundfünfzig an Zahl waren. Während man hier sorgfältig die alten Verfassungsformen hütete, war doch der Väter Geist längst gewichen und hatte bei der Masse der Bevölkerung einem engherzigen, beschränkten Spießbürgertum, bei den Regierenden der Eigensucht, Trägheit, Untreue, Ängstlichkeit Platz gemacht. An Stelle des alten kriegerischen Mutes und Freiheitssinnes war furchtsame Friedensseligkeit und klägliche Selbstwegwerfung getreten. Inmitten der jämmerlichen Reichsarmee waren die städtischen Kontingente die jämmerlichsten; große Städte, wie Nürnberg, kapitulierten vor einer Handvoll Husaren. Armut, Schwäche und Korruption war jetzt, mit Ausnahme Hamburgs, Bremens, Lübecks, Frankfurts, die Signatur fast aller Reichsstädte, deren Vermögen durch Selbstsucht und Nepotismus an den Rand des Bankerottes gebracht, deren Verwaltung und Justiz überall als die denkbar elendeste verrufen waren. Ihnen gegenüber entfalteten die mächtig aufstrebenden Residenzen ein glänzendes Leben in äußerem Reichtum und geistiger Bedeutung.

Der Schwerpunkt des deutschen Lebens lag eben längst in den größeren staatenartigen Territorien, zumal den protestantischen.

Das nach Preußen bedeutendste derselben, Kursachsen, hatte sich durch den Anheimfall der Länder der bisherigen Nebenlinien Weißenfels und Merseburg auf 704 Quadratmeilen vergrößert, die eine Bevölkerung von fast zwei Millionen Seelen enthielten. Aber das Land litt fortgesetzt an den Folgen des Siebenjährigen Krieges, der dasselbe nicht weniger als dreihundert Millionen Thaler gekostet haben soll. Indes thaten, nach dem baldigen Tode des leichtsinnigen August III.,[1]) die Landesfürsten alles, was in ihren Kräften stand, um dem Kurstaate wieder aufzuhelfen, wobei es ihnen, gegen ihren Willen, nicht wenig zu statten kam, daß derselbe von dem zehrenden Prunke der polnischen Königskrone befreit war. Kurfürst Friedrich Christian, der schon nach wenigen Monaten der Regierung starb, und sein Bruder Prinz Xaver, welcher für dessen unmündigen Sohn Friedrich August III. die Regentschaft führte, arbeiteten mit Eifer und Selbstentsagung für das Wohl des Landes und der Unterthanen. Indem sie die Zahl des Militärs möglichst verminderten und auch die Kosten des Hofstaates beträchtlich herabsetzten, konnten sie ohne Erhöhung der Steuern die Verzinsung und Amortisierung

1) S. oben S. 572.

der Staatsschuld durchführen. Überhaupt wurde, bei einer Jahreseinnahme von sechs Millionen Thalern, das zerrüttete Finanzwesen neu geordnet und einer zugleich einheitlichen und unabhängigen Leitung unterstellt. Dadurch gelang es in der That, bis zum Ausbruche der französischen Revolution, die sächsischen Staatsschulden auf die Hälfte zu reduzieren. Die Tortur verschwand 1771 aus dem sächsischen Strafprozesse. Für Gewerbfleiß und Handel ward auf das umsichtigste gesorgt, und bald war, bei der Betriebsamkeit und Genügsamkeit des Volkes, die sächsische Industrie wieder die entwickeltste und blühendste in Deutschland.

Unter den übrigen größeren protestantischen Gebieten traten die beiden hessischen Landgrafschaften, und zumal die von Kassel, hervor. Friedrich II. (bis 1785) zeigte in vollem Maße die hartnäckige, trotzige, tyrannische Gesinnung, die gerade diesem Zweige der Nachkommenschaft Philipp des Großmütigen eigen war. Er machte auf alle Weise Geld, teils durch die äußerste Anspannung der Steuerkraft des Landes, teils durch den schwunghaften Soldatenhandel, den er in noch großartigerem Umfange, als Karl Eugen von Württemberg, betrieb. Er hielt für jeden beliebigen Käufer fortwährend an 20000 Mann Soldaten, und konnte trotzdem noch 65 Millionen Gulden in seinen Schatz legen, obwohl er zahlreiche Prachtgebäude aufführte. Sein Nachfolger Wilhelm IX. war ein noch ärgerer Despot, der jede freie Regung in seinem Lande unterdrückte und die Zahl seiner Truppen weiter vermehrte. Freilich sind die Hessen von je her ein kriegerischer Volksstamm gewesen.

Milder war die Herrschaft in dem Landgrafentum Hessen-Darmstadt. Neben dem bisher ausschließlich geduldeten Luthertum gewährte Ludwig IX. (bis 1790) auch den Reformierten volle Religionsfreiheit. Durch sparsame und einsichtige Verwaltung trug dieser Fürst die bedeutende Schuldenlast ab, die sein Land drückte; aber dabei glich er so wenig seinem Vetter von Kassel, daß er, trotz der ihm gebotenen hohen Summen, den Verkauf seiner Unterthanen für den amerikanischen Krieg mit edler Standhaftigkeit zurückwies. Er besserte beträchtlich die Lage der Bauern und milderte allerorten deren Schicksal. Prächtige Chausseen, damals eine Seltenheit in Deutschland, leisteten dem Verkehre vorzügliche Dienste. Gelehrte und Künstler fanden an seinem Hofe freundliche Aufnahme. Nur mit Friedrich Karl von Moser[1]) konnte sich der eigenwillige Fürst nicht vertragen und wies denselben, der acht Jahre sein erster Minister gewesen war, unter mancherlei Rechtsverletzungen und Vermögensbeschädigungen außer Landes (1781). So tyrannisch durften und mochten damals selbst die besseren unter den deutschen Fürsten auftreten.

Hannover, das auf ungefähr 700 Quadratmeilen doch kaum 800000 Einwohner zählte, die dem Staate jährlich drei Millionen Thaler entrichteten, blieb in seinen äußeren Beziehungen gänzlich an England geknüpft, wurde sonst aber durch eine besondere Landesregierung verwaltet, die ganz einsichtig

---

1) S. oben S. 555.

verfuhr, nur, da sie eben der Leitung durch den Landesfürsten entraten mußte, so wenig Neuerungen wie möglich einführte, alles thunlichst beim Alten beließ. Von großer Bedeutung wurde die Göttinger Universität, die hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet worden, gegenüber den Ansprüchen des kaiserlichen Hofes, eine feste gelehrte Grundlage für die Rechte der Reichsstände zu schaffen. Sie erwarb den Ruhm, den angesehensten Staatswissenschaftslehrer Deutschlands zu besitzen in August Ludwig von Schlözer (1735—1809). Sein „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts", der in Göttingen 1772 bis 1782, und seine „Staatsanzeigen", die ebendaselbst 1782 bis 1792 erschienen, behandelten mit Nachdruck und Freiheit die politischen Angelegenheiten der Zeit. Freilich an die größeren Fürsten wagten sie sich nicht heran, wie sie denn z. B. zu der schändlichen Einkerkerung Schubarts durch Karl Eugen von Württemberg schwiegen, und auf den welfischen Brotherrn nahmen sie ängstliche Rücksicht, so daß man in ihnen vergeblich ein Wort des Tadels über den Soldatenschacher an England suchen würde. Sonst aber, in Betreff zumal der kleineren Territorien, wurden sie eine Geißel der Beamtenwillkür und schleichender Kabinettspolitik. Mit Eifer bekämpften sie jede Art der Unduldsamkeit und junkerlichen Übermut. Sie erweckten unter dem norddeutschen Volke den politischen Sinn in weiten Kreisen. Schlözer war der rechte Vorläufer der politisierenden Historiker späterer Zeit: eines Rotteck, Welcker, Schlosser, Dahlmann — ein moralisch durchaus fester und ehrenwerter Charakter, gemäßigt freisinnig, einigermaßen im Doktrinarismus befangen; großer Verehrer der Macht, wenn sie, ohne allzuschreiende Mißbräuche zu üben, von oben kam, wie er denn besondere Begeisterung für das Zarentum hegte; aber Feind aller Gewalt, wenn sie vom Volke ausging. Die amerikanische und später die französische Revolution haben seinen lebhaften Unwillen erregt. Darin unterscheidet er sich von seinen Nachfolgern, daß von allgemein deutschen Gesichtspunkten nicht bei ihm die Rede ist, ebensowenig wie bei den Dohm, Mauvillon und anderen deutschen Publizisten der Zeit.

Schlözer war daneben auch als Geschichtschreiber von bleibender und gewichtiger Bedeutung. Vorzüglich bearbeitete er die skandinavische und die russische Historie, dann die Weltgeschichte im allgemeinen. Er erhob die deutsche Geschichtschreibung aus dem bloßen Notizenkram, in dem sie bis dahin meist befangen gewesen war, zu einer wahrhaft zusammenhängenden, nach bestimmten Grundsätzen verfahrenden und mit gewissen Zielen ausgerüsteten Wissenschaft. Obwohl sein Stil viel zu wünschen übrig läßt und seine Kritik noch recht unvollkommen ist, übte er durch seinen wahrhaft historischen Blick für den großen Zusammenhang der Dinge die beste Wirkung auf die deutsche Historiographie. Dazu kommt Schlözers wichtige Thätigkeit als Universitätslehrer, als welcher er die mannigfaltigste Anregung gab.

Sein Schüler war der Schweizer Johannes Müller (geb. 1752 in Schaffhausen, gest. 1809). Dieser Historiker, dessen Ruhm fast ausschließlich auf seiner „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft" beruht, wurde damals

ungeheuer überschätzt. Seine anspruchsvolle Künstlichkeit war auf diesem litterarischen Gebiete etwas ganz Neues und Verblüffendes, sein dem Tacitus nachgeahmter, uns unerträglich manieriert erscheinender Stil gefiel einem ausschließlich für das Altertum begeisterten Geschlechte, sein unklarer, dem Rousseau entlehnter Freiheitspathos entsprach der allgemeinen Stimmung der Gebildeten. Er umgab sich mit dem Anschein tiefsten und gründlichsten Quellenstudiums, das sich dann, bei späterer näherer Untersuchung, als über Gebühr mangelhaft und nachlässig herausgestellt hat. Einzelne wirklich schöne Charakteristiken und Schilderungen sind freilich der „Schweizergeschichte“ nicht abzusprechen. Im ganzen ist aber seine Wirksamkeit eher eine schädliche als nützliche gewesen. Die deutsche Geschichtschreibung fiel in die Hände einer Menge kleiner Tacitusse, deren mäßige Begabung den ehernen Griffel des großen Römers recht ungeschickt handhabte. Müllers politische Thätigkeit gehört zumeist einem folgenden Zeitalter an. Jetzt, nach Berlin an die Akademie der Wissenschaften berufen, trat er, der freie Schweizer, unbedenklich zu gunsten des absoluten Königtums Friedrich des Großen und für die Vereinigung der deutschen Fürsten unter dessen Leitung ein. Später sollte er die seltsamsten Wandlungen durchmachen, und hat er seine geschickte, scheinbar immer von der höchsten sittlichen Erregung geführte Feder nacheinander der österreichischen, deutschen und napoleonischen Sache zur Verfügung gestellt, je nachdem solche ihm Macht und Reichtum zu versprechen schienen.

Weniger berühmt, aber wirksamer und bedeutungsvoller als Müller, war Ludwig Timotheus Spittler (1752—1810). Aufgewachsen unter dem Eindrucke der Verfassungskämpfe in Württemberg zur Zeit Karl Eugens, wurde er der erste historische Schriftsteller deutscher Sprache, der sich, neben der Darstellung der Haupt- und Staatsaktionen, auch der Schilderung der inneren Zustände und der konstitutionellen Entwickelung der Völker zuwendet. Diese epochemachende Erweiterung der geschichtlichen Betrachtungsweise begründet er zumeist durch seine „Geschichte Württembergs“ und seine „Geschichte Hannovers“. Außerdem verfaßte er, unter anderm, einen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“ — zum erstenmale in Deutschland nicht vom theologischen, sondern vom historischen Standpunkte. Dabei besaß Spittler eine Gabe, die Schlözer abging, nämlich die eines vorzüglichen, zugleich glänzenden und gediegenen Vortrags, so daß er zahlreiche Schüler heranbildete, unter denen die Geschichtschreiber Heeren und Schlosser, die Rechtshistoriker Savigny und Hugo die berühmtesten sind.

Aber nicht allein Politik und Historie blühten in Göttingen. Hier wirkte auch, während eines halben Jahrhunderts, der große Philologe Christian Gottlob Heyne (geb. 1729 zu Chemnitz, starb 1812). Heyne besaß, um das Negative vorauszuschicken, weder schöpferische Genialität noch tief eindringendes Wissen. Aber er umfaßte mit sicherem und klarem Blicke eine staunenswerte Weite des Gebietes und verstand es zuerst, in der Philologie die Schranken der bisherigen, rein grammatikalischen und antiquarischen Behandlungsweise

zu durchbrechen, durch Betonung des ästhetisch Schönen in den antiken Schriftwerken, durch Kombination der letzteren mit der Archäologie den Grund zur echten Wissenschaft vom Altertume zu legen. Die wahrhaft historische Betrachtung der griechisch-römischen Welt in ihren verschiedensten Richtungen ist das Werk Heynes. Als akademischer Lehrer, auch durch sein Seminar, ist er viel wirksamer gewesen, denn als Schriftsteller; fast alle bedeutenden Philologen der nächsten Zeit sind seine Schüler. Unter diesen zeichnet sich zumeist aus Friedr. Aug. Wolf (1759—1824). Er hat der erneuerten Altertumswissenschaft das feste Gerüste gegeben durch seine encyklopädisch-methodische „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert". Abweichend von Heyne, betrachtete er die alte Geschichte nicht als Hilfsmittel für jene Disziplin, sondern als deren Central- und Vereinigungspunkt. Getragen von lebhaftester Begeisterung für die Schöpfungen des antiken Geistes, wußte er die Scharen seiner Schüler in Halle, wo er während der fruchtbarsten Zeit seines Lebens wirkte, mit derselben idealen Auffassung zu erfüllen. In seinen berühmten Prolegomena ad Homerum gab er das Muster einer ebenso geschmackvollen wie umsichtigen und tief eindringenden, über den Buchstaben sich erhebenden philologischen Kritik.

Mit Heyne und Wolf ging das Zepter im Reiche der Philologie, das zuerst den Italienern, dann den Franzosen und hierauf den Holländern gehört hatte, endlich auf die Deutschen über, die es bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Die Verbindung lebhaft angeregten litterarischen Geistes mit echter und tiefer Gelehrsamkeit, diese für die damalige deutsche Wissenschaft so glücklich charakteristische Erscheinung, trat auch in den Naturwissenschaften hervor. Keiner repräsentiert dieselbe so trefflich, wie Georg Forster (geb. 1754 in der Nähe von Danzig, starb 1794 [1]). Mit seinem, nach England übergesiedelten Vater begleitete er den großen Seefahrer Cook auf dessen zweiter großer Entdeckungsreise und beschrieb sie dann, als zweiundzwanzigjähriger Jüngling, in meisterhafter Weise, mit wahrhaft dichterischer Glut der Empfindung und klassischer Schönheit des Stils. Er wurde nacheinander als Lehrer der Naturwissenschaft an die Ritterakademie in Kassel, als Professor an die Universität Wilna, als Bibliothekar des Kurfürsten nach Mainz berufen. In zahlreichen kleineren botanischen, physiologischen und ethnographischen Schriften vereinigte er überall scharfe Beobachtungsgabe mit glücklichster Darstellung. Die große unheilvolle Wendung in Forsters Leben, wo er vom Naturforscher zum Politiker wird und in öffentlichem wie häuslichem Elend ein frühes Ende findet, gehört einem späteren Zeitraume an.

Bis dahin hatten die Naturwissenschaften sich in Deutschland keiner besonderen Pflege erfreut; nun aber entstand hier eine Reihe bahnbrechender Geister, welche, wie es bereits in der Philologie geschehen und in der Ge-

---

1) Moleschott, Georg Forster (2. Aufl. Halle 1874).

schichte gleichfalls bevorstand, darauf hinwirkten, der deutschen Nation die herrschende Stellung in der Kulturwelt zu verschaffen. Ein Deutscher war der Begründer der modernen Geologie, Werner, dessen hauptsächliche Veröffentlichungen gerade in unsere Zeit fallen, und welcher der Lehrer Alexanders von Humboldt wurde. Ferner schuf Blumenbach die vergleichende Anatomie, in der er sich einen europäischen Ruf verschaffte, und erregte durch seine sonstigen anatomischen und physiologischen Schriften die allgemeinste Bewunderung. Eine Reihe bedeutender Männer zweiten Ranges trugen dazu bei, auf allen wissenschaftlichen Gebieten Deutschlands Anteil an der großen allgemeinen Kulturarbeit immer deutlicher hervortreten zu lassen.

Indes litt auch in dieser Hinsicht unser Vaterland an dem schweren Fehler, der seinen politischen und sozialen Aufschwung lähmte: der Zersplitterung. Jeder kleine Fürst wollte eine eigene Universität besitzen, ihre Zahl war übermäßig groß, und so vermochte keine derselben zu umfassender Bedeutung zu gelangen. Zu den schon bestehenden Hochschulen kamen noch, außer der hannoverschen zu Göttingen, die bayreuthische zu Erlangen, die kurkölnische zu Bonn, von denen nur die erstere blühte. Es gab damals nicht weniger als dreiunddreißig deutsche Universitäten mit 1350 Lehrern und 9300 Studenten; so zählte eine jede durchschnittlich nur 40 Dozenten und 280 Schüler. Die größte Anzahl der letzteren — zwölfhundert — fand sich zu Leipzig, dann in absteigender Reihe zu Halle, Jena, Göttingen, wo ihrer 750 waren; die geringste, nur wenige Dutzend, zu Duisburg, Rinteln, Erfurt, Greifswald, Herborn. Professoren gab es am meisten in Leipzig — hundertundvier — dann in Göttingen, Jena, Halle, wo ihrer achtundfünfzig waren.

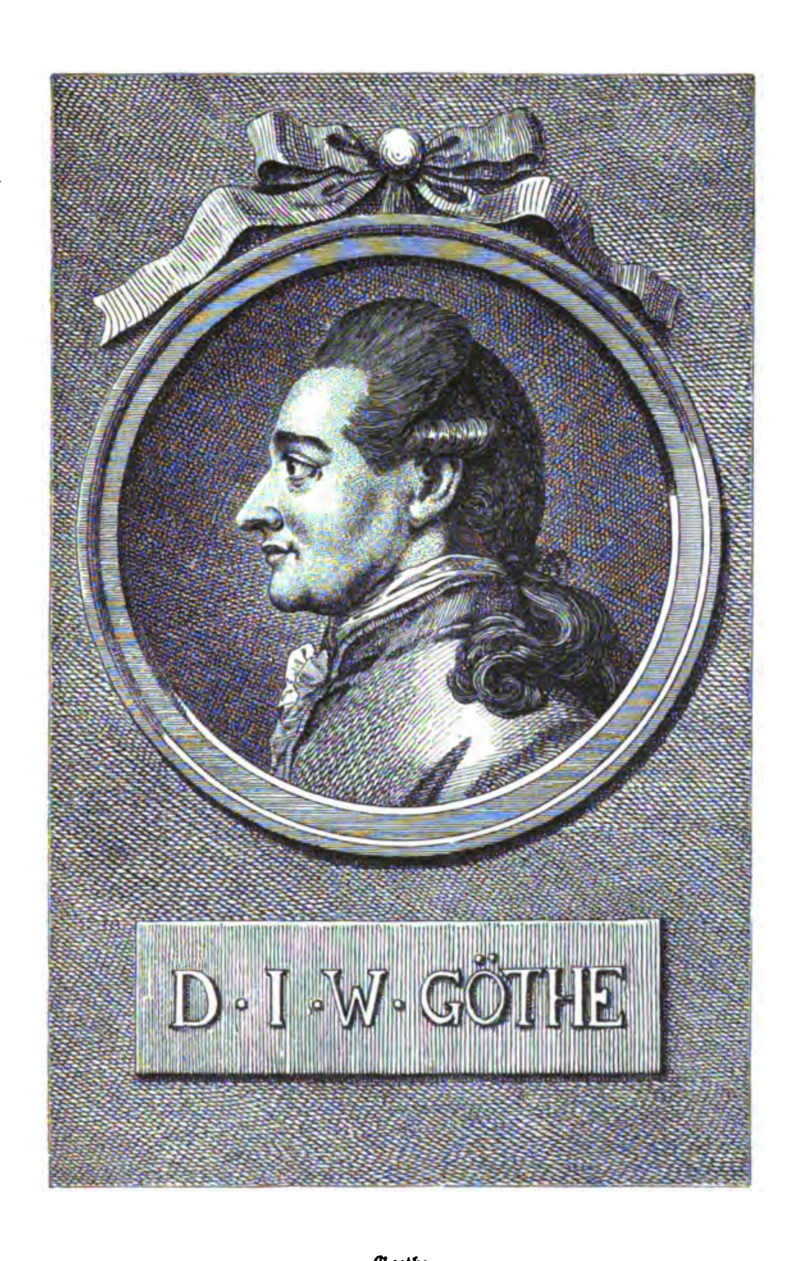
So bedeutend der Platz war, den damals die Wissenschaft — heutzutage bei weitem die glänzendste Seite unseres geistigen Lebens — einzunehmen begann, sie trat doch zurück vor der strahlenden Entwickelung der poetischen Litteratur.

In die erregte, ideal- und freiheitsdurstige deutsche Welt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts traf zündend und entflammend Rousseaus Ruf nach Natur und Ursprünglichkeit, nach körperlicher und sittlicher Wiedergeburt und Verjüngung. Indem man jedoch mit solchen Anschauungen überall auf den trüben Zwang der konventionellen Verhältnisse, der steifsten, widernatürlichsten Verhältnisse traf, entstand jene Sturm- und Drangperiode, die bei einem einheitlichen, politisch empfindenden Volke zur Revolution geführt haben würde, bei den damaligen Deutschen aber Anlaß zu einer großartigen litterarischen Erhebung der Geister gab. Allerorten gärte und brauste es, die engen Schranken der Tradition überschäumend. Da feiert Friedrich von Stolberg:

„Tell, Hermann, Klopstock, Brutus, Timoleon,“

als Namen

„Flammend ins eherne Herz gegraben“;



Goethe.

Nach dem Kupferstiche von Daniel Chodowiecki (1726—1801); Originalzeichnung, Weimar 1776, von G. M. Kraus (1737—1806).

da läßt er das zwanzigste Jahrhundert mit donnerndem Fußtritte Throne der Tyrannen danieder treten und mit blutiger Hand der Freiheit Strom über Deutschland ausgießen.[1] Auch Schubart hing in seiner Jugend glühend der Republik an. Jene Freiheit, die man im klassischen Altertum, jene Zügellosigkeit, die man bei den ursprünglichen und bei den mittelalterlichen Deutschen kennen lernte, wollte man erneuern. Das Gegenwärtige erschien durchaus schlecht. Solchen Stimmungen entsprangen Goethes erste größere Werke: Götz (1773), Clavigo (1774), Werther (gleichfalls 1774), dann der Entwurf zum „Faust", zum „Egmont". Was er davon veröffentlichte, gewann in ganz Deutschland, ja der „Werther", welcher der allgemeinen Richtung des Zeitalters am meisten entsprach, im gesamten Europa dem Dichterjüngling einen außerordentlichen Ruhm — obwohl jene frühesten Schöpfungen noch kaum die ganze Größe und mächtige Genialität seines Geistes ahnen ließen. Im Jahre 1775 kam dann Goethe an den Hof des trefflichen Karl August von Weimar, wo später sich die hervorragendsten Geistesheroen ganz Deutschlands zusammen finden sollten, einstweilen freilich sich ein tolles, jugendfrisch übermütiges Leben entfaltete. Indes in dem ernsten Drange der Verwaltungsgeschäfte, die Goethe bald als erster Beamter des kleinen Ländchens zu übernehmen hatte, klärte und vertiefte sich sein Wesen — wenn schon er das Amt, das ihm wenig angemessen, ja seiner kaum würdig war, nach wenigen Jahren niederlegte. Seine Ministeraufgabe führte ihn auch zum genaueren Studium der Naturwissenschaften, das gleichfalls objektivierend und beruhigend auf ihn einwirkte. Allerdings fand er zunächst in diesen Übergangsjahren nur Zeit zu kleineren poetischen Spielereien und einzelnen schönen lyrischen und epischen Gedichten; aber bald begannen ihn mächtige Pläne zu bewegen; und daß er den Sturm und Drang überwunden und von sich abgestreift, bewies die klassische Schönheit seiner, 1779 zum erstenmale aufgeführten, später vielfach umgearbeiteten „Iphigenie". — An Goethes Jugendwerke knüpfte eine große Zahl junger Dichter an, von denen aber die meisten das Lärmen, Schimpfen und Fluchen für den besten Teil des Dichtergenius hielten. Zu jener Zeit machten sie viel Aufsehen, jetzt sind sie fast alle vergessen oder doch nur dem Namen nach bekannt, wie Lenz, der Goethe gleichberechtigt zu sein glaubte und an seiner thörichten Eitelkeit zu Grunde ging. Der einzig bedeutendere unter ihnen war Maximilian Klinger. Er strebte für Deutschland die Schöpfung des politischen Lustspieles, dieses volkstümlichen Agitationsmittels, an. Freilich gelang ihm dies nur in geringem Maße, und seine Dramen gleichen den Wutausbrüchen eines Wahnsinnigen. Durch die harte Schule des Lebens geläutert, kam Klinger als Vorleser an den Petersburger Hof, wo er sich der Romandichtung widmete.

Gleichzeitig, d. h. im Beginne der siebziger Jahre, wurde zwischen einer Anzahl junger Dichter in Göttingen der Hainbund gestiftet, welchem Hölty,

---

1) Ode: „die Freiheit"; und „Siegesgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert".

Bürger, Fritz Stolberg, Voß, Claudius angehörten, und der seine Dichtungen im „Musenalmanach" niederlegte. Obwohl seine Mitglieder Klopstock als vorzugsweise vaterländischen Dichter zu ihrem Patron erkoren, dichteten sie doch, viel volkstümlicher als dieser, einfach natürliche Lyrik mit dem durch den Sänger des Messias streng verpönten Reim. Versehen mit ansprechenden und leicht singbaren musikalischen Weisen, gingen ihre Lieder vielfach ins Volk über und wurden diesem zum bleibenden Besitztume. So schlossen endlich Litteratur und Volk einen engen und segensreichen Bund, welcher jene natürlich und national, dieses edler, gebildeter, feiner empfinden machte. Die echteste Dichternatur unter den Poeten des Hainbundes war Bürger, dessen bessere Balladen so recht den mystischen und zugleich trotzig aufbegehrenden Geist jener Epoche wiedergeben, und dessen lyrische Schöpfungen unübertroffene Glut, Zartheit und glückerfüllte Lust vereint mit Wohllaut und Schmelz des Verses aufweisen. Leider brachen leidenschaftliche Herzenskämpfe, aus denen Bürger nicht ohne tiefe Schuld hervorging, sowie traurige äußere Schicksale vorzeitig die Blüte und Kraft seines Genius. Voß wirkte besonders durch seine treffliche Übersetzung des Homer (1777—1793), durch welche dieses unerreichte Ideal der epischen Dichtung zum erstenmale dem Verständnisse nicht allein des Volkes, sondern auch der meisten Gebildeten nahe gebracht und zugleich der Hexameter in die deutsche Poetik eingeführt wurde. Voß' eigene Idyllen fanden gleichfalls zu seiner Zeit vielen Anklang, haben sich aber nicht als von bleibendem Wert erwiesen.

Mehr als Klinger förderte Leisewitz das deutsche Trauerspiel durch seinen „Julius von Tarent," indem er dasselbe zum erstenmale auf das wirklich tragische Element der verhängnisvollen Verschuldung begründete und ihm so seinen wahren, tiefen Inhalt gab. Leider zeugt die Form vielfach von der poetischen Roheit der Sturm- und Drangperiode. „Julius von Tarent" hat dann wesentlichen Einfluß auf die Jugenddramen Schillers geübt.

So durchaus revolutionär, so glühend tyrannenfeindlich, so lebhaft begeistert für die Freiheit war kein Dichter jener Zeit, wie eben Friedrich Schiller, der in engen Verhältnissen und unter unmittelbarem Drucke kleinstaatlicher Tyrannei aufgewachsene Titane. Der ganzen kastenartig gegliederten, steifpedantischen Gesellschaft des Jahrhunderts erklärten seine „Räuber" den Krieg. „Fiesko" verherrlicht die republikanische Gesinnung, die über frevelhaft eigennützigen Ehrgeiz den Sieg davon trägt. „Kabale und Liebe" bedeutet dann die unmittelbare Anwendung der „Räuber" auf Ort und Zeit, innerhalb deren Schillers Jugend sich abgespielt hatte. Es ist das tragische Seitenstück zum Lustspiele des Aristophanes, zu Beaumarchais' Figarokomödien. Man mag über den dramatischen Wert der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" urteilen, wie man wolle — politisch sind sie von größter Bedeutung, sowohl als Symptome wie durch ihre Folgen für die Gesinnung aller Schichten des Volkes. Die tiefe Verbitterung, die seelische Zerrissenheit, welche sich in den ersten Dramen Schillers zeigen, spiegeln sich auch in seinen frühesten Gedichten

wieder, in den Liedern an Laura, „Männerwürde“, der „Kindesmörderin“ u. a. m. Des älteren Körner Freundschaft, die ihm 1785 in Leipzig und dann in Dresden eine Stätte gab, verlieh dem jungen Dichter eine reinere, heiterere, zuversichtlichere Stimmung. Jetzt schafft er den „Don Carlos“, dessen eigentlicher Held Marquis Posa ist, der besonnene und gemäßigte, nicht himmelstürmende, sondern mit der Wirklichkeit rechnende Idealist. Auch die gebundene Form dieser großen Tragödie erweist den Bruch des Dichters mit dem grellen Natürlichkeitsstreben der Jugendzeit. Der 1786 entworfene „Geisterseher“, ein Tendenzroman, der sich wider die Geheimbündelei und die jesuitische Propaganda richtet, zeigt andrerseits, in wie eminenter Weise sich Schiller stets für die großen politischen Richtungen und Ereignisse der Gegenwart interessierte.

Den wesentlichsten Einfluß auf Schiller, wie auf den gesamten Entwickelungsgang des deutschen Geisteslebens hat der mächtige Reformator der Philosophie, hat Kant geübt. Von ihm datiert nicht nur die neuere Epoche der Philosophie, sondern zum großen Teile die Denkungsart des neuen Deutschlands überhaupt. Das Vorherrschen reiner und vernünftiger Kritik, der feste moralische Untergrund, das Gewinnen eines edlen und maßvollen Ideals, das als unendlich entfernt und eben deshalb als Gegenstand endlosen Strebens angesehen wird: alles das dankt das vormärzliche Deutschland diesem tiefen und herrlichen Geiste, der wie ein gewaltiger Eckstein an der Schwelle eines neuen Zeitalters steht. Die Wirksamkeit Kants ist deshalb von hervorragender historischer Bedeutung und reicht weit über die quantitativ engen Grenzen seiner rein philosophisch-wissenschaftlichen Wirksamkeit hinaus.

Bis dahin hatte die Philosophie dogmatisch über die wichtigsten Fragen des Daseins geurteilt, ohne die Grundlage ihrer Urteile, die Vernunft an sich, die „reine Vernunft“ — wie Kant sagt — zu untersuchen. Sie hatte zwar äußerlich die Formen des Denkens betrachtet, aber das Wesen desselben gründlich zu erforschen hatte sie nicht unternommen. Die einen hatten die Gültigkeit der reinen, nicht mit der sinnlichen Erfahrung operierenden Vernunft ohne weiteres vorausgesetzt, die anderen hatten sie schlechthin geleugnet. Von diesem letzteren, skeptischen Standpunkte ging Kant aus, um die Möglichkeit der rein deduktiven Erkenntnis, aber auch deren Grenzen als notwendige Gesetze nachzuweisen.

So spät auch Kant in der Heimat Anerkennung fand — er zählte 46 Jahre, als er (1770) an seiner vaterstädtischen Universität Königsberg zum ordentlichen Professor ernannt wurde — er blieb ihr beständig treu und hat alle noch so glänzenden Berufungen nach anderen Orten abgelehnt. Lebhafter Sinn für persönliche Unabhängigkeit verband sich bei ihm mit fast pedantischer Hingabe an die pünktlichste Gesetzmäßigkeit. Er war ein vorzüglicher Patriot, besonders begeistert für Friedrich II., der freilich, in seiner leichten französischen Philosophie befangen, nie etwas von ihm erfuhr. Trotzdem hat Kant später die Berechtigung der französischen Revolution vollkommen anerkannt und prophetischen Sinnes ihre segensreichen Wirkungen gewürdigt, ohne ihre Ausschreitungen zu billigen.



Schiller.

Nach dem von Johann Heinrich Tischbein Ende 1781 oder Anfang 1782 in Stuttgart gemalten Bilde.
(Im Besitz des Herrn Geh. Sanit.-Rats Dr. Schmidt in Kassel.)

Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß die gesamte deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts in engem Zusammenhange steht mit demjenigen Staate, der zur Aufrichtung des neuen Deutschlands bestimmt war — mit Preußen. Leibnitz war ein häufiger und gern gesehener Gast am preußischen Hofe, er wurde der Gründer der dortigen Akademie der Wissenschaften. Auf dem Lehrstuhle einer preußischen Universität entwickelte Wolf seine gemeinverständliche Philosophie, er hatte Friedrich Wilhelms I. Unduldsamkeit, Friedrich des Großen Gunst zu erfahren. Kant brachte sein ganzes Leben in dem Stammlande der preußischen Monarchie zu, seine eigene Entwickelung tritt in genaueste Verbindung mit den inneren Ereignissen der preußischen Geschichte.

Nach deutlich bewußten Grundsätzen zu erkennen, jeden Akt des Denkens, jedes Urteil in der klaren Überzeugung sowohl von dessen Möglichkeit wie von dessen Notwendigkeit zu vollziehen: das ist das eigentliche Wesen der Kantschen Philosophie; dadurch schulte er die Intelligenz seiner Nation. Nach ebenso deutlich erkannten Grundsätzen der Moral in allen Punkten zu leben, jede Handlung gemäß dieser Grundsätze unentwegt zu vollziehen und mit der Überzeugung von dieser Richtigkeit zu begleiten: das ist seine Vorschrift für das Thun; dadurch stellte er seiner Nation das sittliche Ideal auf.

Die vermehrte Tiefe und Einsicht des deutschen Geistes, das Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit, die doch zugleich im Bereiche der Kunst sich läutern und veredeln, der Strom genialer Schöpferkraft — wie sie sich in der deutschen Dichtkunst und Philosophie geltend machten — traten mit mächtiger Anregung auch in den eigentlichen Künsten hervor. Zunächst in der Musik. Die Zeit der klassischen deutschen Dichtung ist auch die der klassischen deutschen Musik, wo diese ihre Herrschaft über die gesamte zivilisierte Welt ausdehnt. Wolfgang Amadeus Mozart hieß der große Meister, der mit einem Schlage die Tonkunst weit über die leichten Tändeleien der italienischen Oper und andrerseits über die gleichförmigen und steifen Schöpfungen Glucks erhob. Mit Recht hat man Mozart mit Rafael Santi verglichen, nicht nur in der heiteren und unverbrüchlichen Harmonie verklärter und bezaubernder Schönheit, zu der unter ihren Händen jeder Stoff sich gestaltete, sondern auch in der Frühreife und Kürze des ihnen vergönnten Lebens. 1756 zu Salzburg geboren, starb Mozart schon im Jahre 1791, noch zwei Jahre jünger als der große Maler von Urbino: glücklicherweise erst, nachdem er die Welt mit einer reichen Fülle der glücklichen, süß sprudelnden Erzeugnisse seiner liebenswerten, liebeerfüllten, heiter begeisterten Künstlerseele beschenkt hatte. Mozart war es noch vergönnt, den jungen Riesen kennen zu lernen, der dann die Musik in ungeahnter Weise bis auf den Höhepunkt genialer Größe entwickeln sollte: Ludwig van Beethoven, der, im Jahre 1770 geboren, wenigstens in seinen Entwickelungsjahren noch dieser Epoche angehört.

Länger dauerte es, bis diese Einwirkung sich auch auf die bildenden Künste erstreckte. In der Malerei trat sie noch am ersten hervor in Jakob Asmus Carstens, dem erst in neuester Zeit hinreichend gewürdigten Künstler

aus Schleswig. Er gab der deutschen Malerei Großartigkeit der Komposition, Verbindung der klassischen Schönheit mit lebensfrischer Natürlichkeit zurück — alles Eigenschaften, wie auch die gleichzeitige deutsche Dichtung sie zeigt. Die denkbar ungünstigsten Lebensverhältnisse sowie der Neid und die Eifersucht, welche Carstens von seiten untergeordneter Zeitgenossen fand, haben, wenn nicht seine innere künstlerische Entwickelung, so doch sein künstlerisches Schaffen leider sehr beeinträchtigt.

In minderem Maße als Wissenschaften und Künste, aber doch nicht unbedeutend, hoben sich auch Gewerbefleiß und Handel in Deutschland, begünstigt von dem langen ungestörten Frieden von 1763 bis 1792. Die Leinwandweberei, die Tuchfabrikation standen damals in Deutschland verhältnismäßig höher als jetzt. Die Baumwollmanufaktur behauptete den ersten Rang nach der englischen. Die Stahl- und Pulverfabrikation war in hoher Blüte. Die Berliner und zumal die Meißener Porzellane waren in der ganzen Welt berühmt und wurden in Menge ausgeführt. Demgemäß wuchs der Geldvorrat in Deutschland vom Beginne des 18. Jahrhunderts bis 1790 um das Vierfache — man schätzte ihn auf eine Milliarde Thaler — während die, freilich beträchtlichen, Abgaben der Unterthanen sich seit jener Zeit meist nicht sehr vermehrt hatten. Auch in die Münzverhältnisse wurde endlich Ordnung gebracht. In Österreich und Süddeutschland herrschte der sogenannte Konventionsmünzfuß, zwanzig Gulden auf die Mark Silber, in Westdeutschland der 24-Guldenfuß, während Brandenburg-Preußen seinen eigenen Münzfuß besaß, der dann in ganz Deutschland anerkannt worden ist, nämlich 21 Gulden oder 14 Thaler auf die Mark. Das politische Interesse nahm in Deutschland, zumal seit den siebziger Jahren, bedeutend zu. Damals entstanden zahlreiche große Zeitschriften, welche sich auch mit den politischen und sozialen Fragen der Zeit beschäftigten: Schlözers „Briefwechsel", Meiners' und Spittlers „Göttingisches historisches Magazin", J. A. Reuß' „Staatskanzlei", Wielands „Teutscher Merkur", Dohms und Boies „Deutsches Museum", dann Biesters „Berliner Monatsschrift". Die Werke Montesquieus und Rousseaus, der amerikanische Freiheitskrieg, das liebevolle Studium der antiken Volksstaaten wirkten darauf ein. Dichter und Politiker ergingen sich in dröhnenden, freilich oft noch kindischen Zornesreden gegen Herrscherwillkür, Beamtenmißbräuche, übertriebene Vorrechte des Adels. Man gönnte sich das harmlose Vergnügen, in der Theorie für Gleichheit und Freiheit zu schwärmen; man weinte bittere, aber bald versiegende Thränen, daß diese Grundsätze in Deutschland keine Aussicht auf nahe Verwirklichung hätten. Die endlose Zersplitterung Deutschlands, der schroffe Gegensatz der Interessen zwischen den protestantischen und katholischen, den weltlichen und geistlichen, den fürstlichen und reichsstädtischen Staaten kam der Preßfreiheit zu gute. „Was hier nicht passieren darf," hören wir sagen, „passiert zehn Meilen weiter und wird von der Messe frei herein gebracht." Einzelne Stände machten sich geradezu zu Beschützern der Publizistik. Es wurde hier doch auch viel Besonnenes und Gediegenes gesagt,

gemäßigt freiheitlichen Anschauungen bei Fürsten und hohen Staatsdienern Eingang verschafft, roher Gewalt Schrecken eingeflößt.

Den Beherrschern der beiden deutschen Großstaaten kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie für die verheißungsvolle Entwickelung des deutschen Volksgeistes kein Auge hatten — der so viel jüngere Josef II. ebensowenig, wie vor ihm Friedrich von Preußen. Anstatt die geistigen Interessen der Nation zu fördern und zu begünstigen, anstatt das Kaisertum durch Verfolgung einer wahrhaft deutschen Politik wieder volkstümlich und dadurch auch einflußreich zu gestalten, anstatt Österreich durch verhältnismäßige Handelsfreiheit auf materiellem Gebiete mit dem „Reiche" zu verbinden: hat Joseph II. eine engherzige, partikularistisch österreichische, ja antideutsche Politik verfolgt, hat die Erbländer draußen mit fremdsprachlichen Erwerbungen zu vergrößern gesucht, im Reiche den letzten Rest des kaiserlichen Einflusses nur zu dynastischen Zwecken ausgebeutet, und zwar ohne jede Rücksicht auf Gesetz, Recht und Verträge.[1]) Seine Staaten schloß er durch Annahme und Überbietung des preußischen Zollsystems kommerziell nicht weniger streng von dem außerösterreichischen Deutschland ab, als auf geistigem Gebiete durch seine gegen jede Art politischer oder religiöser Selbständigkeit unerbittliche Zensur, die dann mit der auch dem Landesherrn gegenüber gestatteten Freiheit persönlicher Schmähung in seltsamem Gegensatze steht. Josef II. hat den Bruch zwischen dem habsburgischen Kaisertume und den wahrhaft nationalen Elementen in Deutschland zu einem unheilbaren gemacht; er hat damit den kosmopolitischen, vaterlandslosen Sinn, der gerade die höchstgebildeten und höchstbegabten Männer Deutschlands zu beherrschen drohte, nach Kräften gefördert. Was noch an patriotisch Denkenden vorhanden war, das hat er, wider seinen Willen, auf Preußen als den einzig möglichen Mittel- und Vereinigungspunkt, hingewiesen.

Seit dem Tode Maria Theresias machte sich des Kaisers Raubpolitik im Reiche doppelt fühlbar. Mit allem Nachdruck arbeitete er darauf hin, dem bayrischen Hause die Hochstifter Köln und Münster, die diesem seit zwei Jahrhunderten gehörten, zu entreißen, indem er seines jüngsten Bruders, Erzherzog Maximilian, Wahl zum Koadjutor derselben betrieb; so hoffte er den österreichischen Einfluß im Nordwesten Deutschlands und zugleich im kurfürstlichen Kollegium zu befestigen. Vergebens leistete Friedrich II diesen Bestrebungen diplomatischen Widerstand; da er nicht bis zum Versprechen gewaffneter Unterstützung schreiten wollte, unterlag die anti-österreichische Partei in beiden Bistümern. Außerdem aber machte man Maximilian zum Hoch- und Deutschmeister! Für andere Prinzen des lothringisch-habsburgischen Hauses wurde mit Versprechungen und Geld um sonstige Fürstentümer geworben. Als Kaiser Joseph im Jahre 1783 ein veraltetes Recht wieder belebte, indem er

1) A. Schmidt, Geschichte der preußischen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich des Großen (Berlin 1851). — L. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (2 Bde., Berlin 1871/72). — E. Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates (Bd. II, Gotha 1888).

eigenmächtig eine Menge von Panis- oder Brotbriefen erteilte, wodurch den damit Begnadigten ihr Unterhalt ohne weiteres auf die geistlichen Stellen angewiesen wurde; als er willkürlich den österreichischen Teil der Diözese Passau von diesem Bistum loslöste: vereinigten sich die geistlichen Fürsten mit den protestantisch-weltlichen zum Widerstande gegen ihn. Die Klagen, welche der Papst gegen die kirchlich reformierenden Bestrebungen Josefs erhob, trugen noch mehr dazu bei, die geistlichen Fürsten, die bisher die festeste Stütze Habsburgs im Reiche gebildet hatten, auf die Seite der Opposition zu drängen. Friedrich II., der mit der größten Besorgnis jedem Schritte der kaiserlichen Politik gefolgt war, sah mit Freuden die Wendung der Dinge, die er zu gunsten der preußischen Hegemonie in Deutschland auszunutzen gewillt war.

Markgraf Karl Friedrich von Baden und sein Minister Edelsheim faßten zuerst (1783) den Gedanken einer Fürsteneinung, die, zum Widerstande gegen die österreichischen Pläne, sich entweder an Frankreich oder an Preußen anlehnen sollte.[1]) Am Potsdamer Hofe war es besonders der präsumptive Thronerbe, des Königs Neffe, Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen, welcher das Projekt eines solchen Bundes, selbstverständlich unter preußischer Führung, eifrig förderte. Der gut deutsch gesinnte Karl August von Weimar, ja der Kurfürst von Mainz, des Reiches Erzkanzler, interessierten sich lebhaft für dasselbe.[2]) Friedrich II. war ihm gleichfalls sehr günstig gesinnt, doch glaubte er einstweilen nicht hervortreten zu dürfen, sondern die Fürsten an sich herankommen zu lassen, gerade um sie nicht durch Besorgnis vor ehrgeizigen Plänen Preußens zu erschrecken. Er setzte damals auf die meisten von ihnen wenig Vertrauen und sah überhaupt die Zukunft Preußens im schwärzesten Lichte.[3])

In der That war die Mehrzahl der deutschen Fürsten für die Ausführung der Union noch keineswegs reif, vielmehr verfolgte ein Teil von ihnen die Triasidee, die ja auch in den neueren Zeiten vielfach aufgetaucht ist: mit Ausschluß von Preußen und Österreich einen besonderen Bund der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu errichten, der sich naturgemäß an Frankreich angelehnt hätte. Es mußten erst noch weitere Ereignisse sowohl die Reichsstände als auch Preußen zu größerem beiderseitigen Entgegenkommen veranlassen.

Josef II. gedachte die russische Freundschaft zur endlichen Ausführung seines Lieblingsplanes, der Vertauschung des fernen und lästigen Belgiens mit dem nahen Bayern, zu benutzen. Kurfürst Karl Theodor, der in den österreichischen Niederlanden aufgewachsen war, den der ihm verheißene Titel eines burgundischen Königs reizte, und der überdies eine ungleich größere Menge von Unterthanen und Einkünften erlangt haben würde, war leicht gewonnen

1) Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden (1783—1806), herausgegeben von Erdmannsdörffer, Bd. I (Heidelberg 1888).

2) J. G. Droysen, Karl August und die deutsche Politik (Jena 1857).

3) Man sehe sein „Politisches Testament“ von 1782 in der Histor. Ztschr. N. F. Bd. 24 (1888), S. 255 ff.

(Sommer 1784). Die Schwierigkeit war hauptsächlich, des kinderlosen Karl Theodor nächsten Agnaten und Erben, Karl II. von Zweibrücken, zur Einwilligung zu bestimmen, der einstweilen dem Kaiserhofe noch sehr fern stand.

Dieses Projekt steigerte die Besorgnis vor des Kaisers um sich greifender Macht in ganz Deutschland bis zu höchster Aufregung. Es schien klar, daß, wie ein süddeutscher Minister sich ausdrückte, nach der Besitznahme Bayerns Österreich der „reizenden Versuchung", sämtliche süddeutsche Bistümer und Reichsstädte einzuverleiben, nicht werde widerstehen können, und daß dann diese Ländermassen, mit Vorderösterreich, Tirol und der Lombardei vereint, einen übergewaltigen Druck auf die noch übrigen Stände links des Mains ausüben würde. Zumal Friedrich II. meinte, einer solchen „Verknechtung" Deutschlands unter allen Umständen vorbeugen und zu diesem Behufe Preußen aus seiner bisherigen Isolierung ziehen zu müssen. Die allgemeine Lage schien ihm weit günstiger als zwei Jahre vorher, die Zarin viel weniger zu fürchten.[1]) Im Oktober 1784 entwarf er selbst ein „Projekt eines deutschen Fürstenbundes, nach dem Muster des Schmalkaldischen": alle Fürsten, geistliche wie weltliche, katholische wie protestantische, sollten sich vereinigen, um den Kaiser an dem gänzlichen Umsturze der deutschen Verfassung zu verhindern. Der 72jährige Greis trieb seine Minister, von denen nicht alle mit dem Plane übereinstimmten, zu rastloser Thätigkeit für das Bundesprojekt an. Höchst erwünscht war es ihm, daß der Herzog von Zweibrücken nicht nur seine Zustimmung den österreichischen Absichten völlig versagte, sondern geradezu den Schutz Preußens gegen dieselben anrief (Januar 1785). So gewann Friedrich die Möglichkeit, mit Wahrung voller Uneigennützigkeit die Beihilfe der Reichsfürsten gegen die russisch-österreichische Gewaltpolitik und Übermacht anzurufen.

Er fand bei dem mächtigsten Stande, dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover, volle Zustimmung, da dieser einerseits die vom Kaiser beabsichtige Erwerbung des Bistums Hildesheim für Erzherzog Maximilian sehr ungern sah, andrerseits der in Hannover sehr mächtige Minister von Hardenberg überhaupt die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten von Österreich nicht anders wahren zu können meinte. Dem Rate der hannoverschen Staatsmänner entsprechend[2]), beabsichtigte Preußen zunächst ein Bündnis der drei mächtigsten unter den nicht unmittelbar beteiligten Kurstaaten, also Brandenburgs, Hannovers und Sachsens, herbeizuführen; später könnten sich dann so viele andere Fürsten, wie wollten, anschließen. Denn mit jedem einzelnen über ein noch Unfertiges zu verhandeln, wurde mit Recht als unmöglich und aussichtslos betrachtet. Es war ein ähnlicher Gedanke, wie er 1849 das Projekt des Dreikönigsbundes hervorrief.

Im Juni 1785 traten zu Berlin die Bevollmächtigten der drei Länder

---

1) In diesem hoffnungsfreudigeren Sinne spricht sich Friedrich in seinen politischen Betrachtungen vom November 1784 aus; s. Hist. Zeitschr. a. a. O.

2) K. Gödeke, Hannovers Anteil an der Stiftung des deutschen Fürstenbundes; Archiv d. histor. Vereins f. Niedersachsen, 1847.

zusammen, und am 23. Juli ward der grundlegende Vertrag des deutschen Fürstenbundes geschlossen zur gemeinschaftlichen „Aufrechterhaltung und Befestigung des Reichssystems". Die öffentlichen Artikel lauteten rein defensiv auf Beschützung der Gerechtsame der Reichsstände und der Ordnungen der Reichsverfassung. In den geheimen Artikeln aber verpflichtete man sich geradezu, jedem ungerechten Ländertausche in Deutschland sowie der Säkularisation und Zergliederung von geistlichen Stiftern gemeinschaftlich Widerstand zu leisten, und zwar jeder der drei Kontrahenten mit 15 000 Mann.

Vergebens bemühte sich der Wiener Hof, der Ausbreitung des Fürstenbundes entgegen zu arbeiten, indem er denselben als eine reichsverfassungswidrige Landfriedensstörung, den katholischen Ständen noch besonders als ein Unternehmen protestantischer Propaganda darstellte. Da man von Wien aus das Projekt des bayrisch-belgischen Tausches nicht leugnen konnte noch wollte, machten solche Vorstellungen wenig Eindruck. Selbst die vielfach verbreitete Abneigung gegen Preußen trat vor der Furcht vor Österreichs Allmacht zurück. Man erinnerte sich gern der Uneigennützigkeit und Wirksamkeit von Friedrichs Auftreten im Bayrischen Erbfolgekriege. Außer Württemberg und Oldenburg schlossen sich alle größeren weltlichen Stände dem Bunde an — auch Karl II. von Zweibrücken — und von den geistlichen ganz besonders Mainz, dessen Stimme die Mehrheit im Kurkollegium auf die anti-österreichische Seite brachte.

Was hatte nun Österreich durch das neue Alliansystem erreicht, dem Joseph mit so vielem Gepränge gehuldigt hatte und noch huldigte? Lediglich nichts. Dagegen hatte sich der ohnehin allzumächtige russische Nachbar noch mehr vergrößert, waren des Kaisers Absichten in den Niederlanden kläglich mißglückt, war im Reiche Österreich ganz isoliert worden und die Führung offenbar auf Preußen übergegangen. Friedrichs Politik hatte einen glänzenden Sieg nicht nur über Österreich, sondern zugleich über den Einfluß Rußlands und Frankreichs auf Deutschland davongetragen. „Ich denke, man muß weder der Sklave der Franzosen, noch der Österreicher, noch der Russen sein," schrieb er dem Minister Finckenstein. Die deutschen Gebiete schlossen sich zusammen, ohne sich doch, wie dies bisher stets geschehen war, an eine fremde Macht anzulehnen. Der Schwerpunkt des Reiches aber war von Wien nach Berlin verlegt; und da Preußen im Kurkollegium die Mehrheit beherrschte, konnte ohne seine Zustimmung kein Beschluß vom Reichstage gefaßt werden. Übrigens beschränkte Friedrich seine Absichten keineswegs auf den Wortlaut des Bundesvertrages, auf die von diesem präkonisierte Bewahrung der gegenwärtigen Reichsverfassung; vielmehr hegte er den Plan, den Bund selber an Stelle des Reiches zu setzen, Deutschland anders und kräftiger zu konstituieren unter Preußens Führung. Deutete er doch in seinen Entwürfen sogar an, daß man vielleicht in Zukunft eine Kaiserwahl überhaupt nicht mehr vornehmen werde, damit sich die Neugestaltung Deutschlands um so leichter und ungestörter vollziehen könne. Dieser weite und dabei echt nationale Gesichtspunkt war für den greisen König so sehr der entscheidende, daß er jeden Gedanken,

den Bund zu augenblicklichen territorialen Vergrößerungen Preußens zu benutzen, durchaus von sich wies. Um so weniger wollte er von einem Vorschlage des Kaisers hören, er möge die Einverleibung Bayerns in Österreich gestatten und sich dafür gleichfalls auf Kosten der benachbarten Kleinstaaten ausdehnen. Er faßte vielmehr die Weiterentwickelung der Union über sein eigenes nahes Lebensziel hinaus ins Auge und gab nur ungern den Gedanken auf, Militärkonventionen mit seinen Nachbarn abzuschließen, die gegen Sold ihre Truppen dem preußischen Heere einverleiben sollten. Ganz Deutschland wurde von dem Fürstenbunde erregt, Streitschriften für und wider denselben erschienen in großer Anzahl, zum Teil im Auftrage der Regierungen.

Der baldige Tod Friedrichs hat den von ihm gestifteten Fürstenbund nicht zur Thätigkeit kommen lassen. Derselbe verschwand wieder, ohne eine unmittelbare Einwirkung auf die politischen Ereignisse geübt zu haben. Allein die Thatsache, daß Preußen die Mehrzahl der mächtigeren Fürsten Deutschlands gegen den Willen und die Absichten des Kaisers um sich gesammelt hatte, diese Thatsache, die unverzüglich so tiefen Eindruck hervorgebracht, blieb unvergessen. Seitdem haben die Unionsbestrebungen Preußens nie ganz geruht und wurden von allen Gliedern der Nation als etwas Selbstverständliches und Unvermeidliches, mit Hoffnung oder mit Abneigung betrachtet.

Wie weit war die vorsichtige, sorgsame und dabei um nichts weniger thatkräftige Politik Friedrichs II. von dem lärmenden, anspruchsvollen und doch schwächlichen Verfahren Josephs II. verschieden! So feindselig der Kaiser auch dem preußischen Herrscher sich zeigte, so laut er auf seine Allianzen pochte, Friedrich fürchtete ihn nicht; denn Österreich werde zwischen den Bündnissen mit Frankreich und Rußland wählen müssen, da beide letzteren Staaten einander damals wegen der orientalischen und der nordischen Angelegenheiten feindlich gesinnt waren. So sei Preußen immer der anderen unter diesen Mächten gewiß. Der König befand sich deshalb in einer viel freieren und angenehmeren Lage, als in dem Jahrzehnt nach dem Siebenjährigen Kriege; er war, sozusagen, der Schiedsrichter der Lage. In der That zeigte es sich bei jeder Gelegenheit, daß Frankreich den Vergrößerungs- und Tauschplänen des Kaisers widerstrebte. Dagegen ließ ganz Europa Friedrichs bescheidener, friedlicher und doch fester Politik Gerechtigkeit widerfahren.

Gleiche Zurückhaltung beobachtete Friedrich auch in Hinblick auf die holländischen Wirren, obwohl dieselben nicht nur durch die unmittelbare Nachbarschaft beider Länder, sondern auch durch den Umstand, daß der Erbstatthalter Wilhelm V. eine Nichte des Königs geheiratet, dessen Einmischung gerechtfertigt hätten. Friedrich wollte sich hier eben nicht mit seinem möglichen Verbündeten gegen Österreich und Rußland, mit Frankreich überwerfen. Die Schwäche und verkehrte Politik Wilhelms hatten der alten aristokratisch-partikularistischen Partei wieder Kraft verliehen; und daneben hatten die Einwirkungen des amerikanischen Freiheitskampfes, an dem Holland sich unmittelbar beteiligt, eine revolutionär demokratische Partei geschaffen. So grundverschieden in

Georg Wilh. v. Probst, Leutn. u. Adj. d. Gen. v. Zieten.

Carl Heinr. v. Eichstädt, Leutn. u. Adj. d. Gen. v. Zieten.

Fr. Chr. Ludw. v. Zieten, Sohn Zietens, Leutn. im Reg. s. Vaters.

Herzog Friedrich v. Braunschweig.

Joh. Friedr. v. Lentz, Major d. Zietenschen Husaren-Reg.

Zieten.

Dietrich Gosvin v. Dolfs, Obrist u. Kommandant d. Gens d'Armes.

Prinz Ferdinand, Bruder des Königs.

Erich Magnus v. Wolfradt, Major u. Kommandant d. Zietenschen Hus.-Reg.

Der König.

Ludw. Friedr. v. Garten, Leutn. u. Adjutant d. Reg. Woldeck.

Der Prinz von Preussen.

Lewin Rudolf v. d. Schulenburg, Gen.-Major u. Kriegsminister.

Joach. Bernh. v. Prittwitz, Gen.-Maj. u. Inspektor d. Cavallerie.

George Friedr. v. Tempelhof, Maj. d. Artillerie.

Wichard Joach. Heinr. v. Möllendorf, Gen.-Leutn. u. Gouverneur.

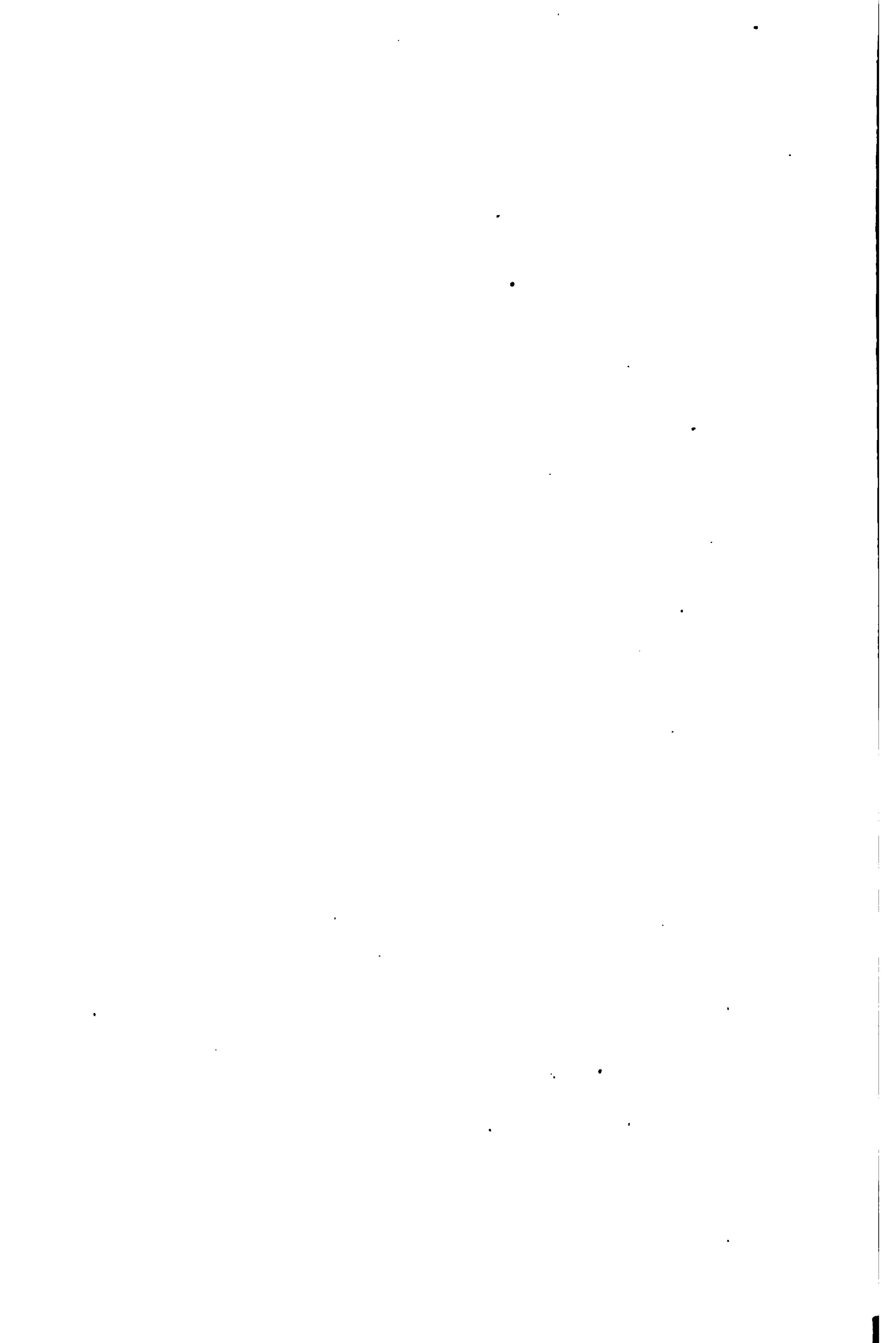
Schildwacht.

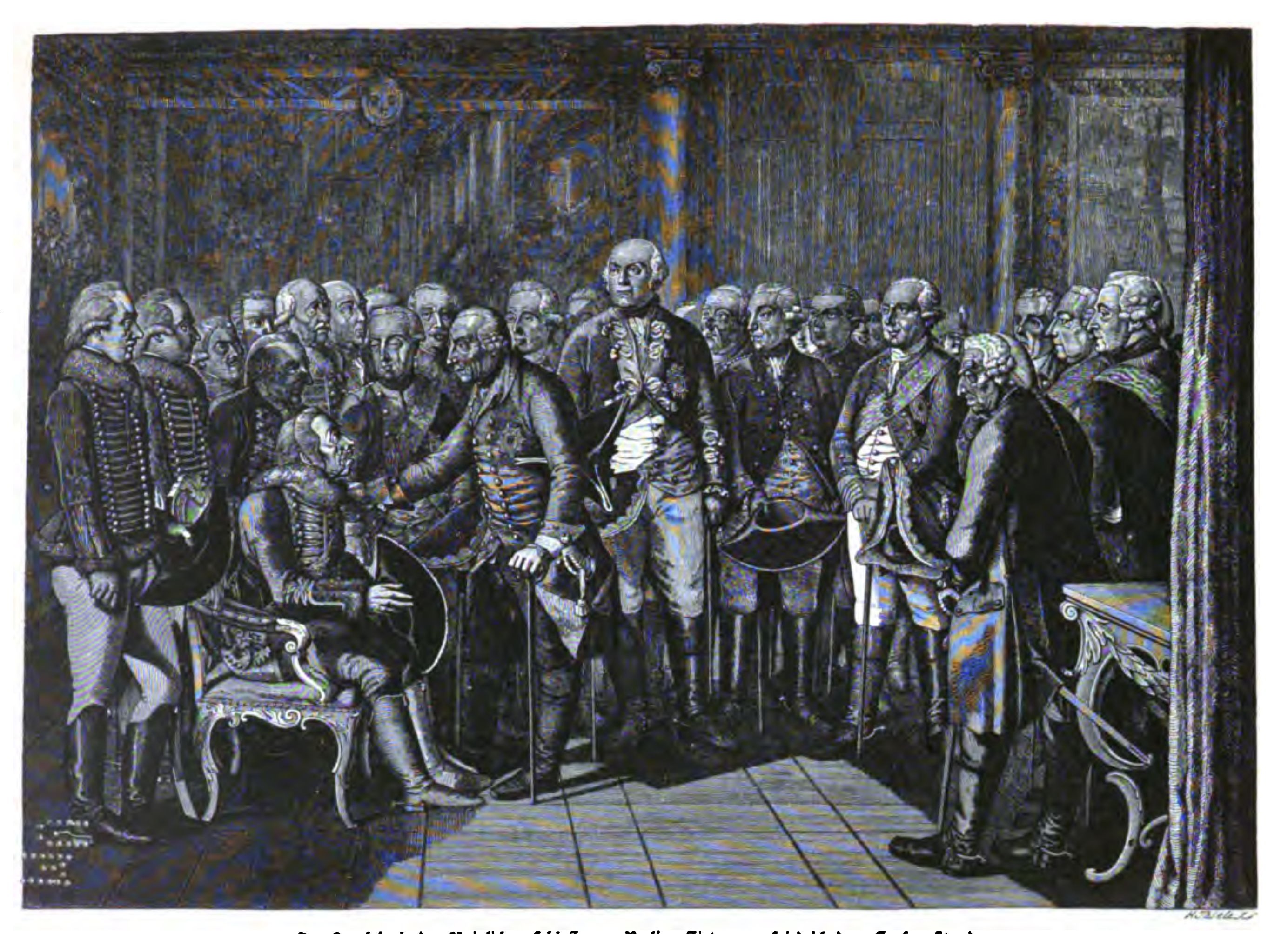
George Ernst von Holzendorff, Gen.-Major u. Chef d. Artillerie.

Carl Otto v. Wedel, Leutn. u. Adj. d. Reg. v. Woldeck.

Heinr. Gottlob v. Braun, Gen.-Leutn. u. Kommandant.

Friedr. Wilh. v. Wartenberg, Gen.-Leutn.





Im Parolesaale des königlichen Schlosses zu Berlin: Zieten vor Friedrich dem Großen sitzend.
Nach der Radierung von Daniel Chodowiecki (1726—1801).

ihrer Entstehung, ihren Ideen und Absichten auch diese beiden Faktionen waren, sie schlossen sich zu einer einzigen anti-oranischen Opposition zusammen, die sich mit dem wohlklingenden Namen der „Patrioten" belegte, und die sich auf Frankreich stützte. Nur mit Mühe erwehrte Wilhelm V. sich der vereinten Gegner, indem er Anlehnung an das soeben erst bekämpfte England suchte. Aber seit Josephs II. leidenschaftlichem Vorgehen gegen die Republik hatte der Einfluß Frankreichs, das sich derselben so kräftig angenommen und die Kosten des Friedens zum großen Teil aus eigenem Säckel bezahlt hatte, beträchtlich zugenommen, und als im November 1785 zu Fontainebleau zwischen Holland und Frankreich ein Bündnisvertrag unterzeichnet wurde, triumphierte in den Vereinigten Provinzen mehr und mehr die französische, die „Patrioten-partei". Vergebens rief der Erbstatthalter wiederholt und dringend die Hilfe Friedrichs II. an; dieser war nicht der Fürst, der die Interessen des Staates demjenigen der Familie zu opfern geneigt gewesen wäre.

Der Lebensabend des großen Königs verstrich einsam genug; er hatte wohl Gesellschafter, aber keinen Freund, keinen Verwandten oder Nahestehenden, der ihm die letzten Jahre verschönt hätte. Die Menschen schätzte er gering und behandelte sie demnach meist spöttisch und verächtlich. Seine trefflichsten Beamten, wie der unvergleichliche Brenckendorff, der wackere Oberpräsident von Domhardt und viele andere, mußten bittern Undank erfahren und starben zum Teil im Elend. Für das Wohl und die Größe des Ganzen war Friedrich unausgesetzt bemüht, die Einzelnen vermochten nicht mehr ihm Interesse einzuflößen. Die Gicht plagte ihn beständig, indem sie bald hier, bald da im Körper auftrat und oft den Gebrauch der Füße oder auch der Hände ganz unmöglich machte. Das Verhältnis zu seiner Gemahlin hatte sich gänzlich gelöst, wozu deren Reizbarkeit, Geistlosigkeit und Mangel an Takt[1]) ebensoviel beigetragen haben, wie seine Rücksichtslosigkeit. Ihre hauptsächliche Unterhaltung war das Spiel. Den Gatten sah sie nur wenige Male im Jahre: an ihrem Geburtstage, wo er in Galakleidung bei ihr erschien, und während des Karnevals, wo er dann und wann bei ihr speiste und ein- und zweimal bei ihrer Cour anwesend war. Trotz ihres lebhaften Wunsches, Sanssouci zu sehen, hat sie niemals nach Potsdam kommen dürfen! Selbst wenn Friedrich krank war, wurde es ihr nicht gestattet, ihn zu besuchen. In den letzten Jahren wechselte er überhaupt kein Wort mit ihr, sondern begnügte sich mit stummen Verbeugungen.

Dagegen war Friedrich ein sehr liebevoller Bruder, der für die jüngeren Mitglieder seines Hauses wahrhaft väterlich sorgte. Seine Zuneigung zu ihnen geht nicht nur aus seinen zahlreichen eigenhändigen Briefen an sie hervor, sondern auch aus der verhältnismäßig reichen Ausstattung, die er ihnen zu teil werden ließ. Aber er erntete damit nur Undank. Seine Brüder hegten gegen ihn den Neid beschränkter Geister gegen ein ihnen nahestehendes und doch unendlich überlegenes Genie. Am weitesten ging hierin Prinz Heinrich, dessen

1) Darüber sehe man nur: Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe.

Fähigkeiten ihm keineswegs das Recht gaben, mit der souveränen Verachtung, wie er sie bei jeder Gelegenheit zeigte, auf Friedrich herab zu sehen, der des jüngern Bruders Launen und Übelwollen mit Festigkeit, aber nie erschütterter Zärtlichkeit ertrug und unermüdet sich angelegen sein ließ, ihn wieder an sich zu fesseln. Den Siebenjährigen Krieg hatten die Brüder vollständig mißbilligt.[1]) Sie bespöttelten und verhöhnten beständig „Phaeton", wie sie den König nannten, von dem sie das Verderben der Dynastie und des Staates erwarteten. Wunderbar: während ganz Europa Friedrichs Genie anstaunte, konnte oder wollte dessen Familie allein dasselbe nicht verstehen. Heinrich zumal suchte während und infolge des Krieges geflissentlich in der Familie, am Hofe und selbst im Offizierkorps eine gehässige Opposition gegen den König groß zu ziehen. Man weiß, daß er zum Andenken an die Helden dieses Kampfes in Rheinsberg einen Obelisken errichtete, auf dem die Namen aller einigermaßen hervorragenden Offiziere prangten, nur Friedrich und dessen Günstling Winterfeldt fehlten in der Liste. Der Siebenjährige Krieg ohne Friedrich den Großen! Die Lächerlichkeit einer solchen Demonstration ist so groß, daß dieselbe offenbar nur auf ihren Urheber zurückfällt.

Man hat behauptet, Friedrich habe den Thronerben, seinen Neffen Friedrich Wilhelm, in Unwissenheit und Unkenntnis der Staatsgeschäfte erziehen lassen. Nichts ist unwahrer. Praktische und theoretische Ausbildung ging bei dem Knaben und Jüngling Hand in Hand.[2]) Er erhielt die besten Lehrer, genoß dann der Unterweisungen der tüchtigsten Staatsbeamten, nahm an den Sitzungen des Generaldirektoriums und der höchsten Gerichtshöfe teil, wurde mit wichtigen diplomatischen Sendungen beauftragt und begleitete den König auf dessen Zusammenkünften mit Kaiser Joseph II. in Neiße und Mährisch-Neustadt. Nicht Friedrichs Schuld war es, wenn der Neffe frühzeitig Denkfaulheit und Neigung zu liederlich verschwenderischem Leben zeigte und darüber mit dem Monarchen mehr und mehr zerfiel. Hier durfte derselbe nicht nachgeben. Der preußische Staat mit seinen weitzerstreuten, disparaten Provinzen, seiner stark angespannten Steuer- und Militärlast, seiner unnatürlichen Machtstellung unter so vielen bei weitem ausgedehnteren Reichen beruhte notwendigerweise zum größten Teile auf der persönlichen Befähigung des Herrschers und vor allem auf dessen ernstem Entschluß, sein ganzes Sein und Wesen der unausgesetzten Fürsorge für das öffentliche Wesen zum Opfer zu bringen. Daß nun der zukünftige König so ganz entgegengesetzte Wege einschlug, mußte Friedrich mit Kummer und Zorn erfüllen.

Seine übrigen Verwandten und Freunde sah er vor sich dahin sterben, wie das hochbetagter Greise Schicksal ist: so seine Schwester Ulrike von Schweden, seinen geliebtesten Neffen, des Prinzen von Preußen Bruder Heinrich,

1) Alb. Naudé, Aus ungedruckten Memoiren der Brüder Friedrichs d. Gr.; Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte I (1888), S. 231 ff.

2) S. M. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens seit dem Tode Friedrichs des Großen, Bd. I, Kap. 1.

alle seine litterarischen Vertrauten, den Lordmarschall Keith, seine Konzertmeister, seine Generäle Seydlitz, Fouqué, Ziethen. Er hat ihnen bittere und aufrichtige Thränen geweiht, die beweisen, daß sein Herz nicht so steinern war, wie es wohl damals schon geglaubt wurde. Sie durch neue Freunde ersetzen wollte und konnte der kränkliche, alte Herrscher nicht mehr.

Aber so trüb und einsam es auch um Friedrich wurde, so ungünstig sich mehr und mehr seine Gesundheit gestaltete: unermüdlich und rastlos bis zum letzten Atemzuge, mit großartiger und selbstverleugnender Pflichttreue war er in seinem Königsberufe thätig. Ein Beamter, der bis dahin sein Gegner gewesen war, wird von der lebhaftesten Bewunderung ergriffen, da ihm der 72jährige König, nachdem derselbe von 4 Uhr morgens an ununterbrochen gearbeitet, unzählige Menschen gesprochen und beschieden hatte, um 1/2 4 Uhr nachmittags noch zwei Stunden hindurch mit glänzender Frische und Geistesklarheit Instruktionen für den Konstantinopeler Gesandtschaftsposten in die Feder diktiert, als ob er sich sechs Monate hindurch nur mit türkischen Angelegenheiten befaßt hätte. Als ihm sein Leibarzt im Jahre 1781 riet, seine Revuereise nach Preußen zu verschieben oder zu unterlassen, antwortete er: „Doktor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige; ich will bis zu meinem letzten Augenblicke die Pflichten eines Königs erfüllen.“ Und doch nannte er sich „einen wandelnden Leichnam.“ Fünf Jahre früher hatte er an einen anderen unermüdlichen Arbeiter, an den 82jährigen Voltaire, geschrieben: „Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in acht nimmt, desto schwächer und empfindlicher wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist unterwerfen sich ihrer Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“ In den „Betrachtungen über die preußische Finanzverwaltung“, die er am 20. Oktober 1784 abschloß, stellte er noch ein großartiges Regierungsprogramm auf: „Das Staatseinkommen muß geheiligt und in Friedenszeiten ausschließlich dem Vorteil der Bürger gewidmet sein, sei es um wüste Grundstücke anzubauen, sei es um den Städten die Manufakturen zu geben, die ihnen fehlen, sei es endlich, um alle Einrichtungen solider und die Privatleute, vom Edelmann bis zum Bauern, wohlhabender und behaglicher zu stellen. Wenn dieses Staatseinkommen gut verwaltet wird, so kann man auch alljährlich einen Teil davon beiseite legen, um den Kriegskosten zu genügen und das arme Volk vor den Steuern zu retten, mit denen ein ungeschickter Souverän es in Kriegszeiten erdrücken würde. Jeder Fürst, der dieses Einkommen in Vergnügungen und schlecht angelegten Freigebigkeiten verschwendet, ist in seinen Handlungen weniger Souverän, als Wegelagerer, weil er solches Geld, das reine Blut der Völker, zu nutzlosen und oft lächerlichen Ausgaben anwendet.“ [1]) Und er handelte, wie er sprach. Noch im Jahre vor seinem Tode, im August 1785, wohnte er zu Pferde

1) Hist. Zeitschr. a. a. O. 263 ff.

den großen Manövern seiner schlesischen Truppen bei, trotz ungünstigen Wetters. Am vorletzten Revuetage blieb der von Gicht und Erstickungsanfällen geplagte Mann unter strömendem Regen, ohne Mantel, sechs Stunden im Sattel, mit schärfster Aufmerksamkeit die Bewegungen der Regimenter verfolgend. Aber schon einen Monat später stellten sich die Vorboten des Endes ein: trockener Husten, häufige Beklemmungen, Schlafsucht, endlich auch die ersten Anzeichen der Wassersucht. Da seitdem der König des Nachts früh erwachte, begann er seine Arbeit schon des Morgens um vier Uhr. Es war die Zeit der Organisation des Fürstenbundes. Dabei unterhielt er noch eine regelmäßige litterarische Korrespondenz mit dem Baron Grimm. Wahrlich, dieses Mannes Körper konnte den Leiden der menschlichen Natur erliegen, sein Geist niemals!

Die nächsten Monate, zumal seit dem März 1786, waren eine fast ununterbrochene Schmerzenszeit. Der beständige Husten machte dem Könige das Liegen unmöglich; er saß im Lehnstuhle, so viel als möglich vornübergebeugt. Seine einzige Erholung war, sich bei warmem Wetter für kurze Zeit auf den Balkon tragen zu lassen. Aber dieser gequälte, zusammengekrümmte Greis umfaßte noch den gesamten Staat mit seiner landesväterlichen Thätigkeit, ließ sich Fremde vorführen und las im Plutarch. Die Gewißheit des nahen Todes schreckte ihn nicht. Dem Herzoge von Cumberland sagte er scherzend: wenn derselbe einen guten Nachtwächter brauche, so bitte er sich dieses Amt aus, da er des Nachts vortrefflich wachen könne. Seinen Verwandten, Ministern und Generälen suchte er seinen hoffnungslosen Zustand möglichst zu verbergen, um Nichtachtung seiner Befehle und Nachlässigkeit im Dienst zu verhüten. Von der Wassersucht geschwollen und so angegriffen, daß er sich ohne fremde Hilfe nicht aus seinem Lehnstuhle erheben konnte, von Schmerzen geplagt, gab er doch nie das geringste Zeichen von Weh oder Ungeduld, behielt er eine ruhige und heitere Miene bei und plauderte mit seiner Umgebung auf das geistreichste von Politik, Litteratur, Geschichte, Landbau. Er scheint in den letzten Monaten seines Lebens milder und geduldiger gewesen zu sein, als je zuvor.

Am 15. August 1786 fertigte er mit schwacher Stimme, aber mit ungeschwächter Geisteskraft zum letztenmale die Staatsgeschäfte ab, darunter wichtige diplomatische Depeschen und die Disposition zu einem Manöver der Potsdamer Garnison, mit einer vollkommen richtigen und zweckmäßigen Anpassung an das Terrain. Am folgenden Tage nahm die Schwäche zu, er konnte kaum noch vernehmliche Worte äußern. Am nächsten Morgen, dem 17. August, um 2 Uhr 20 Minuten, entschlief Friedrich sanft und still. Sein einziger Genosse war sein Kammerdiener Strützki. Ruhig und geschäftsmäßig wie sein Leben hatte er auch sein Ende geordnet. Kein Priester war dem sterbenden Philosophen genaht, kein Gepränge hatte ihn umgeben: durch nichts wollte der König sich von anderen Sterblichen unterscheiden. Freilich, wehmütig ist es, den Helden, den wahren Gründer von Preußens Größe und damit von Deutschlands Einheit und Macht, so einsam und verlassen sterben zu sehen.



Nach dem Kupferstich, 1787,
von Joh. Friedr. Bause (1738—1814); Originalgemälde von Anton Graff (1736—1813).

Die treue Liebe der Angehörigen und Freunde, welche dem Ärmsten die letzten Lebenstage verschönt und das Ringen mit dem Tode erleichtert, blieb diesem gewaltigen Herrscher versagt. In spartanischer Entsagung hat er gelebt und gewirkt, in spartanischer Entsagung ist er verschieden. —

Friedrich ist im rechten Augenblicke für seinen Ruhm und seine Befriedigung gestorben. Bei seinem Tode war überall, auch in Deutschland, das Wehen einer neuen, veränderten Zeit zu spüren, welche mit den Überlieferungen des 18. Jahrhunderts bricht und ganz andersgearteten Gesichtspunkten folgt. In Deutschland wie in Frankreich, und doch in jenem wieder ganz verschieden von diesem. In Frankreich vollzog sich der Umschwung zumeist auf politischem Gebiete, diesseits des Rheines vorzugsweise auf geistigem und speziell litterarischem. So gründlich auch die Revolution die französischen Staatseinrichtungen umgestaltete, die Gesinnungen und Anschauungen der großen Mehrzahl der Franzosen tauchen doch aus dem Strudel jener Umwälzung als wesentlich die gleichen wieder auf. Schon Tocqueville hat darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn man die gründliche Vernichtung der Aristokratie ausnimmt, die Franzosen von 1815 eine überraschende allseitige Ähnlichkeit mit den Franzosen von 1789 zeigen. Wie ungeheuer verschieden ist dagegen der geistige Zustand des wissenschaftlich, litterarisch, künstlerisch befreiten, gebildeten, erhobenen und veredelten Deutschland um 1815 von der dumpfen kleinlichen Gesinnung, die ein halbes Jahrhundert früher den bei weitem größten Teil des deutschen Volkes erfüllte, beherrschte, gefesselt hielt. Ich meine, eine spätere Zukunft, die einst weitere Aussicht über diese Begebenheiten und ihre Folgen besitzt, wird die deutsche Geistesrevolution an Wichtigkeit der französischen Staatsumwälzung mindestens nicht nachstellen.

Ebensowenig aber dürfen wir verkennen, daß auf politisch-sozialem Gebiete die französische Revolution und die Napoleonischen Kämpfe auf Deutschland den segensreichsten Einfluß geübt haben. Die deutsche Geistesentwickelung, in ihrer dem staatlichen und überhaupt dem realen Wesen völlig abgekehrten Richtung war unvermögend, eine gründliche Besserung in den doch unleidlichen politisch-sozialen Zuständen des Volkes hervorzubringen. Ist doch der Deutsche von unbegrenzter Kühnheit in der Theorie, um dann zaghaft, wenn nicht gleichgültig, den ganz verschiedenen thatsächlichen Einrichtungen gegenüber zu stehen. Es ist vollständig falsch, wenn man behauptet hat: die französische Revolution habe den deutschen Verhältnissen nur geschadet, vielmehr würden dieselben sich ohne jene viel ruhiger, schneller und gedeihlicher in gemäßigt-liberaler Richtung entwickelt haben. Waren nicht alle noch so einfachen und notwendigen Reformversuche gescheitert? War nicht Kaiser Joseph damit völlig unterlegen? Hatte selbst ein Friedrich nur die Aufhebung der Leibeigenschaft durchgesetzt? Herrschte dieselbe nicht in fast ganz Deutschland? Wo war das geringste Anzeichen, daß man auf Abschaffung der kastenartigen Standesunterschiede, auf Beteiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, auf Beseitigung der Ungleichheiten im Steuerwesen und Militärdienste hin-

arbeitete? Begnügten Aufklärung, Romantik und Weimarianertum sich nicht ausschließlich mit der geistigen, abstrakten Freiheit? Weder in den politischen, noch den religiösen, noch den litterarischen Zuständen Deutschlands finden wir den geringsten Keim zu einer politisch-sozialen Neugestaltung. Alle neuen Errungenschaften der furchtbaren 24jährigen Wirren von 1792—1815: die Auflösung des morschen römischen Reiches, die kommunale Selbstverwaltung, die Gleichheit vor dem Gesetze, die Befreiung der Bauern, die allgemeine Wehrpflicht, die Einführung oder doch Zusage konstitutioneller Zustände, das Erwachen des politischen Sinnes im ganzen Volke — alles das ist der Einwirkung von jenseits der Vogesen zu danken. Den Boden hatte die deutsche Geistesarbeit geebnet und gelockert, aber die Keime wurden durch jene große französische Revolution hinein gelegt, deren üble Folgen für unser Vaterland verschwunden sind, deren segensreiche Errungenschaften aber für dasselbe noch heute fortdauern.

Zwölftes Kapitel.

Der amerikanische Freiheitskrieg und die Vorboten der französischen Revolution.

Während in einem großen Teile Europas die Regierenden bemüht waren, ihre Verwaltung mit den Forderungen des Zeitgeistes in Einklang zu setzen, fuhr Ludwig XV. fort, das Königtum durch die niedrigste und gemeinste Selbstsucht zugleich verhaßt und verächtlich zu machen und der immer lauteren und heftigeren Opposition gegen die königliche Vollgewalt täglich neue Waffen und neuen Grund zur Erbitterung zu geben.[1] An das Gestell der von den Symbolen der Tugend umgebenen Reiterbildsäule, die Ludwig sich selbst in Paris errichtet hatte, fand man die Verse angeschlagen:

„Das Bild muß wie der König sein,
„Ohn' Herz, ohn' Geist, ein Mensch von Stein."

Oder auch:

„O daß dies Monument von Grund zerstöret werde!
„Die Tugenden zu Fuß, das Laster hoch zu Pferde!"[2]

Nach dem Tode der Pompadour, am 15. April 1764, nachdem auch der Dauphin (1765), dessen zweite Gemahlin (1767) und endlich die Königin Maria Leszinska (Juni 1768) gestorben waren, hielt sich der Herrscher von jeder persönlichen Rücksicht befreit und gab sich — eine letzte Stufe der Erniedrigung der geheiligten Person des Monarchen! — einer ganz gemeinen Dirne hin, der vierundzwanzigjährigen, freilich bildschönen Johanne Vaubernier. Sie ward zum Scheine mit einem Herrn Dubarry vermählt, der sich den Grafentitel beilegte.[3] Über den alternden König gewann sie vollständige Herrschaft. Zwar Choiseul widersetzte sich nach Kräften dieser neuen Beeinträchtigung des ohnehin so gesunkenen und von allen Seiten bestürmten königlichen Ansehens — aber sein lobenswertes Bemühen sollte nur ihm selbst verderblich werden.

---

1) Jobez, Bd. VI. — Mémoires de L. de Bachaumont (Paris 1771, 6 Bde. 12.°). — Mémoires du duc de Choiseul-Stainville (Chanteloup 1778).

2) Il est ici comme à Versailles,
Il est sans coeur et sans entrailles.

Und:

Grotesque monument, infâme piédestal,
Les vertus vont à pied, le vice est à cheval.

3) Ch. Vatel, Hist. de Madame Dubarry (3 Bde. Versailles 1883).

Trotz des unglücklichen Ausganges des Siebenjährigen Krieges hatte Choiseul noch weitere sieben Jahre lang durch seine Liebenswürdigkeit, Gewandtheit und im ganzen vernünftige Politik sich dem Könige unentbehrlich gemacht und seine Stellung behauptet. Selbst der Tod seiner Beschützerin, der Pompadour, hatte seinen Einfluß kaum merklich erschüttert. Als Minister der äußeren Angelegenheiten und des Krieges herrschte er geradezu unbedingt über Frankreich. Diese hohe Stellung war keine unverdiente. Choiseul hatte den Vorzug, ein festes und wohl überlegtes politisches System zu besitzen und auszuführen. Es bestand in dem Gedanken, möglichste Freiheit und Versöhnlichkeit im Innern, nach außen Isolierung Englands, um baldigst an demselben wegen der im Siebenjährigen Kriege erlittenen Demütigungen Rache zu nehmen. In der inneren Verwaltung bethätigte Choiseul dieses System nicht nur in der Begünstigung der Parlamente und der Jansenisten, in der Bekämpfung des Jesuitismus, sondern auch indem er die Protestanten gegen die Verfolgungen, die fortdauernd über sie verhängt wurden, in Schutz zu nehmen suchte. Noch immer sandte man die Männer, die an religiösen Versammlungen teil genommen, für Lebenszeit auf die Galeeren, steckte man die Frauen in das Gefängnis, riß man die Tempel und Bethäuser nieder. Seinen ganzen Einfluß zu gunsten jener Unglücklichen aufgeboten zu haben, ist ein unvergängliches Verdienst Choiseuls; und obwohl er hierbei nicht nur seine Mitminister, sondern auch den ebenso bigotten wie sittenlosen König zu bekämpfen hatte, drang er doch in einzelnen Fällen durch. Um andrerseits England völlig zu vereinzeln, schloß er sich aufs engste an Spanien an, beschäftigte er die Russen durch die Türkei und pflegte mit den größten Opfern das österreichische Bündnis. Trotz der Not des französischen Schatzes wanderten nach wie vor die jährlichen Hilfsgelder von Paris nach Wien.[1]) In Erwartung der Ereignisse, welche den Angriff auf das schnöde Albion ermöglichen sollten, wußte Choiseul, ohne große Kosten an Geld und Menschen, einen wichtigen Gewinn für Frankreich herbeizuführen.

Die Insel Korsika befand sich wieder einmal in blutigem Aufstande gegen die kleinliche und drückende Herrschaft der Genuesen; die Freiheitskämpfer, unter dem heldenmütigen Pascal Paoli, besiegten ihre fremden Zwingherren vollständig. Unter solchen Umständen fand sich die altersschwache Republik Genua, die mit den kühnen Korsen jemals fertig zu werden verzweifelte, gern bereit, für zwei Millionen das lästige Besitztum an Frankreich zu verkaufen (15. Mai 1768). Aber Choiseul hatte nicht allein das Verdienst, diesen Vertrag zu stande gebracht zu haben, er traf auch so treffliche militärische Maßregeln, daß in einem Jahre die Korsen gänzlich unterworfen wurden, Paoli nach England entfliehen mußte (Juni 1769). Die französische Verwaltung wußte dabei verständig und fördernd aufzutreten, so daß die meisten

1) Vgl. Boutaric, La correspondance secrète de Louis XV. Bd. II, S. 107 f.

maßgebenden Familien der Insel, unter ihnen die Buonaparte, sich bald mit der neuen Herrschaft aussöhnten.

Unmittelbar nach diesem großen Erfolge unternahm Choiseul einen Schritt, durch den er nicht allein sein politisches System zu befestigen, sondern auch sich selbst eine unerschütterliche Stellung zu verschaffen gedachte. Im Frühjahr 1770 brachte er die Vermählung des jungen Dauphin Ludwig, ältesten Enkels des Königs, mit einer Tochter der deutschen Kaiserin, der noch fast kindlichen Erzherzogin Marie Antoinette, zu stande. Nun schien der österreichische Einfluß am Hofe von Versailles und damit die Herrschaft Choiseuls auf lange Jahre, noch über das Leben Ludwigs XV. hinaus, gesichert. Und doch folgte gerade diesem Ereignisse, diesem Triumphe des Herzogs sofort seine vollständige und endgültige Niederlage.

Es sind mehrfache Umstände, welche den Sturz des einst allmächtigen Ministers herbeiführten. Einer der wesentlichsten war die Fortdauer des Kampfes, welchen die herrschbegierige jansenistische Opposition des Parlaments gegen den königlichen Absolutismus eröffnet hatte. Wir erinnern uns, daß Choiseul selber mit Jansenisten und Parlamentariern im Bunde stand und jedenfalls nichts that, um sie zu bekämpfen. Vielmehr riet er dem Monarchen stets zu Milde und Nachgiebigkeit, was dem auf seine Allerchristlichste Krone überaus stolzen Ludwig XV. häufig schwer genug fiel. Allein je mehr Zugeständnisse man dem Richterstande machte, um so kühner wurde derselbe; nicht nur in Paris, auch in den Provinzen forderte er das Recht der Mitwirkung bei allen Finanzmaßregeln. Er hoffte jetzt, bei der Schwäche des Herrschers, der Unpopularität des Absolutismus, der geheimen Zustimmung des ersten Ministers, jene ungesetzliche Gewalt zu erlangen, die er in der Fronde vergebens angestrebt hatte. Alle Mittel, über welche die höchsten Gerichtshöfe verfügen konnten, wurden unbedenklich angewendet: bei mißliebigen Verfügungen des Hofes stellten sie ihre Thätigkeit ein, oder sprachen den königlichen Edikten jede Gültigkeit ab, oder setzten den Gouverneur ihrer Provinz in Anklagezustand. Da die Parlamente sämtlich fest zusammen hielten und auch die Untergerichte einmütig deren Beispiele folgten, glaubte die Regierung in den meisten Fällen nachgeben zu müssen. So befestigten sich die Ansprüche der hohen Gerichtshöfe auf finanzielle Mitverwaltung des Reiches, und damit wurde die Krone, die beständig in Geldverlegenheiten schwebte, noch abhängiger von denselben.

Am lebhaftesten war der Kampf, der im Jahre 1764 zwischen dem Parlament der Bretagne in Rennes und der Regierung ausbrach, wegen einer neuen Provinzialsteuer, die jenes zurückgewiesen hatte. Da dieselbe dennoch erhoben wurde, reichten die Parlamentsräte ihre Entlassung ein, und als die ganze Provinz für sie Partei nahm, ließ die Regierung, auf den Vorschlag des Gouverneurs, Herzogs von Aiguillon, die angesehensten unter ihnen, die beiden La Chalotais, Vater und Sohn, nebst vier Gefährten gefangen setzen. Aiguillon bildete aus einigen übel berüchtigten Juristen ein neues bretagnisches

Parlament, das aber von allen Seiten heftigem Widerstande begegnete. Endlich thaten sich sämtliche übrigen hohen Gerichtshöfe zusammen, um dem Könige über diese Zustände die energischsten Vorstellungen zu machen: und nun gab auch hier der König nach. Aiguillon mußte auf sein Gouvernement verzichten, und man begann Unterhandlungen, um das frühere Parlament wieder herzustellen (1768).

Mit ihnen beauftragte der König seinen neuernannten Kanzler, René von Maupeou. Geboren im Jahre 1714, als Abkömmling einer alten Richterfamilie, Sohn des ersten Präsidenten des Pariser Parlamentes und späteren Vizekanzlers, war Maupeou mit allen Feinheiten und Winkelzügen der parlamentarischen Politik auf das genaueste vertraut.[1]) Er war ein geistvoller Mann, unerschöpflich an Hilfsquellen, gewandt in jeder Art Intrigue; obwohl juristisch ohne tiefere Bildung, doch praktisch ein unermüdlicher Arbeiter, voll festen Willens und nicht ohne die Fähigkeit großer und umfassender Konzeptionen; dazu ehr- und habgierig, ohne Skrupel und moralische Bedenklichkeiten. Er ward der furchtbarste Gegner der Parlamente und würde einen neuen, juristisch zuverlässigeren und dabei politisch schmiegsameren Richterstand gegründet haben, wenn Ludwigs XV. Denk- und Willensträgheit es ihm gestattet hätte. Schon zwei Jahre vor seiner Erhebung an die Spitze der französischen Magistratur hatte er dem Könige eine Rede in den Mund gelegt, in der die politischen Ansprüche der höchsten Gerichtshöfe mit vollem Rechte zurück- und dieselbe auf ihre ausschließlich richterlichen Befugnisse hingewiesen wurden. Die in dieser Ansprache entwickelte staatsrechtliche Theorie ist offenbar die allein in den Überlieferungen der französischen Monarchie und der Vergangenheit der französischen Parlamente begründete.

Kaum war Maupeou zur Würde des Kanzlers befördert, als er darauf hinarbeitete, sich politischen Einfluß zu verschaffen. Zu diesem Behufe machte er eifrig der Dubarry den Hof, die über Choiseuls Feindschaft höchlichst erbittert war, und verbündete sich mit Aiguillon, welcher der königlichen Mätresse so nahe stand, daß man ihn sogar für deren Liebhaber hielt, und die Choiseul wegen seiner Abberufung von dem bretagnischen Gouverneurposten haßte. Beide Männer wirkten eifrig auf den Sturz des bisherigen ersten Ministers hin, den sie dem Könige als mit dessen Gegnern, den Parlamentsräten, verbündet hinstellten. Sie erfochten einen ersten Triumph, als sie im Jahre 1769 den mit Choiseul befreundeten Generalkontroleur der Finanzen, Herrn von Invault, zu Falle und an dessen Stelle den Abbé Terray in das Ministerium brachten.

Terray[2]) oder Du Terray war ein Bauernsohn, aus der kräftigen willensstarken auvergnatischen Rasse, den ein reicher Verwandter nach Paris gebracht

---

1) Jules Flammermont, Le chancelier Maupeou et les parlements (Paris 1884). — Journal historique de la révolution opérée par M. de Maupeou (7 Bde. London 1775).

2) Mémoires de l'abbé Terray (London 1776), von dem Advokaten Coquereau.

und dort durch Kauf mit einer untergeordneten Ratsstelle am Parlament beschenkt hatte. Sein großes Talent in jeder Art juristischer und politischer Geschäfte hatte ihm mit der Zeit einen bedeutenden Einfluß bei dem hohen Gerichtshofe und reiche Einkünfte verschafft. Trotz seiner cynischen Sittenlosigkeit war er, als Gegner der herrschenden Finanzpolitik, höchst volkstümlich. Aber Maupeou kannte seinen Mann und wußte sehr wohl, daß derselbe seine große Begabung in den Dienst jeder Sache stellen würde, die seinem Ehrgeize Genüge zu thun verspräche. In der That dachte Terray gar nicht daran, der unleidlichen Lage der französischen Finanzen durch etwelche Reformen aufzuhelfen; er wußte ein viel einfacheres Mittel auszukommen und doch weder dem Könige noch den Höflingen irgend eine beliebige Summe abzuschlagen: nämlich ganz einfach die Staatsgläubiger um das Ihrige zu betrügen. Mit cynischer Ungeniertheit wurde eine Verpflichtung des Staatsschatzes nach der anderen abgestreift oder doch beschränkt. Tausende von Familien wurden durch diesen im Namen des Staates und des Gesetzes begangenen Raub ruiniert, der Handel auf das empfindlichste geschädigt. Die Parlamente, diese selbstberufenen und lärmenden Verteidiger des Volkswohles, hatten nur dann gegen die verderblichen Maßregeln etwas einzuwenden, wenn ihre eigenen Mitglieder in Mitleidenschaft gezogen wurden. Das beraubte Volk rächte sich durch Witze. Die kleine Pariser Straße „Taschenleer" (Vide-Gousset) taufte man „Terraystraße" um. Im Gedränge rief man: „Wo ist unser lieber Terray, um uns auf die Hälfte herunterzubringen?" [1]) Der Herzog von Choiseul widersetzte sich den Maßregeln des Finanzministers nach Kräften, allein Maupeou und Terray hatten ihn schon bei dem Könige als geheimen Verbündeten der parlamentarischen Opposition derart verdächtigt, daß sein Einfluß in allen Fragen der inneren Politik auf nichts gesunken war. Der Bürgerstand aber, der nicht mehr so unterwürfig war, wie zur Zeit Ludwigs XIV. oder des Regenten, erfüllte sich mit unauslöschlichem Hasse gegen diese absolute Verwaltung, die keiner ihrer Pflichten nachkam und, anstatt Ordnung und Besitz aufrecht zu erhalten, dieselben angriff und zerstörte. Seitdem faßte er den festen Entschluß, auf eine konstitutionelle Beschränkung der Monarchie hinzuarbeiten, und begrüßte jede Bethätigung irgend welcher Opposition mit lautem Beifalle.

Bald erhob sich dieselbe von neuem in der Bretagne. Um sich den Richterstand günstig zu stimmen, hatte Maupeou die Rückberufung des dortigen Parlamentes erwirkt, indes mit Ausschluß der beiden La Chalotais, welche den Zorn des Königs in ganz besonderem Grade auf sich gezogen hatten. Die natürliche Folge dieser halben Maßregel, die übrigens nicht der Kanzler, sondern die anderen Minister verschuldet hatten, war, daß der siegreiche Gerichtshof von Rennes energisch die Wiedereinsetzung auch der beiden Verfehmten forderte. Er redete von „den natürlichen Rechten jedes Bürgers,

1) Mémoires de Bachaumont.

von dem Triumphe des Gesetzes über die Gewalt". So hatten die Grundsätze der „Philosophie" ihren Einzug in die Sprache des offiziellen Frankreich gehalten! Dieselben Parlamente, die so oft die Schriften der Neuerer dem Henker zur Verbrennung überliefert, hatten offenbar deren Einfluß auf sich wirken lassen. Als der König abweisende Antworten gab, suchte das Parlament der Bretagne sich zu rächen: es begann eine Untersuchung gegen den Herzog von Aiguillon wegen Anwerbung falscher Zeugen gegen die sechs früher verbannten Mitglieder. Da es sich um einen Pair des Königreiches handelte, zog das Pariser Parlament die Angelegenheit vor sein Forum; und obwohl die Regierung dieselbe durch allerhand Intriguen zu unterdrücken suchte, erließ es am 2. Juli 1770 in voller Versammlung aller Kammern ein Urteil, durch welches es Aiguillon als schuldig bezeichnete und der Rechte der Pairie für verlustig erklärte. Freilich ließen Maupeou und Terray dem Herzoge einen königlichen Gnadenbrief erteilen; aber nicht allein die Bevölkerung der Hauptstadt, auch sämtliche königliche Prinzen nahmen Partei für das Pariser Parlament. Das Parlament von Bordeaux gab der Angelegenheit ihre wahre Bedeutung, indem es die willkürliche Vernichtung von richterlichen Beschlüssen durch den König als einen ungesetzlichen und mißbräuchlichen Despotismus brandmarkte. Maupeou erkannte wohl die Wichtigkeit einer solchen Auseinandersetzung, die im ganzen Königreiche mit Begier gelesen wurde; er warf ihren Verfasser in den Kerker und stellte ihr durch einen vorgeblichen Konseilbeschluß, den er aber allein verfaßt hatte, die Erklärung entgegen, daß die französische Krone über den Gesetzen stehe, kurz eine despotische Gewalt besitze.

Der Streit nahm so eine immer einschneidendere Bedeutung an: es handelte sich nun darum, ob in Frankreich noch Recht und Gesetz oder nur die Launen eines eigennützigen und verkommenen Selbstherrschers Gültigkeit besäßen. Die Parlamente setzten mit unverkennbarem Mute und vieler Festigkeit den Kampf fort, in dem sie offenbar die gesamte moderne Rechtsanschauung vertraten. Sämtliche hohe Gerichtshöfe, auch der Steuerhof, erklärten sich mit den Parlamenten von Paris und Bordeaux für solidarisch und ächteten Aiguillon, trotz aller Verbote und Gewaltmaßregeln gegen einzelne Räte von seiten des Hofes. Das Pariser Parlament legte am 6. September 1770 feierlich Verwahrung ein wider den Versuch, „entgegen dem Geiste und Buchstaben der Grundgesetze der französischen Monarchie, die Regierungsform umzuwerfen und an Stelle der stets gleichen Macht der Gesetze die unregelmäßigen Stöße der Willkürherrschaft einzuführen." Mit herben Worten klagte es das von den Ministern betriebene System der Verleumdung und der Täuschung des Monarchen, ihr rechtswidriges und tyrannisches Benehmen an.

Indes sie hatten in Maupeou einen entschlossenen und fähigen Widersacher. Er scheute sich nicht, dem Grundsatze der konstitutionellen Beschränkung der Krone das Prinzip ihrer konstitutionellen Allgewalt entgegenzustellen. Unmittelbar nach jenem Beschluß des Parlamentes ließ er durch den König ein Edikt veröffentlichen, welches das Eindringen des verderblichen „Geistes

der Systeme" in die höchsten Gerichtshöfe beklagte, ihre Verbindungen untersagte, die Gesamtdemissionen und die Unterbrechung der Rechtspflege verbot und anbefahl, daß nach einmaligen respektvollen Vorstellungen bei dem Monarchen die Parlamente dessen Willen unbedingt ausführen müßten.

Das historische Recht war zweifellos auf seiten des Königs und seines Kanzlers. Die Parlamente hatten weder ihrem Ursprunge, noch ihrer Bestimmung, noch endlich ihrer Zusammensetzung nach die Befugnis, die Regierungsgewalt zu beschränken. Sie waren die höchsten Gerichtshöfe und nichts weiter. Die Besetzung der Stellen an ihnen war einfach eine Sache finanzieller Transaktion. Wer gab ihnen das Mandat, und wo waren die „Grundgesetze," die ihnen die Stellung einer Volksvertretung übertragen hätten? Die Vereinigung der verschiedenen Provinzialparlamente war sogar durch vollgültige königliche Verordnungen als Hochverrat bezeichnet und verboten. Insofern hatte die Regierung genügenden Grund zu ihrem Auftreten. Indes sie hätte einsehen müssen, daß die Anschauungen und Bedürfnisse der Zeit sich völlig verändert hatten; daß das Königtum sich nicht mehr als Selbstzweck betrachten dürfe; daß äußere Mißerfolge und innere Übelstände der Nation einen Anspruch verliehen, in irgend einer Weise an der Verwaltung Anteil zu nehmen und sie zu verbessern; daß dieselbe durch Gesittung und Bildung dazu reif geworden und daß es nicht mehr die ausschließliche Aufgabe eines großen Volkes sei, für eine königliche Lustdirne und für eine Unzahl fauler und liederlicher Höflinge zu arbeiten und zu leiden. Viele nicht minder absolute Herrscher hatten sich zu ihrem und ihrer Dynastien Glück rechtzeitig von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt und danach gehandelt. Indem Ludwig XV. in hartnäckiger Selbstsucht sich gegen dieselben verschloß, hat er die grundstürzende Umwälzung und den Untergang des ältesten europäischen Königshauses herbeigeführt. Seitdem war der Bruch zwischen dem Volke, nicht nur in seinen untersten Schichten, sondern im gesamten Bürgerstande, und der Krone ein vollständiger und unheilbarer.

Maupeou setzte in seinen Edikten und Reden mit größter Klarheit und unwidersprechlicher Richtigkeit die wahre Theorie des französischen Regierungssystems auseinander. Aber was war die Folge dieses Verfahrens, das in seinem Urheber einen vortrefflichen und scharfsinnigen Juristen, aber einen nur mittelmäßigen Politiker verriet? Einzig die, daß die Franzosen zu ihrem unsagbaren Schrecken erkannten, daß ihr Regierungssystem in einem echt türkischen Despotismus bestand, und daß der Fürst oder sein Minister oder seine Buhlerin unbedingt über ihr Leben, ihre Freiheit, ihr Gut verfügen könnte. Seitdem erschien das Königstum als der wahre Feind dieses aufgeklärten und selbstbewußten Volkes, das sich eben nicht türkisch mißhandeln lassen wollte.

Das Pariser Parlament erklärte das offen, als der König ihm das Dezemberedikt in einem „Rechtslager", einer feierlichen Vereinigung auferlegt hatte. Es bezeichnete jenes als einen tyrannischen Angriff auf „die geheiligtesten Rechte, welche die Ehre der Unterthanen sichern und ihren Besitz begründen."

Zugleich stellte es bis zur Erlangung einer befriedigenden Antwort von seiten des Herrschers jede Art von Thätigkeit ein: wodurch nicht allein die Rechtspflege, sondern auch die Ausführung irgend eines Verwaltungs- oder Finanzgesetzes unmöglich gemacht wurde. In diesem Beschlusse beharrte es, obwohl der König ihm wiederholt und bestimmt das Gegenteil anbefahl.

Alle gegen das Parlament gerichteten Maßregeln waren ohne Mitwirkung, ja ohne Wissen Choiseuls vollzogen worden. Der Herzog hielt sich auch vorsichtig im Hintergrunde, weil er eben wußte, daß man ihn dem Könige als einen Verbündeten der widersetzlichen Richter geschildert hatte. Allein Maupeou und dessen Freunde Terray und Aiguillon legten vor dem Monarchen selbst diese Neutralität als einen Verrat aus und beschuldigten ihren Gegner fälschlich, daß er im geheimen die Parlamentarier ermutige. Der Zorn und das Mißtrauen, welche der ärgerliche Streit bei dem Herrscher hervorgerufen hatte, ließen ihn diesen Einflüsterungen wirklich Glauben beimessen. Choiseul fühlte sich ernstlich bedroht, und beschloß, den schon lange geplanten Rachekrieg gegen England zu beschleunigen, um sich und seinen Vetter, den Marineminister Herzog von Praslin, unentbehrlich zu machen. Der Ausbruch des Krieges mußte auch den Sturz des ihm feindlichen Triumvirats entscheiden, denn zur Auferlegung neuer Steuern oder Kontrahierung neuer Anlehen war die Mitwirkung des Pariser Parlamentes nicht zu umgehen.[1])

Er benutzte dazu zwei Angelegenheiten, die an sich von geringer Bedeutung waren: eine Verletzung des französischen Gebietes von Tschandernagor in Ostindien durch die englische Kompanie; und die Besetzung der öden Falklandsinseln an der äußersten Südspitze von Amerika durch die Engländer, welche dabei die Ansprüche, die Spanien auf die Eilande erhob, unbeachtet ließen. Hinter dem Rücken seines eigenen Souveräns suchte Choiseul Spanien zum Kampfe gegen England zu reizen, wobei dann Frankreich durch den Familientraktat zur Teilnahme genötigt worden wäre, ohne daß Choiseul selbst als der Urheber des Krieges vor seinem fried- und ruheliebenden Herrn erschien. Endlich hatte er Karl III. zu kräftigen Entschlüssen veranlaßt — allein nun mußte er zu seinem Schrecken erkennen, daß er nur sich selbst geschadet hatte, da Ludwig XV. aus Bequemlichkeit und aus Haß gegen die Parlamente durchaus keinen Krieg führen, lieber seinen spanischen Vetter fallen lassen, die Verträge brechen und Frankreich mit Schande bedecken wollte. Es war für den Minister zu spät einzulenken. Als Karl III. kategorisch die traktatmäßige Hilfe Frankreichs gegen England forderte, wies ihn Ludwig mit kühlen Worten ab und verbannte (24. Dezember 1770) Choiseul auf dessen Landgut Chanteloup, indem er ihm verbot, außer seiner Familie irgend jemanden zu sehen.

---

1) Daß Choiseul bei der kriegerischen Wendung, die er im Juli 1770 der französischen Politik gab, von persönlichen Absichten beeinflußt war, scheint mir Flammermont S. 155 ff. gegen Vatel erwiesen zu haben. Allein jener vergißt, daß Choiseul doch schon längst auf einen Vergeltungskrieg gegen England hinarbeitete.

Der Sturz Choiseuls bedeutete eine wahre Revolution, nicht nur in Frankreich selbst, dessen Politik er zwölf Jahre geleitet hatte, sondern auch in den europäischen Verhältnissen. Nun gab diese Macht Österreich, Polen, die Pforte preis; nun mußte Spanien sich den englischen Forderungen unterwerfen und auf die Falklandsinseln verzichten. Die Schande dieser Vorgänge fiel ausschließlich auf Frankreich und dessen König, wie Karl III. seinem Vetter in Versailles in einem sehr würdig gehaltenen Schreiben fühlen ließ. „Um so schlimmer für meinen Bruder von Frankreich," hatte Karl bei der ersten Nachricht der geschehenen Umwälzung ausgerufen. Der Nachfolger Choiseuls wurde Aiguillon, dieser von den Parlamenten als Fälscher gebrandmarkte unfähige Höfling.

Solche Vorgänge mußten den Konflikt zwischen der Krone und den höchsten Gerichtshöfen noch verschärfen. Maupeou beschloß, einen entscheidenden Streich zu führen. In der Nacht zum 20. Januar 1771 wurde ein jeder der Pariser Parlamentsräte durch je zwei Musketiere aufgeweckt, die ihm einen königlichen Brief überreichten, durch welchen er, bei Strafe der Rebellion, zur Unterzeichnung eines Versprechens unbedingten Gehorsams gegen den königlichen Willen aufgefordert wurde. Die große Mehrzahl der Richter zeigte rühmliche Standhaftigkeit, nur achtunddreißig von hundertundachtzig unterwarfen sich dem Belieben des Kanzlers. Alle übrigen sahen sich darauf ihrer Stellen beraubt und nach verschiedenen Orten in strenge Verbannung gesandt. Aber auch die achtunddreißig wollten sich von ihren Gefährten nicht trennen, legten gegen deren Vergewaltigung scharfe Verwahrung ein und mußten darauf ebenfalls in die Verbannung wandern.

Niemals war das Parlament mit solcher Härte behandelt, niemals der Richterstand derart mit Füßen getreten worden. Man darf nicht vergessen, daß die Stellen der Parlamentsräte persönliches Besitztum ihrer Inhaber waren; sie deren berauben, ohne Prozeß, durch bloßes königliches Machtwort, bedeutete die Vernichtung jedes privaten Rechtes vor dem königlichen Belieben. Die Erregung, der Unwille des Volkes sprachen sich so lebhaft aus, daß die Regierung umfassende militärische Vorsichtsmaßregeln traf. Zahllose Flugschriften brandmarkten die Tyrannei des Kanzlers, die gewissenlose Schwäche des Königs. Als Maupeou die Mitglieder des Staatsrates mit der Vertretung des unterdrückten Parlamentes beauftragte, weigerten sich die Advokaten und selbst das Publikum, vor ihnen zu erscheinen, mißhandelte der Pöbel die allzu gefälligen Staatsräte. Die Provinzialparlamente und selbst die Prinzen von königlichem Geblüte protestierten mit Nachdruck gegen das Geschehene, die Untergerichte stellten ihre Thätigkeit ein. Der Despotismus war schon moralisch verurteilt, vernichtet.

Allein noch besaß er die brutale Macht und in Maupeou einen ebenso thatkräftigen wie begabten Diener. Der Kanzler begnügte sich nicht mit rohen Gewaltthaten, sondern faßte den Plan, die Lage zur Einführung einer umfassenden Verbesserung und Neuordnung der Rechtspflege zu benutzen und

dadurch auch allmählich die öffentliche Meinung zu gewinnen. Am 23. Februar verkündete er seinen Willen, den allzu ausgedehnten Sprengel des bisherigen Pariser Parlamentes unter sechs Obergerichte zu verteilen, deren Stellen vom Könige besetzt und bezahlt werden, und welche die Rechtssprechung unentgeltlich sowie in schnellerer und einfacherer Weise als bisher erteilen sollten. Er nahm ausdrücklich die Ausdehnung dieser Reform auf das ganze Königreich in Aussicht, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß, wenn sie in vollem Umfange verwirklicht worden, sie dem rechtssuchenden Publikum zum größten Vorteile gereicht haben würde. Billigkeit, Schnelligkeit und Unbestechlichkeit sollten die neuen „Obergerichte" (Conseils supérieurs) vor den alten Parlamenten auszeichnen. Durch eine Reihe sinnreicher Maßregeln wurden auch die Patrimonialrichter, zumal im Strafprozesse, zu größerer Thätigkeit und Sorgfalt veranlaßt.

Diese wohlthätige Reform hatte indes in den Augen des Volkes zwei große Fehler: einmal, daß sie einem Gewaltakte entsprang, indem man die erblichen Räte, denen man ihr wohlerworbenes Besitztum entriß, ohne die mindeste Entschädigung ließ; und dann, daß sie offenbar weniger von Wohlwollen gegen die Unterthanen als von dem Wunsche eingegeben war, mit den Parlamenten die letzte Schranke gegen Absolutismus und Ministerwillkür zu vernichten. Dazu kam, daß kein hervorragender Jurist eine Stelle in den neuen „Obergerichten" annehmen wollte, so daß sie teils mit verrufenen Subjekten, teils aber mit solchen Richtern, die zugleich in einem untergeordneten Gerichte saßen, gebildet werden mußten — Mißbräuche, die größer waren, als diejenigen, denen Maupeou abhelfen wollte, und die auf seine neuen Tribunale die allgemeine Mißachtung herabzogen. Alle Provinzialparlamente, in ihrem Dasein bedroht, sowie selbst der Pariser Steuer-Gerichtshof (Cour des aides) hoben in heftigen Proklamationen, mit denen sie ganz Frankreich überschwemmten, solche Übelstände hervor und sprachen den Urteilen und Verfügungen der neuen Höfe jede Rechtsverbindlichkeit ab. Die Leitung des Widerstands übernahm der Präsident des Steuerhofes, der durch persönliche Würdigkeit, wie durch juristische Begabung und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Lamoignon de Malesherbes. Die Rechtspflege drohte völlig zu stocken. Die Polizei selber begünstigte den Vertrieb zahlloser Flugblätter, in denen die Regierung und zumal der Kanzler auf das heftigste und persönlichste angegriffen wurden.

Allein sämtlichen Feindseligkeiten und Schwierigkeiten gegenüber, die einen Schwächeren erdrückt haben würden, zeigte Maupeou feste Entschlossenheit. Der Steuerhof wurde ebenso aufgehoben, wie das frühere Pariser Parlament. Dann wechselte der Kanzler von neuem seine Mittel, um den Widerstand zu brechen. Im Gegensatze zu dem Februaredikte, stellte er im April 1771 aus neuen Richtern das Pariser Parlament wieder her, allerdings mit sehr beschränkten Befugnissen und unter ausdrücklichem Verbote, sich Sporteln von den Parteien zahlen zu lassen. „Ich untersage jede Beratung im Wider-

spruche mit meinen Edikten und jeden Schritt zu gunsten der früheren Räte meines Parlamentes; ich werde hierin niemals etwas ändern" — rief Ludwig in der feierlichen Vereinigung der Pairs und Staatsräte aus, in welcher er diese neue Gewaltmaßregel verkünden ließ. Die Staatsräte, die sich weigerten, in das neue Parlament einzutreten, wurden verbannt. Man trieb alle irgend brauchbaren Individuen zusammen, die sich bereit finden ließen, Stellen in demselben anzunehmen; aber ohne die Jesuitenfreunde, die selbstverständlich voll Freude waren, sich an ihren alten Gegnern rächen zu können, wäre man kaum zum Ziele gelangt. Die Pariser sangen:

„Wenn ich betrachte dies Gezücht,
Das man vereint im Parlament,
Hing ich sie all, potz sapperment,
So sagt der Henker, auf ihr Gesicht;
Indessen auf das Urteil hin
Von dieser wüsten, schlechten Mengen
Könnt ich mit ehrlich geradem Sinn
Selbst nicht einmal den Kanzler hängen."

Allein Maupeou ließ sich weder durch passiven Widerstand noch durch Spott und Hohn irre machen. Zuerst werde man schlechte Richter haben, sagte er; aber man müsse nur ausharren, dann werde man zu ihren Nachfolgern schon ehrliche Leute erhalten. Auch wußte er schließlich durch eine Reihe von abermaligen Gewaltthaten und Lockungen eine gewisse Anzahl von Anwälten zum Plädieren vor dem neuen Parlamente zu bestimmen. Das Publikum haßte und verachtete diese Überläufer; allein da es doch nach Jahre langer Unterbrechung seine Rechtsgeschäfte wieder aufnehmen mußte, begann Maupeous Gerichtshof zu funktionieren. Allmählich wurden wenigstens die unteren Klassen der nutzlosen Opposition müde und hörten auf, die „Eindringlinge" mit Schmähungen und gelegentlichen Rippenstößen zu behandeln. Der Kanzler konnte auch zur Reorganisation der Untergerichte übergehen. Er kümmerte sich wenig um die andauernde Feindschaft der mittleren und oberen Stände, denen er mit Recht nicht die Energie eines revolutionären Versuches zutraute.

Seine Absichten waren, wie erwähnt, große, umfassende. Er wollte, nach seinen ersten Siegen, sämtliche Provinzialparlamente unterdrücken und durch „Obergerichte" nach dem Muster des Februaredikts erſetzen; das Pariser Parlament allein sollte, unter der direkten Aufsicht und Einwirkung des Hofes, das Recht der Einregistrierung der Gesetze und der Remonstranzen bewahren. An diese Einigung der Rechtspflege sollte sich dann die Einheit der bisher so bunten Gesetzgebung im ganzen Reiche knüpfen. Solche Entwürfe beweisen, daß Maupeou mehr war, als der gewissenlose Intrigant, für den ihn seine zahlreichen Gegner ausgaben; daß wir vielmehr in ihm einen Mann von hohem Geiste und originellen Ideen sehen müssen. Allein seine Pläne scheiterten an der Schwäche und Faulheit des Monarchen, dem die Ausführung so weit ausschauender Projekte viel zu mühsam erschien. Mau-

peou mußte sich damit begnügen, gegen die Provinzialparlamente eine Reihe von Quälereien und teilweisen Verfolgungen ins Werk zu setzen, die ihm nur neue Feinde erweckten und immer neue Angriffe auf ihn hervor riefen, ohne sein Werk zu fördern. Aber das war nicht seine, sondern des verrotteten Königs Schuld, die er freilich später zu büßen hatte.

Trotzdem schien seit dem Schlusse des Jahres 1771 sein Werk, soweit er es hatte ausführen dürfen, gelungen. Um den Preis einer fast übermenschlichen Arbeit, die auch in der Nacht nicht ruhte, hatte er sämtliche Parlamente des Reiches nach seinem Sinn neu geordnet; sie funktionierten regelmäßig; die Rechtspflege war gesichert. Aiguillon und Terray wollten ihn stürzen, um allein die Macht zu besitzen; aber er wußte sich ihrer mit Hilfe der jesuitischen Partei am Hofe und in der Geistlichkeit zu erwehren. Die Feindschaft der königlichen Prinzen war dem Kanzler bei der autokratischen Abneigung des Monarchen gegen seine Verwandten nur nützlich. Selbst die skandalöse Streitsache des neuen Pariser Parlamentsrates Goezmann und des berühmten Caron de Beaumarchais, welcher letztere von der gesamten höheren Gesellschaft gefeiert wurde, gerade weil dieser Gerichtshof ihn mit einem entehrenden Urteil gestraft hatte, vermochte die Stellung und das Werk Maupeous nicht zu erschüttern.

Da verfiel, im April 1774, Ludwig XV. einer ekelhaften Krankheit, der Folge seiner Ausschweifungen. Die ganze Nation war über die Nachricht seines bedrohlichen Zustandes erfreut; denn der König war allmählich dem Volke furchtbar verhaßt geworden: man ging so weit, ihn der Ermordung seines Sohnes, des Dauphins, anzuklagen; man bezichtigte ihn, mit Wucherern einen „Hungerpakt" zur Verteuerung des Getreides geschlossen zu haben. Bei seiner Erkrankung im Jahre 1744 waren für seine Herstellung in Notre-Dame von Paris 6000 Messen bezahlt worden, nach dem Attentate Damiens' nur sechshundert, bei dieser letzten Gelegenheit drei! Er selber fühlte herbe Gewissensqualen, in denen er dann am 10. Mai elend dahin starb, verlassen von seinen Angehörigen, verlassen von allen, die ihn umschmeichelt hatten. Haß und Schmähungen des Volkes folgten seinem Sarge. Er hinterließ den Staat und die Gesellschaft in völliger Auflösung.[1])

Terray hatte eine gründliche Besserung der Finanzlage nicht herbeigeführt. Obwohl der Reinertrag der Steuern unter Ludwig XV. von 165 auf 360 Millionen im Jahre gestiegen war — in Wirklichkeit zahlte das Volk an die Steuerpächter mindestens das Doppelte — betrug doch das jährliche Defizit in den ruhigsten Zeiten vierzig Millionen. Das ist auch nicht zu verwundern; hatte doch Ludwig XV. die Summen, die er alljährlich für seine

1) Außer den schon in früheren Kapiteln enthaltenen Quellen: A. Babeau, La ville sous l'ancien régime; Le village sous l'ancien régime; Les artisans et les domestiques d'autrefois (Paris 1880, 81, 86). — Fel. Rocquain, L'esprit révolutionnaire avant la révolution (Paris 1878). — Raudot, La France avant la révolution (Paris 1841).

Vergnügungen, Mätressen und Günstlinge verschwendete, bis auf die unglaubliche, und doch wahre, Höhe von hundertundachtzig Millionen gesteigert! Damit sie solchen Anforderungen genüge, mißbrauchte die Regierung ihre diskretionäre Gewalt, um mit dem Getreide monopolistische Spekulationen zu treiben, die den Landmann ruinierten. Und wie gegen die monarchische Verwaltung, richtete sich der Haß des Volkes auch gegen die Aristokratie. Der Edelmann war zu keiner administrativen Thätigkeit mehr verpflichtet. Er war nur ein Landbewohner, den Vorrechte und Privilegien von allen andern



Beaumarchais.
Nach der Lithographie von Delepech.

trennten und vereinzelten. Der Adel, welcher keine besonderen Pflichten mehr dem Staate gegenüber zu erfüllen hatte, genoß nicht allein der Steuerfreiheit und des Frohnrechtes über seine Gutsbauern, sondern auch des alleinigen Jagdrechtes. Ferner mußten die Bauern, gegen hohes Entgelt, in seiner Mühle ihr Getreide mahlen, in seiner Presse ihren Wein ausdrücken lassen. Ihm schuldeten sie in Geld oder Naturalien jährliche Gülten, die sich niemals ablösen ließen.[1]) Der Adel wurde fast ausschließlicher Bevorzugung in Heer und Verwaltung, sowie der Straflosigkeit in seinen Verbrechen, oft auch der

1) Tocqueville, Ancien régime (8. Aufl. 1877) S. 40 ff.

Befreiung von seinen Schulden teilhaftig. Die Geistlichkeit war den Bauern wegen der gleichen Ursachen, und noch außerdem wegen des kirchlichen Zehnten tief verhaßt. Zu gunsten des Adels war das Heer mit kostspieligen Offizierstellen überladen, deren Menge im Kriege nur das Kommando erschwerte und zersplitterte, im Frieden die Finanzen bedrückte. Es zählte, bei einer Stärke von etwa 200 000 Mann, 1268 Generale — auf 157 Mann einen General — selbstverständlich alle aus dem Adel. Manche Regimenter bestanden ausschließlich aus Offizieren, nur Edelleuten. Und doch enthielt der Adel nur etwa 110 000 Mitglieder, etwa den zweihundertsten Teil der ganzen Nation! Überhaupt betrachteten die herrschenden Kasten die Regierungsthätigkeit lediglich als ein für sie selbst nutzbares und deshalb für andere drückendes Recht und keineswegs für eine Pflicht. Der König lebte inmitten seiner Höflinge, von diesen mit byzantinischer Kriecherei und Wohldienerei umgeben, ohne jeden Zusammenhang mit seinem Volke, über dessen Zustände und Bedürfnisse er sich in gänzlicher Unkenntnis befand. Wie anders suchten die preußischen Herrscher, suchte ein Josef II. Fühlung mit den Geringsten im Volke zu gewinnen! Aber wer kannte in Frankreich das Land und die Nation? Die Gebildeten wuchsen auf in eingehender Unterweisung über Griechenland und Rom, deren republikanische Zustände ihnen hoch angepriesen wurden: allein von der Staatsmaschinerie, der sie dienen, von dem Volk, das sie als Beamte, Priester, Lehrer leiten sollten, wußten sie nichts. Der Adel war ausschließend und selbstsüchtig, höchstens für den gröbsten Materialismus begeistert, aus dessen Lehren er nur eine Verstärkung seines Egoismus zog. Dies Treiben war um so widerlicher, als er infolge der Lehren der „Philosophen" jeden Glauben an seine eigene Berechtigung verloren hatte. Freilich gab es eine Gewalt, welche sich die Aufgabe stellte, den zum Vorteile der Adelskaste geübten königlichen Absolutismus zu beschränken und in volkstümlichere Bahnen zu leiten: die der Parlamente; aber unglücklicher Weise besaßen dieselben auch nicht die mindeste Kenntnis, sei es von der Verwaltung im großen, sei es von der äußeren Politik, die ihnen vielmehr sorgfältig verborgen gehalten wurden.

Die Gesellschaft war auf das kleinlichste gegliedert, die Bürgerschaft wieder in zahllose Korporationen abgestuft, von denen jede eine bestimmte Rangordnung einnahm: in einer einzigen kleinen Stadt zählte man nicht weniger als sechsunddreißig verschiedene Körperschaften nur in der „notablen", also vornehmeren Bürgerschaft. Die Verachtung, welche immer die höhere Kaste der niederen zollte, erzeugte in fast allen Klassen der Bevölkerung eine Unzufriedenheit, die nicht wenig zum Ausbruche der Revolution beigetragen hat. Gerade diese unendliche Teilung, die alle Welt verletzte, mußte den dringenden Wunsch nach gänzlicher Gleichheit hervorbringen, der seitdem so vorwiegend und nicht zum Vorteil der politischen Freiheit das französische Volk beherrschte. Am schlimmsten stand es um das Landvolk, das von allen andern Elementen verlassen und mit Füßen gestoßen wurde. In dem Gutsherrn und dem

Pfarrer, die noch eine Verbindung zwischen ihm und den höhern Klassen der Gesellschaft hätten herstellen können, sah es, wegen deren finanzieller Erpressungen, seine ärgsten Feinde. Die Willkür in der Verteilung der Einkommensteuer und die Härte bei deren Eintreibung brachten es zur Verzweiflung. Die Regierung und Gerichte gingen mit den Vornehmeren sehr schonend um, aber auf das härteste mit dem Volke und besonders mit den Landleuten, die ohne langen Prozeß in das Gefängnis geworfen, ihres Vermögens beraubt, auf die Galeeren gesandt wurden. Bei dem geringsten Anzeichen von Unordnungen wurden sie dem Standrechte der Maréchaussée, d. h. der Gendarmerie unterworfen. Daher der bittere Haß dieser armen, mißhandelten Volksklassen gegen alle Bevorrechtigten. Aber die endlose Teilung führte auch noch einen andern Übelstand mit sich: sie löste die Gesellschaft derart auf, daß jede kräftige Leitung unmöglich wurde, daß bei dem ersten Stoße das ganze, aus zahllosen kleinen Parzellen bestehende soziale Gebäude zusammen stürzte. Freilich war auch die breite Grundlage desselben eine unsichere und unterwühlte. Die große Menge war unwissend, fühlte sich unterdrückt und elend und harrte nur der Leiter, um zerschmetternde Schläge auf die Gesellschaft zu führen, die ihr lediglich Leiden brachte. Rechtlich war der französische Bauer in besserer Lage, als seine Standesgenossen in den meisten andern Ländern: er verfügte frei über sein Grundstück und stand nur ausnahmsweise unter der Verwaltung des Gutsherrn. Aber gerade weil er sich unabhängiger, freier, selbständiger fühlte, betrachtete er mit um so größerem Hasse die zahllosen ungerechten und ihn drückenden Vorrechte der privilegierten Stände, deren Unterthan er doch nicht mehr war. Die Religion übte auf die Gemüter nicht den mindesten beruhigenden Einfluß. Die naturwissenschaftliche Anschauungsweise und die Lehren der „Philosophen“ hatten ihre Wirkung geübt. „Seit zwei Jahren,“ schreibt schon 1767 der Schwede Scheffer aus Paris an seinen Kronprinzen „ist die Religion ein Gegenstand so roher Angriffe geworden, daß man fast sagen kann, sie liege in diesem Lande in den letzten Zügen. Dies gilt von der großen Welt wie vom Volke. Es ist keine Rede mehr von ihr.“[1])

Die Zerrüttung war so weit gediehen, und der blinde Widerstand des französischen Königtumes gegen die neue Richtung der Aufklärung und Humanität hatte die Dinge so weit getrieben, daß der Versuch der Besserung nur das Signal zu dem längst gefürchteten Ausbruche der revolutionären Leidenschaften gab.

Der junge zwanzigjährige König, der seinem Großvater auf dem Throne folgte, Ludwig XVI.,[2]) war von einem durchaus klerikalen Gouverneur in

1) Geijer, Gustavs III. nachgelassene Papiere, I, 99.

2) Jobez, La France sous Louis XVI (2 Bde. Paris 1877. 81). — Arneth und Geffroy, Correspondance secrète entre Marie-Thérese et le comte de Mercy (3 Bde. das. 1874). — Condorcet, Vie de M. Turgot (London 1786). — de Larcy, Louis XVI et Turgot (Paris 1866). — Foncin, Essai sur le ministère de Turgot (das. 1877). — Clément-Lemoinne, Les derniers fermiers-généraux (das. 1872). — A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, Bd. I (das. 1885).

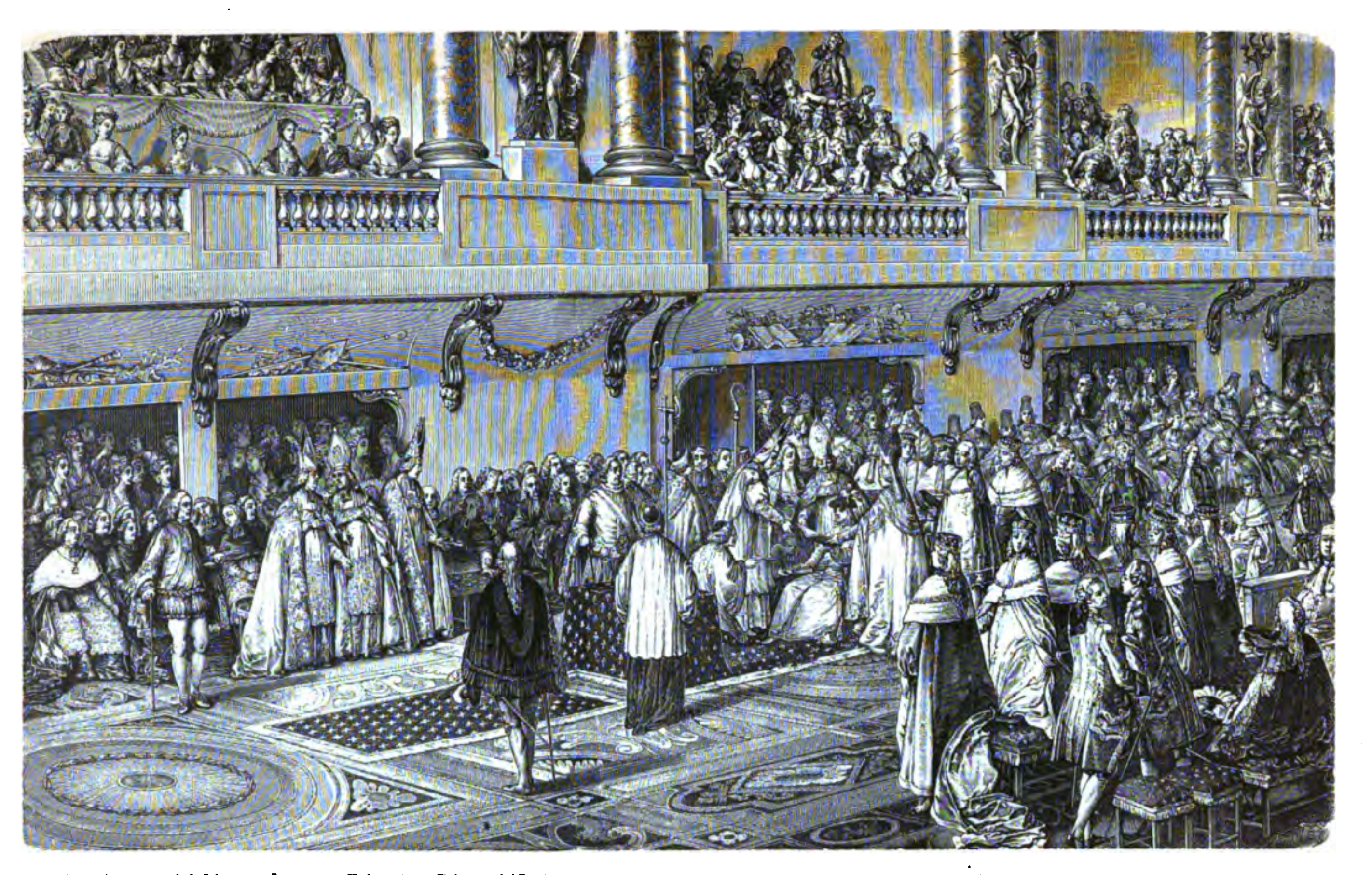
Unwissenheit und in gänzlicher Unkenntnis der Staatsgeschäfte erzogen worden. Leider besaß er nur wenig Fähigkeiten, diese Mängel aus eigener Initiative zu ersetzen. Er war vom Grunde des Herzens aus wohlwollend, jeder Tyrannei abgeneigt, voll Anerkennung für höhere Begabung, für das Beste seiner Unterthanen besorgt: aber schwach, unentschlossen, ohne selbständiges Urteil und Ideen, deshalb von seiner Umgebung abhängig, auch melancholisch und heftig zugleich. „Die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs," äußert sein Bruder, der Graf von Provence, „übersteigt jedes Maß. Stellen Sie sich geölte Elfenbeinkugeln vor, die zusammen zu halten Sie sich vergeblich bemühen würden." Für fleißige Betreibung der Staatsgeschäfte fehlte dem Denkträgen durchaus die Lust, vielmehr gefiel er sich in mechanisch anstrengender Thätigkeit, wie Jagd, Maurer- und Drechslerarbeit. Es war ein gutmütiges, aber beschränktes und banausisches Wesen. „Der König ist eine Null," schrieb der schwedische Gesandte.[1]) Einen sehr üblen Einfluß hat auf ihn seine Gemahlin geübt. Schon als Österreicherin hatte Marie Antoinette viele Gegner in Frankreich, da sie als Vertreterin des Bündnisses von 1756 galt, das wegen der Schmach und der Verluste, die es dem Lande bereitet hatte, sehr verhaßt war; und sie vermehrte die Zahl dieser Feinde durch ihr leichtsinniges, frivoles Betragen — obwohl ihr eine eigentliche Verschuldung nicht vorzuwerfen ist — sowie durch ihre Gelehrigkeit gegenüber den Ratschlägen ihrer Mutter, die durch sie auf die französische Politik Einfluß zu üben suchte. Beides wurde freilich im Publikum sehr übertrieben, aber durch ihre eigenen Fehler. Sie gab sich für allmächtig aus, obwohl sie es nicht war; sie spielte aus Lust an Pikanterie die Sittenlose, ohne es zu sein. Sie umgab sich mit zahlreichen moralisch verderbten Freunden und Freundinnen vom höchsten Adel, für welche sie, ebenso wie für sich selbst, grenzenlose Verschwendung trieb. Während Ludwig für seine eigene Person oft an den nötigsten Ausgaben sparte, ließ er sich dazu herbei, die Zahl der Pferde in Marie Antoinettens Marstall auf 250, ihr monatliches Taschengeld auf 200 000 Franken, ihren und seiner Brüder Hofstaat um viele Dutzende reich bezahlter Sinekuren zu vermehren, Millionen an Pensionen und Gnadengeschenken für die Günstlinge seiner Gemahlin wegzuwerfen.

Auch versah er es gleich in der Wahl seines ersten Ministers. Er ernannte dazu, an Stelle Aiguillons, der ebenso wie seine Freundin Du Barry sofort vom Hofe entfernt wurde, den dreiundsiebzigjährigen Grafen von Maurepas, welcher kein anderes Verdienst besaß, als einst bei der Pompadour und dadurch bei Ludwig XV. in Ungnade gefallen zu sein.[2]) Dieser „alte Papagei der Regentschaft," wie man ihn spöttisch nannte, hatte bereits seit einem Vierteljahrhundert von allen Geschäften entfernt gelebt. Maurepas war witzig und geistvoll, höflich und heiter, aber durchaus leichtfertig und gedankenlos. Mit

---

1) Léouzon-Leduc, Correspondance de M. de Staël (Paris 1881): 22. Okt. 1789.

2) S. oben Seite 305.



Ludwig XVI. bei seiner Krönung zu Reims den Schwur leistend. Radierung nach dem eigenen Gemälde von Jean Michel Moreau dem Jüngeren (1741—1814).

einigen Bonmots gedachte er alles zu beherrschen und zu entscheiden. Vergebens hatte Marie Antoinette an der Wiederherstellung Choiseuls gearbeitet; hier blieb Ludwig XVI. fest, da auch er von der verderblichen engeren Allianz mit Österreich, deren Repräsentant der Herzog war, nichts wissen wollte. Allein Maurepas' Ernennung war ein noch größerer Fehlgriff; nicht aus reiflicher Erwägung und ernster Überzeugung, sondern aus frivoler Gier nach behaglicher Volkstümlichkeit ging Maurepas — „um es zu versuchen," wie er sagte — auf die allgemeine Forderung nach durchgreifenden Reformen ein.

Erst nach einigem Zögern, das schon vielfaches Murren verursachte, wurden sie begonnen. Es ließ das Publikum gleichgültig, daß das Ministerium des Äußeren dem trefflichen Vergennes, dem besten Diplomaten Frankreichs, anvertraut wurde, einem Staatsmanne, der jede Eroberung vermeiden, durch gerechte und doch kräftige Politik sein Vaterland zum Schiedsrichter Europas erheben wollte. Endlich, am 24. August 1774, wurde Maupeou des Staatssiegels beraubt und auf seine Güter verbannt, erlitt Terray ein gleiches Schicksal. Unter dem allgemeinen Jubel, den diese Entlassungen hervorriefen, bewahrte der Kanzler die würdigste Haltung. Ludwig aber war glücklich über die Begeisterung, die ihm nunmehr allerorten das Volk zeigte. In seiner Freude berief er zur Leitung der Finanzen, des damals wichtigsten Ministeriums, einen wegen seiner neuernden Ansichten bekannten Beamten, bisherigen Intendanten von Limoges, den Marquis von Turgot.[1])

Aus einer alten Richter- und Beamtenfamilie der Normandie stammend, war Turgot im Jahre 1727 geboren. Zuerst hatte er mit Erfolg die Theologie studiert; aber im Jahre 1750 hatte der junge „Abbé" sich des geistlichen Gewandes entledigt. „Es ist mir unmöglich," sagte er, „mich dazu zu bestimmen, daß ich während meines ganzen Lebens eine Maske vor dem Gesichte tragen soll." Er wurde Requetenmeister bei dem Staatsrate, um sich der öffentlichen Verwaltung zu widmen. Ein ehrenhafter, gründlich gebildeter Mann von festem, geradem Charakter, ein schöpferischer Reformer, fehlte es ihm leider an Gewandtheit und Menschenkenntnis. Er war ein gewiegter Nationalökonom der gemäßigten physiokratischen Richtung, zugleich Anhänger der zeitgemäßen „Philosophie," aber gleichfalls in den Schranken weiser Besonnenheit. Er hatte an der „Encyklopädie" in hervorragender Weise mitgearbeitet, zog sich jedoch von derselben zurück, als sie eine extreme Richtung einschlug. Als Intendant hatte er nicht nur Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, sondern auch hohe Einsicht und Arbeitskraft gezeigt, und war der Wohlthäter einer bisher armen und vernachlässigten Provinz geworden. Jetzt erhielt er als gleichgesinnten Genossen für das Ministerium des königlichen Hauses den Präsidenten des ehemaligen Steuerhofes, Malesherbes, einen tüchtigen, ehrenhaften und freidenkenden Juristen, welcher die tyrannischen Lettres de cachet, die zu seinem Ressort gehörten, zu unterdrücken wünschte.

1) L. Say, Turgot (Paris 1887).



Cochin del. — Dupin sculp.

Il aime a faire des heureux :
Du sort la faveur le seconde .

Il ne doit plus former de vœux,
Il fait le bien de tout le monde .

A Paris chés Esnauts et Rapilly, rue St. Jacques à la Ville de Coutances. A.P.D.R.

Turgot selber faßte seine Grundsätze dem Könige gegenüber in die Worte zusammen: „Keinen Bankrott, keine Steuervermehrung, keine Anleihe.“ Bei solchen Ansichten mußten, um das Gleichgewicht des Budgets herzustellen, jährlich wenigstens zwanzig Millionen gespart werden durch Unterdrückung der Pensionen an verdienstlose Günstlinge und Edelleute. Außerdem sollten die für die Armen lästigsten Steuern beseitigt und durch eine allgemeine Grundsteuer, angelegt nach dem Werte der Güter und ohne Rücksicht auf die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, ersetzt werden. Endlich wollte Turgot die Frohnden aufheben, die Innungen und Zünfte, welche die freie Entwickelung der Gewerbthätigkeit hinderten, abschaffen, den politischen Geist Frankreichs auf der Grundlage zunächst munizipaler Selbstverwaltung neu beleben. Diese Reformen ließen sich aber, gegenüber dem unzweifelhaften Widerstande der Privilegierten, nur vermittelst der königlichen Vollgewalt ausführen. Da trafen der Monarch und sein erster Minister eine Maßregel, die bei ihnen einen vollständigen Mangel an politischem Sinne, an Logik und Klarheit des Denkens erwies.

In den letzten beiden Jahren hatte Maupeou in ganz unerwartetem Umfange einen vollständigen Sieg über die alten Parlamente davongetragen. Er hätte vielleicht besser gethan, den Kampf überhaupt nicht zu beginnen; aber nun war das Übel geschehen und hatte auch günstige Folgen gehabt, sowohl für die Macht der Krone als für das rechtsuchende Publikum. Kein Zweifel, daß Maupeous Auftreten dem französischen Volke die Augen geöffnet hatte über den schrankenlosen Despotismus, von dem es regiert wurde; daß die Erklärungen der Parlamente und die zahllosen heftigen Flugschriften die populären Leidenschaften auf das bitterste gegen das Königtum gereizt hatten. Allein das waren einmal Thatsachen, an denen sich nichts mehr ändern ließ. Andrerseits hatte der Kanzler und mit ihm der Monarch einen vollständigen Sieg über ihre Gegner errungen, der um so größeren Eindruck machte, als niemand an seine Möglichkeit geglaubt. Die neuen Parlamente funktionierten ganz regelmäßig, Prozessierende und Advokaten drängten sich vor ihr Forum. Wirklich erledigten sie die Angelegenheiten im ganzen nicht schlechter, als ihre Vorgänger, und dabei viel schneller und wohlfeiler, da sie keine Sporteln berechneten. Sie fügten sich in die Rolle absoluter Unterthänigkeit, die Ludwig XV. und sein Minister ihnen zugedacht hatten. Die öffentliche Meinung hatte sich, ermüdet, schon andern Gegenständen zugewendet, der Krieg der Pamphlete so gut wie ganz aufgehört. Wozu hier eine Änderung treffen?

Maurepas aber schlug die Rückberufung der alten Gerichtshöfe vor, und zwar lediglich aus leichtsinnigem Gefallen an lärmender Popularität. Sämtliche anderen Minister widersprachen, auch Turgot, welcher stets ein Gegner des zähen Konservatismus der Parlamente gewesen war, auch der so einsichtige Vergennes. Wozu dem Königtume eine glücklich abgestreifte Fessel wieder anlegen, gerade im Augenblicke, wo es seine Allgewalt zum Besten des Volkes anwenden wollte? Der junge Herrscher selbst war früher ein entschiedener

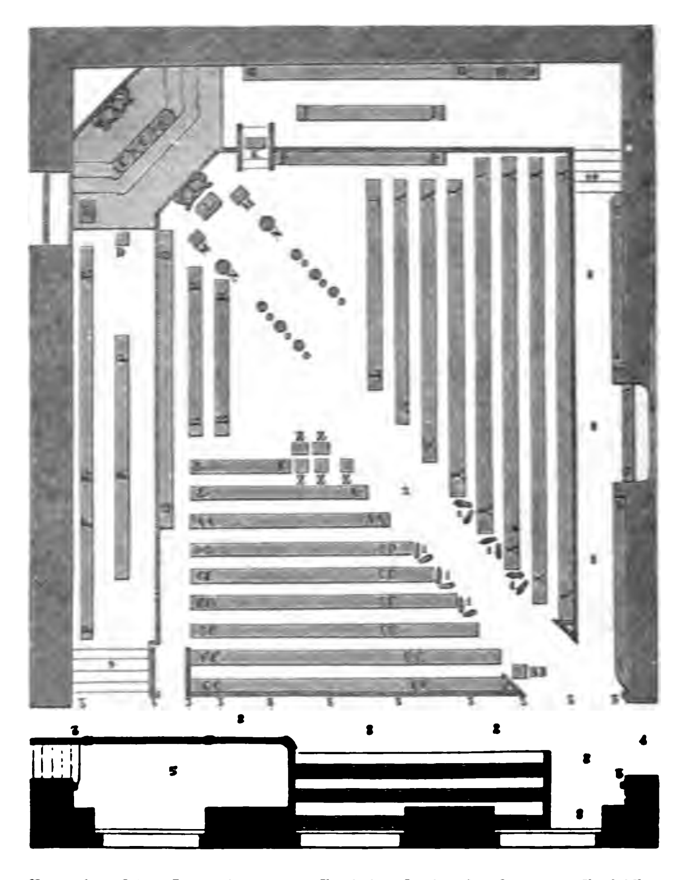


Nach dem Kupferstich

Gegner der Parlamente gewesen und hatte als Dauphin jedem ihnen feindlichen Schritte Maupeous vollen Beifall geschenkt. Allein nun bestimmten ihn zur Nachgiebigkeit Maurepas' Vorstellungen, die heftigen Einwirkungen sämtlicher Prinzen von Geblüt, welche die Sache der Parlamente für die aller Bevorrechteten hielten, und endlich seine eigene Gutmütigkeit und Schwäche. Es war der verhängnisvollste Schritt seiner Regierung, derjenige, von dem alle Kämpfe und alles Unheil ausgingen. Es soll nicht gesagt werden, daß diese Maßregel allein die Revolution verursacht hat — das hieße einer so mächtigen Umwälzung einen zu geringfügigen Ursprung zuschreiben; aber die unmittelbare Veranlassung, die Gelegenheit zu ihr ist dieses Ereignis geworden. Maupeou rief bei solcher Kunde aus: „Wenn der König die Krone verlieren will, so kann ihn niemand daran hindern;" und hatte hiermit die Wahrheit mehr getroffen, als er es wohl selber ahnte.

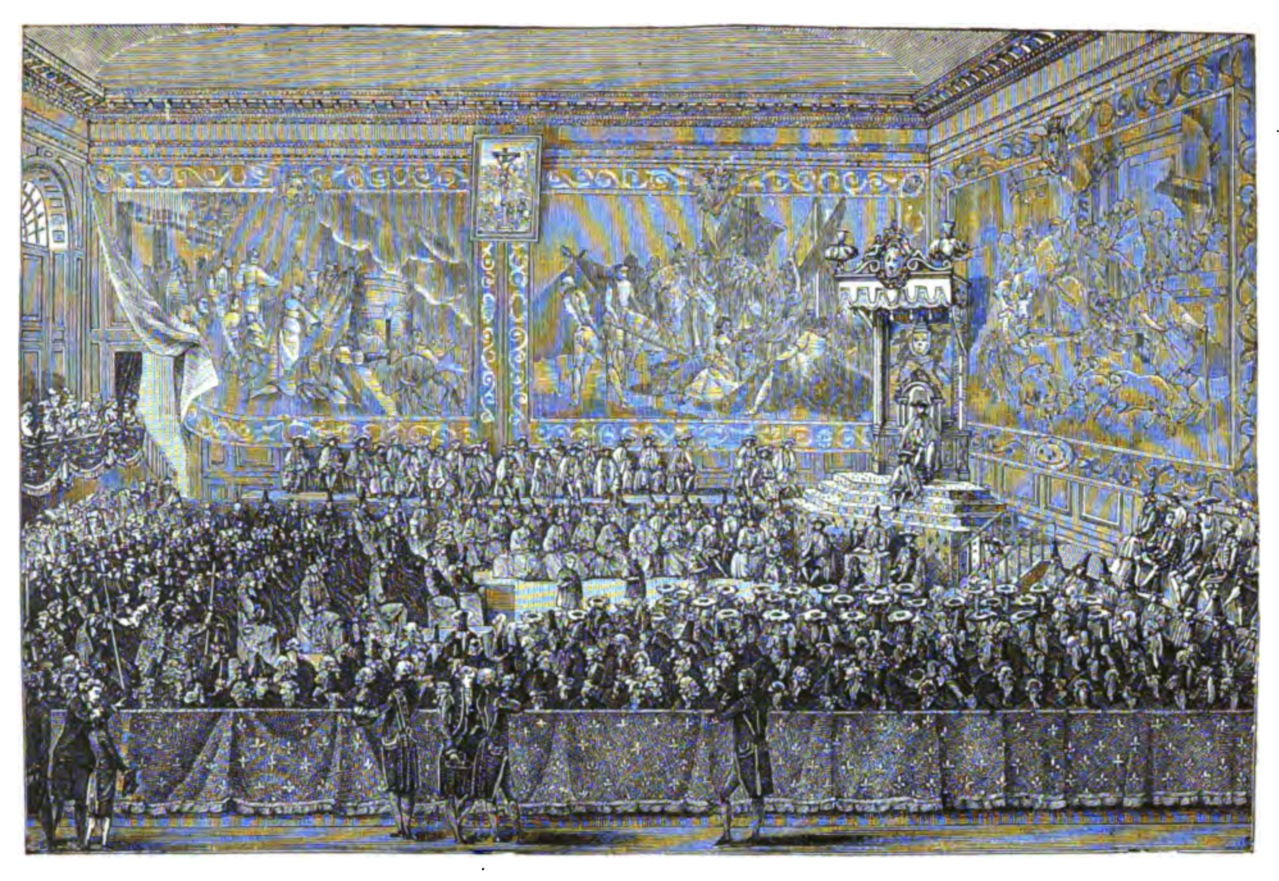
Am 12. November 1774 hielt der König die Thronsitzung (Lit de justice), in welcher er die Wiederherstellung der alten Parlamente verkündigte und zugleich die Aufhebung der sechs neuen Obergerichte aussprach. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit gegen diejenigen Richter, welche auf bestimmten Befehl des Monarchen die Stellen angenommen hatten, eine Belohnung für den der Krone geleisteten Widerstand der alten Räte. Freilich wurden zugleich einige Dekrete verlesen, die den Rückzug der Regierung zu bemänteln und neue Übergriffe der Parlamente zu verhindern bestimmt waren. Der König verbot die Einstellung der Richterthätigkeit und den Massenrücktritt vom Amte als Staatsverbrechen und ordnete zu deren Bestrafung einen eigenen hohen Gerichtshof an. Allein es war klar, daß die Parlamente, durch den abermals erfochtenen Sieg gekräftigt, sich über diese Beschränkungen bald hinwegsetzen würden, gegen die sie übrigens sofort Verwahrung einlegten. Das Königtum hatte eine schwere, verhängnisvolle Niederlage erlitten, welche die Schwäche des jungen Monarchen enthüllte und zu weiterem Widerstande ermutigte.

Inzwischen hatte Turgot die Ausführung seines umfassenden Reformplanes begonnen. Im September 1774 hatte ein Edikt vor allem die Beschränkungen des Getreidehandels im Innern des Reiches abgeschafft und dessen Freigebung auch für die Ausfuhr wenigstens versprochen. Ebenso wurden einige der drückendsten Übelstände bei der Steuererhebung abgestellt. Da schienen die Entwürfe des Ministers von einer ernsten Gefahr bedroht. Die Monopolisten und Finanzleute, die ihren ungerechten Gewinn von denselben gemindert sahen, stachelten während der Frühjahrsmonate 1775 in vielen großen Städten Pöbelhaufen gegen die Befreiung des Mehlhandels an. Der König war schon im Begriffe, vor den Meuterern zu weichen; allein Turgots festes und thatkräftiges Einschreiten machte diesem „Mehlkriege" bald ein Ende. Unbekümmert um das Geschrei der Bevorrechteten setzte der treffliche Mann seine Verbesserungen fort. Er richtete einen regelmäßigen Postdienst von Eilwagen, die „Turgotines" genannt, ein; er beschränkte die Einmischung der Polizei in die Handelsgeschäfte. Vor allem aber traf er zwei Maßregeln von durchgreifender



Plan einer Thronsitzung im großen Saale der Garden im Schloß zu Versailles.

A. Der König. — B. Der Dauphin. — C. Der Oberkammerherr. — D. Der Oberstallmeister. — E. Die Prinzen von Geblüt. — F. Die Herzöge und weltlichen Pairs. — G. Die geistlichen Pairs. — H. Die Marschälle von Frankreich. — I. Die vier Kapitäne der Leibgarden des Königs und der Kommandeur der königlichen Garde der hundert Schweizer. — K. Der Oberrichter von Paris, einen weißen Stab haltend, auf der kleinen Treppe, welche zum Thron des Königs hinaufführt. — L. Der Kanzler von Frankreich in einem Lehnsessel. — M. Der Großmeister und der Zeremonienmeister. — N. Die beiden Stabträger des Königs, knieend. — O. Die sechs Wappenherolde, knieend. — P. Der erste Präsident und die Parlamentspräsidenten. — Q. Die Präsidenten der Untersuchungs- und der Bittschriftenkammern. — R. Die Staatsräthe und die Berichterstatter über die Bittschriften. — S. Die Staatssekretäre. — T. Die Ritter des Heiligengeistordens. — V. Die Gouverneure der Provinzen. — X. Die Statthalter der Provinzen. — Y. Die Räthe der großen Kammer. — Z. Der Kanzleivorsteher und die ersten Gehilfen der großen Kammer vor zwei kleinen Schreibtischen. — &. Die Hofsekretäre und die Ehrenräte. — AA. Der Oberkastellan des Palastes und die königlichen Bediensteten. — BB. Der erste Thürhüter der großen Kammer. — CC. Die Räte der Untersuchungs- und der Bittschriftenkammern. — DD. Die Anwälte des Königs. — 1. Die sechs „gardes de la manche“ (Edelleute, welche dem Könige bei Feierlichkeiten zur Seite standen) im Waffenrock und mit der Partisane. — 2. Der Oberstwachtmeister der königlichen Leibwache. — 3. Die königlichen Leibwachen, die Musketen auf der Schulter. — 4. Die Eingangsthür für den König. — 5. Kleines Kabinett für die Königin, die Dauphine und die Prinzessinnen. — 6. Stufen für das Publikum. — 7. Bank für niedere Hofbeamte. — 8. Für das Publikum. — 9. Treppe, welche zum Platze der weltlichen Pairs führt. — 10. Zum Platze der geistlichen Pairs führende Treppe.



Thronsitzung (lit de justice) zu Versailles im Jahre 1776. Nach dem Originalgemälde von Jean Girardet (1709—1778).

Wichtigkeit: die Aufhebung der dem Staate geleisteten Frohnden und die Abschaffung der Zünfte (Januar und Februar 1776). Die ersteren bestanden hauptsächlich in den gering oder gar nicht bezahlten Diensten, welche die Landleute bei öffentlichen Straßen- und Brückenbauten zu leisten hatten; sie sollten, damit der Staat keinen Schaden erlitte, durch eine direkte allgemeine, auch von Adel und Geistlichkeit zu tragende Steuer ersetzt werden. Freilich war diese Abgabe eine sehr geringe, aber um so größer ihre grundsätzliche Wichtigkeit. Bisher waren ja die bevorrechteten Stände von jeder Art direkter Besteuerung frei gewesen, ihnen eine solche auferlegen, schien ihnen ein Raub ihrer kostbarsten Privilegien. Aber das gerade wollte Turgot. Er beabsichtigte, diese durch keinerlei besondere Leistung an Staat und Gesellschaft mehr gerechtfertigte Bevorzugung gerade der Reichsten zu durchbrechen und so, ohne die ärmeren Stände zu belasten, eine gesunde Grundlage zur Reorganisierung der öffentlichen Finanzen herzustellen. Von so hohem, grundsätzlichem Standpunkte betrachtete er von vornherein diese Maßregel, wie er dem Widerspruche des Siegelbewahrers Mirosmenil gegenüber sofort entwickelte. Im Namen des Rechtes, der Menschlichkeit und des öffentlichen Nutzens erklärte er die Steuerfreiheit der höheren Stände für verwerflich und absolut zu beseitigen. Welch hohe Aufgabe für das Königtum, derartige Mißbräuche abzuschaffen und ebenso, wie im zwölften Jahrhundert, sich an die Spitze einer segensreichen, nationalen Reformbewegung zu stellen! Die Aufhebung der alten Zwangsinnungen sollte den Gewerbfleiß in Stadt und Land entfesseln und den schreienden Ungerechtigkeiten ein Ende machen, welche die privilegierten Meister strebsamen Gesellen gegenüber zu begehen pflegten.

Allerdings begegnete man auf diesem Wege unverzüglich, schon im Ministerrate, dem hartnäckigen Widerstande aller Bevorzugten. Damals soll der König gesagt haben: „Die Einzigen, die das Volk wirklich lieben, sind Herr Turgot und ich." Das Pariser Parlament aber, das sich so oft zum Sprecher des „Volkes" aufgeworfen hatte, machte sich jetzt zum Sprachrohr aller feudalen Anschauungen, indem es mit prahlerischen und unwahren Redensarten diese wohlthätigen Edikte verwarf. Es konnte nur durch eine königliche Sitzung (12. März 1776) zu deren Einregistrierung gezwungen werden.

Turgot vermochte noch in der Freigebung des für Frankreich so überaus wichtigen Weinhandels eine segensreiche Maßregel zu treffen; aber schon begegnete sein großes Reformwerk den ernstesten Schwierigkeiten.

Der Widerstand des Parlamentes gab das Zeichen zur allgemeinen Empörung der Bevorrechteten gegen ihn und seine Freunde. Theoretisch ließ sich so schön schwärmen von der allgemeinen Gleichheit der Menschen, von „Philosophie" und „Gefühl"; als jedoch diese Grundsätze nun verwirklicht werden sollten, fanden die Privilegierten die Sache außer allem Spaß. [1]) Die Hofleute

1) Diese Thatsache widerlegt schlagend die von Taine in seinen Origines de la France moderne so oft ausgesprochene Behauptung, die Privilegierten würden auch ohne die Revolution freiwillig auf ihre Bevorzugung verzichtet haben. Sein einziges Beweismittel sind sentimentale und philosophische Phrasen der Herrschaften.

griffen einen Mann an, welcher den Staatsschatz ihrer Gier verschloß und die unnützen Ämter unterdrücken wollte. Dabei erhielten sie die Unterstützung der verschwenderischen Königin, der Turgots geradsinnige Feindschaft gegen alles Intriguenwesen von vornherein ein Greuel gewesen war. In der That hatte er Marie Antoinettens Abneigung vom ersten Tage seines Ministeriums an gefürchtet. Seine Stellung wurde noch weiter erschüttert durch die doppelte Thatsache, daß Malesherbes sich als Hausminister dem Widerstande der Königin und der Höflinge gegenüber schwach und energielos zeigte, und daß der Kriegsminister St. Germain zwar durch Auflösung der bloßen Paradetruppen und Abschaffung der überzähligen Offizierstellen viel Gutes wirkte, aber durch Einführung der preußischen Militäreinrichtungen und der harten preußischen Disziplin im Heere große Unzufriedenheit erregte und das Geschrei gegen die Reformer bedeutend verstärkte. Maurepas wurde des überlegenen Geistes seines Amtsgenossen Turgot und der Unruhe, die dieser ihm von allen Seiten erregte, überdrüssig. Ludwig XVI. selbst beschwerte sich über die Fülle von Arbeit, welcher der Generalintendant ihn unterwarf, und ließ sich außerdem von seiner Umgebung bestimmen, zumal von der Königin, welche mit einem ganz unwürdigen Günstling, dem verbrecherischen Grafen von Guines, an dem Sturze Turgots arbeitete. Vergebens hatte dieser, vielleicht mit allzu großem Freimut, den Herrscher gewarnt. „Vergessen Sie niemals, Sire," schrieb er ihm am 30. April 1776, „daß nur die Schwäche Karl I. auf das Blutgerüst gebracht, daß nur die Schwäche Karl IX. grausam gemacht hat. Und man hält Sie für schwach, Sir." Diese düsteren, nur allzu prophetischen Hinweisungen erbitterten Ludwig XVI. um so mehr, je begründeter sie waren. So mußten Turgot und Malesherbes schon im Mai 1776, nach nicht ganz zweijähriger Verwaltung, ihre Ämter aufgeben.[1])

Das war, mit der Rückberufung der Parlamente und im Zusammenhange mit derselben, der zweite große, verhängnisvolle Fehler von Ludwigs XVI. Regierung. Der König hatte Dinge unternommen, von deren Tragweite er sich keine Rechenschaft gab, und deren logisch unvermeidliche Folgen ihn dann erschreckten und verstimmten. Die Monarchie hatte sich somit unfähig zur Verwirklichung der unentbehrlichsten Reformen gezeigt. Sie hatte zugleich zum zweitenmale Beweise von einer Schwäche gegeben, die ihre grundsätzlichen Gegner ermutigte und jeden Angriff auf sie leicht und aussichtsvoll erscheinen ließ. Was blieb nun von all den schönen Versuchen des Königs übrig? Er selber hatte in seinen Edikten von der Notwendigkeit der Reformen auf fast allen Punkten des öffentlichen Lebens gesprochen und damit der öffentlichen Meinung das ganze alte Regime als verwerflich und des Weiterbestandes unwürdig bezeichnet. Da nun aber der Herrscher keine einzige wesentliche Verbesserung durchzuführen vermochte, rechtfertigte er selber von vornherein eine gewaltsame und antimonarchische Umwälzung. Seitdem sprach alles von Revolution. Sogar die

1) Turgot starb schon im März 1781 an der Gicht, dem Erbübel seiner Familie.

Geistlichkeit forderte nun Bürgschaften für die persönliche Freiheit, Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze und bei Ernennung zu öffentlichen Ämtern, ja Anteilnahme der Nation an Gesetzgebung und Steuerbewilligung. [1])

Maurepas war am wenigsten geeignet, diese Fehler wieder gut zu machen, der Verwaltung die mangelnde Festigkeit, dem Monarchen das verlorene Ansehen zurückzugeben. Jeder Voraussicht bar, ohne Verständnis für den furchtbaren Ernst der Lage, lebte er nur mit möglichster Bequemlichkeit in den Tag hinein. Er ersetzte Turgot und Malesherbes durch völlig unfähige Menschen, die ihm freilich unbedingt zur Verfügung standen. Der neue Generalkontrolleur Clugny zog mit einem Gefolge liederlicher Dirnen in das Finanzministerium ein und beeilte sich, den Privilegierten zuliebe, die Staatsfrohnden sowie — mit einigen Beschränkungen — die Innungen wieder einzuführen. Zumal die erstere Maßregel, welche die gesamte ackerbauende Bevölkerung in Mitleidenschaft zog, erregte allgemeinen Unwillen. Zugleich verachtete man eine Regierung, die vor jedem Widerstande erschreckte; man glaubte ihr alles bieten zu dürfen.

Nur ein einziges ministerielles Departement wurde fortgesetzt in verständiger, zielbewußter und sachgemäßer Weise verwaltet: dasjenige der äußeren Angelegenheiten. Sein Inhaber war seit dem Sturze Aiguillons im Jahre 1774 der letzte bedeutendere Staatsmann des alten Frankreich, Herr von Vergennes. Er kehrte von Beginn an zu den Anschauungen seines früheren Vorgesetzten und Meisters Choiseul zurück, indem er vor allem die Wiedererhebung Frankreichs aus der demütigenden Lage ins Auge faßte, in welche jenes Reich durch die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges sowie durch die gegen seinen Willen vollzogene erste Teilung Polens versetzt worden war. Um diesen Zweck zu verwirklichen, scheute er, der Vertreter des ältesten absoluten Herrscherhauses in Europa, nicht davor zurück, sich mit den nordamerikanischen Kolonien zu verbinden, die sich gegen ihren legitimen Fürsten, den König von Großbritannien, empört hatten.

Die Zeit des Siebenjährigen Krieges und der unmittelbar auf diesen folgenden Jahre bezeichnet die Epoche, in welcher England der erste, alles überwiegende Industrie- und Handelsstaat Europas, ja der Welt wurde. [2]) Damals war England verhältnismäßig, d. h. im Vergleiche zu den übrigen Völkern, mächtiger, betriebsamer und reicher, als je vorher oder später. Es ist die Zeit der ersten großen mechanischen Erfindungen, und sie wurden aus-

1) Tocqueville, S. 168 ff.

2) J. Adolphus, History of England from the accession of George III. to the peace of 1783 (3 Bde., 4. Aufl., London 1817). — Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles (Bd. V—VII in der Tauchnitz edition). — Lecky, History of England, Bd. III, IV, VI. — Th. Erskine May, Die Verfassungsgeschichte Englands seit der Thronbesteigung Georgs III. (deutsch von O. G. Oppenheim, 2 Bde., Leipzig 1862). — Georges Bancroft, History of the United States, Bd. IV. — K. Fr. Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika (Bd. I, Berlin 1863).

schließlich von Briten gemacht. Nachdem bereits Harrison die See- und Schiffsuhr eingeführt hatte, Johann Kay das Weberschiff, nachdem man die ersten Versuche gemacht, Eisenerz durch Steinkohle zu schmelzen, entdeckte ein einfacher Seidenweber, Johann Dollond, das Mittel, durch verschiedenartige Gläser die störenden farbigen Ränder der in Fernröhren gewonnenen Sehbilder zu vermeiden, und konstruierte so das achromatische Fernrohr (1757). Drei Jahre später erfand Josiah Wedgwood das feine weiße Steingut, daß seinen Namen erhielt: an Feinheit dem Porzellan fast gleichkommend, übertraf es dasselbe weit an Dauerhaftigkeit und gewann im Auslande sowohl wie in England schnell außerordentliche Beliebtheit. Der



Graf Vergennes.
Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

technische Erfindungsgeist schien damals das Eigentum nur des britischen Volkes zu sein. Hargreave, ein armer Zimmermann, lieferte eine Spinnmaschine, welche er Jenny nannte, auf der acht Fäden zugleich von derselben Person gesponnen werden konnten, und die dann (1774) in Samuel Cromptons „Mule“ (Maultier) eine wesentliche Verbesserung fand. Richard Arkwright benutzte zur Bewegung seiner Spinnmaschine die Wasserkraft (1771) und ersparte so die menschliche Arbeit. In Nottingham errichtete er die erste Maschinenspinnerei in Baumwolle. Wohlfeilheit der Ware und erhöhter Konsum waren davon die Folge. Freilich waren die Spinner über diese Erfindungen sehr ungehalten, da sie davon eine Entwertung ihrer eigenen Thätigkeit und deren Ersetzung durch Maschinen fürchteten. Hargreave mußte vor ihren Angriffen aus Lancashire flüchten, wo sein Haus von dem ergrimmten Pöbel niedergerissen und seine Maschinen zerstört wurden, und auch Arkwright

hatte bitter unter der Feindschaft der Arbeiter zu leiden. Aber solche Vorgänge, von der Furcht erzeugt, vermochten den Gang der Entwickelung nicht aufzuhalten! Das neue Prinzip: möglichste Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch Naturkräfte bei der mechanischen Fabrikation — dieses neue Prinzip blieb bestehen und wirkte bald in ungeahnter Ausdehnung. Gerade indem man das Arkwright erteilte Patent mit Erfolg vor Gericht anfocht, konnte man zahlreiche anderweite Baumwollenspinnereien anlegen. Zumal um Manchester entstand deren eine große Menge. Weit davon entfernt, die Zahl der Arbeiter zu mindern, vermehrte die neue Maschinenspinnerei sie allein in der Baumwollenbranche von 40 000 im Jahre 1760 auf 80 000 im Jahre 1785. Cartwright erfand seinerseits die Maschinenweberei. Eine industrielle Umwälzung von ungeheurer Tragweite war vor sich gegangen. Ihre Folgen begannen sich sofort zu zeigen. Wenn vor 1760 der Verbrauch roher Baumwolle in Großbritannien nur $1^1/_2$—2 Millionen Pfund betragen hatte, stieg er bis 1775 auf drei, 1785 bereits auf elf Millionen Pfund.[1]) Freilich die große Erfindung von Jakob Watt, die verbesserte Dampfmaschine, in den auf 1763 folgenden beiden Jahrzehnten beständig weiter gefördert, hat ihre immensen Wirkungen erst in einer späteren Zeit geäußert.

Neben der Baumwollenindustrie wuchs nicht minder schnell der zweite Hauptzweig des englischen Gewerbfleißes: die Produktion der Metallwaren. Ihr Mittelpunkt wurde Sheffield, das sich seit dem Jahre 1750 in überraschender Weise vergrößerte. Die unerschöpflich reichhaltigen Steinkohlen- und Eisenbergwerke ließen diese Fabrikation sich von Jahr zu Jahr entwickeln, so daß ihre Erzeugnisse den Weltmarkt beherrschten.

Das Wasser aber diente damals nicht nur der Fabrikation, sondern auch, im Innern der Länder, ganz vorzüglich der Bewegung der Güter. An Stelle der kostspieligen Beförderung durch Packwagen und Lastpferde trat ein großartiges Netzwerk von Kanälen, das in den ersten beiden Dezennien von Georgs III. Regierung sich über ganz England ausdehnte. Heute durch die Eisenbahnen fast gänzlich brach gelegt, haben im vorigen Jahrhundert die Kanäle die riesige industrielle Entwickelung Englands überhaupt erst möglich gemacht. Als Hauptplatz des Handels und zumal des Schiffahrtsverkehrs wuchs London in immer gewaltigerem Umfange. Von 235 000 Tonnen im Jahre 1750 stieg die Einfuhr auf der Themse bis zum Jahre 1790 auf 580 000 Tonnen: eine Zunahme um fast 150 Prozent.

Die zweitwichtigste Hafenstadt des Reiches war damals noch Bristol, dessen Spezialität in Kolonialwaren — und im Sklavenhandel bestand. Aber schon begann sie in den Hintergrund zu treten vor dem kühn aufstrebenden Liverpool. Am Anfange des 18. Jahrhunderts zählte der Ort nur 5000 Einwohner, am Schlusse 56 000. Liverpool wurde der große Hafenort für die Baumwollenmanufaktur des nahen Manchester, mit der zugleich es an Bedeutung zunahm.

---

1) Beer, Welthandel II, 334 ff.

Schottland aber ward zum vornehmsten Produktionsland für Leinen, in welchem Artikel es den schlesischen und westfälischen Mitbewerb immer mehr zurückdrängte. Überall Blühen und Gedeihen, ein lebhaftes Bestreben, das Beste und Tüchtigste für verhältnismäßig billigen Preis herzustellen. Großbritannien hörte auf ein Ackerbaustaat zu sein, es wurde vorwiegend ein Land der Industrie. Wohl standen der englische Feldbau und die englische Viehzucht noch immer [1]) auf der höchsten Stufe in ganz Europa. Aber die Bedürfnisse seiner schnell wachsenden industriellen Bevölkerung zehrten seine Getreideproduktion auf, so daß deren Ausfuhr stockte und vielmehr, seit 1770, einer schnell anwachsenden Einfuhr Platz machte.

Im ganzen war der britische Export vom Jahre 1730 bis zum Jahre 1774 von acht Millionen auf mehr als siebzehn Millionen Pfund Sterling jährlich gestiegen. Aber auch die Bevölkerung in England und Wales allein hatte von $5^1/_2$ auf $7^1/_2$ Millionen Seelen zugenommen, also um 36 Prozent. Von allen Seiten strömte Reichtum in das Land, das sein ganzes Aussehen und Leben veränderte. Behaglichkeit und Wohlstand verbreiteten sich über den bis dahin ziemlich dürftigen Mittelstand, der sich durch schnellen und reichlichen Erwerb einen Komfort in Nahrung, Wohnung und Kleidung verschaffen konnte, wie ihn auf dem Festlande kaum die höchsten Klassen besaßen. Freilich hatte dieser Zustand auch seine Schattenseiten. Je genußreicher sich das Leben der Besitzenden gestaltete, um so schmerzlicher fühlten die Besitzlosen ihr Elend, und die zunehmende Großartigkeit aller Verhältnisse, die steigenden Ansprüche an Bildung und Vermögen erweiterten ununterbrochen die Kluft, welche den Reichen von dem Armen trennte, den letzteren als ein Wesen anderer, untergeordneter Art erscheinen ließ und sein Emporsteigen immer mehr erschwerte. Das Geldinteresse ward das allein maßgebende. Die Emporkömmlinge, die in den Kolonien, oft durch die verwerflichsten Mittel, ungemessene Reichtümer erlangt hatten, erfüllten die Hauptstadt mit dem aufdringlichen Lärm ihres Luxus und suchten durch Bestechung der kleinen Wahlkörper in den „verrotteten Flecken" sich in das politische Leben einzuschmuggeln: der Geist gewissenloser Konkurrenz und unbegrenzter Spekulation, die Gier nach schneller Bereicherung, auch auf den bedenklichsten Wegen, durchdrang das gesamte Volk. Die englische Aristokratie aber wachte nur um so eifersüchtiger darüber, daß alle lukrativen Stellungen in Verwaltung, Heer, Flotte und Kirche zu ihrer ausschließlichen Verfügung blieben.

Jedenfalls war Großbritannien das viel bewunderte Land des Reichtums, der Musterstaat für den Ackerbau, der hier am rationellsten und ergiebigsten in ganz Europa getrieben wurde, für Viehzucht, Industrie und Handel, welcher letztere nicht nur Europa, sondern die ganze Welt beherrschte. Und England faßte seine Pflichten als Königin des Ozeans nicht in engherzigem Sinne auf. Vielmehr war die Regierung Georgs III. das Zeitalter neuer großartiger

---

1) Siehe oben S. 318.

englischer Entdeckungsreisen, für welche dieser König sich mit ganz besonderem Eifer interessierte. Ihr Ziel war vorzüglich das unermeßliche Gebiet des Großen Ozeans, und in diesem wiederum derjenige Teil, welchen man die Südsee nannte. In den Jahren 1764 und 1765 erforschte Commodore Byron die Inselgruppen an der Westküste des Feuerlandes. Kapitän Wallis fand, im Juni 1767, das wichtigste der polynesischen Eilande, Tahiti. Aber alle anderen Entdeckungen wurden in den Schatten gestellt durch die umfassenden und von dem glänzendsten Erfolge gekrönten Forschungsreisen des Kapitäns James Cook. Geboren 1728, als Sohn eines armen Tagelöhners in Yorkshire, hatte Cook sich durch heldenmütige Kühnheit, durch große Umsicht und unermüdliches eigenes Studium in noch jugendlichem Alter zu einem der angesehensten und hervorragendsten englischen Seeoffiziere herausgebildet. Im Jahre 1768 ward er beauftragt, in Gesellschaft einiger Naturforscher den Durchgang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Er benutzte diese Sendung zu einer Forschungsreise, auf welcher er u. a. zuerst eine genügende Kenntnis von Neuseeland erlangte, auch zuerst die Ostküste des australischen Kontinents betrat, die er dann weithin auf das sorgfältigste untersuchte und mit dem Namen Neu-Süd-Wales belegte. Kaum war er von dieser dreijährigen gefahrvollen Reise zurückgekehrt (1771), als man ihn von neuem aussandte, um den am südlichen Polarkreis vorausgesetzten Kontinent zu erforschen. Es gelang ihm auch diese gefahrvolle Aufgabe, soweit die physischen Schwierigkeiten es überhaupt zuließen. Seitdem sind unsere Kenntnisse über jenen fernen Erdteil kaum weiter bereichert worden, dessen völlige Unbewohnbarkeit freilich Cook bereits zu konstatieren hatte. Eine dritte Reise, die der Unermüdliche im Juli 1776 begann, hatte den Zweck, die vielgesuchte nördliche Durchfahrt von Europa nach Asien an der Nordküste von Amerika aufzufinden. Er nahm zuerst seinen Weg wieder nach den australischen Inselgruppen, wo er den Sandwichs-Archipelagus entdeckte. Dann versuchte er durch die Behringstraße vorzudringen, wurde aber durch zusammenhängende Eismassen daran verhindert. Als er hierauf zu den neugefundenen Sandwichsinseln zurückkehrte, ward er hier im Februar 1779 von den Eingeborenen erschlagen, — eines der zahlreichen und zugleich eines der erlauchtesten Opfer des Fortschrittes geographischer Wissenschaft und europäischer Kolonisation. — Ebenso nutzlos erwiesen sich zahlreiche Versuche, von Osten her die ersehnte Durchfahrt zu entdecken, nur der geographischen Kenntnis brachten sie Vorteil. Inzwischen erforschten Hearne und Mackenzie unter unbeschreiblichen Entbehrungen und Gefahren das Innere des nördlichsten Teiles des amerikanischen Festlandes.

Kein Wunder, daß gerade unter dem betriebsamsten und praktisch verständigsten Volke, nach den mangelhaften Versuchen geistreicher, aber einseitiger französischer Empiriker, die wahrhaft wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre entstand. Ihr Schöpfer ist der Schotte Adam Smith (1723—1790). Jahrelang hatte er an der Glasgower Universität als Professor der Philosophie ohne bedeutende Wirkung gelehrt, als er 1776 seine „Untersuchung über das

Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes" (An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations) veröffentlichte. Er fand zuerst die uns jetzt so natürlich erscheinenden Formeln, daß der Reichtum eines Volkes in der Summe aller Tauschwerte besteht, die es hervorbringt oder erwirbt; daß der Preis der Ware sich bestimmt einerseits nach dem Anteil des die Rohstoffe liefernden Grundeigentümers, dem Anteil des die Mittel zur Arbeit gewährenden Kapitalisten, sowie dem Anteil des Arbeiters, andererseits nach dem Verhältnisse der Nachfrage zum Angebote. Smith hat diese Grundsätze nach allen Seiten hin begründet und erklärt und dann auf ihnen ein System errichtet, auf welchem unsere ganze moderne Industrie und das Verhältnis der Staatsgewalt zu ihr beruht. So ist Adam Smiths Wirken nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch von der größten Bedeutung geworden; wobei freilich nicht verkannt werden soll, daß er der jungen nationalökonomischen Disziplin einen allzu ausschließlich dogmatischen, nicht genügend historischen Charakter aufgeprägt hat. Aber das lag nun einmal in der rationalistischen, jeder geschichtlichen Betrachtungsweise feindlichen Richtung jener Zeit.

Die Philosophie machte im damaligen England im ganzen keine Fortschritte gegen die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurde nunmehr vor allem beherrscht durch die Schule der nach ihrer Heimat so benannten „Schottischen Philosophen," deren Häupter Hutcheson und Ferguson waren. Den hauptsächlichen Nachdruck legten sie auf die Moral, deren Lehre sie auf der von den Deisten geschaffenen Grundlage in etwas platt rationalistischer, rein verstandesmäßiger Weise selbständig aufzubauen und zu entwickeln suchten. Dabei respektierten sie sämtlich die Freiheit des menschlichen Willens, die ihnen sogar als Schlußstein der ganzen Moralphilosophie galt. Neben diese spiritualistische Richtung, die in der schottischen Schule die herrschende blieb, treten dann auch, nach französischem Vorbilde, eine materialistische, deren bedeutendster Vertreter Priestley war, und eine skeptische, die von dem kühlen, ernsten und gründlichen David Hume — demselben, den wir noch als Geschichtschreiber kennen lernen werden — repräsentiert wurde. Allein die große Mehrheit der gebildeten englischen Gesellschaft blieb dem Materialismus und Skeptizimus fremd. Freilich war sie andererseits, in viel weiterem Umfange als dies heute der Fall ist, von strenger Kirchlichkeit entfernt und huldigte deistisch-philosophischen Vorstellungen. Ein gläubiger Christ zu heißen, galt geradezu als ein Vorwurf, als ein Zeichen bäurischer Unbildung. Aufgeklärte Theologen, wie Tindal, suchten die Religion mit den Forderungen der Vernunft in Einklang zu setzen und auf einen rein vernünftigen Kern zurückzuführen, wobei es allerdings nicht immer ohne Willkür und Gewaltsamkeit abging. Man sieht, wie unrichtig die Annahme ist, als ob damals die französischen Anschauungen allein die europäische Welt beherrscht hätten. In der Philosophie, wie in Politik und Wissenschaft, verfolgte — wenn wir von Hume und Priestley absehen — das England des achtzehnten Jahrhunderts seinen eigenen Weg, welcher dem der Franzosen oft geradezu entgegen lief.

Mehr an die Deutschen erinnert die ästhetische Philosophie in England, welche die Kunst und Poesie, wie jene, auf psychologische Gesetze zurückführte. Der hervorragendste unter ihren Lehrern ist der berühmte Staatsmann Edmund Burke. Doch steht sie mit ihrer rein äußerlichen und oberflächlichen Betrachtungsweise der deutschen Ästhetik weit nach. Viel bedeutender war die praktische litterarische Kritik, die mit Schärfe, eindringendem Verstande, Umsicht und Gelehrsamkeit Samuel Johnson übte, der Verfasser des noch jetzt hoch angesehenen Wörterbuches der englischen Sprache, und die, trotz mannigfacher Mängel, reinigend und glättend auf die Litteratur seiner Zeit wirkte. Denn schon regte sich in England, wie gleichzeitig in Deutschland, eine Sturm- und Drangperiode mit romantischer Färbung, anknüpfend an die durch Percy aus dem Schutte der Jahrhunderte hervorgezogenen altenglischen Volksballaden. Gewiß hat diese neue Richtung eine frischere, natürlichere Weise in die etwas gekünstelte englische Dichtung jener Epoche gebracht; aber sie bedurfte doch zugleich der zügelnden und beschränkenden Hand.

Bei dem hohen politischen Aufschwung des damaligen Englands ist es nicht zu verwundern, daß auch die Geschichtschreibung sich in großartiger Weise entwickelte. An ihr, wie an allen anderen Bethätigungen des nationalen Geistes, nahmen die Schotten hervorragenden Anteil. Ein Schotte war David Hume, dieser geistestiefe, psychologisch geschulte Historiker, dessen Verdienst weniger in genauer Durchforschung und getreuer Wiedergabe der Quellen als in Fülle weiter genialer Blicke und intuitiver Erkenntnis der Charaktere sowohl der Einzelmenschen, als auch ganzer Perioden besteht: Eigenschaften, durch welche er die historische Darstellung geadelt und gehoben hat. Hume schrieb eine Geschichte Englands bis zum Jahre 1688, die schon durch die Vorzüge glänzender Schilderung und gewählten Stiles mit Recht ihre Stelle unter den meistgelesenen englischen Büchern noch bis heute bewahrt hat. Wie der Schotte Hume die beste englische Geschichte, schrieb der Schotte Robertson eine treffliche Geschichte des eigenen Landes, allerdings nur unter Maria Stuart und Jakob VI. Sie ist jetzt, nach Heranziehung weit umfassenderen Materials, ebensowenig mehr zu gebrauchen, wie seine Biographie Kaiser Karls V. Dagegen ist seine Geschichte von Amerika für die Kenntnis der Entwickelung der dortigen spanischen Gründungen noch immer von Bedeutung. Robertson war ein gewissenhafter, sorgfältiger, verständiger und vorurteilsloser Historiker, freilich ohne den umfassenden Geist und die tiefe Einsicht eines Hume.

War schon des letzteren Anschauungs- und Schreibweise vielfach französisch, so wurzelte ganz in französischem Wesen Eduard Gibbon. Ein kalter, berechnender, nur in der Ruhmbegierde leidenschaftlicher Charakter, ging Gibbon gern auf den skeptischen Ton der französischen Gesellschaft ein, in der er sich stets am behaglichsten gefühlt hat. Sein Hauptwerk, die „Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Reiches“, schrieb er zum größten Teile am Genfer See, in Lausanne (um 1785). Es ist völlig in der Weise von

Voltaires geschichtlichen Büchern gehalten, in ironischem Tone, die früheren Zeiten stets aus dem Gesichtspunkte der Gegenwart betrachtend und beurteilend, um des Effektes willen die wahren Farben der Dinge verändernd. Doch hat er viel umfassendere und genauere Quellenstudien vorgenommen, als es Voltaires Art war, und ist im ganzen seine Arbeit weit gewissenhafter und zuverlässiger, als man aus der rhetorischen Art der Darstellung und des Stiles zu schließen geneigt ist. Bitterste Feindschaft gegen die Religion, ganz nach Art seiner Freunde, der Encyklopädisten, durchzieht Gibbons Buch.

Der verstandesmäßige, auf Thatsachen gerichtete Geist des achtzehnten Jahrhunderts und seine demokratischen Anschauungen ließen den schon in der vorigen Periode [1]) erblühten bürgerlichen Roman sich weiter entwickeln. Auf Richardson, Fielding und Smollet folgten der liebenswürdige Sterne, welcher den Humor in genialer, unvergänglicher Weise zu handhaben wußte; und Oliver Goldsmith, dessen rührend schöner „Landpfarrer von Wakefield" ganze Generationen entzückt hat, wenn auch unsere unruhige Zeit geneigt ist, diese idyllischen Schilderungen etwas langweilig zu finden und die zahlreichen Schwächen der Komposition tadelnd hervorzuheben.

Sehr wenig geeignet war das verstandesmäßige, tüchtige, nüchterne England des achtzehnten Jahrhunderts zur Hervorbringung eines bedeutenden Dramas. Das moralisierende bürgerliche Schauspiel verfiel völlig in die flache Mittelmäßigkeit, die für diese Spezies der Kunst eine so gefährliche Klippe ist. Viel bedeutender und lebensfrischer entfaltete sich das Lustspiel, als satirischer Spiegel zeitgenössischer Sitten und Zustände. Es fand seinen geistreichsten, kecksten und naturwahrsten Vertreter in dem berühmten Parlamentsredner Sheridan. Auch dieser hoch und vielseitig begabte Mann gehörte zu der großen Zahl hervorragender Geister jener Zeit, die in ihren Werken den Kampf gegen Vorurteil und selbstsüchtige Tugend- und Religionsheuchelei führten, freilich oft in nicht minderem Maße gegen gute Sitte, gegen jede Erhebung der Seele über das Materielle und über den plumpsten Epikuräismus. Ebenso populär und dabei tiefer und gemütvoller war die noch neue Dichtweise, die sich von allem Getreibe höherer und künstlich verfeinerter Kultur in das ewig junge Leben der Natur und des Volkes zurückzog. Ihr vorzüglichster Repräsentant war der Schotte Robert Burns, der seelenvolle, anmutige Sänger seines wild romantischen Hochlandes und des mutigen, kräftigen Stammes, der dasselbe bewohnt. Er verstand es, über beide die ganze verklärende Glorie echter Poesie auszugießen.

Allein diese volkstümliche Dichtkunst ist nur eine Seite der ernsten, leidenschaftlichen und dabei doch besonnenen Opposition, die sich immer stärker gegen die in England herrschende Kaste, gegen das ganze aristokratisch-hierarchische System erhob. Sie war so gewaltig und wurde von so ausgezeichneten Geistern geleitet, daß sie schon im achtzehnten Jahrhundert einige

---

1) S. oben Seite 323 ff.

erst in dem unsern verwirklichte Reformen herbeigeführt haben würde, wenn nicht der Ausbruch der französischen Umwälzung für England eine Reaktion veranlaßt hätte. So brachte das unruhige Drängen nach Neuerung eine große Revolution hervor zunächst nicht im Mutterlande, sondern in dessen bedeutendster Kolonie, am Westgestade des Atlantischen Ozeans.

Gerade weil er geborener Engländer war, meinte König Georg III. die Regierung selbständiger und selbstthätiger führen zu müssen, als sein Urgroßvater und Großvater, die als Fremde natürlich mehr in den Hintergrund getreten waren. Mit der Ansicht, daß es Zeit sei, der Knechtung der Krone durch die Whigkoterie ein Ende zu machen, das Königtum über die Parteien zu stellen und damit von ihrer Herrschaft zu befreien, standen Georg und sein Rathgeber Bute keineswegs allein. Eine vorzüglich geschriebene Brochüre, die 1761 ganz unabhängig vom Hofe entstanden und wahrscheinlich von dem einst hoch angesehenen Parlamentarier Pulteney verfaßt war, entwickelte dieselben Grundsätze. Eine Anzahl der ehrenwertesten, wenn auch nicht gerade hervorragendsten Staatsmännner scharte sich um den König, entschlossen, unter allen Umständen und ausschließlich ihm zu gehorchen. Diese „Freunde des Königs“ waren offenbar Anhänger einer absoluten, kaum durch parlamentarische Formen gemäßigten Monarchie. Von der Kanzel herab wurde wieder einmal, gerade wie ein Jahrhundert früher, eifrig das „göttliche Recht“ der Krone verfochten. So wurde Georg III. der letzte englische König, der einen starken persönlichen Einfluß auf den Gang der inneren und äußeren Politik seines Reiches zu üben versucht hat und damit in der That eine Zeit lang in weitem Maße durchgedrungen ist.

Nach der Entfernung Pitts schritten Georg und Bute unentwegt auf der neuen Bahn voran. So ängstlich sich auch der alte Herzog von Newcastle an sein Ministeramt klammerte, im Mai 1762 mußte er es aufgeben. „Der König will König sein“, hieß das Losungswort. Bute trat nun als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung. Er glaubte, seine zahlreichen Gegner durch Gewaltmaßregeln einschüchtern zu können; alle Häupter der Whigs wurden aus ihren Stellen und Ehrenämtern entfernt. Dagegen warb er Anhänger durch das schon von Walpole erprobte Mittel schamloser Bestechung; an einem einzigen Morgen gab er wohl hierfür 25 000 Pfund aus. Aber so reichlich seine Gelder flossen, sie genügten nicht, um das ganze Volk zu gewinnen. Die öffentliche Meinung sprach sich immer heftiger, immer leidenschaftlicher gegen den Günstling aus, der ohne eigenes Verdienst, nur durch die Laune eines übel beratenen Monarchen zur Macht gekommen war, der Englands Ehre und Interessen in dem Friedensschlusse preisgegeben hatte, der neue unpopuläre Steuern einführte. Man haßte den „Schotten“ Bute, den Angehörigen jenes Volkes, das im Jahre 1745 England zu dessen Schande beinahe erobert hätte. Zahllose Flugschriften voll zügelloser Schmähsucht griffen König und Minister, oft in gemeinster Weise, an. Der Premierminister sah sich auf der Straße mit Schmutz- und Steinwürfen verfolgt,

ja geradezu an seinem Leben bedroht. Im Grunde war das parlamentarische System zu tief im Geiste der britischen Nation eingewurzelt, als daß der Versuch, es wieder durch ein starkes maßgebendes Königtum zu ersetzen, hätte gelingen können. Bute aber brachte sich diese letztere Wahrheit nicht zum Bewußtsein. Er schrieb die Empörung der öffentlichen Meinung lediglich seiner eigenen Unpopularität zu; und da er ein treuer Diener seines königlichen Gönners war, trat er im April 1763 aus freien Stücken zurück. Freilich verzichteten weder Georg noch er auf ihre Pläne, freilich war Bute gewillt, nur den Schein der Macht aufzugeben, deren Wesen aber durch geheime Beratung des Herrschers zu bewahren. Er ließ ihn ein Ministerium bilden aus persönlichen Freunden des Königs. Man nannte es, wegen seiner drei einzig hervorragenden Mitglieder, das „Triumvirat". An der Spitze desselben stand Georg Grenville, ein kühler, strenger, selbstsüchtiger Mann, welcher, trotz seines Ernstes und scheinbarer Festigkeit, weder staatsmännische Gaben noch wirkliche Beharrlichkeit besaß.

Das Publikum ließ sich durch die von Bute gespielte Komödie nicht täuschen. Es sah, wie Lord Chesterfield sagte, „Lord Bute hinter dem Vorhange, der in der That sehr durchsichtig war." Andere meinten: „Die Stimme ist Jakobs Stimme, die Hände aber sind Esaus Hände." Wenige Tage nach dem Regierungswechsel erschien, am 23. April, die fünfundvierzigste Nummer des Oppositionsblattes „Der Nordbrite", in welcher zumal die auswärtige Politik des Königs und seiner Minister, dem Wesen nach mit Recht, der Form nach aber in der gehässigsten und pöbelhaftesten Weise angegriffen und geschmäht wurde.

Der Verfasser des Artikels war John Wilkes, der Sohn eines reichen Branntweinbrenners (geboren 1727), einer der ausgelassensten, cynischsten und verworfensten Lüstlinge jenes sittenlosen Zeitalters. Durch Lord Temple, einen Verwandten Pitts, war er in das Unterhaus gebracht worden, und aus diesem Umstande erklärt sich seine Feindschaft gegen Lord Bute und den Monarchen selbst, die er in seiner Zeitschrift „Der Nordbrite" auf das bitterste befehdete. Grenville, zugleich von persönlicher Rachsucht bewegt und gewillt, sich dem Könige gefällig zu erweisen, mißbrauchte die unbestimmte Gewalt der Staatssekretäre, um einen allgemeinen, nicht namentlichen Haftbefehl gegen Verfasser, Drucker und Verbreiter der Schmähschrift zu erlassen. Unter den vierzig Personen, die man ins Gefängnis steckte, befand sich auch Wilkes. Allein der Gerichtshof der Common Pleas ordnete, auf Grund von Wilkes' Eigenschaft als Parlamentsmitglied, dessen Freilassung an. Ungeheurer Jubel begrüßte den Sieg nicht sowohl des Mannes, dessen Unwürdigkeit man recht gut kannte, als der Sache parlamentarischer Freiheit gegen höfische Willkür.

Die Regierung hätte es hierbei bewenden lassen können, und so würde die Angelegenheit bald vergessen worden sein. Allein die blinde Rachsucht des Königs und Grenvilles ließ sie das Verfahren gegen Wilkes wieder aufnehmen; damit machten sie aus diesem unsympathischen Menschen den Vertreter

des Rechtes und der Freiheit. Auf des Ministers Antrag erklärte im November 1763 das Unterhaus die Nummer 45 des „Nordbriten“ für eine „falsche, anstößige und aufrührerische Schandschrift“, befahl ihre Verbrennung durch den Henker an und sprach aus, daß sich auf solche Libelle die Privilegien des Parlamentes nicht erstreckten. Das Oberhaus trat diesen Beschlüssen bei. Zugleich ward eine andere Schrift von Wilkes „Versuch über das Weib“, obwohl sie nie veröffentlicht worden, als unzüchtig und blasphemisch zum Gegenstand einer Anklage gemacht. Ein vorzüglicher Pistolenschütze unter Grenvilles Freunden forderte Wilkes zum Duell heraus und sandte ihm eine Kugel in den Leib. Der Publizist, der freilich von der Wunde wieder genas, sah ein, daß er zunächst dem Sturme ausweichen müsse. Kaum war er einigermaßen hergestellt, entfloh er nach Frankreich. Das Unterhaus aber erklärte ihn für vogelfrei.

Das Volk war anderer Meinung als die offiziellen Gewalten. Es fühlte, daß England sich in einer seine Freiheit und alten Einrichtungen bedrohenden Krise befinde. Bisher hatte das Unterhaus dieselben gegen die Übergriffe der Krone geschützt; jetzt verband sich eine künstliche und feile Volksvertretung mit der letzteren zur brutalen Unterdrückung der persönlichen und politischen Freiheit. Wiederholt hatte es seine leidenschaftliche Sympathie mit Wilkes in gelegentlichen Aufständen gegen dessen Verfolger gezeigt. Nach seiner Flucht erhielt er von allen Seiten Zustimmungsadressen, Geldunterstützungen, Jahrgelder. Man erwartete von ihm, daß er unter günstigen Umständen den Kampf wieder aufnehmen werde.

Inzwischen eröffnete sich ein neuer, wichtigerer, folgenschwerer Konflikt zwischen der Regierung und dem Parlament Großbritanniens auf der einen, seinen nordamerikanischen Kolonien auf der andern Seite.

Diese Kolonien waren blühend und stolz aus dem für sie siegreichen Siebenjährigen Kriege hervorgegangen. Im Norden ihres Gebietes lagen die von den Puritanern begründeten vier Neu-England-Provinzen New-Hampshire, Connecticut, Rhode-Island und, als wichtigste, Massachusetts mit der rasch sich entwickelnden Hauptstadt Boston. Neben der gründlichen Bildung und aufrichtigen Frömmigkeit, die diesen Kolonien von ihren Stiftern her eigen gewesen, hatten auch Reichtum und Luxus ihren Einzug gehalten und das Selbstbewußtsein sowie die Liebe zu Freiheit und Selbständigkeit noch erhöht. Sie regierten sich selbst in demokratischer Weise, unter der nominellen Aufsicht eines königlichen Gouverneurs. Viehzucht, Fischfang, Jagd, Pelzhandel und rationeller Landbau machten ihren hauptsächlichen Reichthum aus. Die mittleren Länder waren New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Delaware, alle ihrer Vergangenheit und ihrem Wesen nach durchaus verschieden. Die beiden ersteren waren aus der früher holländischen Provinz Neu-Amsterdam hervorgegangen, und ähnelten in religiösen und politischen Zuständen den neu-englischen Distrikten. Zumal das durch Lage und Bodenbeschaffenheit gleich begünstigte New-York blühte lebhaft auf, die gleichnamige Hauptstadt

Eine Unterhandlung William Penn's mit den Indianern.
Nach dem Kupferstiche von John Hall (1739—1797); Originalgemälde von Benjamin West (1738—1820)

zählte bereits 20000 Einwohner, die freilich weder die Bildung noch die hohe Intelligenz und geistige Rührigkeit der Bostonianer besaßen. Westlich vom Delaware-Flusse hatte Wilhelm Penn im Jahre 1681 ein Gemeinwesen der Quäker gebildet, in deren friedlicher Gesinnung die letzten Stuart-Könige eine Verbündete gegen das starr republikanische Wesen der Puritaner zu finden gehofft hatten. Unter der nominellen Leitung Penns und seiner Nachkommen nahm das fromme Gemeinwesen mit seiner Hauptstadt Philadelphia eine schnelle Entwickelung und zog zahlreiche anders geartete, nicht der quäkerischen Genossenschaft angehörige Elemente an sich. Es zählte bereits an 400000 Bewohner, unter denen das deutsche Element fast ein Viertel ausmachte. Philadelphia selbst war damals die schönste unter den amerikanischen Städten, ihre Häuser mit einem Geschmack und Reichtum ausgeschmückt, welcher an London und Paris erinnerte. Das Territorium Delaware, östlich von dem gleichnamigen Flusse, war eng mit Pennsylvanien vereint. Alle diese mittleren Kolonien zeichneten sich durch ungemeine Ergiebigkeit des Bodens aus, der soeben dem Urwalde abgerungen war und in noch unerschöpfter Produktionskraft reiche Erträgnisse gewährte.

Ganz verschieden nach Klima, Charakter und Erzeugnissen war von den genannten beiden Gruppen die letzte, die südliche. Meist schon von subtropischer Temperatur und Flora, brachten die fünf Kolonien des Südens Tabak, Baumwolle, Zucker, Indigo, Reis hervor. Wärme und südliche Vegetation übten auf die Gewohnheiten und das Wesen der Eingewanderten denselben umwandelnden Einfluß, den man stets bei nordischen Völkerschaften, die sich in südlichen Himmelsstrichen ansiedeln, wahrgenommen hat: die Immigranten wurden lebhafter, leidenschaftlicher, körperlicher Thätigkeit abgeneigter. Anstatt der fleißigen Ackersleute, kühnen Jäger und arbeitsamen Industriellen des Nordens sah man hier zahlreiche aristokratisch gesinnte Pflanzer, die ihre Felder durch Sklaven bestellen ließen, übrigens mutige, unternehmende, auf ihre Unabhängigkeit äußerst eifersüchtige Männer waren. Ferner waren von vornherein in den südlichen Territorien andere Religionsbekenntnisse vorherrschend, als in den mittleren und nördlichen. Anstatt der protestantischen Dissenters überwogen in Maryland die Katholiken, in den vier übrigen Kolonien die Anhänger der englischen Staatskirche. Marylands Hauptstadt hieß nach der heimischen Familie, der die Gründung angehörte, Baltimore. Viel größer, reicher und bedeutender war Virginien, die der Zeit und der Wichtigkeit nach erste unter allen nordamerikanischen Gebieten. Sie blühte vorzüglich durch den Tabakbau, der so entwickelt war, daß man in Europa das neue Genußmittel häufig überhaupt mit dem Namen Virginia belegte. Der Aufschwung von Nord- und Südcarolina wurde lange Zeit durch die Streitigkeiten der Ansiedler mit den Besitzern der Kolonie verhindert, bis die letzteren 1729 ihre Rechte an die Krone verkauften. Erst einige Jahre nach diesem Ereignisse gründete Jakob Oglethorpe das nach Georg II. benannte Georgien.

Die dreizehn Kolonien zählten zur Zeit des Pariser Friedens etwa zwei Millionen Bewohner europäischer Abkunft und eine halbe Million Indianer und Neger. Denn in allen diesen Gründungen herrschte damals die grausame Gewohnheit der Sklaverei, für welche die unglücklichen Afrikaner in wachsender Zahl eingeführt wurden. Die rote Urbevölkerung schweifte noch an den Grenzen des Gebietes oder zum Teil selbst mitten in demselben. Solange die fremden Ansiedler noch wenig zahlreich waren, pflegten sie mit den Indianern Kaufs- und Friedensverträge zu schließen; wurden sie mächtiger, so verletzten sie diese Abkünfte ungescheut und drängten die „Wilden" mit höhnischer Gewalt zurück. Die Indianer antworteten mit grausamen und mörderischen Überfällen auf die Niederlassungen der Weißen. Dem Christentum und der Zivilisation zeigten sie sich unzugänglich, um so zugänglicher dem „Feuerwasser", das furchtbarer unter ihnen aufräumte, als die Büchse ihrer Stammesfeinde. Im allgemeinen betrachteten die englischen Kolonisten die Farbigen jeder Art als Wesen niederer Gattung, gegen welche jede Gewaltthat erlaubt oder vielmehr rühmlich sei. Und diese rohen Anschauungen erhielten sich trotz der ungewöhnlich hohen Volksbildung und Belesenheit der Anglo-Amerikaner, von denen sonst jeder seine Handbibliothek besaß und seine Zeitung zu lesen pflegte — mehr als die Angehörigen irgend eines andern damaligen Volkes.

Regiert wurde jede Kolonie durch eine, der Volkswahl entsprungene „Versammlung", einen „Rat" und einen Gouverneur, die entweder von der Krone oder auch gemeinschaftlich von dieser und den Besitzern der Kolonie ernannt waren. Innerhalb dieser allgemeinen, dem Mutterlande entlehnten Einrichtungen, zeigten die einzelnen Gebiete eine große Verschiedenheit der Gesetze und Bestrebungen, wie sie denn auch durch gegenseitige Eifersucht und Antipathien mannigfach von einander getrennt waren.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen des schnellen Aufblühens dieser Gründungen war der Umstand, daß sie so gut wie gar keine Steuern zu zahlen hatten. Das Mutterland schützte sie zu Lande mit seinen Truppen, zu Wasser mit seiner Flotte, zu denen sie auch nicht einen Pfennig beizutragen hatten. Den letzten Krieg hatte England hauptsächlich um ihrer willen geführt, aber zum bei weitem größten Teile auf eigene Kosten. Zwar war durch das Gesetz Amerikas Handel mit lästigen und schädlichen Beschränkungen zu gunsten der Metropole belegt; aber diese Gesetze wurden kaum jemals angewandt, da an der so außerordentlich ausgedehnten Küste die Organe zu ihrer Ausführung und Überwachung völlig mangelten. So wurden z. B. in den Kolonien jährlich für anderthalb Millionen Pfund Sterling Thee verbraucht; nach dem Gesetze hätte der ganze Betrag über England bezogen werden müssen, in Wahrheit aber kam von da nur ein Zehntel desselben, und die ungeheuere Mehrheit des Bedarfes wurde durch den Schmuggel gedeckt.

König Georgs III. starr autokratische Gesinnung war dieser fast vollkommenen Unabhängigkeit der Kolonien allzu entgegengesetzt, als daß es hier

nicht zu einem Konflikt hätte kommen müssen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die überwiegende Mehrheit des englischen Volkes, stolz auf den im Siebenjährigen Kriege erlangten Ruhm, es ebenso wie der König für durchaus angemessen hielt, die durch englisches Blut und Gold verteidigten Kolonien in Nordamerika enger an das Mutterland zu fesseln. Die wenig patriotische Art, in welcher dieselben während des Kampfes um schnöden Gewinnes willen den Franzosen Vorräte jeder Art geliefert hatten, verstärkte den Groll der Engländer, selbst des freisinnigen Pitt, gegen die Stammesbrüder jenseits des Ozeans. Andrerseits waren die Anglo-Amerikaner allzu fest von der Wahrheit überzeugt, daß sie das Aufblühen ihrer Gebiete vorzüglich ihrer Selbständigkeit und Steuerfreiheit verdankten, als daß sie in dieser Frage nachgegeben hätten. Gerade die Erfolge des letzten Krieges machten sie um so weniger geneigt, sich der britischen Herrschaft zu unterwerfen. Solange die französischen Truppen in Kanada und am Ohio gestanden hatten, waren die Kolonien auf den Beistand Englands angewiesen. Jetzt aber hatten sie nichts mehr von den Franzosen zu fürchten, bedurften nicht mehr des Schutzes von seiten des Mutterlandes. Endlich machten die kriegerischen Vorteile, die ihre eigenen Milizen bei mannigfachen Gelegenheiten über die Franzosen davongetragen hatten, sie zugleich waffengeübt und selbstbewußt.

Schon unter dem Ministerium Bute hatte der Lord des Schatzamtes Charles Townshend, ein unerschrockener, thatkräftiger, in allen Vorurteilen der englischen Aristokratie auferzogener Mann, einen umfassenden Plan zur dauernden Fesselung der nordamerikanischen Kolonien entworfen. Durch das britische Parlament sollte denselben eine bleibende Steuer auferlegt werden, aus der zunächst alle Beamte in den Kolonien im Namen des Königs zu bezahlen seien, damit sie sich nicht von jenen, sondern von der Verwaltung des Mutterlandes abhängig fühlten. Ein beträchtliches stehendes Heer, in der ersten Zeit von England, nachher aber aus jener Kolonialsteuer besoldet, war dazu bestimmt, die Nordamerikaner im Gehorsam zu erhalten. Die Freibriefe der einzelnen Kolonien sollten vernichtet, an ihrer Stelle ein einheitliches Regierungssystem eingeführt werden. Zugleich wurde an den amerikanischen Küsten die Navigationsakte wieder mit Strenge in Kraft gesetzt, um jene kommerziell für Großbritannien auszubeuten. Vergebens protestierten einzelne Koloniallegislaturen gegen diese Pläne, das Triumviratsministerium nahm sie von neuem auf. Kein anderes Schiff, als ein englisches, sollte in den Kolonien landen; ein Heer von Zolleinnehmern wurde in dieselben gesandt, Flotte und Truppen dort mit genauer Ueberwachung der Küsten beauftragt. Zugleich arbeitete Grenville den Entwurf zu einer Stempeltaxe aus, welche eben die von Townshend beabsichtigte Kolonialsteuer ausmachen sollte. Daß das englische Parlament thatsächlich das Recht habe, die Kolonien in beliebiger Weise zu besteuern, wurde 1764 vom Unterhause einstimmig anerkannt.

Kein Zweifel, daß dieser Anspruch formell vollkommen begründet war. Das Parlament, in den beiden Häusern und der Krone bestehend, war über-

haupt in dem ganzen britischen Gebiete der Verfassung nach allmächtig. Weder das Reich noch ein Theil desselben noch endlich ein Individuum durfte sich irgend einem Akte des Parlamentes entziehen oder widersetzen. Anders aber war die Sachlage, wenn man sie nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste der Verfassung nach beurteilte. Deren wichtigster Grundsatz war zweifellos, daß kein Gesetz und keine Auflage einen Briten binden könne, ohne durch dessen Vertreter zugestanden worden zu sein. Nun waren die Ansiedelungen Nordamerikas im britischen Parlamente nicht vertreten. Sie wurden also durch eine, ohne ihre Zustimmung ihnen auferlegte Steuer zu Engländern zweiter Klasse erniedrigt und der sonst einem jeden Briten gewährten Freiheiten und Bürgschaften beraubt. Das war auch der Gesichtspunkt, welchen der Agent Pennsylvaniens in London, Benjamin Franklin, dem Premier Grenville gegenüber entwickelte. Er versprach, daß die Kolonien umfassende Summen bewilligen würden, wenn man sich direkt an sie wende und so ihr Selbstbestimmungsrecht anerkenne. Aber gerade dies wollte Grenville, in Uebereinstimmung mit dem Könige, vermeiden.

Die bloße Kunde, daß das Mutterland beabsichtige, ohne Befragung und Gutheißung der Ansiedler diesen eine Steuer aufzuerlegen, rief unter ihnen einen Sturm von Unwillen hervor; nicht nur in Zeitungen und Flugschriften, auch in den offiziellen Legislaturen wurden die heftigsten Drohungen gegen eine solche Maßregel laut. Man beschloß, keine englischen Manufaktur-Erzeugnisse mehr zu kaufen, und bildete Vereine zu diesem Zwecke. Ein blutiger Krieg, den die Nordamerikaner damals mit den Indianern zu führen hatten — der sogenannte Pontac-Aufruhr — und andrerseits die beschränkenden Navigationsmaßregeln Townshends und Grenvilles erhöhten die Erbitterung. Aber weder der erste Minister noch das Parlament nahmen auf die Stimmung der Kolonien Rücksicht. Im Februar 1765 wurde die Stempelakte vor das Unterhaus gebracht, wo sie gar keinen Widerspruch aus prinzipiellen Gründen und nur einen sehr vereinzelten aus Gründen der Klugheit fand. Die Lords nahmen sie einfach an. Grenville aber verkündete in höchst unkluger Weise, daß diese Maßregel nur ein Experiment für noch weitergehende Besteuerung der Amerikaner sei. Dieselben erteilten ihm darauf einen Bescheid, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Während das Ministerium Grenville in so verhängnisvoller Weise vorging, war König Georg in eine schwere Krankheit verfallen, die, wie sich bald heraus stellte, das Gehirn in Mitleidenschaft zog. Wenn er auch binnen kurzem genas, war doch eine Wiederkehr des Uebels, das dann die verhängnisvollsten Folgen zeitigen konnte, nur allzu wahrscheinlich. In seiner festen und gottergebenen Weise verlangte denn auch der König, sofort nach Wiederherstellung, die Vorlage eines Regentschaftsgesetzes für den Fall seiner längeren Verhinderung oder seines plötzlichen Todes. Das Triumvirat aber, welches sich mit Lord Bute überworfen hatte, schloß dessen Gönnerin, des Königs Mutter, die verwitwete Prinzessin Friedrich, von der Anwartschaft auf die

Regentschaft aus; doch war das Unterhaus loyaler als die Minister und fügte deren Namen wieder in das Gesetz. Die Beleidigung seiner Mutter durch sein eigenes Ministerium kränkte den Monarchen tief. Überdies belehrten ihn wiederholte Pöbelaufstände, wie unpopulär dasselbe im ganzen Lande sei. Auf der irischen Insel empörten sich nicht nur die keltischen Katholiken, unter dem Namen der „Weißen Jungen" [1]), gegen ihre sächsischen Unterdrücker; auch die Protestanten vermochten dort das Mißregiment des Adels und des anglikanischen Pfaffentums nicht zu ertragen und erhoben sich gegen dasselbe als die „Eichenbuben". So beschloß Georg III., ein neues Ministerium zu bilden. Er trug es zuerst Pitt an, allein dieser wies es zurück, teils weil sein intimster Freund Lord Temple mit Grenville verwandt war, teils weil er Butes Einfluß fürchtete. Darauf wandte der König sich notgedrungen an eben die Koalition der großen Whiglords, von der er sich hatte auf immer befreien wollen, und so kam ein Ministerium vornehmer Mittelmäßigkeiten zu stande (Juli 1765). Sein Haupt war, als Lordschatzmeister, der Marquis von Rockingham, einer der reichsten Grundbesitzer Englands, übrigens ein wackerer und verständiger Mann, aber ohne jedes andere Talent als das für Pferdesport. Der unvermeidliche alte Newcastle erhielt das Geheimsiegel. Hauptsächlicher Staatssekretär wurde der Herzog von Grafton, träge, vergnügungssüchtig, unentschlossen und in seiner Haltung wenig würdig, obwohl ihm weder Rechtschaffenheit noch natürliche Redegabe abgesprochen werden konnte. Niemals hatte die Whigaristokratie so klägliche Vertreter gehabt. Sie durfte sich den Luxus eines solchen Kabinetts nur erlauben, weil seit dem Utrechter Frieden die Torypartei völlig danieder lag.

Und dieses unfähigste aller Ministerien traf auf schwierige und gefährliche Umstände.

In den nordamerikanischen Kolonien erregte die Stempelakte den lebhaftesten Zorn. Man erkannte, daß es sich hier nicht um eine an sich unbedeutende Steuer, sondern um ein großes heiliges Prinzip handle. Das Beispiel zum Widerstande gab die älteste, höchstentwickelte und stolzeste dieser Ansiedlungen, Virginia. In deren Legislatur erhob sich Patrick Henry, ein roher, halbgebildeter Advokat, aber begabt mit zündender und unwiderstehlicher Beredsamkeit, und beantragte die Erklärung, daß jede Besteuerung der Kolonie durch das englische Parlament ungültig und keiner ihrer Bewohner verpflichtet sei, eine solche Abgabe zu entrichten. Diese Deklaration wurde angenommen. Wirklich bildeten sich sofort Vereine gegen den Gebrauch des Stempelpapiers. Indes erkannten die Nordamerikaner mit dem praktisch politischen Sinne der angelsächsischen Rasse, daß nur enger Zusammenschluß gegen die überwiegende Macht des Mutterlandes schützen könne. Auf Veranlassung Massachusetts, des hervorragendsten unter den Neu-Englandstaaten, trat im Oktober 1765 ein Kongreß aus Deputierten fast sämtlicher Koloniallegislaturen in New-York zu-

1) Weil sie sich durch ein über die sonstige Kleidung gezogenes weißes Hemd zu erkennen pflegten.

sammen, welcher die Erklärung Virginiens zu der seinigen machte, auch bei dem Könige und den beiden Häusern des Parlamentes gegen die Stempelakte protestierte. Das Volk aber begnügte sich nicht mit theoretischem Widerstande. Zuerst in Boston, dann ziemlich allerorten, griff es zu Gewaltthätigkeiten, plünderte die Häuser der Stempelbeamten und verbrannte die Haufen von Stempelpapier, so daß fast alle Beamte abdankten und die Ausführung der Akte unmöglich wurde.

Einem so einmütigen und kräftigen Widerstande gegenüber befand das Ministerium Rockingham sich in der größten Verlegenheit. Da kam die Entscheidung von anderer Seite. Pitt, der während der Beratung der Stempelakte an seinem gewöhnlichen Leiden, der Gicht, zu Bette gelegen hatte, hielt eine glänzende Rede gegen das Recht der Besteuerung der Kolonien durch das Mutterland, ohne daß deren Zustimmung vorher eingeholt worden sei. „Die Amerikaner“ rief er aus, „sind die Söhne, nicht die Bastarde der englischen Monarchie. Ich freue mich, daß sie Widerstand geleistet haben. Drei Millionen Menschen, so abgestorben allen Gefühlen der Freiheit, daß sie sich leichten Herzens hätten zu Sklaven machen lassen, wären treffliche Werkzeuge gewesen, alle übrigen zur Unterwerfung zu bringen.“ Er riß, trotz Grenvilles eifrigem Widerspruche, das Haus und das Ministerium mit sich fort. Letzteres legte zwei Gesetzentwürfe vor: eine sogenannte Erklärungsbill, welche an dem Grundsatze des Rechtes der Besteuerung der Kolonien durch das Parlament festhielt, aber mehr als eine Beschönigung des Rückzuges gelten sollte; und den Widerruf der Stempelakte. Der ersteren dieser Vorlagen widersprach Pitt, der zweiten Grenville; indes beide passierten die Häuser des Parlamentes (1766). Der Friede zwischen Großbritannien und seinen wichtigsten Kolonien schien hergestellt, freilich nicht, ohne dem Mutterlande einige Demütigung gebracht zu haben. In Amerika wurde die Aufhebung der Stempelakte mit lauter Freude begrüßt, und nur geringe Bruchteile der Bevölkerung zeigten Unzufriedenheit mit der Erklärungsbill, die man in allgemeinen als eine leere Formsache zu betrachten geneigt war.

Georg III. aber hatte die Nachgiebigkeit des Ministeriums Rockingham gegen die aufrührerischen Kolonisten tief verstimmt; und da dasselbe nicht allein von den andern gering geschätzt wurde, sondern auch in seinem eigenen Innern Zerwürfnisse ausbrachen, infolge deren mehrere Kabinettsmitglieder ihre Entlassung gaben, wandten sich des Königs Blicke von neuem auf Pitt. Wie verkehrt waren alle Dinge geleitet worden, wie schwächlich und unsicher war die Verwaltung gewesen, seit er selber den großen Staatsmann aus dem Amte entfernt hatte! Georg mußte einsehen, daß der Wunsch zu herrschen noch nicht befähigt, ein großes Reich zu leiten. So beugte er sich vor dem übermächtigen Geiste William Pitts. Er erwartete von ihm, nach des Monarchen eigenen Worten, „eifrigen Beistand“, um alle Parteiunterschiede zu zerstören und solche Unterwerfung unter die Regierung herzustellen, die allein verhindern kann, daß die unschätzbare Freiheit in Zügellosigkeit ausarte.“

Es war zu spät. Alter und in noch höherem Grade Krankheit hatten zwar nicht die hohe Intelligenz, wohl aber die physische Kraft des „großen Commoners“ gebrochen, und das Steuerruder des Staates, welches er einst mit so bewunderungswürdiger Stärke und Einsicht geführt hatte, entglitt seinen von Gicht und Fieber gelähmten Händen.

Zunächst glaubte er sich Kollegen aus den verschiedenen Schattierungen der Whigpartei wählen zu müssen, um unter allen Umständen der Mehrheit sicher zu sein (Juli 1766). Neben dem Herzog von Grafton und anderen bisherigen Ministern, welche die Stempelakte zurückgenommen hatten, saß Karl Townshend, der Urheber und stete Verteidiger der Besteuerung der Kolonien. Es gab nur eine Möglichkeit, diese widerstrebenden Elemente zusammen zu halten: die feste Leitung durch das überwiegende Genie und den überwiegenden Einfluß des ersten Ministers. Allein dieser fühlte sich elend und unfähig zu beständiger Arbeit. Er wollte nur als Ratgeber, als letzte Instanz in den wichtigsten Angelegenheiten gelten. Ja, er glaubte nicht mehr im stande zu sein, die häufigen und stürmischen Debatten des Unterhauses zu leiten. Deshalb wählte er sich als Posten die Sinekure des Geheim-Siegelbewahrers. Deshalb bestimmte er den König, ihn als Grafen Chatham in das Oberhaus zu versetzen. Ein verhängnisvoller Fehler! Im Unterhause war Pitt groß geworden, auf diesem beruhte seine Macht. Das Oberhaus hatte überhaupt schon den maßgebenden Einfluß verloren und war zudem persönlichen und Parteiinteressen weit ausschließlicher ergeben als das Haus der Gemeinen, das von großherzigen Beweggründen und der Macht der Beredsamkeit sich leichter beeinflussen ließ. Endlich sah das Volk, das bis dahin den „großen Commoner“ als seinen treuen und aufrichtigen Vorkämpfer und zugleich als seinen Vertreter im Rate der Krone betrachtet hatte, in der Annahme der Pairie durch Pitt eine Fahnenflucht, einen Verrat. Es war eine immense Enttäuschung — etwa als wenn heute Gladstone sich in die Reihen des Erbadels versetzen lassen wollte. Die Freudenfeuer, mit welchen die City Pitts Ministerernennung zu feiern begann, wurden ausgelöscht, als man hörte, daß er Graf Chatham geworden war. Und er erreichte nicht einmal seinen Zweck. Kaum Minister geworden, verfiel Chatham derart der Gicht und dabei grenzenloser Nervenabspannung, daß er auf jede Teilnahme an den öffentlichen Geschäften verzichten mußte. Unter diesen Umständen konnte das aus so verschiedenen Bestandteilen erwachsene Ministerium, das nur durch Pitt zusammengehalten und durch seinen großen Namen gedeckt worden war, weder innerer Zwietracht noch berechtigten äußeren Angriffen entgehen. Im Unterhause erhob sich gegen eine so zerfahrene Regierung besonders der junge Edmund Burke, der glänzendste Redner der jüngeren Generation. Geboren in Dublin im Jahre 1728, hatte Burke seine Jugend mit Aufspeicherung ausgedehnter und mannigfacher Kenntnisse und mit unruhigem Suchen nach angemessener und zugleich einträglicher Stellung verbracht. Lange Jahre lebte er in untergeordneter litterarischer Beschäftigung; endlich hatte er das Glück,

daß Lord Rockingham ihn zu seinen Privatsekretär erwählte. Der Marquis war einsichtig genug, zu begreifen, welchen vorzüglichen Helfer im Parlament er an dem hochbegabten Irländer haben würde, und verschaffte ihm sofort (1765) einen Sitz im Unterhause. Hier verliehen ihm die Kraft und Fülle seiner Rede, die Hochherzigkeit seiner Gesinnung, die Weite und Erhabenheit seiner Anschauung, die blühende Schönheit seines Stiles von Beginn an eine einflußreiche und gewichtige Stellung.

Indes einstweilen gehörte die Regierung den führerlosen Kollegen Chathams. Des letzteren Krankheit benutzte der Schatzkanzler Karl Townshend, um seine alten Pläne auf Besteuerung Nordamerikas wieder vorzubringen. Nur verzichtete er auf jede direkte Abgabe und schlug vielmehr eine Handelssteuer vor, deren Berechtigung früher der Amerikaner Franklin und auch Pitt selber zugegeben hatten. Die übrigen Minister, obwohl sie die Absicht Townshends mißbilligten, wagten bei Chathams Abwesenheit nicht, sich dem kühnen, geistvollen und beredten Kollegen zu widersetzen. Das Parlament nahm also, im Frühjahr 1767, den neuen, in Amerika zu erhebenden Hafenzoll auf Wein, Öl, Früchte, Glas, Papier, Blei, Malerfarben und Thee an; übrigens war die Abgabe sehr gering und wurde ihr Ertrag auf nur 30—40 000 Pfund jährlich berechnet. Bei der fortdauernden und zunehmenden Krankheit Chathams, die sich bis zu momentaner Geistesverwirrung steigerte, mußte der Herzog von Grafton die Leitung des Kabinetts übernehmen, das bald des unbequemen, aber genialen Kollegen Townshend durch jähen Tod beraubt wurde (September 1767). Einige Monate später legte Chatham förmlich sein Amt nieder; er galt für so gut wie gestorben.

In Amerika war man wenig geneigt, mit der dialektischen Feinheit Franklins zwischen Steuern und Zöllen, zwischen inneren und äußeren Abgaben zu unterscheiden. Man wollte eben nur bezahlen, was man selber bewilligt hatte — und das war offenbar das gute Recht eines freien Volkes. Von neuem bildeten sich, unter dem Namen der „Söhne und Töchter der Freiheit", Vereine gegen den Gebrauch der besteuerten Waren. Wirklich brachten die Zölle im ersten Jahre nur 295 Pfund Reinertrag, dem bald 170 000 Pfund außerordentliche militärische Ausgaben, wie der Zustand Amerikas sie nötig machte, gegenüber standen. Als die gegen die neue Abgabe protestierenden Legislaturen von den Gouverneuren aufgelöst wurden, bildeten sie, freilich ungesetzlich, in Boston einen gemeinschaftlichen Ausschuß, um ihre Sache weiter zu verfechten. Die Bürger von Boston bewaffneten sich, Zollfahrzeuge wurden verbrannt. Allein die englische Regierung war dieses Mal entschlossen, nicht weiter nachzugeben, sondern die rebellischen Amerikaner zur Unterwerfung zu zwingen. Im Herbst 1768 landeten Truppen in Boston, um in dieser Stadt und dem Staate Massachusetts überhaupt, der ja stets der unruhigste gewesen war, die Herstellung der Ordnung zu erzwingen. Es wurde durch beide Häuser des Parlaments eine Aufforderung an den König gebracht, derselbe möge auf Grund eines längst vergessenen Gesetzes Heinrichs VII. die Urheber

der letzten Unruhen in Amerika ihren natürlichen Richtern entziehen und nach England zur Aburteilung vor einem Spezialgericht überführen. Wenn auch andrerseits die Zölle nur auf den einzigen Theezoll beschränkt wurden, rief doch die Erneuerung jenes tyrannischen Gesetzes in Amerika den größten Zorn hervor. Jeder Anhänger der Regierung, jeder, der die besteuerten Waren verkaufte, wurde geteert und gefedert und so der öffentlichen Verspottung preisgegeben. In Boston kam es zu beständigen Reibereien zwischen den Bürgern und den Soldaten. Bei einer solchen Streitigkeit gaben die gereizten und bedrängten Soldaten Feuer und töteten mehrere Angreifer (März 1770). Sofort schrieen die „Söhne der Freiheit“ über das „Bostoner Gemetzel“ und brachten es dahin, daß der Hauptmann und einige Soldaten jener Schar des Mordes angeklagt wurden. Allein ihre Schuldlosigkeit war so offenbar, daß selbst die Bostoner Geschworenen sie frei sprachen. Darauf trat eine gewisse Beruhigung in Amerika ein, zumal man ja den einzigen noch bleibenden Zoll durch Nichtgebrauch von Thee nutzlos machen konnte. Um so heftigere Opposition hatte das Ministerium Grafton in der Heimat gefunden.

Bei der Auflösung des Parlamentes im Frühjahr 1768 war Wilkes nach England zurückgekehrt, in der Absicht, sich um einen Sitz im Unterhause zu bewerben, und ohne Rücksicht auf die über ihn verhängte Ächtung. Die thörichte Verfolgung seitens der offiziellen Gewalten hatte es dahin gebracht, daß der liederliche Abenteurer, der inzwischen seine Dienste zu wiederholten Malen der Regierung angeboten hatte, als Verkörperung der politischen Freiheit erschien. Unter dem Rufe „Wilkes und Freiheit für immer“ und „Nummer 45“ [1]) wurde Wilkes zum Abgeordneten für die Grafschaft Middlesex gewählt. Die Regierung aber ließ sich durch das Vorgefallene nicht warnen und brachte Wilkes abermals vor das Gericht. Dieses erklärte zwar die früher verhängte Ächtung für gesetzwidrig und deshalb ungültig, verurteilte ihn jedoch wegen seiner Libelle und obscönen Schriften zu zwei Jahren Gefängnis und 1000 Pfund Geldstrafe.

Das Londoner Volk sah in diesen Gerichtsverfügungen nur ein neues politisches Martyrium seines Helden. Es befreite ihn von den Gerichtsbeamten und zog seinen Wagen im Triumphe in die City. Als dann Wilkes weise genug war, um sich selber heimlich ins Gefängnis zu begeben, wurde letzteres wiederholt von Pöbelhaufen bestürmt, so daß es zu blutigen Zusammenstößen mit den Truppen kam. Wirklich verletzte die Regierung ganz offenbar das Gesetz, indem sie bei dem Zusammentritte des Parlamentes Wilkes nicht aus dem Gefängnis entließ. Der König hatte direkt von seinen Ministern die Ausstoßung des Pamphletisten aus dem Parlamente gefordert; allein sie wagten es nicht, den Volksunwillen noch weiter aufzustacheln. Endlich zwang sie Wilkes selber zu entschiedenerer Parteinahme, indem er offiziell seine Einführung in das Unterhaus verlangte (Januar 1769). Kein Zweifel, daß er dazu vollkommen berechtigt war. Seine Wahl zum Londoner Alderman, mit über-

1) Siehe oben S. 715.

wältigender Mehrheit, bewies von neuem seine wachsende Popularität. In dieser Verlegenheit benutzte man eine heftige Schrift, die er neuerdings vom Gefängnis aus gegen einen der Staatssekretäre gerichtet hatte, um ihn vor dem Unterhause, das doch keinenfalls die zuständige Behörde war, wegen Beschimpfung der Krone anzuklagen und seine Ausstoßung aus dem Hause wegen Unwürdigkeit zu verlangen. Die Gemeinen stimmten mit großer Mehrheit zu (Februar 1769). Die Wähler von Middlesex antworteten auf diesen Willkürakt, indem sie Wilkes ohne jeden Widerspruch von neuem ernannten. Das Unterhaus befand sich nun in der üblen Lage, entweder sich vor den Wählern von Middlesex zurückziehen oder durch Aufrechterhaltung ihres Ausschließungsurteils den schwersten Eingriff in das Wahlrecht üben zu müssen, dem es selber sein Dasein verdankte. Dann hätte ja die Mehrheit des Unterhauses überhaupt alle Wahlen, die ihr aus irgend einem Grunde unangenehm waren, auf immer verhindern können. Sie zog trotzdem diesen bedenklichen Ausweg vor und erklärte die Wahl Wilkes' als eines vom Hause als unwürdig Bezeichneten für ungültig. Eine dritte Neuwahl hatte den gleichen Erfolg und wurde noch einmal annulliert.

Dieses Spiel hätte auf unabsehbare Zeit fortgesetzt werden können, wenn das Ministerium nicht auf eine andere Verfahrungsweise gekommen wäre. Es vermochte einen seiner unerschrockensten Anhänger, den Obersten Luttrell, der Volksungunst zu trotzen und sich als Kandidaten für Middlesex Wilkes entgegenzustellen. Das Ergebnis war, daß letzterer 1143, der Oberst nur 296 Stimmen erhielt. Das Unterhaus aber that den unerhörten Schritt, zu erklären, daß der durch eine so kleine Minderheit Ernannte als rechtmäßiger Vertreter von Middlesex in das Parlament Aufnahme zu finden habe, da die für Wilkes abgegebenen Voten ungültig seien.

So beanspruchte das Unterhaus das Recht, durch sein einseitiges Belieben sich über das Gesetz zu erheben, welches das Wahlrecht geregelt hatte. Ein einzelner unter den Zweigen der Legislative hatte die Kühnheit, seinen Willen zu dem unbedingt geltenden zu machen. Und er übte solche Tyrannei gegen die Wahlkörperschaften selbst, aus denen er erwachsen, deren Mandatar er war. Es handelte sich in der That nicht mehr um Wilkes' Persönlichkeit, die ganz gleichgültig geworden war, sondern um die Frage, ob in Großbritannien noch Recht zu finden gegen die Willkür einer Körperschaft, die, obwohl selber nur im Auftrage des Volkes existierend, dasselbe völlig zu vergewaltigen drohte. Seitdem entstand neben den alten Whigs im Lande eine radikale Partei, deren Zahl immerfort zunahm, und die, im Gegensatze zu einer nichtsnutzig gewordenen Aristokratie, die Demokratisierung der Volksvertretung, eine umfassende Reformbill verlangte.

Inmitten dieser bedrohlichen Lage und der allgemeinen Aufregung erschien in dem Londoner Blatte Public Advertiser, seit dem 21. Januar 1769, eine Reihe von Briefen, die, nur mit dem republikanischen Namen Junius[1]) unter-

1) Das heißt Junius Brutus.

zeichnet, die heftigsten Angriffe gegen die einzelnen Mitglieder des Kabinetts und gegen den König selbst enthielten. Die Leidenschaftlichkeit der Juniusbriefe aber spricht sich nicht in groben Schmähungen, sondern in den geistreichsten, schärfsten, boshaftesten Epigrammen aus, die um so wirksamer sind, als sie sich eines klassischen Stiles und durchweg der Sprache der guten Gesellschaft bedienen. Die klägliche äußere Politik Georgs III. seit dem Sturze Pitts, das Zerwürfnis mit Amerika, die Ansprüche des Monarchen auf persönliches Regiment, die Willfährigkeit der Minister, ihre Ratlosigkeit in allen auswärtigen Fragen, die Mißhandlung Wilkes' und die Verletzung der Volksrechte — alles das wurde mit verwundender Schärfe, vernichtender Geisteskraft, unerbittlicher Logik geschildert, übertrieben, lächerlich oder verächtlich gemacht. Nicht weniger aber wurde der Privatcharakter der maßgebenden Persönlichkeiten in den Staub gezogen. Der boshafte, nie versiegende Witz, die schriftstellerische Gewandtheit und das litterarische Verdienst machten die Juniusbriefe um so eindrucksvoller und ihre Wirkung um so nachhaltiger. Noch heute gelten sie als ein klassisches Werk der englischen Litteratur. Der Schleier der Anonymität [1]) war damals ein um so undurchdringlicherer, als der Herausgeber des Public Advertiser selber den Namen seines furchtbaren Korrespondenten nicht kannte. Seitdem ist, noch in den letzten Lebensjahren desselben, erwiesen worden, daß der Verfasser Sir Philipp Francis war (1740—1818), ein Ire, der von Lord Grenville eine einträgliche Stellung im Kriegsministerium erhalten hatte und deshalb all dessen Gegner befehdete. Später wurde Sir Philipp Mitglied des Rates von Bengalen und hat sich als solcher durch seine Gegnerschaft wider den bekannten Generalgouverneur Warren Hastings hervorgethan.

„Das Recht der Wahl," sagte Junius in Bezug auf den Fall Wilkes' [2]), „macht das eigentliche Wesen der Verfassung aus. Dieses Recht zu verletzen oder gar es auf eine andere Art von Menschen zu übertragen, ist ein Schritt, der unmittelbar zur Auflösung jeder Ordnung führt. So weit er seine Wirksamkeit übt, schafft er ein Haus der Gemeinen, welches das Volk nicht repräsentiert. Ein so gebildetes Unterhaus würde einen Widerspruch und die schlimmste Ideenverwirrung ausmachen. Diese Maßregel, mein Lord" — der Brief ist an den Herzog von Grafton gerichtet — „führt indessen eine Folge mit sich, die, wie ich überzeugt bin, Sie nicht vorher gesehen haben. Solange es sich um einen Kampf zwischen dem Ministerium und Herrn Wilkes handelte, gaben seine Stellung und sein persönlicher Charakter Ihnen einen bedeutenden Vorteil über ihn. Religiös Gesinnten durften Sie einen übertriebenen Begriff von den Unregelmäßigkeiten seines früheren Lebens geben;

1) John Taylor, Discovery of the author of the letters of Junius (London 1813) und The identity of Junius with a distinguished living character established (das. 1816). — Lord Mahon, V, S. 229—235. 368—380. — Fr. Brockhaus, Die Briefe des Junius (Leipzig 1876).

2) Elfter Brief.

gemäßigt Gesinnten schilderten Sie die verderblichen Folgen des Demagogentums. Männer, die bei solchem Charakter nicht weiter blickten, als auf den ihnen vorliegenden Gegenstand, waren nicht unzufrieden damit, Herrn Wilkes vom Parlamente ausgeschlossen zu sehen. Jetzt aber haben Sie dafür gesorgt, die Frage zu verrücken, oder vielmehr haben Sie eine neue geschaffen, in der Herr Wilkes nicht mehr betroffen ist, als irgend ein anderer englischer Gentleman. Sie haben unser Land gegen sich geeint auf Grund eines wichtigen Verfassungs-



Philipp Francis.
Nach dem Stiche von H. Adlard; Originalgemälde von John Hoppner (1758—1810).

punktes, von dessen Entscheidung unser Dasein als freies Volk durchaus abhängt. Sie haben, nicht in Worten, sondern durch Thaten, die Behauptung aufgestellt, daß die Repräsentation im Parlament nicht von der Bestimmung durch die Wähler ausgeht. Wenn solch ein Fall einmal möglich ist, so kann er auch oft eintreten oder auch immer; und wenn, durch irgend eine Art von Folgerung, dreihundert Stimmen mehr gelten als fünfhundert, so würde eine derartige Folgerung auch mit zehn oder selbst nur mit einer Stimme Herrn Luttrell ein Mandat verschaffen. Die Folgen dieses Angriffes auf die Verfassung sind zu deutlich und greifbar, um nicht die verstockteste Einsicht zu erregen."

Da der König ganz öffentlich gegen Wilkes und bald auch gegen Junius Partei nahm, griff dieser ihn am 19. Dezember 1769 persönlich an und bedrohte ihn geradezu mit dem „ruhmvollen Beispiele unserer Vorfahren," d. h. mit Bürgerkrieg, Absetzung und Hinrichtung. Die Regierung benutzte diesen Vorgang zu einer langen Reihe von Preßprozessen. Dabei stellte der Lordrichter Mansfield die eigentümliche Rechtsanschauung auf, die Geschworenen hätten bei solchen Vorgängen die Schuldfrage gar nicht zu prüfen, sondern nur, ob der angeklagte Drucker wirklich die betreffenden Artikel veröffentlicht hätte; hiermit wollte man die Schuldfrage den unbedingt der Regierung ergebenen Richtern vorbehalten. Indes hier erlitt jene eine neue Niederlage. Die Geschworenen ließen sich eine solche Beschränkung nicht gefallen und sprachen die angeklagten Zeitungsherausgeber frei.

Inzwischen war auch Lord Chatham von seiner schweren Krankheit genesen und erhob im Oberhause seine Stimme gegen die unerhörten Eingriffe der herrschenden Faktion in die Freiheiten und Rechte des Volkes. Seine Erscheinung und seine Rede brachten den größten Eindruck hervor: der Lordkanzler Camden, einst ein Vorkämpfer des Freisinns, tötete sich selbst aus Verzweiflung über seine Fahnenflucht; andere Minister gaben ihre Entlassung, und endlich konnte auch Grafton die Bürde der Verantwortlichkeit nicht länger ertragen (Januar 1770). Für Georg III. eröffnete sich nun die furchtbare und demütigende Aussicht, sich der bisherigen Opposition unterwerfen und auf alle seine Pläne königlicher Macht und strammer Regierung verzichten zu müssen. In seiner Herzensangst wandte er sich mit der dringenden Bitte, das Kabinett neu zu bilden, an ein bis dahin untergeordnetes Mitglied der früheren Regierung, Friedrich Lord North (geboren 1733). Widerwillig, nur aus Gehorsam gegen den Souverän, übernahm North die Leitung der Geschäfte. Er war ihrer nicht unwürdig: ein trefflicher Charakter, ohne Eigennutz oder selbstsüchtigen Ehrgeiz; weder anmutig in seinem Äußern, noch glänzend in der Rede, aber mit klarem Verstande und treffendem, stets bereitem Worte; überdies ein gründlich gebildeter, ja gelehrter Staatsmann. Freilich fehlte es ihm durchaus an eigenen Ideen, an umfassendem Blicke. Seine Ergebenheit für den König machte ihn allzu nachgiebig gegen dessen Wünsche. Er ward der Begründer der neuen Torypartei, die nichts mehr mit den Jakobiten zu thun hatte und ihre Aufgabe vielmehr in strengem Konservatismus und Anhänglichkeit an das Königtum suchte.

Zunächst fand North heftigen Widerstand von seiten der enttäuschten Opposition, sowohl im Parlamente, wo besonders Chatham und dessen Freunde ihn bekämpften, als auch in der City. Im April 1770 war endlich Wilkes' Haft abgelaufen, und nun wurde er als Alderman von London eingeschworen. Die Hauptstadt begann einen förmlichen Feldzug gegen das Ministerium und das Unterhaus, dessen Auflösung sie in wiederholten Adressen an den König verlangte. Aber dieser blieb fest — und bald hatte er die Genugthuung, den Widerstand auf allen Seiten ersterben zu sehen. Seitdem Wilkes kein

Märtyrer mehr war, verlor seine unbedeutende und antipathische Persönlichkeit rasch an Ansehen. Im Parlamente gewann Lord Norths gutmütiges, offenes und heiteres Wesen und seine Loyalität ihm viele Freunde. Und selbst in Amerika war die Theetaxe zu unbedeutend, als daß die Aufregung sich nicht binnem kurzem gelegt hätte. Nur in Boston wurde die Spannung einigermaßen künstlich durch einige Demagogen, wie besonders Samuel Adams, aufrecht erhalten, aber durch einen geschickten Gouverneur, namens Hutchinson, der aus Massachusetts selbst gebürtig war, sowie durch königliche Truppen und Kriegsschiffe an jedem Ausbruche verhindert. Das wichtige New-York mit seiner internationalen Einwandererbevölkerung zeigte sich ebenso loyal, wie die benachbarten Länder Kanada und Neu-Braunschweig. In den übrigen Kolonien begnügte man sich, keinen verzollten Thee zu kaufen, was kein großes Opfer war, da der Schmuggel dessen in genügendem Maße lieferte.

Lord North und mit ihm der König, der in ihm seinen persönlichen Freund sah, triumphierten vollständig. In der auswärtigen Politik erlangte die Regierung einen rühmlichen Erfolg in der Frage der Falklandsinseln.[1]) Der Premierminister wußte sich zur Leitung des Unterhauses sehr begabte Helfer zu verschaffen, indem er zum Kronadvokaten (Attorney general) Thurlow, einen leidenschaftlichen, moralisch verderbten, aber juristisch scharfsinnigen und als Debatter äußerst gefürchteten Tory, und zum Kronanwalt (Solicitor general) Wedderburn, einen ehrgeizigen, selbstsüchtigen, höchst gewandten Rechtsgelehrten, ernannte. Überall war Friede, und König Georg mochte glauben, er habe endlich die Verwirklichung seines Wunsches erreicht: durch seine Freunde eine starke Regierung über den Parteien zu führen. Die äußere Politik verursachte durchaus keine Sorgen, da England damals das in unserem Jahrhundert so beliebt gewordene System einweihte, sich um die Angelegenheiten des Festlandes so wenig wie möglich zu kümmern.

Allein es war gleichsam ein Verhängnis, daß jedes Ministerium die amerikanische Frage berühren und damit immer von neuem den Sturm heraufbeschwören mußte.

Die englisch-ostindische Kompanie befand sich damals in sehr bedrängter finanzieller Lage. Um ihr Hilfe zu bringen und zugleich den Schmuggel in Amerika zu vernichten, nahm das englische Parlament im Frühjahr 1773 ein Gesetz an, daß der Thee, welchen die Kompanie nach den britischen Kolonien in Amerika ausführe, von allen heimischen Zöllen befreit und nur der geringen, an der amerikanischen Küste selbst erhobenen Abgabe unterworfen sein solle. Auf diese Weise, hoffte man, werde die Kompanie den Thee dorthin so billig liefern können, daß die Amerikaner ihn nur von ihr kaufen würden.

Indes das Ministerium hatte sich abermals in dieser Angelegenheit völlig verrechnet. Nicht um teuren oder billigen Thee, um Selbständigkeit dem Mutterlande gegenüber war es den Kolonisten zu thun. Das neue Gesetz

---

1) Siehe oben S. 688 f.

erschien ihnen als eine zu ihrer Überlistung getroffene Maßregel, um sie zur Entrichtung des verhaßten Zolles zu bewegen; so regte es alle Leidenschaften unter ihnen von neuem auf. Das Beispiel des Widerstandes gaben wieder Massachusetts und Virginia; in letzterem hatte sich schon im Beginne des Jahres 1773 ein Komitee von Führern der „Patrioten“ gebildet, das sich mit den eifrigsten Gesinnungsgenossen in den übrigen Kolonien in Verbindung setzte. Kein Zweifel, daß ehrgeizige und unternehmende Männer, wie Henry Patrick und Thomas Jefferson in Virginien, Samuel Adams und John Hancock in Massachusetts, bereits die völlige Losreißung Amerikas von England ins Auge gefaßt hatten. Die Erbitterung wurde noch geflissentlich gesteigert durch die Umtriebe Franklins.

Benjamin Franklin, im Jahre 1706 in Boston geboren,[1]) hatte sich vom einfachen Druckerlehrling durch Eifer, Fleiß, Studium und angeborene praktische Begabung zum Druckereibesitzer und zu einem der reichsten und angesehensten Männer seiner Vaterstadt aufgeschwungen. Er war einsichtsvoll und kenntnisreich, weltgewandt und wohlwollend zugleich, aber dabei mit einer Schlauheit begabt, die ihn bisweilen zu moralisch ungerechtfertigten Mitteln greifen ließ, welche er indes geschickt unter schlichtem und gutmütigem Auftreten verbarg. Er hatte sich vorzügliche naturwissenschaftliche und nationalökonomische Kenntnisse angeeignet, die er in zahlreichen, wohldurchdachten, klar und lebendig geschriebenen Werken und endlich in der bekannten Erfindung des Blitzableiters bethätigte. Seit ungefähr einem Jahrzehnt diente er als Agent mehrerer Neu-England-Staaten in London und war häufig von der Regierung zu Rate gezogen worden, die ihm die einträgliche Sinekure eines Unter-Generalpostmeisters der Kolonien übertragen hatte. Aber einige jüngst erfahrene Kränkungen veranlaßten ihn, auf die Pläne der eifrigsten „Patrioten“ in den nordamerikanischen Kolonien einzugehen. Er wußte sich den privaten Briefwechsel zu verschaffen, in welchem Gouverneur Hutchinson von Massachusetts sich höchst feindselig über seine Untergebenen aussprach, und veröffentlichte denselben.

Das war eine sehr verwerfliche Handlung, aber sie erreichte ihren Zweck. Die Briefe erregten in den Kolonien einen Sturm des Unwillens, der sich noch steigerte, als Franklin vor dem Geheimen Rate des Königs von dem Kronanwalt Wedderburn wegen der Briefentwendung, nicht mit Unrecht, auf das härteste angeklagt und darauf aus seinem Amte als Postmeister entlassen wurde. Die Amerikaner beschlossen, zur Gewalt zu greifen. Es wäre unnütze Mühe, hier ängstlich die Schuldfrage zu erörtern, wo es sich offenbar um einen tief gehenden und unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem englischen und dem nordamerikanischen Volke in der Auffassung ihres gegenseitigen Verhältnisses handelte.

Die dreizehn Länder wurden mit einem Netze von „Caucus“, d. h. Geheimbünden, bedeckt, die untereinander im engen Zusammenhange standen

---

1) Jared Sparks, Life of Franklin (Boston 1856).

und alle kühneren Elemente der Bevölkerung unter der Leitung der hervorragendsten „Patrioten“ vereinten. Das Wenigste war, daß sich die Kolonisten des Gebrauches des Thees überall enthielten, der entweder gar nicht gelandet wurde oder in den Magazinen verfaulte. Aber in Boston ging man weiter. Im Dezember 1773 überfiel eine große Anzahl Bürger, als Mohawk-Indianer ausstaffiert, die Theeschiffe im Hafen und warf deren gesamte Ladung ins Wasser. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Bewohner von Boston alles thaten, um in dem Mutterlande, welches das formale Recht jedenfalls auf seiner Seite hatte, den lebhaftesten Unwillen zu erregen. Derselbe war besonders groß bei dem Könige, dessen autokratische Gesinnung von solchen Vorgängen auf das empfindlichste betroffen wurde; und seine Einwirkung riß dann das Ministerium North zu einer Reihe gewaltsamer und übertrieben harter Maßregeln hin. Die „Bostoner Hafenbill“ verordnete die Schließung des Hafens dieser Stadt, d. h. die Vernichtung ihres gesamten Handels, bis sie der Ostindischen Gesellschaft Schadloshaltung geleistet haben würde. Ein zweites Gesetz vernichtete die Befugnisse der Legislatur von Massachusetts zu gunsten des königlichen Gouverneurs. Ein drittes ordnete die Überführung aller wegen Aufruhr angeklagter Nordamerikaner nach England zur Aburteilung an. Alle diese Vorschläge wurden mit verhältnismäßig geringem Widerstande im Parlamente durchgesetzt; freilich waren auf Seite der Opposition Talente, wie Lord Chatham — den Georg III. deshalb eine „Trompete des Aufruhrs“ benannte — Edmund Burke und ein anderer aufstrebender Parlamentarier ersten Ranges, Charles James Fox, der zweite Sohn des früher erwähnten Henry Fox Lord Holland, ein junger Mann von glänzender, ebenso künstlerischer wie schlagfertiger Beredsamkeit. Auf des Königs persönliche Veranlassung wurde Gouverneur Hutchinson von Boston abberufen und durch einen erprobten Soldaten, General Gage, ersetzt (1774).

Die Warnungen der Opposition zeigten sich nur zu bald als völlig gerechtfertigt. Das scharfe Vorgehen der britischen Regierung brachte in den Kolonien bloß für den ersten Augenblick den Eindruck des Schreckens hervor, bald vielmehr den heftigsten Zorn und den Entschluß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Tag, an welchem der Bostoner Hafen durch einige englische Fregatten geschlossen wurde, ward fast in allen Kolonien als ein nationaler Trauer- und Festtag begangen. Die schwer betroffenen Bewohner von Massachusetts verweigerten den königlichen Beamten und Richtern jedweden Gehorsam; die Legislatur der Provinz, von Gage aufgelöst, versammelte sich nichtsdestoweniger außerhalb der militärisch besetzten Hauptstadt und beschloß die Aushebung stehender Truppen und sogenannter „Minutenleute“, Männer, die jeden Augenblick bereit sein sollten, auf Berufung durch die Legislatur unter Waffen zu treten. Infolge der Aufforderung durch die beiden leitenden Provinzen Massachusetts und Virginia vereinigte sich am 5. September 1774 ein Allgemeiner Kongreß aus Erwählten sämtlicher Kolonien, mit Ausnahme Georgiens, in Philadelphia. Die englischen Streitkräfte in Amerika waren viel zu schwach,

diese Ereignisse zu verhindern. Im großen und ganzen benahm sich übrigens der Kongreß noch mit vieler Mäßigung. Das für die Zukunft, auch Europas, Wichtigste war, daß er sich, den positiven Gesetzen Englands gegenüber, auf



Benjamin Franklin.
Nach dem Kupferstiche von Ed. Girardet (1819—1867); Originalgemälde von A. Scheffer (1795—1858).

die natürlichen und unveräußerlichen Rechte jedes Menschen berief. Diese Erklärung der Menschenrechte war offenbar eine Frucht der französischen Philosophie; sie war ihrerseits dazu bestimmt, der französischen Revolution und deren Anhängern in allen Ländern Europas als Vorbild zu dienen. Ferner

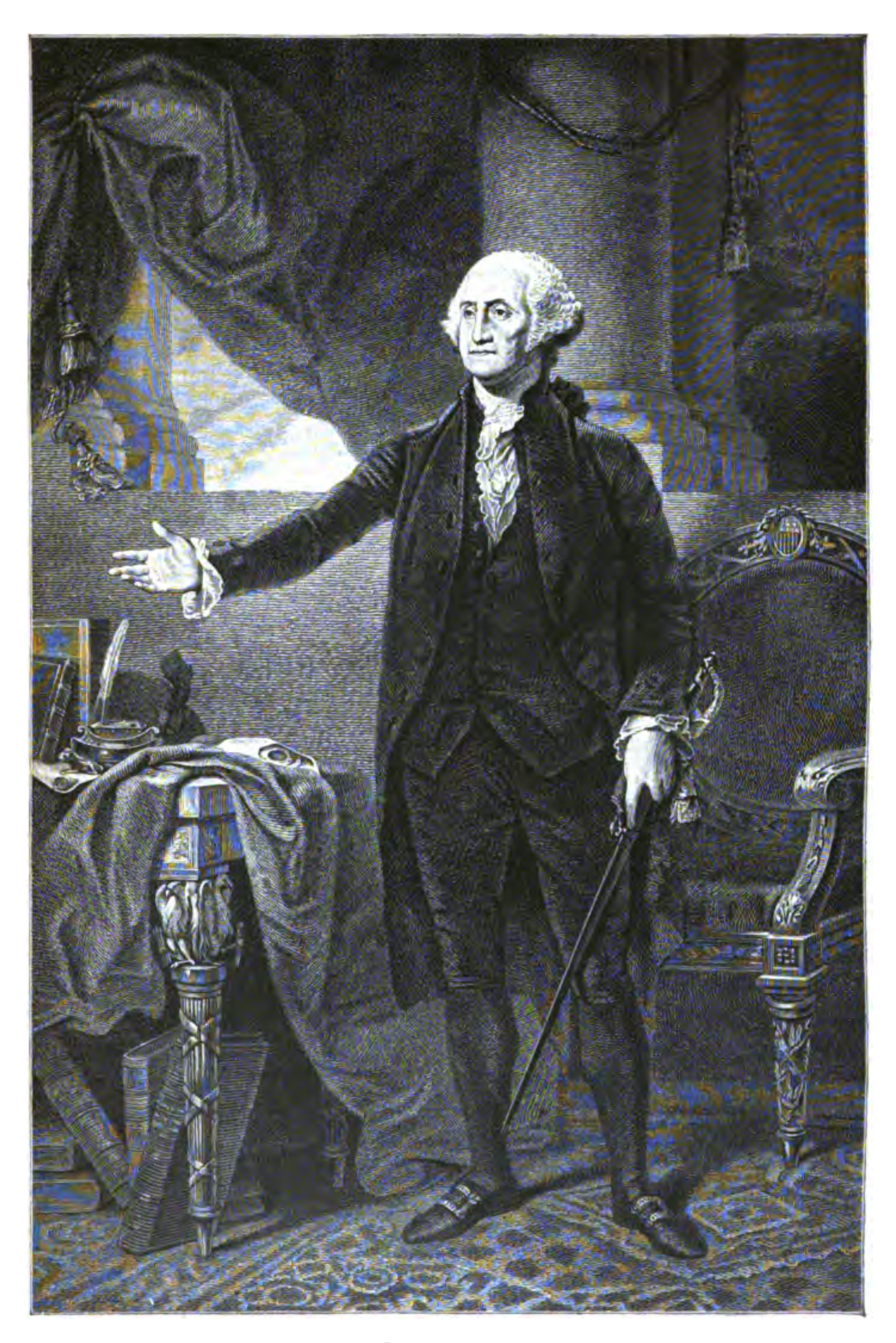
wahrte der Kongreß in feierlicher Form die Rechte der Kolonien, setzte Beschwerden an das Volk und den König von England, sowie an das Volk von Kanada auf, und verbot den Handel mit Großbritannien bis zur Zeit, wo die Klagen der Nordamerikaner Gehör gefunden haben würden.

Allein dieser Augenblick sollte niemals kommen. Der englische Nationalstolz war durch den „Aufruhr“, durch die „Undankbarkeit“ der Nordamerikaner auf das äußerste gereizt; die große Mehrheit der Nation stellte sich mit Begeisterung auf die Seite ihres Königs und seiner Minister. Die Neuwahlen zum Unterhaus, im Herbste 1774, ergaben eine überwältigende Mehrheit für die Regierung. Freilich London und seine Umgebung wählte Oppositionsmänner, unter ihnen selbstverständlich Wilkes. Die Regierung hielt es für angemessen, seine Ausschließung als auf die Dauer des verflossenen Parlamentes beschränkt zu betrachten, und ließ ihn ohne jede Schwierigkeit seinen Sitz einnehmen. Aber noch mehr. Im Jahre 1782 beantragte Wilkes und setzte durch, daß die seine Ausschließung enthaltenden Entscheidungen des früheren Unterhauses aus dessen Registern gestrichen wurden. Damit hatten die Gemeinen von England ihr Unrecht eingestanden und sich auf immer die Befugnis genommen, ihr eigenes Belieben über den Willen ihrer Wähler zu stellen. Durch eine nicht gewaltsame, rein innerliche Revolution war ein wichtiger Verfassungsstreit zu gunsten der popularen Freiheit, der Logik und Gerechtigkeit entschieden.

Lord Chatham versuchte, die von dem Kongreß von Philadelphia bewiesene Mäßigung zur Herstellung einer Versöhnung zwischen England und Amerika zu benutzen. Er brachte einen Gesetzesvorschlag ein, welcher die Oberherrlichkeit Großbritanniens über die Kolonien festhielt, die Anerkennung einer solchen sowie die Bewilligung bleibender Reichssteuern von den letzteren forderte, aber dafür dem englischen Parlamente das Recht der Besteuerung der Kolonien nahm. Allein die Regierung und mit ihr die öffentliche Meinung Englands wollten nur noch von Bestrafung der amerikanischen Rebellen hören. Chathams Antrag wurde verworfen, vielmehr durch ein neues Gesetz die nordamerikanischen Provinzen von aller Teilnahme am britischen Handel und von der einträglichen Fischerei an den Küsten Neufundlands ausgeschlossen.

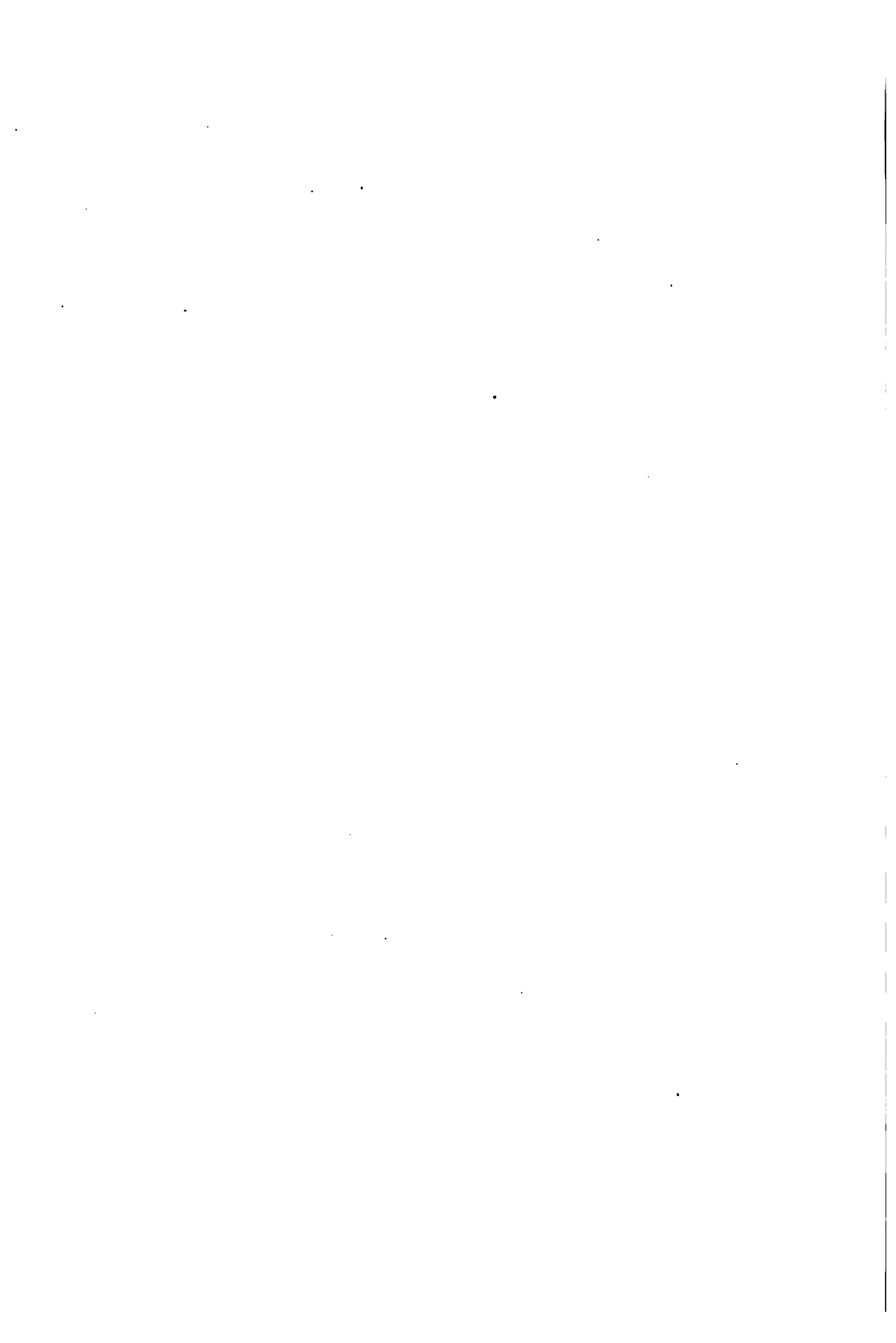
Mit diesen Entscheidungen war, wenn auch nicht in Worten, so doch der Sache nach, der Krieg zwischen England und den zwölf Kolonien erklärt. Bald kam es in Massachusetts zum ersten Blutvergießen. General Gage hatte eine Abteilung Truppen ausgesandt, um die Magazine der Kolonie in Concord zu zerstören; allein dieselbe wurde, am 19. April 1775, bei Lexington von den Minutenleuten angegriffen und nach heftigem Kampfe zum Rückzuge auf Boston genötigt. Dieses Gefecht, an sich unbedeutend, hatte doch die wichtigsten Folgen; alle Neu-England-Kolonien erhoben sich in Waffen; General Gage mit seinen vier schwachen Regimentern — höchstens 3000 Soldaten — sah sich in Boston von 20 000 Mann Milizen eingeschlossen.

Dieser erste militärische Vorteil trug auch dazu bei, dem zweiten All-



Georg Washington.

Nach dem Kupferstiche von James Heath (1757—1834); Originalgemälde, 1797, von Gabriel Stuart (1756—1828).



gemeinen Kongreß, der einen Monat später wiederum in Philadelphia zusammentrat, eine größere Entschiedenheit einzuflößen. Nicht eher, erklärte er, solle man die königlichen Beamten anerkennen, als bis sie sich unbedingt den Rechten und Freiheiten der Kolonien unterworfen haben würden. Zum Oberbefehlshaber der nordamerikanischen Streitkräfte ernannte der Kongreß den Virginier Georg Washington,[1] einen begüterten, konservativ gesinnten Landbesitzer, der, geboren im Jahre 1732, sich schon in den Kämpfen gegen die Franzosen vorteilhaft ausgezeichnet hatte. Washington besaß einen ruhigen, klaren Geist, festen Willen, ein gütiges und wohlwollendes, allen edlern Regungen offenes Herz, in seinem Auftreten zugleich Würde und Schlichtheit — kurz, er war das Muster eines republikanischen Offiziers der besten Art. Wenn ihm auch höhere militärische Talente fehlten, ersetzte er diesen Mangel zum großen Teile durch unbeugsame Beharrlichkeit, durch heldenhaften Mut und Begeisterung für die Sache, die er als gerecht und gut erkannt hatte. Er hat nicht einen Schilling Bezahlung für sein schweres, opfervolles Amt angenommen. Die Ernennung Washingtons zum Obergeneral war zugleich ein Akt kluger Politik von seiten der Neu-England-Kolonien, welche den konservativen Süden in ihre eifrige Kriegspolitik hineinzuziehen wünschten. Diese entschlossene Partei im Kongresse sah es auch gern, daß auf eine erneute Petition des letzteren an den König nur eine scharf abweisende Antwort erfolgte. Freilich gab es in den Kolonien noch zahlreiche Anhänger des Mutterlandes; man nannte sie „Loyalisten." Aber ihre Menge war nicht hinreichend, daß sie eine einflußreiche Partei zu organisieren vermochten, außer im Staate Georgien, wo sie zunächst selbst die Mehrheit bildeten, sowie in New York.

Inzwischen hatte General Gage aus England bedeutende Verstärkungen erhalten, doch war dieser tapfere Soldat der ihm gestellten Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Er wartete ruhig, bis die Amerikaner sich Boston gegenüber auf den Höhen von Bunkers Hill stark verschanzt hatten. Erst dann — Juni 1775 — stürmte er ihre Stellungen, die er allerdings schließlich einnahm, aber nachdem beinahe die Hälfte der dabei verwandten englischen Soldaten getötet oder verwundet worden. Nach dieser Schlacht, die für die jungen amerikanischen Truppen sehr ehrenvoll war, trat auch Georgien dem Kongresse bei.

Inzwischen hatte Washington die amerikanische Armee zu organisieren: in der That eine überaus schwierige Aufgabe. Seine Truppen waren ohne Zweifel tapfer und begeistert, aber es waren Freiwillige, ohne jede Spur militärischer Abrichtung und Disziplin, gewohnt, nach Belieben zum Heere zu stoßen und wieder nach Hause zu laufen, wenn sie lange genug gedient zu haben glaubten. So war im Lager Washingtons ein beständiges Kommen und Gehen; er wußte nie, auf wie viel Soldaten er für den morgenden Tag

1) Jared Sparks, The writings of George Washington (12 Bde., Boston 1837); mit der Biographie des Generals. — Derselbe, Letters to Washington (4 Bde., das. 1853).

zählen könne; das Einexerzieren und an die nötigste militärische Ordnung Gewöhnen mußte immer von neuem beginnen. Zumal nach einer Niederlage, wenn die Truppen am nötigsten gewesen wären, lief fast das ganze Heer auseinander. Dabei fehlte es beständig an Kleidern, an Zelten, an Lebensmitteln, sogar an Schießpulver, und vor allem an Geld. Der Kongreß besaß nämlich weder hinreichende Organe und Zwangsmittel zu regelmäßiger Steuererhebung, noch irgend welchen Kredit. Solche drückende Übelstände brachten Washington oft der Verzweiflung nahe. „Wie manche unglückliche Stunde," schreibt er einmal, „kostet mich der Blick auf meine und meines Heeres Lage, wenn rings um mich her alles ruht. Wenig Menschen kennen die Bedrängnis, in der wir uns aus tausend Gründen befinden: noch weniger werden, wenn uns ein Unfall trifft, glauben, aus welchen Ursachen er stammt. Oft habe ich gedacht, wie viel glücklicher wäre ich gewesen, wenn ich, statt unter derartigen Verhältnissen das Kommando zu übernehmen, meine Muskete geschultert hätte und als Gemeiner ins Glied getreten wäre, oder, wenn mir das nicht die Rücksicht auf die Nachwelt und mein Gewissen verböte, ins Hinterland zurückgegangen wäre, um in einem Wigwam zu leben. Sollte ich obsiegen über all diese und viele andere Schwierigkeiten, dann werde ich heilig glauben, daß hier der Finger der Vorsehung waltet, der den Feinden die Augen verblendet: denn wenn wir durch diesen Monat glücklich hindurchkommen, ist das nur möglich, weil sie keine Ahnung haben von dem Unglück, mit dem wir kämpfen." Indes die Liebe zum Vaterlande und das Bewußtsein seiner Pflicht hielten ihn aufrecht. Einem seiner Untergenerale, der wegen der unerträglichen Zuchtlosigkeit der Truppen seine Entlassung nehmen wollte, schrieb er: „Ich weiß, Ihre Klagen sind nur zu begründet. Ich selbst habe solche Schwierigkeiten gefunden, und zwar derart, wie ich sie nie erwartet hätte. Aber sie müssen ertragen werden. Die Sache, für die wir kämpfen, ist so gerecht und edel, daß wir suchen müssen, bei ihrer Verteidigung jedes Hindernis zu überwinden." Zu seinem und Amerikas großem Glücke wußten die englischen Generale seine Verlegenheiten und ihre Übermacht nie zu gebrauchen. Aber ebensowenig glückten die Offensivoperationen der Kolonisten. Ein Versuch, den gegen Ende des Jahres 1775 Neu-England-Freiwillige unter Montgomery zur Eroberung Kanadas unternahmen, dessen französische Bewohner sich an dem Aufstande der angelsächsischen Kolonisten nicht beteiligt hatten, scheiterte an den Wällen Quebecks. Montgomery selbst fiel; Kanada blieb seitdem ruhig unter der Herrschaft der britischen Krone.

Sonst war freilich die Lage der englischen Streitkräfte in Nordamerika eine keineswegs günstige. Anscheinend besaß das Mutterland eine so immense Überlegenheit an Machtmitteln jeder Art, daß man innerhalb wie außerhalb desselben die schnelle und völlige Bezwingung der Rebellen als selbstverständlich betrachtet hatte. Allein in Wahrheit gab es eine Menge von Umständen, welche seine Aktion gegen die Kolonien schwächte und lähmte. Der Ozean dehnte sich in seiner ganzen Weite von 3000 Seemeilen zwischen beiden Ländern



Tod Montgomery's. Nach dem Stiche, 1795, von J. F. Clemens (1749—1831); Originalgemälde von John Trumbull (1756—1843).

aus und ließ zu einer Zeit, wo der Lauf der Schiffe noch völlig von Wind und Wetter abhing, die englischen Streitkräfte nur schwer, spät und spärlich an die amerikanischen Küsten gelangen. Die Vereinzelung und Verzögerung der militärischen Verstärkungen machte kräftiges und konsequentes Auftreten der englischen Generale so gut wie unmöglich. Ferner sahen dieselben sich inmitten eines feindlichen Landes von ungeheurer Ausdehnung, das wirksam zu besetzen und damit zu beherrschen viele Hunderttausende von Soldaten erfordert haben würde, wie verloren. Die Stärke der Heere, über die sie geboten, erlaubte ihnen nur, einige wichtige Positionen einzunehmen, während sie den ganzen Rest der Provinzen den Aufständischen überlassen mußten. Die letzteren konnten also nach jeder Niederlage sich ungestraft in dem grenzenlos weiten und noch vielfach ganz unerforschten Hinterlande verbergen und erholen, neue Verstärkungen heranziehen und dann an Orten wieder auftauchen, wo man sie am wenigsten erwartet hatte. Die Engländer dagegen entbehrten in dem schwach bevölkerten und feindseligen Lande aller Hilfsquellen; was sie an Mund- und Schießvorrat, an Artillerie und Gerätschaften, an Wagen und Lazaretteinrichtungen benötigten, mußten sie mit unendlichen Kosten und verderblicher Verzögerung von jenseits des Ozeans beziehen. Ihre Gegner waren meist kräftige Jäger, Ackerbauer, Hinterwaldsmänner, die mit der Büchse wohl umzugehen wußten, an den Kampf mit Franzosen und Indianern gewöhnt und in ihren „Milizen" längst militärisch organisiert waren. Dazu kam ein Weiteres. Englands selbstsüchtiges und treuloses Verfahren in dem letzten halben Jahrhundert hatte es aller Freunde auf dem europäischen Festlande beraubt. Frankreich sah mit Schadenfreude den Aufstand jener Kolonien, um deren willen Großbritannien den letzten Krieg mit ihm begonnen hatte. Österreich stand mit Frankreich in bestem Einvernehmen. Friedrich der Große hatte dem Kabinette von St. James die bundesbrüchige Weise nicht vergessen, in der dasselbe ihn in dem gefährlichsten Augenblicke des großen Kampfes verlassen, ja geradezu verraten hatte; und wenn er auch begreiflicher Weise den Amerikanern keine unmittelbare Unterstützung gewährte, begünstigte er sie doch in Nebendingen in jeder erdenklichen Art.[1]) Man durfte sicher darauf rechnen, daß bei dem ersten großen Mißgeschicke der britischen Armee in Nordamerika die bourbonischen Höfe, Frankreich und Spanien, sich offen zu Verbündeten der aufständischen Kolonien erklären würden. Es gelang der englischen Regierung nur für schweres Geld, einigen deutschen Fürsten 17 000 Söldner abzumieten[2]): ein Vorgang, schändend für jene Fürsten und ihre Völker, und zugleich schmählich und schädlich für Großbritannien, da es hiermit seine eigene Schwäche eingestand und die Wut der Amerikaner, die fremde Mietlinge auf sich gehetzt sahen, bedeutend steigerte.

Im ganzen sind fast 30 000 Deutsche nach und nach von ihren Landes-

1) Fr. Kapp, Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Leipzig 1871).

2) Siehe oben S. 550 f.

herren nach Amerika verkauft worden, von denen nur 18000 wieder zurückgekommen sind.[1])

Ehe noch die deutschen Hilfstruppen auf amerikanischem Boden anlangten, hatte dort die Sache der Unabhängigkeit schon abermalige Fortschritte gemacht. Aus den südlichen Provinzen waren die letzten englischen Posten vertrieben worden. Im Zentrum, in Boston, war General Gage durch General Howe ersetzt worden. Aber so wenig Lord North als Minister dem großen Pitt, ebensowenig entsprachen die damaligen englischen Feldherren einem Wolfe oder Clive. Howe war nicht minder brav und pflichttreu als Gage, aber er besaß auch keine größere Entschlossenheit oder Initiative als dieser. Es waren Offiziere, die als Unterbefehlshaber sehr tüchtig, zum Oberkommando keineswegs geeignet waren. Howe ließ sich durch Washington von neuem einschließen. Von dem Heimatlande aus weder mit hinlänglichen Truppen noch vor allem mit Vorräten versehen, litt das kleine englische Heer durch Mangel und ansteckende Krankheiten. Der General griff die Amerikaner erst an, als diese sich überaus stark verschanzt hatten; und nachdem der Versuch mißlungen war, räumte er im März 1776 Boston, begleitet von tausend einheimischen „Loyalisten,“ die, aus Furcht vor der Rache ihrer Landsleute, Heimat und Besitz im Stiche ließen. Es war die Aufgabe von Boston ein für die Engländer ebenso schmachvolles wie für die Amerikaner stolzes und ermutigendes Ereignis. Eine große Anzahl Flugschriften, unter denen besonders Thomas Paines „Gesunder Menschenverstand“ (Common sense) bedeutende Wirkung erzielte, forderte die gänzliche Trennung der Kolonien vom Mutterlande und gewann in der That immer weitere Kreise der Bevölkerung für einen solchen Gedanken. Die Legislaturen einzelner Kolonien sprachen sich bereits im Frühjahr 1776 in diesem Sinne aus. Endlich wurde die Erklärung der Unabhängigkeit auch im Kongresse beantragt und von John Adams auf das lebhafteste verteidigt. Freilich



Thomas Jefferson.
Nach dem Kupferstiche von Desnoyers (1779—1857).

---

1) F. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika (Cincinnati 1847).

fand der Vorschlag zunächst hartnäckigen Widerspruch; allein derselbe wurde beseitigt, hauptsächlich durch das Argument, daß die Amerikaner nur als selbständige kriegführende Macht, nicht aber als aufständische Unterthanen, von fremden Staaten Hilfe erlangen würden. Der Virginier Thomas Jefferson wurde damit beauftragt, die Erklärung abzufassen. Sie ging wieder von dem Rechte aller und jedes Menschen auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück aus. Jede Regierung, die solche Rechte beeinträchtigt, dürfe vom Volke abgeworfen werden. Der König von Großbritannien aber — die Erklärung suchte ihn von seinen Unterthanen zu trennen, die sie vielmehr für Freunde Amerikas erklärte — der König habe die dreizehn Kolonien mit Kränkung und Rechtsbruch überschüttet. Deshalb erklärten die dreizehn vereinigten Kolonien sich, unter Anrufung des göttlichen Richters und auf Grund des Willens ihres guten Volkes, für freie und unabhängige Staaten. Am 4. Juli 1776 wurde das Aktenstück von sämtlichen Kongreßmitgliedern, mit Ausnahme eines einzigen, unterzeichnet. Es war der Geburtstag der Vereinigten Staaten von Nordamerika, des größten und freiesten Gemeinwesens der Welt.

Die kühne und feierliche Berufung, die hier die Vertretung der dreizehn Staaten einlegte von dem historischen Rechte an die allgemeinen Menschenrechte, und der Erfolg, welchen die offizielle Verkündigung dieser neuen Theorie erlangte, zündeten in den weitesten Kreisen. Ganz Europa und zumal Frankreich erfüllte sich mit solcher Anschauung. In Amerika schienen die von Rousseau im Contrat social entwickelten, bisher nur als eitele Wünsche betrachteten Lehren thatsächlich verwirklicht. Hier war amtlich, als Grundlage des Staates und öffentlichen Rechtes, ausgesprochen, daß nur das, was dem Inhalte, dem Wesen, der Natur nach ewiges Recht ist, Anspruch auf Geltung habe, nicht das, was der Form und der willkürlichen geschichtlichen Gestaltung nach vorübergehend Recht geworden ist; daß nur das Selbstbewußtsein und der Zweck der Menschheit an sich, nicht das Gebot einer äußeren Autorität das maßgebende Gesetz in der politischen und sozialen Gesellschaftsordnung bilden dürfe. Der Kampf dieser neuen Staatsanschauung mit der altüberkommenen, mittelalterlichen Betrachtungsweise macht eigentlich den Inhalt aller öffentlichen Vorgänge während der jüngsten hundert Jahre aus.

Freilich waren die nächsten Ereignisse dem soeben geborenen Staatswesen keineswegs günstig. Nachdem General Gage zahlreiche Verstärkungen erhalten, beschloß er, sich anstatt Bostons in New-York festzusetzen, dessen Bevölkerung zum großen Teile aus Loyalisten bestand. Vergebens suchte Washington die Stadt zu verteidigen; sein Heer wurde von Engländern und Hessen am 27. August 1776 bei Brooklyn völlig geschlagen. Darauf sah er sich genötigt, New-York zu räumen. Die amerikanische Armee war in fast völliger Auflösung, Uneinigkeit und Zuchtlosigkeit herrschte unter den wenigen tausend Mann, die noch unter den Fahnen zurückblieben. Wie New-York, so gerieten auch die Provinzen Jersey und Delaware in die Hand der Engländer, die bei den entmutigten und über die Gewaltthaten der Milizen erbitterten Bevölkerungen

A Declaration by the Representatives of the UNITED STATES

the history of present is a history of [unremitting] injuries and usurpations, [among which, appears no solitary fact to contra-dict the uniform tenor of the rest, but all have] in direct object the establishment of an absolute tyranny over these states to prove this let facts be submitted to a candid world, [for the truth of which we pledge a faith yet unsullied by falsehood]

Facsimile der ersten Seite des Original-Entwurfes der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Verfaßt von Thomas Jefferson. Unterzeichnet am 4. Juli 1776. (Original im Staats-Departement zu Washington.)

Die definitive Ausfertigung, auf Pergament, wurde am 2. August 1776 unterzeichnet.

fand der Vorschlag zunächst hartnäckigen Widerspruch; allein derselbe wurde beseitigt, hauptsächlich durch das Argument, daß die Amerikaner nur als selbständige kriegführende Macht, nicht aber als aufständische Unterthanen, von fremden Staaten Hilfe erlangen würden. Der Virginier Thomas Jefferson wurde damit beauftragt, die Erklärung abzufassen. Sie ging wieder von dem Rechte aller und jedes Menschen auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück aus. Jede Regierung, die solche Rechte beeinträchtigt, dürfe vom Volke abgeworfen werden. Der König von Großbritannien aber — die Erklärung suchte ihn von seinen Unterthanen zu trennen, die sie vielmehr für Freunde Amerikas erklärte — der König habe die dreizehn Kolonien mit Kränkung und Rechtsbruch überschüttet. Deshalb erklärten die dreizehn vereinigten Kolonien sich, unter Anrufung des göttlichen Richters und auf Grund des Willens ihres guten Volkes, für freie und unabhängige Staaten. Am 4. Juli 1776 wurde das Aktenstück von sämtlichen Kongreßmitgliedern, mit Ausnahme eines einzigen, unterzeichnet. Es war der Geburtstag der Vereinigten Staaten von Nordamerika, des größten und freiesten Gemeinwesens der Welt.

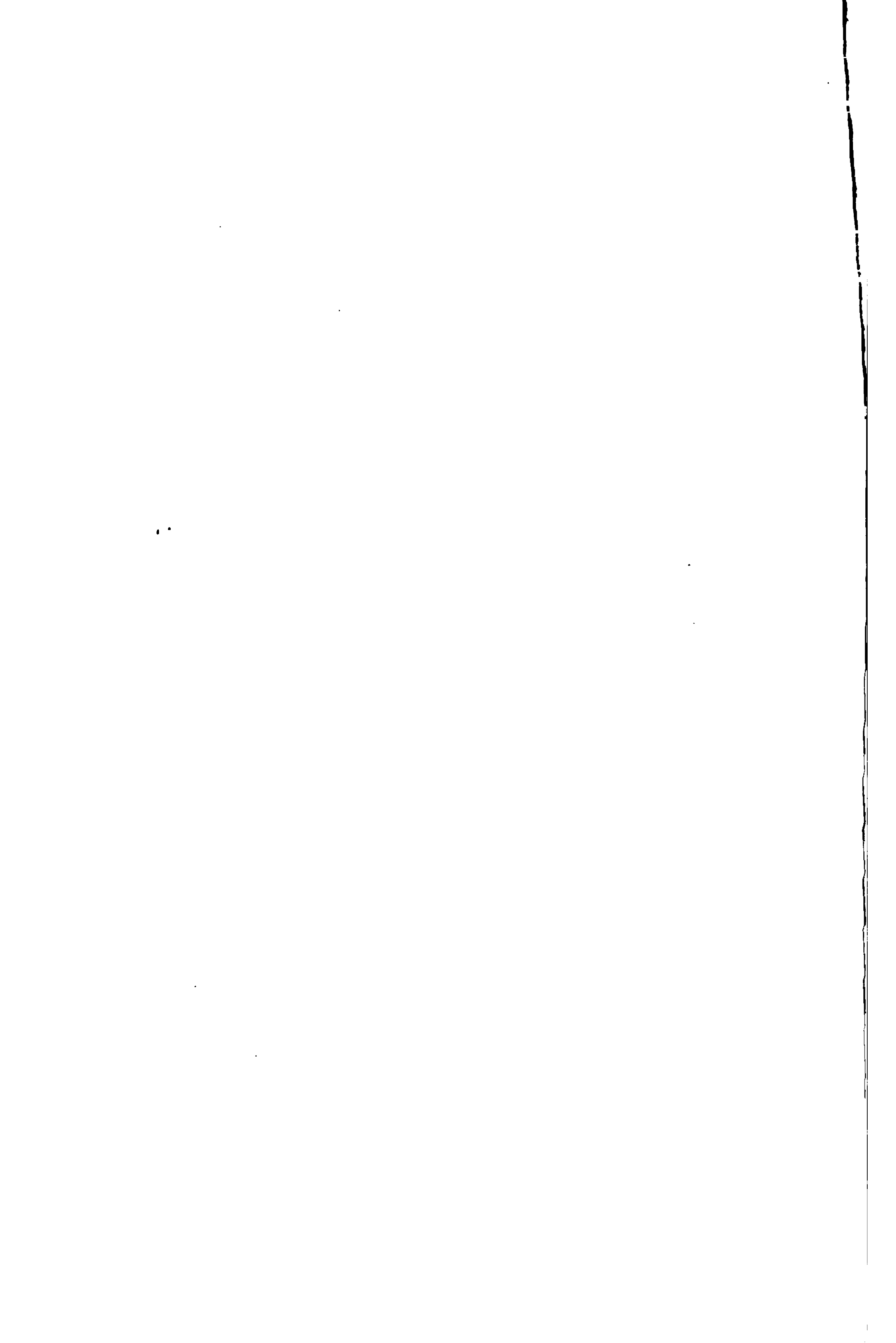
Die kühne und feierliche Berufung, die hier die Vertretung der dreizehn Staaten einlegte von dem historischen Rechte an die allgemeinen Menschenrechte, und der Erfolg, welchen die offizielle Verkündigung dieser neuen Theorie erlangte, zündeten in den weitesten Kreisen. Ganz Europa und zumal Frankreich erfüllte sich mit solcher Anschauung. In Amerika schienen die von Rousseau im Contrat social entwickelten, bisher nur als eitele Wünsche betrachteten Lehren thatsächlich verwirklicht. Hier war amtlich, als Grundlage des Staates und öffentlichen Rechtes, ausgesprochen, daß nur das, was dem Inhalte, dem Wesen, der Natur nach ewiges Recht ist, Anspruch auf Geltung habe, nicht das, was der Form und der willkürlichen geschichtlichen Gestaltung nach vorübergehend Recht geworden ist; daß nur das Selbstbewußtsein und der Zweck der Menschheit an sich, nicht das Gebot einer äußeren Autorität das maßgebende Gesetz in der politischen und sozialen Gesellschaftsordnung bilden dürfe. Der Kampf dieser neuen Staatsanschauung mit der altüberkommenen, mittelalterlichen Betrachtungsweise macht eigentlich den Inhalt aller öffentlichen Vorgänge während der jüngsten hundert Jahre aus.

Freilich waren die nächsten Ereignisse dem soeben geborenen Staatswesen keineswegs günstig. Nachdem General Gage zahlreiche Verstärkungen erhalten, beschloß er, sich anstatt Bostons in New-York festzusetzen, dessen Bevölkerung zum großen Teile aus Loyalisten bestand. Vergebens suchte Washington die Stadt zu verteidigen; sein Heer wurde von Engländern und Hessen am 27. August 1776 bei Brooklyn völlig geschlagen. Darauf sah er sich genötigt, New-York zu räumen. Die amerikanische Armee war in fast völliger Auflösung, Uneinigkeit und Zuchtlosigkeit herrschte unter den wenigen tausend Mann, die noch unter den Fahnen zurückblieben. Wie New-York, so gerieten auch die Provinzen Jersey und Delaware in die Hand der Engländer, die bei den entmutigten und über die Gewaltthaten der Milizen erbitterten Bevölkerungen

A Declaration by the Representatives of the UNITED STATES

The history of the present ~~majesty~~ is a history of [unremitting] injuries and usurpations, [among which appears no solitary fact ~~to contradict~~ to contra-dict the uniform tenor of the rest, ~~all of which~~ [have] in direct object the establishment of an absolute tyranny over these states to prove this let facts be submitted to a candid world. [for the truth of which we pledge a faith yet unsullied by falsehood]

Facsimile der ersten Seite des Original-Entwurfes der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.
Verfaßt von Thomas Jefferson. Unterzeichnet am 4. Juli 1776. (Original im Staats-Departement zu Washington.)
Die definitive Ausfertigung, auf Pergament, wurde am 2. August 1776 unterzeichnet.



Phil. Livingston
Thomas McKean

Edward Rutledge
John Dickinson
Geo. Read

Hancock
Thompson

Oliver Wolcott
Williams
Huntington
John Witherspoon
Francis Lewis
Thomas Nelson jr.

Benj. Franklin

Th. Jefferson

Rob. Livingston
Roger Sherman

John Adams

Fra. Hopkinson
Abraham Clark
James Wilson

Geo. Walton
Joseph Hewes
William Hooper
Rob. Treat Paine
Clymer
Ellery
Hopkins
Gerry
Rush
Willing
Robert Morris

Charles Carroll
Middleton
Heyward jr.
George Clinton
Floyd
Morris
Sam. Adams
Lee
Rich. Stockton
Samuel Chase
William Paca

Benj. Harrison

Thom. Lynch jr.
Josiah Bartlett
William Whipple
George Wythe





Die Unabhängigkeitserklärung durch den Kongreß in Indepedence-Hall zu Philadelphia am 4. Juli 1776.
Nach dem Stahlstiche von H. S. Sadd; Originalgemälde von John Trumbull (1756—1843).

freundliches Entgegenkommen fanden. Nur die unglaubliche Langsamkeit und Unthätigkeit der englischen Generale rettete das amerikanische Heer vor völliger Vernichtung. So fand Washington, im Dezember 1776, eine Zuflucht hinter dem Delawareflusse. Seine Soldaten, deren Dienstzeit abgelaufen war, drohten, ihn in den nächsten Tagen zu verlassen. Die Verzweiflung gab ihm einen kühnen Plan ein, den er mit vieler Gewandtheit und Besonnenheit ausführte. In der Weihnachtsnacht überschritt er in Booten den mit Eis treibenden Strom und nahm in Trenton ein Korps von tausend Hessen gefangen. Wenige Tage nachher (13. Januar 1777) überfiel er mit nicht minderer Kühnheit und Geschicklichkeit, inmitten der feindlichen Übermacht, eine englische Abteilung in Princeton und fügte ihr bedeutende Verluste zu. Diese glorreichen Erfolge Washingtons, geringfügig an sich, hatten doch bedeutende Nachwirkungen. Sie retteten das bedrohte Philadelphia und zwangen die Engländer zur Räumung von Jersey; vor allem hoben sie den gesunkenen Mut der Amerikaner, deren Freiwillige in großer Zahl die gelichteten Reihen ihres Heeres verstärkten. Diese improvisierten Soldaten fühlten sich nun im stande, es auch im freien Felde mit den geübten englischen und deutschen Truppen aufzunehmen. Washington, als Befreier gepriesen und mit dem Ehrennamen des amerikanischen Fabius geschmückt, wurde von dem nach Baltimore geflüchteten Kongresse auf sechs Monate mit fast unumschränkter Gewalt bekleidet.

Inzwischen litt England unter den schweren Lasten, welche der amerikanische Krieg ihm auferlegte. Derselbe erforderte jährlich acht Millionen Pfund Sterling; und doch enthielt ein verrottetes Intendantursystem den Truppen das Notwendigste vor, um die Taschen verbrecherischer Beamten und Lieferanten zu füllen. Trotzdem verwarf das Parlament alle Anträge auf Frieden mit Amerika, welche der schwerkranke Chatham nicht müde wurde zu stellen, so oft er einigermaßen seines Körpers Herr war. Um so eifriger arbeitete der Kongreß an der Feststellung des amerikanischen Staatenbundes, die noch im Laufe des Jahres 1777 gelang. Jeder Staat erhielt Souveränität, aber es wurde eine beständige Konföderation errichtet, verkörpert in dem aus Abgeordneten aller Staaten bestehenden Kongresse. Derselbe hatte sämtliche äußere Angelegenheiten des Bundes sowie Heer und Flotte zu leiten, die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten zu entscheiden, endlich die zu seinen Aufgaben notwendigen Steuern auszuschreiben.

Es schien einen Augenblick, als ob das junge Staatswesen unmittelbar nach seiner Konstituierung wieder der Vernichtung anheimfallen würde. Im Sommer 1777 unternahm General Howe einen neuen Vorstoß auf Philadelphia, und dieses Mal mit besserem Erfolge. Er schlug Washington am Brandywineflusse vollständig und nötigte ihn, Philadelphia, den Sitz des Kongresses, also die Hauptstadt der rebellischen Kolonien, zu räumen (September 1777). Allein diesmal verloren die Amerikaner den Mut nicht. Sie begannen zu hoffen, daß Englands Streitkräfte ungenügend seien, die aufständischen Gebiete wirksam und dauernd zu beherrschen. „Nicht General

Howe hat Philadelphia, sondern Philadelphia hat den General Howe genommen", rief Franklin aus. Ein Versuch Washingtons, durch Überfall sich Philadelphias wieder zu bemächtigen, mißlang zwar in dem Gefechte bei Germantown. Aber gerade durch die Notwendigkeit, die bedeutende Stadt besetzt zu halten, wurde das Zentralheer der Engländer an allen weiteren Operationen behindert. Und inzwischen waren im Norden die Würfel in einem ganz andern Sinne gefallen.

Die Engländer hatten den Plan entworfen, die eifrigsten unter den rebellischen Provinzen, die Neu-England-Kolonien, völlig von den mittleren und südlichen abzuschneiden und gesondert zu unterjochen. Zu diesem Behufe sollte General Bourgoyne mit 7000 Mann von Nieder-Kanada in den Staat New-York eindringen, während ihm von der Stadt New-York aus Sir Henry Clinton mit gleicher Anzahl Soldaten entgegen zu ziehen hatte. Dieser Plan, an sich vortrefflich, litt indes an zwei großen und entscheidenden Fehlern: einmal, daß Bourgoyne ein nur mittelmäßiger Offizier, und dann daß die Menge der englischen Truppen der Weite der Entfernungen und dem voraus zu sehenden Widerstande der Neu-Engländer keineswegs angemessen war. Anfänglich drang Bourgoyne mit gutem Erfolge vorwärts; aber gerade diese Vorteile der verhaßten „Britischers" ließen die Männer von Neu-England in Masse zur amerikanischen Armee eilen; die Greuelthaten der Indianer, die Bourgoyne mit sich führte, regten die Bevölkerung nur um so mehr auf. Bourgoyne sah sich bald weit überlegenen, freilich ungeschulten, aber mutigen und kräftigen Scharen gegenüber. Sie wurden befehligt von General Gates, allerdings einem mittelmäßigen Offizier, der jedoch die gesunde Einsicht besaß, sich völlig von dem hoch begabten, leidenschaftlich ehrgeizigen Obersten Arnold leiten zu lassen. Die Hilfe Clintons blieb aus, da auch dieser General durch zahlreiche Feinde und deren geschickt angelegte Verschanzungen behindert wurde. Nur schleuniger Rückzug auf seine Operationsbasis hin hätte Bourgoyne retten können. In der Hoffnung jedoch, daß Clinton bald erscheinen würde, blieb Bourgoyne bei Saratoga stehen und ließ sich von den Amerikanern einschließen. Durch eine Reihe von Gefechten gelang es den letzteren, die das englische Lager beherrschenden Höhen zu nehmen. So sah Bourgoyne sich genötigt, mit dem Gegner eine Konvention einzugehen, nach welcher seine, auf die Hälfte ihres früheren Bestandes reduzierten Truppen die Waffen niederlegen und nach England zurückgebracht werden sollten (17. Oktober 1777). Der Kongreß hat später, unter kläglichen Vorwänden, die Konvention gebrochen und die Soldaten Bourgoynes als Kriegsgefangene behandelt.

Die Kapitulation von Saratoga bildet den Wendepunkt des amerikanischen Krieges. Sie hatte deutlich bewiesen, daß die englischen Truppen gegen die beträchtliche Überzahl der Amerikaner und gegen die Weite ihres Landes nichts vermöchten. Damit war, zur Überraschung aller Europäer, der siegreiche Ausgang der Rebellion gesichert. Jenes Ereignis gab aber auch den bourbonischen Mächten den Mut, die Gelegenheit zu ergreifen, um an Eng-

land für die in dem letzten Kriege erlittenen Niederlagen Rache zu nehmen und demselben die Herrschaft über den Ozean zu entreißen — ohne zu bedenken, wie gefährlich die von den Amerikanern verfochtenen Grundsätze der Volkssouveränität und demokratischen Gleichheit den alten Monarchien Europas werden mußten.

Die öffentliche Meinung in Frankreich hatte von Beginn des Kampfes an mit Begeisterung für die Amerikaner Partei genommen, und zwar nicht nur aus Abneigung gegen England, sondern auch, in noch höherem Grade, aus Vorliebe für die, von der gleichzeitigen „Philosophie" verkündeten und allgemein angenommen Prinzipien, wie der Kongreß sie öffentlich verkündet hatte. Für die französische Regierung handelte es sich nun um die Entscheidung der ernsten Frage: sollte sie sich dem Andrängen der öffentlichen Meinung und ihrem eigenen Hange zur Demütigung Englands überlassen; oder aber die ernsten Gefahren berücksichtigen, die eine Begünstigung der aufständischen Amerikaner ihrer eigenen Stellung den Unterthanen gegenüber sowie ihrem eigenen Kolonialreiche bringen mußte? Lange hat Vergennes zwischen beiden Erwägungen geschwankt, aber endlich hat er der Einwirkung seiner Umgebung und der Presse sowie der von Choiseul eingeweihten und von ihm selbst fortgesetzten Politik nachgegeben. Als geheimen Agenten zur Verbindung mit den Gönnern der amerikanischen Sache in England benutzte er den Dichter des „Barbiers von Sevilla", Caron de Beaumarchais, der sich mit Feuereifer den Interessen der „Söhne der Freiheit" gewidmet hatte[1]). Im Sommer 1776 zahlte Vergennes, gleichfalls im tiefsten Geheimnisse, aus dem französischen Schatze zwei Millionen an Beaumarchais, der mit diesem Gelde eine vorgebliche Bank zu gründen hatte, welche den Amerikanern für deren Landesprodukte Waffen, Munition und jede Art Kriegsvorräte liefern sollte. Unter der Firma Hortalez & Compagnie trat die Bank ins Leben, welche bald mit dem amerikanischen Agenten Silas Deane abschloß und die „Rebellen" mit einer großen Menge wichtiger Vorräte ausrüstete; auch eine Anzahl tüchtiger Offiziere sandte sie ihnen hinüber. Der Kongreß hat Beaumarchais niemals für die von ihm gemachten, sehr beträchtlichen Auslagen entschädigt.

Nach der Erklärung der Unabhängigkeit schickte der Kongreß Benjamin Franklin als Gesandten nach Frankreich, wo sich derselbe von Vergennes zwar nur im geheimen, aber mit großer Gunst, von der gebildeten Gesellschaft geradezu mit Begeisterung aufgenommen sah; sein schlaues, anscheinend so treuherzig biedermännisches Benehmen trug dazu nicht wenig bei. Der „Doktor" in seinem einfachen runden Hut und braunen Rocke, mit seiner volkstümlichen, moralisierenden Sprechweise erschien als das Muster eines Volksmannes. „Nichts war überraschender", schrieb damals Graf Ségur,

1) Ausführliche, urkundliche Nachrichten, bei denen nur Beaumarchais eine allzu ausschließliche Bedeutung zugeschrieben wird, bei Loménie, Beaumarchais et son temps (2 Bde. Paris 1858).

„als der Gegensatz des Luxus unserer Hauptstadt, der Eleganz unserer Moden, der Pracht von Versailles, der höflichen oder dünkelhaften Hoheit unserer Großen mit der fast bäuerlichen Kleidung, der schlichten aber stolzen Haltung, der freien und unumwundenen Sprache, der ungekünstelten und puderfreien Haartracht, und endlich jenem antiken Wesen, das uns mitten in der verweichlichten und sklavischen Zivilisation des achtzehnten Jahrhunderts das Bild eines Republikaners aus den Zeiten des Cato und Fabius plötzlich in unsere Mauern zu zaubern schien." Franklins Anwesenheit gab der Bewegung, welche zahlreiche Freiwillige aus den Reihen der Anhänger der neuen Grundsätze nach Amerika führte, verstärkten Anstoß.

Schon waren viele französische und polnische Offiziere, unter ihnen auch Thaddäus Kosciusko, unter die Fahnen Washingtons geeilt, um gegen die englische Unterdrückung zu kämpfen. Jetzt wurde der Andrang um so massenhafter. Der bedeutendste unter diesen Offizieren war der baireuther Bauernsohn Johann Kalb (geboren 1721), der es in französischen Diensten bis zum Stabsoffizier und Baron gebracht hatte [1]. Er ließ sich als Generalmajor für Amerika anwerben, dessen Sache er in der That durch seine militärischen Kenntnisse und Geschicklichkeit die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Mit ihm ging (1777) der erst neunzehnjährige Marquis von Lafayette, einer der reichsten Edelleute Frankreichs, der ein Einkommen von 200 000 Livres besaß und hierdurch, sowie durch seine Vermählung mit einer Noailles zu den einflußreichsten Persönlichkeiten des Hofadels gehörte. Begeisterung für die Sache der Freiheit und große persönliche Eitelkeit, der seine wirkliche Begabung keineswegs entsprach, veranlaßten ihn zu dem Entschlusse, Kalb zu begleiten; und so hoch schätzten Franklin und der Kongreß von Philadelphia den Umstand, durch Lafayette die maßgebenden Kreise in Versailles beeinflussen zu können, daß sie dem jungen Leutnant gleichfalls den Rang eines Generalmajors bewilligten — unter der Bedingung, daß er auf jedes Gehalt verzichte. Auf selbstgemietetem Schiffe fuhr Lafayette mit seinem Genossen nach Amerika über. Militärisch hat er den Amerikanern absolut nichts geleistet, aber sein Beispiel, die treffliche Aufnahme, die er jenseits des Ozeans fand, und die begeisterten Berichte, die er von daher nach Frankreich sandte, haben auf die Entschlüsse des Versailler Hofes bedeutende Einwirkung geübt.



Kalb.
Nach dem Kupferstiche von H. Gugeler.

1) Fr. Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb (Stuttgart 1862).

Ganz anderer Natur war ein ehemaliger preußischer Offizier, den Beaumarchais für Amerika gewonnen hatte, ein früherer Flügeladjutant Friedrich des Großen, Baron von Steuben (geboren in Magdeburg, 1730 [1]). Als derselbe im Dezember 1777 in Washingtons Winterquartier zu Valley Forge anlangte, fand er dessen Heer in völliger Zerrüttung und Hilflosigkeit.



General von Steuben.
Nach einem Kupferstiche von 1783.

Aber in kurzer Zeit gelang es dem neuen „Generalinspektor", trotz seiner Unkenntnisse der Verhältnisse und der Sprache, die Milizen nach preußischem Muster zu tüchtigen und gewandten Soldaten umzuschaffen, welche mit Ehren

1) Bowen, Life of Baron Steuben (Boston 1838). — Fr. Kapp, Leben des amerik. Gen. von Steuben.

selbst verwickelte Manöver in größerem Umfange auszuführen verstanden. Von der blinden Panik, die bisher den Amerikanern so oft verderblich gewesen, war nunmehr bei den gut disziplinierten und selbstvertrauenden Truppen nicht mehr die Rede. Steuben hat zweifellos den endgültigen Sieg der Amerikaner organisiert, was diese auch stets willig anerkannt haben.

Die Nachricht von der Kapitulation von Saratoga hatte inzwischen jedem Schwanken der französischen Regierung ein Ende gemacht, zumal der neue Finanzminister Necker mit der ihm eigenen kurzsichtigen Anmaßung die Gelder



Lafayette.
Nach dem Kupferstiche von H. Gugeler.

für einen zweijährigen Krieg großen Stils bereit zu stellen versprochen hatte. Von der öffentlichen Meinung immer entschiedener gedrängt, schloß Vergennes am 6. Februar 1778 mit Franklin zwei Verträge ab: der erste, öffentliche, enthielt die Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten durch Frankreich, sowie Freundschafts- und Handelsstipulationen zwischen beiden Mächten; der zweite, geheime, ein Verteidigungsbündnis für den Fall, daß England um des ersteren willen an Frankreich den Krieg erklären würde. Diese letztere Eventualität wurde übrigens als selbstverständlich vorausgesehen. Das Kabinett von Versailles versprach, dann die Waffen nicht eher nieder zu legen, bis die Unabhängigkeit der Union auch von England anerkannt worden sei, die Vereinigten Staaten, nicht ohne Frankreich Frieden zu schließen.

Die öffentliche Meinung Europas, die ganz auf seiten der mutigen Verteidiger der Freiheit stand, begrüßte mit Freuden den öffentlichen Vertrag zwischen ihnen und Frankreich. In Wahrheit hätte letzteres besser gethan, um anderer Ursachen willen den Krieg mit Großbritannien zu beginnen, als um Rebellen Unterstützung zu bringen. Das war für die Unterthanen des Allerchristlichsten Königs selbst ein übles Beispiel; und nicht minder für seinen Verbündeten, Spanien, dessen umfangreiche Kolonien in Mittel- und Südamerika in der That ausschließlich durch das verlockende Beispiel der Vereinigten Staaten zum Abfalle vom Mutterlande veranlaßt worden sind.

In England hatte der alte und kranke Chatham vergeblich mit glänzender Beredsamkeit die Feindschaft Frankreichs vorher gesagt und den Frieden mit Amerika um jeden Preis gefordert. Der britische Nationalgeist war durch





Medaille von F. Dupré auf das Bündnis der Vereinigten Staaten von Amerika mit Frankreich.

Reversdarstellung: Der junge Herkules (Amerika) zwei Schlangen würgend, von Minerva (Frankreich mit dem Lilienschild) gegen einen Leoparden (England) verteidigt. — Hinter dem Kopf auf der Vorderseite: Freiheitsstab und phrygische Mütze.

die „Rebellion" des letzteren Landes so gereizt, daß selbst die Trauerkunde von Saratoga nur die Erbitterung und Kriegslust vergrößerte. Eine völlig freiwillige Privatkollekte brachte genügende Mittel zur Anwerbung und Ausrüstung von 15000 Soldaten auf. Indes nun bewahrheitete sich Chathams Prophezeiung, und Frankreich kündigte in kühlen Worten seinen Freundschaftsvertrag mit Amerika an. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen London und Paris war die sofortige Folge dieses Ereignisses, der Beginn offener Feindseligkeiten konnte nur die Frage kurzer Zeit sein. So schwierigen Umständen fühlte Lord North, mit rühmenswerter Selbsterkenntnis und Bescheidenheit, sich nicht gewachsen. Er bat den König, ihn durch Chatham zu ersetzen. Allein des letzteren bittere und oft übertriebene Angriffe auf den Monarchen hatten Georg III. derart gereizt, daß er drohte, lieber seine Krone niederzulegen, als vor diesem Manne zu kapitulieren. Er beschwor North, ihn in der Stunde der Gefahr nicht zu verlassen, ungern willigte dieser ein,

bis zum Ende der Parlamentssession sein Amt zu behalten. Trotzdem ist es unzweifelhaft, daß die Einmütigkeit der öffentlichen Meinung und selbst der „Freunde des Königs" diesen zur Nachgiebigkeit gezwungen haben und den großen Staatsmann wieder an das Ruder gebracht haben würde — da brach Chathams längst geschwächte Gesundheit zusammen. Nach einer gewaltigen Rede, in welcher er ein Bündnis aller Briten diesseits und jenseits des Ozeans gegen das verhaßte Haus Bourbon forderte, stürzte er ohnmächtig zusammen, um einige Tage darauf zu verscheiden (11. Mai 1778). England fühlte tief den neuen schweren Verlust, den es hier erlitten; die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, zu denen sich sämtliche Parteien und der König selber für sein Gedächtnis vereinigten, bewiesen die allgemeine Bekümmernis. Lord North blieb nun leitender Minister, nach dem Wunsche des Königs, und weil es keinen besseren gab.

Inzwischen begann der drohende Krieg mit Frankreich seine Einwirkung auf die englischen Operationen in Amerika zu üben. Hier war Sir William Howe als Oberbefehlshaber durch den weit fähigeren Sir Henry Clinton ersetzt worden; allein da dieser jeden Augenblick die Ankunft französischer Streitkräfte zu fürchten hatte, mußte er Philadelphia und die Jerseys räumen und seine geringzähligen Truppen in der Stadt New-York und in Rhode-Island konzentrieren. Wirklich erschien im Juli 1778 eine französische Flotte unter Graf D'Estaing vor Rhode-Island, um es mit Unterstützung der Amerikaner wegzunehmen; aber das Unternehmen mißlang durch Schuld der Franzosen, die es vorzogen, nach den westindischen Inseln zu segeln, um dort für sich selbst Eroberungen zu machen. So brach in Amerika der Krieg zwischen Frankreich und England thatsächlich aus, während in Europa eine andere französische Flotte unter d'Orvilliers das britische Kanalgeschwader des Admirals Keppel angriff. Im ganzen war der Vorteil auf seiten der Engländer, welche die Franzosen überall zurück trieben und deren Handelsschiffe, die von Westindien heim eilten, aufzufangen vermochten. Dagegen gelang es den persönlichen Bemühungen Ludwigs XVI., den König Karl III. von Spanien in den Krieg zu verwickeln, der ihm im Grunde sehr zuwider war, da er mit Recht dessen Folgen für das Verhältnis der eigenen Kolonien zum Mutterlande fürchtete. Indes er sah sich endlich gezwungen, dem Andrängen seines mächtigen Verbündeten nachzugeben: im Sommer 1778 erklärte er an Großbritannien den Krieg. Die englische Nation aber fühlte sich allen diesen Gefahren gewachsen. Die Staatspapiere behaupteten einen so hohen Kurs, wie nur je, Flotte und Landheer waren in gutem Stande; vielmehr hofften die Engländer, sich für den in ihren fernen Kolonien erlittenen Verlust an ihren europäischen Gegnern schadlos zu halten.

Die Kämpfe des Jahres 1779 waren in der That für die Engländer eher günstig. Der amerikanische Obergeneral, Washington, hielt nur mit Mühe seine schlecht gekleideten und genährten Milizen zusammen. Kleine Überfälle und Plünderungen waren alles, was man von beiden Seiten unter-

nahm. Wirklich befand sich der Kongreß in dem furchtbarsten Geldmangel, da das Papiergeld, mit dem er die Kriegsausgaben zum größten Teil bestritt, bis auf ein Hundertstel des nominellen Wertes gefallen war. Es wurde nicht einmal der Versuch zur Abhilfe gemacht, wie denn die Mitglieder des Kongresses in überwiegender Zahl klägliche politische Unfähigkeit und nicht minder traurigen Mangel an Entschlossenheit zeigten [1]). Inzwischen faßte Clinton den kühnen Plan, das Hauptgewicht des Krieges nach den südlichen Staaten zu verlegen, wo die konservativen Groß-Plantagenbesitzer und Sklavenbarone noch zum überwiegenden Teile am Mutterlande hingen. In der That eroberten und behaupteten die Engländer den größten Teil von Georgien, und die von d'Estaing und den Amerikanern gemeinsam unternommene Belagerung der dortigen Hauptfeste der Briten, Savannah, mußte nach schweren Verlusten der Angreifer aufgegeben werden. Wenn auch d'Estaing einige Antillen genommen, ein anderes französisches Korps sich Senegambiens bemächtigt hatte, so machten sich die Engländer wiederum zu Meistern sämtlicher französischer Besitzungen in Ostindien.



Verkleinertes Facsimile einer Sechs-Dollar-Note der „Vereinigten Colonien"; von 1776.

Allein die Zukunft verdüsterte sich doch immer mehr für das britische Reich. Zwei Umstände trugen besonders dazu bei, die Lage desselben bedenklicher zu gestalten, ein innerer und ein äußerer: einmal das Beispiel, das die im ganzen siegreiche Rebellion der Amerikaner den heimischen Unzufriedenen gab; und andrerseits die allgemeine Abneigung, welche die treulose und anmaßende Politik der englischen Regierung während der letztverflossenen sieben Jahrzehnte in Europa gegen das Inselreich erzeugt hatte.

Der Geist des Mißvergnügens der unteren Klassen sprach sich in wiederholten Meutereien auf den englischen Geschwadern kund. Die Iren drohten ganz offen mit einem allgemeinen Aufruhre. Um sie zu besänftigen, hatten Regierung und Parlament im Jahre 1778 einige der schreiendsten Strafbestimmungen und Beschränkungen, welche über die Katholiken verhängt worden, aufgehoben. Von nun an durften die Katholiken in Privathäusern ihren Gottesdienst halten; sie durften fremde Universitäten ihrer Religion besuchen;

1) Washington selber drückt sich hierüber mit großer Schärfe aus; Writings VI, 151.

sie durften Grundbesitz erwerben. Diese dem Geiste der Zeit so sehr entsprechende und dabei so bescheidene Milderung der gegen die Katholiken geübten Intoleranz diente dem englischen und schottischen Pöbel als Gelegenheit zum Aufstande. Ein junger schottischer Edelmann, dessen Verstand übrigens einigermaßen gestört war, Lord Georg Gordon (geboren 1750), stellte sich an die Spitze der Agitation, deren Ziel und Feldgeschrei No Popery, „nieder mit der Päpstelei“ war. Protestantische Vereine bildeten sich in den Städten, die katholischen Betplätze wurden niedergebrannt, einzelne bekannte Katholiken auf der Straße gemißhandelt. Die beklagenswerte Schwäche, welche die Regierung gegenüber der No-Popery-Bewegung zeigte, ermutigte dieselbe nur um so mehr. Dazu kam der wachsende Unwille des Volkes über die selbstsüchtige, gewissenlose und dabei unfähige Herrschaft der Aristokratie. Während die Nation unter der Last der Steuern und Schulden erlag, die ein schlecht geführter und ergebnisloser Krieg kostete, gefiel die leitende Kaste sich in der Schöpfung immer neuer Sinekuren, immer neuer Gnadengehälter und Pensionen, die sie mit vollkommener Schamlosigkeit unter ihre Mitglieder verteilte. In allen bedeutenderen Städten, in den meisten Grafschaften fanden große Volksversammlungen statt, welche Petitionen an das Parlament zur Reform des Staatsbudgets beschlossen. Burke lieh im Unterhause diesen Wünschen das ganze Gewicht seiner warmen und dabei durchaus staatsmännischen Beredsamkeit. Allein die Majorität des selber aus Privilegierten zusammengesetzten Hauses verwarf jeden Versuch einer Besserung. Da nahm das gereizte Volk die No-Popery-Bewegung zum Vorwande von Unruhen. Am 2. Juni 1780 führte Lord Gordon 50—60 000 Mann gegen das Parlament, dessen freisinnige Mitglieder beschimpft und mißhandelt wurden. Dann griff der Pöbel die Häuser der leitenden Staatsmänner, die katholischen Kapellen und die Gefängnisse an und setzte sie zum großen Teil in Flammen. Mehrere Tage lang beherrschte er die Hauptstadt. Nur durch einen förmlichen Straßenkampf, den endlich auf des Königs unmittelbare Veranlassung Soldaten und Milizen gegen die Unruhestifter unternahmen, und bei dem mehr als tausend von diesen getötet oder verwundet wurden, ward der Aufstand unterdrückt. Er hatte bewiesen, daß auch im englischen Volke es zahlreiche revolutionäre Elemente gab, die eine große militärische Niederlage leicht verstärken und gefährlich machen konnte.

Und dabei hatte Großbritannien in allen Erdteilen einen harten und erschöpfenden Kampf zu bestehen.

Clinton war Ende 1779, seinem Plane gemäß, nach Süden gesegelt und hatte den Haupthafen Südcarolinas, Charleston, erobert, wie ihm in Georgien schon Savannah gehörte. Nach diesem Erfolge kehrte er mit einem Teile seiner Streitkräfte nach dem Norden zurück, während er seinen besten General, Graf Cornwallis, mit einer kleinen Truppenschar in Südcarolina zurückließ, um auch die nördliche Schwesterprovinz zu gewinnen. Es gelang Cornwallis durch die Schlacht bei Camden (August 1780), in der General Gates, der

verdienstlose Sieger von Yorktown, völlig geschlagen, der wackere Kalb zum Tode getroffen wurde. Cornwallis nutzte seinen Sieg mit vieler Schneidigkeit, aber auch mit großer Strenge aus, indem er durch grausame Strafen die Republikaner der beiden Carolina zur Unterwerfung zwang. Im Norden wurde Washington durch Mangel an Soldaten und an jeder Art von Vorräten an entscheidendem Auftreten gegen die kleine englische Macht in New-York verhindert. Selbst als 6000 Franzosen unter Rochambeau ihm zu Hilfe kamen, vermochte er nichts zu unternehmen als die Wiederbesetzung von Rhode-Island. „Wir sind beständig auf dem Punkte zu verhungern", schrieb damals Washington an einen befreundeten General. Die Umstände der Amerikaner erschienen so verzweifelt, ihre Staatsmänner so nichtsnutzig, daß einer ihrer besten Generale, Arnold, voll Aerger zu den Engländern überging und bald in Virginien mit dem ganzen Eifer eines Renegaten gegen seine Landsleute wütete.

In Europa hatten die Spanier, seit ihrer Kriegserklärung an England im Sommer 1779, vor allem die Rückeroberung des so schmerzlich bedauerten Gibraltar versucht. Der stete Anblick der britischen Flagge auf dieser spanischen Festung war für ihren lebhaften Nationalstolz eine unerträgliche Beleidigung. Sie schlossen Gibraltar ein, dessen starke Werke indes von einer tapferen Besatzung unter dem heroischen Elliot mit Erfolg verteidigt wurden. Als die Vorräte in der Stadt gänzlich erschöpft waren, kam Admiral Sir Georg Rodney ihr zu Hilfe: er besiegte die spanische Flotte vollständig bei Kap St. Vincent (Januar 1780) und nahm deren Admiral Langara gefangen, nur vier spanische Schiffe entkamen. So wurde Gibraltar wieder hinreichend verproviantiert.

Indes trotz dieser Vorteile wuchsen die Schwierigkeiten der politischen und militärischen Lage für England zu drohender Höhe. Ihre gesamte ost- und westindische Kauffahrteiflotte, sechzig reich beladene Schiffe, wurde von den Spaniern abgefangen. Noch viel bedenklicher waren die diplomatischen Verwickelungen. England schrieb sich das Recht zu, alle neutralen Schiffe zu untersuchen, ob sie nicht feindliches Gut oder für die Gegner bestimmte Kriegsvorräte enthielten. Diese tyrannische Willkür erregte in ganz Europa den lebhaftesten Unwillen; besonders Zarin Katharina II. wollte ihre Flagge und den Handel ihrer Unterthanen einer solchen Belästigung und Beschimpfung nicht länger unterwerfen. Sie erließ eine feierliche Verkündigung, in der sie erklärte, mit allen Kräften den Grundsatz, daß frei Schiff auch freie Ware mache, verteidigen zu wollen; und zu diesem Behufe schloß sie mit Schweden, Dänemark, Preußen und Holland den Bund der bewaffneten Neutralität (1780), welcher bei längerer Dauer des amerikanischen Krieges zweifellos den Ausbruch eines Kampfes zwischen jenen fünf Mächten und Großbritannien herbeigeführt hätte. Einer der verbündeten Staaten wurde sogar ohne Verzug in den Streit mit dem Inselreiche verwickelt: nämlich Holland.

Wir wissen, daß in dieser Republik, wie schon fast seit zwei Jahrhun-

derten, zwei Parteien auf das heftigste miteinander rangen: die oranische, dem Statthalter ergebene, monarchisch-zentralistische, und die aristokratisch-föderalistische, welche sich den Ehrennamen der Patrioten gab und besonders von dem Pensionär Van Berkel geleitet wurde. Die letztere hatte durch die Fehler des Statthalters Wilhelm V. augenblicklich die Oberhand. Da sie mit Frankreich verbündet war und der Republikanismus des jungen amerikanischen Gemeinwesens ihre Sympathien auf das lebhafteste erregte, hatte sie seit der Kapitulation von Saratoga mit letzterem Verhandlungen wegen eines Freundschaftsbündnisses angeknüpft. Indes noch war dasselbe nicht abgeschlossen, als England, welches die feindselige Gesinnung der Schwesternation wohl kannte, sie deshalb zu strafen und an ihren Kolonien sich wegen der verlorenen amerikanischen zu erholen gedachte, durch eine Reihe von Gewaltmaßregeln den Bruch herbeiführte. Holländische Kriegsschiffe, welche ihre Kauffahrer vor englischer Durchsuchung schützen wollten, wurden mitsamt denselben weggenommen und nach britischen Häfen gebracht. Ein amerikanischer Gesandter, für den Haag bestimmt, wurde von den Engländern abgefangen und in den Tower eingeschlossen. Endlich erklärte Großbritannien dem kleinen Nachbarstaate förmlich den Krieg (Dezember 1780).

Den Zweck, welchen das Kabinett von St. James mit so schroffem Verfahren angestrebt hatte, erreichte es in der That zum großen Teile. Freilich zeigte sich die holländische Flotte noch einmal ihres alten Ruhmes würdig, indem sie unter Admiral Zouttman (Herbst 1781) bei Doggersbank so tapfer gegen das Geschwader Admiral Hyde-Parkers stritt, daß der Sieg unentschieden blieb. Aber sonst erlitten die Niederländer allerorten die schwersten Verluste. Ihre Ostindienfahrer fielen den Feinden in die Hände. Admiral Rodney, ein ebenso geschickter Seemann wie verderbter Charakter, nahm ihnen die westindische Insel St. Eustache, wobei er ihnen an öffentlichem und privatem Gute einen Schaden von mehr als sechzig Millionen Mark zufügte. Es war das Ende für der Vereinigten Provinzen einst so stolz gebietende Seemacht.

Auch sonst rechtfertigten die Engländer die Kühnheit ihres politischen Auftretens durch die Kraft, mit der sie den Krieg gegen so viele Feinde führten. Die letzteren wußten ihre numerische Überlegenheit so wenig zu verwerten, daß vielmehr England die See beherrschte und den französischen spanischen, holländischen Handel so gut wie vernichtete. Nur an einem Punkte glückte es den Franzosen und Spaniern. Nachdem sich General Murray in Minorca fast ein Jahr lang heldenmütig gegen die ungeheure Übermacht der Verbündeten unter dem Herzog von Crillon verteidigt, und nachdem das Feuer des Feindes und ansteckende Krankheiten seine Truppen auf wenige hundert Mann vermindert hatten, mußte er die Insel den Gegnern überliefern. Um so gründlicher scheiterten alle deren Versuche wider das weit wichtigere Gibraltar. Da die wiederholte Ankunft englischer Flotten mit Lebensmitteln jede Hoffnung, die Feste durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, unmöglich machte, versuchten es die Verbündeten mit gewaltsamen Angriffen. Ein furcht-

bares Bombardement führte zu keinem Ergebnis, indem Besatzung und Einwohner sich in den in lebendigen Fels gehauenen Kasematten bargen. Vielmehr unternahm der ebenso mutige wie geschickte Gouverneur Elliot einen Ausfall, durch welchen er fast sämtliche spanische Batterien zerstörte. Endlich führte der Herzog von Crillon seine Eroberer Minorcas gegen Gibraltar; mehr Vertrauen setzte er freilich auf seine schwimmenden Batterien, vermittelst deren er die Feste auf der Seeseite zu bezwingen hoffte. Vergebens: die englischen Brandkugeln ließen alle die kostbaren Fahrzeuge in Flammen aufgehen. Gibraltar trotzte nach wie vor.

Inzwischen hatte in Westindien der französische Admiral de Grasse mit weit überlegener Macht einen Teil der englischen kleinen Antillen genommen. Er rüstete sich zur Eroberung Jamaikas, als Rodney mit Verstärkungen aus Europa anlangte und ihn in einem blutigen Gefechte bei Martinique am 12. April 1782 völlig schlug. De Grasse mußte sich selbst auf seinem Admiralschiffe ergeben; die große französische Flotte war vernichtet oder zerstreut.

So bedeutend auch diese partiellen Erfolge Englands waren, konnten sie doch nicht die endgültige Niederlage wieder wett machen, welche dasselbe auf dem hauptsächlichen Kriegsschauplatze, in Amerika, erlitt.

Die bisherige Ratlosigkeit der Verbündeten gab dem kühnen Cornwallis den Plan ein, nach Virginien vorzudringen, um diese Provinz, eines der Zentren der Revolution, zu züchtigen und zu unterwerfen; Clinton hatte versprochen, von New-York aus nach dem Süden zu ziehen und sich hier mit Cornwallis zu vereinen. Indes bei der unheilbaren Schwäche der englischen Truppen war dieser Entwurf nicht minder gefährlich, als derjenige Bourgoynes vier Jahre früher. Die großen Entfernungen, die numerische Überzahl der Gegner, der verzweifelte Widerstand, welchen die amerikanischen Milizen in jeder einzelnen Provinz zu leisten pflegten, ließen sein Gelingen von vornherein als sehr zweifelhaft erscheinen, ja eine neue Katastrophe fürchten. Washington und Rochambeau, durch frische Verstärkungen gekräftigt und ermutigt, faßten den richtigen Entschluß, den Vorsprung, den sie vor dem ihnen gegenüber stehenden Clinton nach Süden hin besaßen, zunächst zum eiligen Marsch gegen Cornwallis und zu dessen Vernichtung zu benutzen. Ihre Absicht gelang ihnen vollkommen, zumal sie von der ganzen, damals noch unversehrten Flotte de Grasses unterstützt wurden. Vor der erdrückenden Übermacht von 20 000 Mann schloß sich Cornwallis mit seiner dreifach schwächeren Schar in geschickt gewählter und befestigter Stellung bei Yorktown, an der Mündung des Yorkflusses (Virginien) ein; hier wollte er Clinton und die englische Flotte erwarten. Indes beide zögerten übermäßig, während die Verbündeten eine förmliche Belagerung eröffneten, bei der Feuer aus schwerem Geschütz und Bajonettangriffe unaufhörlich wechselten und die Werke Cornwallis' eines nach dem anderen zum Falle brachten. So sah der englische General sich nach einmonatlicher tapferster Verteidigung zur Kapitulation, zur

Kriegsgefangenschaft gezwungen (19. Oktober 1781). Auf beiden Seiten hatten Deutsche gefochten: bei den Engländern 2000 Ansbacher und Hessen, bei den Franzosen das durchaus deutsche Regiment Zweibrücken.

Man erkannte allerseits, daß, wie die Kapitulation von Saratoga den Sieg der Engländer unmöglich gemacht, so die Kapitulation von Yorktown ihre Niederlage entschieden hatte. Nun konnten dieselben nicht mehr daran denken, unter irgend einer Gestalt die Zugehörigkeit der amerikanischen Kolonien zum britischen Reiche zu behaupten. Die Vereinigten Staaten hatten ihre Unabhängigkeit erfochten, durch eigene Tapferkeit und Vaterlandsliebe, sowie durch die Unterstützung von seiten Frankreichs.

Diese Überzeugung drängte sich aller Welt, auch in England selbst auf. Lord North, der immer seinen eigenen Fähigkeiten mißtraut und längst seinem Herrscher, wenn auch vergeblich, den Frieden angeraten hatte, war nun zum Rücktritt fest entschlossen. „O Gott, alles ist vorbei", rief er bei der Nachricht von der Kapitulation von Yorktown. Nur König Georg III. harrte mit starrer Hartnäckigkeit aus; er wollte lieber die Krone niederlegen, als vor den aufrührerischen Unterthanen weichen. Aber endlich gab er doch dem lauten Verlangen der öffentlichen Meinung und dem unzweideutig kund gegebenen Willen des Unterhauses nach. Im März 1782 entließ er schweren Herzens seinen Freund Lord North und berief ein Ministerium der Whigaristokratie, dessen Stellen unter den Anhang des Marquis von Rockingham und des Lord Shelburne, eines Freundes von Chatham, verteilt wurden; Staatssekretär ward der ebenso begabte und beredte Charles James Fox, der Sohn des bekannten Gegners des älteren Pitt. Die Niederlage der Engländer in Amerika war auch eine schwere Niederlage der englischen Krone geworden. Mit der Demütigung Georgs III. vor dieser Whigkoterie, die er so lange und hartnäckig bekämpft hatte, scheiterte der letzte Versuch des englischen Königtums, einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke des Reiches zu gewinnen. Seitdem ist es zu einer bloßen Abstraktion verblaßt, ist seine einzige Aufgabe die geworden, zu verhüten, daß eine jüngere und frischere Kraft die Leitung der Exekutive im britischen Weltreiche an sich reiße.

Das neue Ministerium hatte nur ein einziges Ziel vor Augen: Frieden, schleunigen und vollständigen Frieden, im Innern und nach außen.

Das Beispiel der Amerikaner hatte auch den Iren, den protestantischen wie den katholischen, den Wunsch und die Hoffnung auf eine günstigere und freiere Stellung England gegenüber eingeflößt. Unter der Führung des als Redner hochbegabten Heinrich Flood bildete sich selbst in dem aristokratischen und anglikanischen Parlamente Irlands eine Partei, welche vor allem Abschaffung der kommerziellen und gewerblichen Beschränkungen forderte, die Irland zu hilfloser Armut verdammten. Die Ansprüche der Iren wuchsen, als die Regierung durch den amerikanisch-französischen Krieg genötigt wurde, die Insel von Truppen zu entblößen. Unter dem Vorwande, eine drohende französische Landung abwehren zu wollen, griffen über 50000 „Freiwillige"

Capt Dayton or Officer
commandg at Elizabeth Town

Head Quarters 11 July 1782
Recd

to you;—taking particular care that no abuse is practised, by bringing out any Article not absolutely warranted by the passport—

You will observe that their Re=turns is to be by the post of Dobbs Ferry

I am Sir
Your most humble Servt.
G. Washington

zu den Waffen, nur auf einen Führer harrend, um mit Gewalt die Erfüllung der nationalen Wünsche zu ertrotzen (1779). Sie fanden ihn in Heinrich Grattan (geboren 1746), einem Advokaten von leidenschaftlicher, obwohl bisweilen schwülstiger Beredsamkeit, so recht den Charakter und die Sprechweise seines Volkes repräsentierend. „Freier Handel“ und „Freie Gesetzgebung“ waren die Ziele, die er mit Kühnheit und Lebhaftigkeit verteidigte, und die bald zum Feldgeschrei für die Scharen der Freiwilligen wurden. Die englische Regierung, von Feinden umgeben, fühlte sich außer stande, diesem Ansturme zu widerstehen. Schon 1780 hatte Lord North die ersten der irischen Wünsche erfüllt, indem er die Handelsbeschränkungen aufhob und freien Verkehr mit den britischen Besitzungen zuließ; jetzt — Mai 1782 — gewährte das Ministerium Rockingham-Shelburne den zweiten, indem es dem irischen Parlamente völlige Unabhängigkeit von dem englischen gewährte. Nur noch die Personalunion vereinigte die beiden Königreiche. „Ich rede jetzt zu einem freien Volke,“ rief Grattan jubelnd aus. „Irland ist nunmehr eine Nation. Ich begrüße sie als solche, verneige mich vor ihrer hehren Größe und sage: Sie lebe auf ewig!“ Voll Dankbarkeit votierte dem begabten und mutigen, dabei armen Führer das irische Parlament die Summe von 100000 Pfund; nur mit Mühe konnte er bestimmt werden, die Hälfte derselben anzunehmen. Man wähnte, auf immer sei Eintracht und Zufriedenheit hergestellt zwischen Irland und Großbritannien. Ein schöner, aber kurzer Traum!

Noch wichtiger waren die Friedensverhandlungen mit Amerika, Frankreich und deren Verbündeten. Sie wurden, da Rockingham bereits im Juli 1782 starb, durch Shelburne als ersten Minister weitergeführt. Derselbe lehnte die ihm von Rußland und Österreich angebotene Vermittelung ab und zog es, sicher mit größerer Würde, vor, direkt mit Franklin zu verhandeln, der damals noch als amerikanischer Gesandter in Paris weilte und übrigens gegen die Intentionen Frankreichs ein ebenso tiefes wie ungerechtfertigtes Mißtrauen hegte. Unter solchen Umständen gingen die Negotiationen schnell von statten. Die einzige Schwierigkeit bildete die Regelung der Verhältnisse der nordamerikanischen Loyalisten, deren Besitzungen zum großen Teile eingezogen worden waren. Hier erlitt England eine schmerzliche Niederlage, indem es sich schließlich mit der Zusage abfinden mußte, daß ihre Schadloshaltung vom Kongresse den Einzelstaaten anempfohlen werden solle — eine sehr prekäre Hoffnung für die Unglücklichen, deren Verbrechen in ihrer Treue für Vaterland und König bestand. So kamen am 30. November 1782 in Paris zwischen England und den Vereinigten Staaten die Friedenspräliminarien zuwege, in denen Großbritannien die Unabhängigkeit Amerikas völlig anerkannte. Der endgültige Abschluß wurde bis zum Beitritte Frankreichs verschoben; aber dieser Vorbehalt von seiten der Amerikaner war ein rein formeller, und Frankreich zeigte sich mit Fug sehr ungehalten über die Selbstsucht und Untreue eines Verbündeten, der es jetzt im Stiche ließ, nachdem er nur durch seine Unterstützung vor dem Untergange gerettet worden.

Indes muß man zur Entschuldigung der amerikanischen Staatsmänner sagen, daß ihrem Lande der Friede dringend not that. Es fehlte der neu-entstandenen Republik nicht an starken und drohenden Gefahren. Die große Mehrheit der Einwohner war keineswegs von Begeisterung für die Trennung von England erfüllt und hätte sich vielmehr gern der alten Heimat wieder angeschlossen, wenn diese ihnen nur volle Freiheit zusicherte. Die Bundesverfassung war unbestimmt, schwankend, lediglich auf die Dauer des Krieges berechnet, nach dessen Beendigung alles auseinander zu fallen drohte. Eine ungeheure Masse entwerteten Papiergeldes — vierzig Millionen Dollars! — drückte auf Verkehr und Wohlstand der Union. Das von dem Kongresse stets nachlässig und geizig behandelte Heer war äußerst unzufrieden, und eine große Anzahl von Offizieren sah geradezu nur in der Monarchie Rettung. Sie boten Washington die Krone an: aber dieser große Bürger wies sie mit Entrüstung von sich — ein seltenes Beispiel von uneigennütziger, edler Freiheitsliebe und selbstloser Treue! Vielmehr sorgte er dafür, daß die Zwistigkeiten zwischen Heer und Kongreß beigelegt wurden, jenes sich ohne Widerstand auflösen ließ und zum bürgerlichen Leben zurückkehrte. Er selber, der Cincinnatus Amerikas, legte sein Amt nieder und nahm auf seinem Gute Mount Vernon sein Leben als schlichter Landwirt wieder auf. Solche Thatsachen, solche Charaktere entschädigen für viele bittere Erfahrungen, die der Geschichtschreiber aus der Vergangenheit der Menschheit zu verzeichnen hat.

Zunächst versuchte der Kongreß, die Union in demselben lockeren Zusammenhange zu erhalten, in dem sie bisher gelebt hatte. Allein das stellte sich bald als unmöglich heraus. Kommunistische Aufstände in mehreren Teilen des Gebietes, die brennende Frage, ob die Sklaverei gestattet und wie weit sie sich erstrecken solle, legten die Notwendigkeit einer festeren und zentralisierenderen Verfassung nahe. Zu deren Beratung ward im Mai 1787 ein Konvent berufen, der zu seinem Vorsitzenden keinen geringeren als Washington ernannte. Binnen vier Wochen entwarf diese Versammlung mit großer Einsicht eine Verfassung, die, auf das geschickteste der Vorentwickelung und den gegenwärtigen Bedürfnissen der Kolonien angepaßt, doch zugleich auf allgemein gültigen und dauernden Grundsätzen beruhte. Die Staaten, welche die Union bilden, bleiben souverän, übertragen aber einer Zentralgewalt das Recht der Vertretung nach außen, des Krieges und Friedens, der Heeresleitung, der Auferlegung der hierzu erforderlichen Steuern, der Einrichtung von Ein- und Ausfuhrzöllen sowie der Prägung von Münzen und Ausgabe von Papiergeld, endlich der Entscheidung von Streitigkeiten verschiedener Staaten untereinander sowie der Bürger, die verschiedenen Staaten angehören, und endlich aller Seehändel. Zu diesem Zwecke wird ein Kongreß gebildet, der aus zwei Häusern besteht: dem Senate, der alle zwei Jahre zum Drittel erneut und aus je zwei Erwählten der Legislaturen aller die Union zusammensetzenden Staaten zusammengesetzt wird; und dem Repräsentantenhause, dessen Mitglieder alle zwei Jahre unmittelbar durch allgemeines Stimmrecht, und zwar in, der Wählerzahl nach gleichen

Distrikten erkoren werden. Zur Leitung der Exekutive wird ein Präsident alle vier Jahre durch indirekte Volkswahl bezeichnet; er besitzt gegen die von dem Kongresse erlassenen Gesetze nur ein suspensives Veto. Die höchste richterliche Gewalt beruht auf einem unabhängigen Bundesgerichte. Leider wurde gegen den Wunsch Washingtons die Sklaverei in den südlichen Bundesstaaten gestattet, zum dauernden Schaden für die Union.

Allein wenn wir von diesem Frevel absehen, der später verderblichen und blutigen Hader entzünden sollte, muß man sagen, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten sich über alle Erwartung bewährt hat. Sie führte die Union über die erste Unsicherheit und Gefahr ihres Bestandes hinaus; und sie war so praktisch, so dem Charakter und den Bedürfnissen der Nation angepaßt, mit so weiser Voraussicht eingerichtet, daß sie, ohne wesentliche Veränderung, jetzt ebenso gut einem Staatswesen von sechzig Millionen, wie vor einem Jahrhundert einem armen Völkchen von drei Millionen Seelen genügt.

Bei dem Abschlusse der Präliminarien von Paris war die Absicht der Mehrzahl der englischen Minister dahin gegangen, die stammverwandten und durch tausend Bande noch mit der britischen Nation verknüpften Amerikaner gänzlich von Frankreich und Spanien zu trennen und sich dann an den Kolonien dieser letzteren Staaten für die in Nordamerika erlittenen Verluste schadlos zu halten. Indes die absolute Friedensliebe Shelburnes trug den Sieg über die Wünsche seiner Kollegen davon, und so wurden am 20. Januar 1783 zu Versailles die Präliminarien auch mit den beiden bourbonischen Mächten — etwas später mit Holland — unterzeichnet. Die definitiven Verträge, eine reine Formsache, kamen erst am 3. September 1783, gleichfalls in Versailles, zustande.

Holland ging nicht allein völlig leer aus, sondern mußte auch noch seine ostindische Besitzung Negapatam an England überlassen. Das erhöhte die Unzufriedenheit, die man in den Vereinigten Provinzen bereits gegen Wilhelm V. hegte; nicht mit Unrecht beschuldigte man ihn, wegen der traditionellen Hinneigung seines Hauses zu England den Kampf, an welchem sich das niederländische Volk mit dem ganzen Eifer eines lange aufgespeicherten Hasses und Neides beteiligt hatte, lässig geführt zu haben. Seitdem war der Sieg der „Patrioten“ entschieden.

Sonst kostete der Friede von Versailles England einige Opfer. Es mußte an Frankreich in Amerika Tabago und mehrere durch ihren Fischfang wichtige kleine Inseln bei Neufundland abtreten, in Afrika den Senegalfluß und Gorea, in Indien ein die französische Kolonie Pondichéry abrundendes Gebiet; endlich mußte es darauf verzichten, den Hafen von Dünkirchen geschlossen zu erhalten. An Spanien hatte es Minorca sowie Florida zu überlassen — letzteres eine Erwerbung, für welche Karl III., wenn auch ungern, auf Gibraltar verzichtete.

Der Friede von Versailles ist übrigens nicht unrühmlich für England, wenn man die Zahl und Macht seiner Gegner in Betracht zieht; es hatte, trotz deren grimmigem Ansturme, nur wenige der im Pariser Frieden von 1763

gemachten glänzenden Erwerbungen zu opfern gehabt. Aber ungeheuer waren die Kosten dieses Krieges gewesen. Er hatte die englische Staatsschuld von 136 auf 238 Millionen Pfund — also um mehr als zwei Milliarden Mark — gesteigert; er hatte Frankreich 1750, Spanien 1000, Holland 250 Millionen Francs gekostet. England war einstweilen zur politischen Unthätigkeit verurteilt, gezwungen, die Wunden wieder zu heilen, welche der Krieg ihm geschlagen. Aber bei weitem größer war die Einwirkung, die derselbe auf Großbritanniens hauptsächlichsten Gegner, auf Frankreich, geübt hat. Der amerikanische Krieg wurde zur unwiderstehlichen revolutionären Propaganda in dem Lande, das sich mit Revolution und Republik verbündet hatte. Durch ihn ward Frankreich endgültig in das finanzielle Elend geschleudert, das die nächste Veranlassung zur Einberufung der Generalstaaten, zum Ausbruch der Umwälzung von 1789 wurde.

Der endgültige Sieg der amerikanischen Freiheit, wie er durch den Frieden von Versailles sanktioniert wurde, erregte im ganzen gebildeten Europa



Älteste Münze der Vereinigten Staaten von Amerika; 1783. Kupfer.

den lebhaftesten Jubel. Er schien die Morgenröte einer schöneren, besseren Zeit zu bedeuten, wo die ganze Menschheit in republikanischer Selbstbestimmung ein humanes, würdiges, glückliches Dasein führen würde. In der berlinischen Monatsschrift, die von zwei preußischen Staatsbeamten herausgegeben wurde, erschien eine „Ode an die Freiheit Amerikas“:

> „Dein Beispiel ruft
> Laut den entferntesten Nationen:
> Frei ist, wer's sein will, und wert zu sein ist.
> Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
> Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
> Du, Edle, frei wirst; deine Fürsten
> Scheuchst, und Ein glücklicher Volksstaat grünst!“ [1])

In dem fernen kleinen Helsingör flaggten bei der Nachricht des Friedensschlusses alle Schiffe im Hafen, trank man überall auf das Wohl der jungen Republik. [2]) Der kosmopolitische, antikisierende Geist der Zeit sah die Menschheit schon als eine einzige selige Republik. Ehe die große Revolution in die äußere Erscheinung trat, hatte sie sich bereits in den Geistern vollzogen.

1) Philippson, Preußisches Staatswesen, II, S. 4 ff.
2) Tocqueville, Mélanges, S. 70.

Das sind die beiden hochwichtigen Thatsachen am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts: die Begründung des großen demokratisch-republikanischen Staatswesens im Westen des Atlantischen Ozeans, und die Revolution in Frankreich. Die ganze anderthalbhundertjährige Entwickelung seit dem Abschlusse des Westfälischen Friedens hatte sie beide vorbereitet; aber ihr Eintreten bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit. Es ist die Epoche des Welthandels und der Demokratie.

Verzeichnis der Illustrationen.

Textbilder.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

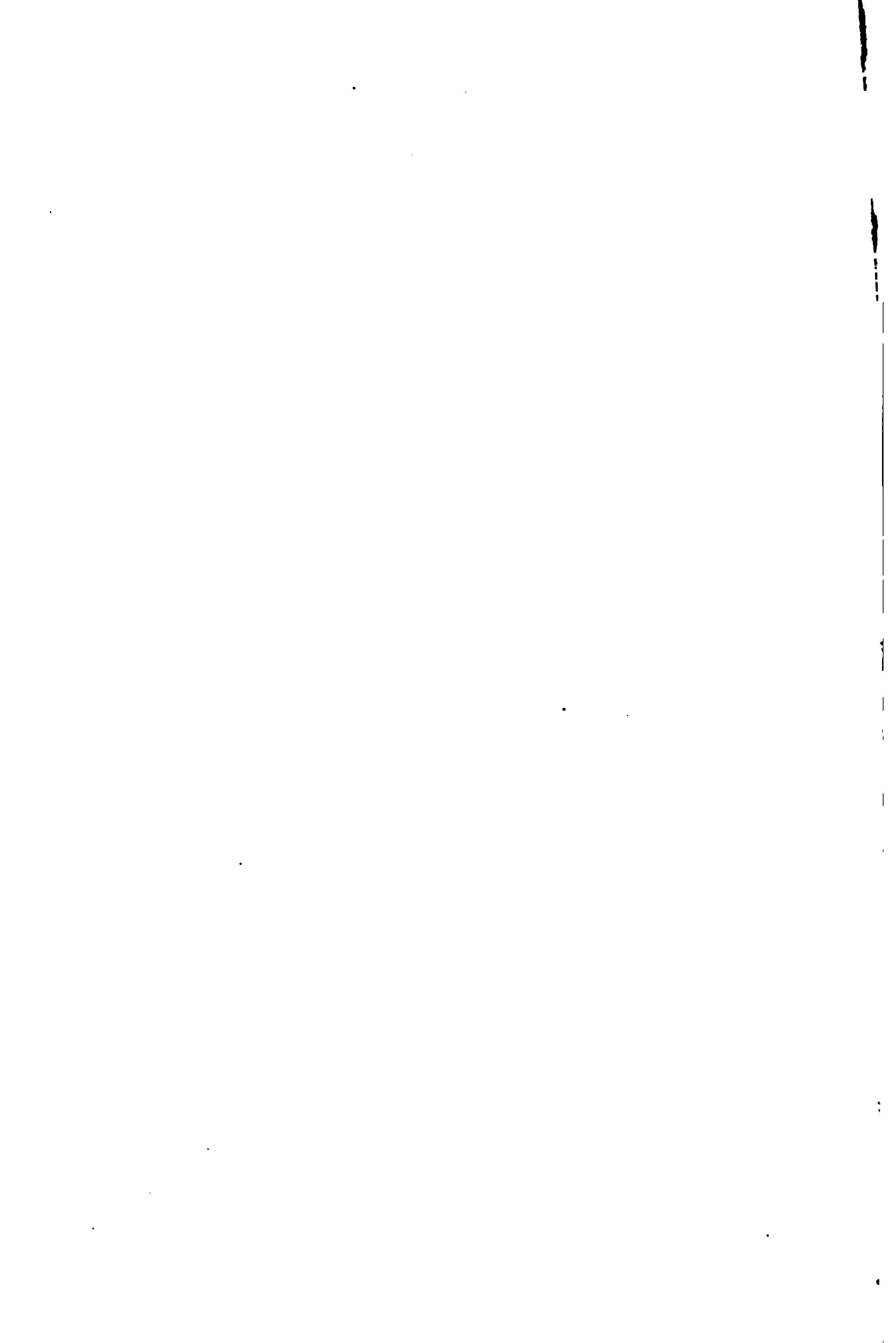
Beilagen.

Inhalts-Verzeichnis.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Das Zeitalter Friedrich des Großen 205



III.

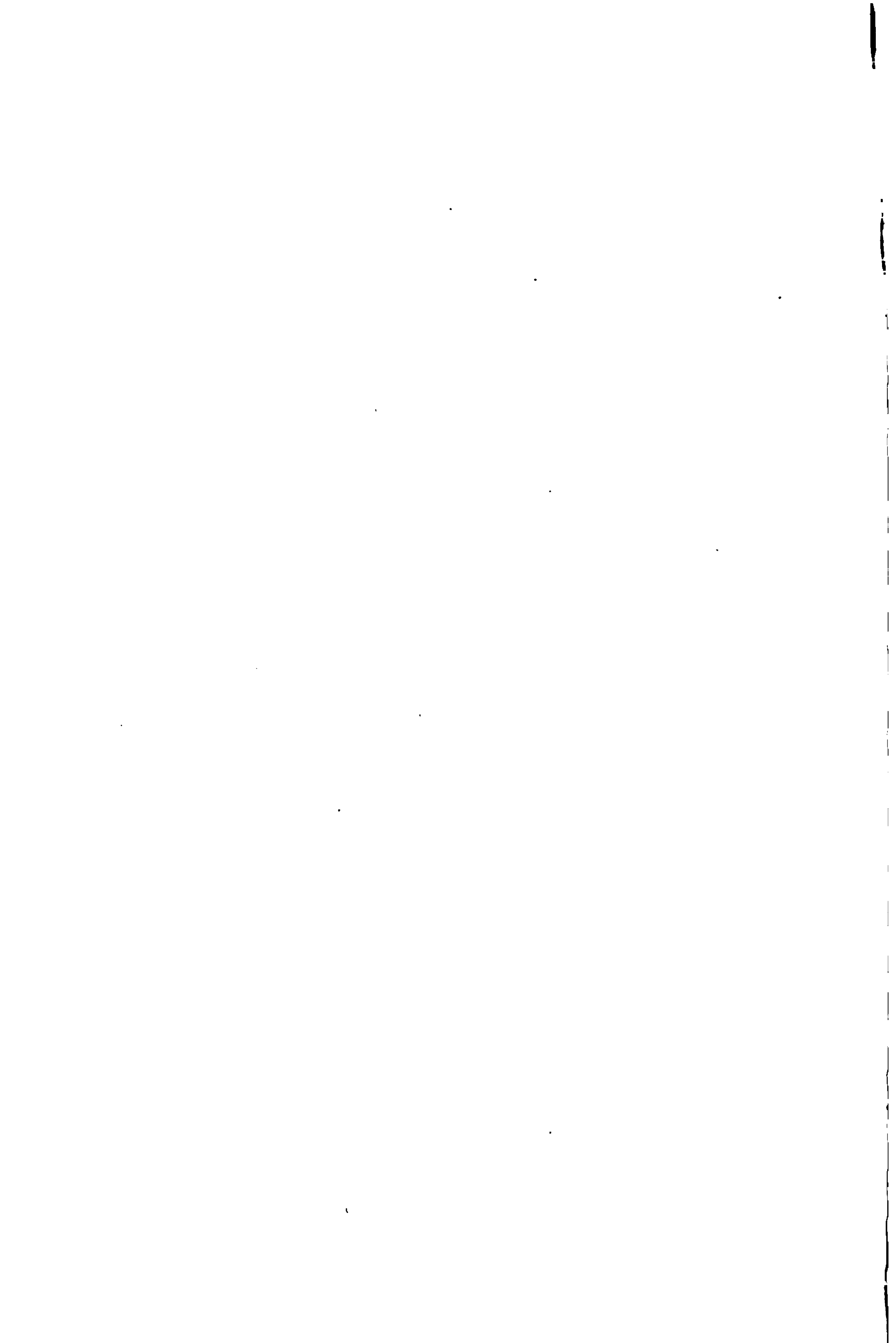
Geschichte der Neueren Zeit.

(Allgemeine Weltgeschichte VII. bis IX. Band.)

Bearbeitet

von

M. Philippson.



A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.